image
not
available

Das B



Das Bayerland







Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift

für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von Heinrich Leher.

Zweiter Jahrgang.



München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1891.

Inhaltsverzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Vermischte Aufsätze.

Gedichte.

Kleine Mitteilungen.

Illustrationen.



Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

I.

Ein prächtiger Sommertag ist zur Rüste gegangen. Hinter der malerischen Bergkette der hohen Rhön, die westlich den breiten Thalgrund abschließt, ist die Sonne hinabgesunken, aber noch erglänzen von ihren letzten Strahlen die weißen Wölkchen an der reinen Himmelsdecke, die in hehrer Ruhe sich ausspannt über eine liebliche Gegend des unteren Frankenlandes. Durch grüne Auen, an reichen Fruchtfeldern vorüber zieht die Saale, ein anmutig Flüßlein, dahin; mit dichtem Erlengesträuch sind ihre Ufer bestanden, so daß die glitzernde Wasserfläche nur da und dort sichtbar ist.

Wo unfern dem Dorfe Herschfeld die Flut laut aufrauschend sich bricht an dem steilen Wehr, führt ein noch roh gezimmerter starker Steg von der Straße über den Fluß zur Mühle, deren Räder nie stille stehen, auch jetzt nicht, nachdem doch überall ringsum das Tagwerk gethan.

Dort stand ein wenig abseits vom Wege und halb versteckt unter dem buschigen Laubwerk hinter dem Stamme einer uralten Linde ein Liebespaar in trautestem Gespräche. Der junge Mann, den sein grünes Kleid, Hirschfänger und Obergewehr sofort als einen der fürstbischöflichen Forstbeamten kenntlich machten, hielt mit seiner nervigen Rechten die Hand des holden Mädchens fest, das mit gesenktem Haupte vor ihm stand, bis es, wie aus einem Traume erwachend, aufschaute zu dem schmucken Jägersmann, dessen Hand nun leise über die reichen Flechten des blonden Haares strich, indem er mit tiefer, wohlklingender Stimme sagte:

„Warum bist Du denn so gar still heute, Marie? Du läßt mich sprechen und hast kaum ein einzig Wörtchen für mich. So glaubst Du also nicht an das, was ich Dir gesagt?"

„O doch, Wilhelm, wie soll ich daran zweifeln, daß der Fürst Dir ein so gnädiger Herr sein will, daß Deine Ernennung zum Waldmeister Dir sicher ist?"

„Und dann will ich vor Deinen Vater treten und von ihm Dich mir erbitten. Der Wiesenmüller, und wäre er noch einmal so reich als er schon ist, wird dem fürstbischöflichen Waldmeister Wilhelm Endres mit Achtung begegnen."

„Du weißt nicht, wie hart und streng er urteilt über alle, die fremdes Brod essen, er, der so stolz darauf ist, auf der eigenen Hufe leben zu können als reichsfreier Bauer, wie er sagt."

Über die ernsten offenen Züge des jungen Mannes flog ein leichtes Lächeln, als er entgegnete:

„Freilich, es ist ja wahr, die Gochsheimer dünken sich wunder was zu sein, ist doch jeder von ihnen für sich ein Seigneur. Aber ich habe Deinen Vater immer für einen aufgeklärten Mann gehalten, der den Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen versteht. Was um Himmelswillen kann er denn gegen unsere Verbindung einzuwenden haben? Mühle und Grundstücke wird er später seinem jüngeren Bruder überlassen müssen, denn das vererbt sich nach Gochsheimer Reichsgesetz nicht auf Weiber und in ein Kloster wird der Wiesenmüller sein einzig Töchterlein doch auch nicht schicken wollen."

„Nein, nein", wehrte das Mädchen mit angstvoller Gebärde ab, „daran denkt Vater nicht, aber er hat so oft schon geschworen, daß nur ein ganz freier Mann es wagen dürfe, vor

ihm als Werber um meine Hand zu erscheinen. Und so zittere ich vor der Stunde, wo ich ihm meine Liebe zu Dir gestehen soll."

„Und doch liebst Du mich, Marie?" fragte der junge Mann mit leise zitternder Stimme. „O, sage es mir noch einmal, daß ich es gewißlich glauben muß."

„Braucht es der Worte, um Dir kund zu thun, daß mein ganzes Sein Dir gehört und nur Dir allein, Wilhelm, mein Einziggeliebter", rief das Mädchen aus, in überquellendem Gefühle sich an des Erwählten Brust werfend. „Ich kann nicht von Dir lassen und bleibe Dir getreu bis in den Tod."

Mit sanfter Gewalt hob der stattliche Jägersmann sein herzig Liebchen zu sich empor und drückte einen heißen Kuß auf den rosigen Mund.

„Dann ist ja alles gut, Marie, aber jetzt sage mir, was weiter geschehen soll. Ich muß mit Deinem Vater sprechen, schon in den allernächsten Tagen. Dieses Herumschleichen hinter seinem Rücken ist mir in tiefster Seele verhaßt. Ich will vor ihn hintreten und er soll mir frei ins Gesicht sagen, warum ich ihm nicht gut genug bin als Freiersmann für seine Tochter."

„Ach, Wilhelm, nur kurze Zeit noch lasse mir, ihn vorzubereiten auf Deine Werbung, die Base wird auch ein gutes Wörtlein für Dich einlegen. Du weißt, sie hat Dich in ihr Herz eingeschlossen und meint es nur aufs beste mit uns Beiden."

„Gut denn, Marie, Dein Wunsch soll mir Befehl sein. Aber jetzt wird es Zeit für mich sein, an den Heimweg zu denken. Schon längst ist die Sonne untergegangen, ich erreiche das Forsthaus spät in der Nacht."

„Mir ist das Herz so voll, Wilhelm, ich kann Dich noch nicht ziehen lassen. Warum willst Du nicht noch ein Weilchen bei mir verbleiben? Ich kann Dir ja doch nicht das Geleite geben. Aber heute kommt Vater sicher erst ganz spät aus der Stadt zurück."

„Hat er Geschäfte dort?"

„Nein und ja, aber er ist hauptsächlich hinein, um Nachrichten über die Franzosen zu erfahren. Wollen sie denn wirklich ins Reich einmarschieren, Wilhelm? Sie kommen am Ende gar auch zu uns heraus!"

„Keine Furcht, Geliebte. Man hat zwar gesagt, daß sie den Rhein überschritten hätten, aber niemand weiß Sicheres darüber zu berichten. Und wenn ja, dann ist vom Rhein bis zu uns noch ein weiter Weg. Sie werden sich die Köpfe noch ein paarmal tüchtig anrennen."

„Sage, Wilhelm", begann das Mädchen nach einer kleinen Pause mit ziemlich beklommener Stimme, „in dem Forsthaus bei Deiner Mutter wohnen seit Wochen schon zwei französische Damen, Mutter und Tochter, wie Du mir einmal gesagt hast. Warum sprichst Du denn so gar wenig von solchen Gästen."

„Was soll ich von ihnen sprechen, Marie? Es sind Verwandte meines allergnädigsten Herrn, des Fürstbischofs, der mir und meiner guten Mutter ihre Verpflegung wärmstens auf die Seele gebunden. Ich sehe die Damen äußerst selten und weiß kaum so recht ihre Vornamen zu unterscheiden."

„Und — ist — die jüngere — wirklich — eine so große Schönheit — Wilhelm?"

Der junge Mann lachte hell auf bei dieser ängstlichen Frage. „Was braucht Dich die Französin zu kümmern, Marie. Ob sie so schön ist, wüßte ich wirklich nicht zu entscheiden, denn ich habe sie, offen gestanden, noch nicht so genau angesehen. Das soll denn aber alsbald gleich morgen früh geschehen."

„Nein, nein", wehrte das Mädchen lebhaft ab. „Ich hatte heute Nacht einen fürchterlichen Traum, Wilhelm. Du befandest Dich in großer Lebensgefahr, in welche Du Dich gestürzt, um mich zu retten. Auch die beiden Französinnen habe ich gesehen, aber nur ganz undeutlich. Ich bin erwacht, ganz in Schweiß gebadet und habe die gute Base aufgeweckt, so sehr fürchtete ich mich vor dem Wiedereinschlafen."

„Träume sind Schäume, liebes Kind", tröstete der Jäger sein Liebchen, „um mich brauchst Du nicht besorgt zu sein, ich bin Manns genug, jeder Gefahr mutig zu begegnen."

„Aber Du wirst sie nicht aufsuchen, Du wirst sie vermeiden, so lange Du kannst, Wilhelm. Das mußt Du mir versprechen."

„Wenn es Dich beruhigt, ja", lachte der junge Mann. „Aber nun lasse mich ziehen. Wann werde ich Dich wiedersehen dürfen, Marie?"

„Diese Woche nicht mehr, vielleicht nächsten Montag zur selben Zeit und wiederum hier."

„Gut, ich werde pünktlich zur Stelle sein, und jetzt noch einmal —."

Mit innigem Kusse schieden die Beiden. Der Jäger schritt, noch oftmals sich wendend, über den Steg, das Mädchen folgte mit den Augen der schlanken Gestalt, so lange diese sichtbar blieb, dann wandte es sich langsamen Schrittes dem väterlichen Dache zu.

Das große Gastzimmer im „Goldenen Mann", am Marktplatz in Neustadt gelegen, ist heute — wir schreiben den 25. Juli 1796 — gefüllt bis zum letzten Winkel, der Wirt und seine beiden flinken Töchter haben vollauf zu thun, die immer wieder sich erneuernden Wünsche ihrer Gäste zu erfüllen; das nie endende Rufen nach einem Schoppen Weißen oder Roten bald an diesem Tische, bald an jenem hält die Bedienung unausgesetzt auf den Beinen. Aber es waren auch zwingende Gründe vorhanden, die heute den ruhigen, sonst so fleißigen und nüchternen Bürger des guten Städtchens in die Schenke riefen und stundenlang, weit über Gebühr dort festhielten, so daß gar mancher das Heimgehen gänzlich vergessen zu haben schien. Wo sonst als eben im „Goldenen Mann" konnte man die allerneuesten Nachrichten hören über das Vordringen der „Neufranken", wie man damals die Franzosen nannte. Ja, es hatte sich bewahrheitet im vollsten Umfang: sie standen in fränkischen Landen. Bereits am 2. Juli waren ihre Armeen bei Düsseldorf über den Rhein gegangen.

Besonders waren es zwei amtliche Bekanntmachungen, welche, an den Wänden angeschlagen, eifrigst gelesen und besprochen wurden. Die erstere war eine Proklamation von Jourdan, dem General en Chef der französischen Sambre- und Maasarmee an die Bewohner des rechten Rheinufers gerichtet und datiert vom 11. Messidor (29. Juni). Sie enthielt im Eingang die tröstlichsten Zusicherungen für die Bewohner der Länder, welche die Franzosen auf ihrem Vormarsche durchziehen mußten.

„Euer Eigentum", hieß es da, „soll nicht verwüstet werden: ihr werdet eure Häuser nicht in Flammen aufgehen sehen. Bleibet daher an euren Herden, nehmt keinen Anteil an den kriegerischen Begebenheiten und ihr könnt darauf rechnen, bei allen Chefs der Armee, so ich befehle, Schutz zu finden." Noch bestimmter lautete die Fassung der einzelnen Artikel:

„Den Generalen, Ober- und Unteroffizieren ist aufgetragen, die strengste Disziplin unter den Truppen zu handhaben, die sie kommandieren: sie werden nach der Strenge der Gesetze jedes Individuum richten und strafen lassen, welches sich erlaubt, zu plündern oder die Bewohner der Länder zu mißhandeln, durch welche die Armee ziehen wird.“ — „Diese Bewohner sind aufgefordert, friedsam in ihren Wohnungen zu verbleiben: alle die, welche mit ihrer Habschaft und Vieh als flüchtig ergriffen werden, sollen arretiert und ihre Habschaft und Vieh zum Besten der Republik konfisziert werden.“ — „Die Bewohner der Dörfer, Flecken und Städte, welche sich bewaffnet vereinigen würden, werden mit Gewalt zur Niederlegung ihrer Waffen gezwungen, sodann auf der Stelle erschossen und ihre Häuser verbrannt werden.“ — „Wer Waffen trägt, soll arretiert, verurteilt und auf der Stelle erschossen werden. Jedermann ist gehalten, auf der Stelle seine Waffen an die Orte niederzulegen, welche den Vorstehern, Bürgermeistern und anderen Zivilgewalten näher bezeichnet werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming.

Bamberg[1]), am Kunigundentage.

„Reben, Weihgeläute, Bamberg, das ist Franken.“

Guten Morgen, gnädige Frau! Erwachen Sie aus dem dämmernden Schlummer im stillen Reichsstädtchen Dinkelsbühl hier zu vollem, strahlendem Sonnenglanz!

Aber reiben Sie sich den Schlaf erst ganz aus den träumenden Augen, auf daß Sie ein anderes, ein ganz anderes Bild aufnehmen können. Nicht auf ein blondgezöpftes, minniglich deutsches Mägdlein am traulichen Spinnrocken trifft jetzt Ihr Blick, — nein, auf eine hohe, in stolzer Anmut gebieterisch thronende Fürstin, königlich umwallt von dem violetten Mantel, dem Purpur der Kirche, dessen eines Ende von emsigen, dunkeläugigen Kindern der Slawen getragen wird; eine stolze Fürstin, von deren bischöflicher Krone goldene Kreuze leuchtend in den blauen Himmel hinausfunkeln, daran der viergetürmte Kaiserdom als wundervollster Edelstein prangt.

Ja, auch hier ragt Turm auf Turm, Türmchen auf Türmchen himmelwärts, aber von Kirchen und Kapellen und Klöstern, nicht von wehrhaften Wällen, festgegürteten Mauern. Nein, hier keine Mauer ringsum! Frei, groß und schrankenlos breitet sich die Stadt die blühende Regnitz-Ebene hinaus, lagert sie sich die reichen, anmutsvollen Berge hinan. Das Wenige, was die Stadt jemals, außerhalb des eigentlichen Burgumfanges an Mauern besaß, ist längst spurlos verschwunden und mächtig wächst das junge Leben darüber hin.

Wohl schien es auch hier, und es ist noch nicht lange, daß es anders geworden, als wolle auch Bamberg nur von seiner glänzenden Vergangenheit weiter träumen, als fände die Bürgerschaft, jahrhundertelang unter eine gewaltige Herrschaft gewöhnt, nicht mehr die Kraft, die neue, segensvolle Freiheit, die maßvoll beschränkte Selbstherrlichkeit, die ihr die „völkerbeglückende Konstitution“ eines bayerischen Max gab, lebendig zu erfassen; eine Zeitlang schien es, als wende sich die entthronte Fürstin finster der neuen Zeit ab, als überließe sie es willig dem nahen Nürnberg, die Nahrung seiner immer weitergreifenden Wurzeln auch rings aus ihrem Boden zu saugen.

Plötzlich aber schien ein neuer Luftstrom durch die Stadt hinzustreichen. Woher er kam? Wer kann im Leben des

[1]) Bamberg gehörte einst zum alten Radenzgau „im Gebiete der Main- und Regnitzwenden“, für welche Karl der Große, der größte aller Franken, die oft genannten 14 Slawenkirchen erbauen ließ. Die spezielle Geschichte des Ursprungs der Stadt liegt im Dunkel. Es wird angenommen, daß sie aus der Burg eines mächtigen Geschlechtes entsproß, welches Geschlecht von Pabo (oder Poppo), einem karolingischen Gaugrafen im Volkfeld, unerwiesener Herkunft, abstammte und sich nach seiner Burg Babenberg benannte. Nach dem Sturze der Babenberger mit Adelbert von Babenberg, welcher gegen König Ludwig das Kind Fehde geführt hatte und 907 enthauptet worden war, wurden deren Besitzungen königliches Hausgut. Kaiser Otto II. schenkte sie seinem Neffen, Herzog Heinrich, Hezilo, dem Zänker, von Bayern. Wenigstens wird jetzt als feststehend angenommen, daß die in der diesbezüglichen von Worms 973 datierten Urkunde erwähnte »civitas papinberc« wirklich das heutige Bamberg ist. Der Sohn Herzogs Heinrich, Kaiser Heinrich II., machte Bamberg 1007 zum Grundstock seines neugestifteten Bistums Bamberg. Durch fortgesetzte Schenkungen wuchs dasselbe immer mehr an und bildete sich zur Territorialherrschaft aus, die es bis 1802, wo es an Bayern kam, blieb. Zu dieser Zeit zählte das Bistum, nach Murrs Bericht von 1799, 195,000 Seelen; die Hauptstadt Bamberg 19 bis 20,000 Einwohner. — Der Name „Bamberg“ wird verschieden erklärt. Während neue Geschichtsforscher, wie z. B. Looshorn in seiner hochinteressanten, ungemein quellenreichen, leider noch nicht vollständig erschienenen „Geschichte des Bistums Bamberg“ annehmen, daß derselbe von Pabo (Poppo) einem Babenberger oder von Baba, einer Babenbergerin abzuleiten sei, suchen ihn ältere Schriftsteller ganz anders zu deuten. So meint der alte Würzburger Chronist Lorenz Fries († 1550) über „Bamberg, den Sitz des Bistums, die Hauptstadt des Slawenlandes“: „Da nun die Sachsen und Wenden die Gegend, wo der Main und die Rednitz (Regnitz) sich vereinigen, besonders zahlreich bewohnten und deshalb dort mehr Geistliche und Pfarrer sich befanden, so hieß man die Hauptstadt derselben in sächsischer Sprache Papenberg in fränkischer aber Pfaffenberg, nach dem Wort Pape oder Pfaffe, Geistlicher“. — Der italienische Chronist Gottfried von Viterbo leitet den Namen von Pape (Pavo) Pfau ab und macht auf „Pfauenberg“ die Verse:

„Tramaricus fluvius vulgo Radiantia dictus
Montis pavonis urbis amoena colit.
Nomen mutatur, mons Babenberger vocatur,
Montis ab urbe tamen culmina clerus habet“,

welche Verse Fries also übersetzt:

„Der Tramerich, der glitzend Fluß,
So man sonst Radens nennet,
Gar lustiglich mit seinem Guß
Den Pfauenberg berennet,
Jetzt Babenberg sein Name ist
Die Stadt weiß jeder Mann,
Und sind die Bürger dieser Frist
Der Pfaffheit unterthan.“

Ein anderer leitet den Namen von „den altdeutschen Wörtern baw (Bau) en (an) Berg“ ab, wieder ein anderer von Zlota Baba, einer slawischen Göttin. — Das Wappen der Stadt, ein geharnischter Mann, der eine kreuzgeschmückte Fahne hält, soll sie nach einer Kreuzfahrt, welche Bischof Günther (reg. von 1057—1066) anführte und bei welcher ihn Bamberger als streitbares Gefolge bekleideten, erhalten haben. Fries beschreibt es also: „ein gewappneter Mann, welcher in einer Hand eine Pfrieme hält, mit einer weißen Fahne, auf der in einer roten Kugel ein weißes Kreuz sich befindet, in der andern aber einen gesenkten blauen Schild mit einem aufrecht stehenden weißen Adler mit roten Klauen und Schnabel. Nach der Meinung einiger Schriftsteller soll dieser Adler das Wappen des enthaupteten Grafen Adelbert gewesen sei — — — —“; das Stift Bamberg führt wie bekannt in gelbem Feld einen schwarzen Löwen unter einem weißen Querbalken. —

Einzelnen, wer im Leben der Völker und Städte, so lange er selbst noch in der wechselnden Zeit steht, genau erkennen, woher Leben und Streben, Blühen und Vergehen sich entwickelt? So viel aber ist gewiß, seit Bamberg seine Dämme, prächtige Dämme gebaut hat, ist der letzte Damm, der seine Entwicklung hemmte, gebrochen.

Aus allen Ecken und Enden keimt und treibt es hervor. Mit einer für jeden, welcher der Stadt eine Weile entrückt war, staunenswerten Schnelligkeit, wachsen an den friedlich eroberten Ufern des gezähmten Flusses, die Paläste der Neuzeit: Schulen, Gymnasien, Turnhallen, Reithallen, Kasernen, Fabriken empor, wachsen Straßen — —

Halt! — was sehe ich? Sie runzeln ärgerlich die Brauen und machen Miene mit einem schmollenden Gähnen das Briefblatt beiseite zu legen. Verdrießlich meinen Sie, ob ich denn glaube, Ihnen, der Großstädterin etwas Interessantes zu erzählen, wenn ich Ihnen von den Dutzendbauten in den Dutzendstraßen einer der Dutzendstädte der Neuzeit spreche. Sie wollen, zürnen Sie, das Alte, das Stimmungsvolle, das Charakteristische, das „Malerische“ im Wesen und in der Erscheinung der Städte ergriffen haben und wenn es das in Bamberg nicht mehr gibt — —



Kloster Sct. Heinrich und Kunigund zu Bamberg. Nach C. F. Rupprecht.

Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, Bamberg hat auch seine Altstadt und hat seine Plätze, die ihre alte Eigenart bewahrt haben. Sie hat sie, trotzdem die verschiedenen Elemente, welche das Wesen der Stadt zusammensetzen: in der Ebene der feldbautreibende Slawe, auf der Burghöhe deutscher, speziell fränkischer Adel, mit dem Klerus zu einer gewaltigen Herrschaft verschmolzen, in der Mitte die Bürgerschaft, im buchstäblichsten Sinn des Wortes der Mittelstand —, trotzdem diese verschiedenen Elemente, immer mehr ineinander rinnen, hat doch Bamberg auch seine richtige Altstadt.

Nur müssen Sie nicht meinen, darinnen echtem Bürgerwesen und Bürgerglanze zu begegnen, nur müssen Sie nicht meinen, sich diese Straßen mit Ihren geliebten Renaissance-Gestalten beleben zu können. Nein, wenn Ihnen denn wirklich neben der Prozession, die mit purpurnem Thronhimmel im vollen, durch alle Zeiten gleichen Prunk der katholischen Kirche durch die Straßen wallt, auch Gestalten aus einem vergangenen Jahrhundert lebendig werden sollen, so müssen es andere sein. Nicht der tüchtige Bürger, kunstfrohe Handwerker, ehrsame Zunftgenosse, nicht der würdige Patrizier im dunklen, pelzverbrämten Mantel gibt Ihnen hier die Staffage. Andere Bilder werden es sein: goldstrotzende, von buntgezäumtem, federbuschgeziertem Sechsgespann gezogene Karossen, darinnen der Bischof als Fürst, umgeben von gekrönten Gästen, von gepuderten Kavalieren im bunten Galakleid, von hochfrisierten Damen im mächtigen Reifrock, vom „Hof“ herabrollt.

Denn das Jahrhundert, das Bamberg sein Gepräge am intensivsten aufgedrückt hat, ist das des Reifrockes, der Perücke, des Zopfes und der Schminke. Ah — wieder runzeln Sie ärgerlich die Brauen. Wie, rufen Sie entrüstet, Bamberg, die alte kaiserliche Residenz, darinnen der ernste große Romanismus seine schönsten Kunstblüten getrieben hat, Bamberg, das alte, ehrwürdige Bamberg in der Perücke, im Zopf! Und doch ist es so. Freilich, Sie haben Recht, Bambergs eigentliche Blütezeit liegt weit, weit zurück, liegt in der romantischen Epoche. Sie war wirklich zu jener Zeit, deren Bild Ihnen wie ein byzantinisches Gemälde von leuchtendem Goldgrund, in großen Zügen, in ernster, farbensatter Pracht aufstrahlt, umrahmt von dem wundersam funkelndem Glanze edler Gesteine.

Zu jener Zeit war sie, da Kaiser Heinrich II. hier Hof hielt, in alter, deutscher Kaiserherrlichkeit, deren wahrhaft großartige Darstellung Sie erst jüngst in einem Meisterwerke frühromanischer Kunst so hoch entzückte. Erinnern Sie sich noch? Es war eine der Miniaturen aus dem Evangelienbuch Kaiser Heinrichs, welches einst einer der größten Schätze Bambergs war, jetzt aber die Münchner Bibliothek ziert. „Das Bild stellt den Kaiser als Heroen des Erdkreises dar. Kaiser Heinrich, jugendlich, sitzt im Ornate unter dem Thronhimmel auf dem Throne. Rechts steht ein Bischof mit Priestern,

links tragen Soldaten Schwert und Schild, zum Zeichen, daß geistliche und weltliche Macht ihm huldige. Links nahen sich dann gebeugte Frauen, Roma mit einer Schüssel, in der eine Krone liegt, Gallia mit dem Lorbeerzweig, Germania mit dem Füllhorn, Slavinia, eine Goldkugel tragend" —

Zu jener Zeit war sie, da rings auf den Bergen der „deutschen Siebenhügelstadt" eine Basilika nach der andern sich erhob, da der mächtige Dom zum erstenmal emporwuchs, da ein Papst zur „Herberg" in die deutsche Kaiserburg kam, im sonnenprächtigsten Glanze eines Gefolges von 72 Bischöfen des Kaisers Kirchen zu weihen; zu jener Zeit, da ein deutscher Bischof, der zweite von Bamberg, als Papst nach Rom zog, da unter den nächsten Kaisern mehr als einmal sich auf glänzenden Reichstagen der Erde höchste und goldenste Pracht sich entfaltete, zu jener Zeit, da der Dom zum zweitenmal als vollste und herrlichste, höchste und letzte Blüte des Romanismus emporstieg.

Aber trotz aller großen und kleinen, trotz aller, wie für die Ewigkeit geschaffenen Kunstdenkmale, welche jene Zeit nachkommenden Geschlechtern hinterließ, hat doch die Epoche des Zopfes und der Perücke ihren Stempel rückhaltlos aufgedrückt. Sie that es mit aller jener selbstgefälligen Despotie des Geschmackes, mit der mehr oder weniger jede ausgereifte neue Kunstepoche den Werken vorhergehender vernichtend entgegentritt und von der, — so will es uns wenigstens jetzt erscheinen — sich nur unsere gegenwärtige, jedes eigenen Stiles, bare Zeit in voller Würdigung aller Stile freigehalten hat. — Das Jahrhundert des Zopfes aber schaltete mit unbeschränkter „Intoleranz". Hier, in der besseren Altstadt Bambergs, sind fast keine Häuser, groß oder klein, keine Bauten alt oder uralt, profan oder kirchlich, die jene Zeit nicht ganz umgemodelt oder ihnen doch wenigstens an Thür oder Portal, Fenster oder Giebel ihre Perücke aufgesetzt, ihren Zopf oder ihr Zöpflein angehängt hat. Ja, selbst die ehrwürdigen Säulen der Oberpfarr-Basilika scheute sie sich nicht, in viereckige, getünchte Pfeiler umzumauern, und unbedenklich hat sie die große, ruhige, ernste, erhabene Einfachheit des dunklen Domes mit ihrem rauschgoldenen Flitterkram bunter Fähnchen, mit ihren tändelnden Zieraten flatternder Schleifen verschüttet, bis König Ludwig I. der ernsten Majestät den geschminkten Prunk von den edlen Gliedern riß. Kurz, jene Zeit hat alles gethan, aus der hehren Fürstin im edlen, schwerfließenden, golddurchwirkten Gewande dieselbe von unruhigen Falten umbauschte, kokett lächelnde Schöne zu machen, als welche das vorige Jahrhundert die Kaiserin Kunigund in einem Steinbild an der unteren Brücke dargestellt hat.



Dom zu Bamberg. Nach C. F. Rupprecht.

Und darum, gnädige Frau, weil hier in Bamberg unumschränkt jener prunkvolle Stil blühte, in welchen Kirche und Fürsten sich gleich gern zu kleiden liebten, dürfen wir das Bedeutsame, den charakteristischen Schwerpunkt der Stadt nicht unten am Marktplatz, dem Stolz der Bürgerstädte suchen.

Oder doch! Vielleicht ist dieser Platz, der Maximilians

Platz mit seiner Fortsetzung des „Grünen Marktes", erst recht charakteristisch. Seine obere und untere Seite ist von einer Reihe von Bürgerhäusern besetzt, welche fast alle völlig stillos, nichtssagend und nichtsseiend, klein, gedrückt, ja ärmlich zu nennen sind. Die beiden Langseiten aber sind begrenzt von weiten, stattlichen, wappengeschmückten Palästen geistlichen Ursprungs.

Einem gleichen Verhältnis werden Sie in der ganzen Altstadt überall begegnen. Wo Ihnen irgend ein stattliches Haus, eine reichere Gebäulichkeit auffällt, welche sich Ihnen nicht sofort als Klosterbau verrät, wird Ihnen das I. H. S., wird Ihnen das hochstiftliche oder ein adelig Wappen den Hersprung kundthun. Adel und Klerus, oder vielmehr der Adel im Gewande des Klerus, das sind die mächtigen Herren der Stadt. —

Gut paßt zu diesem Charakter die prunkvolle Martinskirche, welche sich am „Grünen Markt" erhebt, richtiger gesagt, breit macht. Ihr Auge, das sich an der edlen Ruhe altrömischer Bauwerke sattgetrunken hat, wendet sich mit Entrüstung von dieser Fassade, einem ohne jede organische Begründung mit schwerer Zierat überladenen Dekorationsstücke des neurömischen, sogenannten „Jesuitenstiles" ab, wiewohl sie in ihrer Art, nach den Plänen des Andreas Pozzo erbaut, sich eines gewissen Ruhmes erfreut und ein Reisebeschreiber des vorigen Jahrhunderts, Murr, sie „so feierlich fand, daß er nie, ohne stehen zu bleiben, vorbeigehen konnte".

Erquicklicher dünkt Ihnen der Anblick der lebenden, frischen Zier des „Grünen Marktes". Ihr hausfrauliches Auge erhebt sich an den stolzgetürmten Bergen des weitberühmten Bamberger Gemüses, von dem noch heute die dreihundertjährigen oben erwähnten Worte Sebastians Frank gelten: „Groesser ruoben, zibeln und krautköpff hat kaum ein Land". — Nur das früher in „hauffen außgrabene süeßholz" spielt heute nicht mehr ganz die gleiche Rolle. Sonst aber ist der Ruhm des Bamberger Gemüses noch immer „grün".

Ja, haben Sie nicht selbst, da ich zuletzt bei Ihnen zu Mittag aß, mir den herrlichen Carviol („Käsköhl" sagen die Bamberger) als einen vom „Bamberger Gemüsemarkt" geholten besonders empfohlen und dabei den Ruhm des Bamberger Gemüses laut verkündet?

Wahrlich, es ist auch ein wohlverdienter Ruhm, den täglich große Waggonladungen in die Welt hinausführen; ein wohlverdienter Ruhm, trotz des günstigen Klimas, das die Natur schenkt. Mit eisernem Fleiß, mit unermüdlicher Sorgfalt ist er verdient.

„Draun" (draußen) in der Gärtnerei, der ehemaligen Theuerstadt, einer Vorstadt Bambergs, in der das kleine Völkchen, das seine slawische Abstammung noch in hunderterlei großen und kleinen Zügen deutlich erkennen läßt, noch immer eine eigene Welt für sich bildet, liegen diese berühmten Gemüsegärten. Tagwerk auf Tagwerk strecken sie sich jetzt noch — schon aber drängt anderes Leben immer enger an sie heran — Feldern gleich in der Ebene aus. Aber nicht mit dem Pfluge werden sie geackert, nein, mit der Harke geharkt, mit den Händen wird jedes einzelne Gemüsepflänzchen aus dem Mistbeet heraus „gesteckt", wird gejätet, abgeraupt, begossen. Wenn dann, lange vor Beginn des städtischen Tages, derlei „Ärbert" (Arbeit) geschehen ist, nimmt die richtige Bamberger Gärtnerin ihre „Butte" voll Gemüse auf den Rücken, hebt ihre hochgetürmte „Schänz'n" (flacher Korb) auf den Schubkarren und zieht zum Markt auf ihren angestammten Platz. Selbst ihre Tracht — — —

Ah, gnädige Frau, Ihr Auge leuchtet frohgespannt auf, Ihr Näschen wittert etwas von einem ächten, malerischen Kostüm für den nächsten Künstlerball. Die Vorstellungen Gärtnerin, Slawin verbinden sich Ihnen rasch zu kostümfroher Ahnung.

Aber ach, wie traurig muß ich Sie enttäuschen. Zwar hält jede „rechtschaffene (richtige) Gärtnera", vor allem jenen Teil einer Volkstracht, welcher sich anerkanntermaßen am längsten erhält, die Kopftracht, beharrlich fest. Das, speziell den Abkömmlingen der Slawen eigene Tuch, im Gegensatz zu dem z. B. in der Dinkelsbühler Gegend gebräuchlichen, schwäbisch anklingenden Häubchen — wird getreulich weiter getragen. Aber dieses Bamberger „Kopftüchla" erinnert weder an das schöne, große, hellrote Tuch, welches der Oberfranke Riedel in seiner „Forchheimerin" in der Münchner Pinakothek verewigt hat, noch weist es irgend welche andere malerische Schönheiten auf. Es ist nichts mehr, als ein kärgliches, dreieckig gelegtes Stück gemusterten Zitzes (Kattun), welches straff um den Kopf gespannt und rückwärts mit zwei höchst bescheidenen Zipfeln gebunden wird und scheint heute keinem anderen Zweck, als dem einer Huldigung des Hergebrachten, zu dienen.

Zu diesem Kopftüchla kommt dann in der Regel eine „Mutz'n" (Jacke) von einem abscheulichen Schnitt und ein „gedrückter" (bedruckter) Rock.

Aber beruhigen Sie sich, gnädige Frau, wer weiß ob Sie, auch abgesehen von der Tracht, nicht der Ruf streitbarer Zungenfertigkeit, in welchem die Bamberger Gärtnerinnen stehen, abhalten würde, die Maske zu wählen.

Einmal zwar sah ich sie, nach Wesen und Erscheinung sehr getreu dargestellt. Allerdings aber von einem jungen Freunde, der die Maske dazu benützte, seine Kameraden ungestraft mit Strömen von himmlischen Grobheiten zu übergießen. Aus dem Munde einer Bamberger Gärtnera ist ja nichts überraschend und jegliche Kosewort durch alte Vorrechte geschützt.

Leider muß ich übrigens eingestehen, daß auch der männliche Teil dieses Völkchens, wie eben der Bamberger überhaupt, in jeder Art der Zungenfertigkeit Großes leistet. Jeder Jurist, welcher mit Straffällen in Oberfranken und solchen in Oberbayern zu thun hatte, wird Ihnen durch die verschiedene Höhe der Anzahl von Körperverletzungen die Thatsache beweisen können, daß der Oberfranke sich noch lange in Strömen laut aufrauschender, aber meist friedsam verlaufender „Ehrenkränkungen" ergeht, indeß der altbayrische Bursch längst mit ein paar lakonischen Worten mehr oder minder gefährlich handgreiflich wird.

Trotzdem aber ist die Frau hier dem Manne noch entschieden „über", Dank der leichteren, gewandteren Zunge, welche der gerechte Schöpfer dem schwächeren Weibe als siegreiche Waffe gegeben hat.

(Fortsetzung folgt.)

König Ludwig I. und sein Verhältnis zu den zeitgenössischen Dichtern.

Von J. Herzfelder.[1])

An König Ludwig I. feiert die Welt den unsterblichen Mäcenas der bildenden Künste. Die Geschichte ihrer Entwicklung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist an seinen Namen und sein Wirken unlösbar gekettet, Bauwerke voll Pracht und Schönheit, Denkmäler und Schatzkammern der Kunst erzählen noch künftigen Geschlechtern von der unablässigen Arbeit des königlichen Schirmherrn und die Gedächtnishallen am Gestade der Donau sind zugleich unvergängliche Stätten der Erinnerung an ihn selber. Kärglicher dagegen fließt gewöhnlich das Lob, das ihm als Beschützer der Dichtung und Litteratur gespendet wird, spärlicher strömen die Quellen über seine Thätigkeit auf diesem Gebiete, und gewisse Stimmen sind noch nicht verhallt, die ihm sogar stiefmütterliche Vernachlässigung der zeitgenössischen Poesie zum Vorwurf machen. Da dürfte es denn angezeigt erscheinen, auch nach dieser Seite hin in kurzen Strichen das Lebensbild des kunstsinnigen Herrschers abzurunden, mit unbeeinflußter Gewissenhaftigkeit nachzuweisen, daß jener Tadel ebenso unbegründet erscheint, als er von vornherein unwahrscheinlich klingt, und an der Hand sicherer Belege festzustellen, inwieweit der König — abgesehen von seiner mittelbaren Förderung der Poesie durch Hebung von Kunst und Wissenschaft — in unmittelbarer persönlicher Anteilnahme der Dichtung und ihren mitlebenden Priestern sein Gemüt und seine Beihilfe zuwendete. Ein Fürst, dem sein Jugendlehrer „die lebendige Achtung gegen alles Große und Schöne nachrühmte, den ein Jakobs und Thiersch in die Geschichte der griechischen Litteratur einführten, der selbst bis in sein Greisenalter am Altare der Dichtkunst opferte — und trotz wunderlicher Formbildung, trotz mancher unkünstlerischer Breite sind seine meisten Gedichte wirklich poetische Bekenntnisse — der endlich den Schwestermusen die große Hälfte seines Lebens und Wirkens weihte, wie hätte er sich in einseitiger Beschränktheit von jenen abwenden sollen, die in der Pflege des lebendigen Worts auf den Höhen der Menschheit wandeln? Schon als Kronprinz suchte er den Umgang von Schriftstellern und Poeten, auf dem Congreß von Wien war er ein täglicher Gast in den litterarischen Salons der geistreichen Rahel, zu Rom verkehrte er mit der Egeria der romantischen Schule, Henriette Herz, und in derselben ewigen Stadt trat er 1818 dem schwedischen Dichter Atterbom und dem vaterländischen Poeten Rückert näher, der ihm zu dem berühmten Abschiedsfest in der Villa Schultheiß ein artiges Gedicht dedizierte.

Bis zu seiner Thronbesteigung war der Boden des Bayerlandes für Dichtung und Litteratur ein ziemlich unfruchtbares Brachfeld geblieben. Der helle Schimmer, den die Mannheimer Traditionen auf die Münchener Bretterwelt unter Karl Theodor warfen, war bald wieder verblichen, die scharfe Märzluft der Sturm- und Drangzeit, die durch die rohen Anfänge eines Babo, Törring und Lorenz Hübner fegte, konnte umsoweniger nachhaltige Früchte zeitigen, als die kühnen Tiraden in Lengenfelders „Ludwig IV. oder der Bayer“ den Anlaß gaben, die kurfürstliche Bühne von nun an den vaterländischen Stücken zu verschließen. Schwächlich erzogene Poetlein griffen in die Saiten, aktenbeladene Staatsdiener fertigten ellenlange Epopöen, kaum irgendwo ein frischer, belebender Hauch, eine ursprüngliche Dichterkraft! Die Preisbewerbung für Dramen aus der bayerischen Geschichte, welche Intendant De la Motte 1818 ausgeschrieben und an welcher sich übrigens auch „Ausländer“ wie Uhland mit „Ludwig der Bayer“, Fouqué mit „Hieronymus Stauf“ beteiligt hatten, nahm mit der Krönung des Legendenspiels „Heimeran“ von Andreas Erhard ein so wenig befriedigendes Ende, daß wieder zu der Tradition gegriffen wurde, die königliche Bühne gegen einheimische Dichter abzusperren, so daß achtbare Talente wie Karl Weichselbaumer und Josef Büssel an wohlgeschmiedete Buchdramen ihre Kraft verschwenden mußten. In der Lyrik schwammen die Verseleien eines Sutner und Mörtl obenauf, und Jakob Ignaz Sendtner trieb in seiner „Bavaria“ mit dem bayerischen Patriotismus ein grausames lyrisches Spiel. Selbst die Begeisterung für den hellenischen Freiheitskampf trieb keine anderen Blüten als die barbarischen Schauerromane eines Adolph von Schaden und Spektakelstücke für das Carltheater wie „Rosa Velasko“ und „das Mädchen von Zante.“ Aus der großen Wasserwüste ragten zum Schluß nur noch die Namen Rückert und Platen als glückverheißende Inseln.

Neben den Klassikern von Hellas und Rom hatte König Ludwig seit früher Jugendzeit die Dichterdioskuren an der Ilm am meisten geliebt und gelesen, wie er das auch in den bekannten Distichen „Mein Sirius und Hesperus“ aussprach:

„Wenn ich erwache, bevor ich betrete den Kreis der Geschäfte,
Les' ich im Schiller sogleich, daß mich's erhebe am Tag,
Aber nach geendigtem Lärmen, in nächtlicher Stille
Flücht' ich zu Goethe und träum' fort dann den lieblichen Traum.“

Schiller war er nie persönlich nahe getreten und wiederholt brach er in Klagen aus, daß es ihm nicht ermöglicht worden, dem leidenden Dichter ein besseres äußeres Los zu bereiten. Als ihn im Jahre 1827 der Kanzler v. Müller in das Schillerhaus zu Weimar führte und er die engen Räume sah, in denen sein Genius gewaltet, da rief er jammernd aus: „Hätte ich nur damals schon freie Hand gehabt, ich hätte ihm Villa di Malta in Rom eingeräumt und dort, dem Kapitol gegenüber, hätte er mir die Geschichte des Untergangs von Rom schreiben sollen.“ Und schon im Jahre 1819 hatte er in einem Briefe an Georg Müller, den Bruder des schweizerischen Gerichtsschreibers, diesem Gedanken Ausdruck gegeben: „Unter die mir versagten, von mir vorzüglich bedauerten Dinge gehört, daß es mir nicht vergönnt war . . . dann, daß Schiller nach Rom zu versetzen ich nicht vermochte.“ Er konnte nichts mehr für ihn thun, als seine hohe Gestalt, in Erz gegossen, der Stadt München zu ewigem Gedächtnisse hinzustellen und seine Anhänglichkeit an des Dichters Familie dadurch zu bewähren, daß er freiwillig die Patenschaft von Schillers Enkel, Ludwig von Gleichen, übernahm.

Auch zu Goethe hat er erst Beziehungen angeknüpft, als er bereits die Krone Bayerns trug. Wir verweisen hierüber, um Wiederholungen abzuschneiden, auf unsere Skizze „Goethe in Bayern“ (Bayerland 1890, Nr. 23) und wollen hier nur noch aus des Königs Brief an den Dichter, Rom den 26. März 1829,

[1]) Erweiterte Bearbeitung eines in die „Festschrift zur Centenarfeier Ludwigs I.“ aufgenommenen Aufsatzes.

eine Stelle ausheben, die für den Monarchen so charakteristisch erscheint:

„Ich hatte Rom in 12 Jahren nicht gesehen, ich sehnte mich darnach, wie man sich nach einer Geliebten sehnt; von nun an werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht . . . Hier in Rom erhole ich mich von den Sorgen des Thrones, die Kunst, die Natur sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen." — —

Eine der ersten Regierungsthaten Ludwigs war die Verlegung der Universität von Landshut nach München und die Berufung wissenschaftlicher Größen, unter denen der Philosoph **Schelling** auch als Dichter prächtiger Terzinen gefeiert war, und der Naturhistoriker **Schubert** als sinniger Erzähler eine andächtige Gemeinde fand. Was Friedrich Wilhelm IV. später gelang, nämlich **Ludwig Tieck**, den Altmeister der romantischen Schule, von Dresden weg an sich zu fesseln, hatte Ludwig damals vergeblich versucht; dagegen zog er unbekümmert um preußische Demagogenriecherei den Dichter kerniger Vaterlandslieder, Turnmeister **Heinrich Maßmann**, nach München, wie er ja auch treu dem Worte: „Bigotte und Obskuranten mag ich nicht, auch keine Kopfhänger" selbst den politisch anrüchigen **Oken** berief. Die Reformierung von Universität und Akademie, die hochsinnig geförderte Wiedergeburt der Kunst, die das gealterte München zu einem neuen Mekka ihrer Jünger machte, die freiere Bewegung der Presse in Bayern, der erst mit dem unglücklichen Reskript vom Jahre 1831 Fesseln angelegt wurden, der duldsame Sinn seiner ersten Herrscherzeit, den weder die Heißspornreden des bayerischen O'Connell, Joseph Görres, noch die Zumutungen Friedrich Schlegels, des Predigers einer „christlichen Philosophie" zu erschüttern vermochten. — Alles das schuf mit einemmale die vorher geistig gerade nicht hervorragende Residenzstadt zu einem willkommenen Stelldichein auswärtiger Dichter und Schriftsteller um, welche teils vorübergehend, teils dauernd rühriges frischquellendes Geistesleben auch in Bayern aufwachen ließen und, was einst als Kontrebande eingeschmuggelt werden mußte, frei und offen über die Grenze trugen. Wir begnügen uns hier mit Namen wie Michael Beer, Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Spindler, Saphir, Chezy, Duller, Bechstein, Rudolph Marggraff, und wollen nur vorübergehend darauf hindeuten, wie vielfach uns aus Dichtungen jener Zeit der mächtige Eindruck entgegentritt, den des Königs große Erscheinung, hier abstoßend, dort begeisternd, auf die Poetenwelt gemacht, so aus Gutzkows dramatischem Capriccio „Nero", zu dem ihn das Doppelbild des Fürsten und Dichters gereizt, und aus den verzerrten Spottgedichten Heines, so wieder aus den zürnenden Worten, welche Michael-Beer Friedrich Schlegel zuschleuderte, als er die Königin von Spanien besungen hatte:

„Willst Du melodisch edles Recht verfechten,
Sing' Hellas Ruhm und Navarinos Helden,
Den **Baierfürsten sing', den gläubig freien,**
Den muthgen Preußenkönig, den Gerechten!
Wird solch ein Lied ein neues Blatt uns melden,
So wollen wir das alte Dir verzeihen",

und endlich aus Chamissos tiefsinniger Vision „Deutsche Barden:"

„Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschliche Genossenschaft Bereich?
Die flücht'ge Stunde, wo Du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, sobald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Bayern."


Vor 100 Jahren. Originalzeichnung von M. Raudner. (S. 11.)

Doch nicht bloß seiner mittelbaren Einwirkung hat das bayerische Land und zumal München ein neues Regen und Rühren auch auf dem Felde der Dichtkunst zu verdanken, er griff persönlich mit Wort und That ein, hilfreich fördernd und stützend, wo es eines Dichters Lebensstellung zu gründen oder doch zu verbessern galt, und wenn er auch nicht die Blüte der Poetenwelt an ständiger Tafelrunde um sich sammelte, mit regem, unermüdeten Eifer verfolgte er doch die Entwicklung der schönen Litteratur und manchem ihrer Pfleger hat er Trost und Ermunterung gereicht. Das Versprechen, das er **Friedrich Rückert** als Kronprinz zu Rom gegeben, löste er, kaum König geworden, ehrlich ein, indem jenem auf seine Verwendung trotz anfänglichen Sträubens der Fakultät der Lehrstuhl orientalischer Sprachen in Erlangen eingeräumt wurde; und daß er ihm noch weiter seine Huld thatkräftigst zugewendet haben muß, zeigt uns der Abschiedsbrief, den Rückert, gewiß kein schweifwedelnder Fürstendiener, vor seiner Übersiedelung nach Berlin an den König richtete: „Ich danke Ew. Majestät aus gerührtestem Herzen für alle Huld und Gnade, die Sie seit Jahren auf mich gehäuft und mit deren wiederholten Zeichen und Beweisen mich bis zuletzt beehrt und beglückt haben."

Wie er Platen unterstützte, ist sattsam bekannt, und niemand wird behaupten wollen, daß ihn nur des Dichters Huldigung in der bekannten schwungvollen Ode oder in dem nischen Reise, er suchte ihn 1832 zu Neapel auf, wo sie den Ausbruch des Vesuv zusammen bewunderten, und bot ihm einen Platz in seinem Wagen zur Heimkehr nach Deutschland an.



Die Belagerung von Landau. (S. 12.)

Gedicht „Ehrenhalle" (zur Einweihung der Walhalla) hierzu veranlaßt habe. Er sorgte dafür, daß dem Dichter das Pagenstipendium fortbezahlt wurde, das er durch den Eintritt ins Militär verwirkt hatte, er schaffte ihm den ersehnten, wiederholt verlängerten Urlaub und teilweise die Mittel zur italie- Und nach des Dichters Tode hat er sein ehernes Standbild an der Stätte seiner Geburt, Ansbach, aufgerichtet.

Noch kurz vor seiner Abdankung setzte er dem edlen Justinus Kerner, wahrscheinlich durch seinen Leibarzt Heinrich Breslau angeregt, der mit diesem 1806 in Tübingen studiert

hatte, eine jährliche Ehrengabe von 400 fl. aus. Dankbar hat der Geisterseher von Weinsberg am Geburtstage des Königs — 1853 — seiner gedacht:

„Gott schenke dieser armen Welt noch lang'
Dies Herz so reich an Wohlthun und an Liebe,
So reich an Kunstsinn, reich auch an Gesang,
Dies starke Herz, im Leiden selbst nie trübe!
Sein Leben weck' noch manchen toten Stein
Ins Leben, spät noch Zeuge seiner Größe,
Doch lasse Gott, so lang' es schlägt, noch sein
Lebendig seine herrliche Therese!" —

In Eduard von Schenk ehrte König Ludwig nicht nur den Ratgeber der Krone, den treu anhänglichen Minister, auch der Dichter stand ihm freundschaftlich nah und fand bei ihm warme Anerkennung und werkthätige Teilnahme. Wie man heutzutage auch über das Assonanzengeklingel von Schenks „Belisar", die kalt ausgeklügelten Effekte seiner übrigen Tragödien und über den höfischen Ton seiner Gelegenheitsverse urteilen mag, ohne die Sonnenwärme königlicher Huld wären wohl kaum diese Früchte gereift, und das Interesse seines Herrn, das sich bis auf die Rollenverteilung bei Aufführung seiner Dramen erstreckte, war sicher ein wohlthätiger Sporn für die Arbeitslust des Poeten. Durch Schenk, welcher auch die Korrektur der königlichen Gedichte besorgte, ließ sich dieser in die Geheimnisse des Münchener Parnasses einweihen und allenfallsige Verhandlungen mit auswärtigen Schriftstellern, so z. B. mit Hormayr, durch ihn leiten. Der Dichterkreis, der sich um Schenk geschart hatte, stand bei dem König in besonderer Gunst, es freute ihn, wenn dessen dichterische Freunde in der besseren Gesellschaft Zulaß fanden, und wahrhaft erquickend ist es, zu vernehmen, wie er über die Stellung dachte, welche damals Künstler und Gelehrte in München einnahmen. „Sie sind," schrieb er bei Erhebung Schenks zum Minister am 14. September 1828, „bey uns zu niedergehalten, ausgeschlossen von den Adelichen Gesellschaften (wie anders in Ansehung der ersteren in Rom, in Berlin beyder). Schenks Erhebung zum Minister, hoffe ich, wird auch die gute Folge haben, daß sie in der Gesellschaft erhoben werden."

Das innige Freundschaftsband, das Schenk an Michael Beer knüpfte, ward darum auch für Ludwig zum Anlasse, diesem auf alle Weise seine wirksame Gunst zuzuwenden. Als ein Maskenzug in der Tracht der Neugriechen sowie italienischer und bayerischer Gebirgsbewohner dem königlichen Paare am 2. Februar 1827 seine Karnevalshuldigung darbrachte, dichtete Beer neben Schenk und Thiersch (welcher die griechische Hymne schrieb) die Sonette der Sennerinnen und die Stanzen der Griechen; bei der huldvollen Annahme dieser Verse ließ es der König nicht bewenden, er wußte dafür einzutreten, daß Beer, wiewohl Jude, in den aristokratischen Salons Aufnahme fand, ließ ihn zumal in den Zirkel des Fürsten Karl von Wallerstein einführen, wo er später sein Drama „Schwert und Hand" vorlas, und wies die Einwürfe überängstlicher Diplomaten, welche die Aufführung des Trauerspiels „Struensee" auf der Münchener Bühne zu hintertreiben suchten, mit Energie zurück, wiewohl in der Vaterstadt des Dichters, Berlin, dieses Drama nur in engstem Kreise (durch Holtei) zur Vorlesung kommen durfte. Wie human sich König Ludwig zur Konfession des Poeten stellte, dessen ist jener Brief an Schenk ein beredtes Zeugnis, darin es heißt: „Wenn der Minister weniger Umgang mit dem durch Talent und Benehmen ausgezeichneten Israeliten Michael Beer haben sollte, als der Ministerialrath, würde auf mich unangenehmen Eindruck hervorbringen." Des Dichters Bruder, Meyerbeer, der die Musik zum Struensee geschrieben, widmete dem König zum Danke seine Komposition zu dem Gedichte Ludwigs: „Den bayerischen Schützenmarsch vernehmend".

Ob auch Heinrich Heine, der mit Schenk näheren Umgang pflog und ihm seine neuesten Gedichte vorlas, zu König Ludwig in Beziehungen trat — er weilte nur wenige Monate — 1827/28 — in München — ist uns nicht bekannt, wie wir auch die Quelle nicht kennen, aus der Goedecke die Behauptung ableitet, daß er vergeblich um des Königs Gunst gebuhlt habe.

Das Verhältnis Ludwigs zu Saphir ist durch vordringliche Anekdotenjägerei vielfach verzerrt dargestellt worden. So sehr der bissige Humorist durch versteckte Bosheiten, die er freilich durch überloyale Huldigungsgedichte wieder auszugleichen suchte, den König im „Bazar" kränkte, persönliche Gereiztheit des Herrschers hat jene Ausweisung aus München, welche Saphir im November 1830 traf, keineswegs diktiert, wie man da und dort angenommen hatte. Der Bescheid, welchen ihm der König auf seine Immediateingabe um Aufschub zukommen ließ, klärt in würdiger Weise die Motive jener Zwangsmaßregel auf und bekundet ein Wohlwollen, das Saphir kaum verdient hatte. Ihm wurde bedeutet: „es habe zwar bei der Allerhöchsten Entschließung zu verbleiben, dabei bestehe aber kein den Saphir entehrender Beweggrund; Saphir solle sich erinnern, wie Se. Majestät der König ihn im verwichenen Sommer wegen unaufhörlicher Herabsetzung der Hoftheateranstalt habe warnen lassen, und diese Warnung von ihm ganz unbeachtet gelassen worden sei. Allerhöchstdieselben wollten ihm indessen keineswegs übel, sondern wünschen, es möchte ihm in einem andern Lande recht gut gehen." Und wirklich ermöglichte königliche Gnade bald wieder die Rückkehr Saphirs, und wenn der neue „Hofintendanzrat" doch wieder mit Regierung und Publikum in Konflikt geriet und schon 1835 schuldenbeladen aus Isar-Athen schied, so lag die Schuld vornehmlich an dem verbitterten Witzling selbst und seiner unüberwindlichen Spottlust.

Freilich kann hier, um der Wahrheit die Ehre zu geben, der Gedanke nicht unterdrückt werden, daß die Verbannung eines Journalisten und Dichters lediglich ob seiner Angriffe auf den Theaterintendanten und einen Schauspieler (Eßlair) heutzutage kaum mehr denkbar wäre, wie auch nicht verschwiegen werden soll, daß die Zuchtrute der Zensur bisweilen zu eifrig geschwungen und manchem Schriftsteller um recht harmloser Ausfälle willen der Laufpaß gegeben wurde. So mußte August Lewald 1834 das Vergehen, im „Panorama von München" etliche Schwächen der Gesellschaft gegeißelt zu haben, mit der Ausweisung aus Bayern büßen und Eduard Maria Oettinger ward nicht nur wegen vermeintlicher Beleidigung des Königs in seinem „schwarzen Gespenst" schon 1829 mit der Exilierung bedacht, noch im Jahre 1838, als er sein Haupt wieder in München niederlegen wollte, packte ihn der Arm der Polizei und schob ihn über die Grenzen des Landes.

Den ständig in der Hauptstadt weilenden Poeten hat Ludwig wiederholt besondere Beweise tiefgehenden Interesses gegeben, manchen in seine Nähe gezogen und manchen offen und in der Stille gefördert. Wir nennen hier nur den Legationsrat Franz v. Elsholtz, den Verfasser längst ver-

schollener Lustspiele und der von Goethe belobten „Hofdame," der schon 1827 seine „Gedenkblätter" der Königin Karoline widmete, 1836 sich dauernd in München einbürgerte und 1872 auf seinem Schlosse Hohenberg am Starnberger See verstarb; dann dessen Freunde und Mitarbeiter an den kurzlebigen „Theeblättern," Apollonius v. Maltiz und Zu-Rhein, weiter Ernst Förster, den Maler, Kunsthistoriker und Dichter, dem für sein Walhallalied die königliche Weisung ward, keine Strophe zu bringen, die ein Lob auf den Regenten enthalte, noch was Anhänger der katholischen oder protestantischen Religion auf sich beziehen könnten; endlich den liebenswürdigen Pocci, der eine Trias von Künsten, Musik, Malerei und Poesie, in sich vereinigte und den König wiederholt auf seinen Fahrten in das gelobte Land Italia begleitete.

Bis in seine späten Lebensjahre wahrte sich der König das warme Interesse für Litteratur und Dichtung. Als Friedrich Hebbel 1852 nach München zur Aufführung seiner „Agnes Bernauer" kam und einen Monat dort verweilte, war er ein gerngesehener Gast bei dem greisen Fürsten, zu dem ihn Dingelstedt eingeführt hatte; und dem letzteren selbst trug er die bitterbösen Sonette, die er einst als „kosmopolitischer Nachtwächter" auf den König, sein München und seine Bavaria gedichtet hatte, keineswegs nach, war ihm vielmehr oftmals ein Schutz und Hort gegen Verdächtigungen und Kabalen, welche derselbe erfahren mußte.

Seine Urteile über neue Erscheinungen auf dem Felde der Poesie waren meist treffend, oft scharf, nie aber von Schmeichelei bestochen; ebenso unbefangen nahm er selbst die oft hämischen Besprechungen seiner eigenen Gedichte hin, wie z. B. die von Spott triefende Recension des „Univers". Doch auch der Kehrseite, übertriebener Lobhudelei und affektierter Bewunderung, gegenüber wahrte er seinen Gleichmut und sprach es offen aus:

„Daß Dich nicht täusche das reichliche Lob; denn was Du gedichtet,
Ungepriesen blieb's, säßest Du nicht auf dem Thron".

Panegyrische Zuschriften wie die Begrüßung seiner Gedichte seitens des Dichters Adam Oehlenschläger und die Widmung des Camoëns von Halm sollen ihn sogar verstimmt haben. Dagegen gab er gern seine neuentstandenen Gedichte an periodische Sammelbücher, wie den „Erlanger Musenalmanach" von Rückert, den „Deutschen Musenalmanach" von Chamisso und Schwab, dessen Jahrgang 1834 das bekannte Sonett enthielt: „Auf Weihrauchswolken früherhin erhoben" ꝛc. und noch 1858 an das Würzburger „Album des deutschen Vereins für Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler".

Unter den Lyrikern zeichnete er besonders die deutschpatriotischen aus, wie ja Theodor Körner zu seinen Lieblingsdichtern zählte. Mit Freuden nahm er 1838 die Widmung einer Sammlung Kriegslieder an, welche Friedrich Förster, der Bruder Ernst Försters, herausgab. „Bewahren wir," schrieb er diesem, „die Zeit (mir ist sie keine Vergangenheit) wie ich Ihnen einst mündlich äußerte, treu im Herzen, und droht wieder der Feind Teutschlands Gränze, dann finde er in derselben Eintracht, mit dem nämlichen glühenden Gefühl alle Teutsche wieder, das ist meiner Seele glühender Wunsch." Dem Dichter des Rheinliedes, Nikolaus Becker, sandte er 1841 einen kostbaren Ehrenbecher, und dem Kanonikus Wilhelm Smets in Aachen, der ihm seine Gedichte zugeeignet, schrieb er im gleichen Jahre: „Mit Vergnügen habe ich in diesem Buche gelesen und nicht nur ein Dichtertalent, sondern auch Ihren jetzigen teutschen Sinn erkannt. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, eine Lobpreisung Napoleons von einem Teutschen in dieser Sammlung lieber nicht bemerkt zu haben."

Wie er (ganz abgesehen von den Statuen und Büsten der Walhalla) Schillers und Platens erzgegossene Gestalten in München und Ansbach errichten ließ, schenkte er auch Dalbergs und Ifflands eherne Standbilder der Stadt Mannheim, jenen als den Protektor Schillers, diesen als den großen Bildner Schillerscher Bühnengestalten, setzte dem Dichter des „Ardinghello", Wilhelm Heinse, zu Aschaffenburg — im ehemaligen St. Agatha-Kirchhof — einen Denkstein und steuerte das Erz oder beträchtliche Beiträge bei zu den Denkmalen Wielands und Herders in Weimar, Westenrieders in München, Christoph v. Schmids in Dinkelsbühl, Justinus Kerners in Weinsberg und Theodor Körners in Ludwigslust.

Wohl ragen die Ruhmesthaten König Ludwigs, soweit sie eine neue hellleuchtende Ära der Kunst über Bayern und Deutschland heraufführten, über seine Arbeit auf dem von uns behandelten Gebiete weit hinaus, wohl steht noch das Künstlerepigonentum unserer Tage, allen sichtbar, voll und ganz auf den Schultern derer, die sein Wink förderte, sein Geist belebte, während die Spuren seines stilleren Wirkens auf dem Felde der Poesie nur zu leicht in die Erdscholle sich verlieren, die das Sterbliche ihrer heimgegangenen Priester deckt — dennoch glauben wir in dieser anspruchslosen Skizze ausreichend dargelegt zu haben, daß er auch als pflichttreuer Fürst und ideal angelegter Mensch das hehre Amt eines Beschützers der Dichtkunst frucht- und segensreich verwaltete, daß sein Leben und Streben auch nach dieser Richtung eine erhabene Vorschule für seinen Nachfolger war, der deutschem Dichten und Denken in seinem Lande neue, sichere und ruhmgekrönte Stätten bereitete. Schönheitprangende Straßen Münchens, Tempel der Kunst und der Religion, Ruhmeshallen und Bildsäulen predigen laut genug von dem rastlosen Opferdienste des Königs im Heiligtum der Künste — was er für die Dichtung und die Dichter gethan, drängt sich weniger geräuschvoll an das Licht des Tages, wird aber nicht minder dankbar im Herzen seines Volkes sich erhalten.

Kleine Mitteilungen.

Die 100jährige Mode. Selbst die bedeutendsten politischen Blätter können heutzutage nicht umhin, auch die Rechte ihrer Leserinnen zu bedenken, und widmen ihre Spalten den für die Damen so wichtigen Berichten über die Moden. Auch das „Bayerland" glaubt, sich dieser Pflicht nicht entziehen zu dürfen. Es wird hierbei keineswegs seinem Charakter untreu, es wird allerdings nicht von der Mode der Jetztzeit berichten, sondern in Wort und im getreuen Abbilde schildern, wie sich die Voreltern

trugen. Die Mode ist ein wichtiger Teil der Kulturgeschichte, in der Tracht gibt sich Charakter des Volkes und der Zeit. Unsere heutige Zeichnung weist uns bis ins kleinste Detail die im September 1790, also genau vor 100 Jahren beliebte Mode der besseren Stände. Da unser Bild der Farben entbehrt, wollen wir den Leserinnen durch eine genaue Beschreibung helfend zur Seite stehen. Die Dame zur Linken des Beschauers trägt eine Chemise von geblümtem Flor über einem Transparent von gelbem Taffet, darüber ein kurzes Caraco mit halbem Ärmel von Taffet. In die Chemise ist eine Blonde eingenäht, welche oben halb offen ist, darüber liegt ein ganz einfaches Halstuch, ebenfalls von weißem Flor mit einer Blonde. Frisur und Hut zeigen die grotesken riesigen Formen, welche dem Kostüme jener Zeit den bestimmenden Charakter gaben. Die Krempen des Hutes sind vorn und hinten halb aufgeschlagen, an beiden Seiten tief herabhängend, der Kopf ist hoch und spitzig, von weißem Taffet mit violettem Bande eingefaßt, um den Kopf lauft gleichfalls zweimal dasselbe Band; das obere bildet hinten und vorn eine große Schleife; von den unteren fallen an beiden Seiten zwei lange Enden herab, die vor der Brust in eine Schleife geknüpft sind.

Die Dame zur Rechten trägt einen Hut von weißem Flor, gleichfalls vorn mit etwas aufgeschlagener Krempe, unter welcher eine gefaltete Blonde und eine schmale Rosenguirlande hinlauft. Um den Kopf ist ein großes Flortuch mit einer Bordüre von rosa Mouche in verschiedenen schönen und freien Formen gepufft, so daß sich ein breites hellblaues Band mit hindurchwindet, das vorn über der Stirn eine große Schleife bildet und einen Busch von drei blau und weißen Federn faßt. Sie trägt Ohrringe von drei blau emaillierten Platten mit goldenen Perlen besetzt; ihr Halstuch ist ganz einfach von weißem Flor halb offen und geht in das Kleid hinein, darüber ist ein halbes Halstuch mit Blonden besetzt geschlagen, das nur flach auf den Schultern liegt, dessen Enden aber unter dem Arme hindurchlaufen und sich hinten in der Taille unter der Schürze verlieren. Über das weiße Halstuch fällt nachlässig eine Perlenschnur herab, an welcher das an der rechten Brust angesteckte Porträtmedaillon zu hängen scheint. Das Kleid ist eine Robe à l'Anglaise von Canarie-Taffet mit gleichem weißen Rocke und Ärmeln. Die Dame trägt ferner eine lichtblaue Schärpe mit weißer Seide und kleinen Spiegelsteinen oder Stahlplättchen gestickt. Was den in der Mitte der beiden Holden befindlichen Stutzer betrifft, so erblicken wir in ihm einen Anhänger der englischen Mode, welche damals wie heute der Pariser den Vorrang abzugewinnen suchte. Der Krempenhut hat den dreieckigen verdrängt; der dunkelbraune Frack trägt glitzernde Stahlknöpfe mit vergoldeten Zieraten, das weiße Gilet eine zierliche farbige Bordüre, die schwarz-grünen Beinkleider reichen tief unter das Knie. Eine lange stählerne Uhrkette mit zwei großen goldenen Petschaften, farbig gestreifte seidene Strümpfe, große hochviereckige an den Ecken abgerundete Schuhschnallen mit Springfedern, lackierte Schuhe mit sehr niederen Absätzen vollenden das Kostüm. Der Stock, auch damals schon ein Stück der Mode, ist ein schwarzer Dorn mit ganz niedrig silbernem Knopf und silbernen Augen, durch welche das braun-lederne Stockband durchgeht.

Die Belagerung von Landau. Fest steht und treu die Wacht am Rhein! nicht allein im Liede tönt es, dasselbe ist zur That geworden. Abermals wurden unsere an der Westgrenze stehenden Truppen verstärkt; ihnen sei das heutige Vollbild gewidmet, ist doch Landau der Sitz des Kommandos der neu gebildeten 5. Division geworden. Aus diesem Grunde schenken wir, den Angaben Bruckners folgend der Geschichte der Stadt unsere Betrachtung, so sehr es uns reizen möchte, die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der Gegend, die Anmut der Landschaft zu preisen, welche ihr, wie einige zu vermuten glauben, sogar den Namen gab, sie sei so genannt „weil man nach dem waldigen, wasgauischen Gebirge hier in schöne lustige Auen, gleichsam des Landes Aue komme". — Rudolf von Habsburg erhob 1201 den ursprünglich den Grafen von Leiningen gehörenden Ort zur Stadt, die er mit vielen Rechten begabte. Die Stadt umgab sich mit starken Befestigungen und erscheint in der Zahl der freien Reichsstädte. Im Jahre 1324 verlor sie die Reichsfreiheit weil sie bei ihrer Anhänglichkeit an das österreichische Haus in dem Kampfe zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen zu diesem gehalten hatte. Ludwig verpfändete sie an das Hochstift Speyer. Erst Maximilian I. löste 1511 diese Pfandschaft ein und machte Landau wieder zur freien Reichsstadt, die als solche zum Reichskontingente 22, später 26 Mann zu Fuß und zwei Reiter stellen mußte. Rat und Bürgerschaft waren auf dem linken Rheinufer unter den ersten, welche die Reformation begünstigten und 1522 schloß hier ein Teil des rheinischen Adels, an der Spitze Franz von Sickingen, den sogenannten „Landauer Bund", der die Förderung der Reformation und die Aufrechthaltung der alten Rechte des Ritterstandes gegenüber der Macht der Landesfürsten zum Zwecke hatte. Die Stadt war schon damals mit Mauern, Graben, Türmen und Thoren wohl befestigt, dennoch überrumpelte sie 1552 Markgraf Albrecht Alkibiades. Während des 30jähr. Krieges wurde Landau siebenmal von den Mansfeldern, Spaniern, Schweden, Kaiserlichen und Franzosen erobert; die letzteren hielten es selbst nach dem Westfälischen Frieden drei Jahre lang besetzt; 167 fiel es in die Hände des Herzogs von Lothringen. Nach dem Frieden zu Nymwegen (1679) betrachtete es Frankreich als zu den Reichsstädten des Elsasses gehörig, obschon es im Speyergau lag, und nahm es in Besitz, den der Friede von Ryswyck (1697) bestätigte. Ludwig XIV. hatte schon 1686 dem berühmten Vauban den Auftrag gegeben, die Stadt zu einer der stärksten Festungen zu machen. Kriegsminister Louvois selbst legte den Grundstein. Während täglich 14,000 Arbeiter beschäftigt waren, das Werk aufs schnellste zu fördern, entstand plötzlich 1689 bei nächtlicher Weile aus nicht ermittelter Ursache eine Feuersbrunst, welche beinahe die ganze Stadt in Asche legte, um sie auch im Innern regelmäßiger und schöner entstehen zu lassen. Im spanischen Erbfolgekrieg wurde sie viermal durch Kapitulation bezwungen. 1702 übergab sie der Zerstörer von Heidelberg General Melac an den Markgrafen Ludwig von Baden, im Chore der Stadtkirche ruht General Monlar, der mit Melac in Verheerung der Rheinlande wetteiferte. 1703 eroberte sie ihr eigener Erbauer Vauban unter dem Oberbefehl des Marschalls Tallard wieder zurück. Nach der Schlacht von Höchstädt (1704) belagerte sie Eugen von Savoyen in Gegenwart Kaiser Josefs I. und bekam sie nach 2 Monaten in seine Gewalt. Unser Bild ist die Kopie eines prächtigen Kupferstichs von Decker, welcher die sämtlichen größeren Schlachten und Belagerungen jenes gewaltigen Krieges durch seinen Griffel verewigte. Landau blieb reichsunmittelbar bis 1713. In diesem Jahre wurde es abermals von den Franzosen genommen und blieb 100 Jahre in dem ungestörten Besitz derselben. 1793 wurde es von den Preußen vergeblich belagert und bombardiert. Ein schweres Verhängnis traf die Stadt am 20. Dezember 1794, als aus unbekannter Veranlassung das Zeughaus in die Luft flog, 15 Häuser wurden gänzlich zerstäubt, 489 unbewohnbar gemacht und fast alle übrigen beschädigt. Von dem Zeughause selbst blieb kein Stück auf der Stelle, acht Zentner schwere Steine wurden Viertelstunden weit geschleudert. 1814 und 1815 wurde die Stadt belagert, 1816 kam sie als Bundesfestung an Bayern. Bereits seit mehreren Jahren ist die Stadt ihres Charakters als Festung entkleidet.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 41. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Nº 2. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben | 2. Jahrgang 1891.

Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

(Fortsetzung).

Das andere Schriftstück war eine Verordnung des Fürstbischofs Georg Karls von Fechenbach „gegeben unter eigener Handunterschrift und beigedrucktem geheimen Kanzleisiegel“, vom 17. Juli datiert, wodurch der Landesherr mitteilte, daß der der Residenz sich nähernde Kriegsschauplatz ihn zwinge, dieselbe zu verlassen, dabei aber bleibe er seinen getreuen Unterthanen nahe und befehle seinen Beamten auf dem Lande, auf ihren Posten auszuharren und für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die Unterthanen wurden ermahnt, seiner väterlichen Regierung nicht zu vergessen, sondern neben dem Gehorsam, den sie dem siegreichen Feinde leisten müßten, mit jener Treue der Verfassung ergeben zu bleiben, die von jeher den Würzburgern eigen war. Die Proklamation schloß mit einer frohen Aussicht auf die Zukunft, wo der Fürst zurückkomme, um die Wunden zu heilen, die den getreuen Unterthanen durch das unvermeidliche Übel des Krieges sollten geschlagen werden.

In dem an die große Stube anstoßenden sogenannten Herrenzimmer saßen noch zu vorgerückter Abendstunde vier Gäste in eifrigem Gespräche. Es waren durchaus ernst und verständig aussehende Männer gesetzten Alters, die sich zusammengefunden hatten, in lebhafter Rede und Gegenrede ihre Ansichten und Meinungen über die Ereignisse der jüngsten Tage auszutauschen.

Der weitaus Bedeutendste der kleinen Gruppe war der Bezirksarzt Dr. Reder, ein prächtiger Charakterkopf mit ebenso energischen als intelligenten Zügen; ihm zur Seite saß der Wiesenmüller, eine derbe, vierschrötige Gestalt mit feistem Gesichte, aus dessen immer mürrischen Mienen der unverfälschte Stolz des erbangesessenen Bauern und geldreichen Mannes sprach, sein Widerspiel bildete des Doktors anderer Nachbar, der Bürgermeister Rießling von Neustadt, ein ängstlich bedächtiges Männchen, der nur ganz schüchtern sich getraute, hie und da einen leisen Widerspruch zu thun, sonst aber lieber schwieg, um den Müller nicht zum Zorn zu reizen. Der vierte war der Kaufmann Hartlieb aus Melrichstadt, der, mütterlicherseits von französischer Abstammung, seine Sympathien für die Neufranken nur wenig verleugnete.

„Er war ein braver Mann, unser gnädiger Landesfürst“, sagte der Bürgermeister, nach einer kleinen Pause das Gespräch wieder aufnehmend. „Wie wird es uns ergehen, wenn er nicht mehr in unserer Mitte lebt.“

„Ihr im ganzen Stift hattet alle Ursach' mit dem Vorgänger noch zufriedener zu sein“, brummte der Müller.

„Freilich, freilich, aber einen zweiten Franz Ludwig kann's eben nimmer geben“, stimmte der Bürgermeister zu. „Jetzt fehlt er uns ganz und gar. Wenn er noch lebte, wäre er der Neutralitätserklärung Preußens beigetreten, und wir hätten Frieden. Aber vielleicht wird es nicht so schlimm, als es leider den Anschein hat.“

„Na, mir kann's einerlei sein, in meine Mühle kommt mir kein Franzmann. Wir Gochsheimer erklären uns sofort als neutral.“

„Laßt Euch nicht auslachen, Wiesenmüller“, rief Dr. Reder, „um Euren Protest kümmern sich die Franzosen nicht so viel.“

„Bah, Doktor, wir bilden einen Staat so gut wie das Stift, das ist uns bestätigt worden von Kaiser und Reich,

unser Schulz ist in seiner Art ganz dasselbe was der Freiherr v. Fechenbach ist, nämlich Landes-Obrigkeit."

„Das müßt Ihr den Franzosen auseinandersetzen, und wenn diese es glauben, kann mir es ja diesmal auch recht sein", begütigte der Doktor in halb ironischem Tone. „Übrigens glaube ich denn doch, daß Würzburg einzunehmen ein ander Ding sein wird, als (Anno 92) Mainz. Es bleibt ewig Schande, daß die Franzosen damals so leichte Arbeit gehabt, das goldene Mainz, dieses Bollwerk des Reiches, zu erobern. Gottlob, daß Würzburg schon damals ganz bedeutend besser armiert war als die Festung am Rhein. Hat doch Franz Ludwig noch Stadt und Berg durch den General v. Dachsdorf in ordentlichen Verteidigungszustand setzen, die Erdwälle herstellen, mit Kanonen besetzen, die Truppen durch eure Bamberger und Deutschorden verstärken lassen. Auch die Bürgerschaft griff mannhaft zur Wehr, so daß die Franzosen es nicht für geraten fanden, über Aschaffenburg vorzudringen."

„Ja, das war Franz Ludwig", spottete der Müller, „der wäre auch nie vor den Kerlen davongelaufen, sein Nachfolger macht's anders."

„Ach, wer hat denn eigentlich einen solch gräßlichen Krieg verschuldet?" fragte der Bürgermeister.

„Ach, wer denn?" brummte der Müller. „Fragt nur den Doktor, der wird Euch ganz genau sagen, daß kein anderer als der Herzog von Braunschweig an der Geschichte schuld ist. Was brauchte sich das Reich um die Händel der Franzosen zu kümmern? Sollen sie doch mit ihrem König machen, was sie wollen. Nein, da wird der Krieg erklärt und jetzt kostet uns die Geschichte schwer Geld, auch wir Gochsheimer mußten tüchtig blechen, Kriegsanlagen, wie man das Ding heißt."

„Na, eure paar Groschen haben nichts ausgemacht", lachte der Doktor. „Ich fürchte nur immer, es wäre besser gewesen, damals dem Kaiser freiwillig mehr zu geben und es nicht ankommen zu lassen auf das Drohen mit der Exekution, anstatt daß wir jetzt vielleicht die Franzosen zufrieden stellen müssen."

„Aber hat wirklich der Herzog von Braunschweig die Schuld an dem Kriege mit den Franzosen?" fragte der Bürgermeister nochmals.

„Wie läßt sich solches behaupten", entgegnete der Doktor achselzuckend. „Ausgemacht ist freilich, daß sein Manifest vom 25. Juli 1792 in ganz Frankreich böses Blut gemacht, vornehmlich der Artikel, durch welchen er die Stadt Paris mit einer militärischen Exekution bedroht, mit Hinrichtung der Empörer und mit vollständiger Vernichtung, wenn nicht alsbald den Greueln Einhalt geschehe und das Königtum wieder hergestellt werde."

„Die Welt", begann jetzt der Kaufmann Hartlieb, sich in die Unterhaltung zu mischen, „weiß aber auch, welche Antwort die edle Nation auf diese freche Herausforderung gegeben. Das ganze Volk erhob sich wie ein Mann."

„Und hat die Marseillaise oder wie man das Ding nennt, angestimmt und ist ausgerückt gegen seine Unterdrücker", ergänzte mißmutig der Müller. „Na, mir kann's einerlei sein."

„Ja, und der Sieg hat sich an die Trikolore geheftet. Wo immer die Soldaten der Republik gekämpft, haben sie das Feld behauptet", rief der Kaufmann begeistert.

„Na, hört 'mal", höhnte der Müller, „es ist just kein Kunststück, die Reichsarmee zu schlagen. Den verdammten Kostbeuteln und schwäbischen Kragen gönnt jeder von Herzen eine Niederlage."

„Ihr solltet Euch schämen als Deutscher so zu reden", mahnte der Doktor.

„Freilich", beharrte der Getadelte, „eine solche Armee verdient es schon, hochgehalten zu werden. Im Mainzischen drüben haben die Soldaten auf der Wache auf ihren Pflöcken Zwecke für die Schuster geschnitzt. Neulich hat mir eins erzählt, daß die Wache zu Gmünd vor jedem gutgekleideten Spaziergänger, Mann oder Frau, präsentiert und dann den Hut ausstreckt, um eine Gabe zu erhalten."

Der Kaufmann lachte über diese Schilderung aus vollem Halse.

„Dann ist's freilich kein Wunder", sagte er, „wenn der Bürger seine Soldaten, die Offiziere nicht ausgenommen, mehr verachten als bewundern muß, Uniform und Ausrüstung sind auch über alle Maßen elend."

„Na, die Neufranken brauchen just auch nicht dicke zu thun, den Kerlen thut es zweifellos wohl, wenn sie sich einmal heraußen wieder ordentlich satt essen und ihre Lumpen ablegen können. Die in der Pfalz drüben wissen davon ein Liedchen zu singen. Na, mir kann's einerlei sein."

„Ach, wie wird es uns, unsern Frauen und Kindern, unserm Hab und Gut ergehen, wenn die Franzosen nun wirklich herauskommen", jammerte der Bürgermeister.

„Es wird nicht so schlimm werden", tröstete der Kaufmann, „dort habt ihr es ja schwarz auf weiß, daß Jourdan strenge Mannszucht hält. Freilich fordert der Krieg immerhin schwere Opfer von dem Bürger und Landmann."

„Na, und der Fürstbischof zahlt euch alles zurück", sagte der Müller mit unangenehmem Lachen, „wenn er wieder in sein Land heimkommt, das hat er euch ja versprochen. So handelt es sich im Grunde genommen nur um ausgelegtes Geld. Aber was habt denn Ihr, Doktor, Ihr sitzt stumm da wie ein Fisch", fuhr der ‚Reichsfreie Bauer' fort, sich an seinen Nachbar wendend. „Laßt Euch noch einmal einschenken und dann reden wir von anderem. Also angestoßen und heraus mit dem schofeln Rest!"

Aber der Angeredete achtete wenig auf solche Aufforderung. Er strich mit der Rechten über die hohe Stirn, blickte noch einen Moment still vor sich hin, augenscheinlich bemüht, seine zerstreuten Gedanken zu sammeln, dann begann er:

„Hört mich an, ihr Männer. Ist es nicht Schimpf und Schande, daß jetzt der übermütige Franzmann seinen Einzug halten kann in unser herrliches Frankenland, um als unbeschränkter Sieger darin zu walten, nur weil wir feige genug sind, ihm keinen Widerstand zu leisten? Sind wir denn wirklich noch die Enkel Armins, jenes hehren Cheruskerfürsten, der vor beinahe achtzehnhundert Jahren es unternommen, das Fremdenjoch abzuschütteln, unter dem schier alle Völker der Erde seufzten? Und was ihm gelang, damals in jenen finsteren Zeiten, daß muß auch uns gelingen, wofern wir nur ernstlich wollen. Denn von uns allein wird es abhängen, ob die Fremdlinge diesen Boden betreten dürfen, den der Fuß unseres größten Kaisers geheiligt. Tretet hinaus auf den Platz, dann könnt ihr sie erschauen, die gute Neustadt hoch überragend, auf grünen Bergen sich erhebend, die kaiserliche Pfalz zur Salzburg mit ihren wehrhaften Türmen und Zinnen. Dort

haben der deutschen Imperatoren manche gehaust, ehe sie als reiche Schenkung an das Hochstift überging. So erzählt sie uns noch heute von längst vergangenen glanzvollen Tagen und von deutscher Macht und deutscher Größe. Nimmermehr darf es geschehen, daß sie in die Hände der Franzosen falle."

„Entschuldiget", sagte hier der Bürgermeister", daß ich Euch unterbrechen muß. Hört Ihr nicht den Lärm drüben im Schenkzimmer, es muß eine neue Botschaft eingetroffen sein aus Würzburg. Ich will 'mal hinüber und mich erkundigen, was es ist. Gleich bin ich wieder zurück."

Der Sprecher ging, um gleich wieder hereinzukommen. Ein noch junger Mann in Bauernkleidern begleitete ihn. Er sah erhitzt und verstört aus von eiligem Ritt, doch hatte er sich alsbald gefaßt, rasch einige Gläser Wein zu sich genommen und konnte nun den Herren Red' und Antwort stehen.

„So," sagte der Bürgermeister, „erzählt uns alles, was Ihr wißt."

„Das ist wenig genug, Ihr Herren! Würzburg ist über seit gestern."

„Was, Würzburg ist über, haben wir recht gehört?" riefen die Herren durcheinander, von den Sitzen aufspringend. „Ihr müßt Euch täuschen, Mann."

„Ich sage die Wahrheit. Gestern hat der französische Divisionsgeneral Championnet seinen Einzug gehalten, denn Stadt und Festung hatten kapituliert."

„Kapituliert," wiederholten die äußerst betroffenen Zuhörer mit tonloser Stimme; dann rief Doktor Reder:

„Verschweigt uns nichts, Mann. Erzählt uns, wie dies alles hat geschehen können."

„Also am 17. Juli hat unser allergnädigster Landesherr, der Fürstbischof, die Residenz verlassen, nachdem Hochderselbe eine Statthalterschaft eingesetzt hatte, bestehend aus dem Domdechanten v. Zobel, den Domkapitularen Grafen von Stadion, dem Freiherrn v. Gebsattel und Mitgliedern der Regierung und der Hofkammer. Der Fürst reiste auf die Güter des Grafen Rotenhan im Böhmischen ab. Der Statthalterschaft war der Befehl gegeben worden, sich bei wirklicher Annäherung des Feindes hinter die preußische Demarkationslinie zurückzuziehen und von da aus, soviel wie möglich, für das Beste des Landes zu wirken."

„Aber, wo blieben die Kaiserlichen?" fragte der Doktor, der mit Spannung dieser Erzählung zuhörte.

„Die österreichische Armee lagerte, 40 bis 50000 Mann stark, unter dem Feldzeugmeister v. Wartensleben zwischen Kürnach und Werneck und jedermann glaubte, daß es bald zu einer entscheidenden Schlacht kommen werde."

„Gut, gut und dann?", drängten die anderen.

„Die Franzosen erschienen in großer Überzahl, so daß die Österreicher beschlossen, sich zurückzuziehen, mit der Statthalterschaft zog denn auch die Besatzung der Stadt, es war nur ein Bataillon, ab. Dies geschah am 21. Juli, drei Tage später, gestern also, erfolgte die Kapitulation."

„Und die Bedingungen?"

„Waren ziemlich ehrenvolle. Der französische General sagte Sicherheit der Person, des Eigentums, der Religion und Landesverfassung zu. Die kleine Garnison der Marienfeste zog mit allen Kriegsehren ab, mußte jedoch eidlich versprechen, Jahr und Tag nicht gegen die französische Republik zu kämpfen. Die Statthalterschaft begab sich am Tage der Kapitulation nach Uffenheim, dort befindet sie sich in Sicherheit."

„Wer weiß, wie lange?" sagte Doktor Reder mit recht nachdenklicher Miene. „Was nun? Meine schlimmsten Befürchtungen sind weitaus überholt worden von der einfachen Thatsache: der Feind steht mitten in Franken."

„Ihr seid ein unverbesserlicher Schwarzseher, Doktor," rief nun der Kaufmann Hartlieb. „Wer hat denn je behaupten dürfen, daß die Franzosen gekommen sind, uns, den Bürgern, den Krieg zu machen. Heißt doch ihre Parole jederzeit und allerorten: Krieg den Schlössern, Friede den Hütten. Und gerade der Umstand, daß der Adel ringsum geflüchtet ist, beweist, wie nur dieser Stand alles zu fürchten hat."

„Aber die Franzosen haben doch im eigenen Lande als die ärgsten Wüteriche gehaust," sagte der Bürgermeister, der noch ängstlicher geworden zu sein schien, seit er die Nachricht von der Übergabe Würzburgs vernommen. „Bedenket doch, außer all den gräßlichen Hinmordungen so vieler Unschuldigen haben sie den Tod des guten Königs Ludwig auf dem Gewissen. Einen König auf dem Schafott sterben zu sehen, ist weitaus das Entsetzlichste, was man sich denken kann."

„Ja, ja, aber das ist ja geschehen unter der Schreckensherrschaft," berichtigte der Kaufmann. „Fragt doch nur den Doktor, seit Robespierres Tode ist alles ganz anders geworden und die Macht der Jakobiner, es sind jetzt gerade zwei Jahre her, für immer gebrochen."

„Ich meine auch", sagte nun der Wiesenmüller, „daß die Franzosen es nicht halb so schlimm treiben werden hier in Franken, als die kaiserlichen Freicorps in Schwaben und am Rhein es getrieben. Zudem haben wir es ja schwarz auf weiß, vom Obergeneral unterschrieben, daß nichts vorkommen darf, was gegen die Mannszucht verstößt. Na, mir kann's überhaupt einerlei sein."

„Aha, Ihr wollt Euch ja neutral halten, Wiesenmüller, und seid deshalb so vertrauensselig. Nehmt Euch in acht," warnte der Doktor, „Ihr besitzet ein schmuckes Töchterlein, und wenn es auch nur deshalb wäre."

„Hm, hm," schmunzelte der „Reichsfreie Bauer", „den lüsternen Franzosen wird der Korb hoch gehängt werden."

„Sagt uns jetzt noch, Mann," wandte der Doktor sich an den Boten, „wohin, glaubt man, daß sich die Franzosen wenden werden?"

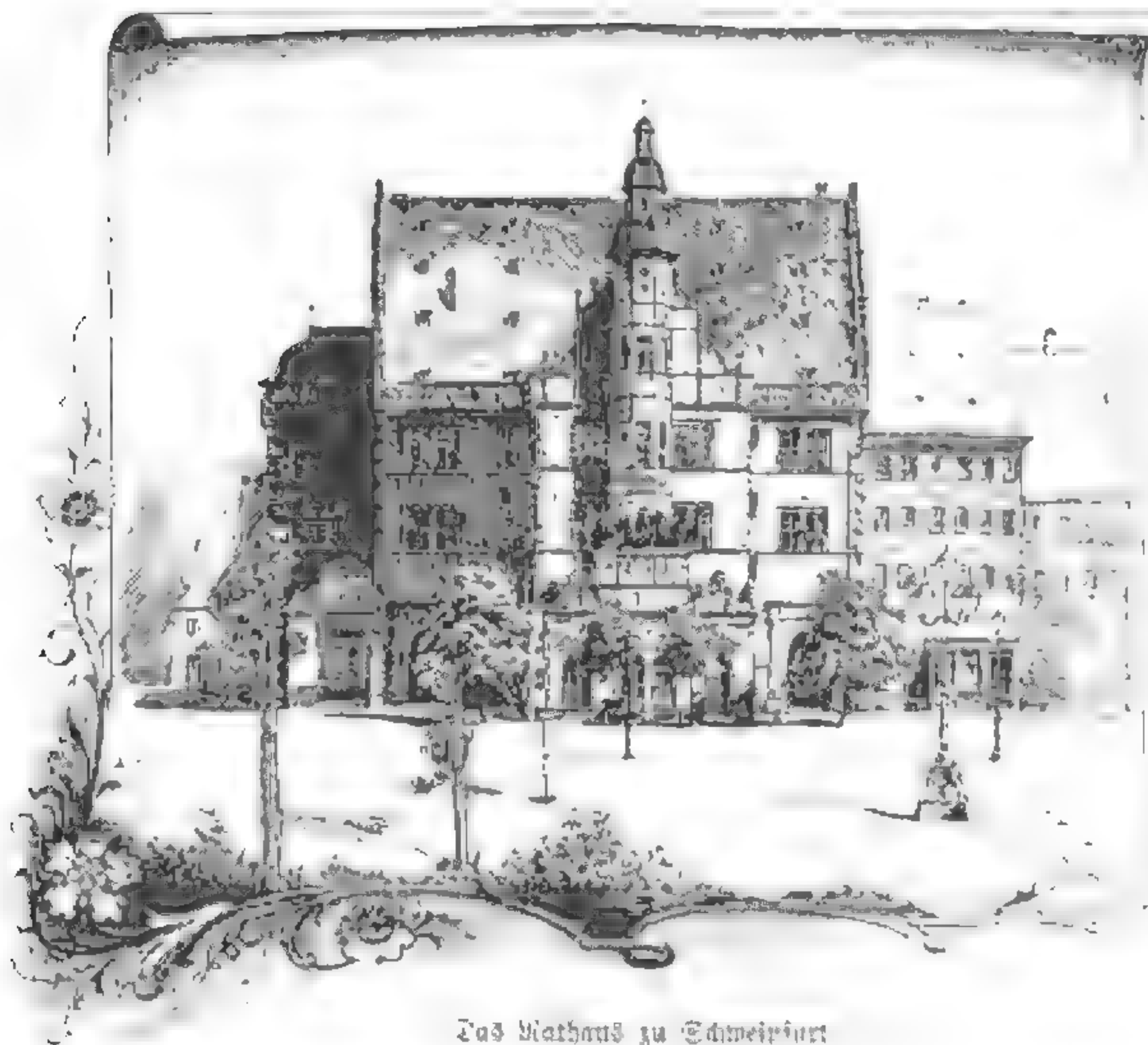
„Das Gros der Armee marschierte in der Richtung gegen Bamberg weiter, zur Stunde sind sie vielleicht schon in Schweinfurt oder gar in Haßfurt."

„Teufel, die Kerle rücken unaufhaltsam vor," sagte der Kaufmann mit unverhohlener Bewunderung, „in einer Woche vielleicht schon stehen die siegreichen Heere vor Wien."

„Ihr seid nicht, was Ihr scheint, Mann," wandte der Doktor sich wiederum an den Boten. „Ich möchte einen Kriegsmann in Euch vermuten."

„Erraten. Ich stehe im Würzburger Heer als hochfürstlicher Husar und thue dermalen Kurierdienste. Nun ich alles gesagt, was ich sagen konnte und durfte, will ich mich wieder auf den Weg machen," sagte der vermeintliche Bauer. „He da, Wirt, da nehmt das für den Wein. Ihr wollt nicht? Gut, meinetwegen, dann habt schönsten Dank und nun Gott befohlen, ihr Herren."

(Fortsetzung folgt.)



Das Rathaus zu Schweinfurt

Friedrich Rückert und die Rückertstadt.

Von Oskar Steinel.

Am sechzehnten Mai ist Glorie volle des Maien,
Am siebzehnten bereits neigt er dem Ende sich zu.
Am sechzehnten hat er noch einige Stufen zu steigen
Bis zum Gipfel hinan, Stufen mit Rosen bestreut.
Vor und nachher im Mai sind andere Dichter geboren
Am sechzehnten allein glaub' ich, geboren zu seyn.
Rühmt' ich eines, so rühm' ich ein anderes: nicht nur geboren
Bin ich in Mitte des Mai's, auch in der Mitte des Main's.
Vom Jeanpaul'schen Bayreuth bis hinan zum Goethischen Frankfurt
Ist er in Mitte des Laufs, wo mich geboren der Main.
Mainfurt sollte deswegen genannt sein meine Geburtsstadt;
Weinfurt ist sie genannt, ohne den Zischer davor.

So, auf jetzt vergilbtem Papier, in deutlichen lateinischen Zügen — die Zeilen laufen wie bei den Humboldtschen Manuskripten nicht wagrecht, sondern stets nach rechts aufwärts — lautet ein von der Hand Rückerts geschriebenes und unterschriebenes Gedicht, das er seinem Freunde, Professor Dr. C. Bayer in Schweinfurt, in dankender Erwiderung seiner Glückwünsche zum 75. Geburtstage gesandt hat, und das nun von der Witwe des Empfängers mir zur Einverleibung in das zu begründende Rückertmuseum übersandt wurde. Aber das ist keineswegs das einzige Zeugnis der Zuneigung des Dichters zu seiner Geburtsstadt, die ihn nun durch Errichtung eines Denkmals ehrt; wiederholt und herzlichst hat er bekundet, wie lieb ihm die Stelle war, wo er das Licht der Welt erblickte. Wie der in Rückerts Gedicht angezogene Jean Paul seine Geburtsstadt Wunsiedel pries: „Ich bin gerne in dir geboren, kleine, aber lichte Stadt", so erschöpft sich Rückert in Beweisen seiner Zuneigung zu der Stadt, wo er nun noch in Erz, sich und der Stadt zur Ehre bezeugt, daß er im Gedächtnis der Welt gleichzeitig mit Bezug auf seine Geburtsstadt gewürdigt und verstanden werden wollte. Humoristisch hatte er bei Lebzeiten, gewissermaßen in Voraussehung der Dinge, wie sie kamen, abgelehnt, nach dem Tode „mit steinernen Augen" immer das nämliche zu sehen, aber angesichts der Ehrung, die Deutschland und vor allem Schweinfurt jetzt seinem Andenken weiht, darf wohl im Sinne des Dichters, dem „so sehr noch die Eierschale seines Geburtsnestes anklebt", daß er in dem erwähnten Dankbrief an Professor Bayer von Neuseß aus noch im Jahre 1863 statt „in Schweinfurt" unwillkürlich „bei uns" schreibt, an seinen Ausspruch erinnert werden: „Von allen Ehren am meisten wert ist die — womit die Vaterstadt mich ehrt".

Das Bild der Rückertstadt, wie es der Blick von oberhalb der Peterstirn im Osten vorführt, ist freilich ein anderes als das, welches der Knabe Rückert in sich aufnahm, als er das Schweinfurter Gymnasium besuchte. Die Maschine auf der alten Mainbrücke, der Naschkorb, in dem man die Felddiebe in den Main hinabließ, nicht um sie zu ersäufen, sondern um sie naß zu machen, ist längst verschwunden. Verschwunden sind die schönen Thore, sie mußten dem wachsenden Verkehr, vor allem der Eisenbahn weichen; verschwunden die Stadtsoldaten der ehemaligen freien Reichsstadt, die sie bei Rückerts Geburt noch war, welche vor den Senatoren und Doktoren utriusque juris präsentieren, bei dem ältesten Bürgermeister herausrufen, vor einem Dr. med. und einem Prediger, selbst wenn er Dr. theol. war, aber bloß schultern mußten. Aber, wenn auch vieles sich geändert hat, viel ist in der Stadt erhalten, daß man leicht sich in die Zeiten der ersten Jugend Rückerts hineinträumen kann und in die Jahre des Schulbesuches, die er hier verlebte. Noch sind viele Straßen dem alten Gepräge der ehemaligen Reichsstadt treu geblieben, noch zeigen ehemalige Patrizierhäuser die Spuren früherer Behaglichkeit und verständigen Kunstsinnes, noch steht dasselbe Rathaus, und der eherne Rückert sitzt mit dem Antlitz gegen dasselbe gewendet auf dem gleichen Marktplatze, wo freilich in größerer Anzahl gegen früher allwöchentlich zweimal die schmucken Bäuerinnen der Umgegend in ihren eigentümlichen von einander verschiedenen Trachten zum Verkaufe bringen, was auf den gesegneten Fluren des Mains an Obst und Gemüsen gedeiht, zumal in den benachbarten ehemaligen Reichsdörfern Sennfeld und Gochsheim. Freilich ist gerade das Rathaus ein Beispiel, wie sehr sich der Geschmack der Zeiten ändert. Während dieser prächtige Renaissancebau in allen Architekturwerken als ein Juwel der Baukunst aufgeführt und abgebildet wird, schreibt davon Weber, der bekannte Verfasser des Demokritos, kurz und absprechend: „Der Markt ist groß und ansehnlich, nicht so das Rathaus, ob es gleich das stattlichste Gebäude der Stadt ist".

Doch wenden wir uns von der Rückertstadt zu Rückert selbst! In dem Eckhause am Marktplatze, in unmittelbarer Nähe des Rathauses wurde Johann Michael Friedrich Rückert am 16. Mai 1788 früh um 6 Uhr geboren. Sein Vater, Johann Adam Rückert, war erst kurz vorher als Advokat von Hildburghausen hergezogen und hatte sich am 14. Juli 1787 mit der Tochter des Schweinfurter Advokaten Schoppach Maria Barbara verheiratet. Bald darauf, 1792, erhielt er eine Bestallung als Freiherrlich von Truchseßscher Amtmann in Oberlauringen und, nach verschiedenen andern Verwendungen, später die Stelle eines bayerischen Rentbeamten in Ebern; vom

17. März 1825 bis zu seinem am 26. August 1831 erfolgten Tode wirkte er indessen wieder in Schweinfurt, wo er auch, ebenso wie Rückerts Mutter begraben liegt. Wenige Monate vor dem Tode der Mutter starb in Schweinfurt die Schwester des Dichters, Marie Christine Luise, ein bildschönes, feingebildetes, insbesondere in der Musik, die sie schwärmerisch liebte, gründlich ausgebildetes Mädchen. Friedrich Rückert besuchte von Ostern 1802 bis Oktober 1805 das Gymnasium seiner Vaterstadt und verließ es mit einem ausgezeichneten Zeugnisse. Es ist nicht beabsichtigt, hier in epischer Breite den Lebensgang des Dichters zu zeichnen, der sich ja in jeder guten Litteraturgeschichte vorfindet. Nur kurz sei der Vollständigkeit halber bemerkt, daß Rückert auf den Universitäten Würzburg und Heidelberg studierte und in Jena sich 1811 der akademischen Laufbahn widmete. Als Deutschland sich der napoleonischen Fesseln entledigte, drängte es auch Rückert, wie seinen Bruder Heinrich, persönlich mit den Waffen für die Freiheit zu kämpfen. Aber die Ironie des Schicksals wollte es, daß er, der Dichter der „Geharnischten Sonette“, wegen seiner schwächlichen Gesundheit dem Felddienste fernbleiben mußte. 1815 trat Rückert in die Redaktion des Stuttgarter Morgenblattes ein; 1817 nach Aufgabe seiner Stelle machte er eine Reise nach Italien, wo er den Kronprinzen Ludwig von Bayern, aber auch außerdem eine Reihe bedeutender Männer und Frauen, so Niebuhr, Bunsen, Cornelius, Schnorr von Carolsfeld, Overbeck, Veit, den später ihm näher befreundeten Kupferstecher und Dichter Karl Barth, die geist- und gemütvolle Henriette Herz und andere kennen lernte. Auf der Rückreise machte er die Bekanntschaft des Orientalisten Hammer-Purgstall, was für ihn bedeutungsvoll wurde. Nach einigen fehlgeschlagenen Plänen, sich und seiner jungen Frau — er hatte am 26. Dezember 1821 Luise Wiethaus, geboren am 17. November 1797, sich antrauen lassen — eine bleibende Stätte und eine feste Existenz zu gründen, wurde er im Oktober 1826 auf den erledigten Lehrstuhl für orientalische Sprachen an der Universität Erlangen berufen; sein hoher Gönner, Ludwig, war mittlerweile auf den Thron gestiegen und hatte in Rückert günstigem Sinne auf die Besetzung Einfluß genommen. In Erlangen gewann Rückert einen Kreis lieber Freunde. Vor allem der Wunsch, sich pekuniär besser zu stellen — die wachsende Familie brachte auch dem schlichten jedem Aufwand abholden Rückert Sorgen — ließ ihm eine Professur an der Berliner Hochschule erstrebenswert erscheinen. Als 1841 Friedrich Wilhelm IV. Rückert nach Berlin berief, waren die Bemühungen, ihn für Erlangen zu erhalten, vergeblich. Der König Ludwig hatte, so scheint es, zu spät von der Sache vernommen, und so mußte er den von ihm so sehr verehrten Mann schweren Herzens nach Berlin ziehen sehen. Aber Berlin befriedigte Rückert noch weniger als Erlangen. Zwei Tage vor der Märzrevolution schied Rückert auf immer von der preußischen Residenz; auf wieder-



Das Rückert-Denkmal zu Schweinfurt.

holte Eingabe um Enthebung von der Professur erlangte er durch direktes Eingreifen des Königs endlich seine Pensionierung; die Hälfte der Besoldung wurde ihm gnädigst als Pensionsgehalt zuerkannt. Von nun an führt der Dichter und Gelehrte ein an äußeren Begebenheiten armes, an inneren Vorgängen und an geistiger Arbeit reiches Einsiedlerleben in dem von früher her schon ihm teuer gewordenen Neuseß bei Coburg. Viele Ehren wurden dem greisen Manne zu teil, am meisten bei seinem 75. Geburtstage, 1863, an dem ganz Deutschland ihn ehrte. König Maximilian II. hatte ihn schon zehn Jahre vorher zum Mitglied des Maximiliansordens ernannt; eine denkwürdige Ehrung erhielt er auch von dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko, der ihm seinen Orden verlieh. Wie er die Ehrung der Stadt Schweinfurt aufnahm — sie hat ihn zum Ehrenbürger ernannt und später an seinem Geburtshause eine eherne Gedenktafel anbringen lassen und damit gleichzeitig eine Straße nach ihm geheißen — davon gibt der eingangs dieses Artikels mitgeteilte Dichterspruch, mit dem Rückert seinen Dankbrief für das Ehrenbürgerrecht an den Magistrat einleitet, beredtes Zeugnis. Aber nicht nur König Ludwig I. und Maximilian II., auch König Ludwig II. hat thätigen Anteil an der Ehrung Rückerts genommen. Am 13. Januar 1865 erteilte er dem Magistrate Schweinfurts die Ermächtigung zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts, und als der König am 22. Mai 1867 von dem Plane erfuhr, Rückert ein Denkmal zu setzen, ließ er sofort durch das Hofsekretariat einen namhaften Betrag der Stadt zur Verfügung stellen, welcher später, als vorübergehend diese Bestrebungen anscheinend gescheitert waren, einer Schweinfurter Wohlthätigkeitsanstalt — nach Einholung der königlichen Erlaubnis — zugewiesen wurde. Daß der schon gescheiterte Plan wieder aufgegriffen und zur Vollendung geführt werden konnte, ist der Huld des jetzigen Prinzregenten Luitpold zu danken; durch dieselbe wurde aus öffentlichen für die Förderung der Kunst bestimmten Mitteln dem Rückertkomitee eine so reiche Gabe zugemessen, daß die Denkmalfrage gelöst werden konnte.

Noch erübrigt es, von dem Lebensende des Dichters einige Worte zu sprechen. Nach einer, wie das von Rückerts geistesverwandten Tochter herausgegebene „Poetische Tagebuch“ nachweist, äußerlich ruhigen, aber geistig höchst fruchtbaren und vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit entschlief er am 31. Januar 1866 und wurde an der Seite seiner im „Liebesfrühling“ für alle Zeiten mitverewigten treuen Gattin Luise zur Ruhe gebettet.

Es sei — allerdings auch nur in gedrängter Kürze — versucht, ein Bild der geistigen Bedeutung Rückerts zu entwerfen! Es ist eine stehende Redensart, von der Kleinheit der eigentlichen „Rückertgemeinde“ zu reden. Niemand mehr als Rückert wäre es verleidet gewesen, mit Maßstab und Elle den gestrengen Kritiker an sich herantreten und so in Dezimetern und Millimetern die Größe seines Genies bestimmen zu lassen. Was Goethe in Bezug auf solche Kritiker sagte, die am liebsten mit Hilfe des Nonius und der Logarithmentafel auf Dezimalstellen hinaus seine „Größe“ gegenüber der Schillers „festgestellt“ hätten, das gilt auch Rückert gegenüber: Was soll der müßige Streit, ob es außer Schiller und Goethe neuhochdeutsche Klassiker gibt, oder nicht? Die Deutschen sollen froh sein, daß sie mehr solcher „Kerle“ — nach Goethe — haben. Das landläufige Schulurteil über Rückert ist bekannt. Rückert ist Meister der Form, also — — überwiegt die Form vor dem Gehalte? Nicht doch! Daß bei Rückert, bei solch ausgesprochenem Talente für Reim und Vers vieles Versform annahm und deshalb strenger kritisiert wird, als wenn es in schlichter Prosa geschrieben wäre, das ist keine Frage. In der That kommt es dem Urteile Rückerts sehr ungünstig zu statten, daß er auf so vielen Gebieten um den Lorbeer rang. Rückerts Lyrik ist reich an tiefempfundenen Gesängen; Rückerts Kinderlieder sind geradezu einzig in unmittelbarer Empfindung und reizender Formgebung; daß Rückert ein Meister in dem ernstesten Genre nationaler Dichtkunst ist, wer will das dem Dichter der „Geharnischten Sonette“ bestreiten? Oder reiht sich ebenbürtig ihm ein zweiter an die Seite, der mit gleichem Rechte sich als Pfadfinder zu den Schätzen des poetischen Orients bezeichnen dürfte! Und der Spruchdichter Rückert, wie er im „Poetischen Tagebuch“ uns sich darstellt, braucht der irgend einem Dichter, und sei es wer immer, zu weichen? Aber, eben weil die Reichhaltigkeit eines oder einzelner Gebiete meist das Interesse der Beurteiler vollständig in Beschlag nimmt, so wird gewöhnlich ein allseitiger Gesichtspunkt gar nicht zu erklimmen versucht und über den Einzelheiten wird eine einheitliche Auffassung unmöglich. Rückert, so sehr er ja beispielsweise in unseren Anthologien vertreten ist, er ist doch noch nicht erschöpft. Es wäre möglich, aus Rückert allein eine Zusammenstellung von Poesien auszulesen, in der alle poetischen Formen und Gattungen fast vollständig durch musterhafte Beispiele vertreten wären. Welch zweiter Dichter bietet dazu Gelegenheit? Man schilt Rückert nicht wegen seiner Armut, sondern wegen seines Reichtums. Weil er neben Gold auch Silber in seinem Schatze bewahrt, wird er für ärmer gehalten, als wenn er der Scheidemünze ganz sich entledigt hätte! Möge bald eine gute Schulausgabe Rückert unserer Jugend in seiner Vielseitigkeit zeigen, wie er es verdient, Schule und Jugend werden dabei gut bestehen!

Einige Worte zum Schluß über das Denkmal! Rückerts Denkmal, wie die Abbildung zeigt, ist es mit einem Brunnen in Verbindung gebracht, trägt auf stolzem Granitsockel drei Erzfiguren. Oben die Gestalt des Dichters. Als würdigen Greis, im Lehnstuhl vornüber gebückt, ein Buch aufgeschlagen auf dem Knie vor sich, so hat der Künstler den Dichter gebildet. Zu seiner Rechten ist eine Stufe weiter unten eine ideale Frauengestalt, die das lorbeerbekränzte Schwert und die Lyra als Rückerts Muse, als die Göttin der „Geharnischten Sonette“, kennzeichnen. In gleicher Höhe links entziffert eine hehre Idealgestalt aus einer Pergamentrolle orientalische Schrift, welche ein stilisiertes altehrwürdiges Steinhaupt halb verdeckt; es versinnbildlicht Rückerts Thätigkeit als Gelehrter und Dichter, vor allem in seinem Werke: „Die Weisheit des Brahmanen“. Bei geeigneter Stellungsnahme vor dem Denkmal erscheint es dem Beschauer, als wollte die Figur das ehrwürdige Steinhaupt eben seiner Hülle, des darüber liegenden Pergaments, entledigen; eine vielleicht vom Bildner sinnig beabsichtigte, äußerst bezeichnende Nebenwirkung: Die Poesie Rückerts entschleiert die Kunstdenkmäler des Orients. Von dem Künstler oder den Künstlern ist ja bei anderer Gelegenheit schon viel Rühmendes gesagt worden. Es genügt, zu konstatieren, sie haben ihren Ruf bewährt. Ruemann, dessen künstlerische Bedeutung zuerst erkannt zu haben, bekanntlich ein Verdienst S. K. H. des Prinzregenten Luitpold bildet, hat den figürlichen Teil, Friedrich Thiersch den architektonischen

Teil entworfen. Der Guß des Denkmals wurde in der Ruppschen-Gießerei bewerkstelligt und macht dem Verfertiger alle Ehre.

Ja, Rückert dürfte, könnte sein verstummter Mund sprechen, wie ehemals bei Verleihung des Ehrenbürgerrechts mit vollem Recht sagen:

Von allen Ehren mir am meisten wert
Ist die, womit die Vaterstadt mich ehrt.

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von Georg v. Bemming.

(Fortsetzung.)



Bamberger Bauer.

Wagen Sie es nur einmal, in Ihrem neuesten elegant-originellen Frühjahrsanzug über den „Grünen Markt“ zu gehen. Wehe Ihnen, wenn das reizende Kostüm das Mißfallen der kritischen Damen hinter den grünen Gemüsebergen erregen, wenn ihnen etwa die „Furm“ (Form) zu „olbern“ (albern), die Farbenzusammenstellung zu toll erscheinen sollte. Sie werden sich durchaus nicht genieren, Ihnen mit all jener kritiklustigen Unverfrorenheit, welche eine Königin Amalie nicht „unberedt“ (unbekrittelt) über den Markt reiten ließ und die sich die barocke Brunnenfigur des alten Neptun, der mit seinem Dreizack über ihrem grünen Reiche thront, in den „Gabelmann“ umgetauft hat, — mit derselben Ungeniertheit werden diese Huldinnen, welche durchaus keine „Veilchala“ (Veilchen) sind, Ihnen laut und vernehmlich zu hören geben: „Seht ä mal, die Foosenacht!“ — — —

Wie, Sie sehen mich zürnend an und erwarten, daß ich als Ihr Ritter auftrete? Aber ach, gnädige Frau, schamrot gestehe ich es, trotz meiner Narben, die mir „so schön stehen“ — ich — ich fürchte mich! — —

Ach, vielleicht würden Sie mein Zittern begreifen, wären Sie auch nur einmal dabeigewesen, wenn zwei dieser Damen „hintereinander“ gekommen sind und rechtschaffen zu „schänden“ (schmähen) anfangen. Mit einer Schlagfertigkeit, mit einer blumenreichen, unaufhaltsam strömenden Beredsamkeit, um die manch junger Rechtsanwalt sie beneiden dürfte, wird der laute, schallende Kampf geführt. Staunend wird Ihr Ohr, als horche es einer fremden Sprache, lauschen und Sie dürfen fast froh sein, wenn Sie aus der Fülle wonnevoller Kosenamen, mit welchen die beiden Entbrannten sich überschütten, nur vielleicht eine kräftige „Lügensogera“ verständlich heraushören und — —

Um Himmelswillen, gnädige Frau, ich glaube, die Damen haben uns gehört! Machen wir, daß wir fort, unter den Schutz der Polizei kommen! Sie ist nicht weit von hier, im **Rathaus**, auf der Brücke gelegen.

Ja, wirklich, dieser merkwürdige Bau ist mitten in die Strömung des linken, hier zweigeteilten Flußarmes hineingebaut. Rauschend umbranden die Wellen den mächtig aufgemauerten Untergrund und kühn wölben sich die hohen Brückenbogen von Ufer zu Ufer und weisen uns hier zum erstenmal etwas von Bürgerkraft und Bürgerstolz auf. Selbstbewußt hat er an einer der Brückenbrüstungen den Vers eingegraben:

„Merket, Ihr lieben Herren gut
Behalt den Bau in treuer Hut.
Wollt Ihr dem senn getreu
Behalt dem in grundsbau,
Gott geb Ihnen die ewig Ruh
Die Ihr Steuer habt geben darzu
Dies solt Ihr zum Exempel han
Und gieriet auch dergleichen an.“
Anno Domini MCCCCLVI.

Und doch weiß die Überlieferung, oder besser die Sage, keinen andern Grund für die Wahl des seltsamen, kühnen Bauplatzes anzugeben, als ein willkürlich Herrengebot. Bischof Anton v. Rotenhan, so erzählt sie, kam:

„in irrung mit einem Rat,
deßgleichen mit gemeiner Stadt“[1]),

wobei ihm von einem Metzger die Wange aufgeschlitzt wurde, wovon die Narbe auf seinem Grabmal-Bildnis Zeugnis geben soll. Wiewohl nun der Bischof von seiner Festung Forchheim aus:

„Die Stadt mit Ernst belagert
Ein gnombn vnd zum
ghorsam bracht“

hat, so blieb sie doch in Ungnade bei ihm und als ein großer Brand das bisherige Rathaus zerstörte hatte, gab er den Bürgern für einen neuen Bau keine andere Erlaubnis, als „in die Luft zu bauen“.

So stellte denn Bürgerlist und Bürgerkraft das neue Rathaus mitten in das Wasser hinein. So behauptet wenigstens die Sage. Es gibt aber auch Menschenkinder, welche mehr kritisch als novellistisch angelegt sind, und diese behaupten, der ursprüngliche Bau dieses merkwürdigen Rathauses sei sicher ein uralter Befestigungsturm gewesen, auf den dann die Bürger im 15. Jahrhundert ihren neuen Bau setzten.

Von dem Baustile jener Zeit ist wenig mehr zu sehen. Das heitere Rokoko hat den schweren Langbau mit allegorischen Fresken von dem Lauinger Maler Anwander belebt; dem Turmbau hat sie ein leichtes, zierliches Gewand übergeworfen.

[1]) Anlaß zu diesem Streit oder „irrung“, wie der alte Ayerer, († 1605), der Hans Sachs Bambergs, in seiner Reimchronik es nennt, war die Errichtung von Stadtmauern gewesen, welche die Bürgerschaft nach den grausigen Einfällen der Hussiten (1430) gegen den Willen des damaligen Fürstbischofs, Friedrich v. Aufsees, zu bauen begann. Nachdem der Streit jahrelang vor dem Kaiser auch unter dem folgenden Bischof, Anton v. Rotenhan sich hingezogen hatte, wurde der Bürgerschaft von Kaiser Siegismund kundgegeben, daß sie die bisher errichteten Befestigungsbauten „in Jaresfrist abzutun“ habe.

Diese beiden, von Mutschele geschaffenen Altanen werden selbst Sie, die Feindin des Rokoko, entzückend finden müssen. Das ist keine schwerfällige Steinhauerarbeit mehr, das ist ein anmutiges Spiel lebendiger Ranken, das ist das lichte Gewebe einer reichen, köstlichen Spitze.

Unter zierlichen Spitzen aber kann ein arbeitendes Bürgertum sich nicht frei bewegen und so weisen uns denn Rokokoschnörkel von dieser Insel — in zweifachem Sinne — bürgerlicher Blüte hinauf zu dem Residenzplatz.

Das Bürgertum verschwindet vollständig. Vorbei an hochragenden, wappengeschmückten ehemaligen Domherrenhöfen, den echten Palazzi Bambergs, führt die breite Auffahrt hinan. — Da liegt er vor uns, der einzige, herrliche, prächtige Platz! Kaum weiß ich in deutschen Landen und darüber hinaus einen Platz, der einen gleich wohlthuenden, großen, vornehmen Eindruck hervorbrächte, der eine gleich schöne erhabene Lage mit gleich schönen Bauwerken aufwiese, der ansprechender malerische Schönheit mit architektonischer Ruhe verbände.



Kloster Michaelsberg bei Bamberg.

Trotzdem verschiedene, weit voneinander gerückte Kunstepochen seine Bauten schufen, ist doch dieser Eindruck ein vollkommen einheitlicher, harmonischer. Kühn und gebietend ragt die Residenz aus dem vorigen Jahrhundert auf, wundervoll in edler, ernster Majestät der romanische Dom, würdig in klassischer Harmonie bester Renaissance schließt die alte Hofhaltung mit einem dunklen Schweif gotischer Gemäuer die Reihe.[1])

Auch hier liegt Schnee, leichter Märzenschnee auf Dächern und Giebeln. Aber wie anders steht er der stolzen Fürstin Bamberg, wie anders als dem bescheidenen Reichsstädtchen zu Gesicht. Nicht wie eine trauliche Schlummerhülle, nein, wie schimmernder Hermelin schmiegt er sich ihr um die Schultern.

Ein modernes Standbild, — wie selten fügen sich neue Denkmäler in die organische Zusammengehörigkeit alter Plätze! — stimmt auch hier nicht ganz zu dem Eindruck des Ganzen. Das Erzbild stellt Franz Ludwig v. Erthal, den edelsten von Bambergs Fürstbischöfen, der 1789 das hochgerühmte „Krankenhaus" erbaute, in einem würdig schönen Meisterwerke Wiedemanns und Millers dar. Der ernste Blick Franz Ludwigs scheint nicht nach den Freuden des Genusses, nein, auf die Leiden der Menschheit zu schauen, sein edler Mund scheint zu sprechen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", seine segnend erhobene Hand scheint dort hinunter zu deuten, wo er, nicht einen Palast stolzer Herrschaft, nein, einen „der Nächstenliebe gewidmet" baute.

Würdig umfließt die edle Gestalt der hermelinverbrämte Mantel, und doch ist es uns, als wollten uns die Fürstbischöfe Bambergs hier auf diesem stolzen Platze in einer andern Gestalt lebendig werden. Hierher, so dünkt uns, möchte sich der kirchliche Fürst in der Gestalt besser fügen, wie der alte Chronist Fries sie als Darstellung der Würzburger Fürstbischöfe zeichnete: gebieterisch thronend, im wallenden Mantel, das Haupt mit der Mitra geschmückt, aber den Körper im reichen Harnisch des Ritters, in der einen eisenbepanzerten Hand den Krummstab, in der andern das blanke mächtige Schwert irdischer Gewalt tragend. Denn die Bilder, die hier auf diesem königlich umschlossenen Raume, dem Schauplatz aller bedeutsamen Geschichte Bambergs, auftauchen, sind große, stolze, mächtige Bilder, keines ist friedsam, traulich, behaglich bürgerlich. Hier blinken Kronen, fließt Blut und Purpur, wallen goldene Mäntel und duftende Weihrauchwolken, rasseln Harnische, blitzen blanke Waffen.

Hier trotzt Adelbert v. Babenberg unbesiegt in seiner Burg dem kaiserlichen Zorn. Hatto, der Erzbischof von Mainz, verspricht dem Kaiser, ihn herauszulocken und sucht Adelbert als ein Vermittler heim, ihn überredend, sich vor dem Kaiser zu verantworten. Arglos traut Adelbert seinem Schwur, ihn ungefährdet in seine Burg zurückzubringen, und reitet mit ihm hinaus. Arglos reitet er mit ihm aus dem Burghof in das Thal hinab; arglos folgt er dem listigen Rat, nochmal zu stärkendem Imbiß umzukehren; arglos reitet er zum zweiten Male hinaus, nicht ahnend, daß Hatto sich seines Versprechens, ihn ungefährdet zurückzubringen, jetzt ledig dünkt;

[1]) Die Residenz wurde ca. 1702 von Dinzenhofer erbaut. — Die Baugeschichte des Domes liegt im Dunkel. Der erste Aufbau, durch Kaiser Heinrich II., 1007, wurde durch Brand zerstört; auch von dem zweiten durch Bischof Otto den Heiligen, 1111, sollen nur noch wenige Reste vorhanden sein. Seine jetzige Gestalt verdankt er dem 13. Jahrhundert. — Die alte Hofhaltung ist ein Konglomerat weitläufiger, uralter, älterer und jüngerer Gemäuer und Bauten. Sie, nicht wie man früher annahm, die jetzige „Altenburg" war das alte Castrum der Babenberger. Von diesem Bau, sowie von der Hofburg Kaiser Heinrichs mögen wohl noch einzelne Teile, nicht aber Bedeutsames, übrig sein. Der schönste Teil des Ganzen ist der mit der Front dem Domplatze zugekehrte Bau bester Renaissance, entstanden 1571 unter Fürstbischof Veit von Würzburg. Besonders mutet das prächtige, reich mit Skulpturen geschmückte Thor in wahrhaft echt römischer Schönheit an. Das „wunderliche" „wilde Menschenpaar", welches unter diesen Skulpturen am meisten auffällt, dürfte vielleicht ganz „natürlich" als die Personifizierung des Maines und der Regnitz zu erklären sein.

arglos reitet er mit ihm hinüber in das kaiserliche Lager zu Theres, wo sein Haupt fällt.

Gebrochen ist der Babenberger Macht, andere Geschlechter hausen in der Burg. Otto der Große führt den gefangenen König von Italien, Berengar, hier herein, im „deutschen Italien“ von seiner verblichenen Krone Glanz zu träumen, die hier noch einmal über ihm aufstrahlt, auf dem Wege zur Gruft.

Lieblicher Kinder blühendes Leben schaut aus der Burg in das Weite. Herzog Heinrich von Bayern heißt der Vater. In das Herz seines Söhnleins Heinrich schmeichelt sich der schöne Platz für immer ein. Hier herein führt der erblühte Mann seine Braut Kunigund von Luxemburg, hier hängt er seine königliche Krone auf, da er von Rom mit der kaiserlichen zurückkehrt, hier baut er ein mächtiges Gotteshaus. Einem blendenden Zuge irdischer Herrlichkeit, darinnen Kronen und Geschmeide, Gold und Gesteine mächtig aufblitzen, schreitet er voran, der Papst ist sein Gast, Fürsten und Bischöfe in glanzvoller Zahl sind sein Gefolge.

Ein anderer blendender Schein flammt feurig über den Platz hin, Pflugscharen glühen, aus der Pforte schreitet des Kaisers Gemahlin Kunigund mit nackten Füßen: Ritter Trumbach klagt sie des Ehebruchs an, sie schreitet zur Feuerprobe über die Gluten — unversehrt.

Und wiederum ein Zug kaiserlicher Pracht. Aber düster und schwer wallt er den Berg herauf, hinein in den Dom. Von schwarzen Decken strahlt die kaiserliche Krone, umhüllt vom finstern Schleier der Trauer. Wehklagend drängt das Volk um die Totenbahre des Kaisers und laut klagt es: „Wegen unserer Ungerechtigkeit sind wir tief gestürzt, wir wissen, daß davon der unbeschränkte König des Himmels beleidigt ist. König Christus, schenke Heinrich die ewige Ruhe. Wir sind nicht wert gewesen des ausgezeichneten Geschenkes. Ein Geschenk oder eine Gabe nenne ich den guten Heinrich, der von Jugend auf ein hohes Leben geführt. Entsprossen dem Stamme von Königen ist er selbst auch ein König gewesen. König Christus, schenke Heinrich die ewige Ruhe. Für den Erdkreis hat er Bürgschaft geleistet und voll Würde das Scepter geführt. Kaiser der Römer, König der Franken beherrschte er die Schwaben und die Sachsen allsam, die den Bayern störrischen Slawen hat er zum Frieden gebracht. König Christus schenke Heinrich die ewige Ruhe“ — — (Looshorn und Haupt).



Das 1. Oktoberfest zu München im Jahre 1810. Von Heinrich Adam. (S. 23.)

Weiter rollen die Zeiten. Kaiser Philipp von Schwaben hält Hof in der Burg. Zum zweiten Male ringelt sich die Schlange der listigen Falschheit empor. Aber wehe, sie ringelt sich um das höchste, das kaiserliche Haupt! Otto von Wittelsbach verrät ihr Zischeln. Wild und zornig ist sein Geblüt; freien will er um eines Herzogs Tochter und der Kaiser soll sein Freiwerber sein. Nicht behagt dies dem Kaiser und doch will er den Wilden nicht erzürnen. So helfe denn die List — und die Schlange hebet das Haupt. Froh reitet Otto, der Freier, hinaus aus der kaiserlichen Burg, des Kaisers Brief ist sein Geleite. Aber der Brief ist Verrat und der

Betrogene erkennt die Schlange um das Haupt des Kaisers. Wild rast er zurück in das Hoflager. Wehe! Grauenvoll, laut, flüsternd, entsetzensvoll gellt's aus der Burg, hallt es über den Platz: Kaisermord! Otto von Wittelsbach stürmt fliehend aus der Pforte, seiner brennenden Entrüstung Gluten hat er im Blute des Kaisers gekühlt, das Zischen der Schlange mit dem Stoße seines Dolches erstickt.

Weiter rollen die Zeiten. Ein wohlbekanntes Bild aus dem „Götz von Berlichingen" taucht auf. Der Bischof von Bamberg, die schöne Adelheid, Weislingen sitzen beim Schachspiel. Aber rasch wandelt sich die Scene. Brennend und blutig schlägt eine Welle der stürmischen Wogen des Bauernkrieges bis herauf auf den Platz, vernichtend Schloß und Paläste rollt sie bis an die Pforten des Domes. Weigand v. Redwitz, der Bischof, flieht hinauf in seine Feste Altenburg und gepanzert, mit klirrenden Sporen, mit blitzendem Schwert, mit streitbarem Gefolge reitet er wieder herab unter die entfesselte Menge. Die Wogen ebnen sich wieder rings in den Landen, auch Weigand v. Redwitz dämmt mit Blut und Eisen den neuen Luftstrom wieder zurück.

Weiter rollen die Zeiten. Harnische rasseln, Waffen und Helme blitzen, mächtige Kriegsgestalten klirren über den Platz; Markgraf Albrecht Alcibiades, Herzog Alba, Kaiser Karl V., Tilly, Bernhard von Weimar, Itzenplitz und Knobloch, Jourdan und Moreau und die größte aller Kriegsgestalten, der völkermordende Dämon des Ehrgeizes, Napoleon I. Aber hinter ihm schreitet das Schicksal. Die Russen ziehen heran und vor ihnen, aus dem Fenster der hochragenden Residenz stürzt Napoleons Marschall Berthier zerschmettert nieder.

Weiter rollen die Zeiten. Unter dem blauweißen Banner ziehen lichtere Bilder herauf. Herzog Pius und Herzog Wilhelm, das jugendschöne Kronprinzenpaar Max und Marie, König Otto und Königin Amalie bewohnen die Residenz, die keinen Bischof als Herrn mehr birgt. König Ludwig II. grüßt, die Herzen bezaubernd, aus den Fenstern; der deutsche Kronprinz Friedrich nimmt das freudvolle Jauchzen entgegen, mit dem die alte Kaiserstadt in ihm das neuerstandene deutsche Reich begrüßt.

Ein letztes Bild! Der laute Jubel ist verhallt, mit dem die Stadt unter Fackelschein, bunten Feuern und hallenden Liedern des Prinzregenten Einkehr willkommen hieß. Ein stiller Morgen liegt über dem Platz. Da schreitet der Höchste des Landes, der freudig vertrauend als Herrscher begrüßte, der wärmsten Liebe werte Fürst, den jegliche köstliche Tugend des deutschen Mannes königlich schmückt, schlicht und prunklos aus dem Portal hinüber in den zum Gottesdienste läutenden Dom. Still ist's noch und leer auf dem weiten Platz, nur Kindlein streuen mit Blumen den Weg. — — —

Da wären wir denn wieder im blühenden Heute! Nur einen Schritt weiter hinauf, in die finstere Gasse hinein, und es ist uns wieder verschwunden.

Wie sehr werden diese ältesten Teile der alten Hofhaltung, mit ihren dunklen Fachwerksgeschossen, mit ihren weiten, malerischen Höfen Sie anmuten. Wie sehr wird Ihr heraldikkundiges Auge sich ergötzen an den prächtigen Wappen, wahren Meisterwerken bildhauerischer Wappenkunst, die hier in reicher Zahl, als ergraute Herolde, den alten Glanz unserer alten fränkischen Geschlechter verkünden.

Wie sehr wird das ganze Wesen dieses Domherrnviertels, rings weit um den Dom herum, Ihnen zusagen; diese weiten Gebäude mit der steinernen Helmzier, diese alten, wundersamen Höfe und traumbefangenen Gärten, diese prächtigen Treppen, diese ganze, stille, klösterlich-aristokratische Welt. Domherren, die eben im spitzenbesetzten, violetten Gewande aus dem Dome kommen, geben Ihnen die stimmungsvolle Staffage dazu.

Leicht findet von da aus Sinn und Fuß zu dem ehemaligen Kloster Michaelsberg hinüber, das von naher, nördlich vorgelagerter Höhe zu uns herüber grüßt. Heinrich und Kunigund haben es gegründet zur „Bildung der Geistlichen", oder wie (nach Looshorn) ein alter Chronist es deutet: „daß der hl. Erzengel mit seinen Scharen die schädlichen Pfeile und kalten Hagelwetter des Feindes Gottes und der göttlichen Liebe vom Stifte des h. Petrus auf dem Domberg abwende".

Der Weg führt uns an einer der eigenartigsten Straßen Bambergs, der ehemaligen Hadergasse, vorbei, welche sehr ausdrucksvolle Relief-Stationen besitzt. Man glaubt sie niemand Geringerem, als Ihrem geliebten Altmeister Adam Kraft zuschreiben zu dürfen.

Diese Stationen führen aber nicht zum Michaelsberg selbst hinan, denn, wahrlich, hier ist kein Golgatha! Wie heiter und sonnig, frei und licht liegt hier vor den Fenstern, liegt hier vor der prächtigen, rebenbepflanzten Terrasse die Stadt und das Thal vor uns!

Wohl mag sich hier der Spruch, daß die Benediktiner, die Träger erster christlicher und einst die Träger jeder kunstfrohen Bildung, mit Vorliebe schön gelegene Höhen für ihre Klöster sich aussuchten, bewahrheiten.

Auch hier blühte, hell und sonnig wie außen, im Innern liebliche Kunst. Zweimal schuf hier eine Schreib- und Malerschule Meisterwerke unvergänglichen Wertes. Die eine im 15. Jahrhundert, die andere zur romanischen Zeit. Hier wurden solch köstliche Schätze geschaffen, wie sie die Münchener Bibliothek in dem oben erwähnten Evangelienbuche besitzt; ja, man vermutet sogar, daß eben jenes Werk hier auf Heinrichs Befehl angefertigt wurde.

Ja, hier gäbe es eine Fülle von Bemerkenswertem zu hören, eine Fülle zu sehen. Von der Gruft Bischofs Otto des Heiligen, des Apostels der Pommern, bis hinauf zu der wunderlichen Bemalung des Kirchengewölbes, daran ein friedlich träumender Mönch einen ganzen „botanischen Garten" entstehen ließ.

Aber Sie wollen ja weiter, hinauf zur Altenburg, der zweiten von den köstlichen Perlen in der Krone Bambergs, die es zur „Königin im Frankenland", zur reichgeschmückten Fürstin im Reigen der deutschen Städte machen. Was Bamberg in seinem Dom als ein unübertroffenes Kleinod christlicher Baukunst besitzt, das hat es an der Altenburg als einen weit berühmten Punkt landschaftlicher schöner Fernsicht.

Nur einen Blick haben wir vorher noch für das uralte Matern-Kirchlein, für den Basilikenbau der verzopften Jakobskirche über, ehe wir hinaufsteigen zu diesem herrlichen Luginsland.

Welch ein Blick in holde Ferne! Selbst Sie vergessen hier auf Augenblicke jegliches Altertümliche der Gebäulichkeiten dieses alten Kastells [1]), so günstig sie auch zu dem lieb-

[1]) Nach Schweitzers Bericht des historischen Vereins mag die Altenburg etwa 805 unter Ludwig dem Frommen als Amtssitz der karolingischen Gaugrafen im Grabfeld erbaut worden sein und mag damals mutmaßlich ein Graf von Castell von da aus Wache über die Handelsstraße, welche von Sachsen nach Ungarn zog, gehalten haben.

lichen Bilde stehen, vergessen auf alles „Alte“ vor diesem sonnigen, wonnigen Ausblick in die freie, weite, große, heitere Landschaft. Wie duftig blauen die fernen reich und weit und groß gezeichneten Berge, wie weich schmiegen sich dunkle Wälder daran, wie köstlich getönt säumt sie gelblicher Sandboden, rötliches Erdreich. Welch eine Fülle in Klarheit, welch eine Sonnenpracht in lieblichstem Lächeln! Welch eine Stille ohne Einsamkeit, ein Erhabensein ohne Weltentrücktsein!

Ihr Auge schweift schönheitstrunken über die prächtig getürmte Stadt, über das weithin gebreitete Land des Regnitz- und Mainthals. Sie wollen nichts von „geographischen Erklärungen“ wissen. Es ist Ihnen einerlei, daß jene fernen Höhen der Steigerwald, jene anderen die Rhön, die anderen der Thüringerwald heißen — Sie wollen nichts wissen, als daß es hier schön ist.

Ja, schön ist's hier oben, jetzt, wo der weiten Landschaft seichter Märzenschnee schimmernde Lichter aufgesetzt hat, schöner wenn duftiger Blütenschnee das ganze Bereich ringsum in einen heitern Garten, einen hellen Frühlingsstrauß umzaubert. Schön ist's hier, wenn der Sommer in reicher Glut über der gesegneten Flur liegt, schöner wenn der Herbst die Wälder, die Hügel ringsum in satten Farben malt, die langgestreckten Höhenzüge des fränkischen Jura in violette Töne taucht, einen leuchtenden, klaren, tiefblauen Himmel darüber spannt.

Schön ist's hier in der Stille der ersten Morgenfrühe, in der Stille eines sanft veratmenden, goldig verglimmenden Abends, schöner wenn von den ragenden Kirchtürmen mächtige Wellen eines wundervollen, tiefen, herrlichen Glockengeläutes heraufschwellen. — Horch, beginnt es nicht eben feierlich zu ertönen? Es ist ja Festtag heute im Bistum Bamberg: Kunigund steht im Kalender, die Kaiserin Kunigund, die Heilige, die Schutzpatronin Bambergs.

Hören Sie, wie machtvoll die Domglocken „Heinrich“ und „Kunigund“ zu läuten beginnen? Aber horchen Sie genau auf, ob Ihnen die eine davon, die „Kunigund“ nicht tiefer klingt als der „Heinrich“. Sie muß es, gnädige Frau, sie muß es, so will es die fromme Sage.

Sehen Sie dort drüben, wohl mehr als eine Stunde vom Dom entfernt, den dunklen Hauptsmoorwald sich breiten? Da drinnen liegt ein einsames Waldhaus, die „Kunigunden-Ruh'“ ist's geheißen. Dort, so erzählt die Legende, saß einst, ausruhend von der Jagd das kaiserliche Paar, als vom Dome die Glocken zu läuten begannen. Aber die Glocke „Kunigund“ klang schöner, viel schöner als der „Heinrich“, denn die Kaiserin hatte jüngst bei dem Guß der Glocken ihre goldene Krone, ihre Spangen und Ketten und Ringe abgenommen und in das schmelzende Erz geworfen. Jetzt kränkte sich Heinrich, ob des helleren Klanges und finster blickte er vor sich. Da streifte die Kaiserin ihren Ehering, den einzigen Ring, den sie jüngst zurückbehalten, vom Finger und warf ihn weit, weit durch die gehorsame Luft hinein in die „Kunigund“. Ein Riß ging durch die Glocke, von oben bis unten und seitdem klingt sie tiefer und dumpfer als der „Heinrich“.

Das ist nur eine der zahllosen Sagen, welche in phantasievoller Gestaltung und poetischem Schaffensdrang das Volk um die vertraute Gestalt als blühenden Kranz schlingt. Kunigund ist für Bamberg das, was die heilige Elisabeth der Wartburg ist. Aus den Händen Elisabeths wandelt sich Brot zu Rosen, aus den Händen Kunigunds wandelt sich das Brot, das sie in edler Vergeltung armen Weibern, die sie „Ehebrecherin“ schmähten, sendet, diesen zu Steinen.

Einen Faden hat sie um die Stadt gesponnen, daß die Pest nicht hinein konnte und „heute noch hält dieser Faden jegliches Unwetter ab“. So fromm war sie, daß das lodernde Feuer, das einmal rings um sie ausgebrochen war, vor dem Lager darauf sie schlummerte, still stand; so fromm war sie daß, als sie einst im Dom zum Altar emporstieg, das Abendmahl zu empfangen, und niemand da war, ihr den Handschuh zu halten, ein Sonnenstrahl ihn so lange in der Luft hielt, bis sie zurückkehrte.

Heute ist ihr Festtag drunten im Dom und ihr Haupt, in Gold und Edelsteine gefaßt, ist dem herzuströmenden Volk auf dem Kunigundenaltare ausgestellt. Wollen wir hinunter, den Dom an seinem Festtage zu sehen? (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Das 1. Oktoberfest. 80 Jahre sind verflossen, seit zum ersten Male die Theresienwiese das bunte Gewimmel des zum bayerischen Nationalfeste gewordenen Oktoberfestes sah. Das „Bayerland“ widmet dem Feste zum 80. Geburtstage eine Kopie des schönen Bildes von Heinrich Adam: „Das erste Oktoberfest“. Wir fügen dem interessanten Blatte einige Worte über die Entstehung des Festes bei. Die Veranlassung bot das frohe Doppelfest des Geburtstages König Max Josefs und die Vermählung des damaligen Kronprinzen Ludwig. Die erste Idee zu einem Volksfeste gab der Major des Landwehr-Kavalleriecorps Dall'Armi, welcher die Wiederaufnahme der altbayerischen Nationalbelustigung des Pferderennens ins Auge faßte. Felix v. Lipowsky gab mit dem ihm eigentümlichen schöpferischen Talente dem Plane Dall'Armis jene Gestaltung des Oktoberfestes, die sich bis heute nahezu unverändert erhalten hat. Wir haben bereits früher über jenes Pferderennen berichtet, das Münchens Bewohner im Jahre 1448 bei Gelegenheit der Vermählung Albrechts III. mit der Prinzessin Johanna von Braunschweig sahen. Im Jahre 1780 erneute der Magistrat zur Zeit der Jakobidult jenes uralte Pferd- und Scharlachrennen, bei welchem die Preise in 12 Ellen Scharlachtuch, einem spanischen Rohre, Zaum und Sporen, einer silbernen Medaille und einem Widder bestanden. Dabei wurde während des Pferdeumherführens ein Sack-, Stangen- und Stelzenlaufen sowie ein Laufen von Weibspersonen mit vollen Wasserschäffeln auf dem Kopfe abgehalten. Dasselbe wurde 1782 durch Kurfürst Karl Theodor wiederholt, wovon sich eine getreue Abbildung im k. Schlosse zu Nymphenburg befindet. Eine ungeheure Menschenmenge erschien am Sonntage den 17. Oktober 1810; war doch seit 22 Jahren das Schauspiel in München nicht mehr gesehen worden. Die Witterung war die denkbar günstigste; als Königspavillon war das prachtvolle, nunmehr im k. b. Armeemuseum befindliche, vor Wien erbeutete Türkenzelt aufgerichtet. Die Münchener Nationalgarde, verstärkt durch Augsburger, Landshuter und Straubinger Detachements, nahm auf dem Festplatze Aufstellung. Am Königszelte wurden die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften durch eine sinnige Huldigung überrascht. 9 Paar Knaben und Mädchen in den Nationaltrachten der damaligen neun Kreise legten Fahnen und Produkte ihres Landes unter Absingung passender Lieder zu Füßen. Auch von dem alten Wittelsbacher Schloße traten ein Knabe und ein Mädchen in eigener Tracht auf, sie führten in ihrer Fahne das alte Stammwappen

des Königshauses mit den vereinigten Wappen des kronprinzlichen Paares und baten unter Absingung einer Strophe, der alten biedern Vorzeit nicht zu vergessen. Sämtliche Paare wurden mit goldenen Denkmedaillen beschenkt. Unter Vorritt eines Kavalleriezuges wurden 30 Rennpferde um die dreiviertel Stunden lange Bahn herumgeführt. Die Bahn wurde dreimal umritten und ein Record von 18 Minuten 14 Sekunden erzielt. Es wurden 12 Preise verteilt, von denen der erste 20, der zweite 15, der dritte 10, der vierte 9 und so herab bis zu 1 Dukaten betrug. In dieser Weise vollzog sich der Haupttag des ersten Münchener Oktoberfestes.

Französische Preßzensur in Deutschland. Folgendes Aktenstück bedarf keines erläuternden Wortes.

Hauptquartier Bayreuth, 28. März 1809.

Der General Stefan Legrand, Gouverneur der Provinz und Stadt Bayreuth an Herrn v. Ausin, Kreisdirektor von Erlangen.

Mein Herr!

Ich habe heute Ihren Brief vom 27. d. M. erhalten und erinnere Sie aufs neue, daß ich den Druck der „Erlanger Zeitung" (die seit 1740 im Verlag der Grossischen Familie daselbst erschien) nicht anders erlaubt habe, als unter der persönlichen Verantwortung der Behörden dieser Stadt. Da Sie Präsident derselben sind, so lastet diese Verantwortung besonders auf Ihnen. Sie müssen daher, um sie zu zensieren, einen Ihrer Kollegen wählen, der weder Sie noch sich selbst in Verlegenheit bringt. Es wird wenig Zeit erfordert, die „Erlangische Zeitung" zu lesen, es ist auch nicht notwendig, die anderen Zeitungen, woraus sie ihre Neuigkeiten entlehnt, zu lesen, um zu sehen, ob sie Nachrichten aufnimmt, welche der französischen Regierung nachteilig sind. Zur Zensur bedarf es auch nicht eines Gelehrten oder eines Mitglieds der Universität Erlangen; es ist schon hinreichend, Verstand zu besitzen und stets daran zu denken, daß die „Erlangische Zeitung" keine preußische, sondern eine französische ist, daß alles, was der Regierung oder der Armee nachteilig ist, keinen Platz darin finden darf.

In der 19. Nummer, die ich soeben empfange, finde ich wieder solche verwerfliche Artikel. Da sind russische und preußische Kriegsberichte, die beinahe die Hälfte des Blattes einnehmen. Obgleich die „Erlangische Zeitung" den Titel „Unparteiisch" führt, darf sie doch nicht russische, preußische, österreichische Artikel, die uns ungünstig sind, aufnehmen. Alles, was sie aufnimmt, muß zu unserm Vorteil sein! Wenn man je Neuigkeiten erzählt, die dem Feinde günstig sind, so müssen sie durch Thatsachen und Urteile vernichtet werden, welche deren Unwahrheit darthun. Übrigens hat der Redakteur bei Verfertigung seiner Zeitung nichts weiter zu thun, als daß er die französischen Zeitungen übersetzt und daß er besonders jene Stellen aufnimmt, worin die in fremden Zeitungen befindlichen falschen Artikel widerlegt werden. Selbst eine wirklich wahre Neuigkeit darf nicht gedruckt werden, wenn ihre Veröffentlichung unzeitgemäß ist. Geben Sie dem Redakteur zu erkennen, daß ich nicht verfehlen werde, das Blatt sofort zu unterdrücken, sobald ich einen ähnlichen Verstoß finden werde. Vergeblich würde man mir vorhalten, sie sei aus einer bayerischen Zeitung gezogen; ich würde darauf keine Rücksicht nehmen. Sobald der Redakteur die Feder ergreift, darf er nur stets den Gedanken vor sich haben: Ich schreibe für den Ruhm der französischen Nation, wo nicht, muß ich die Redaktion aufgeben und die Zeitung unterdrücken.

Mittelalterliche Volkssprüche aus Bayern. Bei der Münze soll man lehren, wie die Welt sich thut verkehren. — Vinum Rhenense, decus est et gloria mensae. — Frankenwein, Krankenwein; Neckerwein, Schleckerwein; Rheinwein, Feinwein. — Wann der Däne verliert seine Grütze, der Franzmann den Wein, der Schwabe die Suppe, der Bayer das Bier, dann sind sie verloren alle vier. W. A.

Der gedemütigte Cäsar. Als Marschall Wrede 1811 in Paris war, wurde er zu einer der kaiserlichen Jagden nach Fontainebleau geladen. Es wurde ihm sein Stand ganz in der Nähe des Kaisers angewiesen. Während einer kleinen Pause verließ Napoleon seinen Platz und begab sich zu Wrede. Nachdem sich der Kaiser über die Tüchtigkeit des bayerischen Heeres geäußert, sprach er seine volle Erwartung aus, daß er bei dem bevorstehenden Kriege mit Rußland vorzüglich auf die kräftige Mitwirkung des Rheinbundes, vor allem aber auf das kampferprobte bayerische Heer und seine kriegskundigen Führer rechne. Anfangs schwieg Wrede, als ihn aber der Kaiser um seine Meinung fragte, antwortete er in seiner entschiedenen Weise, daß die deutschen Souveräne gewiß höchst ungern ihre Truppen für so gänzlich fremde Zwecke aufopfern lassen würden. Dabei machte er dem Kaiser besonders bemerkbar, daß, obgleich der Rheinbund vertragsmäßig Pflichten eingegangen habe, eine derartige Hilfeleistung zu so weitaussehenden, fernliegenden Plänen nicht verlangt werden könne. Wrede schloß mit der Äußerung, daß er seinem Könige niemals zu solcher Ausdehnung seiner Bundespflichten raten würde. Napoleon, dessen Zorn sich von Minute zu Minute steigerte, näherte sich dem bayerischen General, indem er drohend die Reitpeitsche aufhob. (Solche herausfordernde Auftritte kamen bei Napoleon nicht selten vor, so z. B. mit dem Admiral Villeneuve. Auch dieser griff zum Degen und Napoleon ließ die Peitsche, die er stets bei sich hatte, fallen.) Wrede griff nach dem Hirschfänger, trat einen Schritt zurück und erwartete in dieser Stellung, was der Kaiser thun würde. Daraufhin verließ Napoleon wutentbrannt den General und die Jagd wurde rasch zu Ende geführt. Von dieser Zeit an war das Vertrauen verschwunden, das der Kaiser bisher dem bayerischen General geschenkt hatte. Als Napoleon Wrede in Wilna wiedersah, war der Empfang frostig, die Unterredung gleichgültig, desto aufmerksamer war Napoleon gegen den alten General, Deroy. Dieser Spannung war zuzuschreiben, daß die Reiterei vom Hauptcorps getrennt wurde und der großen Armee nach Moskau folgen mußte, sowie, daß die von Wrede so trefflich eingerichteten Quartiere bei Amuszizly dem italienischen Corps unter dem Vizekönige Eugen eingeräumt werden mußten.

Eine merkwürdige Herausforderung. Im Jahre 1672 verheerten die französischen Truppen unter Turenne die Pfalz in schauerlicher Weise. Kurfürst Karl Ludwig geriet über das namenlose Elend seiner Unterthanen in solche Aufregung, daß er den französischen Oberbefehlshaber, den berühmten Marschall Turenne, brieflich zum Zweikampfe forderte. Der Kurfürst gab in dem Briefe zunächst seiner Verwunderung Ausdruck, daß die Heere des allerchristlichsten Königs Greuelthaten verübten, vor welchen Türken und Heiden zurückschaudern würden. Er stellte dem Marschall vor, daß einstens dessen nächste Verwandte in der Pfalz Asyl und Zuflucht gefunden hätten. Der Brief versuchte, die Bedenken des Marschalls zu beseitigen, als ob die Pflichten des Befehlshabers ihn verhinderten, die Herausforderung anzunehmen. Der Kurfürst schloß mit der Versicherung, daß die Herausforderung keine Prahlerei sei, sondern nur der Begierde entspringe, die Leiden der Unterthanen zu rächen, für deren Wohlfahrt ein rechtschaffener Fürst, in dergleichen Gelegenheiten sein Leben zu wagen, kein Bedenken tragen müsse. Der Marschall, durch die Herausforderung höchlich überrascht, lehnte dieselbe brieflich ab, unter dem Bemerken, daß sein König, Ludwig XIV., als Feind aller Duelle die Erlaubnis verweigern würde.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß

(Fortsetzung).

Der Bote war gegangen, die anderen blieben noch sitzen, aufs höchste betroffen von dem eben Gehörten. Da erhob sich wiederum im allgemeinen Wirtszimmer gewaltiger Lärm; heftige Schimpfreden wurden laut, wüstes Geschrei, Gepolter, dann folgte ein schwerer Fall, ein dumpfer Schreckensruf wurde ausgestoßen, hierauf tiefe unheimliche Stille.

„Was mag dort draußen vorgehen?“ rief da Dr. Reder aus, seinen Platz verlassend. „Laßt mich sehen,“ und er schritt der Thür zu, die er öffnete, um in die große Wirtsstube zu gelangen. Die anderen folgten ihm auf dem Fuße.

Ein häßliches Schauspiel bot sich ihren Blicken dar, als sie den mit Gästen überfüllten Raum betraten, den einige Talgkerzen, in dichtem Tabaksqualm mühsam brennend, notdürftig erhellten. Auf dem Estrich lag lang ausgestreckt und unbeweglich die Gestalt eines Mannes in halber Vagabundenkleidung. Aus tiefer Kopfwunde träufelte dunkles Blut auf den Boden, die Augen waren geschlossen, aber die wulstigen Lippen halb geöffnet, die derben Hände zu Fäusten geballt.

„Ist er tot?“ fragte ein ungeschlachter Bauernbursche, in dessen groben Gesichtszügen unverhohlene Angst mit einem gewissen Trotze kämpfte. „Ich habe ihn vielleicht zu kräftig getroffen, aber er reizte mich schwer genug.“

„Er ist nicht tot, nur ohnmächtig,“ sagte der Bezirksarzt nach flüchtiger Prüfung, „schafft Wasser, dann wollen wir weiter sehen. Wer ist der Mann?“

„Der Görg behauptet, ihn von früher her zu kennen,“ hieß es. „Er soll vor kurzem noch gesessen sein wegen schweren Einbruchs, man nenne ihn den schwarzen Heiner.“

Unterdes hatte der Doktor dem Gefallenen die Halsbinde gelöst, Rock und Hemd geöffnet. Bei dieser Manipulation fiel ihm ein zusammengefalteter Bogen Papier in die Hände. Er gab denselben dem Bürgermeister, der ihm zunächst stand.

„Da, nehmt. Vielleicht gibt er uns Aufschlüsse über seine Person.“ Neugierig umdrängten nun alle Gäste den Lesenden, aber bald rief der Wiesenmüller aus:

„Der Kerl hier ist ein französischer Spion, wenn nicht noch Schlimmeres. Seht hier, ein Verzeichnis der Vermögensverhältnisse der reichen Bürger Neustadts, da steht auch mein Name. Ha, 5 Gebäude außer der Mühle, 30 Stück Rindvieh, 6 Pferde, viel bar Geld. Das soll zu einer Brandschatzung dienen. Wart, Kerl, dafür wirst Du am Galgen baumeln.“

„Langsam, langsam,“ mahnte nun der Bürgermeister“, „erst muß der Fall genau untersucht worden sein. Wirt, schickt nach den Rumorknechten, die sollen ihn einspinnen, damit er morgen in aller Frühe dem Blutrichter kann vorgeführt werden.“

„Laßt ihn nur erst wieder zum Bewußtsein kommen“, warf der Doktor ein. „Die Wunde scheint mir tief und keineswegs ganz unbedenklich.“

„Dann ist es vielleicht das Beste, wir schlagen den Hund auf der Stelle tot,“ rief der Wiesenmüller.

„Schämt Euch, 's ist doch ein Mensch, von dem Ihr redet und noch dazu ein unglücklicher.“

„So macht, was Ihr wollt,“ brummte der Getadelte. „Mir kann's ja ganz einerlei sein.“

Bald trafen denn auch die requirierten Rumorknechte ein, die den Vagabunden, der sich mittlerweile vollständig erholt hatte, nachdem der Arzt ihn kunstgerecht verbunden, in sichern Gewahrsam brachten, und es war spät in der Nacht, als die letzten Gäste den „Goldenen Mann“ verließen.

Ein rasch rollendes Gefährt brachte bei hellem Mondlicht auf ziemlich guter Straße den Doktor mit dem Kaufmann Hartlieb von Neustadt nach Melrichstadt, wo die beiden ihren Wohnsitz hatten. Auf starkem Rosse hatte ihnen der Wiesenmüller eine kurze Strecke das Geleite gegeben.

* * *

Etwa drei Wochen waren vergangen seit jenem Abend und diese kurze Spanne Zeit hatte genügt, die Bewohner des schönen, reichgesegneten Frankenlandes alle Leiden und Drangsale des Krieges auskosten zu lassen, denn allenthalben schalteten die Fremdlinge als übermütige Eroberer; den Rohheiten und Ausschreitungen einer zügellosen Soldateska war keine Schranke gesetzt und es grenzt schlechthin ans Unglaubliche, was uns berichtet wird von Zeitgenossen über die Aufführung der Franzosen gegenüber dem wehrlosen Bürger und Landmann. Da war der Erlaß Jourdans mit den hochtönenden Worten von Schonung des Eigentums zur offenen Lüge geworden, allenthalben und bei jedermann, denn der gemeine Soldat so gut wie der Anführer, bis hinauf zum General kannte in den seltensten Fällen Nachsicht und Milde, wenn es oft rein unmöglich war, den unsinnigen Forderungen gerecht zu werden. Die Truppen kamen an, entblößt von allem, so daß es meist an dem Allernötigsten fehlte, und für alles hatten nun die Bewohner des Frankenlandes zu sorgen, deren blinde Vertrauensseligkeit der raubgierige Feind in allerschnödester Weise mißbrauchte und trotz bindenden Versprechungen immer und immer wieder den Städten und Gemeinden unerschwingliche Brandschatzungen auferlegte, die Unterjochten mit den gräßlichsten Drohungen erschreckte und ängstigte, blühende Landstriche durch sinnlose Verheerungen zu Wüsteneien umwandelte, den wohlhabenden Bauer zum elenden Bettler machte.

Am östlichen Abhange des dicht bestandenen Rehberges, ganz versteckt hinter einer Gruppe uralter Buchen und Eichen, erhebt sich ein überaus schmuckes Häuslein. Mit seinen weißen Mauern, den kleinen im Morgenlicht erglitzernden Fenstern, turmgeschmückten bunt gedeckten Dache hebt es sich kokett ab von dem nahegerückten Walde, in dessen Schatten die anderen dem „Forsthause“ zugehörigen Wirtschaftsgebäude liegen. Hier wohnt seit Jahren schon der fürstbischöfliche Revierjäger Wilhelm Endres mit seiner betagten, aber noch sehr rüstigen Mutter. Die oberen Gelasse sind aber vor einigen Monden an zwei fremde Damen vergeben worden: an die Marquise von Ravilly und deren Nichte Louison.

Es ist ein herrlicher Sommermorgen. In mächtiger Fülle flutet das goldene Sonnenlicht durch die weit geöffneten Fenster in den einfach, aber behaglich ausgestatteten Raum, die Luft ist erfüllt von würzigen Düften, welche die dunkel ernsten Tannen herübersenden, in deren Gezweige der Morgenwind leise rauscht. Am Fenster sitzt Louison mit einem Buche, während die Tante in der Mitte des Zimmers an dem runden Tische mit einer Stickarbeit sich beschäftigt.

„Was hast Du, Tantchen,?“ rief das Mädchen aus, die Lektüre rasch unterbrechend, als sie das tiefe Aufseufzen der alten Dame vernommen, welche, die fleißigen Hände in den Schoß legend, den sie bewegenden Gefühlen laut Ausdruck gegeben.

„Unseres Bleibens hier kann nicht mehr allzulange sein, Louison. Wir werden an ein Weiterziehen denken müssen.“

„Aber warum denn, Tantchen? Ist es doch so schön hier. Wenn Guillaume sich mehr um uns kümmern wollte, würde ich eigentlich hier gar nichts vermissen. Er ist joli garçon, très comme il faut, mais d'une timidité incroyable.

Die alte Dame heftete auf ihre jugendliche Nichte einen ernst prüfenden Blick, dann entgegnete sie langsam:

„Endres ist ein vollendeter Ehrenmann, der uns in allertreuester und uneigennützigster Weise gedient. Als der Kammerhusar des Fürstbischofs uns den Brief überbrachte mit der Nachricht von dem Anrücken der republikanischen Heere, hat Endres sich ohne Verzug auf den Weg gemacht, Deinen Bruder, den Vicomte, zu suchen!“

„Das ist freilich wahr, Tantchen. Wenn er ihn nur lieber gefunden hätte!“

„Nun, er hat gethan, was in seinen Kräften gestanden. Möglich, daß der Fürstbischof, unser großherziger Gönner, ungenügend unterrichtet war, als er uns schrieb, daß Raoul sich der Jourdanschen Armee angeschlossen. Indes hat Endres doch Raouls Freund, den liebenswürdigen Abbé Ducasse bei Schweinfurt gefunden.“

„Aber der Abbé wußte so gut wie gar nichts von Schloß Ravilly zu berichten. Doch steht es ja wohl jetzt fester als je auf seinen Grundmauern und freut sich zum voraus des Tages, an dem seine rechtmäßigen Herren dort wiederum ihren Einzug halten.“

„So spricht die hoffnungsfreudige Jugend, die alles im goldenen Lichte der Illusionen erblickt, das Alter denkt anders, Louison.“

Die Dame stieß einen schweren Seufzer aus. Dann fuhr sie fort, wie mit sich selber sprechend:

„O, es waren schreckliche Wochen, die wir zuletzt dort verlebten an den unvergleichlich herrlichen Ufern der Loire! Immer näher rückte das Verhängnis, immer bestimmter lauteten die Nachrichten von dem Auftreten der fürchterlichen Räuberbanden, welche die ganze Umgegend unsicher machten, alles ausraubten, verwüsteten, verbrannten, wohin sie nur ihren Fuß setzten. Endlich gelang uns die Flucht, aber in Paris war unsere Sicherheit noch gefährdeter, als sie es auf dem Lande gewesen. Dort endete auf offener Straße Dein guter Vater durch Meuchlerhand, mich selbst haben die elenden Schergen in die Conciergerie geschleppt. Eine einzige Nacht an diesem Schreckensorte verbracht, hat genügt, mich zur Greisin zu machen, binnen wenigen Stunden ist mein Haar schneeweiß geworden. Noch immer sehe ich mich in meinen Träumen in jenem gräßlichen Raume, den sie den Toilettesaal nannten der Opfer, die bestimmt waren für die nimmer rastende Guillotine. Ich sehe noch jetzt, nach Jahren, den großen Fauteuil, den Schemel, den Korb für die abgeschnittenen Haare, welche die Megäre dieses Ortes, Frau Lebeau, später an die Perückenmacher verkaufte, das Pfund für 35 Sous. Noch immer tönt mir das gräßliche Klappern der großen Schere in den Ohren, ich höre das kreischende Auflachen des rohen Weibes“ —

„Um Gottes willen, hör auf, Tante,“ rief Louison, sich rasch erhebend und auf die Dame zueilend. „Freue Dich

lieber, daß es Dir gelungen, durch ein wahres Wunder dem sichern Tode zu entrinnen."

„Ja, Du hast Recht, ein Wunder war es zu nennen. Gottes Hand hat sichtbarlich über uns gewaltet, daß er uns einen sichern Weg gezeigt aus all der Trübsal und Bedrängnis. So wird der Himmel uns weiter helfen, wenn hier unseres Bleibens nicht mehr länger sein kann. Wäre nur Dein Bruder hier bei uns, aber freilich, was soll der feurige Jüngling bei schwachen Frauen. Ihn treibt es an, jetzt mehr als je dem Vaterlande seinen starken Arm zu leihen. Durch den Abbé wird er jetzt unser Versteck erfahren, so kann er uns Mitteilung machen, wenn Wichtiges vorgeht und unsere Rückkehr nach Frankreich ermöglicht ist."

„Aber, Du hast auch schon davon gesprochen, Tante, daß wir uns vielleicht nach England wenden müssen, wo allein wir in völliger Sicherheit wären."

„Ja, ja, ich sagte so, denn der Fürstbischof hat mich aufmerksam gemacht, und es wäre leicht möglich, daß unser Reiseziel London ist. Aber ich muß erst sichere Nachrichten von Ravilly haben, ob es dem treuen Laporte gelungen ist, unsere kostbarste Habe in Sicherheit zu bringen. Er sollte die Juwelen und einen Teil des Geldes vergraben, an einem Orte, der ihm hierzu am passendsten erschien. Darüber hat er dann an Deinen Bruder zu berichten. Nun bin ich in schwerer Sorge, weil Endres Raoul nicht aufzufinden vermochte. Der Abbé freilich, der unserer Familie ja auch sehr nahe steht, wird unsere Interessen zu den seinen machen. Ich glaube, unser Wohl und Wehe ruhig in die Hände dieses erprobten Freundes legen zu dürfen. Es bleibt immerhin das Verdienst dieses Endres, von dem Du entschieden viel zu gering denkst, daß er den Abbé ausfindig gemacht."

„Aber, Tante," sagte das Mädchen lachend, „ich denke just nicht gering von diesem Endres. Er ist jedenfalls ein ganz tüchtiger Jägersmann, nur finde ich sein Benehmen uns und speziell mir gegenüber so sehr zurückhaltend, kaum daß er mir noch Rede und Antwort steht bei unvermeidlichen Begegnungen. Dies alles ist mir erst recht aufgefallen, seit das junge Mädchen, Maria heißt sie, glaube ich, im Hause ist. Ha, vielleicht ist sie gar seine Braut. Wenn ich das wüßte, dann würde es für mich ein köstliches Amüsement sein, diese Leute" —

„Unterstehe Dich nicht, Louison," versetzte die alte Dame in streng verweisendem Tone. „Wir sind hier Gäste, das dürfen wir nie vergessen, geduldete Gäste in diesem Hause, dessen rechtmäßiger Herr vor unseren eigenen Landsleuten geflohen ist. Ich verzeihe Deinem jugendlichen Unverstande so manches, aber ich müßte Dir ernstlich zürnen, wolltest Du es darauf anlegen, Unfrieden zu säen hier unter die biederen Leute, die uns so gastlich aufgenommen."

Das Mädchen war wiederum an das Fenster getreten und hatte einen Blick hinausgeworfen auf die morgenfrische Landschaft. Jetzt kam sie zurück zum Sitz der Tante und rief:

„Eben ist Doktor Reder ins Haus getreten. Er wird uns einen Besuch abstatten. Wie freue ich mich, wieder einmal recht nach Herzenslust mich ausplaudern zu dürfen. Monsieur le docteur parle le français comme un Parisien et vous, ma chère tante, vous ne m'en veuillez plus, n'est-ce pas?" — — —

Im unteren Gelaß des Hauses hatte eben der Arzt die ihm auf der Schwelle entgegenkommende alte Frau, des Revierjägers Endres Mutter, begrüßt.

„Ein heißer Tag," meinte er, den Hut abnehmend und mit der Rechten über die erhitzte Stirn streichend. „Bin eben in Wechterswinkel drüben gewesen bei den guten Herren Patres. Habe mich weidlich geärgert über dieses freche Franzosenvolk. Die Kerle hausen wie die Teufel. Als ich einem der Kommissäre darüber Vorstellungen machte, sagte er mir ins Gesicht: „Ach was, die Deutschen sind dumme Kerle, die nur Stroh und Heu in ihren Schädeln haben. Die verdienen keine bessere Behandlung[1]). Mir hat's in der Faust gezuckt, ich hätte den Kerl am liebsten zu Boden geschlagen. Indes, was hätt's geholfen? — Hm, was ich fragen wollte. Wo ist Euer Sohn, er muß doch längst schon zurück sein."

„Freilich," entgegnete die Gefragte, eine rüstige Fünfzigerin in ländlicher Kleidung," seit vorgestern schon. Er hat heute nur einen notwendigen Gang in den Wald machen müssen, wird aber gleich wieder hier sein. Nehmt doch Platz, Herr Doktor. Darf ich Euch ein Schöppel Wein aufwarten?"

„Nein, nein, danke," rief der Arzt. „Ist meine Art nicht, so früh schon zu trinken. Sagt, wie geht es Euch sonst? Hat die Marie schon vollständig eingewöhnt bei Euch? Ist sie gesund und wohl?"

„Ja, Gott sei Dank," entgegnete die Bäuerin, die Hände aneinanderschlagend. „Es war eine schwere Heimsuchung für das arme Kind. Glaubte selber nicht, daß es all den Jammer überleben würde. Bei Nacht und Nebel brechen die Franzosen in die Mühle ein, führen den Vater als Geisel mit, nehmen, was sie finden können, und drohen schließlich, Haus und Hof in Brand zu stecken. Die alte Base hat aus Schreck über all die Greuel der Schlag gerührt, sie ist noch in derselben Nacht gestorben. Wer weiß, was aus Marie geworden wäre, wenn nicht der liebe Gott just um diese Zeit meinen Sohn des Weges dahin geführt hätte. So hat er die arme Dirne, im Walde umherirrend, aufgefunden. Sie war den Unholden zwar glücklich entronnen, aber leicht hätte ihr ein anderes Unglück widerfahren können. Ach! nicht oft genug können wir auf den Knieen dem Himmel danken, daß er alles so gut gefügt."

„Ja, ja," wehrte der Doktor mit leiser Ungeduld ab, „das alles ist ja wahr, aber Ihr erzählt es mir so oft, daß ich's schon auswendig weiß. Leider ist es in diesen schweren Zeiten vielen hier herum nicht besser ergangen. Seid froh, daß dem Mädel der ganze Schreck weiter nicht geschadet. Die Base war eine alte Frau, na, ewig können wir nun einmal nicht leben. Und was den Wiesenmüller selbst angeht, so wird die ganze Geschichte ihm viel zu denken geben. Der kommt als ein ganz anderer wieder heim. Dem haben die Franzosen den protzenhaften Bauerndünkel gründlich ausgetrieben. Müßte mich sehr täuschen, wenn er jetzt nicht anderer Ansicht geworden, auch über Euern Sohn zum Beispiel."

„Ach, Herr Doktor," rief die alte Frau mit ganz verklärten Mienen. „Ihr glaubt wirklich, daß er — ach! ich kann es nicht glauben. Es wäre für meinem Wilhelm ein zu großes Glück."

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Historisch

Jakob mit dem Schimmel.

Historische Novelle



Es war am 19. April 1809, als der österreichische General Thierry, mit der Bestimmung, den linken Flügel der von dem Erzherzog Karl befehligten österreichischen Armee zu decken, früh morgens mit seiner Brigade und einer Batterie aus dem Lager bei Kloster Rohr auf die Anhöhen bei Kirchdorf angerückt kam und sich gegenüber die Bayern unterm Gewehr in langer Schlachtlinie aufgestellt fand. Die Division Wrede stand bei Siegenburg hinter der Abens; die Division des Kronprinzen von Bayern vor Abensberg in einer Bewegung nach Regensburg, um sich dem Armee-Corps des Herzogs von Auerstädt (Marschall Davoust) anzuschließen; das 1. Chevauleger-Regiment (damals Kronprinz) auf einer Anhöhe gegen Arnhofen, dann die Division Deroy als Reserve hinter Abensberg. Um den Kronprinzen von der Bewegung nach Regensburg abzuhalten, eilte General Thierry mit zwei Bataillonen Infanterie und vier Eskadrons Dragoner und einer halben leichten Batterie nach Arnhofen zu; ein Regiment, zwei Eskadrons und zwei Kanonen ließ er bei Bruckhof stehen. Wie er aber durch das Gehölz gegen Arnhofen ins Freie gelangte, stieß er auf jene von bayerischer Reiterei besetzte Anhöhe. Dies hinderte ihn, weiter zu rücken, weil er die Stärke seines Gegners auf der Straße nicht übersehen konnte. Er machte also kleine Aussendungen, teils um die Anhöhe zu umgehen, teils um die Bewegungen auf der Hochstraße zu erkennen. Aber die Schützen des 2. Linien-Infanterie-Regiments (Kronprinz) verhinderten durch ein wohlgenährtes Feuer ihr Vordringen. Nun rückte Thierry selbst gegen die Anhöhe vor und beschoß mit seiner Artillerie die bayerische Reiterei. Aber der Kronprinz ließ ihm durch die leichte Batterie Regnier von der Höhe herab wirksam erwidern. Um die Sache kurz zu entscheiden, stürzte sich jetzt der österreichische Oberst Hardegg zuerst mit zwei und, als er zurückgeworfen worden, mit sämtlichen vier Eskadrons auf die bayerische Reiterei. Er brachte sie wirklich zum Weichen und die Batterie Regnier in Gefahr; da entsendete der Kronprinz den Obersten Vieregg mit einem Teile des 1. Dragoner-Regiments. Dieser stellte mit seltener Tapferkeit das Gleichgewicht im Gefechte wieder her, und nach langem Kampfe und großem Verluste zogen sich die österreichischen Dragoner zurück. Thierry, welcher inzwischen die bei Bruckhof zurückgelassene Abteilung herangezogen hatte, stand nun von weiteren Versuchen ab, da er sah, daß sich die ganze erste Division der Bayern gegen ihn in Bewegung setzte. Nach mehrstündigem Geplänkel, während der Donner der Kanonen mit dem Donner des Himmels sich mischte und der Platzregen in Strömen niederstürzte, zog sich Thierry, nur von dem Feuer der bayerischen Artillerie verfolgt, nach Offenstetten zurück. Die Division des Kronprinzen aber, die ihre Vereinigung mit Davousts rechtem Flügel bewerkstelligt hatte, nahm ihre vorige Stellung wieder ein.

Die Division Wrede hatte unterdessen ruhig das ihr gegenüberstehende Armee-Corps des Erzherzogs Ludwig beobachtet. Dieser hatte, als er die Kanonade bei Abensberg hörte, den General Bianchi mit einer Brigade bis Biburg geschickt, teils um seine eigene rechte Seite zu sichern, teils um dem General Thierry die Hand zu bieten. Bianchi ließ es an der Brücke bei Biburg bei einer folgenlosen Kanonade mit gegenüber befindlichen Abteilungen der Division Wrede bewenden. Viele Brave fanden hier ihren Tod; allein es galt, um jeden Preis diese Position zu behaupten, und Mauern gleich standen die wackeren Krieger. Wrede selbst ritt von einem Bataillon zum andern, durch seine Kaltblütigkeit allen ein Beispiel, und durch seine Rede ihren Mut ermunternd.

In diesen Stunden nun ritt ebenfalls ein Mann in der schlichten dunkelblauen Uniform der bayerischen Feldärzte, den Hut tief in die Augen gedrückt, auf einem kleinen Schimmel hinter der Hauptstellung der Division Wrede hin und wieder, immer solche Punkte suchend, von welchen man das Ganze bequem überschauen konnte, jedoch stets mit großer Gewandtheit den umhersprengenden Adjutanten und Ordonnanzen ausweichend. Lange blieb der Blaue unbeachtet. Als sich aber die Zahl der Verwundeten häufte, wurde er vielseitig beschickt und ärztlicher Beistand von ihm gefordert. Da aber der Mann auf dem Schimmel immer sein voriges Treiben fortsetzte und an nichts weniger, als an die Erfüllung seiner Berufspflichten zu denken schien, so beorderte Oberst Floret, Kommandeur des 2. Chevauleger-Regiments (König), einen Wachtmeister nebst einem andern Reiter, um den saumseligen Doktor mit Gewalt zum Regimente zu bringen. Der Befehl ward pünktlich vollzogen; schon nach wenigen Minuten hielt der Mann auf dem kleinen Schimmel vor der Front des

Chevauleger-Regiments. Es fand sich gar bald, daß der Blaue nichts weniger als ein bayerischer Feldarzt, sondern ein Fremder war.

„Ein Spion, ein Spion, der muß baumeln" — schrieen alle, und der Oberst befahl, den Verdächtigen zu einem der Generale zu bringen. Man brachte ihn vor den General-Major Grafen Minuzzi. Mit kurzen Worten befahl dieser seinem Adjutanten, dem Oberlieutenant Pölz, die Verhältnisse des verdächtigen Gefangenen zu untersuchen.

Der Arrestant erklärte sich folgendermaßen: „Ich heiße Jaques Poinçon und bin gebürtig aus Paris. Mein Vater ist einer der berühmtesten Ärzte dieser Hauptstadt und auch ich studierte Medizin. Um mich in meinen Studien zu vervollkommnen, wurde ich von meinem Vater vorerst nach Berlin an die Charité, dann an das Juliushospital nach Würzburg und endlich nach Wien geschickt. Als sich der politische Horizont zu trüben begann, verlangte ich von der französischen Gesandtschaft Pässe nach meiner Vaterstadt und schickte mich an zur Abreise von Wien. Allein eine plötzliche Krankheit verzögerte dieselbe, und als ich später abreiste, waren bereits nach allen Richtungen hin die Straßen mit Truppen bedeckt. Vor wenigen Tagen geriet ich unter das von dem General Kienmayer befehligte zweite Reserve-Corps der österreichischen Armee. Ich wurde dem General selbst vorgestellt, und da er aus meinem Passe ersah, daß ich Arzt sei, sprach er lachend: ‚Eh bien mon cher! Sie kommen mir eben recht, ich habe Mangel an Ärzten, und Sie werden sich gefälligst herbeilassen, in unseren Feldspitälern zu arbeiten; überdies bemerke ich, daß Sie der deutschen Sprache nicht minder, als ihrer Muttersprache mächtig sind — solche Leute können wir brauchen.'

Die Verfügung des österreichischen Generals" — also setzte der Gefangene seine Rechtfertigung fort — „sagten meinem Geschmacke wenig zu. — Indessen fügte ich mich scheinbar willig in das, was für den Augenblick nicht zu ändern war. Gestern aber fiel den Kienmayerschen Husaren ein bayerischer Bagagewagen in die Hände und die Soldaten vertrödelten die Uniformen um ein Spottgeld. Da ich hörte, daß dieser dunkelblaue Rock die Dienstkleidung eines bayerischen Feldarztes sei, brachte ich ihn an mich. Schnell war mein Plan gefaßt; ich kleidete mich spät abends in die Uniform, setzte mich auf dieses kleine, aber ungemein flüchtige Beutepferd, welches ich ebenfalls einem Husaren abgekauft und sprengte, von der Dunkelheit begünstigt, der Gegend zu, in welcher, wie ich wußte die bayerischen Vorposten standen. Die Flucht gelang, und diesem Rocke habe ich es zu danken, daß ich bis jetzt nicht angehalten worden bin. Doch heute, in Mitte einer Kolonne reitend, geriet ich in diese ganz abscheuliche Kanonade, und als ich eben bemüht war, einen sichern Ausweg zu erspähen, sah ich mich plötzlich arretiert."

Jaques Poinçon hatte geendet und präsentierte nun schweigend dem General die französischen Pässe. Minuzzi warf einen aufmerksamen Blick in die Papiere und dann einen noch aufmerksameren auf den Gefangenen. Nach einer Pause ließ sich Minuzzi also vernehmen: „Ihre Pässe sind in Ordnung. Es war eine jugendliche Unbesonnenheit, daß Sie sich einer Uniform bedienten, die Sie zu tragen nicht berechtigt sind. Doch es spricht Ihre Offenheit für Sie und ich finde an Ihnen eben auch nichts Verdächtiges. Aber der kritische Moment, in welchem wir uns befinden, gebietet Vorsicht; Sie sollen zu unserer Nachhut gebracht, dort anständig behandelt, aber streng bewacht werden."

Auf einen Wink des Generalmajors nahmen der Wachtmeister und der Reiter vom Chevauleger-Regiment „König" den Gefangenen in die Mitte, um ihn nach dem Orte seiner Bestimmung zu eskortieren. Der Weg führte durch das Thal, über welchem sich die Kanonenkugeln der Kämpfenden unaufhörlich kreuzten. Die beiden Chevaulegers waren Zeugen der gelinden Behandlung gewesen, welche dem vermeintlichen Spion bei dem Generalmajor Minuzzi geworden und verwendeten nun weniger Aufmerksamkeit, als vorher, auf ihn. Aber plötzlich wendete der Gefangene sein Pferd und jagte in vollem Carriere dem Hügel zu, von welchem hernieder die österreichischen Geschütze donnerten. Die beiden Chevaulegers jagten dem Fliehenden nach, allein der kleine Schimmel hatte flinkere Beine als die bayerischen Kavalleriepferde. Nach wenigen Minuten war Monsieur Jaques hinter der feindlichen Batterie verschwunden und die Chevaulegers mußten umwenden, wenn sie sich nicht unnützerweise der Gefangenschaft übergeben wollten. Das Ereignis fand um die Mittagsstunde statt.

An demselben Tage (19. April) gegen Abend nahte sich der französische General Vandamme mit dem württembergischen Armee-Corps der Stadt Neustadt, um sich mit den Bayern zu vereinigen. Während dieses Marsches sprengte auf einem flüchtigen Rappen ein französischer Offizier, gefolgt von einer Ordonnanz, im Galopp daher und übergab Vandamme ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Mein lieber Freund! Der Überbringer ist der Lieutenant-Colonel und Aide de camp Brulot, seit wenigen Tagen im Gefolge des Kaisers angestellt. Sie werden Herrn Brulots Anordnungen dieselbe Folge leisten, als ob es jene des Kaisers selbst wären."

Le Prince de Neufchatel, Major-Général.

Signé Alexandre."

„Nun, mein Herr!" — fragte Vandamme — „was befiehlt mein hoher Gebieter, der Kaiser?"

„Sie sollen" — erwiderte Monsieur Brulot — „nicht nach Neustadt gehen, sich überhaupt nicht mit den bayerischen Truppen vereinigen."

Vandamme machte große Augen, er betrachtete das Schreiben des Major-Generals mit scharfer Aufmerksamkeit und sprach: „Wie ist mir denn? Dies sind doch unverkennbar die mir wohl bekannten Schriftzüge des Fürsten von Neufchatel, dieses ist in der That sein Siegel! — — die Armee bedarf sehr der Unterstützung meines Corps, denn die Österreicher sind uns an Streitkräften bei weitem überlegen, und wenn ich nicht bald meine Vereinigung zu stande bringe, so riskiere ich ja offenbar, abgeschnitten, aufgerieben, gefangen zu werden!"

„Mein General" — antwortete Monsieur Brulot, ganz kurz angebunden — „Sie kennen nun des Kaisers Willen, Sie kennen auch seinen Zorn. Wenn Sie nicht Ordre parieren wollen, komme die Verantwortlichkeit über Ihr Haupt; mich berührt es weiter nicht; ich habe keine Minute Zeit zu verlieren, da dringende Depeschen heute noch an den Herzog von Auerstädt zu überliefern sind. Je vous salue!" Sprach's, lüftete seinen Hut und sprengte, wie er gekommen, mit seiner Ordonnanz von dannen.

Sogleich versammelte Vandamme seine vornehmsten Offiziere zum Kriegsrat. Alle waren der Meinung, es müsse

hier ein Irrtum seltsamer Art obwalten, man dürfe sich aber durchaus nicht irre machen lassen und müsse den Marsch nach Neustadt fortsetzen. Da sprach Vandamme: „Ich wage viel — meine Ehre, meinen Kopf sogar; doch es sei! En avant nach Neustadt!“ Ein Offizier wurde indessen sogleich beordert, den Kaiser aufzusuchen und um nähere Verhaltungsbefehle zu bitten.

Der Herzog von Auerstädt hatte sich an dem nämlichen Tage (19. April), nachdem er ein Regiment als Besatzung in Regensburg zurückgelassen, früh morgens in drei Kolonnen gegen Abensberg in Bewegung gesetzt, um sich, wie bereits erwähnt, mit der längs der Abens aufgestellten bayerischen Armee zu vereinigen. An demselben Tage um 6 Uhr morgens begann auch die österreichische Hauptarmee ihre Angriffsbewegung von Kloster Rohr aus gegen Regensburg, in der Meinung, hier noch den Herzog von Auerstädt zu finden. Sie bildete drei Kolonnen, befehligt von den Feldmarschall-Lieutenants Fürst Hohenzollern, Fürst Rosenberg und Fürst Johann von Lichtenstein. An der Spitze der zweiten Kolonne befand sich Erzherzog Karl selbst. Die Avantgarde dieser Kolonne hatte zur Deckung ihrer linken Flanke eine Abteilung gegen Schneidert gesandt, von wo aus man durch Wald und auf schlechten Seitenwegen nach Abbach kommen kann. Schon jenseit Schneidert stieß diese Abteilung um 9 Uhr morgens auf französisches Kriegsvolk. Es war der Vortrab des Generals Montbrun, der bei Abbach stand. Ein dichtes Gehölz zwischen Hausen, Schneidert und Dinzlingen verbarg den Österreichern die Bewegungen der Franzosen. Sogleich begann ein heftiges Gewehrfeuer und die Franzosen wurden, nachdem das Gefecht längere Zeit gedauert, von dem Saume des Waldes zurückgetrieben. Noch wartete Erzherzog Karl die Annäherung der ersten Kolonne ab, die endlich von Schneidert herzog, während zugleich ein heftiges von Geschützdonner begleitetes Gewehrfeuer gegen Hausen zu gehört wurde. Dort war nämlich diese aus 16 Bataillonen und 6 Eskadrons bestehende Kolonne auf ihrem Marsche von Thann nach Hausen durch die fünf Infanterie-Regimenter der Division St. Hilaire und die Division Friant aufgehalten worden. Die französischen leichten Truppen überließen zwar das von ihnen besetzte Dorf Hausen ohne großen Widerstand den Österreichern, zogen sich aber hinter den Ort in eine Ausspitzung des dortigen Waldes zurück, dessen Saum auf beiden Seiten mit Übermacht von den Franzosen besetzt war. Nun entspann sich ein mörderisches Gefecht um den Besitz jener Waldspitze. Die Österreicher eroberten sie und drängten den Feind bis in das Innere des Waldes zurück; aber nicht weiter, denn die Franzosen erschienen mit neuen Verstärkungen. Umsonst jeder Sturm. Fürst Ludwig von Lichtenstein sank, mit der Fahne in der Hand, schwer verwundet; gleiches Schicksal hatte General Vukassowich.

Vergeblich stürmte Fürst Hohenzollern gegen die standhaft verteidigten Stellungen St. Hilaires und Friants. Außer stande, sein Geschütz zweckmäßig zu gebrauchen, brach er das blutige Gefecht endlich ab und nahm hinter dem Dorfe Hausen eine Stellung, während er seinen Vortrab in Hausen selbst ließ. An Toten, Verwundeten und Gefangenen zählte er bei 100 Offiziere und 3364 Mann. Auch der Verlust auf Seite der Franzosen mag gegen 3000 Mann betragen haben. Das Gefecht war abends 6 Uhr beinahe zu Ende, als Erzherzog Karl noch 4 Bataillone, 2 Eskadronen und eine Batterie zu Hilfe schickte. Doch ein heftiges Gewitter hinderte die Erneuerung des Kampfes. Inzwischen hatte sich der rechte Flügel von Auerstädts Armee-Corps mit der bayerischen Armee bei Abensberg vereinigt; eine Eskadron französischer Husaren konnte noch an dem Gefechte bei Arnhofen teilnehmen.

Gegen Mitternacht wurde dem Herzog von Auerstädt, der einige Stunden außerhalb Abensberg bivouakirte, ein Bote des Kaisers gemeldet. Es war der Lieutenant-Colonel Brulot, welcher dem Heroge ein versiegeltes Schreiben desselben Inhaltes, wie jenes, welches er dem General Vandamme vor wenigen Stunden eingehändigt hatte, übergab.

Davoust hatte gelesen und fragte: „Schnell mein Herr! was haben Sie mir zu sagen? — Was soll geschehen?“ —

„Mein Herzog! Sie müssen in dieser Stunde noch die Bayern verlassen, aufbrechen und nach Regensburg zurückkehren.“

„Wann und wo verließen Sie den Fürsten von Neufchatel?“

Der angebliche Aide-de-camp stockte ein wenig. Da blieb Davoust, ein hagerer, schwarzgelber Mann, cholerischen Temperaments, seiner nicht länger mächtig. Wütend schrie er: „Elender! welche Befehle wagst du zu erfinden? Meine Bewegung von Regensburg hierher war die glücklichste, die klügste, welche ich ich je unternommen. Mich nach Regensburg wenden, hieße nicht mehr, als die Flanke der Bayern preisgeben und uns alle dem sichern Verderben überliefern. Du bist ein Niederträchtiger, — solche unsinnige Ordres kann ein Napoleon nicht geben. Soldaten, ergreift den Schurken!“

Mit übereinandergeschlagenen Armen, ruhig und kalt hatte Monsieur Brulot den Herzog angehört. Das Gesicht, die ganze Haltung des Lieutenant-Colonel verrieten nicht die mindeste Bewegung, und nicht ohne Würde sprach er: „Besinnen Sie sich, Herzog! Handschrift und Siegel des Fürsten von Neufchatel können Ihnen heute nicht zum ersten Male unter die Augen gekommen sein. Prüfen Sie näher, bedenken Sie — ich habe zwar erst seit wenigen Tagen die Ehre, der Suite des Kaisers anzugehören, allein eine Beleidigung meiner Person wird und muß streng bestraft werden. Handeln Sie nach Gutdünken; allein morgen werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen — vor dem Kaiser.“

Davoust war etwas verblüfft; er betrachtete das Schreiben des Major-Generals wiederholt nach allen Seiten und sprach endlich, wiewohl in etwas minder heftigem Tone: „Hm! hat man doch Beispiele, daß Siegel nachgestochen, Handschriften täuschend ähnlich nachgemacht worden sind; indessen, mein Herr, ich nehme den Vorschlag an. Morgen soll der Kaiser richten zwischen Ihnen und mir.“

Die ruhige Fassung des Lieutenant-Colonel hatte dem Marschall imponiert, und er begnügte sich nun damit, den ihm verdächtigen Galopin Napoleons der besondern Aufsicht des alten, vertrauten Kapitains Gamelle zu übergeben. —

Als am 20. April bei Tagesanbruch die Trompeten schmetterten und die Trommeln wirbelten, welche das Corps des Herzogs von Auerstädt unter die Waffen riefen, fand man den alten Gamelle tot in seiner Baracke liegen; ein kräftiger Dolchstoß hatte dem Leben des verdienten Offiziers ein Ende gesetzt. Monsieur Brulot war entflohen.

Am 20. April mit Anbruch des Tages waren bei Abensberg die Bayern eben unter die Waffen getreten, als ein Jubelgeschrei auf der ganzen Linie ein außerordentliches Ereignis

ankündigte. Kaiser Napoleon, am 12. April abends durch den Telegraphen vom Übergange der österreichischen Armee über den Inn benachrichtigt, war sogleich von Paris abgereist und am 18. April in Ingolstadt eingetroffen. Mit Blitzesschnelle hatte seine ganze Armeelinie die Zeichen seiner Ankunft an den Ufern der Donau durch die von ihm erlassenen Befehle bezüglich der einzunehmenden Stellungen erhalten. Heute nun erschien er in Begleitung seiner Marschälle und Generale in der Mitte der bayerischen Truppen, versammelte um sich die Führer derselben — an ihrer Spitze den Kronprinzen von Bayern — und hielt an dieselben eine jener zündenden Ansprachen, durch welche er die Herzen der Soldaten für sich zu entflammen wußte.

Diese von dem Kronprinzen den Offizieren übersetzte, und von diesen den gemeinen Soldaten mitgeteilte Rede war ganz auf die Stimmung der gegen Österreich außerordentlich erbitterten Gemüter berechnet und von entschiedener Wirkung.

Hierauf besichtigte Napoleon auf einer Anhöhe vor Abensberg — die Landkarten vor sich ausgebreitet — die Stellungen der Österreicher. Da traten der Herzog von Auerstädt und General Vandamme vor ihn und erzählten von dem Aide de camp Monsieur Brulot und den seltsamen Ordres, welche er überbracht; der bayerische Generalmajor Minuzzi aber erwähnte des Mannes mit dem Schimmel und seiner Flucht. Napoleon versicherte, keinen Monsieur Brulot je abgesendet zu haben, und der Fürst von Neufchatel erklärte die mit seinem Namen unterzeichneten Ordonnanzen für untergeschoben. Der Kaiser wurde aufmerksam; Davoust und Vandamme mußten das Äußere des angeblichen Aide de camp, Minuzzi jenes des Jacques Poinçon genau beschreiben, und nun unterlag es durchaus keinem Zweifel mehr, daß Brulot und der Mann mit dem Schimmel eine und dieselbe Person gewesen.

Nach einer langen Pause sprach Napoleon: „Meine Herren! wir haben es mit einem nicht minder kühnen, als verschlagenen Spion in der Person des Schimmelmanns zu thun und ich sehe es voraus, er wird sich unter allerlei Gestalten noch öfters in unsere Reihen schleichen und großes Unheil anrichten. Darum, meine Herren, empfehle ich Wachsamkeit und Vorsicht. Wer mir diesen Monsieur Brulot, welchen ich beinahe zu kennen glaube, lebendig oder tot liefert, hat auf besondere Erkenntlichkeit von meiner Seite zu zählen. Übrigens behalten Sie die Sache für sich; es frommt dem gemeinen Soldaten nicht, von derlei Sachen zu wissen."

Der Kaiser hatte gut sprechen. Das Gerücht von einem gefährlichen Spion, welcher der hohen Generalität derbe Nasen gedreht, hatte sich längst in den meisten Kompagnien und Geschwadern des Heeres verbreitet und die Soldaten nannten in ihrer, alles eigentümlich markierenden Sprache jenen Geheimnisvollen den „Jakob mit dem Schimmel". Und wenn während des Feldzuges einmal etwas nicht so ganz ging, wie es gehen sollte, pflegten die Leute zu sagen: „hier hat wieder Jakob mit dem Schimmel seine Hand im Spiele!" Mancher, der den Feldzug des Jahres 1809 mitgemacht, wird solche Redensart öfters vernommen haben, ohne deren Bedeutung zu kennen.

Nachdem Napoleon die Stellung der österreichischen Heeresabteilungen genau erforscht, befahl er sofort die Wegnahme des wichtigen, vom Feinde nur schwach besetzten Punktes Kloster Rohr. Alsbald wandte sich der Herzog von Montebello dahin, Vandamme mit den Württembergern gegen den Bruckhof, der Kronprinz von Bayern aber gegen Offenstetten; als Reserve folgte Deroy. Bei Offenstetten, wo General Thierry mit einer Abteilung Österreicher stand, ward durch Streifwachen bald die allgemeine Bewegung der Bayern und Franzosen mit Tagesanbruch kund. Auch währte es nicht lange, daß das erste Bataillon und die Schützen des 1. und 2. Linienregiments der Bayern vor Offenstetten erschienen und mit Heftigkeit angriffen, denen die ganze übrige Division des Kronprinzen folgte. Thierry mußte nach tapferem Widerstande den Bayern das Dorf überlassen und nahm Stellung hinter demselben, um ihr Vordringen zu hindern. Doch die große Übermacht vor ihm, dann die Bewegung der Württemberger auf seiner linken Seite überzeugten ihn von der Vergeblichkeit längeren Beharrens. Es war 8 Uhr morgens. Wohl geordnet, doch so rasch, daß ihm die Bayern wenig schaden konnten, zog er über Bachel, wo ihn General Pfannzelter mit einem Bataillon und zwei Geschwadern aufnehmen und unterstützen sollte, gegen Kloster Rohr. Nur seine Reiterei — vier Eskadrons Dragoner — war wegen des vielfach unterbrochenen Geländes genötigt, sich von ihm zu trennen. Angekommen bei Bachel, fand Thierry, statt des Generals Pfannzelter, schon die Vorhut des Herzogs von Montebello. Getrennt von seiner Reiterei, verfolgt vom Kronprinzen von Bayern, dessen Division Napoleon unmittelbar leitete, warf sich Thierry mit seinem Fußvolke in die Gehölze, um auf Abwegen zum Kloster Rohr zu entkommen, wo General Schusteck aufgestellt war.

Napoleon ließ die Division des Kronprinzen bei Bachel stehen und schickte die mit ihr vereinigte Kürassier-Division St. Sulpice ohne Verzug gegen Rohr, in der Hoffnung, den größeren Teil von Thierrys Truppen gefangen zu nehmen. In der That erreichte diese Reiterei den bezeichneten Punkt fast gleichzeitig mit Thierrys Leuten. Sie warf nach kräftigem Widerstande die vier Husarengeschwader des Generals Schusteck zurück, welche sich nun links und rechts der Hochstraße, durch Thierrys Fußvolk am Waldsaume gedeckt, auf die Höhen hinter Rohr zurückzogen. Aber auch hier von den Kürassieren und dazu von mehreren Bataillonen des Corps Montebello verfolgt, sahen sich die Österreicher in die weite Ebene hinter den Wald gedrängt. Zwar stießen hier die von Thierrys Abteilung getrennt gewesenen vier Eskadronen Dragoner wieder zu ihnen, zwar thaten sie einen verzweifelten Angriff gegen die französische Reiterei, aber, heftig zurückgeworfen, rissen sie ihr eigenes Fußvolk zur regellosen Flucht fort bis gegen Rottenburg. Umsonst suchte Thierry seine Schlachthaufen zu sammeln; sie blieben zersprengt. Über 3000 Mann fielen in Gefangenschaft der Sieger; was übrig blieb, rettete sich nach Rottenburg, wo eben zur guten Stunde der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Vincent mit zwei Brigaden und vier Geschwadern, sie aufzunehmen, eingetroffen war.

So endigte die denkwürdige Schlacht bei Abensberg, womit Napoleon seinen zweiten Siegeszug nach der Metropolis des erschütterten Kaiserreiches eröffnete.[1]

(Schluß folgt.)

[1]) Napoleon übernachtete in Rohr im Weinzierlschen Gasthause in demselben Gemache, welches zwei Tage vorher sein ruhmvoller Gegner Erzherzog Karl bewohnt hatte. Eine marmorne Denktafel an der Front dieses Hauses überliefert dieses Ereignis in folgender Inschrift:

Dieses Haus beehrten im Jahre 1809

den 18. April	den 20. April
Erzherzog Karl	**Kaiser Napoleon**
Von Osten kommend	Von Westen kommend

mit ihrer Gegenwart.

Malerische Briefe aus Franken an eine Münchnerin.

Von G. v. Bemming.

(Schluß.)

Wir wandern einen andren Weg hinab, vorbei an der alten ehemaligen Karmelitinnenkirche, an dem hochberühmten, reichanmutigen gotischen Chor der einst romanischen Oberpfarre, vorbei an dem einstigen Stephansstift, hinüber zu den hochragenden Türmen der Remeisschen Sternwarte, vorbei an dem „Goldenen Wappen“, einem ansprechenden Spätrenaissance-Bau, einst der Geistlichkeit, jetzt unserm Reichsrat von Würzburg gehörig; vorbei an einem prächtigen, reichgeschmückten Palazzo italienischen Barockstils, den ein Bamberger Bürger, — der Volksmund sagt, aus Bosheit gegen seine lachenden Erben — in einen finstern Winkel der alten „Judengasse“ hineingebaut hat.

Jetzt, da wir die Stufen zu dem „Domkranz“ emporsteigen, werden Sie unter dem zahlreich zum Dom wandernden Landvolk doch noch des öfteren der vollständigen, malerischen Tracht begegnen, wie sie in der Gegend von Forchheim, „im Gebirg“ noch getragen wird. Zu dem schon beschriebenen, großen, hellroten Kopftuch kommt noch eine puffärmelige, kurzleibige Jacke und ein frischgrüner, rotgesäumter, in tausend winzige Fältchen gelegter Rock.

Bevor auch wir durch eines der prachtvollen Portale treten, bleiben Sie erstaunt stehen und werfen einen fragenden Blick, nicht auf die reichen Skulpturen, die diese Portale schmücken und die Ihnen aus Ihrer Kunstgeschichte längst vertraute Gestalten sind — nein, auf ein paar wundersame, ungeheuerliche, mächtige Tiergestalten, die auf dem Domkranz vor den Portalen kauern. Die Domkröten nennt sie der Volksmund und die geschäftige Phantasie der Sage schuf aus ihnen Ungeheuer, welche der böse Feind zur Zeit des Dombaues allnächtlich aussandte, das wieder zu zerstören, was am Tage gebaut worden war.

Aber die nüchterne Kritik gönnte auch diesen Tiergebilden keinen romantischen Zauber und erklärt ganz trocken, die Bezeichnung Domkröten sei einfach aus Gred (gratum = Stufe), der erhöhte Platz vor dem Dome, entstanden. Andere Vermutungen weben aber wieder einen zweiten mystischen Glanz um sie und wollen in ihnen Sinnbilder eines slawischen Gottes, der hier eine Opferstätte gehabt habe, sehen. Am meisten Wahrscheinlichkeit dürfte die Annahme für sich haben, daß sie einst vor dem alten Dome, oder besser noch vor der alten Burg der Babenberger als königliche, mächtige Löwen, den mutmaßlichen Wappentieren der Babenberger, lagen. Diese Annahme entkleidet sie zwar jedes mystischen Zaubers, gibt ihnen aber dafür den Nimbus eines tausendjährigen Alters. Innerhalb eines solchen Zeitraumes hat wohl auch ein steinerner Löwe das Recht, seine wallende Mähne zu verlieren (bei Menschenkindern kommt dies bekanntlich schon in früheren Jahren vor) und seine Züge etwas ins Unkenntliche zu verändern.



Feuerprobe der hl. Kunigunde. Nach Raders „Bavaria sancta.“

Freilich, was ist dem Dome selbst, der Geschlechter auf Geschlechter neben sich blühen und vergehen sah, die kurze Spanne von ein paar Jahrhunderten? Wie der Hauch eines Mundes gingen sie vorüber an der edlen in ewiger Jugend prangenden Schönheit dieser im erhabensten Sinne des Wortes, „heiligen Hallen“.

Ah, gnädige Frau, es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich anfangen, das Lob dieses Domes zu singen! Auch werden Ihnen bei dessen Erwähnung alsbald Lübkes diesbezügliche Worte vor die Erinnerung treten.[1])

Wie auch könnte die Fülle seiner Schönheiten, die Fülle seiner reichen Einzelheiten sich in den Rahmen ein paar kurzer Briefzeilen fügen?

So lassen wir denn alles Kleine vom großen Ganzen, von dem gewaltigen Eindruck, ruhvoller, ernster Majestät verschlungen sein!

Selbst die herrlichen Grabmäler, mit ihrem berühmten, dem Riemenschneiderschen Heinrich- und Kunigunden-Sarkophag, selbst die Schatzkammer mit ihren goldenen Mänteln, der „Hauskrone“ Heinrichs und anderen Kleinodien streifen wir bloß mit einem Blick.

Nur eine der prächtigen Statuen an den Schranken des Ostchores, eine ungemein lebensvolle Engelsgestalt mit lachen-

[1]) „Den Gipfel erreicht der romanische Übergangsstyl Deutschlands in einem fränkischen Bauwerke, dem herrlichen Dom zu Bamberg, — — die Anlage ist höchst großartig, die Verhältnisse breit und mächtig, dabei von edler Freiheit und Schlankheit im Aufstreben. — — Die klare Gliederung, die reinen Verhältnisse, der kühne Aufbau, der reiche Schmuck, dessen edle Formenfülle sich an Gesimsen und Portalen zum Ausdruck heitrer würdiger Pracht steigert, geben diesem Werke eine der ersten Stellen unter allen Bauschöpfungen des Mittelalters.“ Lübke. Grundriß der Kunstgeschichte.

den Zügen, müssen Sie sich genauer ansehen. Denn dieser „lachende Engel" ist eines der Wahrzeichen Bambergs.

Das zweite derselben finden Sie außen an dem prachtvoll geschmückten Portale des nördlichen Seitenschiffes. Auf zwei der Pfeiler dieser „Fürstenthüre" stehen zwei edle schöne Steinbilder, wovon das eine Palme und Kelch trägt, das andere eine Binde vor den Augen und die Gesetzestafeln, welche ihm teilweise, zerschellend, aus der Hand fallen. Sie sollen „die Kirche" und „die Synagoge", nach anderer Meinung das Alte und Neue Testament, darstellen.

Die eine dieser Frauengestalten, die mit der Binde und den Gesetztafeln, ist das zweite Wahrzeichen. Der Volksmund

Wir nehmen den Weg dahin über die „untere Brücke" mit ihrem malerischen „Klein Venedig" und werfen einen Blick in die Bibliothek Bambergs, der dritten hochberühmten Perle der Stadt. Aber ach, was ist ein Blick für diese reichen Schätze jetzt noch hochbedeutsam, trotzdem Sie die meisten seiner vorzüglichsten Kleinodien, mit denen des Domschatzes, jetzt in München suchen müssen.

Dieses dritte der hiesigen Wahrzeichen wird Sie etwas an ein Münchener Wahrzeichen, an das in der Frauenkirche mahnen. Kennen Sie dort den einen Stein, auf welchen sie treten müssen um von allen Fenstern der Kirche gerade nur eines zu erblicken?



Das Rathaus zu Bamberg. Nach C. F. Rupprecht 1814.

hat für sie zweierlei Deutung. Nach der einen ist sie das Bild einer unschuldig zum Tode verurteilten Jungfrau und die Gesetzestafeln sind Dachziegel. Als die Verurteilte auf dem Gange zum Richtplatz an der Dompforte vorüber kam, flehte sie zum Himmel um einen plötzlichen Tod, der sie von dem entehrenden aus des Henkers Hand erlöse. Und siehe, alsbald fielen Ziegel vom Kirchendach und erschlugen sie.

Die zweite, volkstümliche Deutung sieht in der Figur „Die Gerechtigkeit". Fällt ihr einst die Binde von den Augen, so wird in Bamberg kein Stein auf dem andern bleiben.

Das dritte Wahrzeichen ist weit weg vom Dome, draußen in der Theuerstadtschen St. Gangolphskirche, einem romanisch-gotisch-renaissance-barockenen Bauwerke, der Kirche des ehemaligen Kollegiatstifts, in welchem vor etwa 600 Jahren Hugo von Trimberg seinen „Renner" dichtete.

Auch in der Gangolphskirche müssen Sie einen bestimmten Punkt aufsuchen. Bitte, stellen Sie sich ganz nahe am Eingang an diesen Bogen hier! Ich stelle mich weit weg von Ihnen an das andere Ende desselben Bogens. Nun legen Sie Ihr kleines, rosiges Ohr an eine kleine Öffnung, welche Sie an Ihrem Ende entdecken werden. Ich lege dagegen meinen Mund an die zweite Öffnung, welche an meinem Bogenende sich befindet. So will ich Ihnen anvertrauen — und niemand als Sie allein sollen es hören, trotz der vielen Menschen, welche jetzt zum kommenden Gottesdienst um uns hereindrängen, daß eben diese akustische Spielerei mittelalterlicher Baukunst das dritte Wahrzeichen Bambergs ist.

So, gnädige Frau, nun können Sie jedermann durch Nennung der drei Wahrzeichen, wie weiland die Handwerksburschen der guten, alten Zeit, beweisen, daß Sie wirklich in Bamberg waren.

Ruhig können Sie jetzt zur Bahn zurückkehren. Noch einen letzten Blick werfen Sie über die neuen Brücken, über die neue Welt der neuen Straßen hinauf zu den malerischen, kirchengekrönten Hügeln der alten Stadt. In dem süßen, golden-rosigen Glanze des Sonnenunterganges spannt sich der Himmel in weiter Wölbung über sie; ein leichtes Wölkchen steigt wie Weihrauchgeringel daran empor, und ein feierliches, schwellendes Abendläuten schwebt mit mächtigen metallenen Schwingen darüber. — Es ist Ihnen als sähen Sie das „ewige Licht“ außen am Chore der Oberpfarre in mystisch rotem Scheine durch das wachsende Dunkel herunterleuchten. —

Aber was ist das? — Plötzlich bricht eine einzige, mächtige Welle mondhellen Lichtes vor uns über die Straßen herein: die elektrischen Lampen glühen auf!

Sie weisen Ihnen leicht den Weg zur Bahn. Glückliche Reise, gnädige Frau!

Bad Kissingen unter Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim.

Von Richard Weiner.

Für den Fremden, welcher die mächtig emporstrebende Bäderstadt Kissingen besucht, dürfte es von Interesse sein, einige Blicke um ein Jahrhundert rückwärts zu werfen, als Kissingen noch unter der Herrschaft der fränkischen Fürstbischöfe stand. Diese ließen sich, nach Maßgabe der damaligen beschränkten Mittel, in anerkennenswerter Weise angelegen sein, des Bades Wohlfahrt zu fördern; mochten sie nun dem Geschlechte der Hutten, Schönborn ꝛc. oder einem andern angehören, welche nacheinander in dem reichgesegneten Franken den Krummstab führten.

Einer der wärmsten Protektoren des Kurortes aber war der prachtliebende Adam Friedrich von Seinsheim, welcher sich mit einem glänzenden Hofstaate umgab und den Musen, wie alle hervorragende fürstliche Zeitgenossen, auf das eifrigste huldigte. Insbesondere wurde der Kultus Thalias gepflegt, wie er denn auch derselben in seinem Residenzschlosse zu Würzburg einen Tempel errichtete. Wenn auch die Jünger der heitern Muse nicht Mimen von Beruf waren, so waren sie doch aus den talentiertesten Persönlichkeiten des Hofadels ausgewählt, die in der That ganz Vorzügliches leisteten und den Vergleich mit wirklichen darstellenden Künstlern ihrer Zeit nicht zu scheuen hatten, selbst wenn hohe fürstliche Besuche ihren Aufführungen anwohnten. Wurde doch unter anderm Lessings „Minna von Barnhelm“ und das damals sehr beliebte Lustspiel: „Der Postzug“, mit einer Verve aufgeführt, welche Schauspielern von Handwerk zur Ehre gereicht hätte.

Diese dramatischen Belustigungen kamen auch Kissingen, wie dem benachbarten Bade Bocklet zu Gute, da die Hofhaltung des Fürsten in verschiedenen Sommern nach der Saline (nach ihrem Vollender Friedrichshall genannt) und Bocklet verlegt wurde. Die damalige „Neuhaussische fürstl. Würzburgische privel. Gesellschaft,“ die beste deutsche reisende Schauspieltruppe, welche im Hochstifte ihre Vorstellungen gab, wurde von Adam Friedrich berufen, um abwechselnd in den Sälen des Kurhauses zu Kissingen und Bocklet sich zu produzieren. Mit seinem Gefolge wohnte er gerne den Vorstellungen bei und reiche Beweise seiner fürstlichen Huld empfingen die Darsteller. Der Zutritt wurde in beiden Badeorten auch dem Badepublikum gestattet, welches hier den Vorteil hatte, keinen Eintritt bezahlen zu müssen.

Doch nicht nur für die Unterhaltung der Badegäste setzte sich der Fürst, zunächst hier mittelbar, in Kosten; er sah auch in wichtigeren Dingen nach dem Rechten und traf der nützlichen Anordnungen gar viele. Sein Blick beherrschte viele Gebiete des Badewesens; namentlich zeigte er sich im Bereiche der Gärtnerei als Kenner und als Mann von Geschmack. Parkanlagen förderte er mit vollster Energie seiner naturliebenden Seele.

So war es seine Sorge, als er gerade Anfang der 70er Jahre in dem Fürstenbaue der Saline residierte, daß zur Beförderung des Kurwesens in Kissingen, analog der bei anderen Badeorten eingeführten Verbesserungen und Neueinrichtungen bequeme, schöne, schattige Promenadenwege angelegt wurden und „offene Kabinetchen“ zur Errichtung kamen, „sowie andere zur Ergötzlichkeit der Kurgäste dienende Anlagen“, wie aus seinen diesbezüglichen Schreiben an den Hofkammerrat und Hofbaumeister Geigel und Hofkammerrat und Salinen-Deputatus Schirmer hervorgeht.

Das Interesse Kissingens hatte der Fürstbischof immer im Auge, dabei erkannte er die Herstellung einer festen Direktive des Kurlebens als besondere Notwendigkeit, wie dies manche seiner Reskripte bekunden. Am besten dürfte dies das nachfolgende Reskript, welches allerdings noch aus einer früheren Zeit datiert, an den fürstbischöflichen damaligen Oberamtmann zu Kissingen (Sitz in Aschach) dem Leser vorführen:

„Gleichwie an der von meinem Regierungsvorfahr Friedrich Carl in Ansehung der Kissinger Wasserkur sowohl zum Besten der dortigen Einwohner als auch zum Dienste und Nutzen der Kurgäste im Jahre 1745 gegebenen vortrefflichen Ordnung in allen Punkten dermalen nichts zu ändern und zu verbessern seye, so habe es auch bei derselben so lange seyn Bewenden, als nicht etwa zeitgemäßere und nützlichere Vorschläge angegeben werden können. Der fürstliche Oberamtmann werde daher auf das Neue angewiesen, der erwähnten Ordnung in allen Punkten den gebührenden Vollzug zu sichern, damit die Hauptabsicht, das Kurwesen in guten Ruf zu bringen, so vollkommen als möglich erreicht werde. Zu dem Ende sei vorzüglich darauf zu sehen, eines theils den Kurgästen bequeme Unterkunft und gute Bewirthung nebst anderen Annehmlichkeiten und anderentheils die Einwohner billigen Nutzen finden zu lassen und zu Beschwerden nicht Anlaß zu geben. Im Falle aber, daß von der einen oder der anderen Seite Klagen erhoben würden, habe der Oberamtmann gemäß älterer Verordnung im Einvernehmen mit dem verrechnenden Beamten, dem Arzte und dem Magistrate die Sache abzuthun. Gegeben in Unserem Schlosse Veitshöchheim, 15. Mai 1763. (L. S.) Adam Friedrich.“

In einem der darauffolgenden Jahre trug der Fürst seiner Hofkammer auf, energisch dahin zu wirken, daß die vor dem Orte in nicht geringer Anzahl vorhandenen Kotmassen, „welche nicht insonderheit ergötzlich für die Fremden seyn, so da zum Baden kommen, endlich weggeschafft, und überhaupt die Rein-

lichkeit dorthalben eingeführet werde". Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Fürst, daß er sich selbst im Sommer nach Kissingen begeben würde und sich dann persönlich von den getroffenen Maßregeln zu überzeugen gedenke und, „so nach seinem Willen verfahren, Oberamtmann und Ambtskeller (die nächstfolgende untere Verwaltungsbeamtencharge) nach Recht und Gebühr beloben".

Bei dieser Gelegenheit erhielt der Physikus Dr. J. G. Jäger den Auftrag, „seine guten Erfahrungen und Beobachtungen über die Kissinger Heilquellen" in einer besonderen Druckschrift niederzulegen.

Die Straßenreinlichkeit wurde infolge des fürstlichen Befehles nun etwas besser gehandhabt, doch blieb noch viel in diesem Punkte zu wünschen übrig. Das 18. Jahrhundert war überhaupt ziemlich lässig, wo es die Erhaltung von Straßen und deren Räumlichkeit betraf.

Mehr wurde den Erwartungen Adam Friedrichs der Physikus Dr. Jäger gerecht, welcher die ihm übertragene Brunnenschrift mit großem Geschicke abfaßte; dieselbe führte den Titel: „Kurtz verfassete Beschreibung des wahren Befundes, deren uralt Heyl-, Trink- und Badebrunnen und besonders des im Jahre 1738 neu erfundenen Sauerbrunnen (der heutige Rakozy) nächst dem Städtlein in Kissingen an der Saale, dann deren hievon geschehenen merkwürdigen und wundersamen Heylwirkungen" 2c.

Auch der Hofrat und Professor Dr. Delius erhielt von Adam Friedrich einen ähnlichen Auftrag wie Jäger und ließ seine Abhandlung in 1500 Exemplaren erscheinen. Er erhielt für die auf hochfürstlichen Spezialbefehl verfaßte Schrift über die Kurbrunnen zu Kissingen und Bocklet eine „Remuneration von 24 Flaschen Stein- und Leistenwein, 3 goldene Medaillen, jede zu 10 Dukaten und den Kostenbetrag für die in Erlangen gedruckten Exemplare mit 121 Gulden 2 Kr. rheinisch".

Das Kurhaus wurde auf Anregung und Befehl des Fürsten durch zwei Seitenflügel vergrößert und die alte katholische Stadtkirche vollendet und eingeweiht. Im Kurgarten wurden mehrfache Verbesserungen und Veränderungen vorgenommen, welche der damalige Kurgärtner nach den Vorschlägen der fürstlichen Hofkammer vornahm. Doch wurde auf spezielle Anordnung des Fürstbischofs die dermalige Anlage des mittleren „Gras"-Spazierganges, „welcher denen Kurgästen so sehr gefallet," beibehalten.

Am längsten verweilte der Fürstbischof zum Kuraufenthalte auf der Saline im sogenannten Fürstenbaue (dem bekannten Sommeraufenthalte des deutschen Reichskanzlers) in den Jahren 1770 und 1776. Vor seiner Reise im Jahre 1770 wurde das fürstliche Oberamt zu Aschach und das Amt in Kissingen benachrichtigt, daß der Fürst wünsche, daß die „sehr schlechte Straße zwischen Kissingen und der Saline in gemächlichem und gefahrlosen Stande gesetzt werde".

Das bedeutsamste Ereignis unter der Regierung Adam Friedrichs ist die am 20. Juli 1770 geschehene Abtretung der drei Gesundbrunnen an das fürstliche Ärar mit Vorbehalt der freien Wasserbenutzung. Das Ärar tauschte sodann die beim oberen Sauerbrunnen gelegenen, der Stadt gehörigen Wiesen gegen 7½ Morgen zehentfreie andere Wiesen ein, die erworbenen Grundstücke zur Anlegung eines Gartens (sich endlich zur Vergrößerung des Kurgartens, der eine von dem heutigen Kurgarten grundverschiedene Gestalt hatte, bequemend) benutzend, wobei die heutigen Kastanienalleen angelegt wurden.

Wie man sieht, ist so manches unter dem Fürstbischofe Adam Friedrich von Seinsheim für Kissingen geschehen. Seine Regierungsperiode verkündet in Kissingen sein mit dem fränkischen Landeswappen verbundenes gräfliches Wappen am Plafonds der alten katholischen Pfarrkirche und ferner ein gleiches über dem Portale des Fürstenbaues der Saline Friedrichshall.

Kleine Mitteilungen.

Ein Meierhof im Jahre 813. Die Augsburger Domkirche besaß unter anderen vielen Gütern in Schwaben und Bayern auf der Insel Wörth im Staffelsee bei Murnau einen Meierhof. Karl der Große, der 788 den Herzog Thassilo II. des Landes entsetzt und dasselbe für sich behalten hatte, wendete diesen Gütern große Sorgfalt zu und seine eigenen Güter, die er meistens selbst verwaltete, waren vollkommene Musterwirtschaften. Im Jahre 813 ließ Karl alle Besitzungen im Reiche verzeichnen, um eine gleichheitliche Besteuerung einrichten zu können. Diese Ausschreibung über besagten Meierhof ist noch vorhanden und macht uns mit den Verhältnissen eines Oekonomiegutes in jener Zeit bekannt. Der Hof bestand aus 740 Tagwerk Feld und so vielen Wiesen, daß 610 Karren Heu eingeführt wurden. Vorhanden waren im Jahre 813: 12 Schaff Weizen, 1 Roß, 26 Ochsen, 20 Kühe, 1 Stier, 61 Jungrinder, 5 Kälber, 87 Hammel, 14 Lämmer, 17 Böcke, 58 Ziegen, 12 Kitze, 40 Schweine, 50 Ferkel, 63 Gänse, 50 Hühner, 17 Bienenstöcke, 40 Stück Schinken, 1 Eber im Rauche, 40 Käse, ½ Sickl (Zentner) Honig, 2 Sickl Butter, 5 Schaff Salz, 3 Sickl Seife, 5 Federkissen, 3 eherne Kessel, 6 eiserne, 17 eisengebundene Fässer, 10 Sensen, 17 Sicheln, 7 Hobel, 7 Beile, 10 Bockhäute u. 26 Schaffelle. In der Weiberwohnung (Mägdekammern) waren ihrer 23. Zu dem Meierhofe gehörten überdies eine Mühle, 23 von Freien und 19 von Leibeigenen bebaute Güter mit Abgaben und Arbeitsleistungen. Auf dem Meierhofe waren demnach nur weibliche Personen beschäftigt, während die verheirateten Dienstpflichtigen eigene Besitzungen bewirtschafteten. Diese mußten drei Tage in der Woche für die Herrschaft arbeiten, deren Frauen leinwandne Kleidung machen, ein Stück Tuch weben, Brot backen, 4 Schweine füttern und jährlich 5 Hühner und 10 Eier liefern. Die Freien leisteten nur eine ganz geringe Abgabe, waren aber zu persönlichen Diensten im Kriege, bei Gesandtschaften, am Hofe des Bischofs 2c. verbunden.

Ein fürsichtiger Bürger. Der Herzog Georg zu Landshut (1479—1503), der durch seinen ungeheuren Reichtum im ganzen Reiche bekannt geworden war, trug rotseidene Strümpfe. Ein Bürger, der das sah, äußerte unwillig zu seinem Nachbar: „Wenn unser Fürst so daran will, so wird sein Reichtum bald abnehmen".

Die Nüsse des Narren. Zur Zeit des 30jährigen Krieges kam der Hofnarr des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern nach Wien zum Kaiser und da wurde er gefragt, was man in Bayern mache. Der Narr sagte: „Sie haben viel harte Nüsse zu knacken". „Welche Nüsse?" „Betrübnuß, Bekümmernuß, Beschwernuß, Ärgernuß, aber die Erbarmnuß geht noch ab."

Vom Handel der Augsburger. Die Reichsstadt Augsburg gehörte zu den ansehnlichsten Städten des Reiches und überragte durch ihren ausgebreiteten Handel alle Städte des heutigen Bayerlandes. In allen Ländern hatten die Kaufleute Niederlagen, Faktoreien und Handelsverbindungen. Sie waren auch die ersten,

welche von der Entdeckung des neuen Seeweges nach Indien durch die Portugiesen Nutzen zu ziehen suchten. In Lissabon, der Hauptstadt von Portugal, hatten die Welser, Fugger ꝛc. bereits ihre Agenten seit Jahren, aber auf einmal „feind,“ wie eine alte Chronik schreibt, „Brief von Venedig gen Augsburg kommen, wie 23 Schiff aus Calacut (in Ostindien) gen Lisbona komen, die Specerei führten. Diese Merfahrt thät der King (König) von Portugal. Denn er lange Jahre gesucht hat mit großer Arbeit und Kosten, bis er den weg gen Calacut, da der Pfeffer wachst, erlernet hat. Es war den Venedigern fast wider.“

Die Welser hatten einen tüchtigen Mann, Lukas Rem von Augsburg, als Faktor in Lissabon, der brachte es dahin, Schiffe nach Indien schicken zu dürfen, mußte jedoch von 100 fl. Gewinn 40 an den König entrichten. Rem schreibt: „als dan die Schif zu Portugal schier (bis) India fahren werden und uns Augsburgern ein großes Lob ist, als für die ersten Deutschen, die India suchen“. Am 25. März 1501 fuhr Rem nach Indien und bemerkt in seinem Tagebuch über die Reise „die on mas angstig mie, uberflüßig arbeit, gros widerwertikait mir ba begegnet, ist unbeschreibenlich“. Aber die „mie und arbeit“ lohnte sich, da Rem mit einem Kapitale von 21000 Dukaten 150 Prozent gewann! Rem handelte mit allem, was käuflich war, besonders mit „kupfer, pley, Zinober, Keckfilber, flemisch gewandt (Tuch) korn, Specerey, Oel, wein, helfentzän, bamwol, feigen“ ꝛc.

Im Jahre 1500 kam Lukas in die Heimat, verrichtete eine Wallfahrt zum heiligen Leonhard bei Aichach, auf dessen Fürbitte ihn, wie er schreibt, der liebe Gott aus gar viel Gefahren auf dem Meere errettet hat, und nach einem kurzen Aufenthalte ging Rem wieder nach Portugal.

1510 nahm er für immer Abschied von Lissabon; vor seiner Abreise „lüß (ihn) der king die Kunigin und all sein kindt mit vil köstlichkeit in sein kamer kommen, 4 sun und 2 dochtern in ordnung, küsset Inen alen die hendt und nam mein abschied, Inen mein Bruoder Hans hoch beselchent“.

Nach wenig Jahren rissen die Holländer den ganzen Handel an sich und die (bayerischen) Städte, Nürnberg, Augsburg und Regensburg verloren für den Welthandel die bisherige Bedeutung.

Schilderung des Bayerlandes um das Jahr 750. Der Bischof Aribo von Freising, der das Leben des heiligen Emeram beschrieben hat, liefert uns ein Bild unseres Vaterlandes mit den Worten: „die Landschaft ist ein Paradies, reich an Wäldern, bringt Wein hervor, hat Eisen, Gold, Silber und Purpur im Überfluß. Die Bojouarier sind groß von Natur und starken Körperbaues, dabei gutmütig und freundlich; der Boden ist fruchtbar; die Ställe sind mit Zug- und anderem Vieh angefüllt; das ganze Land erscheint mit Bienen belebt, die reichlichen Honig tragen. In den zahlreichen Flüssen und Seen wimmelt es von Fischen und die klaren Bäche und Quellen gewähren einen reizenden Anblick; auch an Salz mangelt es nicht. Theodo, vom Volke der Freudige genannt, regiert als Herzog das Land. Die Stadt Regensburg ist unüberwindlich fest und von ungeheuren Quadern erbaut, hat viele hohe Türme; an guten Brunnen ist Überfluß. Auf der Nordseite der Stadt strömt die Donau mit rauschenden Fluten ostwärts vorbei. Die umliegenden Berge liefern herrliche Weide und heilsame Kräuter; in den Wäldern gibt es wilde Schweine, Hirsche, Rehe, allerlei Geflügel und Wildpret in Menge. Die Landeseinwohner sind jedoch erst Neulinge im Christentume und das Heidentum ist noch nicht völlig ausgerottet; es gibt Eltern, die ihren Kindern zuvor den Kelch Christi, hierauf den des Teufels reichen.“

Eine Rivalin der Nonne. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehören die ungeheuren Züge von Heuschreckenschwärmen, die von Zeit zu Zeit aus dem Morgenlande bis zum Westen von Europa, nach Deutschland und Bayern, gedrungen sind.

Besonders zahlreich waren die Ungeziefer Anno 1335. Sie verbreiteten sich über Polen, Schlesien, Böhmen und Bayern. Ihr Zug verdunkelte das Licht der Sonne auf viele Meilen weit und ihr Flug veranlaßte in der Luft ein donnerähnliches Getöse. In der Regel zog ein Haufe als Vortrab eine Tagreise voraus, um gleichsam Quartier aufzusuchen, das hinreichende Nahrung bot, und bald folgten in unabsehbaren Schwärmen die Wanderer. In wenig Tagen waren Gras und Kräuter, Blüten und Früchte verschwunden. War alles aufgezehrt, so erhob sich der Schwarm vor Sonnenaufgang und fiel nach wenigen Stunden in einer andern Gegend zum Schrecken der Einwohner nieder. Traf es sich gerade, daß die Weibchen je ihre 50 Eier legten, so kamen im folgenden Jahre die Jungen ohne Zahl aus der Erde hervor und begannen sofort ihr Zerstörungswerk. Eine alte Chronik erzählt uns, daß in den Jahren 1335 bis 1338 Heuschreckenschwärme Bayern verwüsteten. Alle möglichen Vertilgungsmittel wendete man vergebens an. Endlich im vierten Jahre flogen große Scharen Störche, Kraniche, Raben und Geier herbei und verzehrten eine Menge; man zog Gräben, in die sie auf ihrem Wandermarsche fielen, man trieb Viehherden unter sie, wodurch viele zertreten wurden, und endlich erstickte ein frühzeitiger Schneefall die ganze Brut.

Dies geschah am Tage nach St. Lucas, im Jahre 1338. Besagte Chronik schreibt darüber die Verse:

M. als man zält drei X, drei C und acht
Kam an der Heuschrecken große Macht,
Sie wurden aber nach St. Lucastag all'
Durch großen Schnee erstickt auf einmal.

Der letzte Einfall der Heuschrecken in Bayern geschah im Jahre 1752.

Die Tabakspfeife. An und für sich ist nichts böse, erst das Denken macht es dazu, dieser Spruch Hamlets findet sich bei der Tabakspfeife bewahrheitet. Welche Ehren genoß sie im Jahre 1870 im deutschen Heere. 64 Jahre früher wurde das Pfeifenrauchen auf der Straße als „unsittlich“ betrachtet. Ein bayerischer Brigadebefehl vom 15. Mai 1816 lautet: „Obschon frühere Befehle das Tabakrauchen auf öffentlichen Straßen längst verbieten, so mußte ich mich dennoch zu wiederholtenmalen mit Mißvergnügen überzeugen, daß diesem Befehl der schuldige Gehorsam oft versagt wird und daß Unteroffiziere und Soldaten, am häufigsten Fourierschützen mit der Tabakspfeife im Munde in der Stadt (Ingolstadt) herumgehen; daß dies aller Sittlichkeit Zuwiderlaufende kaum dem rohen ungebildeten Bauer nachgesehen werden könne, bedarf keiner Erwähnung.“

Bayerischer Edelmut. Ein Beispiel echt biederen bayerischen Charakters ist folgende That. In einem der Kriege, die Ludwig der Bayer mit Friedrich dem Schönen von Österreich führte, warf sich während offener Feldschlacht der österreichische Ritter Prinz von Schweinkenrist auf Stephan von Gumppenberg, einen der männlichsten Bayern. Dieser aber entwaffnete den österreichischen Gegner und entließ ihn erst gegen das Versprechen, ein bestimmtes Lösegeld nachträglich zu entrichten. Nach beendigtem Kriege stellte sich Schweinkenrist ein, um sein gegebenes Wort zu erfüllen. Der brave Gumppenberg aber reichte ihm unter Zurückweisung des bedingten Lösezolles versöhnt die Rechte und sprach: „deß habe ich nicht nöthig, nimm aber für deine Treue meine Freundschaft“, und sie schieden als Freunde. W. A.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

(Fortsetzung).

Der Doktor antwortete: „Er wird seine Zustimmung geben, verlaßt Euch darauf, Mutter. Den wollen wir schon bearbeiten."

„Ihr glaubt nicht, wie die beiden jungen Leute an einander hängen. Wirklich, wie der Herr Pfarrer sagt: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden."

„Da sehe ich Euern Sohn kommen." He," rief der Arzt zum Fenster hinaus dem Nahenden entgegen, „seid Ihr endlich da? Hab' Euch lange schon erwartet. Jetzt legt los mit Eueren Erlebnissen, ich bin neugierig wie eine alte Frau. Kommt nur herein und setzt Euch neben mich."

„Ich soll Euch erzählen, was ich erlebt, seit wir uns das letztemal gesehen. Gern will ich es thun, Doktor, nur müßt Ihr nichts sonderlich Bedeutendes erwarten."

„Stopft Euch ein Pfeifchen, Mann," sagte der Arzt launig. „So lange will ich mich schon gedulden."

Der Revierjäger hatte der Weisung Folge geleistet und begann, nachdem er einige kräftige Züge gethan, sich behaglich auf den derben Stuhl zurücklehnend:

„Also, ich bin im französischen Lager gewesen. Aber, Mutter," unterbrach er seine Rede, „seid doch so gut, nach Marie zu sehen. Ich kann sie jetzt nicht aufsuchen." Dann als die Frau das Zimmer verlassen, fuhr er fort: „Es war eine schlimme Reise, an die ich zeitlebens denken werde. Nicht daß ich sonderliche Fährnisse zu bestehen gehabt. Nein, mein Geleitsbrief, vom Kommandanten in Würzburg, Betou heißt der Mann, ausgestellt, hat mir über das meiste hinausgeholfen."

„Werdet ordentlich haben blechen müssen für die Sauvegarde!" brummte der Zuhörer.

„O, das haben die Damen gethan," lautete die Antwort. „Aber ein mühselig Ding bleibt das Reisen immerhin zur gegenwärtigen Zeit. Man kommt sich vor, wie noch einmal in Feindeslanden, rein verraten und verkauft. Auf den Landstraßen seht Ihr keinen einzigen Frachtwagen, nur ab und zu einmal einen Karren mit geraubtem Gute vollgepackt, den zerlumpte Kerle ziehen. Weit und breit kein Mensch, es ist unheimlich still auf den Wegen und Stegen, als ob Sonntag wäre, nur daß nirgends in den Dörfern die Kirchenglocken läuten. Ihr wollt es gar nicht glauben, daß die ganze Welt so ausgestorben ist, da hört Ihr mit einem Male Pferdegetrappel und ein Trupp Chasseurs oder Husaren saust an Euch vorüber und wenn Ihr nicht alsbald zur Seite tretet, werdet Ihr mit schönster Manier überritten. Das zieht vorüber wie Ungewitter, Fußsoldaten habe ich eigentlich wenig gesehen. Freilich bin ich nicht immer der großen Heerstraße gefolgt, sondern habe lieber Seitenwege eingeschlagen."

„Warum habt Ihr das gethan, Endres? War's nicht viel gefährlicher?" fragte der gespannt zuhörende Arzt.

„Nicht gerade, Doktor, aber ich fand, daß auf der großen Landstraße von den Gasthöfen und Schenken überall die Schilde abgenommen, die Kaufläden sämtlich geschlossen waren, da Handel und Verkehr gänzlich stockten. Ich hätte somit kaum Zehrung gefunden auf meiner langen Wanderung."

„Wie habt Ihr die französische Soldateska gefunden, Endres? Die Reiter, die ich hier herum zu Gesicht

bekommen, machten mir, ich muß gestehen, keinen gar zu schlechten Eindruck."

„Ihr habt Recht, Doktor. Die Chasseurs und die Husaren bilden auch die Elite der französischen Heere. Es sind fast ausschließlich junge Bürgerssöhne, welche die Aushebung zum Dienst gezwungen. Aber Ihr müßt wissen, daß eben diese sich sehr abfällig über die anderen Soldaten äußern, die sie Brigands und Canaille heißen."

„Aha, das sind die Sansculotten, die Kerle in den zerlumpten Uniformen, oft ohne Schuhe, die man hier, Gott sei Dank! nur aus Schilderungen kennt."

„Doch, doch, Doktor, sie waren in Neustadt unten und haben die Wiesenmühle ausgeplündert. Das größte Glück war es, daß sie nach wenig Stunden schon wieder weiter marschieren mußten. Indes sind dies noch immer die schlimmsten nicht."

„Was Ihr da sagt, Endres," rief der Arzt mit unverhohlenem Staunen.

„Ja, die dritte Klasse erst. Dankt dem Himmel, wenn Ihr sie nie zu Gesicht bekommt, das ist der Auswurf der fremden Nationen, fast lauter Zuchthäusler, denen die sauberen Neufranken die Thore aufgemacht in jeder Stadt, die sie mit ihrem Besuch beglückt. Sie mußten doch ihre Brüder alle befreien."

„Ja, ja," sagte der Arzt nachdenklich: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Es bleibt der reine Hohn auf diese schönen und hochedlen Begriffe."

„Eine Begegnung habe ich gehabt, Doktor, die mich nicht freute: den schwarzen Heiner, wenn Ihr Euch seiner noch erinnert. Er ist damals ausgebrochen trotz der scharfen Bewachung in Neustadt drunten und hat dann die Kerle auf den Wiesenmüller gehetzt."

„Und wo habt Ihr dieses Subjekt wieder gesehen?" forschte der Arzt. „Hat auch er Euch erkannt?"

„Ich glaube nicht, Doktor," lautete die ernste Antwort. „Er ist ein stiller Mann geworden unterdes; sie hatten ihn aufgeknüpft an einem Nußbaum auf freiem Felde hart vor den Thoren Schweinfurts."

„So hat er das gerechte Ende eines Spions gefunden," sagte Doktor Reder nachdenklich. „Aber vom Wiesenmüller habt Ihr nichts erfahren?"

„Nicht das Allermindeste, Doktor. Auch war meine Zeit gemessen, denn ich hatte noch andere Aufträge."

„Ist ja wahr. Nun, darf man wissen, um was es sich eigentlich gehandelt? Und seid Ihr erfolgreich gewesen in Eueren Unternehmungen?"

„Wie man's nimmt, Doktor. Ich sollte den Bruder der jungen Dame, die hier bei uns wohnt, ausfindig machen. Man hatte der alten Marquise geschrieben, daß ihr Neffe sich im Kommissariat der Jourdanschen Armee befinde, und so suchte ich ihn, freilich vergeblich, im Schweinfurter Lager."

„Sagt 'mal, was hat man sich eigentlich unter einem Kommissar zu denken? Drüben in Wechterswinkel bin ich mit einem solchen Individuum hart aneinander geraten. Welche Stellung nehmen diese Leute in der Armee ein?"

„Eine sehr hervorragende, das kann ich Euch versichern. Sie sind es, welche die Armee auf den Beinen zu halten haben durch ihre ungeheuren Forderungen, welche sie mit rücksichtsloser Strenge eintreiben und wozu ihnen die Befehlshaber bewaffnete Macht leihen müssen. Da, wie ich mich nunmehr mit eigenen Augen überzeugt, es den Herren oft an allem fehlt, bleibt nur das selten versagende Mittel der Requisition übrig, das Notwendige und Überflüssige herbeizuschaffen, wenn auch das okkupierte Land darüber ganz und gar zu Grunde geht."

„Ja, so ist es," stimmte der Arzt bei. „Die Franzosen leben ganz auf unsere Kosten, die Versprechungen des Obergenerals und seiner Untergebenen waren eitel Wind. Jetzt sind dem Dümmsten darüber die Augen aufgegangen, Haß und Erbitterung gegen die Eindringlinge haben denn auch bereits den Höhepunkt erreicht. Mein Freund Hartlieb in Melrichstadt drüben ist ganz umgewandelt, er, der früher mit den Neufranken durch Dick und Dünn gegangen wäre, ist jetzt ihr wütender Gegner geworden. Alles wartet nur die Gelegenheit ab, um über die Peiniger herzufallen."

„Ach, Doktor, was vermögen wir zu thun, ohne Waffen, ohne Führer gegen die Heere der Republik, die einen Sieg um den andern erfechten und jetzt schon in Nürnberg stehen. Bald werden sie bis nach Wien vordringen."

„Mich tröstet immer noch der Gedanke, daß jeder Frevel einmal seine Vergeltung findet, und so wird die Nemesis auch früher oder später diese übermütige, freche Feindeshorde erreichen. Aber sagt mir, den gesuchten jungen Franzosen habt Ihr nicht gefunden. Hattet Ihr denn bestimmte Anhaltspunkte für Eruierung seiner Persönlichkeit?"

„Ja, die Damen gaben mir ein Miniaturbildnis mit auf den Weg und eingehende Beschreibungen seines Äußern. Aber ich fand ihn nicht unter den vielen Muscadins, die mir in den Weg liefen. Denn alle waren, schier ausnahmslos überein gekleidet."

„Aha, die jeunesse dorée," unterbrach der Arzt.

„Sie wimmelten zu Haufen mit ihren Frauenzimmern auf den Bureaus der Kommissariate. Angethan mit Kniehosen, langen Röcken, lächerlich hohen Halsbinden, geflochtenen Zöpfen mit Puder reichlich bestreut. Die Haartracht à la victime machte diejenigen erkenntlich, die durch die Guillotine Familienangehörige verloren hatten. Sie hatten die Haare hinten kurz geschnitten, vorn struppig auf die Stirne, seitwärts lang über die Ohren hängend. Ohne Ausnahme trug jeder dieser ‚Moschushelden' einen langen handfesten Knotenstock. — Von der Tracht der Frauenzimmer laßt mich lieber schweigen, nie in meinem Leben sah ich auch nur annähernd solche Schamlosigkeit."

„Herr, es gab doch früher am fürstbischöflichen Hofe öfters zugereiste Französinnen," bemerkte lächelnd der Doktor. „Wie war denn sonst das Thun und Treiben der Kerle im Lager? Habt Ihr auch gesehen, daß sie dort Freiheitsbäume aufpflanzten?"

„Gewiß, und dann führten sie ganz verruchte Tänze auf, lärmten und schrieen, daß alle Aristokraten, alle Despoten und Tyrannen sterben müßten. Einen großen Napf füllten sie mit Branntwein, denn sie dann in Brand setzten, und wenn die blauen Flammen emporloderten, dann beteten sie mit wüstem Gejohle das ‚höchste Wesen' an."

„Euere Schilderungen stimmen völlig mit dem überein, was ich schon früher über die Neufranken gehört," sagte der Doktor. „Gebe Gott, daß wir die Kerle jetzt bald zum Lande hinaus bekommen, denn solche Zustände werden mit jedem

Tage unerträglicher. Aber jetzt sagt mir, ich bitt' Euch, welche Bewandtnis es eigentlich mit den zwei Französinnen hat, die Ihr in Eurem Hause beherbergt. Ich meine," setzte der Sprechende hastig hinzu, da er bemerkte, daß der Revierjäger ihn verwundert ansah, „ob Ihr nicht wißt, wie lange sie noch sich hier aufzuhalten gedenken? Sie haben schon mehrmals meine ärztliche Hilfe angerufen. Die alte Dame ist in der That schwer leidend, doch scheint mir das Übel mehr seelischer Natur zu sein, und da ist es nicht immer leicht, helfend einzugreifen. Die Kleine dagegen ist ein munteres Ding, mit dem ich mich gern unterhalte. Sie scheint sich ohne viel Kummer in die ganz veränderten Verhältnisse gefunden zu haben. Wie stellt sie sich denn mit Eurer Braut? Na, da braucht Ihr nicht rot zu werden. Vor einem alten Freunde soll man kein Geheimnis haben."

„Ihr fragt viel auf einmal, Doktor," lautete die Entgegnung des jungen Mannes. Soviel ich weiß, befinden sich die Damen in ziemlicher Bedrängnis, sonst hätten sie schon längst ihren Wanderstab weitergesetzt, denn sie wollten bereits einmal, vor Wochen, nach England hinüber. Der Neffe sollte ihnen die Mittel zur Reise anweisen, deshalb mußte ich ihn aufsuchen. Ich fand aber nur seinen Freund, einen jungen Abbé, das heißt einen ehemaligen Geistlichen, der jetzt als Offizier der Armee angehört. Der gesuchte Neffe soll im Besitze eines Geheimnisses sein. Er allein nämlich weiß nur, wo der Familienschatz begraben ist, den der getreue Verwalter des Stammschlosses an der Loire vor den Händen der ganz Frankreich durchziehenden Räuberbanden in Sicherheit gebracht. Jetzt freilich herrscht im Lande wiederum relative Ruhe, die Diamanten und Geldsäcke können ausgegraben und fortgeschafft werden, ein zuverlässiger Mann, der dies besorgt, fände sich auch."

„Er wäre in Euch alsbald gefunden, Endres," rief der Arzt, „und an der Marquise hättet Ihr sicher keine Undankbare. Sie würde Euch, wie ich sie zu beurteilen vermag, gewiß nicht leer ausgehen lassen, und dann könntet Ihr noch weit stolzer vor Eure Braut hintreten. Na, seien wir alle getrosten Mutes, das Ungemach kann ja nicht ewig währen. Wenn erst einmal die Franzosen aus dem Lande sind, kommt auch der Wiesenmüller wieder heim. Mit dem rede ich dann ein kräftiges Wörtlein. Jetzt aber muß ich hinauf zu den beiden fremden Damen. —

Wiederum einige Wochen später war es. Nach beschwerlichem Tagwerk saß der Physikus Dr. Ignaz Reder mit den Seinen am gemütlichen Familientisch im trauten Zimmer, das eine einfache Lampe schwach erhellte. Thür und Fenster waren wohl verschlossen, denn eine rauhe stürmische Nacht stand bevor, finsteres Gewölk hing am Himmel und ein scharfer Ostwind segte durch die menschenleeren Gassen des friedlichen Städtchens. Vom Turme der nahen Martinskirche kündete die Glocke eben die elfte Abendstunde.

„Wir werden ein schweres Unwetter bekommen, heute Nacht," sagte Nanette, des Arztes älteste Tochter, die Arbeit, die sie seit Stunden beschäftigt hatte, niederlegend. „Zu solchen Zeiten schätzt man erst recht den Wert der Häuslichkeit. Ich hoffe und wünsche von ganzem Herzen, Papa, daß man Dir heute die wohlverdiente Ruhe lasse."

„Das ist auch mein Wunsch, Nanette. Indes, wer kann wissen, ob nicht wiederum irgend jemand mich braucht."

„Dann gehst Du nicht, ich leide es nicht," rief die Tochter im bestimmtesten Tone.

„Da hör' 'mal Einer das Mädel," lachte der Arzt. „Was sagst Du dazu, Georg?" wandte er sich dann an den ältesten der Söhne, der eben im Begriffe war, das Buch, in welchem er gelesen, zu schließen.

„Ich? Hm, nun, wenn Du durchaus heute noch über Land müßtest, würdest Du Dich sicher von gar niemand abhalten lassen, Deine Pflicht zu thun, aber unter allen Umständen würde ich Dich begleiten."

„Das ist gesprochen, wie ich es von Dir erwartet, wenngleich wir alle hoffen wollen, daß dieser Mußfall nicht eintrete. Jetzt aber laßt uns zu Bett gehen, dies Büchlein hier will ich unter mein Kopfkissen legen, damit ich morgen mit dem frühesten es gleich wiederfinde. Der launige Horaz hat mir schon über so manche trübe Stunde hinweggeholfen."

Der Sprechende hatte sich erhoben und stand nun mitten im Zimmer, sich anschickend, den kleinen Kreis zu verlassen, um sein Schlafgemach aufzusuchen. Da rief er plötzlich:

„Horcht doch 'mal. Mir schien es just, als hätte jemand an den Laden geklopft. Da schon wieder. Ich täusche mich nicht, es steht wer auf der Straße. Heda, gebt Antwort! Wer seid Ihr und was wollt Ihr zu dieser späten Stunde?"

(Fortsetzung folgt.)

Das königl. bayerische Kadettencorps in München.

Von Friedrich Teicher.

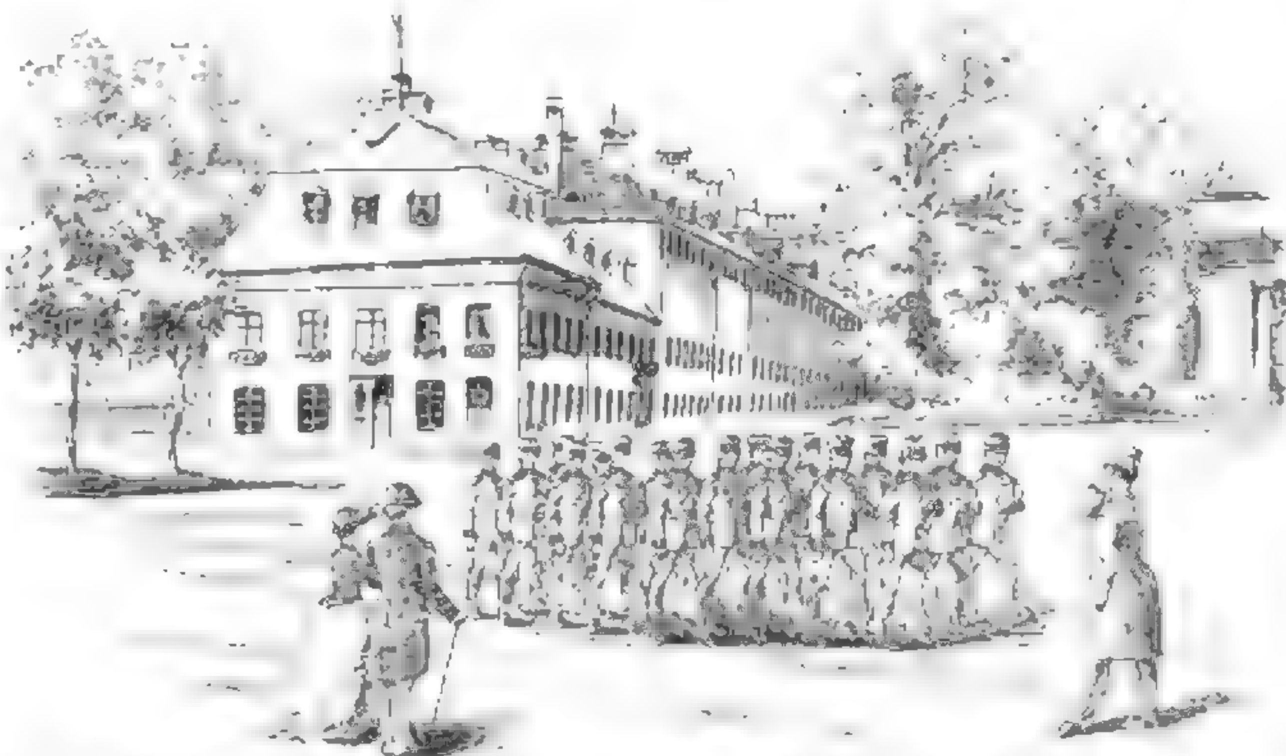
Die Art der Erziehung und Ausbildung der Jugend ist ein treues Spiegelbild des Kulturgrades und des Wertes eines Volkes. Jede Mitteilung darüber hat deshalb an sich schon historische Bedeutung und Anspruch auf Beachtung. Um so mehr ist dies der Fall bei einer Militär-Bildungsanstalt, welche dem Staate gegen 3000 Offiziere, darunter 197 Generale und von diesen 10 Kriegsminister und 5 Generalstabschefs der Armee, über 750 Stabsoffiziere, sowie hohe und höchste Beamte im Zivilstaatsdienste gegeben hat. Es ist dies das Kadettencorps in München.

Werfen wir einen Blick auf den Entwicklungsgang, den diese Anstalt seit der Gründung (1. Juli 1756) genommen, so gelangen wir zu dem höchst erfreulichen Resultate, daß dieselbe im steten gedeihlichen Wachstum von kleinem Anfang allmählich zu einer bedeutenden, mit dem Organismus des bayerischen Heeres eng verflochtenen und entsprechenden Erziehungs- und Bildungsanstalt für Offiziere herangewachsen ist. Dies aber konnte nur erzielt werden durch die unablässige Fürsorge der erlauchten Regenten Bayerns und der edelmütigen Herzogin Maria Anna, durch den treuen vaterländischen Sinn, den in trüben, wie in heiteren Tagen die Kommandeure, Erzieher und Lehrer, sowie die aus der Anstalt hervorgegangenen Offiziere und Beamten unentwegt bewiesen.

Nach dem Muster der von Kaiser Karl V. im Jahre 1513 zu Burgos gegründeten Artillerieschule hatte Herzog Maximilian von Bayern in München eine Büchsenmeisterschule

ins Leben gerufen, welche in allen Ländern berühmt war, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts finden wir neben einer Ingenieurschule in der Hof-Edelknabenschule des Kurfürsten Maximilian II. Emanuel, der gegenwärtigen königlichen Pagerie, Einrichtungen, welche ebenfalls auf die Erziehung zum Offizier abzielten.

Als nach der unglücklichen Schlacht von Höchstädt (13. August 1704) — für Kurfürst Max Emanuel und seine Bayern übrigens ein Tag der höchsten kriegerischen Ehren — Bayern unter österreichische Verwaltung kam und eine Reduzierung der Armee bis auf 400 Mann erfolgte, war an eine günstige Entwicklung des bayerischen Heerwesens nicht zu denken. Um so mehr machte es daher Aufsehen, als im Jahre 1711 zur Förderung militärwissenschaftlicher Ausbildung unter dem gelehrten Abte Placidus Seitz in der Benediktinerabtei zu Ettal eine Ritterakademie entstand, welche eigentlich eine höhere Kriegsschule war. Aus dieser Ritterakademie entwickelte sich, nachdem 1744 das Kloster niedergebrannt war, das von Kurfürst Maximilian III. gegründete Kadettencorps in München. Dieser erlauchte Fürst, welcher neben vielen zweckmäßigen Reformen im Staate und mancherlei Verbesserungen der wissenschaftlichen Anstalten, sowie des Schul- und Unterrichtswesens überhaupt, der Armee besonderes Interesse entgegenbrachte, beschloß, bewogen durch das Streben, dem Offiziersstand eine entsprechende militär-wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen, auch angeregt durch die Fortschritte der Wiener-Neustädter Militärakademie, ein ähnliches Institut in München unter dem Namen „Kadettencorps“ zu errichten. Dasselbe trat am 1. Juli 1756 mit 20 Zöglingen ins Leben.


Das alte Kadettencorpsgebäude. Originalzeichnung von Oberstlieutenant Marquard v. Leoprechting

Die junge, segensreich sich entwickelnde Anstalt erfreute sich des besten Rufes und die öffentliche Meinung war zu ihren Gunsten. Da beschloß Kurfürst Karl Theodor, welcher nach dem Tode Maximilians III. in der Regierung folgte und sohin nach 448jähriger Trennung Bayern und Pfalz zu einem Reiche vereinigte, auf Anraten des Generals Freiherrn v. Belderbusch, nach dessen Anschauung die Haupt-Kriegsschule zu Mannheim für die ganze Armee genüge, das Kadettencorps aufzuheben. Damit wäre diese militärische Erziehungs- und Bildungsanstalt vielleicht gänzlich eingegangen, wenn nicht die edle Herzogin Maria Anna aus eigenen Mitteln die Herzoglich Marianische „Landesakademie“ (1778—1789) gegründet hätte. Das Lehrprogramm derselben war zwar nach Art der Zivilschulen festgesetzt, behandelte jedoch die Militärwissenschaften als Appendix der Mathematik. Nach elfjähriger gedeihlicher Wirksamkeit der Akademie war es dem umsichtigen Kurfürsten Karl Theodor nicht entgangen, daß eine größere, dem Umfange des Staates entsprechende Militärbildungsanstalt unabweisbares Bedürfnis sei. Er erhob daher am 23. September 1789 die Marianische Landesakademie zur „Militärakademie“ (1789—1805), in welcher damals 200 Zöglinge, und zwar 32 aus dem Offiziers-, Adels- und Mittelstande, 32 ohne Standesrücksichten und 136 von Bürgern und Landleuten Aufnahme fanden. Erstere 64 waren zu Offizieren und Zivilstaatsdienern, letztere 136 zu Unteroffizieren, Schullehrern und Professionisten bestimmt. Unter Kurfürst Max IV. Josef, dem späteren Könige Maximilian I., wurde die 3. Abteilung — Bürgerssöhne und Landleute — aufgelöst und das Institut nur für Heranbildung von Offizieren und Beamten bestimmt, bis 1805 die Anstalt als Kadettencorps durch Umwandlung in ein rein militärisches Institut eine wesentliche Änderung und Erweiterung erfuhr und unter diesem Namen heute noch besteht.

Kurfürst Maximilian nahm das Kadettencorps unter höchsteigene unmittelbare Leitung, und es sollte eine besondere Ehre sein, in dasselbe aufgenommen zu werden. Mit der neuen Organisation trennte man auch Unterricht und Erziehung mehr als bisher, indem Offizieren die sittliche Überwachung und militärische Erziehung der Zöglinge anvertraut und durch Einteilung der letzteren in Brigaden geregelter Dienst und bessere Beaufsichtigung ermöglicht wurde.

Seit 1805 schritt das Kadettencorps in zeitgemäßer Entwicklung fort und war daher manchen Änderungen unterworfen. Von diesen wollen wir nur hervorheben die Organisation vom Jahre 1868, infolge deren die Anstalt hinsichtlich des Umfanges ihres Unterrichts und der Absolutorialprüfung ihrer Zöglinge den bayerischen Realgymnasien gleichgestellt wurde, obwohl die eigentliche Bestimmung des Kadettencorps blieb, junge Leute zu Offizieren heranzubilden. Mit dem 1. Oktober desselben Jahres trat eine durchgehende Organisation neuerdings ins Leben, infolge deren auch die Kadetten in zwei Kompagnien formiert wurden.

Gleichwie das Kadettencorps vielen Organisationen unterworfen worden war, so mußte dasselbe auch wiederholt seine Lokalitäten wechseln. Das erste Kadettencorpsgebäude war das vor dem Sendlingerthor gelegene und 1756 vom Ärar käuflich erworbene, von der Müllerstraße aus sichtbare Pavillongebäude, welches gegenwärtig zu Haus Nr. 45 an der Blumenstraße zählt.

Nachdem die Anstalt im Jahre 1752 dieses Gebäude wegen zu großer Baufälligkeit verlassen und das derzeitige Haus Nr. 2 an der Kreuzstraße bezogen hatte, bethätigte dieselbe 1775 ihren Umzug in das Herzog Wilhelm-Gebäude, der Herzog Max-Burg gegenüber, mußte jedoch wieder am 24. August 1826 ihre bisherigen Räumlichkeiten der von Landshut nach München verlegten Universität überlassen und erhielt das Herzoggartengebäude vor dem Karlsthore angewiesen, welches dieselbe bis vor kurzem noch inne hatte.

Nach dem Inkrafttreten der oben erwähnten neuen Organisation aber fand am 1. Oktober die Übersiedelung der Anstalt aus dem Herzoggarten in den Neubau auf das Marsfeld statt und an der Stelle des vormaligen Kadettengebäudes wird sich dereinst der Justizpalast erheben. Dieser Wohnungswechsel veranlaßte auch die ehemaligen und gegenwärtigen Zöglinge, Offiziere und Lehrer der Anstalt am 30. Juli in den altbekannten und altgewohnten Räumen, in welchen sie ihre Jugendjahre verlebten und den Grund ihres Wissens legten, oder selbst thätig waren, sich noch einmal zu begrüßen und von dem alten Hause Abschied zu nehmen.



Die Militairbildungsanstalten auf dem Marsfelde zu München. Originalzeichnung v. R. Raudner.

Es ist eine in der Geschichte des Kadettencorps hellleuchtende Thatsache und ein Ruhm dieses Instituts, daß fünf königliche Prinzen mit den Kadetten die Waffenübungen erlernten: Es sind dies Seine Majestät König Otto, sowie die Königlichen Hoheiten Prinz Ludwig, Prinz Leopold, Prinz Arnulf und Prinz Alfons.

Im Kadettencorps haben 3493 Zöglinge ihre Erziehung genossen und es sind aus diesen Männer hervorgegangen, welche, wie bereits erwähnt, die höchsten Stellen der Armee bekleideten oder noch bekleiden, welche die höchsten Stellen im Zivilstaatsdienste erreichten oder, hervorragend auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, den ersten Grad zu ihrem Ruhme und ihrer Größe im Kadettencorps legten. Denken wir nur an den edlen Baptist Kleber, den Sieger von Heliopolis bei den Pyramiden, an den Beförderer bayerischer Industrie, Josef Utzschneider, an den ehemaligen Justizminister und Präsidenten der Reichsratskammer, Sebastian Frhrn. v. Schrenk, an den Geheimen Oberbaurat und Erbauer des Donau-Mainkanals, Heinrich Frhrn. v. Pechmann, an den Fabrikbesitzer Josef Ritter v. Maffei, aus dessen Maschinenfabrik in Hirschau bei München jene Lokomotive hervorging, welche 1852 auf der Semmeringbahn den ersten Preis errang, an den Dichter August Graf von Platen und an den vormaligen großherzoglichen Staatsminister und Präsidenten der ehemaligen deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., Frhrn. v. Gagern. Mit Stolz nennen wir von den großen Toten der neueren Zeit u. a. den Philhellenen Generallieutenant Wilhelm Frhrn. v. Heideck, genannt Heidegger, Mitglied der Regentschaft unter König Otto von Griechenland, ferner den Organisator der bayerischen Armee, General der Infanterie und Kriegsminister Sigmund Frhrn. v. Pranckh, den General der Infanterie, Wilhelm Walther v. Walderstötten, Verfasser der vortrefflichen Topographie Bayerns, sowie an den fleißigen Forscher auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft, Generallieutenant Johann v. Heilmann. Überdies finden wir unter jenen ehemaligen Zöglingen, welche seit 1805 in Zivilstaatsdienst übertraten, u. a. 1 Regierungspräsidenten, je 1 Regierungs- und Appellationsgerichtsdirektor, 1 Staatsanwalt, 3 Oberpoſträte, 1 Oberzollbeamten, 2 Oberzollinspektoren, 1 Salinenrat, 4 Regierungs- und Kreisforsträte, 2 Regierungs- und Kreisbauräte, 8 Forstmeister u. s. w.

Die verschiedenen Feldzüge seit 1754 hatten stets die hohe Bedeutung dieser militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalt für die Armee erkennen lassen, denn in allen Kriegen hat es sich gezeigt, daß das Kadettencorps jederzeit eine erfolgreiche Pflegestätte des alten Geistes an Tapferkeit und Pflichttreue gewesen ist. Dafür spricht, daß 136 seiner Söhne auf dem Felde der Ehre blieben oder den Kriegsbeschwerden erlagen, dafür spricht, daß von den 223 bayerischen Mitgliedern des Militär-Max-Joseph-Ordens 54, also der vierte Teil derselben einst Zöglinge der Anstalt waren. Trefflich anerkannte dies Seine Majestät König Max II. in seiner denkwürdigen

Ansprache an die Kadetten gelegentlich des hundertjährigen Jubiläums des Kadettencorps am 1. Juli 1856, welche lautet: „Vergesset nicht die Feier dieses Tages! — Ausgezeichnete Männer sind aus dieser Anstalt hervorgegangen! Männer, die freudig ihr Leben hingaben für König und Vaterland! Strebet ihnen nach! Euer König wird es euch Dank wissen!"

Angesichts solcher Thatsachen wird man es uns nicht verargen, wenn wir mit Stolz auf diese Anstalt blicken, die sicher unter der weisen Regierung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten Luitpold an ihre so erfolgreiche Vergangenheit und Gegenwart eine nicht minder bedeutende Zukunft fügen wird.

So schließen wir denn unsere kleine Abhandlung mit dem Wahlspruche, der unsere wärmsten Gefühle für König und Vaterland in sich schließt:

„Mit dem Ruhm des Heeres
In Treue fest für König und Vaterland!"

Jakob mit dem Schimmel.

Historische Novelle.

(Schluß.)

General Hiller, der auf den Siegenburger Höhen Thierrys und Schusteds Gefahr vernommen und für die Verbindungslinie zwischen Rohr und Landshut fürchtete, kam sogleich persönlich nach Rottenburg, um sich von der Lage der Dinge zu überzeugen und ließ noch an demselben Abende um 7 Uhr die Franzosen, welche bei Pattendorf eine Stellung eingenommen hatten, angreifen. Unrichtige Meldungen hatten ihn über die wahre Stärke seines Gegners getäuscht. Er ward aber gar bald eines andern überzeugt, als er nach anfangs glücklichem Vordringen durch außerordentliche Übermacht und mit bedeutendem Verluste nach Rottenburg zurückgeworfen wurde. Nun fühlte General Hiller, daß er nur durch Vereinigung seines ganzen Corps das Nachteilige seiner jetzigen Stellung vermindern könne. Denn ohne Verbindung mit der Hauptmacht des Erzherzogs Karl war er auch von Pfaffenhofen her durch den Feind seitwärts bedroht, während Erzherzog Ludwig durch die Bewegung der Bayern unter Wredes Anführung, bald außer stand gesetzt sein konnte, die Übergänge über die Abens länger zu verteidigen.

Wirklich hatte Wrede am 20. April morgens den mündlichen Befehl Napoleons erhalten, über die bei Biburg herzustellende Brücke zu gehen und, von dem General Vandamme unterstützt, den Erzherzog Ludwig gegen Landshut zurückzudrängen. Gegen 9 Uhr morgens stellte sich Generallieutenant Wrede an die Spitze der Brigade Beckers und zwang durch einen heftigen Angriff den General Bianchi, aus seinen weitläufigen Stellungen bei Biburg nach den Höhen vor Kirchdorf zurückzugehen, wo der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Reuß sehr vorteilhaft stand. Wredes wiederholte Angriffe waren der Übermacht gegenüber fruchtlos. Nachdem man sich hier mit beiderseitigem Verluste bis 2 Uhr nachmittags geschlagen hatte, befahl Erzherzog Ludwig allgemeinen Rückzug gegen Pfeffenhausen, um sich mit General Hiller zu vereinigen. Hiller hatte bereits Gewißheit, daß er umgangen und vom Erzherzog Karl abgeschnitten sei. Wie sich daher Fürst Reuß von Kirchdorf über Birwang und General Radetzky über Schweinbach nach Pfeffenhausen zurückzog, konnte Wrede den Feind nur auf Schußweite von Höhe zu Höhe verfolgen, weil er mit dessen Überlegenheit nicht handgemein werden durfte.

Schon brach die Nacht an, als Wrede vor Pfeffenhausen ankam und mit der ersten Brigade der Bayern unter Minuzzi und mit dem Zuge der Württemberger unter Vandamme sich vereinigen konnte. Die bayerische Division hatte nun zwei Tage im Feuer gestanden, hatte die erschöpfendsten Evolutionen ausgeführt und heute nicht einmal Zeit und Gelegenheit gefunden, das Geringste zu genießen. Die Ermattung der Soldaten hatte den höchsten Grad erreicht; auf der Stelle, wo sie gerade standen, sanken die Leute unwillkürlich um, sich einem todtähnlichen Schlafe überlassend. Am meisten gelitten hatte in dieser Division das 6. leichte Infanterie-Bataillon Laroche; denn als das einzige Jäger-Corps bei dieser Heeresabteilung war das Bataillon auf den Vorposten, selbst zur Nachtzeit, mit dem Feinde stets handgemein gewesen und heute ein paarmal im heftigsten Kartätschenfeuer gestanden. Das 6. leichte Infanterie-Bataillon bestand beinahe durchgehends aus Schwaben, größtenteils Algäuern, lauter jungen, kräftigen mutigen Burschen, und es galt gewissermaßen als eine Auszeichnung, in diesem Bataillon als Offizier zu dienen. Wrede schätzte auch seine „schwäbischen Sechser", wie er diese Feldjäger scherzweise nannte, sehr hoch und setzte sich stets an ihre Spitze, wenn es ein großes oder kühnes Unternehmen galt. Heute hatte er beschlossen, ungeachtet der Erschöpfung seiner Truppen, noch bei einbrechender Nacht sich des Punktes Pfeffenhausen zu bemächtigen. Kaum hatten die Jäger ein halbes Stündchen an der Landstraße vor Pfeffenhausen geruht, da wurden sie schon wieder durch die Alarmhörner ihrer Hornisten geweckt. Alle sprangen sogleich auf, wie es wachsamen Jägersleuten geziemt; Wrede aber stand in ihrer Mitte und redete sie also an: „Hört, meine lieben Sechser! wir haben heute einen großen Sieg errungen, allein noch nicht zu Ende ist unser Tagwerk. Der Nachtrab der fliehenden Österreicher hält Pfeffenhausen besetzt, und euch soll die Ehre werden, unter meiner unmittelbaren Führung den Ort noch in dieser Nacht zu nehmen!" — Die wackeren Schützen jauchzten dem geliebten General ein schallendes Lebehoch zu, und wenige Minuten später stand das 6. leichte Bataillon bereits auf den Feldern rechts von der nach Pfeffenhausen führenden Landstraße in geschlossener Frontlinie aufgestellt. „Vorwärts marsch!" kommandierte Oberstlieutenant von Laroche, und Major Peter Palm, ein Ehrenmann, brav wie sein Degen, polterte vernehmlich genug: „Das sage ich euch, Bursche! haltet euch brav und macht dem Bataillon Ehre, sonst soll euch das schwarze Donnerwetter in eure schwäbischen Knochen fahren!"

In regelmäßigem Frontmarsche hatte sich das 6. Bataillon einem Gehölze genaht, aber nun ging es piff, paff — denn im Walde lagen österreichische Scharfschützen. Laroche kommandierte eine Bataillons-Charge, und nachdem diese vollzogen, fällten die Sechser das Bajonett und laut jubelnd stürzten sie in den Wald, den sie nun in aufgelöster Ordnung durchstreiften.

Die österreichischen Scharfschützen flohen; wer sich verhielt, wurde niedergestoßen. Der Wald hatte nur geringe Tiefe, die Offiziere des 6. Bataillons eilten, durchzukommen, um außerhalb desselben im Freien schnell wieder die Leute zu einer geschlossenen Linie zu vereinigen. Wer gedient hat, weiß, daß ein solches Unternehmen, zumal zur Nachtzeit, eben nicht unter die leichten gehört; allein hier wurde die Ausführung des angeregten Unternehmens selbst durch einen seltsamen Umstand erschwert. Am Ausgange jenes Waldes hielt auf einem kleinen Schimmel ein Offizier in französischer Stabsuniform und gab in des Kaisers Namen den einzelnen bayerischen Soldatengruppen, sowie sie sich im Freien auf der Ebene zeigten, die widersprechendsten Befehle: sich rechts, links und rückwärts zu ziehen, dahin und dorthin zu feuern — und bald war die Verwirrung allgemein. Lange blieben die Bemühungen der nacheilenden Offiziere, Ordnung herzustellen, fruchtlos; die irregeleiteten Leute schossen auf sich selber und auf ihre Offiziere, ohne zu wissen, was sie thaten. Da schrie plötzlich ein Sergeant der Sechser: „Der Kerl dort ist kein französischer Offizier, es ist, beim Teufel! Jakob mit dem Schimmel selber; schießt den Hund herunter von der Schindmähre!" Die dem wackern Sergeanten zunächst stehenden Schützen legten an und alsbald sank der Geheimnisvolle, unverkennbar schwer getroffen. Doch griff er mit den Händen in die Mähnen des Schimmels, gab ihm beide Sporen und flog über die Ebene dahin nach der Stellung der Österreicher zu. Der Mond, welcher inzwischen aus dunklen Wolkenmassen hervorgetreten, beleuchtete die Scene.

Schnell ordnete sich nun das 6. Bataillon, und unter dem Wirbeln zahlreicher Trommeln und dem Schmettern der Hörner — denn um durch großes Geräusch die Feinde zu täuschen, waren die Tambours und Hautboisten der ganzen Brigade mitgenommen worden — führte Wrede den kleinen Schlachthaufen im Sturmschritt gegen Pfeffenhausen. Die Österreicher waren eben mit Herstellung der Brücke über die Große Laaber beschäftigt, doch von panischem Schrecken ergriffen, hielten sie nicht länger Stand; Österreicher und Bayern drangen zugleich in die Gassen von Pfeffenhausen ein und jene suchten, in wilder, ordnungsloser Flucht die Straße nach Landshut zu gewinnen. Eine Menge Munitions- und Gepäckwagen, mehrere Hundert Gefangene und unter den Offizieren auch der vom Erzherzog Ludwig an General Bianchi abgeschickte Major Graf Chotek fielen in die Gewalt der Sieger. Wrede ließ die fliehenden Österreicher durch starke Reiterabteilungen verfolgen und vereinigte nun seine gesamte Division in und um Pfeffenhausen.

Die Wegnahme dieses Punktes gehört unter Wredes kühnste Waffenthaten. Nach der verlorenen Schlacht von Abensberg stand in jener verhängnisvollen Nacht nicht nur das ganze ausgeruhte Reserve-Corps des Generals Kienmayr in Pfeffenhausen, sondern hier hatten sich auch Hillers Corps und mehrere Abteilungen des zersprengten österreichischen Heeres gesammelt — eine Streitmacht von mehr als 20000 Mann. Diese in einer festen Stellung aufmarschierte, gewaltige Masse nun hatte Wrede ohne Geschütz, mit einem einzelnen, sehr geschwächten Bataillon und einigen Reitern angegriffen und in die Flucht gejagt.

Überläufer und Gefangene erzählten am andern Tage daß, kurze Zeit bevor die Bayern den eigentlichen Sturm auf Pfeffenhausen unternommen, ein schwer verwundeter Mann in französischer Uniform auf einem kleinen Schimmel in das österreichische Lager gesprengt gekommen, hier aber sogleich, seiner Sinne vollends beraubt, vom Pferde gefallen sei. Die österreichischen Generale hätten sich sogleich mit großer Teilnahme um jenen Rätselhaften gesammelt und die Ärzte alles, jedoch vergeblich angewendet, um den Verwundeten zu klarem Bewußtsein zu bringen.

Hätte Jakob mit dem Schimmel sprechen können, die Ergebnisse jener Nacht dürften sich weniger glänzend für die bayerischen Waffen gestaltet haben.

Auf die Schlacht bei Abensberg und das Gefecht bei Pfeffenhausen folgten am 21. April das Treffen bei Landshut, am 22. die blutige Schlacht bei Eggmühl und am 23. April die Einnahme der Stadt Regensburg. Auf allen Punkten geschlagen, wandte sich der größere Teil der österreichischen Armee unter Erzherzog Karl auf seiner Flucht über Cham und Waldmünchen nach Böhmen, während der andere Teil unter Hiller und Jellachich bei Mühldorf den Übergang über den Inn wieder zu gewinnen suchte, um sich vor Wien mit dem Erzherzog Karl und dem aus Italien herbeigerufenen Erzherzog Johann zu vereinigen.

Als Napoleon bemerkte, der Erzherzog Karl wolle sich nach Böhmen wenden, ließ er zur Beobachtung desselben den Herzog von Auerstädt mit drei Divisionen bei Regensburg zurück, während Hiller und Jellachich von Wrede und den Herzogen von Istrien und von Montebello gegen Salzburg und Steiermark verfolgt wurden. Napoleon selbst aber beschloß, nun mit dem Gros der Armee rasch gegen Wien vorzudringen. Bereits am 10. Mai war er mit seiner Macht vor Wien eingetroffen, ließ in der Nacht vom 11. zum 12. Mai die Stadt mit 18 Haubitzen beschießen und rückte, nachdem der daselbst befehligende Erzherzog Maximilian kapituliert hatte und abgezogen war, am 13. Mai in Wien ein.

An demselben Tage war Erzherzog Karl in Budweis und am 16. Mai schon in Stockerau eingetroffen; aber zur Rettung Wiens kam er zu spät. Also stellte er sein gesamtes Heer der Hauptstadt gegenüber auf, mit einer Vorpostenkette links bis an die March, rechts bis nach Krems, welches er, sowie Preßburg, durch starke Truppenabteilungen besetzte. Es galt hier die Entscheidung des Geschickes der österreichischen Monarchie. Napoleon, welcher gar bald sich überzeugen konnte, daß hier ein Kampf der Verzweiflung gegen ihn losbrechen würde, hatte gleich nach der Einnahme Wiens den Versuch gemacht, vermittelst des Besitzes einer oberhalb Wien, Nußdorf gegenüber gelegenen Insel einen Übergangspunkt auf das linke Donau-Ufer zu gewinnen. Er ward genötigt, von diesem Versuche abzustehen. Die Donau mußte aber überschritten werden und so wählte er denn zur Bewerkstelligung des Überganges die einige Stunden unterhalb Wien gelegene ($1 \frac{1}{2}$ Stunde lange und 1 Stunde breite) Insel Lobau, ließ am 18. Mai eine Brücke schlagen, konzentrierte noch in der Nacht auf dieser Insel fast seine ganze Armee und bewerkstelligte schon mit Anbruch des Tages den Übergang mehrere Armeecorps an das linke Donau-Ufer.

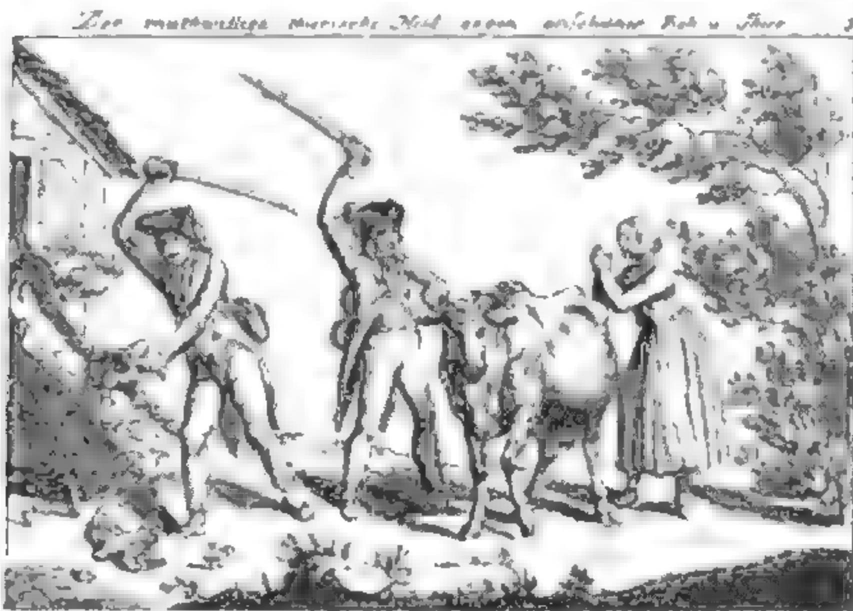
Hier war es nun, am 19. Mai abends, als dem Kaiser gemeldet wurde, es sei auf dem linken Ufer der Donau ein österreichischer Stabsoffizier als Parlamentär des Erzherzogs Karl eingetroffen und verlange, dem Kaiser vorgestellt zu

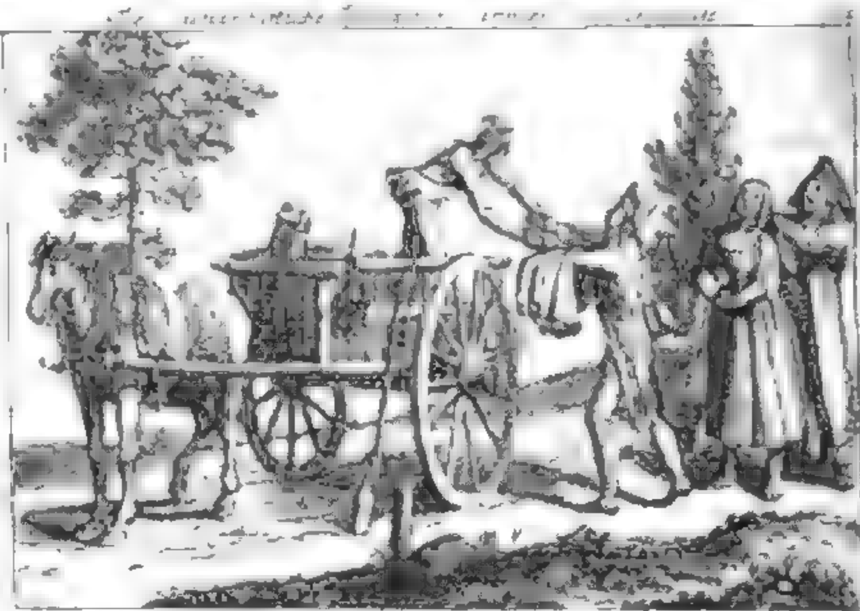
werden. Der Offizier nenne sich Marquis de Boissy und trage die Uniform eines Majors des Linieninfanterie-Regiments Bellegarde.

Napoleon befahl, den Marquis zu ihm zu führen. Nach Verlauf einer halben Stunde trat in das Vorgemach des hölzernen kaiserlichen Zeltes auf Lobau ein blasser, schöner, junger Mann in weißer Uniform, die Augen mit einer schwarzen Binde verhüllt und geleitet von zwei französischen Offizieren. Das kaiserliche Vorgemach war überfüllt mit Offizieren aller Grade und Waffengattungen, welche Befehle erwarteten. Als nun dem österreichischen Parlamentär die Binde von den Augen genommen wurde, fuhren mehrere der Anwesenden entsetzt zurück, steckten die Köpfe zusammen und flüsterten sich zu: „Connaissez-vous l'homme-ci? C'est l'espion fameux monsieur Brûlot!“ (Kennen Sie den Mann? Es ist der berüchtigte Spion Brulot.)

Während dessen hatten sich die Flügelthüren des kaiserlichen Kabinetts geöffnet und der österreichische Parlamentär wurde eingeführt.

Die Herren im Vorgemach fanden Muße genug, sich ihre





Bilder aus den Kriegsdrangsalen in Franken i. J. 1796. Aus der v. Volkamerschen Sammlung.

Bedenken mitzuteilen, denn die geheime Audienz, welche Napoleon dem österreichischen Parlamentär unter vier Augen gewährte, dauerte länger als zwei Glockenstunden.

Endlich öffneten sich wieder die Thüren und Napoleon trat heraus; ihm folgte der rätselhafte österreichische Major. Marschall Lannes schlich sich zum Kaiser heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Um Gott, Sire! seien Sie auf Ihrer Hut, mehrere Offiziere haben in dem Parlamentär den berüchtigten Spion Brulot erkannt“.

Napoleon trat einen Schritt zurück — und mit furchtbar ernstem Ausdruck des Gesichtes erwiderte er, sarkastisch lächelnd und halb laut: „C'est bon, mon ami! taisez-vous, s'il vous plait!“ (Gut mein Freund, schweige gefälligst!) Dann näherte sich der Kaiser dem österreichischen Major, sagte ihm mit großer Freundlichkeit einige verbindliche Worte und klopfte ihn vertraulich auf die Schulter. Der Parlamentär war entlassen und kehrte auf das linke Ufer der Donau zurück.

In der Zwischenzeit der zweitägigen Schlacht bei Aspern und Eßling und dem heißen Tage bei Wagram stellte sich öfters noch jener Marquis de Boissy als Parlamentär des Erzherzogs im kaiserlichen Hauptquartiere auf der Insel Lobau ein und hatte stets lange Unterredungen mit Napoleon, von deren näherem Inhalte aber eben so wenig verlautete, als von mehreren anderen geheimen Unterredungen, welche der Kaiser häufig mit unbekannten und rätselhaften Personen pflog.

Am 5. Juli abends, am Vorabende der Schlacht bei Wagram ward auch der bayerische General Wrede, welcher wenige Tage vorher mit seiner Division bei Wien angekommen war, doch nur für seine Person, in die kaiserliche Beiwacht nach Raschdorf berufen. Zwei Stunden vor Mitternacht langte Wrede bei dem Kaiser an. Dieser, auf einer Bärendecke am Bivouak-Feuer sitzend, in einiger Entfernung von den Marschällen umringt, die alle mit entblößten Häuptern schweigend umherstanden, empfing den bayerischen General mit sichtbarem Vergnügen. Zutraulich nahm er ihn unter den Arm und, vom Gefolge sich entfernend, fragte er ihn um alle Vorfälle während seines Marsches und in welchem Zustande die bayerische Division sich befinde. Als ihm Wrede auf alles Bescheid gegeben und zugleich die Bitte vortrug, mit seiner Division an der bevorstehenden Schlacht teilnehmen zu dürfen, bemerkte Napoleon: „Er wäre wegen des folgenden Tages und wegen seiner Lage im allgemeinen nicht ganz ohne Besorgnis, der Erzherzog Karl sei vorteilhaft gestellt und man könne sich nur vermittelst glücklicher Manöver aus der Gefahr ziehen; „il faut se battre et vaincre, et vous aurez des ordres pour me joindre“. (Man muß sich hier schlagen und siegen und Sie werden Ihre Befehle erhalten, zu mir zu stoßen.)

Mit diesen Worten kehrte Napoleon zu seinem Sitze zurück, eine Ruhe äußernd, womit seine bewegten Gesichtszüge nicht übereinstimmten. Todesstille herrschte im Kreise der Umherstehenden. Von Zeit zu Zeit rief der Kaiser: „Général Wréde, êtes-vous là?“ (General Wrede, sind Sie da?). Wrede bat endlich den Fürsten von Neufchatel, ihm die Befehle für den folgenden Tag auszuwirken; aber der Fürst wies ihn an den Kaiser. Wrede nahte sich endlich diesem wieder um 12 Uhr nachts und stellte ihm vor, daß er, um zu seinen Truppen zu gelangen, zwei Stunden und dann noch Zeit bedürfe, um mit Tagesbeginn aufbrechen und den ihm bestimmten Standpunkt mit seiner Division erreichen zu können. „C'est bon, vous allez avoir vos ordres“ (gut Sie werden Ihre Befehle erhalten) sagte der Kaiser — und verfiel wieder in sein voriges Nachdenken.

Kurze Zeit darauf wurde der Marquis de Boissy gemeldet und vor den Kaiser geführt. Als ihm die Binde von den Augen genommen war, schrie der alte Rittmeister Graf B., welcher im Gefolge Wredes sich befand, beinahe laut auf: „Heilige Mutter Gottes von Altötting, mich soll ja auch der Blitzschlag treffen, wenn das nicht der Jakob mit dem Schimmel ist!“ — Eine halbe Stunde darauf hatte Wrede seine Ordre und kehrte zu seiner Division zurück.

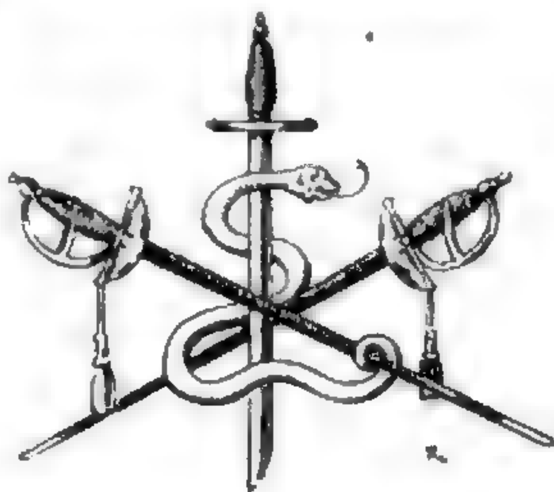
Den Marquis de Boissy oder Brulot sah man aber nicht bloß heute und früher als Parlamentär des Erzherzogs im Hauptquartiere Napoleons, sondern man wollte ihn auch, und zwar in französischer Uniform, öfters auf der Insel Lobau umherschleichend gesehen haben. Der Kommandierende en chef der Gendarmerie hatte dies dem Kaiser gemeldet, aber von diesem nur eine zurückweisende Abfertigung erhalten, und so wagte er es nicht, auf den geheimnisvollen Unbekannten fahnden zu lassen.

Unterdessen war die blutige Schlacht bei Wagram geschlagen und nach dem Treffen bei Znaym der Waffenstillstand unterzeichnet worden. Napoleon hatte persönliche Unterredungen mit den vornehmsten österreichischen Generalen gehabt — und plötzlich erhielt der Kommandierende en chef der Gendarmerie geheime, aber geschärfte Befehle, allerwärts nach dem ehemaligen österreichischen Parlamentär zu spähen und sich um jeden Preis seiner Person zu versichern.

Aber auch aus dem österreichischen Lager war der Marquis de Boissy spurlos verschwunden, und Erzherzog Karl soll einen hohen Preis auf seine Habhaftwerdung gesetzt haben.

Vornehme Offiziere und Diplomaten vertrauten sich, Jakob mit dem Schimmel habe beiden Parteien gedient, von beiden große Summen erhalten, mit denen er sich glücklich aus dem Staube gemacht, nachdem er lange genug mit nicht gewöhnlicher Schlauheit und Kühnheit beide an der Nase herumgeführt.

Das Geheimnis des Mannes mit dem Schimmel wurde nie erforscht. In späteren Jahren wollte man in einem Bankier von Philadelphia, Namens Larmier, die rätselhafte Persönlichkeit erkannt haben. Die Annahme blieb jedoch nur Vermutung.



Die Sagen vom Ursprung Nürnbergs.

Von Georg Leidinger.

Es schimmern Noris' Zinnen in Abendsonnenglut,
Ihr Haupt ist reich umwoben von heller Strahlenflut.
Sie schaut mit stolzem Blicke hinaus ins Land so weit,
Ein fester Demantfelsen im stürm'schen Meer der Zeit!
Du Königin, reizumwoben, in reicher Herrlichkeit
Umfängt dich wundereigen der Sage golden Kleid!

Kaum eine zweite Stadt in deutschen Gauen dürfte so von Sagen umwoben sein wie das altehrwürdige Nürnberg. An Kirchen und Klöster, an Burg und Rathaus, an Mauer und Graben, an jeden Stein heftet die Sage sich an und umschlingt ihn mit immergrünen Ranken, hohe und niedere Persönlichkeiten, die einst innerhalb der alten Mauern gewandelt, zieht sie in ihren Kreis und umgibt sie mit reizvollem Schimmer. Der echte Nürnberger kennt sie alle, jene wunderlichen Mären und Sagen, und er fühlt einen nicht geringen Stolz, wenn er in trautem Kreise davon erzählen kann, einen Stolz, der ebenso berechtigt ist, als er Freunde der Kunde für unsere Vorzeit erfreut.

Ein üppiger Sagenkranz schlingt sich um die Frage von Nürnbergs Ursprung. Der Geschichtskenner weiß, daß Nürnberg sich nicht rühmen kann, wie so viele andere Städte, schon zu Römerzeiten entstanden zu sein oder den ältesten Beherrschern Deutschlands sein Dasein zu verdanken, nein, erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts beginnt es aus dem Dunkel der Geschichte hervorzutreten. Jahrzehnte, ja Jahrhunderte früher als Nürnbergs Name werden in den Urkunden die Namen benachbarter, sehr unbedeutender Orte genannt, und lange vor Nürnbergs Existenz erscheint an seiner Stelle als der hervorragendste Ort in Franken Forchheim, wo schon zu Zeiten der Karolinger eine königliche Pfalz war, Reichsversammlungen abgehalten und Könige gewählt wurden. Ja, noch bei der Errichtung des Bistums Bamberg im Jahre 1007 und bei der Abgrenzung seines Sprengels gegen denjenigen des Bistums Eichstädt geschieht von Nürnberg keine Erwähnung, trotzdem sogar die Grenze beider Kirchensprengel gerade an der Pegnitz mitten durch die spätere Stadt hindurchging. Ferner führte der Weg von Regensburg nach Bamberg, welchen König Konrad II. am 3. bis 10. Mai 1025, wie die von ihm auf der Reise ausgestellten Urkunden beweisen, zurücklegte, unmittelbar bei Nürnberg vorüber; würde er es wohl unberührt gelassen haben, wenn es damals schon — wir wollen nicht sagen, bestanden — aber doch von einiger Bedeutung gewesen wäre, während er sich in dem nur eine Stunde von der Stadt entfernten unscheinbaren Mögeldorf aufhielt und dort sogar eine Urkunde ausstellte? Eine Urkunde aus dem Jahre 1001, die schon im vorigen Jahrhundert immer wieder in den Schriften verschiedener Geschichtschreiber spukte, hat niemals existiert und wäre auch notwendigerweise erdichtet oder gefälscht, da ihr Inhalt durchaus undenkbar ist. Werden doch in ihr die Kirchen zu

St. Sebald, St. Lorenz, St. Egydien und zum heiligen Geist genannt, von denen aber damals noch keine gebaut war, mag auch vielleicht an der Stelle einiger eine kleine Kapelle gestanden sein, die aber jedenfalls einen ganz andern Namen trug.

Erst in der Mitte des 11. Jahrhunderts erscheint, wie erwähnt, Nürnbergs Name, und zwar in einer Urkunde, die sogar in Nürnberg selbst ausgestellt ist, datiert vom 16. Juli 1050, und in welcher Kaiser Heinrich III. der Leibeigenen Sygena die Freiheit schenkt. Und Johannes Thurmaier von Abendsberg, genannt Aventinus, der berühmte Geschichtschreiber der Bayern, erwähnt für dieses Jahr Nürnbergs als eines oppidum gentilicium, in dem Heinrich III. einen Landtag aus ganz Bayern zusammenberufen habe zur Beratung über einen Feldzug gegen die Ungarn, die damals zwar nicht mehr Bayern, wohl aber die Ostmark stark beunruhigten. Von dieser Zeit (1050) an erscheint Nürnberg als Nouremberg, Nuorimperc, Niurenberg, Nurinberch, Nurenberc u. s. w. oft in den Urkunden und 1070 wird seiner auch von gleichzeitigen Annalisten gedacht.

Wie wir also sehen, beweist keine Nachricht, keine Urkunde, kein gleichzeitiger Geschichtschreiber eine frühere Existenz der Stadt, wohl aber hat sich die Sage des Zeitraums vor dem historischen Dasein der Stadt wie keines zweiten bemächtigt und besonders den Ursprung Nürnbergs mit buntem Fabelwerk umkleidet. An allen diesen Sagen und Fabeln hat den meisten Grund die manchmal komische Sucht, sich und den Seinigen einen möglichst hohen Ursprung zu verleihen, die besonders die alten Nürnberger Chronikenschreiber zu nähren wußten in der Meinung, es gehöre zum besondern Glanz und Ruhm der Stadt, daß sie in möglichst weit entlegener grauer Vorzeit gegründet worden sei. Dazu kam, daß auch verschiedene Gelehrte früherer Jahrhunderte ihr Wissen dazu verschwendeten, die unhaltbarsten Hypothesen über das Entstehen Nürnbergs aufzustellen, und war einmal einer leisen Vermutung Ausdruck gegeben, gleich wurde sie im Volksmunde zur Thatsache, und mochte sie noch so abenteuerlich sein.

In alten Zeiten, so erzählte man sich, da überall noch heidnischer Gottesdienst herrschte, stand an der Stelle des heutigen Nürnberg ein uralter Opferhain, dessen heiligste Stätte der Burgfelsen war. Kein Beil durfte an die Bäume gelegt werden, heiliges Schweigen herrschte unter den ehrwürdigen Wipfeln der Eichen, und nur die Priester, die Druiden, durften den Hain betreten. Allein zum Menschenopfer war auch den Kriegern der Zutritt gestattet. Da zogen sie in dunkler Nacht geheimnisvoll zum Haine:

Sie tragen lohende Brände; einer Schlange
Ist gleich der Zug, die tausend Funken sprüht.
Sie nähern sich dem wildumwachs'nen Hange
Des Bergs, worauf ein riesig' Feuer glüht.
Druiden murmeln Zauberformeln grollend,
Dem Donner gleich, in weiter Ferne rollend.

Ums Feuer stehn sie, schreckenvoll zu schauen
Im vollen Kriegsschmuck, den sie angethan
Zu ihrem Opferfest voll Blut und Grauen.
Der Flammen Zungen streben himmelan,
Die mit geheimnisvollen Zauberchören
Zum Opfer die Druiden wild beschwören.

In ihrem Kreis steht ein gefang'ner Krieger;
Im Waffenschmuck erwartet er den Tod.
Ob auch bezwungen, ist er dennoch Sieger,
Da er dem Tode stolz ins Auge droht.
Ein Kampflied singt er noch mit kühnem Mute:
Der Ton versiegt mit seinem Heldenblute.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Glut verlöscht, die rauhen Krieger reichen
Die Hände sich auf neue Kampfesfahrt:
Es geben die Druiden Zauberzeichen,
Als heilig' Gut sie jeder treu bewahrt.
Der Morgenduft durchzieht die Eichenhallen,
Als heimwärts sie zu ihren Hütten wallen!

Es liegt der Hain im majestät'schen Schweigen —
Ein hehrer kühngewölbter Riesendom;
Nur durch die Wipfel flutet still und eigen
Der Lüfte frischer, duftgewürzter Strom.
Kein Axthieb schallt in diesen Waldesräumen,
Tod sühnt den Frevel an den heil'gen Bäumen!

Dieser Sage, die natürlich ganz der Phantasie entsprungen ist, reihen sich andere an, welche, von einer Erklärung des Namens der Stadt ausgehend, die wunderlichsten Dinge erzählen. Da fabelte man, — und sogar ein Aventin gibt diese Erzählung an — Nürnberg heiße eigentlich **Noriksberg** und sei von Norikus, dem Sohne eines deutschen Königs Herkules erbaut worden. Letzterer sollte gewaltig in Deutschland geherrscht haben im Jahre 1149 v. Chr., also einige Zeit nach der Zerstörung Trojas! Und da an dem vom Volke so genannten Heidenturme auf der Burg zu Nürnberg an einer Wand zwei in Stein gehauene Figuren, alte Männer, von denen der eine eine kurze Keule trägt, und ebenso zwei Tiergestalten angebracht sind, welche Ähnlichkeit mit Hunden haben, da zögerte man nicht, den ganzen Turm als ein Denkmal der ältesten Zeiten des Heidentums und als einen Tempel der Diana zu bezeichnen, die in jenen Gegenden eine besondere Verehrung genossen habe, und in der einen Figur, dem Manne mit der Keule, erkannte man den König Herkules, in der andern seinen Sohn Noreyn oder Norikus! Um das Jahr 921 v. Chr. Geburt soll dann ein König Adelger in Nürnberg regiert haben, der von andern hinwiederum in das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verlegt wurde. Der letztere, so erzählt eine Sage, erbaute sich eine herrliche Burg auf dem Felsen und vermählte sich mit einer mächtigen Fee. Doch als er dieser die Ehe brach und eine Sterbliche zu seinem Weibe machte, da verließ ihn die Fee und verfluchte ihn und seine Burg. Da rief sie aus:

„Als Zeichen meines Fluchs bleib' unerschüttert
Ein Turm allein in Mauern und im Grund!
Sonst alles geb', in Schutt und Staub zersplittert,
Nur meiner glüh'nden Rache Fußtritt kund!“

Und so geschah es. König Adelger starb eines schrecklichen Todes, und seine Burg zerfiel in Trümmer, nur der eine Turm stand noch über den einsamen Ruinen. Doch manchmal

Durch die stille mondbegrüßte Nacht,
Bevor die Dämm'rung leicht den Himmel rötet,
Ein lärmend Treiben in den Hallen wacht:

da verläßt der König mit seinen Mannen die Gräber, gewappnet und gerüstet steigen sie zu Pferde aus der Erde und dann reitet die ganze Schar wie im sausenden Sturm um den Felsen und über die Trümmer dahin, bis beim Nahen des ersten Frührots der ganze Spuk verschwindet. —

Sehr viele Anhänger fand die von dem Nürnberger Chronisten Meisterlin zuerst aufgebrachte Sage, Nürnberg verdanke seinen Ursprung dem „Drusius Nero“, wie er von

Chronisten genannt wurde, dem Bruder des römischen Kaisers Tiberius (14—37 n. Chr.), oder, wie manche berichteten, dem Tiberius Claudius Nero selbst; die Schedelsche Weltchronik nennt sogar beide Brüder zusammen als Gründer der Stadt; darum sei auch die erste Befestigung und später die Stadt selbst „Neroberg" genannt worden. Es ist interessant zu sehen, wie die Chronisten sich die Entstehung dachten, und wir können uns nicht versagen, hier die betreffende Stelle aus einer Chronik anzuführen:

Da nun „Drusius Nero" in „Teutschlandt" ankam und die abgefallenen Städte am Rhein und an der „Thonaw" wieder zum Gehorsam gebracht hatte, und in den „Norkhau" (Nordgau) und „Rieß" kam, in Meinung, den König in Thüringen auch heimzusuchen, da übereilet ihn der Winter, daß er diesmal nichts mehr schaffen konnte. Und kam gleich an den Bach, der jetzt die Pegnitz genannt ist, und zu dem Berg, da jetzund Nürnberg stehet, und die Gegend dieser Orte gefiel Neroni sehr wohl zu einem Winterlager, vielleicht aus Fürsehung Gottes. Denn allda hatte er gutes süßes Wasser und Holz, auch den Berg zu einer Hut und Wacht, und den Proviant aus dem Ries. Also fing er an und baute einen Turm auf den Berg zu einer Hut und Wacht an den Ort, da jetzt S. Margarethen Chor noch stehet an dem Schloß. Daß aber dieser Turm bisher noch steht, ist nicht zu glauben, sondern erst hernach gebaut worden (nämlich der jetzige sog. „Heidenturm", an den zwei übereinandergebaute Kapellen, die St. Margarethen- und die Kaiserkapelle anstoßen). Damit wird angezeigt, daß dieser Drusius Nero im Anfang Stifter und erster Baumeister der Stadt Nürnberg ist gewesen. Und da der Winter vorüberkam, führte gedachter Nero sein Heer von dannen gegen den König in Thüringen, den er auch zu dem Reich brachte. Und als er den Wachtturm samt den Hütten, darin er gewintert, stehen lassen, da kamen die Baiern in die Nähe zu diesem Wachtturm, nahmen ihn ein samt denen „Gelegern", so noch da stunden, und fingen an, allda zu wohnen eine Zeit lang und hatten diesen Turm zu einer Wache und Befestigung und nannten ihn nach Neroni Neroberg. Sie hauten auch den Wald darum ab und machten Äcker daraus, und kam täglich viel Volks dahin.

Nun wäre es recht schön, wenn man Nürnbergs Ursprung bis auf die Römerzeiten zurückführen könnte, ein Versuch, der auch in unseren Zeiten noch gemacht wird, aber doch keinen Erfolg haben kann. Während andere Städte Deutschlands in ihren Überresten noch auf die Römerzeiten zurückweisen, wie z. B. Augsburg, Regensburg, Passau, Kempten u. a., bewahrt Nürnberg weder in diplomatischen Zeugnissen noch in äußeren Denkmälern irgendwelche Beweise einer so alten Existenz. Und wie sollte es auch? Denn weder Römerstraßen noch Opferaltäre noch Lagerreste finden sich hier, und erst in weiter Entfernung nach Süden hin zeigen sich die Spuren der Anwesenheit römischer Legionen und läßt sich das Eindringen römischer Kultur nachweisen. Doch da stand eine mächtige Scheidelinie, über welche hinaus der Römer nicht mehr seinen Fuß setzte, und wir dürfen annehmen, daß das sog. vallum Hadrianum, im Volksmunde die Teufelsmauer oder der Pfahl genannt, dessen Reste sich noch in der Gegend von Weißenburg und im Altmühlgrunde zeigen, in diesen Landen jedenfalls die Grenze römischer Herrschaft war. Doch trotzdem finden sich, wie gesagt, auch heute noch Verteidiger der Annahme, daß Nürnberg unter den Römern seinen Ursprung genommen habe, und zwar führen sie als einzigen und, wie sie meinen, schlagenden Beweis ihrer Ansicht die Behauptung an, Nürnberg berge ja heute noch ein offenbares Denkmal römischer Baukunst in seinen Mauern, den fünfeckigen Turm.

So unbedenklich wir selbst den Turm allerdings für das älteste Bauwerk Nürnbergs halten, — charakteristisch wird er in Chroniken „alt Nuremberg" genannt — ebensowenig können wir uns der Annahme zuneigen, daß er römischen Ursprungs, daß er zu Anfang des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung entstanden sei. Man hat ja vielfach in Deutschland alte Bergfriede am Rhein und an der Donau ohne weiteres den Römern zugesprochen, aber eine strenge kritische Untersuchung führte dazu, daß man alle diese gewaltigen, aus Bossenquadern konstruierten Türme samt und sonders den frühmittelalterlichen Dynasten zusprach. Auch unser Turm erinnert in seiner rohen, aber festen Bauart ganz an jene alten Warten und Türme am Rhein, Neckar und Donau, auch er ist ein Werk des Mittelalters, nur läßt sich die Zeit der Erbauung auch hier nicht genau angeben; wir möchten sie mit Essenwein, dessen Annahme wir für die richtigste halten, in das 11. Jahrhundert setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Wir fügen dem Artikel des Herrn Hauptmann Teicher über das Kadettencorps zwei Abbildungen bei. Die eine zeigt uns das soeben verlassene Haus, welches in kurzem dem Pickel und dem Spaten der Arbeiter verfallen und dem Prachtgebäude des Justizpalastes Platz machen wird. Das Bild ist eine Originalzeichnung des Herrn Oberstlieutenant Frhrn. Marquard v. Leoprechting. Es bildet eine Nummer der „Skizzen aus dem Kadettenleben", welche Oberstlieutenant v. Leoprechting anläßlich der Abschiedsfeier des Kadettencorps fertigte und S. K. H. dem Prinzregenten widmete. Die reizenden anmutigen Bilder sind äußerst kunstvoll gezeichnet, sie durchweht ein heiterer kerniger Humor; die Sammlung bildet ein köstliches Andenken für die einstigen Zöglinge; sie ist jedoch nicht auf diesen kleinen Kreis beschränkt, sie verdient den allgemeinsten Beifall. Das zweite Bild von unserem Zeichner, Herrn R. Raudner, weist uns das neue Prachtgebäude der Militärbildungsanstalten auf dem Marsfelde zu München. — Besondere Originalität besitzen die beiden aus der Guido v. Volkamerschen Sammlung stammenden Blätter mit Darstellungen aus den Kriegsdrangsalen in Franken im Jahre 1796. Unsere Novelle „Von der Saale zur Loire" spielt in jenen schweren Zeitläuften. Bild und Reime sind zeitgenössische Publikationen und wurden zu Nürnberg verfertigt. Sie entheben uns trotz der schlichten Darstellung in ihrer Anschaulichkeit weiterer erläuternder Worte. Ziffernmäßige Belege zu den unerhörten Erpressungen Jourdans haben wir bereits S. 204 im 1. Bande des „Bayerland" gebracht.

Der gebüßte Totschlag. Im Jahre 1383 erschlug der Ritter Hans von Elrichshausen den Schenken Götz von Lochhof unbekannter Ursachen wegen. Die fünf Schiedsrichter, die über diese Handlung gesetzt waren, bestimmten, daß Hans den zwei Töchtern

des Götz Pfründen in Klöstern besorgen, einer jeden jährlich zehn Pfund Pfennige Leibgeding verschreiben, ein ewiges Licht auf dem Grabe des Erschlagenen stiften, eine Wallfahrt nach Rom oder Aachen unternehmen, 200 einpfündige Wachskerzen durch Ritter und ehrbare Knechte an des Götzen Grab tragen lassen solle, und endlich hatte Hans an der nächsten Wegscheide, wo der Schenk erschlagen wurde, ein steinernes Kreuz setzen und an demselben Schild und Helm des Schenken hauen zu lassen.

Gedächtnisvers. Nach Antritt der Reichsregierung von seiten Ludwigs des Bayern brach 1315 eine große Hungersnot aus, welche auch Ludwigs bayerische Stammlande empfindlich heimsuchte. Weil aber genannte Jahreszahl im Worte „CVCVLLVM“ enthalten war, so entstand der Gedächtnisvers, der einem Mönche in Thierhaupten zugeschrieben wird: „Ut lateat nullum tempus famis ecce Cucullum. (Daß nicht vergissest die Zeit Du, des Hungers, so merke Cucullum.) W. A.

Übersicht der Gewerbe Münchens ums Jahr 1500. Es befanden sich damals in der Hauptstadt: „3 Apotheker, 15 Bader, 62 Bäcker, 38 Bierbrauer, 9 Müller, 16 Obstler, 24 Fischer, 69 Metzger, 7 Bandwirker, 6 Drechsler, 10 Goldschmiede, 13 Hutmacher, 9 Kalt- und Kupferschmiede, 9 Kürschner, 24 Lederer, 72 Loderer (d. i. Zwilch- und Leinweber), 17 Messerschmiede, 5 Nadler, 11 Schäffler, 20 Huf- und Wagenschmiede, 11 Seiler, 21 Sensenschmiede, 58 Tuchmacher, 10 Wagner, 76 gemeine und Teppichweber, 16 Weißgerber. Man sieht hieraus, die Lebensmittel liefernden Gewerbe waren in der nur wenige Tausende Einwohner zählenden Stadt in beträchtlicher Zahl vorhanden. Der damalige Stadtrat war aber auch darauf bedacht, die nötigen Gewerbe zu vermehren: Im Jahre 1500 wurde der Buchdrucker Hans Schöffer von Augsburg unentgeltlich und mit sechs Jahren Steuerfreiheit als Bürger aufgenommen. Dem Handelshause Kartsch, welches 1508 ein eigenes Hammerwerk errichten wollte, wurde bewilligt, daß alle dazu nötigen fremden Arbeiter zehn Jahre hindurch in der Stadt steuerfrei sein sollten. W. A.

Mittelalterliche Volkssprüche. Venediger Macht, Augsburger Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz, Ulmer Geld, bezwingt die ganze Welt.

Nürnberger Tand, geht durchs ganze Land.

Speyerer Wind, Heidelberger Kind, Hessenblut, thut selten gut.

Zu Bacharach am Rhein, zu Klingenberg am Main
Zu Würzburg am Stein, wachsen die drei besten Wein.

Reben, Meßgeläute, Main, Bamberg, das ist Franken.

Wenn Nürnberg mein wäre, so wollt' ichs in Bamberg verzehren. W. A.

Die ersten Kanonen in Bayern. Während sich die Zeit der Erfindung des Büchsenpulvers nicht präcis bestimmen läßt, ist die Zeit der Anwendung der hierdurch ermöglichten Feuerwaffen historisch nachzuweisen. In Altbayern speziell wurden die ersten Kanonen im landeshutschen Erbfolgekriege gebraucht. Man hatte dafür den Namen Feldschlangen eingeführt und ein Abt von Metten soll gesagt haben, es dünke ihm, als ob diese Art von Schlangen nicht aus Noahs Arche stammten. W. A.

Das Gasthaus zum „roten Ochsen“ in Würzburg. In der „guten alten Zeit“ thaten die Ritter und ihre Knechte gar manchen „guten Ritt“, d. h. sie nahmen den reisenden Kaufleuten auf den offenen Straßen die Waren von den Wagen, oder sie „versahen sich mit Kochfleisch“ auf eine sehr einfache Weise, indem sie die Viehherden der Städte und Landleute von den Triften trieben, und wollte sich da jemand widersetzen, so hatten die Räuber das Schwert und das Messer nicht umsonst am Gürtel hängen. Das waren eigentlich Unholde, Raubritter, aber nicht wenig! Auf gleiche Weise kamen sie gar oft zu einer Lebensgefährtin; lustwandelnde Ritterfräulein verschwanden oder wurden gewaltsam aus der Burg während der Abwesenheit des Vaters geraubt. So machte es auch ein Ritter aus Franken, der mit seiner zarten Beute in der Nähe von Würzburg durch den Wald ritt. Ein handfester Metzger aus der Stadt rettete das Fräulein aus der Hand ihres Entführers und brachte es in das Gasthaus zum „roten Ochsen“ zu Würzburg. Aus Dankbarkeit kaufte des Fräuleins Vater das Haus, schenkte es dem Metzger und auf sein Verwenden verlieh der Kaiser der Metzgerzunft die Gerichtsbarkeit für ihre Genossen. Aber bei den Fleischern kam bald eine von anderen Gerichten etwas abweichende Rechtsanschauung zur Geltung.

1624 kam ein Landmann in die Stadt, um seinem da wohnenden Bruder eine Schuld zu bezahlen; statt des Geldes brachte er einen Ochsen, den aber der Bruder nicht für bar Geld nehmen wollte, darum verkaufte der Mann sein Wertstück auf dem Markte an einen Metzger und im „roten Ochsen“ sollte er hierfür das Geld erhalten. Da angekommen, wurde er aber mißhandelt, in den Stock geschlossen und so lange gepeinigt, bis er mit einer geringen Summe zufrieden war. Der Bauer kam mit seiner Klage vor den Rat und durch die Untersuchung kam an den Tag, „daß die Metzger sonst schon gute ehrliche Leute bis aufs Blut gemartert hätten, gleich einem Scharfrichter, daß sie sogar Adelspersonen in den Stock gelegt und selbst ihren eigenen Pfarrer darein zu setzen sich unterstanden hatten“.

Darüber verlor die Zunft die Gerichtsbarkeit und mußte „die Stöck überantworten dem Gerichtsschultheißer off den saal, alda sie freylicher könnten gebraucht werden“.

Diätetische Vorschriften. Der Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg, der von 1653—90 regierte, überließ 1678 die Regierung von Jülich und Berg am Rhein seinem Sohne Johann Wilhelm, der sich weniger gesunder Tage erfreute und als er dem Vater von seinen mißlichen Umständen berichtete, gab ihm dieser den Rat, beim Frühstücken nüchterner zu sein. „Du weißt,“ schrieb der Vater, „daß mein Frühstück bloß in etlichen Löffeln kräftiger Suppe und sodann in zwei Stenglein weißgebackenen, in einen kleinen Becher mit vin sec geweichten Brotes bestehe, worauf ich den Rest des Weins austrinke und ein Eyerlöfflein voll Ambrapulver zu mir nehme.“

Bären in Bayern. Meister Petz war, wie F. v. Kobell in seinem „Wildanger“ berichtet, einst in Bayern kein seltener Gast. Wenn man im Bayerlande überall eine Denktafel errichten wollte, wo ein Bär oder Wolf geschossen oder gefangen wurde, man würde erschrecken und das ganze Land würde mit solchen Tafeln übersäet sein. Auch in der nächsten Umgebung Münchens fehlte es nicht an Bären. Ein Mandat des Herzogs Johann von Bayern 1395 verbietet den Jägern, Forderungen an das Kloster Schäftlarn zu machen, weder in dem „Schweingejaid, Bärengejaid, noch in einem andern Gejaid“. Herzog Christoph war berühmt durch seine Kühnheit auf der Bärenjagd. Ludwig der Bärtige von Ingolstadt hielt einen Bärenfänger jenseit der Isar mit fünf Knechten zu Fuß und Hunden nach Bedarf. Wer dem Aufgebote zur Bärenhatz nicht folgte, dem wurde der Ofen eingebrochen. Ein Bär oder Wolfshund kostete 4—6 Dukaten. Der Bärenkopf und die rechte „Hand“ gehörte der Herrschaft, die linke Hand dem Priester, der mit dem Sakramente bei der Jagd bereit stehen mußte, denn obwohl der Bär für sich den Menschen nicht leicht anfällt, ist er furchtbar, wenn er verwundet ist.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

(Fortsetzung).

Der Doktor rief es zu einem im verschlossenen Laden angebrachten runden Loche auf die Straße hinaus.

„Ihr seid noch auf, Doktor. Öffnet mir Eure Thüre, und laßt mich ein. Ich bin der Wiesenmüller.“

„Der Wiesenmüller,“ riefen alle im Zimmer schreckerfüllt fast gleichzeitig. „Wo kommt der her zu nachtschlafender Stunde?“

Schon hatte der Arzt sich aufgemacht, den späten Gast einzulassen, der mit schwankendem Schritte das Zimmer betrat.

„Um Gott, wie seht Ihr aus? Was hat's gegeben? Seit wann seid Ihr wieder zurück?“

So rief es in hastigem Fragen durcheinander. Aber der Bauer, der sich rasch wieder gefaßt hatte, rief mit starker dröhnender Stimme:

„Was wird's gegeben haben? Die Franzosen wurden geschlagen, in der oberen Pfalz irgendwo, bei Sulzbach glaube ich. Um Würzburg herum kämpfen sie zur Stunde noch mit den Kaiserlichen. Mich haben sie vor fünf Wochen als Geisel mit fortgeschleppt, aber in Schweinfurt ist's mir geglückt, vorvorgestern erst, zu entwischen. Ich erreichte glücklich Würzburg und eilte von dort heimwärts. Aber mein Haus ist öde und verlassen. Sagt, wo finde ich die Base und mein einziges Kind? Sind sie noch am Leben oder sind sie beide tot? Sagt mir's, ich kann alles hören. Aber sagt mir's auf der Stelle und quält mich nicht länger mehr.“

Der gewaltige Schmerz des großen starken Mannes hatte etwas Rührendes, fast Weiches. Der Wiesenmüller, dessen eingefallene Gesichtszüge verrieten, wie viel Ungemach er in der letzten Zeit erfahren, schien ein ganz anderer geworden zu sein. Er, der sonst nur zu befehlen gewohnt war, bat jetzt beweglich wie ein schwaches Kind.

„Euer Kind lebt und befindet sich dermalen unter gutem Schutz. Die treue Base freilich ist tot, eines jähen Todes ist sie verstorben, aus Schreck über Eure Wegführung.“

„Und Marie lebt, sie lebt wirklich? O, sagt es mir noch einmal. Wo ist sie denn, kann ich sie nicht sehen?“

„Nicht jetzt, morgen werde ich Euch zu Eurer Tochter führen, sie ist im Forsthaus auf dem Rehberge.“

„Im Forsthaus, was? Aber dort darf sie nicht bleiben, keine Stunde länger. Jetzt gleich will ich hingehen und mein Kind zurückfordern.“

„Bleibt, Mann,“ rief nun der Arzt, den Müller, der schon Anstalt machte, wieder hinauszustürmen, beim Arm fassend. „Bleibt, seid verständig, diese Nacht seid Ihr mein Gast und morgen früh gehen wir zusammen. Horch, was bedeutet der Lärm draußen auf der Straße? Alles schreit und rennt durcheinander. Laßt uns sehen, was es gibt.“

Und alle traten vor das Haus.

„Ah, gut, daß Ihr kommt, Doktor,“ rief eine Stimme. Es war der Kaufmann Hartlieb, der eilenden Schrittes sich näherte. „Habt Ihr das Neueste schon vernommen? Vor einer halben Stunde sind Boten gekommen aus Würzburg. Die Franzosen sind geschlagen. Es ist heiß hergegangen dort unten. Österreichische Chevaulegers haben das Sanderthor überrumpelt und die Franzosen aus der Stadt geworfen. Andern Tags kam Jourdan mit seiner Armee und es setzte

hitzige Gefechte ab im Kürnacher Holz zwischen Bernadotte und dem Feldmarschallleutenant Hotze. Vom Nikolausberg aus wurde die Marienfeste beschossen, die indes das Feuer lebhaft erwiderte und massenhaft Geschosse in die Stadt hinunterschleuderte. Aber bei Lengfeld, Esseldorf und Kürnach kam es zur entscheidenden Schlacht, die Franzosen wurden allenthalben geschlagen."

„Ja, aber wißt Ihr auch, daß die Scharen Jourdans jetzt den Saal- und Streugrund herunterkommen?" rief ein Bürger von Mellrichstadt, sich der Gruppe nähernd.

Plötzlich stürmte ein Reiter über den Marktplatz.

„Zu Hilfe, ihr Leute," rief er überlaut, „die Franzosen haben Neustadt eingenommen, sie drohen, die Stadt an allen vier Enden in Brand zu stecken. Im Streugrund ist alles auf den Beinen. Sie ziehen aus in hellen Haufen, mit Sensen und Gabeln bewaffnet. Schon beginnen die Bauern allenthalben Sturm zu läuten. Hört ihr es nicht, wie's schauerlich durch die Nacht hallt? Und wenn ihr's nicht glaubt, kommt nur hinaus vor das Thor. Da könnt ihr, sehen, wie der Himmel sich rötet, das ist der Feuerschein von den brennenden Mühlen und Gehöften."

Der Reiter war abgestiegen und erzählte weiter, umringt von einer erregten Menschenmenge. Jetzt waren Platz und Straßen von Leuten dicht angefüllt und immer wieder kamen Boten von außen herein, die schreckliche Dinge zu berichten wußten von den Franzosen, die in wilder Flucht die Gegend durchzogen und jede Stunde selbst in das Städtchen eindringen konnten.

Die Aufregung wuchs mit jedem Moment, dicht aneinandergedrängt standen die Bürger da, aus ihren ernsten Gesichtern sprach düstere Entschlossenheit. So harrten sie in schier unheimlicher Ruhe des erlösenden Wortes. Die Nacht war dunkel, die wenigen Fackeln, die da und dort angesteckt waren, verbreiteten nur ungenügende Helle.

Da erhob von erhöhter Stelle aus Dr. Reder seine Stimme und sprach, weithin vernehmlich, diese wenigen Worte:

„Mitbürger, Freunde! Ihr alle habt gehört, wie es steht. Die Franzosen sind geschlagen und auf der Flucht wollen sie unsere Stadt, unsere Häuser, unsere Felder bedrohen und schwer heimsuchen. Werden wir es ruhig geschehen lassen? Nein, wir werden es nicht dulden. Wir werden den Feind empfangen, wie es deutschen Männern geziemt, die ihre Ehre bis zum letzten Blutstropfen verteidigen, die für Weib und Kind, für Haus und Hof zu sterben wissen. Ich lese in euren Mienen, ich sehe an eurer ganzen Haltung, daß ihr alle denkt wie ich, und wenn dem wirklich so ist, so folgt mir. Ich will euer Führer sein. Mit Gott für deutsche Ehre gegen den Feind!"

Unbeschreiblicher Jubel erscholl, als die markigen Worte verklungen waren. Alle umdrängten den braven Arzt und versprachen, in einer kleinen Stunde zum Abmarsch sich bereit zu halten. Jetzt leerte sich der Marktplatz wiederum, aber in den Häusern begann ein um so regeres Treiben. Jeder holte irgend eine versteckt gehaltene Waffe hervor, dem städtischen Zeughause wurde eine alte Reichsfahne und die Instrumente der Stadtmusici, vorab Pfeifen und Trommeln, entnommen, und dann begannen die Bürger, sich von neuem zu sammeln auf dem Marktplatz, dort in ernster Stille dem Erscheinen ihres Führers harrend.

Aber im Hause des Arztes gab es einen beweglichen Abschied. Weinend umfaßte Nanette ihren herzlieben Vater, den sie nicht ziehen lassen wollte, denn ihr sagte eine düstre Ahnung, daß sie ihn lebend nicht mehr wiedersehen würde. Endlich gelang es dem Doktor, sich freizumachen.

„Und wenn Du recht haben solltest, geliebtes Kind," lauteten seine Abschiedsworte, „wenn ich nicht mehr wiederkehre, so mag der Gedanke Dir Trost verleihen, daß ich für eine gute Sache in den Tod gegangen. Dann wird ein anderer Vater dort oben über Dich wachen. Dich aber mahne ich an das Wort des römischen Dichters, den Du liebst und verehrst, „Süß ist und ehrenvoll, fürs Vaterland zu sterben". [1])

* * *

Im fernen Osten begann der Morgen zu dämmern. Noch ist das leuchtende Gestirn des Tages nicht emporgestiegen am Firmament, noch breiten wallende Nebel über die ganze Landschaft ihren duftigen Schleier und verhüllen Thal und Fluß, Wiese und Wald, aber hinter der Bergeskette dort beginnt der Himmel sich mehr und mehr zu röten und läßt immer deutlicher einen Basaltriesen erkennen, dessen Spitze, weithin das ganze Land beherrschend, jenes gewaltige Kreuz trägt, zu dem seit Jahrhunderten die Scharen frommer Beter wallen, und das, in stiller, ernster Majestät sich erhebend, zu allen Stunden die Seele des Beschauers zur Andacht stimmt.

Am westlichen Abhange des Hainberges hatte Dr. Reder mit den Seinen Aufstellung genommen. Von dieser Höhe aus ließ sich der ganze Streugrund bequem übersehen, aber noch harrte der Anführer eines günstigen Momentes, bis er hinunterziehen wollte, dem Feinde kühn die Spitze zu bieten. Mit jeder Stunde wuchs seine Schar und froher Kampfesmut schwellte eines jeden Brust.

Ernst und nachdenklich stand der Doktor auf einem Vorsprung des Hügelgeländes, der einen weiteren Ausblick über das Thal gestattete. Mit sinnender Trauer verweilte sein Blick auf den rauchenden Trümmern der Wiesenmühle, die er von hier aus erschauen konnte. Vor wenigen Stunden erst hatte ein Trupp marodierender Chasseurs das Anwesen in Brand gesteckt. Bereits trug die ganze Gegend ringsum die Spuren gräßlicher Zerstörung.

Da trat der Revierjäger Wilhelm Endres zu dem Arzte, mit Wärme dessen Hand umfassend.

„Diese Nacht hat den Wiesenmüller zu einem Bettler gemacht," sprach er mit bewegter Stimme. „Er wird, wie ich ihn kenne, den Verlust all seiner Habe nicht überleben wollen und im Kampfgewühl den Tod suchen. Aber wir beide haben uns noch verstanden in der zwölften Stunde. Er hat mir sein teuerstes Gut, sein einziges Töchterlein, als letztes Vermächtnis gegeben."

„Und wo ist er jetzt, Endres?" fragte der Arzt.

„Er ist hinuntergegangen, um zu kundschaften, wie er sagte. Ihn davon abzuhalten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Ha, was sehe ich?" unterbrach sich der Sprechende. „Dort seht hin, da ist er im Kampf mit drei Franzmännern. Auf, ihr Männer, mit mir dem Wiesenmüller zu Hilfe!"

Und beherzt eilte der Brave den Abhang hinunter, ihm folgten einige Bauern. Mit ihrer Ankunft flohen die Sans-

[1]) Historisch.

kulotten und ließen den Müller in seinem Blute liegen, ehe sie ihn noch hatten vollständig ausrauben können.

„Wie geht es Euch?“ fragte der Revierjäger teilnahmsvoll, sich zu dem Schwerverwundeten niederbeugend.

„Schlecht,“ antwortete mit schwacher Stimme der Gefragte. „Mein Leben zählt nach Minuten, laßt mich hier sterben. Ich habe dort hinten einem gefallenen Offizier wichtige Papiere abgenommen, Ihr findet sie hier in meiner Tasche. Bringt sie dem Doktor, er wird sie lesen können. Mich aber laßt hier“ — die weiteren Worte verloren sich in einem dumpfen Röcheln. Dann erhob sich der Sterbende mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte, er wollte laut sprechen, aber nur mühsam vermochte er dem Jäger zuzuflüstern:

„Ich lasse Euch Marie, mein Liebstes auf Erden. Macht sie glücklich, aber — versprecht mir, meinen Tod zu rächen an jenen Elenden, die mich um alles gebracht. Schwört mir, Rache zu nehmen an ihnen bis ins dritte und vierte Glied. Schwört mir, wiederholte er in tödlicher Angst, auf daß ich ruhig sterben kann. Hier, legt eure Rechte auf meine Brust. Mein letzter Atemzug sei ein Segen für mein Kind und ein Fluch jenen Fremdlingen.“

Wenige Sekunden später hatte der Wiesenmüller geendet. Tief erschüttert wandte der Jäger sich ab und eilte, dem Doktor die Papiere, welche der Reichsbauer ihm übergeben, auszuhändigen.

Kaum hatte der Arzt einen Blick auf die Dokumente geworfen, als er ausrief:

„Ein wichtiger Fund! Hier ist die Marschroute der Jourdanschen Armee angegeben und ich ersehe daraus aufs deutlichste, daß wir in Mellchrichstadt im ganzen wenig zu befürchten haben werden. Was sich hier in den Saal- und Streugrund hereingezogen, scheinen nur versprengte Reste einiger Regimenter zu sein. Aber was ist das hier? Ein Brief an die Marquise von — ich vermag den Namen nicht zu lesen. Das Schreiben ist an mehreren Stellen von Kugeln durchbohrt und außerdem ganz mit Blut getränkt. Versucht Ihr einmal Euer Glück, Endres, den Namen zu entziffern.“

Begierig griff der Revierjäger nach dem Briefe, sorgfältig die Adresse prüfend.

„Ich meine, den Namen Navilly zu erkennen, dann wäre das Schreiben für die ältere der beiden Damen, die bei mir im Forsthaus gewohnt. Leider ist aber seit Wochen schon die Marquise samt Nichte nach England abgereist, ohne daß sie mir, als sie mich verließ, ihren dortigen Wohnort hätte angeben können. So kann ihr dieses Schreiben nicht zugestellt werden. Sollte es auch von ihrem lange gesuchten Neffen herrühren?“

Während Endres so sprach, hatte der Doktor nur zerstreut zugehört, sein Blick schweifte scharf ausspähend umher. Plötzlich überflog helle Zornesröte seine edlen ausdrucksvollen Züge und er rief aus:

„Da seht hin, unsere Bauern berauben dort unten einen armen Chasseur, der, zu Boden gestürzt und schwer verwundet, sich ihrer nicht erwehren kann. Solches darf nicht geschehen unter meinen Augen. Auch im Feinde soll man den Menschen ehren. Ich eile, den Fall zu schlichten, gleich werde ich wieder zurück sein. Haltet ihr indes Wacht hier oben, es handelt sich nur um Minuten.“

„Bleibt, Doktor,“ rief der Revierjäger dem hastig den Abhang Hinuntereilenden nach. „Ihr setzt nutzlos Euer Leben aufs Spiel und kennt diese heimtückischen Gesellen nicht. Umsonst,“ sagte er dann zu den sich zu ihm drängenden Bauern. „Da seht, schon ist er unten und spricht mit dem Chasseur. Jetzt kommen andere aus dem Hinterhalte hervor. Sie umringen ihn mit wildem Geschrei. Bei Gott, sie legen auf ihn an, sie feuern, er stürzt. Jetzt kommen sie in hellen Haufen hervor, sie stürmen den Berg. Es ist um uns geschehen. Auf, auf, ihr Leute, rette sich, wer kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Isar- und Karlsthore zu München.

Von Hugo Arnold.

Ungehemmt nach allen Himmelsrichtungen streckt die Residenzstadt München ihre Polypenarme hinaus in das Land, um immer von neuem weite Strecken von Wiesen- und Ackergrund, andere Dörfer zu umfassen, so daß der auf der Landstraße anlangende Fremdling schon bald Stunden hindurch zu wandeln hat, bis er von den äußeren Häuservorposten weg durch lange Zeilen zu den „Thoren“ gelangt und durch sie den Einzug ins Innere, in die „Stadt“ hält. Nimmer passiert er auf gewundenem Wege das Glacis, überschreitet auf hölzerner Zugbrücke den Wassergraben und weist sich vor dem scharf musternden schnauzbärtigen Korporal der Wache durch Vorzeigung seines Passes aus über „des Namens Art“ und „woher er kam der Fahrt“, um die Erlaubnis zum Einlaß durch die schmale Spitzbogenpforte zu gewinnen, wie es die strenge Vorschrift noch zu der Großväter Zeiten erheischte. Daß wir ihren sorgsam geübten Brauch nicht einmal mehr verstehen, kennzeichnet am besten den Umschwung und die Änderung aller Verhältnisse, die seit einigen Menschenaltern Platz gegriffen haben.

Und wanderst Du nun um das alte München herum, suchst Du nach dem einstigen Mauerring mit Türmen und Thoren, welche zum Wesen einer Stadt ehedem so notwendig gehörten, daß wir sie noch jetzt von ihrem Begriffe nicht zu trennen vermögen und sie in der Sprache nicht minder wie im Wappen geradezu als deren Symbol dienen lassen, so wirst Du vergeblich danach spähen, denn Mauern und Türme sind bis auf wenige unscheinbare Reste verschwunden, und von den Thoren des ältesten Münchens steht nur noch ein einziges, das ehemalige Thalbruckerthor, jetzt Rathausturm, in der Gestalt, die es durch einen Umbau im 15. Jahrhundert erhielt, und von den zahlreichen neuen Thoren, welche den zweiten Festungsgürtel durchbrachen, haben nur drei ihr Bestehen bis auf unsere Tage gerettet, aber auch deren ursprüngliche Gestalt ist vielfach angetastet und verändert worden, und zweien hat man sogar den eigentlichen Körper, den wirklichen Thorturm genommen, nämlich dem Karls- und dem Sendlingerthore, und nur das Isarthor ist in der Hauptsache so geblieben, wie es vor Jahrhunderten zum Schutze der Stadt und den Feinden zum Trutze gebaut worden ist. Daß den Überresten des Sendlingerthores schon seit geraumer Frist verderbliche

Gelüste nach Abbruch drohen, wollen wir nur nebenbei bemerken. — Als Herzog Heinrich der Löwe Burg und Brücke zu Föhring zerstört, bei München eine neue Brücke über die Isar geschlagen und hier den Stapelplatz auf der umgelegten Straße nach Augsburg geschaffen hatte, war es ein unbedingtes Gebot der Notwendigkeit, den Ort gegen die Angriffe des schwer gekränkten, grollenden Bischofs von Freising sicherzustellen. Das geschah jedenfalls zuerst in rascher Arbeit durch Wall und Graben. Man hat lange gezweifelt, ob schon damals Steinmauern aufgeführt worden seien. Allein innerhalb des ganzen Umzuges der ältesten Stadt, der sich vom Rathausturm an der Ostseite des Rindermarktes vorbei über Rosenthal, Färbergraben, Augustiner-, Schäffler-, Schrammer-, Hofgraben-, Pfistergasse¹) dem Stadtbache entlang hinter der Burggasse bis zum Rathausturm erstreckt, lassen sich alte Mauern an so vielen Stellen innerhalb der Häuser und Höfe, namentlich am Rindermarkte und in der Schäfflergasse nachweisen, ja gegenüber der Polizei, zwischen den Häusern der Weinstraße Nr. 10 und 11, (das erstere frühere die Behausung des Wilprechtschen Geschlechts, dann Gasthof zum „Goldenen Hahn," jetzt Gendarmeriekaserne, das letztere Eigentum des Herrn Kürschnermeister Westler) also anstoßend an das dort gestandene „hintere Schwabingerthor", später Wilprechts-, Tönlinger-, Nudel- und Schäfflerturm genannt, ist die alte Mauer als Kommunemauer noch in recht beträchtlicher Länge und ziemlicher Höhe erhalten, so daß der volle Beweis für ihren einstigen Bestand schlagend erbracht ist, mag auch ihre Erbauung nicht unmittelbar mit der Gründung der Stadt zusammenfallen, sondern erst einige Jahre darauf erfolgt sein. An den Enden der jetzigen Diener-, Wein- und Kaufingergasse, des Rindermarktes und des Marienplatzes schlossen damals die Zugänge zur Stadt ab: das vordere und das hintere Schwabingerthor (Muggenthaler- und Wilprechtsturm), das Neuhauserthor (Schöner Turm), das Sendlingerthor (Ruffiniturm) und das Thalburg- oder Thalbruckthor.

Nicht lange behagte dieser enge Umkreis dem rasch emporstrebenden München; der Aufschwung vollzog sich so rasch, daß derselbe schon nach einem halben Jahrhunderte nicht mehr genügte, indem sich vor den Thoren und selbst abseits davon die Vorstädte in förmlichen Straßenlinien anschlossen. Insbesondere gestalteten sich Zuzug und Erweiterung lebhaft, als nach der Teilung des Landes in Ober- und Niederbayern 1255 für Ludwig den Strengen die bisherige Residenz zu Landshut verloren ging und der Herzog sich entschloß, seinen Sitz in München zu nehmen. Lag auch die in jenen Tagen errichtete Feste, der jetzige „Alte Hof" innerhalb der alten Umfassung, so drängte sie doch durch eine Anzahl von Nebengebäuden außerhalb derselben zur Vergrößerung und Verstärkung der Stadtbefestigung. Schon damals wurde daher mit der Anlage eines neuen Mauergürtels begonnen, denn bereits 1287 wird das Clarissenkloster zum hl. Jakob am Anger als „innerhalb der Mauern der Stadt gelegen" genannt, doch war 1301 der neue Mauerring noch nicht vollendet, da in diesem Jahre das Umgeld vom oberen und unteren Thore (Sendlinger — das Schöner Turm-Thor und Thalburgthor) von Herzog Rudolf der Gemeinde bis zur Vollendung des Baues zugesichert wurde. — Nach 14 Jahren stand dieser Mauergürtel fertig da und 1319 begann man den Bau eines zweiten äußeren, etwas niedrigeren, wodurch sich der zwischenliegende Zwinger bildete. An den beiden Mauern wurden zahlreiche Wehrtürme erbaut, ihre Herstellung ebenso wie jene eines neuen Grabens zogen die Arbeiten sehr in die Länge. Diese erweiterte Einfriedung vergrößerte den Umfang der Stadt um das Sechsfache, ist nicht bloß das ganze Mittelalter hindurch, sondern bis in die neuere Zeit hinein die Befestigungslinie Münchens geblieben, war beim Regierungsantritte König Ludwigs I. noch fast ununterbrochen erhalten und läßt sich in der Gegenwart am Zuge der Straßen, teilweise sogar am Laufe der Trambahn verfolgen. Ihr äußerer Umkreis ist vom Isarthor weg begrenzt durch die Blumen-, Sonnenstraße, den



Das Karlsthor zu München. Nach Lebsché. (S. 56.)

¹) Von seiten der Stadtbehörden ist in neuerer Zeit für die sämtlichen „Gassen" die Umtaufung in „Straße" beliebt worden; diese der Geschichte, der Sache und dem Sprachgebrauche widersprechende Benennung kann uns nicht anfechten.

Maximiliansplatz, Hofgarten, die Wurzer- und Herrnstraße. An den Verlängerungen der alten Hauptstraßen bildeten jetzt vier Thore den Abschluß: am Ostende des Thales das Isarthor, unter Kaiser Ludwig dem Bayer das „neue" Thalburgthor genannt; am nördlichen Stadtende vor den beiden Schwabingergassen (jetzt Theatiner- und Residenzstraße) an der Stelle der Feldherrnhalle das „neue Schwabingerthor", (im 15. Jahrhdrt. nach einer benachbarten Kapelle „Unseres Herrn Thor" genannt,) das im Jahre 1316 der Stadterweiterung zum Opfer fiel; am südlichen Ende der Sendlingergasse das Sendlingerthor, das 1419 zuerst urkundlich erwähnt wird, seine beiden äußeren Flankentürme erst im Ausgange des 14. Jahrhdts. erhielt, 1808 seinen eigentlichen Thorturm verlor und die gegenwärtige Gestalt 1860 durch des städtischen Oberbaurats v. Zenetti Restaurierung erhielt. Am Westende der Neuhausergasse endlich erhob sich das zweite „obere" oder Nuinhauserthor, welches 1315 vollendet war.



Das Isarthor zu München. Nach Lebschè. (S. 56.)

Bei dem großen Umfange der Stadt genügten jedoch diese vier Thore dem Bedürfnisse des Verkehrs nicht und es wurden deshalb noch weitere Pforten für denselben geöffnet: das Anger-, Schiffer-, Türken-, Graggenauer- oder Kostthor, Neuvest,- Frauenthor. Das Türkenthor wurde später zugemauert und die übrigen Thore sind samt den Mauern und Gräben schon längst wieder verschwunden.

Welches Aussehen, welche Gestalt hatte nun ein mittelalterliches Thor? Diese Frage wird dem freundlichen Leser schon lange auf der Zunge gelegen haben; denn die Thore bestanden ja nicht so, wie sie jetzt dem Auge sich darstellen, als selbständige Bauwerke, losgelöst von ihrer Umgebung. Sie sind vielmehr nur vereint mit derselben zu betrachten, als Glieder eines wohlgefügten Organismus. So lange das Pulver noch nicht in Gebrauch gekommen war und noch nicht die Donnerbüchsen die Geschosse schleuderten, welche die festesten Mauern jener Zeit unwiderstehlich zu Boden warfen, boten die Verteidigungswerke einer Stadt oder einer Burg, sofern sie in gutem Stande gehalten und von beherzten Mannen gehütet wurden, einen sichern Schutz, und der Angreifer hatte keine leichte Mühe, die Hindernisse zu überwinden, welche der Festungsbaumeister zwischen ihn und das Ziel seiner Mühen gelegt hatte.

Um die Stadt lief nämlich ein doppelter Mauerring, die hintere Mauer überragte die vordere um einige Meter, besaß einen Wehrgang, Zinnen und Scharten und bestrich den Zwinger und die vordere Ringmauer; beide Mauern waren in kurzen Abständen mit hochragenden Türmen besetzt, welche über sie vorsprangen und die Zwischenräume unter sich flankierten; vor den Mauern zog ein breiter und tiefer Wassergraben und dessen jenseitiger Rand war noch mit niederen Palissaden und stacheligem Strauchwerk gesäumt. Der Angreifer mußte also zuerst den Graben überschreiten, dann von diesem aus die äußere Umfassungsmauer erstürmen. War ihm das gelungen, so befand er sich im Zwinger, und nun hatte

er erst die hohe steile Hauptumfassung zu erklimmen. Ebenso schwierig gestaltete sich das Heranbringen der Belagerungsmaschinen, deren man sich vor Einführung der Geschütze bediente. Diese waren von plumper Bauart, schwerfällig in Gang zu setzen, konnten nur langsam bewegt und vorgeschoben werden. Um sie an die Hauptmauer so nahe heranzuschaffen, daß dieselbe von ihnen aus erstiegen oder mit dem Widder eingestoßen werden konnte, mußte erst der Graben überdämmt und die äußere Ringmauer genommen worden sein. Es war also keine Rede davon, daß der Angreifer leichten Kaufes an und über die Mauern zu dringen vermochte, und wenn die Verteidiger ihre Schuldigkeit thaten, so konnten sie dafür in einem sichern Neste lange ausharren, sobald nur ausreichend Proviant vorhanden war. Man mußte vor dem bösen Feinde die Pforten wohl verwahren, durch die in ruhigen Tagen der friedliche Verkehr sich in die Stadt und aus ihr bewegte. Denn sie waren die gefährdeten Stellen der Umfassung.

Darum schirmte man die Thore durch folgende sorgsam ersonnene Anlage, bei deren Beschreibung wir das in München wie an vielen anderen Orten angewendete Muster ins Auge fassen. Das eigentliche Thor öffnete sich in einem hohen starken viereckigen Turme, vor welchem ein geschlossener Vorhof lag. Die Mauerbrüstungen des letzteren umlief innen ein auf Balken ruhender Wehrgang, so daß die Verteidiger durch Scharten oder zwischen Zinnen herab den andringenden Feind heiß zu empfangen vermochten, und die äußeren beiden Ecken der Vorderseite dieses Vorhofes bewehrten zwei starke Türme mit vier- oder vieleckigem oder rundem Grundrisse, deren Fuß über den inneren Grabenrand (Eskarpe) hinausragte. Die Verbindungsmauer zwischen beiden letztgenannten Türmen enthielt das äußere Thor und über den Graben gelangte man zu diesem auf einer Zugbrücke. War es nun einem mutigen Angreifer wirklich gelungen, durch und über den Graben heranzukommen, das äußere Thor zu bemeistern, und drang er durch dasselbe stürmend in den Vorhof herein, so stand er vor dem gesenkten Fallgatter und befand sich erst recht in der Mausefalle, wurde vom Wehrgange und aus den Scharten des Hauptturmes, sowie von den aus des letzteren Front ausladenden Erkern, den sogenannten Pechnasen, herab mit Geschossen, siedendem Wasser, brennendem Pech überschüttet: gewiß kein behaglicher und gastlicher, aber ein warmer Willkommgruß!

Diese Befestigungsanlage heißt man gemeiniglich „Barbakan“. Das Wort stammt, wie schon der Klang bezeugt, aus dem Oriente, wurde von den Kreuzfahrern zu uns gebracht und lautet im Mittelhochdeutschen: Barbigan, im mittelalterlichen Latein: Barbacana, barbacenus, barbachanna, barbicana, barbicanum, im Altfranzösischen barbacane, barbaquane, barbecone. Ursprünglich bedeutete es „Zwinger“, doch wurde es im Abendlande bald ausschließlich für die Bezeichnung der äußeren Thorbefestigung und insbesondere für die eben geschilderte Art derselben gebräuchlich.

Die Thore der Münchener Stadtbefestigung aus Kaiser Ludwigs des Bayern Zeit waren insgesamt nach diesem Systeme angelegt. Vollständig erhalten geblieben ist es nur am Isarthor, denn am Karlsthore und am Sendlingerthore fielen die Haupttürme, die gerade den eigentlichen Körper der Befestigung bilden, der Zerstörung anheim. Zu erwähnen ist noch, daß den Zugang zur Brücke auf dem jenseitigen Ufer des Grabens noch ein im Halbrund vorgeschobener Tambour deckte, d. i. eine mit Scharten versehene niedere Mauer oder eine Palissadenwand. Als dann später Kurfürst Maximilian I. seine Hauptstadt mit einer dem damaligen Stande der Kriegsbaukunst entsprechenden Fortifikation bedachte und vor den Mauerring seines kaiserlichen Ahnherrn eine mit 15 Bastionen und einem breiten Wassergraben verstärkte Umwallung legte, deren letzte Reste noch im Garten des ehemaligen Prinz Karl-Palais und in der Müllerstraße erhalten sind, kamen die Zugänge zu den Thoren in eine Kurtine zu liegen, d. h. in das Wallstück, welches zwischen je zwei vorspringenden Bastionen lag und von diesen aus bestrichen war. Vor dem Karlsthore und dem Sendlingerthore direkt erhob sich eine Bastion, das Isarthor aber lag hinter einer Kurtine. — So viel von der baulichen Anlage der Thore.

Stumm sehen die altersgrauen Zeugen der vergangenen Jahrhunderte herab auf das geräuschvolle Treiben der Gegenwart, die in jeder Minute einen Menschenschwall durch die Pforten wirft. Wenn sie zu sprechen vermöchten von den Tagen, die sie geschaut, und den Jahren, die sie verrinnen sahen, von all' den Herzen, die hoffnungsfroh durch sie passierten, um erfolggekrönt oder bitter enttäuscht durch sie zurückzukehren!

Zu Schutz und Trutz erbaut, melden sie zunächst von Waffenlärm und Sturmestosen. Kaum war München vom Mauerring des Kaisers umschlossen, pochten schon des Feindes rauhe Fäuste an die Thore. Herzog Leopold von Österreich zog im September 1319 aus seinen schwäbischen Landen heran, um sich mit seinem aus dem Salzburgischen ihm entgegenrückenden Bruder Friedrich zu vereinen. Von Diessen kam er und München erfuhr damals seine erste, wenn auch nur kurze Belagerung. Für Bayern waren damals schlimme Tage, seine Fürsten sahen sich zur Räumung des Feldes gezwungen und Kaiser Ludwig suchte hinter den Mauern Münchens Deckung. Ungehindert vereinigten sich die österreichischen Heere und plünderten und verwüsteten die bayerischen Lande bis vor die Thore von Regensburg.

Die nächsten Feinde, die vor München erschienen, waren keine Fremden, sondern eigene Landsleute, und an einem so traurigen Ereignisse trugen nicht die letzte Schuld die Münchener selbst. Um die Wende des 15. Jahrhunderts herrschte arger Zwist in der herzoglichen Familie und diesen Umstand benutzten die Führer der damals in allen Städten das Haupt erhebenden demokratischen Partei zu einer Erhebung. Allein sie kamen damit übel an. Am Fastnachtssonntage, 25. Februar 1403, während die Bürger mit ihren Weibern lustig auf dem Rathause tanzten, erschienen die Herzoge Ernst und Wilhelm mit einem Heere bei Moosach, Herzog Heinrich von Landshut auf dem Gasteigberge; am folgenden Tage schnitten die Belagerer der Stadt das Wasser ab, erstürmten die vor dem Isarthore gelegenen Isarbrücken, brannten die fünf Mühlen an den Kanälen außerhalb der Stadtmauer nieder und dazu noch weitere 40 Mühlen, so daß im Umkreise einer Meile keine einzige mehr klapperte, und schlugen die ausfallenden Münchener in wilder Flucht zurück. Nach einigen Tagen jedoch wurde die Belagerung wieder aufgehoben.

Noch einmal — im Landshuter Erfolgekriege — führte der Familienhader im wittelsbachischen Hause den Feind vor das Isarthor. Der pfälzische Feldhauptmann Georg Wißpeck

kam mit einer Streifschar am 12. Oktober 1504 von Landshut angezogen, pflanzte seine Batterien beim Spital auf dem Gasteig auf und beschoß die Stadt. Allein die heftige Erwiderung des Feuers von den Wällen und von der „Neuen Feste“ aus, bewog ihn zum raschen Abmarsche.

Im folgenden Jahrhundert sah München zum ersten Male einen Feind in seinen Mauern. Der Schwedenkönig Gustav Adolf marschierte 1632 nach Aufhebung der Belagerung von Ingolstadt heran und war am 15. Mai in Freising eingetroffen. Nach langen demütigenden, unter Vermittlung des französischen Gesandten geführten Verhandlungen gelang den Münchener Abgesandten, gegen eine Brandschatzung von 300000 Thalern — eine sehr bedeutende Summe für die damaligen Verhältnisse — Schonung der widerstandsunfähigen Stadt zu erlangen, und am 17. Mai hielt der König, von Ismanning kommend, seinen Einzug durch das Isarthor über das Thal und den Marktplatz, die Wein- und Theatinerstraße zur kurfürstlichen Residenz.

Weltbekannt ist die erschütternde Tragödie der Volkstreue in der Christnacht 1705, deren Katastrophe vor dem Isarthore ihren Anfang nahm. Die Oberländer Bauern erstürmten den schwach verteidigten Roten Turm an der Isarbrücke; aber ihr Angriff auf die Außenwerke des Isarthores scheiterte an der tapfern Verteidigung des fränkischen Kreisregiments unter Oberstlieutenant Littich, und als General Kriechbaum von Anzing her über die Isar den Bauern in den Rücken kam und gleichzeitig der in München kommandierende österreichische General de Wendt durch das Isarthor einen Ausfall machte, gerieten die Bauern zwischen zwei Feuer und wurden an den Wällen entlang nach Sendling getrieben, wo die durch das Sendlingerthor hervorbrechenden Kaiserlichen sie vollends umfaßten und vernichteten.

Es währte nicht lange und wiederum stand Wittelsbach im Felde gegen Habsburg. Da rückte der kaiserliche Oberst Wenzel vor die Stadt, welche nur von einer schwachen Garnison besetzt war, und nach dreitägigen Verhandlungen marschierte er am 12. Februar 1742 mit seinen Rotmäntlern durch das Isarthor in München ein, am gleichen Tage, da Kurfürst Karl Albrecht als Karl VII. in Frankfurt die Kaiserkrone empfing.

Ein halbes Jahrhundert später tobte heftiger Kampf wieder vor dem Isarthor. Kurfürst Karl Theodor war treu auf Seite des Kaisers gegen die französische Republik gestanden, als aber General Moreau 1796 siegreich nach Bayern vordrang, erklärte er sich plötzlich neutral, sammelte ein Armeecorps zu München unter dem Befehle des Generals Grafen von Rumford und versagte der auf dem Rückzuge befindlichen kaiserlichen Armee und dem Condéschen Corps den Durchmarsch durch die Stadt, so daß sie an deren Wällen vorbeizogen und die Isar überschritten. Auf dem Gasteig nahmen sie Stellung und die ihnen auf gleichem Wege nachrückenden Franzosen postierten sich an der Isarbrücke (26. August). 14 Tage standen sich die Feinde gegenüber, fast täglich kam es zu Gefechten und während des heftigsten derselben, am 7. September, wurde der Rote Turm zusammengeschossen. Die Franzosen vermochten aber den Übergang über den Fluß nicht zu erzwingen und packten in der Nacht vom 11. auf den 12. September eilends zusammen, als die Nachricht von Jourdans Niederlage bei Würzburg eintraf.

Noch zweimal hielten österreichische Truppen ihren Einzug durch das Isarthor: am 14. September 1805 Feldzeugmeister Frhr. v. Mack auf seinem Vormarsche an die Iller, dem am 21. September Kaiser Franz II. selbst folgte, und am 16. April 1809 General Jellachich.

Doch nicht bloß feindliche Heersäulen sah das Isarthor passieren, es schaute auch auf manchen friedlichen und festlichen Einzug herab. Zwar jenen, über welchen sich im vaterländischen Stolze die Münchener am meisten freuen, muß eine gewissenhafte Geschichtschreibung erbarmunglos als Fabel bezeichnen, denn das schöne Gemälde verherrlicht nur eine Dichtung und kein wirkliches Ereignis: Kaiser Ludwig berührte nach der Ampfinger Schlacht (28. September 1322) München gar nicht, sondern zog vom Schlachtfelde geradeswegs nach Regensburg, wo er am 1. Oktober bereits Quartier nahm. Und der gefangene Gegenkönig Friedrich der Schöne wurde am Schlachttage noch auf die Burg Dornberg und dann sofort von Regensburg weg auf die sagenumsponnene Trausnitz gebracht. Der Siegeseinzug des Kaisers, den das prächtige Freskobildnis über dem Portale feiert, fand also niemals statt und die Münchener müssen sich über diese Zerstörung stolzer Erinnerung durch die nüchterne Kritik ebenso trösten wie die Schweizer über den Nachweis, daß die Sage vom Tell auf mythologischem Boden und nicht auf historischem entsprossen sei.

Dagegen zog ein anderer deutscher Kaiser, Karl V., am 10. Juni 1530 unter all' dem Prunk und Gepränge und dem feierlichen Zeremoniell jener Zeiten durch das Isarthor ein, da er sich aus Italien über Innsbruck zu dem Reichstage nach Augsburg begab, den er — vergeblich! zur Ordnung der religiösen Spaltung einberufen hatte. — Und am 10. März 1810 fuhr Marie Louise, Napoleons prokuratorisch vermählte Gattin ein, um in München Nachtlager zu halten.

Vom sturmumtobten Isarthor weg wenden wir uns zur Gegenpforte, zum Karlsthor. Als es noch Neuhauserthor hieß, brach am 21. September 1422 ein Teil der Münchener Scharen aus demselben hervor, um an diesem und dem nachfolgenden Tage die Schlacht bei Alling wider Herzog Ludwig den Gebarteten zu liefern, und mit 200 ritterlichen Gefangenen kehrten die Sieger durch dasselbe wieder heim. Vor dem Neuhauserthore erschienen am 16. Mai die ersten Schweden und ein Teil ihres Heeres lagerte während der Occupation Gustav Adolfs auf den Feldern vor demselben. — Im folgenden Jahrhunderte wiederum, am 16. Mai des Jahres 1704, hielt Oberst de Wendt seinen Einmarsch durch das Neuhauser Thor, als die Österreicher auch das durch den Ilbesheimer Vertrag der Kurfürstin vorbehaltene Rentamt München und die Residenzstadt besetzten. — Nachdem dann die Franzosen 1800 siegreich vorgedrungen waren, führte General Decaen am 28. Juni den Vortrab durch das Karlsthor (wie es inzwischen benannt worden war) herein und nach der Übergabe Ulms passierte es am 24. Oktober 1805 Napoleon, der sich hierauf mehrere Tage in München aufhielt, um von da aus die Anordnungen für den Vormarsch gegen die österreichischen Lande zu treffen.

Doch auch auf freundlicheren Empfang blickte das alte Thor hernieder. — Unzufrieden mit der Bürgerschaft, hatte Kurfürst Karl Theodor den 11. Oktober 1788 München verlassen gehabt und sich nach Mannheim begeben; indessen, es gelang, des Fürsten Zorn zu besänftigen, und am 16. Juni

kehrte er wieder zurück; seine Einholung durch das Neuhauserthor glich einem Triumphzuge. Nicht minderer Jubel erscholl, als sein Nachfolger, Max Josef, der nachmalige König, am 20. Februar 1799 seinen Einzug hielt, und er, der den Münchenern vorher so gut wie gar nicht bekannt gewesen war, mit einem Schlage durch seine Leutseligkeit alle Herzen bezauberte.

Gehen wir aber noch um einige Jahrhunderte zurück, so findet der Einzug Kaiser Karls V. ein Gegenstück in dem hochfestlichen Empfange, mit welchem die Prinzessin Renata von Lothringen bei ihrer Vermählung mit Herzog Wilhelm V. am 21. Februar 1568 in der neuen Heimat begrüßt wurde. Im Festzuge befanden sich 5640 Reiter und derselbe besaß eine solche Ausdehnung, daß die Braut noch in ihrem Zelte beim Dorfe Neuhausen sich befand, als schon die Spitze beim Neuhauserthore eingetroffen war.

So haben wir aus dem Bilderbuche der Vergangenheit einige Blätter aufgeschlagen, auf denen uns die altersgrauen Thore als stumme Zeugen begegnen. In welcher Gestalt sie bis hart an die Schwelle unserer Tage gekommen, zeigen die unseren Worten beigefügten Illustrationen nach Meister Lebschés Hand.

Das Isarthor erscheint seitdem nicht viel, aber doch in charakteristischen Einzelheiten verändert. Ursprünglich war der Hauptturm mit Zinnen versehen, die gegenwärtige Gestalt und damit den Anstrich moderner Romantik erhielt es durch die in den Jahren 1833—1835 nach den Plänen F. v. Gärtners vorgenommene Restauration. Damals wurden auch die Wappenschilde der Ritter, welche bei Ampfing mitgestritten hatten, an den äußeren Türmen und an der Verbindungsmauer über dem Portale das prächtige Freskogemälde Bernhard Nehers angebracht. Die Bilder der heiligen Jungfrau Maria und des hl. Benno über den Durchgängen sind von Neher und Kögel, die Statuen des Erzengels Michael und des hl. Ritters Georg von Konrad Eberhard in Sandstein ausgeführt. Über der Durchfahrt am Hauptturm befand sich schon ehedem eine Darstellung der Kreuzigung, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch ein frisches Gemälde ersetzt wurde; 1862 mußte dasselbe dem gegenwärtigen, von Baumann ausgeführten weichen. Die Uhr kam erst 1861 vom Karlsthore hierher.

Der Name des letzteren wurde erst 1792 geschaffen, als Kurfürst Karl Theodor die Wälle vor dem Thore einebnen und das Häuserrundell erbauen ließ, welches jetzt durch Umbau eine malerische Verschönerung erfahren soll. Lebschés Bild, von innen aufgenommen, zeigt noch den alten zinnengekrönten Hauptturm, der am 15. September durch eine Pulverexplosion im anstoßenden Hause des Kaufmanns Rosenlehner so schwer geschädigt wurde, daß sein Abbruch erfolgen mußte. Im Jahre 1861 baute dann Oberbaurat v. Zenetti den Bogen zwischen die beiden Außentürme ein und stellte die spitzbogigen Durchgänge durch letztere her, durch welche der Verkehrsstrom vom Bahnhof weg sich in das Herz der Stadt ergießt.

So mögen denn die alten verwetterten Thore fortdauern und die hindurchwallenden Enkel erinnern an die Väter, die sie einst zum Schirme der Stadt gebaut, an die Tage der Not und der Freude, die sie geschaut, bis aus dem Schoße der Vergangenheit die Segnungen der Gegenwart entkeimten.

Die Sagen vom Ursprung Nürnbergs.

Von Georg Leidinger.

(Schluß.)

Nürnbergs Existenz zu Römerzeiten verbürgt uns, wenn wir durch die Nerosage nicht überzeugt sind, noch eine zweite Sage, die sich an die Person des römischen Landpflegers Pontius Pilatus, der Christum kreuzigen ließ, anknüpft. Es ist merkwürdig, daß die Sage diesen Mann gerade aus Deutschland stammen läßt, eine Fabel, die vielleicht ihren Grund darin hatte, daß unter den römischen Legionen, namentlich auch in der zu Jerusalem stationierten, viele germanische Söldner sich befanden; sollen ja doch angeblich Westfalen den Heiland gekreuzigt haben. Ein mittelhochdeutsches Gedicht aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, das in einer Handschrift früher in Straßburg aufbewahrt wurde, aber leider bei dem Bombardement der Stadt 1870 verbrannte, erzählt zum Beispiel, Pilatus stamme von einem deutschen König Tyrus, der zu Mainz regierte und weithin über Maas, Rhein und Main herrschte. Der habe von Pila, der Tochter eines in einem einsamen Wald wohnenden Müllers, einen unechten Sohn gehabt, der nach dem Namen der Mutter Pilatus genannt worden sei. Die Sage erzählt dann, wie Pilatus seinen Bruder ermordete und von seinem Vater zur Strafe nach Rom geschickt wurde. Dort beging er abermals einen Mord und ward nun nach Pontus gesandt, wo er die wilden Völker bezwang und infolge seiner dort bewiesenen Tapferkeit den Beinamen Pontius erhielt. Dann kam er nach Palästina; nach Christi Tod wegen seines ungerechten Urteilsspruches zur Verantwortung gezogen, brachte er in Rom sich selbst ums Leben, und sein Leichnam wurde in den Tiber geworfen. Doch sein böser Geist hatte im Wasser keine Ruhe und erregte solche Überschwemmungen, daß man genötigt war, den Leichnam in einen tiefen Alpsee auf dem nach ihm benannten Pilatusberge bei Luzern zu werfen, wo er heute noch tobt. Das ist eine von den mannigfaltigen Sagen, die sich an des Pilatus Person knüpften; nun zu jener, die auch Nürnberg berührt!

Nach ihr soll nämlich Pontius Pilatus in dem Dorfe Hausen in der Nähe Forchheims geboren worden sein, und da er schon als Knabe nicht geringe Fähigkeiten zeigte und zu schönen Hoffnungen berechtigte, soll er zu Nürnberg die Schule besucht haben. Später sei er, so heißt es, als Gesandter nach Jerusalem geschickt worden und habe dort so große Reichtümer erworben, daß er es wagen konnte, nahe bei seinem Geburtsorte Hausen eine Stadt zu gründen, welcher er dann seinen Namen gab. So die Sage, die also Nürnberg schon zur Zeit Christi bestehen läßt, ja die Stadt schon mit Schulen ausstattet!

Aber nicht bloß der treuherzige Glaube des Volkes, sondern auch ernsthafte Gelehrte suchten die Existenz Nürnbergs zu Römerzeiten darzuthun, freilich Gelehrte, die ohne jeden kritischen Scharfblick irgend eine absurde Meinung aufstellten und festhielten. So setzte sogar einer derselben, Knipschild,

das schon bei Cäsar in der Beschreibung des gallischen Kriegs (I. 5.) erwähnte und auf der berühmten Tabula Peutingeriana angegebene Noreja — das heutige Neumarkt in Steiermark! — an die Stelle Nürnbergs, wahrscheinlich wieder durch den Gleichklang des Namens verführt! Wie dieser einen viel weiter südlich gelegenen Ort nach Norden rückte, so thaten umgekehrt andere Gelehrte, wie z. B. der bekannte Wilibald Pirkheimer und Philipp v. Waldenfels, indem sie behaupteten, Nürnberg sei das alte Segodunum — heutzutage am Main unterhalb Würzburgs zu suchen —, das von dem berühmten alexandrinischen Geographen Ptolemäus angegeben werde. Darum nannte auch ein Dichter, Ricardus Bartolinus, in einem lateinischen Heldengedichte, Austrias betitelt, die nürnbergische Jugend „Segduneiam pubem", und die Bewohner der Stadt „Segduneium hostem". Wieder andere behaupteten, Nürnberg sei das alte Bergium, heute in der Nähe Bambergs — das schon bei Ptolemäus vorkomme, und so erging man sich fortwährend in haltlosen Vermutungen. Ein Gelehrter, Hermann Conringius, stellte, ebenfalls wieder von der Absicht geleitet, aus einer Ableitung des Namens der Stadt auf ihren Ursprung zu schließen, die Behauptung auf, Nürnberg sei von dem alten Volksstamme der Narisker, der hier seine Wohnsitze gehabt habe, gegründet und auch nach ihnen genannt worden und zwar Noriskerberg. Der Vokal a in dem Worte „Narisker" bereitete ihm, wie es scheint, bei der Ableitung Schwierigkeiten, aber er setzte sich bald darüber hinweg, indem er sagte, Tacitus schreibe zwar Narisker, dies sei aber wahrscheinlich falsch, es müsse Norisker heißen; sei jedoch der Text des Tacitus richtig, nun, so müsse sich eben im Laufe der Zeit das a in o abgeschliffen haben! Und mit solchen Erklärungen täuschte man sich über die Richtigkeit aufgestellter Behauptungen hinweg!


Johann Michael Ignaz Schmidt. (S. 59.)

Wir kommen nun zu einer Hypothese über Nürnbergs Ursprung, die besonders im vorigen Jahrhundert sehr zahlreiche Anhänger gefunden hat, die aber natürlich ebenso wenig stichhaltig ist, wie alle bereits angeführten; es ist dies nämlich die Behauptung, Nürnberg sei von flüchtigen Norikern gegründet worden und habe nach diesen Norikerberg, Mons Noricus oder Noricorum, geheißen. Besonders vertreten wurde diese Ansicht durch den Altdorfer Professor Wagenseil und den bekannten brandenburgischen Hofrat Joh. Heinrich v. Falckenstein, der auch unter dem Pseudonym Johannes ab Indagine eine Beschreibung der Stadt Nürnberg herausgab. Falckenstein stellte sich den Hergang der Entstehung der Stadt ungefähr folgendermaßen vor: „Zu Zeiten ihres Königs Attila im 5. Jahrhundert brachen die Hunnen in Noricum — Noricum war das Land östlich vom Inn, heutzutage ungefähr ein Teil von Bayern, dann das Salzkammergut, Steiermark, Kärnthen und Krain — ein, verheerten, verbrannten und verwüsteten alles, und was ihnen unter die Hand kam, das mußte eines erbärmlichen Todes sterben. In diesem Lande — Noricum — wurde ein vortreffliches Eisen verfertigt, wovon ein daraus geschmiedetes Schwert vor allen den Preis und Vorzug hatte. Dahero singet Horatius Carm. I. 16.

— — Quas neque Noricus
Deterret ensis —

und Ovidius, Metam. XVI. 712.

Saevior et ferro, quod Noricus excoquit ensis.

Was ein Land vor andern zum Voraus hat, damit nähret es sich am meisten; dahero ist kein Zweifel, daß eine große Menge Waffen-, Sensen- und andere dergleichen Schmiede sich darinnen werde befunden haben. Wie nun diejenige, die der Hunnen Schwert entronnen waren, nebst einer sicheren Retirade auch zugleich werden einen Ort, wo sie ihr Gewerb wieder füglich treiben und sich ernähren können, gesucht haben, diesen aber ohnweit der Regnitz und an der Pegnitz gefunden hatten, so ließen sie sich allhier nieder, baueten anfänglich kleine Hütten auf und machten ihre Sachen so gut als es sich damahls wollte thun lassen. Nun weiß man wohl, daß selbige Zeiten von mancherley räuberischem Gesindel und feindlichen Einfällen sehr unsicher waren. Da ist nun gar glaublich, daß sie auf dem Hügel, worauf heutiges Tages das Schloß stehet, einen Thurm, wie sie damals gekönnt, mögen erbaut haben, auf welchem sie einestheils eine Wache gehalten, um die ankommenden räuberischen und feindlichen Partheien zu observiren, theils ihr bestes Vermögen dahin zu salviren, welches immer nach und nach zugenommen, bis endlich aus dem Thurm ein Schloß und aus denen angebauten Häuser mit der Zeit eine Stadt geworden." — Zu erweisen ist natürlich diese Hypothese niemals; sie entstand eben auch wieder durch die Ähnlichkeit der Namen, und zur Entstehung mag vielleicht viel die Thatsache beigetragen haben, daß später in Nürnberg viele Sensenschmiede ihren Aufenthalt hatten, von denen dann, nach der Sage, die meisten 1269 oder nach anderen Angaben 1298 aus der Stadt fliehen mußten, da sie die beiden jungen Söhne des Burggrafen Friedrich III. erschlagen hatten:

Die thäter aber rüsteten sich
Und zogen alle samtlich
Gen Donawert und an den Riß,
Von dem heutigen Tag gewis
Sein so vil sichelschmid entstanden
In dem Riß und Schwabenlanden.

Die Norikerhypothese hatte, wie erwähnt, auch Wagenseil angenommen, der sich hierbei weiter auf den berühmten Humanisten Konrad Celtes, den ersten in Deutschland (von Kaiser Friedrich III.) gekrönten Dichter, stützte und auch die Ansicht des Wilibald Pirkheimer anführte, der ebenfalls Nürnberg von Norikern gegründet werden läßt, die jedoch nicht vor den Hunnen, sondern vor den Römern — also noch viel früher — geflüchtet seien.

Es ist interessant, die Beweise anzusehen, welche von verschiedenen Seiten für den norischen Ursprung Nürnbergs

angeführt wurden, und die meistens in der Anführung der lateinischen Benennung der Stadt und der Burg gipfeln. Wenn es in Urkunden und bei Geschichtschreibern, wie bei dem berühmten Otto v. Freising heiße: Castrum Noricum, und wenn die Stadt bei Äneas Sylvius Mons Noricus genannt werde, wie könne man da noch an dem norischen Ursprung Nürnbergs zweifeln? Da fragt naiv ein Schriftsteller: Ja, woher sollte man denn sonst Castrum Noricum, Senatus Noricus, Patricius Noricus sagen können, wenn die Stadt nicht von den Norikern gegründet worden ist? ohne zu bedenken, daß doch für die Urkunden des Mittelalters und für die Gelehrtensprache deutsche Eigennamen eben auf irgend eine Weise latinisiert werden mußten. In dieser Art führte man weiter an, daß ja zum Beispiel auf dem Epitaph des Kaisers Ruprecht von der Pfalz zu Heidelberg seine Gemahlin Elisabeth, die eine geborne Burggräfin von Nürnberg war, als Norici montis Burggravia bezeichnet werde, und dergl. angebliche Beweise mehr. Und so schmeichelte man sich, daß Nürnberg gleiche Art und Zeit des Ursprungs mit Venedig gehabt habe, das ja auch im 5. Jahrhundert infolge des Vordringens der Hunnen gegründet wurde. Denn die geängstigten Bewohner Venetiens flohen vor den Barbaren nach Süden, wie die Noriker es nach Norden gethan haben sollten, und gründeten auf den Lagunen des Adriatischen Meeres, das später so mächtige Venedig.

Hat man nun an Nürnbergs Existenz schon zu Römerzeiten und zur Zeit der Völkerwanderung geglaubt, so dürfen wir uns nicht wundern, daß die Sage es auch zu den Zeiten der Karolinger existieren läßt. Was die Sage erzählte, das suchte im vorigen Jahrhundert v. Eckardt zu beweisen, indem er in seinen Commentarii de rebus Franciae Orientalis aus einem Kapitularium Karls des Großen vom Jahre 805 eine Stelle anführte, von der er behauptete, daß sie Nürnbergs damalige Existenz darthue. Es wird dort nämlich bei Erwähnung der Orte, in welchen Gütern von Kaufleuten, die unter den Avaren und Slawen Handel treiben wollten, ein besonderer Schutz zu teil werden sollte, zwischen Forchheim und Regensburg ein Bremberg genannt, und nun behauptete v. Eckardt, dieses Bremberg sei identisch mit Nürnberg. Doch schon der oben genannte J. H. v. Falckenstein wies diese gänzlich unhaltbare Vermutung zurück und sie fand kaum einen Anhänger. Das Volk aber, das sich um solche wenig fruchtbringende Untersuchungen nichts kümmerte, erzählte sich von dem einstigen Aufenthalte des großen Kaisers Karl zu Nürnberg, und auch in Nürnberg finden wir jene über ganz Deutschland verbreitete Sage von dem in Bergesschoß schlafenden Kaiser:

Im Volke geht die Sage, daß er in Nürnbergs Schloß
Verzaubert ist im Brunnen, mit Rittern und mit Troß.
Daß stolz er trägt die Krone, ein purpurn Prachtgewand —
Und daß sein golden Scepter er schwingt in starker Hand.
Sein Thron, der ist von Eisen, mit Rubinstein besät;
Zu seiner rechten Seiten sein blitzend Schlachtschwert steht.
Und weiter spricht die Sage: „So einst am Walserfeld
Der dürre Birnbaum wieder in frischen Knospen schwellt,
Greift er nach seinem Schwerte, nach seiner goldnen Wehr —
Durchzieht im Kaiserschmucke das Reich so stolz und hehr.
Dann wird Gericht er halten beim Birnbaum auf dem Feld:
Und Deutschland, es wird wieder das erste Reich der Welt!

* * *

Wie man die Art des Ursprungs der Stadt zu ergründen suchte, so hat man sich natürlich auch oft mit der Ableitung des Namens derselben, da man aus dem Namen auf die Urgeschichte der Stadt schließen wollte, abgegeben und ist dabei oft zu den lächerlichsten Kombinationen gekommen.

Von dem oben erwähnten Königssohn Noricus leitete man ab „Noriksberg“, von den beiden Neronen „Neroberg“, — die Chronik sagt dabei naiv genug:

allhie hast du es zweierlei, derowegen möge ein jeder derer Nero einen nehmen, welchen er will, nach welchem diese Stadt erstlich Neroberg genannt soll worden sein; ich halte für mich, es gelte gleich, es sein welcher es wolle gewesen, wenn es nur ein Nero ist! —

von den Norikern „Norikerberg“. Meisterlin, der unkritische erste Geschichtsschreiber der Stadt schrieb „Newromberg“, und so kam es, daß man voll Ironie fragte, ob Nürnberg nicht vielleicht aus Neu-Rom-Berg entstanden sei; sei es doch ebenso eine Hügelstadt wie Rom, und sogar anstatt mit 7, mit 12 Hügeln! Dann fand man, daß der Felsen, auf dem die Burg steht, die Form einer Niere habe! Was war also natürlicher als die Stadt „Nierenberg“ zu benennen?! Wieder andere erklärten den Namen zusammengezogen aus „Nur ein Berg“, da ja der Burgberg ganz allein stehe! Eine der unsinnigsten Ableitungen ist die, Nürnberg aus „Nahrungsberg“ entstanden zu erklären, wegen seines Reichtums, ab ubertate et omnium rerum affluentia, wie ein Chronist meint. Das klingt gerade so widersinnig, wie jene Behauptung des Astrologen Andreas Goldmeier aus Gunzenhausen. Der wollte nämlich aus einer Stellung der Gestirne berechnet haben, daß die Burg zu Nürnberg im Jahre der Welt 3771, 14 Jahre vor Christi Geburt, den 9. April, an einem Dienstag vormittags 8 Uhr, zu bauen angefangen worden sei, die Stadt aber 26 Jahre nach Chr. Geb., am 3. April, ebenfalls an einem Dienstag vormittags 8 Uhr 57 Minuten! — Im Jahre 1764 erschien in Erlangen eine kleine akademische Streitschrift, verfaßt von einem Magister Theophil Christoph Harles, in welcher dargethan wurde, daß infolge dessen, daß den nach Sachsen reisenden Schwaben Nürnberg gegen Norden gelegen sei, zuerst der Berg den Namen „Nordenberg“, Norenberg, Nornberg, Nurnberg, Nürnberg erhalten habe, dann die darauf erbaute Burg und endlich die darunter angelegte Stadt so genannt worden sei. Eine neuere Konjektur stellte 1819 der Erlanger Professor Dr. Richter auf, indem er nämlich behauptete, Nürnberg sei entstanden aus „Neuernberg“ oder „Neurenberg“, und zwar sei die Burg so genannt worden im Gegensatze zur Altenburg bei Bamberg. Eine weitere etymologische Erklärung wurde versucht im Hinblick auf den slawischen Charakter Nürnbergs, den wir weiter unten noch berühren werden, und zwar von dem bekannten Geschichtsforscher Ritter v. Lang. Hora heißt im Slawischen der Berg, na-horu auf dem Berge; norje bergig, also sei Norje-Berg ein slawisch-deutsches Doppelwort und Nürnberg bedeute sonach nichts weiter als Berg-Berg! Und dann tauchte sogar die Vermutung auf, ein slawischer Gott Nor habe der Stadt den Namen gegeben. Der sei dort sehr verehrt worden, und es sei wahrscheinlich, daß, da die Sage vom hl. Sebaldus auf alten heidnischen Kultus hinweise, der schon vorhandene des slawischen Gottes von den Heidenbekehrern einfach in einen christlichen umgestaltet worden sei. Und so brachte man Erklärung auf Erklärung vor, die alle kaum überzeugen konnten,

wohl aber einen starken Glauben verlangten. Durch ihre Einfachheit bestechend wirkt eine andere Ableitung — und vielleicht ist sie die richtige, — die sich darauf stützt, daß die häufigste und regelmäßigste Form, in der Nürnbergs Name vorkommt, Norenberg oder auch Nurenberg ist. Nach ihr ist Nürnberg entstanden aus „Nuorenberg“, d. h. Berg des Nuoro oder Noro; Noro ist eine Abkürzungsform des Namens Norbert. So habe der Erbauer der Burg geheißen; eine Burg konnte nicht von einem ganzen Volke zu seiner Verteidigung gegen äußere Angriffe gebaut worden sein, sondern nur einem einzelnen, einer Familie angehören, die dann allerdings schützend für eine größere Gemeinschaft eintreten konnte. Das Volk schützte sich in der Regel durch Mauern um seine Dörfer und Städte. Auf einer Burg, wenigstens einer solchen, wie die Nürnberger Burg in ihrer ersten Anlage war, hätte es weder Raum noch Wasser gehabt und bei feindlichen Einfällen gewährten gewiß die undurchdringlichen Wälder ringsherum einen besseren Schutz. Nun stößt man sich vielleicht daran, daß der Name Norenberg und nicht Norenburg lautete, doch darauf ist zu erwidern: Berg hieß man den Ort, wo Burgen lagen, und gleichen Namen gab man den Burgen selbst, wir erinnern nur an Streitberg, Salzberg, Wildenberg. Und auch sprachlich wäre der Name ganz leicht zu erklären, denn die Abkürzungsform für Norbert, Noro zeigt nach der schwachen Deklination den Genitiv Noren, also Norenberg = Berg des Noro. Die meisten neueren Forscher sind darin einig, daß kaum vor dem 10. Jahrhundert irgend eine Spur der Burg oder Stadt vorhanden gewesen sein wird. Rings bedeckten die großen Reichswaldungen das Land; auf einsamem Felseneiland in der weiten Ebene, welche die Pegnitz mit ihren Windungen durchzog, wurde eine Burg gegründet, worauf wahrscheinlich der mit der Verwaltung des weit und breit umherliegenden Krongutes betraute Vogt oder Aufseher über die Waldungen seinen Sitz hatte; darunter siedelte sich nach und nach die Stadt an. Der bereits erwähnte Äneas Sylvius hatte eine Geschichte der Zeit Kaiser Friedrichs III. geschrieben und darin von den Nürnbergern gesagt, diese wollten ihrem Ursprung nach weder Bayern noch Franken sein, sondern ein drittes für sich bestehendes Geschlecht. Und heute noch drängt sich dem Fremden, der Nürnberg besucht und dem Dialekt und der Gesichtsbildung des Volks Aufmerksamkeit schenkt, die Wahrnehmung auf, daß das in der That der Fall ist. Die fleißige Bevölkerung des Nürnberger Landstriches gehört dem Stamme der Slawen an, welche von Norden herab sich noch viel weiter als nur in die Nürnberger Gegend vorgeschoben haben. Die slawischen Bauern haben den Wald ausgerodet und den widerspenstigen Boden urbar gemacht; sie schlossen die erste gemeindliche Vereinigung. Angelockt durch die günstigen Wasserverhältnisse, siedelten sich Handwerker an und bald mag sich ein blühender Handel entfaltet haben; denn schon durch Kaiser Heinrich III. erhielt der Ort Marktgerechtsame. Dazu kam der Kultus des heil. Sebaldus, der aus allen Gegenden viele Wallfahrer herbeizog und ganz besonders zum Aufblühen der Stadt beigetragen haben mag. Die guten Jagdgründe machten außerdem die Burg zu einem äußerst beliebten Aufenthalt der Kaiser, und so vereinigte sich alles, um in überraschend kurzer Zeit zum Werden einer Stadt beizutragen, die sich später zu einer der reichsten und mächtigsten Deutschlands entwickelte und die heute, trotzdem ihre Glanzzeit in frühere Jahrhunderte fällt, zu einem der wertvollsten und schönsten Edelsteine in Bayerns Krone geworden ist.

Kleine Mitteilungen.

Johann Michael Ignaz Schmidt, Geschichtsschreiber der Deutschen. Der um die deutsche Geschichtsschreibung hochverdiente Joh. Mich. Ignaz Schmidt ist geboren in dem früher würzburgischen jetzt unterfränkischen Städtchen Arnstein am 30. Jan. 1736. Sein Vater war der Zolleinnehmer und Stadtrat Johann Schmidt. Seine Mutter Anna Margaretha, geb. Beck erreichte ein Alter von 91 Jahren. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt und nach dem 1749 erfolgten Tode seines Vaters auf dem Gymnasium zu Würzburg. Dem Priesterstande sich widmend, trat er in das dortige bischöfliche Seminar, wo er außer der Theologie sich besonders mit Geschichte, Philosophie und französischer Sprache beschäftigte. Nach fünfjährigem Aufenthalte im Seminare ward er Lizentiat der Theologie und Priester, ging dann als Kaplan nach Haßfurt, wurde aber bald darauf in Bamberg Hofmeister im Hause des Herrn v. Rotenhan, eines Mannes von hohem Geiste und vielen Kenntnissen. Schmidt lernte hier die besten Schriftsteller aller Nationen kennen und bildete sich durch den Umgang mit angesehenen und geistvollen Männern. Als Rotenhan während des 7jährigen Krieges auf seine Güter bei Stuttgart zog, nahm er seinen bisherigen Hauslehrer mit dahin und gab ihm dort eine geistliche Pfründe. Die Pracht und der Luxus der Residenzstadt blieb nicht ohne Einfluß auf Schmidts Geist und Lebensanschauungen.

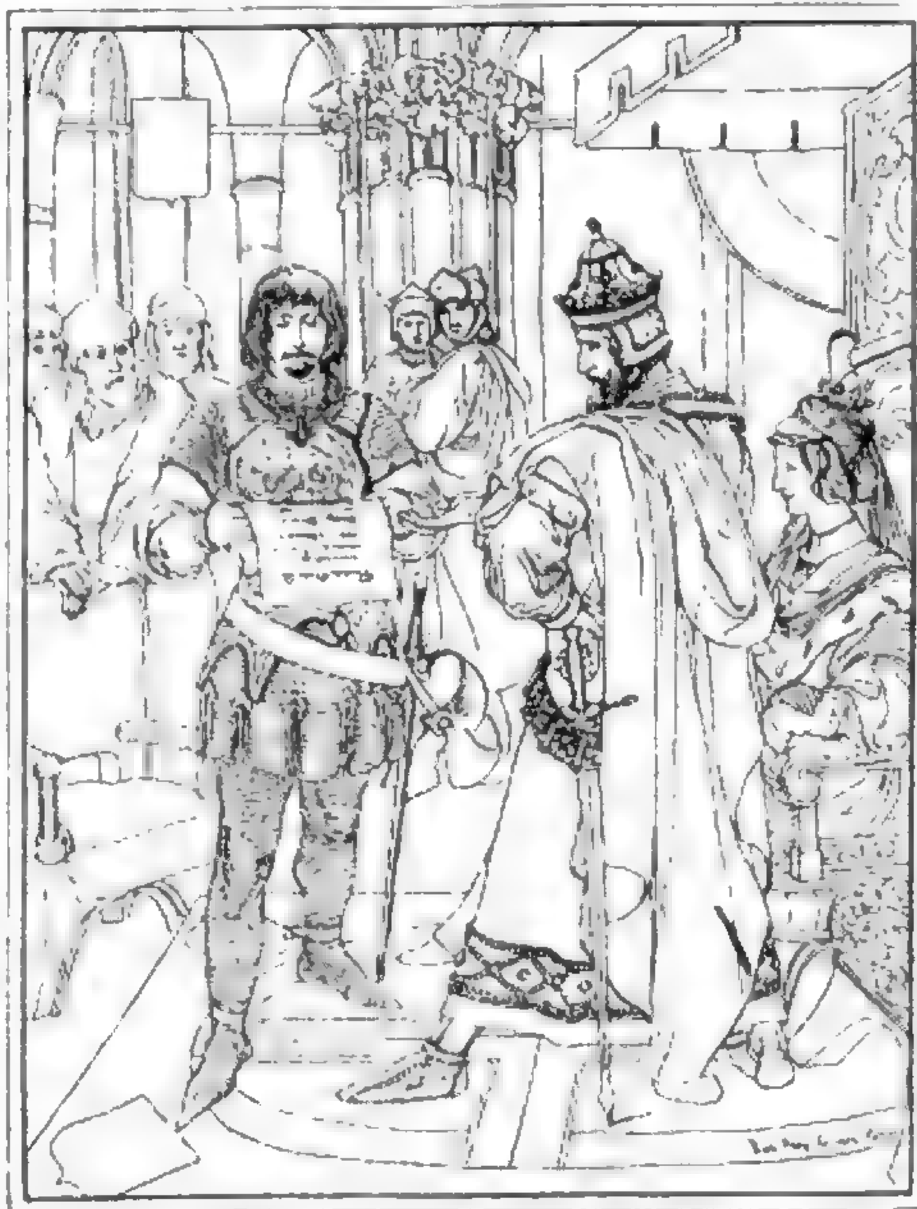
Im Jahre 1771 wurde er zum Bibliothekar an der Universität Würzburg ernannt und bald darauf Mitglied der vom Fürstbischofe Seinsheim zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulkommission und Beisitzer der theologischen Fakultät sowie Lehrer der Deutschen Reichs-Geschichte. Im Jahre 1774 erhielt er eine ansehnliche Präbende und die Würde eines geistlichen Rates mit Sitz und Stimme in der geistlichen Regierung. Von nun an suchte er seinen Einfluß auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens ernstlich geltend zu machen, wobei er von seinem Landesherrn kräftig unterstützt wurde. Schon 1769 hatte er indessen seine Schrift: „Ueber die Methode zu katechisiren“ vorbereitend in Druck gegeben. Zur nämlichen Zeit stiftete der Fürstbischof mit Schmidts Zuziehung und Beihilfe ein Seminar für Landschullehrer, eines der ersten in Deutschland, das selbst bei den Protestanten viel Beifall fand. 1772 erschien seine „Geschichte des Selbstgefühls“, welches Werk dem philosophischen Beobachtungsgeiste des Verfassers viel Ehre machte. Auf Empfehlung Dalbergs ward er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt ernannt.

Im Jahre 1778 begann er die Herausgabe seiner „Geschichte der Teutschen“, welcher er sein ganzes übriges Leben widmete. Diesem Werke verdankt er seinen Ruf zum Kustos der kaiserlichen Bibliothek nach Wien, die er aber ablehnen mußte. Indes reiste er doch dahin, um die dortigen Archive zur Fortsetzung seiner Geschichte zu benutzen. Hier ließ die Kaiserin ihm ihren Antrag, in ihre Dienste zu treten, wiederholen und da Schmidt sah, daß es ihm unmöglich sei, von so vielen noch unbenutzten Schätzen in dem engen Zeitraume, der ihm zur Benutzung der Bibliothek angewiesen war, gehörigen Vorteil ziehen zu können, so nahm er,

ohne weiters auf seinen Fürstbischof zu merken, den ehrenvollen Antrag an und wurde so wirklicher kaiserlicher Hofrat, Direktor des Haus- und Stadtarchivs und Bücherzensur-Kommissionsbeisitzer mit einem Gehalte von 4000 fl. Kaiser Josef kannte Schmidts Wert zu gut und benutzte die Talente des neuerworbenen Staatsdieners auch dadurch, daß er ihn zum Lehrer der Geschichte für seinen Neffen und künftigen Thronfolger, den nachmaligen **Kaiser Franz** von Österreich, ernannte. Nachdem Schmidt 14 Jahre in Wien gelebt und gewirkt hatte, starb er am 1. November 1794 im 58. Jahre seines Alters.

Schmidt war der erste, der eine Geschichte der deutschen Nation schrieb, denn seine Vorgänger bearbeiteten nur Deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsständische Geschichte. Seine Hauptabsicht war, zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen Sitten, seine Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine Staats- und Kirchenverfassung erhalten habe, kurz wie Deutschland das geworden ist, was es wirklich ist, daher die Kulturgeschichte der Nation sein vorzüglichster Gegenstand. Soweit er diesen durch seinen Tod unterbrochenen Entwurf ausführte, geschah es mit Wahl, Ordnung, Geschmack und philosophischem Scharfsinne. Obwohl seine Schreibart und Sprache nicht immer musterhaft sind, so hielt er doch stets streng an geschichtlicher Wahrheit. König Ludwig I. ehrte ihn durch Aufstellung seiner Büste in der Ruhmeshalle hinter der Bavaria

Der Name des Hauses Metternich. Bemmings Artikel über Bamberg veranlaßt uns, eine Sage mitzutheilen, nach welcher das Geschlecht der Metterniche in Bamberg seinen Namen erhalten habe. Die Legende, nicht die Geschichte erzählt hierüber folgendes: Kaiser Heinrich hielt im Jahre 1020 zu Bamberg Hoflager, um dort den Papst Benedikt VIII. zu erwarten, da dieser versprochen hatte, die vom Kaiser in dieser Stadt neu erbaute Kirche persönlich einweihen zu wollen. Unter den Vornehmen, welche die Person des Kaisers umgaben, befand sich auch ein Hauptmann der Leibwache Namens Metter, ein durch Tapferkeit und Edelmut ausgezeichneter Mann. Kaiser Heinrich war ihm sowohl wegen dieser Eigenschaften als auch besonders darum geneigt, weil Metter jederzeit eine große Anhänglichkeit und Ergebenheit für seine Person an den Tag legte; deshalb erhob ihn der Kaiser bei allen Gelegenheiten vor den übrigen und ließ ihn fast nie von seiner Seite. Die Herablassung und Gunst des Regenten verdroß die neidischen Höflinge, und sie sannen auf ein Mittel, den Liebling des Kaisers zu verderben. Sie verfaßten nämlich auf einer Pergamentrolle ein Schreiben, in welchem sie die Handzüge Metters täuschend nachzuahmen versuchten und beschuldigten ihn darin verräterischer Anschläge wider das Leben des Kaisers. Dieses schändliche Schriftstück spielten sie dem Kaiser bei einer schicklichen Gelegenheit arglistig in die Hände und freuten sich im voraus über das gelungene Bubenstück. Allein Heinrichs Zutrauen zu seinem alten, erprobten Diener war stärker, als daß die Verläumdung der Höflinge dasselbe hätte so plötzlich erschüttern können. Er überblickte das Schreiben, legte es dann zur Seite und sprach in Gegenwart seiner Gemahlin Kunigunde und mehrerer anwesender Hofleute „Metter nicht. Metter thut es nicht“. Gleich darauf ließ er den angefeindeten Hauptmann zu sich rufen und übergab ihm mit gespannter Erwartung und zärtlicher Besorgnis die Pergamentrolle zur Einsicht. Metter nahm das Schreiben ohne Erstaunen, ohne Überraschung, ohne alle Furcht ehrerbietig aus der Hand des Kaisers, las mit Schmerz und Unwillen im Gesichte die ihm zur Last gelegte falsche Beschuldigung eines hochverräterischen Anschlags und wollte eben seine Unschuld bei dem Kaiser rechtfertigen, als ihn dieser unterbrach und vor den anwesenden Hofleuten fest und klar die bedeutungsvollen Worte: „**Metter nicht**, Metter that das nicht“, wiederholte. Dies die Sage von der Entstehung des Namens Metternich.



Kaiser Heinrich und der erste Metternich.

Rot oder Grün? Der längste Reichstag der ganzen Erde war der Regensburger, der von 1663 bis zum Jahre 1806 dauerte. Die Kurfürsten, Herzoge, Fürsten ꝛc. erschienen selten persönlich, sondern hatten da eigene Gesandte. Daß dabei ein besonderes Zeremoniell stattfand, läßt sich leicht denken. Die Gesandten der Kurfürsten saßen auf rot, die fürstlichen nur auf grün gepolsterten Sesseln. Ein schlauer „Fürstlicher“ ließ seinen Rock mit roter Seide füttern und wußte dessen lange Flügel so kunstrecht zu legen, daß alles glaubte, er säße auf einem „kurfürstlich grünen“. Da aber die Gesandten dagegen protestierten, mußte er die Flügel wieder einziehen, so daß der Sessel wieder so grün war, wie zuvor.

Der Ratsherrwein. Im Jahre 1392 begann der Winter so früh, daß bei Würzburg die Trauben schon im September erfroren und da die Kälte gar lange Zeit anhielt, mußten die gefrorenen Trauben von den Reben genommen und mit Stößeln zerquetscht werden. Das gab einen sauren, wie Holzäpfelmost schmeckenden Wein, dem die Würzburger den Namen „Ratsherrwein“ beilegten.

Ein Schutzgesetz. Herzog Albrecht V. von Bayern befahl in Betreff der Hege der Bären um Hohenschwangau 1570: „Da sollen sie zu unserm Lust ungeirrt gelassen und derselben Orten nicht gefangen noch vertrieben werden“.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

(Fortsetzung).

In wenigen Minuten war der Platz geräumt, die Bauern hatten sich in wilder Flucht in die nahe gelegenen Wälder zurückgezogen. Unten lag auf blutigem Rasen der Körper ihres tapfern Führers lang ausgestreckt mit zerschmettertem Bein, drei Kugeln hatten das edle Herz des begeisterten Kämpfers für Deutschlands Ehre durchbohrt. [1])

Jetzt durchbrach siegreich die Morgensonne das Nebelgewölbe und ihre goldenen Strahlen beleuchteten ringsum schaurige Bilder menschlichen Jammers.

II.

„Ah, der Herr Kamerad sind schon wach. Wann befehlen Sie das Frühstück?"

Der Gefragte setzte sich im Bette aufrecht.

„Ah, das eilt ja im Grunde nicht sonderlich," entgegnete er. „Du magst es indes bestellen, dann aber nimm neben mir Platz und stehe mir Rede und Antwort. Ich habe Fragen über Fragen an Dich zu richten."

Der Landwehroffizier that, wie ihm geheißen. Er verfügte sich in die Küche des Erdgeschosses, war aber bald zurück und rückte dann einen Stuhl neben das Lager des verwundeten Offiziers.

„Aber, Herr Kamerad, ich weiß nicht" —

„Vor allem, Fritz," unterbrach ihn der Angeredete, „lasse alle Titulaturen beiseite und nenne mich einfach Du. Sind wir ja doch alte Jugendfreunde, die sich hier im fremden Lande gefunden. Du bist Fritz Gerner und kannst gar kein anderer sein. Das ist mir heute Morgen erst ganz klar geworden. Also" —

„Also, wenn Sie — wenn Du gestattest. Wie fühlst Du Dich diesen Morgen?"

„Ausgezeichnet wohl, Fritz. Das Fieber ist wohl gänzlich vorüber, zwar habe ich noch im ganzen Körper Schwere und Mattigkeit, so daß ich noch nicht werde aufstehen können."

„Würde auch außerdem nicht möglich sein, Endres. Du vergissest, scheint mir, die sonstigen Verwundungen."

„Doch nicht, Fritz," lächelte der Offizier. „Mein linker Arm ist zerschmettert, er wird zu heilen sein, aber seine ursprüngliche Kraft und Elastizität erlangt er wohl nimmer. Das Gleiche ist mit dem rechten Bein der Fall. Ich werde ein halber Krüppel mein Leben lang bleiben."

„Nein, nein," unterbrach ihn Fritz lebhaft, „der Arzt gibt die besten Hoffnungen."

„Freilich. Na, einerlei, wenn der Krieg zu Ende gegangen, hätte ich ja ohnehin den bunten Rock wieder ausgezogen und der Wissenschaft kann ich zur Not mit einem

[1]) Das Andenken des wackern Patrioten wurde durch Fürstbischof Georg Karl v. Fechenbach geehrt, welcher der Witwe eine lebenslängliche Pension von 300 Gulden auswarf und zum ehrenden Gedächtnis in der Kirche zu Hirschfeld, woselbst Dr. Reder begraben liegt, eine Votivtafel anbringen ließ mit folgender Inschrift: „Retter seiner Mitbürger; Und wagte für Sie Sein Eigenes; Er fiel zwischen Heustreu und Hirschfeld durch zwei feindliche Kugeln. Dankbar segnet die Asche dieses biederen Franken sein Vaterland. Zum Beweise setzt dieses Denkmal sein Fürst." Ein anderes Denkmal hat Chr. Siebold, Doktor und öffentlicher Lehrer der Arzneikunde a. d. Julius-Universität Würzburg dem braven Manne errichtet in seiner Schrift: „Dem Andenken Ignaz Reders. Nürnberg 1797."

Arme und ganz ohne Beine dizuen. Aber die Erhaltung meines Lebens verdanke ich Dir, nur Dir allein Fritz."

„Mein Gott, das war die allereinfachste Pflichterfüllung auf meiner Seite. Ich konnte noch rechtzeitig zu Hilfe kommen, die Moblots verjagen und Dich, so gut es ging, unter dem Pferde hervorziehen. Die Hauptsache blieb immerhin, daß Dein Medaillon die Brust vor jener schlimmen Chassepotkugel schützte."

„Hm," machte der Offizier, mit der silbernen Kapsel spielend, die an einem schmalen Bande um seinen Hals hing. „Als ob meine gute Mutter daheim es geahnt, als sie mir beim Abschied dies ‚Amulet' mit thränenden verdunkelten Blicken in die Hand gab. Ich solle mich nie davon trennen, rief sie mir noch nach, es würde mir Glück bringen auf allen meinen Wegen. Meine Großmutter erzählte mir oft, wenn ich als Kind auf ihrem Schoße saß, vielleicht auch Dir, der Du ja damals tagtäglich in unserm Hause verkehrtest, daß vor vielen, vielen Jahren einmal eine vornehme Dame bei ihnen gewohnt, die es ihr beim Abschied geschenkt. Ich weiß nicht, das Ding ist durch die Kugel bös mitgenommen worden. Früher war das eingepreßte Wappen ganz deutlich erkennbar, jetzt freilich," fuhr er fort, die Gravierung aufmerksam prüfend, „sehe ich nur unbestimmte Umrisse. Aber wahrlich, das kann nicht Zufall sein, vergleiche Du selbst einmal, Fritz, die Zeichnung stimmt genau mit dem Wappen, wie es sich hier allenthalben im Zimmer angebracht findet," und er ließ den Blick durch das mit höchstem Luxus ausgestattete Gemach schweifen.

„Meiner Treu', Du hast recht," rief jetzt der Freund überrascht aus, nachdem auch er seine Vergleiche angestellt hatte. „Das ist das Wappen des Schlosses, in dem wir wohnen. Was würde der Baron sagen, wenn er es wüßte!"

„Er nennt sich Victor de Boisier, wenn ich mich recht erinnere," sagte der Offizier nachsinnend, „das Schloß selbst führt den Namen Ravilly. Na, einerlei, ich mag mir heute nicht darüber den Kopf zerbrechen, wie die Geschichte eigentlich zusammenhängt. Wie steht es sonst in der Stadt drüben? Hast Du nichts mehr gehört seit gestern? Wo sind die Franzosen? Vor allem, den wievielten haben wir heute?"

„Heute ist der 15. Dezember, Doktor, und wenn nicht alles trügt, dann ist uns vergönnt, hier im Schlosse Weihnachten zu feiern. Der Stabsarzt hat der Excellenz gegenüber mit aller Entschiedenheit betont, daß Du erst noch einige Wochen die beste Pflege genießen mußt, ehe an eine Heimreise zu denken ist."

„Der General ist in der That allzugütig."

„Excellenz weiß sehr gut, wie viel Dein kühner und umsichtiger Ordonnanzritt beigetragen zum glücklichen Ausgang der Schlachten um Beaugency. Nie ist das Eiserne Kreuz, erster Klasse noch dazu, einem Würdigeren verliehen worden, als just Dir. Aber dem ganzen Armeecorps gebühren von Rechts wegen eine lange Reihe von Rasttagen, meinte die Excellenz."

„Und Orleans ist wieder unser," sagte der Offizier mit leuchtenden Blicken. „Wir haben das Wort ganz und voll eingelöst, daß unser ruhmreicher Anführer von der Tann dem Stadtrat gegeben, als wir am 8. November ausziehen mußten, die französischen Armeen zu hindern, daß sie nicht den Parisern zu Hilfe kamen. Jetzt dürfen wir auch mit allem Stolz zurückblicken auf den heißen Tag von Coulmiers, er gehörte genau so gut ins Programm, wie die zweimalige Einnahme von Orleans. Ha, wenn ich noch daran denke, welch heißen Kampf es am Bahnhof Les Aubrays absetzte, und doch haben wir gewonnen. Aber, es konnte ja nicht anders sein, die „Zwölfer" und das erste Jägerbataillon! wie hätten die Rothosen, und wären es ihrer wie Sand am Meere gewesen, ihnen widerstehen können? Das war ein Tag, als wir an jenem 11. Oktober mit klingendem Spiel einzogen in die Stadt über die breiten Boulevards, durch die schöne Rue Bannier nach der Place du Martrot, wo die größte der drei Statuen sich befindet, die sie der Jungfrau Jeanne d'Arc errichtet haben. Weißt Du die, wo sie ganz wie ein Mann zu Pferde sitzt, gekleidet wie noch einmal ein schneidiger Kavallerist. Das zweite Mal, am 4. Dezember, habe ich leider nicht dabei sein können. — Was sagen aber die Franzosen zu dem allen, Fritz? Gestern hast Du mir mitgeteilt, daß unten eine sehr große Anzahl Verwundeter liege. Ich fühle mich heute so ausnehmend wohl, daß ich mit den Leuten, obwohl sie unsere erbittertsten Todfeinde sind, das allerherzlichste Mitgefühl hege. Sicher sind sie sämtlich in gedrücktester Stimmung, Fritz."

„O nicht doch, Doktorchen," antwortete der Gefragte munter, „ich glaube nicht. Diese Leute freuen sich beständig der Siege, die sie erfochten haben. Sie glauben es einfach nicht, daß wir Orleans eingenommen haben. Wer soll's ihnen sagen? Die barmherzigen Schwestern thun es nicht, ihr Arzt nicht, der Baron nicht. Wer also? Halt, es klopft. Aha, Dein Frühstück, Endres. Na, laß Dir's schmecken."

Geräuschlos hatte ein in reiche Livree gekleideter Diener ein substantiöses und leckeres Mahl aufgetragen und sich dann diskret wiederum zurückgezogen.

Mit dem Appetit eines Genesenden griff Adolph Endres, Doktor der Philosophie und Privatdozent für romanische Philologie, dermalen Lieutenant in einem der bayerischen Infanterie-Regimenter, nach Speise und Trank. Aber, er war bald gesättigt und nachdem Fritz Greiner, Bankbuchhalter und Landwehroffizier, wieder abgeräumt, wurde die abgebrochene Unterhaltung von neuem aufgenommen.

„Da es Dich jedenfalls interessiert, Endres, heute just, weil Du Dich so wohl befindest," begann Greiner, „will ich Dir einiges vorlesen aus den Proklamationen Gambettas. Erst gestern Abend hat ein alter Troupier unten mir diese Heiligtümer anvertraut. Ich muß sie ihm unversehrt zurückgeben, seine Leute glauben an jedes der Worte, wie an ein Evangelium. Höre also: ‚Soldaten! Ihr seid verraten worden, aber nicht entehrt. Seit drei Monaten täuscht das Glück euren Heldenmut. Das Geschick des Landes ist euch anvertraut, denn ihr seid die Jugend Frankreichs, die bewaffnete Hoffnung des Vaterlandes; ihr werdet siegen. Und wenn ihr Frankreich seinen Rang in der Welt zurückgegeben haben werdet, so werdet ihr Bürger einer friedlichen, freien und geachteten Republik bleiben. Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!'"

„Dieses Zeug liest der alte Knasterbart unten seinen Leuten fast allstündlich vor und mittlerweile haben wir Metz eingenommen und Paris cerniert. — Aber höre erst, was der Advokat nach Coulmiers für ein Zeug daher schwätzt: ‚Ihr seid heute als die Avantgarde des ganzen Landes auf dem Wege nach Paris. Laßt uns nie vergessen, daß Paris uns erwartet, und unsere Ehre fordert, es den Bedrängungen

durch die Barbaren zu entreißen, die es mit Brand und Plünderung bedrohen. Ihr seid die Sieger, ihr habt uns Orleans zurückgegeben, den Sieg, der uns seit drei Monaten floh, wiederum an unsere Fahnen gekettet. Der Genius Frankreichs, einen Augenblick verschleiert, erscheint wieder. Dank den Anstrengungen des ganzen Landes kehrt der Sieg zu uns zurück. Paris hat durch einen erhabenen Aufschwung des Mutes und der Vaterlandsliebe die preußischen Linien durchbrochen. General Ducrot marschiert an der Spitze seiner Armee uns entgegen.'"

„Ja, Hutzel," unterbrach der Vortragende seine Lektüre, „pflegte unsere alte Kindsfrau zu sagen, wenn wir Knaben recht albernes Zeug daherschwatzten. Mit dem Ausbrechen in Paris oben hat's gute Wege, und was wir einmal haben, das behalten wir auch. Ich sollte denken, daß die Franzosen längst eingesehen, wie wuchtige Streiche der bayerische Löwe auszuteilen versteht. Sie nennen uns nicht umsonst die ‚blauen Teufel.'"

„Aber sag mir doch, Fritz," fragte der Offizier, der mit behaglichem Schmunzeln die Tiraden des französischen Diktators vernommen, „glaubt denn der Baron auch an solche handgreiflich plumpe Lügen?"

„Der wohl kaum," lautete die Antwort. „Er macht mir den Eindruck eines verständigen, besonnenen und vor allem durch und durch vornehmen Mannes. Weniger befriedigend kann ich mich über sein Töchterlein Claire äußern, die noch von keinem meiner ehrerbietigsten Grüße auch nur die allerleiseste Notiz genommen. Aber ich will ihrer Schönheit und Eleganz volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wohl nie in meinem Leben sah ich solch' imposante Figur, solch' ein klassisch-edles Profil."

„Ah, ich erinnere mich jetzt dunkel, diese Dame auch schon gesehen zu haben," sagte Dr. Endres nachsinnend. „Es war am Tage, als man mich hierherschaffte, zu nächtlicher Stunde. Als wir das Portal passierten, war ich eben aus schwerer Ohnmacht wieder erwacht, die Baronesse stand ganz nahe meiner Bahre. Damals erschien sie mir wie ein überirdisches Wesen."

„Dazu," sagte Fritz Greiner, „zählt sie nun just nicht, wennschon sie sich stolz und unnahbar gibt wie eine Prinzessin aus rein — fürstlichem Geblüte. Da treibt sich noch im Schlosse ein höchst zweideutiges Subjekt herum, dem ich schon länger nachspüre. Es soll ein Kousin der Chatelaine sein, ein Comte Bessonville. Dem traue ich nur Schlimmes zu, aber, wehe ihm, wenn ich ihn einmal auf einem faulen Pferd erwische. Jetzt muß ich zur Excellenz hinüber, auf dem Bureau wird's wieder Arbeit genug geben. Dir aber, Endres, gebe ich den guten Rat, es noch einmal mit dem Schlafen zu probieren. Vielleicht können wir dann heute Abend ein Spielchen machen. Also, bis dahin, gehab Dich wohl."

* * *

Im blauen Salon des Mittelbaues saßen Mademoiselle Claire de Boisier und ihr Vetter Gerard in angelegentlichster Unterhaltung.

„Wie oft muß ich Dir noch wiederholen, chère cousine," rief der junge Mann erregt aus, „daß im Kriege jedes Mittel erlaubt ist, wofern es nur zum Ziele führt. Der verdammte Preuße dort drüben steht uns allen im Wege. Warum sollte ich ihn nicht beseitigen dürfen?"

„Pfui! Gerard, ein Schwerkranker, dessen Tage vielleicht ohnehin schon gezählt sind!"

„Warum nicht gar," höhnte der Vetter. „Im Gegenteil, er befindet sich, ich weiß es genau, auf dem Wege der Besserung. In wenig Tagen schon kann er das Zimmer verlassen und wenn er mir hier begegnet, wird sein allererstes sein, mich zu verderben."

„Du hast also Grund, ihn zu fürchten?" fragte die junge Dame, groß zu ihrem Gegenüber aufblickend. Die Stimme klang so sonderbar und in dem Blicke spiegelte sich alles Andere, nur nicht Anerkennung.

„Fürchten? Ich? was Du da sprichst, Claire," entgegnete der Comte. „Nein, aber Du begreifst doch, daß es für mich nicht angenehm sein kann, dem preußischen General denunziert zu werden. Alle meine Pläne, das Land von den verhaßten Barbaren zu befreien, wären mit einem Schlage vereitelt."

„Aber, warum bist Du nicht lieber in die Armee eingetreten?"

(Fortsetzung folgt.)

Triesdorf.

Ein hochfürstliches Lustschloß.

Von Dr. Julius Meyer.

Unter den vielen schönen Ausflügen, welche das gesegnete Frankenland bietet, ist einer der lohnendsten der nach Triesdorf. Obwohl eine Station der Bahn Gunzenhausen-Ansbach nach dem Orte benannt ist, kann das Ziel der Wanderung doch erst nach einem halbstündigen, zum Teil durch eine prachtvolle Platanen-Allee führenden Spaziergang erreicht werden. Bietet schon der Weg von der Bahnstation zum Mittelpunkte des Parkes eine reizende Fernsicht auf die schönen Linien des fränkischen Jura, so wird das Auge im Park selbst durch ausgedehnte, an mannigfachen Abwechslungen auch jetzt noch reiche Anlagen erfreut.

Aber freilich — der gegenwärtige Zustand ist nicht entfernt zu vergleichen mit dem früherer Jahrhunderte. Ehedem herrschte ein buntes Hofleben in dem Parksitze der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, da diente es gar hohen Herren zum Aufenthalte, da wurde hier jeglicher Sport getrieben, unter anderem Komödie gespielt, — aber auch Geschichte gemacht.

Das älteste Gebäude im Parke, welches etwas seitwärts von der Allee steht, stammt aus dem Jahre 1454 und gehörte den Herren v. Seckendorf. Als Herrensitz ist es heute noch kenntlich durch die neben dem Thore befindlichen, für den Aufzug der Fallbrücke dienenden Rollen. Von Burkhard v. Seckendorf wurde das ehedem mit einer nach dem benachbarten Ornbau zuständigen Filialkirche versehene Dörflein Triesdorf, zu welchem 16 Höfe gehörten, im Jahre 1469 dem bekannten Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg-Onolzbach zu Lehen aufgetragen. Neben den Seckendorfs besaß das reiche Cistercienserkloster Heilsbronn Güter und

Rechte in Triesdorf, welches früher Triebsdorf hieß und schon 1190 unter dem Namen Tyrolfesbach vorkommt. Kloster und Schloßherren waren indes oft wegen ihrer beiderseitigen Rechte in Streit. Es kam zur Selbsthilfe und zum Prozeß, der beim Hofgericht zu Onolzbach geführt ward. Da mit dem Tode des letzten Abtes von Heilsbronn im Jahre 1578 das ganze reiche Klostergebiet — es waren 324 Ortschaften, in welchen „Heilsbronn“ Güter und Rechte hatte — als ein herrenloses Gut den Markgrafen von Onolzbach, als den bisherigen Schirmherren des Klosters zufiel, so gelangten auch die klösterlichen Besitzungen in Triesdorf in das Eigentum der Markgrafen. Die Erwerbung dieser nur wenige Stunden von ihrer Residenz zu Onolzbach günstig gelegenen Besitzung ließ bei den Markgrafen den Plan zur Reife gedeihen, daraus ein „Vorwerk und Lustgebäu“ zu gestalten, wo alle Zweige des fürstlichen Sportes kultiviert werden konnten. Deshalb erwarb im Jahre 1600 Markgraf Georg Friedrich von den Gebrüdern Wolf Balthasar und Hans Joachim v. Seckendorf deren Triesdorfsche Güter samt Schloß käuflich um 31 000 Gulden und 100 Dukaten Leihkauf. Georg Friedrichs Nachfolger, Joachim Ernst, mit dem die jüngere markgräfliche Linie begann, ließ 1615 in der neuen Besitzung ein Reiherhaus erbauen und den Fasanengarten anlegen. Im ersten Jahrhundert ihres Besitzes war es Gepflogenheit, daß die Markgrafen das Gut Triesdorf als Wittum für ihre Gemahlinnen bestimmten.



Schloß Triesdorf. Aus Fischers Topographie des Fürstentums Ansbach.

Während des 30jährigen Krieges, der auch in Triesdorfs Nähe der Opfer genug forderte — in dem benachbarten Städtchen Merkendorf waren beim Westfälischen Friedensschluß nur noch acht Haushaltungen anzutreffen — blieb die Kultur des Gutes liegen. Nach Beendigung des Krieges ließ Markgraf Albrecht im Jahre 1654 den Tiergarten anlegen, ihn umzäunen, weiße Hirsche aus Bayern dahin bringen und ein Wildhaus erbauen. Sein schöngeistiger Sohn Johann Friedrich, der Vater der Königin Wilhelmine Caroline von England (gest. 1737), legte 1674 den Lustgarten an und begann 1682 das neue Schloß zu erbauen. Erst unter dessen Sohn und Nachfolger Markgrafen Georg Friedrich (gest. 1703) wurde indessen der Bau vollendet. Dieser ließ den Hof mit Fontainen zieren und venetianische Gondeln in den Kirchweiher einsetzen. Er legte auch die roten Kavalierhäuschen nach holländischem Muster, ein Komödienhaus und die große Lindenallee gegen das Wannenthor an; auch vergrößerte er die Einrichtungen für Fasanerie und Falknerei. Sogar einen zoologischen Garten richtete dieser Markgraf im Park ein. Nach einem noch vorhandenen alten Verzeichnisse waren an wilden und seltenen Tieren vorhanden: ein Löwenpaar, ein Tiger, verschiedene Bären, ein Büffelochse und eine Büffelkuh, ein Luchs, Straußvögel, indianische Raben u. a. Unter seinem Nachfolger, Wilhelm Friedrich (gest. 1724), wurde das Schloß erweitert, ein Irrgarten angelegt und ein Marstall erbaut. Dieser Markgraf kam auf den sonderlichen Einfall, junge Bären in seines Sohnes, des Erbprinzen, Zimmer aufziehen zu lassen, um ihn von Jugend auf an Herzhaftigkeit zu gewöhnen. Dies währte so lange, bis einer von den jungen Bären einen Diener durch die Hand biß und man daher Gelegenheit nahm, dem Markgrafen die Gefahr „so dem Erbprinzen daraus zuwachsen könnte“, vorzustellen.

Im Jahre 1704 kam Kaiser Joseph I. auf seiner Durchreise zur Belagerung von Landau nach Triesdorf und besah sich die dortigen Anlagen. Auf der Rückkehr zog der Kaiser an dem Park vorüber und schoß durch den Zaun einen Damhirsch. Im nächsten Jahre, 1705, kam Georg August, Kurprinz von Hannover, nachher als Georg II. König von England, zu Besuch nach Triesdorf, wobei er die schöne Nichte des Markgrafen, Prinzessin Wilhelmine Caroline (geboren 1683, gest. 1737), kennen lernte, die noch in demselben Jahre seine Gemahlin wurde. Die gelehrte Ansbacher Prinzessin ward nachmals die gefeiertste unter den englischen Königinnen des vorigen Jahrhunderts.

Wegen der vielen fürstlichen Besuche, die nach Triesdorf kamen, wurde daselbst eine nicht unbedeutende Garnison und zahlreiche Hofdienerschaft gehalten. Die Witwe Wilhelm Friedrichs und Vormünderin ihres Sohnes Carl, Christine Charlotte (gest. 1729), eine treffliche Regentin, ließ statt des hölzernen Zaunes um den Park eine Mauer in der Ausdehnung von 2¼ Poststunden aufführen.

Ihr Sohn Markgraf Carl (1729—1757), bekannt unter dem Namen der „böse“ oder der „wilde“ Markgraf, erbaute das Falkenhaus als komfortable Sommerresidenz, ferner die Husarenkaserne nebst einem Reithaus. Er erweiterte auch das Schloß, vergrößerte den Fasanen- und Hirschgarten und ließ die beiden Lusthäuser „Karls- und Luisenpassage“ anlegen. Er

war mit Friederike Luise, der Schwester Friedrichs des Großen, vermählt. Allein wie die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth von den Ansbacher Verwandten in ihren Memoiren schrieb: „Ils se haïssent comme le feu“ (Sie hassen sich wie das Feuer); sie lebten wie Hund und Katze miteinander. König Friedrich Wilhelm I. fällte in einem Briefe an die genannte Wilhelmine, seine Tochter, folgendes bezeichnendes Urteil über den Markgrafen: „Mein Schwiegersohn in Ansbach ist ein Narr, den man in ein Irrenhaus sperren sollte“ und Friedrich der Große schrieb in einem Briefe an seine Lieblingsschwester Wilhelmine nach Bayreuth: „Dieser Markgraf bildet sich ein, ein Ludwig XIV. zu sein. Die Leute sind Narren.“

Am 29. Juli 1730 gelegentlich des Besuches, den König Friedrich Wilhelm I. mit dem Kronprinzen Fritz am Hofe seines Schwiegersohnes in Ansbach abstattete, war der preußische König mit dem Kronprinzen auch in Triesdorf.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war Triesdorf der Mittelpunkt diplomatischer Intriguen. Anno 1741 kam ein bayerischer und ein französischer Gesandter ans markgräfliche Hoflager nach Triesdorf. Es galt, die Ansprüche Bayerns auf die österreichischen Erblande zu unterstützen. Auch von kaiserlicher und englischer Seite erschienen da Gesandte, so ein Graf von Hohenlohe-Kirchberg und Villers. Von dem Kaiser Karl VII. (dem Wittelsbacher) ward Graf Fr. Heinrich v. Seckendorf geschickt, Kaiser Franz I. sandte den Grafen Colloredo und den Freiherrn v. Wiedemann. Wie Vehse berichtet, schrieb Colloredo von Triesdorf aus im Jahre 1746: „Mit dem Markgrafen ist nichts von Geschäften gesprochen worden, maßen sich derselbige täglich seiner Gewohnheit nach vom frühen Morgen bis späten Abend auf der Jagd aufhält“. Dem Baron Wiedemann gelang es, beim Beginn des 7jährigen Krieges, den Markgrafen, der vorher Neutralität zugesagt hatte, zur offenen Parteinahme gegen Preußen umzustimmen. Offenbar wollte Friedrich der Große das fränkische Fürstentum, das Stammland des brandenburgischen Hauses, schonen; er ließ im Sommer 1757 unter Oberstlieutenant von Meyer nur ein Streifcorps im Ansbachischen einfallen. Das genügte, um den markgräflichen Hof zur Flucht zu veranlassen. Kurz darauf starb der wegen der Politik mit seinem Sohne, dem Erbprinzen Alexander und den alten treuen Räten zerfallene Markgraf.



Die Luisenpassage in Triesdorf. Nach dem Originalentwurfe des markgräflich. ansbach. Architekten Steinberger.

Welch rohe Späße damals am markgräflichen Hoflager in Triesdorf im Schwange waren, davon gibt ein Beispiel die im 42. Jahresberichte des historischen Vereins von Mittelfranken veröffentlichte Beschreibung über die Ceremonien, welche vom 10. bis 12. Juli 1749 bei einer in dem Triesdorfer Schlosse abgehaltenen Hochzeitsfeierlichkeit beobachtet wurden. Der Markgraf richtete die Hochzeit seines Günstlings, des Baron Wolff Ehrenfried v. Reitzenstein, mit der ersten markgräflichen Kammerdame Charlotte Böcklin v. Böcklinsau selbst aus. In der Hochzeitsnacht kamen, wie es in dem Berichte heißt, „Serenissimus mit verschiedenen Herren Cavallieren nochmahlen vor das Fenster und ließen mit Trommeln und Paucken Tusch machen“. Am andern Tage erschien bei der Braut eine Anzahl Kavaliere mit Trauerfloren unter dem Voraustritt von vier Musikanten, die auf Violinen traurige Weisen zu spielen hatten, und eines Heiducken, der mit lichtheller Laterne auf dem Fußboden suchend herumleuchtete. Währenddem präsentierte einer der Kavaliere mit einer kurzen Anrede der Braut auf silberner Platte einen Strohkranz. Diese aber wies, wie es in dem Berichte weiter heißt, den Kranz mit einer sehr manierlichen Art von sich.

Markgraf Karl weilte in der zweiten Hälfte seiner Regierung mit besonderer Vorliebe in Triesdorf. Dort ließ er eine eigene Hofpost einrichten und hatte ein Husarencorps und riesenhafte Grenadiere um sich geschart. Aber es muß nicht gut gewesen sein, dem zornwütigen Markgrafen zu dienen. Es kamen zahlreiche Desertionen vor, trotzdem die Leute wußten, daß sie im Falle des Ergriffenwerdens mit dem Tode bestraft wurden. In den Jahren 1733—1745 wurden neun markgräfliche Soldaten in Triesdorf vom Leben zum Tode gebracht. Im Jahre 1738 wurde ein preußisches Soldatenweib an einem Lindenbaume unweit des Falkenhauses aufgehängt, weil es einen Gefreiten der Leibcompagnie zur Desertion verleitet hatte. Ein Soldat, der im September 1747 mit der Magd des Marketenders von Triesdorf desertierte, aber von dem Wildmeister erwischt ward, wurde samt der Frauensperson auf dem Schinderkarren nach dem Hochgericht gebracht und dort ohne

Urteil — und Recht — aufgehängt. — Von seinem Jagdschlosse Triesdorf, wo ein reicher Wildpark gepflegt ward, durchstreifte der Markgraf in lärmenden Zügen die benachbarten Wälder. Unter der großen Menge markgräflicher Hofbedienter gab es ganze Jagdkollegien für die besonderen Jagdarten, so z. B. für die Falkenjagd, welche der Markgraf besonders liebte. Die vielen zur Jagd nötigen Hunde wurden teilweise in Pflege gegeben. Als ein Fallmeister bei Gunzenhausen denunciert war, daß er die zur Pflege erhaltenen Hunde vernachlässige, ritt der Markgraf dem Denuncierten vors Haus, rief ihn an die Hausthür und schoß ihn dann auf der Hausschwelle nieder.

Der Fall, wie der Markgraf einmal in seiner Zornwut dem ihn begleitenden Oberstlieutenant v. Reizenstein die Pistolen abforderte, um einen Schäfer niederzuschießen, der ihm und seinem scheuenden Pferde nicht schnell genug den Weg durch die Schafherde offen gelassen hatte, ist in Nr. 22 des Bayerlands erzählt. Hätte sich nur immer in der Umgebung des Markgrafen ein Mann gefunden, der, wie der genannte v. Reizenstein den Mut gehabt, mit Ernst und kalter Besonnenheit bei den unüberlegten Handlungen des Fürsten dazwischen zu treten, so würde manche Unthat des Fürsten verhindert oder gemildert worden sein. „Als man (im August 1757) seine Leiche von der Triesdorfer Straße her“ — schreibt Ritter v. Lang — „den neuen Weg (nach Ansbach) herabkommen sah, stürmte ihr eine wilde Menge Volks entgegen, nicht zur Begleitung, nicht den Sturz menschlicher Größe schweigsam betrachtend, sondern mit neugierigem schadenfrohen Toben und Brausen, gleichsam als würde der ärgste Räuber und Friedensbrecher, der die Stadt schon lange erschreckt, endlich einmal in Ketten und Banden hereingeliefert.“ Es war der Abscheu vor so manchen schrecklichen und blutigen Exekutionen, die dem sonst großmütigen und freigebigen Fürsten, dem man im allgemeinen in Ansbach schon viel zu verdanken hat, die Herzen des Volkes entfremdet hatten.

Unter seinem Sohne Alexander, dem letzten Markgrafen, ward das Leben in Triesdorf wieder verfeinert. Dieser Markgraf legte sein Hauptaugenmerk darauf, die dort von seinen Vorfahren nach Schweizer Art angelegte Meierei mit Stuterei und Fohlenzucht zur höchsten Vervollkommnung zu bringen. Schon sein Vater hatte die Rindviehzucht dadurch gehoben, daß er eine Zucht von 15 außerordentlich großen und schönen Kühen aus Ostfriesland nach Triesdorf hatte kommen lassen. Markgraf Alexander verpflanzte dann noch Schweizer Vieh nach Triesdorf. Durch fortgesetzte rationelle Züchtung wurde allmählich ein Schlag von starkem, dauerhaftem, dem Bedürfnisse des Landmannes angemessenem Vieh herangezogen, das heute noch als „Ansbach-Triesdorfer Rasse“ bekannt und sowohl wegen seiner Dauerhaftigkeit als seiner Milchnutzung geschätzt ist. Nach dem Rezept der Lady Craven, geb. Gräfin Berkeley, welche vom Jahre 1785 an beständig bei Markgraf Alexander zu Gast war, wurde in der Triesdorfer Schweizerei Stilton- oder Berkeleyer Zentnerkäse bereitet. Um die inländische Pferderasse zu veredeln, legte der Markgraf wie in Colmberg und Röshof, so auch in Triesdorf einen Fohlenhof an. Die Ansbachischen Roßmärkte wurden immer frequenter; bald kamen aus allen Teilen von Deutschland Käufer in die Gegend, um so schöne Zuchtpferde einzuhandeln, wie sie sonst nicht leicht zu haben waren. Man zählte damals im Fürstentum Ansbach ungefähr 13000 Pferde.

Lady Craven legte in dem Triesdorfer Park einen englischen Garten an und setzte diesen mit einem See in Verbindung. Mit der Markgräfin Friederike Caroline, einer sachsen-coburgischen Prinzessin, einer kränklichen Dame, die ihren geistvollen Gemahl in keiner Weise zu fesseln vermochte, spielte die Lady deren Lieblingsspiel Grabouge, eine Art Patience. Den Markgrafen begleitete sie auf seinen Hirschjagden. Einmal — im Jahre 1787 — galoppierte sie mit dem Markgrafen einem Ballon nach, den der Luftschiffer Blanchard hatte steigen lassen. „Nie in meinem Leben, weder vorher noch nachher, habe ich einen so gefährlichen Ritt gemacht“, bemerkt die Lady in ihren interessanten Memoiren.

Aber nicht bloß Sport ward an Alexanders Hof getrieben; auch schöngeistige Bestrebungen wurden dort kultiviert. So las der Markgraf während seines Triesdorfer Aufenthaltes mit seinem Konsistorialrat Rose Virgils Werke. Auch der Musik ward gehuldigt. Markgraf Alexander spielte mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit Violoncell, das er von dem großen Meister Johannes Jäger gelernt hatte. Besonderer Pflege erfreute sich das französische Theater. Lady Craven erweiterte das dort befindliche Komödienhaus, schrieb selbst Stücke für diese Liebhaberbühne, die unter dem Titel: „Nouveau Théâtre de Societé D'Anspac et de Triesdorf“ herauskamen, und veranstaltete mit ihrer aus Herren und Damen vom markgräflichen Hof, darunter Graf und Gräfin Platen, bestehenden Gesellschaft Vorstellungen die selbst die Anerkennung des als Gast anwesenden Calembouristen Marquis Bièvre aus Paris fanden. Bièvre starb während seiner Anwesenheit zu Triesdorf 1789 an den Blattern und wurde auf dem benachbarten Friedhof von Ornbau beigesetzt. In ihren erwähnten Memoiren teilt Lady Craven eines der geistreichen Wortspiele mit, welches der berühmte Calembourist während des Diners zum besten gab. Als das Gespräch auf den französischen Hof kam und hierbei die Frage aufgeworfen wurde: „Was wird Ludwig XVI. thun, wenn in Frankreich eine Revolution ausbricht?“ bemerkte Herr v. Bièvre in seiner geistvollen Weise: „Ach, zu diesem Rätsel wird er den Schlüssel nicht finden“. Man hatte nämlich gesagt, daß das einzige Talent dieses Königs darin bestände, daß er ein guter Schlosser sei.

Auch Graf Görz, ein alter Minister Friedrichs des Großen, der von dessen Nachfolger Friedrich Wilhelm II. zum Gesandten am fränkischen Kreise ernannt war, kam nach Triesdorf und war dort der gern gesehene Gast des markgräflichen Hofes.

Am 16. Januar 1791 trat der kinderlose Markgraf Alexander seine beiden Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an das Haupt des kurbrandenburgschen Hauses, König Friedrich Wilhelm II., ab. Als Motiv dieser Thronentsagung gibt Lady Craven, die noch im nämlichen Jahre die Gemahlin des Markgrafen wurde, in ihren Memoiren an: „Mit seinem britischen Herzen, seiner französischen Kultur und einer italienischen Liebe für schöne Künste fühlte er sich in Deutschland wie außer seiner Heimat und entsagte lieber der Souverainität, als er, von ihrem Schein umgeben, sich im Spiel um kleinliche Interessen, im fruchtlosen Versuch, das Unbedeutende bedeutend zu machen, im langweiligen deutschen Geschäftsgange hätte zwecklos abmühen sollen. Seine Entsagung entsprang übrigens aus einem wahrhaft fürstlichen Gedanken: er wollte dadurch sein kleines Land mit einem großen Staate

vereinen, dessen höhere Interessen die Bedeutung seiner Unterthanen selbst erhöhte."

Seine Unterthanen gaben indes der Craven die Schuld, daß sie es gewesen, welche den Markgrafen bewogen habe, dem Throne zu entsagen und mit ihr nach England zu ziehen. Ganz heimlich verließ im Juni 1791 Markgraf Alexander mit der Lady Triesdorf. Erst von Bordeaux aus gab der von seinen Unterthanen überaus geliebte Markgraf diesen in einem Patente die Abdikation kund.

Durch diese Veränderung verlor allerdings Triesdorf, welches der Lieblingsaufenthalt des Fürsten war, bedeutend an Glanz. Gärten und Anlagen wurden nach und nach für ökonomische und landwirtschaftliche Zwecke eingerichtet. Doch ward auch, so lange der preußische Besitz dauerte (1791 bis 1806), Triesdorf öfters und längere Zeit von fürstlichen Personen besucht! Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte sich auf Einladung des Königs von Preußen im Jahre 1796 mit seiner Gemahlin der Gräfin Hochberg in das stille Triesdorf geflüchtet, um hier, auf neutralem Gebiet, Ruhe und Schutz vor den Franzosen zu suchen. Hier schenkte die badische Markgräfin am 8. Dezember 1796 einem Sohne, dem erst am 6. März 1882 verstorbenen Markgrafen Maximilian, das Leben.

Danach residierte sieben Jahre lang, von 1798 bis 1805, die schöne Schwester der Königin Luise, Friederike, die früher mit dem preußischen Prinzen Louis vermählt war, im Jahre 1798 aber einen Prinzen von Solms-Braunfels geheiratet hatte, in Triesdorf, welcher Ort ihrem Gatten, einem preußischen Husarenmajor, als Garnison angewiesen war. Während dieser Zeit wurde Prinzessin Friederike von ihrer Schwester, der Königin Luise, mehrmals besucht.

Während der sieben Monate (vom 24. Februar bis September 1806) dauernden Anwesenheit des französischen Hauptquartiers in Ansbach fand am 7. September eine große Inspektion der Truppen zwischen Triesdorf und Ornbau statt, welcher der Generalissimus, Reichsmarschall Bernadotte mit einer großen Suite von Generalen und Offizieren anwohnte.

Das Jahr 1806 vereinigte Triesdorf mit Bayern. Lange noch blieb indes der idyllische Ort der Wohnsitz von Familien aus der markgräflichen und der preußischen Zeit. Insbesondere war es ein französischer Oberst Namens Gaston, der ehemalige Kommandant der Festung Longwy, welchem von Preußen für einen wichtigen bei der Kapitulation der Festung im Jahre 1792 geleisteten Dienst das lebenslängliche Wohnungsrecht in einem der zum Park gehörigen Häuser eingeräumt ward, und der lange Zeit dort wohnen blieb.

Die bayerische Regierung verwendete die in Triesdorf vorhandenen Gebäulichkeiten und Stallungen bis zum Jahre 1839 als Garnison von zwei Eskadrons Chevauxlegers. Die durch Verlegung dieses Truppenteils nach Ansbach frei gewordenen Gebäulichkeiten wurden sodann zu einer Kreis-Ackerbauschule adaptiert, die seit 1847 dort besteht und ihrer Aufgabe: außer einer entsprechenden allgemeinen Bildung zugleich eine Vorbereitung sowohl für den Eintritt in das landwirtschaftliche Gewerbe, als auch für den Besuch einer höheren landwirtschaftlichen Lehranstalt zu gewähren, in vorzüglichem Maße gerecht wird. In dieser landwirtschaftlichen Musterschule werden namentlich Bauernsöhne zu bestmöglicher Führung der von ihnen dereinst zu übernehmenden Güter, dann Oberknechte und Ökonomieführer oder Geschirr- und Baumeister herangebildet. Mit der Anstalt sind verbunden: die Kreis-Viehzüchtigungsanstalt zur Hebung und Beförderung mittelfränkischer Viehzucht, eine agrikulturchemische Versuchsstation, dann Lehrkurse für Schäferei und Obstbaumzucht. Das an den Kreis Mittelfranken verpachtete Staatsgut Triesdorf wird von Fremden gern besucht. Wer einmal dort war, bewahrt dem lieblichen, auch an historischen Erinnerungen bemerkenswerthen Ort ein freundliches Andenken.

Ein Schuhplattltanz vor Gericht.

Von Franz Jos. Bronner.



Tanz im Gebirge. Originalzeichnung von Freiherrn von Branca.

„Also — Toni war der beste Schuhplattler im ganzen Landl zwischen Ammer und Inn, und ich weiß, wie viel ich damit sage. Wie der Toni es verstand, wenn sein Freund, der Stanimartl zur Zither griff und einen recht frischen Landler 'runtermachte, so einen „ganz speziален" für den Toni, — wie der es verstand, sich nach den Klängen jener echten Gebirgsweise im Kreise zu drehen und bald wieder über, unter und auf den Knieen den Takt des Ländlers durch kräftiges Klatschen schön zu begleiten, das hatte seine Art, das mußte ihm jeder, auch sein Todfeind lassen. Und wenn er sich unter den einheimischen Deandln eine zum Schuhplattln suchte, so war es gewiß das Feldner Annerl oder die Probsten Marie.

Ich weiß nicht, welche von beiden die „schönere" war, und welche mit dem Toni das Plattln besser verstanden hat; ich glaube, daß es der Toni lange Zeit selbst nicht gewußt hat. — Wie die Feldner Nanni sich beim Tanze so flink zu drehen wußte, wie sie dem Toni am Blick jede Bewegung abzulesen verstand, ihm oft aber, während er sie umkreiste, schelmischerweise durch eine schnelle Wendung auswich und den Bua dadurch zu irgend einer komischen Drehung oder einem kühnen Luftsprung anzufeuern wußte, das hatte auch seine Art; — und wer die etwas blasse, bildsaubere Probsten Marie mit ihrem Madonnengesichtchen unter dem Tanze halb vor Freude, halb vor Eifer so rosenrot aufblühen und zwischen den kußsüßen Lippen zwei Reihen schneeweißer Zähne blinken sah, der wußte erst recht nicht, welchem der Deandln der Vorrang gebühre. Die Deandln selbst aber hatten schon seit geraumer Zeit eine kleine geheime Eifersucht aufeinander.

Mitten im verflossenen Sommer war es, daß Toni in der Stube vor all den einheimischen Buabn und Deandln und vor all den fremden Herrschaften, die in der Sommerfrische da waren und voll Neugierde dem verlangten Schuhplatt'ltanz zuschauten, mitten im Tanz aus purer Laune die Feldner Nanni, weil sie es ihm, dem „deandlverwöhnten

Buabn", verwiesen hatte, daß er ihr vor der ganzen Gesellschaft ein „Bußl" gab, — das Annerl wegstellte und die in der Nähe stehende Probsten Marie beim Arm nahm und mit ihr unter allen möglichen Knixen und Reverenzen den Tanz vollendete. Wie da die Buabn und Deandln lachten, und wie Annerl sich schämen mußte! Der boshafte, sonnenhaarige Staudenmichl, den das Annerl schon einige Male wegen seiner Anträge hatte „gehörig abblitzen" lassen, hatte gleich ein Schnadahüpfl fertig und schrie jetzt mit seiner heiseren Kehle:

„'s Annerl kann tanz'n — un
Buabn veziern — doch
's Austanz'n muß erscht — mit'n
Toni probiern —
Und die Küss' mach'n Fleckn, ihr Muatta hot's g'sagt,
Drum nehmt sie sich gar so vor'n Kußn in acht."

Allgemeines Gelächter begleitete die letzten Worte und gleich folgte ein neues:

„Jetzt kenn i a Deandl,
Isch wert, daß man's ehrt
Die spart's Außitanzen —
Hoscht a no nia g'hört!"

Nun erwiderte ein anderer:

„Daß's Busseln oan schäckat macht, dös isch erdicht't,
Sonst hät'n viel Deandln a ganz schäckats G'sicht."

So wäre es wohl noch längere Zeit fortgegangen, wenn die Feldner Anna sich nicht nach Hause gemacht hätte.

Die Verlegenheit aber und die Schande, die ihr der Toni, den sie unter allen Burschen am „besten leiden konnte" — heute angethan hatte, konnte sie ihm nicht vergessen, und gewiß, das nahm sie sich vor: der Toni sollte dafür büßen, er sollte es nicht umsonst gethan haben.

An einem schönen Sonntag im August saßen Buabn und Deandln, so ziemlich die alte Gesellschaft wieder, beisammen in der vorderen Stube beim Sternwirt und die lustigen Weisen der Zither hatten bald eine fröhliche Stimmung in den jungen Leuten geweckt und alsbald flogen die Paare durch die qualmende Stube.

„Ei Buabn," schrie jetzt, nachdem das letzte Paar dem Tische zuging, der lange Latschenseppl, „setzt's a bißl mit'n Tanzn aus, der Toni muß uns oan schuhplattln!"

Bei diesen Worten stieß er zum Zeichen der freundschaftlichen Vertraulichkeit mit seinem Maßkrug an den des Toni, und indem er sich etwas zu diesem hinüberbeugte, sprach er halblaut:

„Sichst it, wia die Fremden scho wieder do sind un möcht'n Di tanz'n seahn."

Als der Toni auf diese Anrede nicht gleich reagierte, wurde der Seppl wieder lauter:

„No, bischt denn von der gestrigen Arbat no prügelstarr oder sin Dir seit zleztmol gor d' Boaner eing'rost't? Wia, sei it so g'spaßi!"

„Laß mi geahn, Seppl, i mog heunt it tanz'n, a andersmol gearn, bloß heunt it, es isch mer it recht!"

„Jou, warum denn heunt it? Isch Dir's Feldners Annerl dengericht alloan it gnua, mußt wieder glei zwoa zum Plattln hobn? Scham Di, bischt gor trauri, weil d' Marie it do isch!"

„Röd it so damisch, i bin zum Plattln it aufg'legt."

„No, bettelt's eahm lang, den Fabian," warf die Trautl dazwischen, „der will z'erst allmol geehrt sei wia a Küni!"

Toni wollte gerade heftig entgegnen, da kam der Wirt auf ihn zu und sagte so laut, daß es die Umsitzenden hören konnten:

„Der Herr da drüben mit der Brille zahlt Deiner ganzen Gesellschaft ein Faß Bier, wenn ein Schuhplattler getanzt wird. „Annerl," rief der Wirt, und winkte mit dem Finger, „da komm her! 's gibt was 'z tanz'n." — Und das Deandl tanzte ja so fürchterlich gern, und erst gar so gern mit dem Toni!

Bis das Mädchen zum Tisch herbeikam, hatten die Umsitzenden derweil Toni schon so mit Bitten bestürmt, daß er unschlüssig auf der Bank hin- und herrückte.

„So verthua uns doch d' Freud it, daß mir's Bier kriag'n," bat der Seppl nochmals. „Sieh, do isch jou 's Annerl scho, also itz tanz! Lusti, Buabn! Stanimart spiel!"

Juh! und nun that er einen „Juchazger", daß die Ohren summten. Und wie der Toni Miene machte, sich zu erheben, waren alle Tischfreunde eines Lobes: „So ischt's reacht! der Toni ischt a guater Bua!" — Da drehte sich auch schon das Paar und flott ging's; die Herren und Damen riefen ein- übers andermal Bravo und der Toni machte ein- übers andermal einen keckeren Sprung und, wie er jetzt den Gegentanz um das Annerl machte, und — es bei den Fingerspitzen fassend und dann die Hände hochhaltend, mehrmals rückwärts um seine Partnerin wirbelte, plumps — ehe noch der Staudenmichl unter dem Gekicher der „Weibats" seine Mahnung an das Annerl: „es solle diesmal ganz austanzen und den Toni festhalten" rc. rc. — vollendet hatte — lag der Toni „gestreckterlängs" rückwärts auf dem Boden. Dies war noch nie passiert, so lange der Toni schon plattelte; und weiß' Gott, wie das heute passieren konnte!?

Zuerst erscholl allgemeines Gelächter, weniger aus Schadenfreunde, denn den Toni hatten fast alle gern — mehr des unerwarteten Zwischenfalls wegen; als aber der Toni nicht sogleich aufstehen konnte und sich dann hinkend und blaß an seinen Platz schleppte, da nahm die Stimmung eine andere Wendung.

Nun ging es an die Ergründung der Ursache! Die einen wußten, daß der Toni an einer Bodendiele hängen geblieben und deswegen gefallen sei; der Staudenmichl aber wollte gesehen haben, daß die Nanni die Schuld trage, weil sie dem Toni in die Füße getanzt habe — und bald hatte er die Umsitzenden zu seiner Behauptung zu bestimmen gewußt. Da aber die Freunde Nannis dies nicht dulden wollten, so kam es zwischen den beiden Parteien als Lösung des Meinungsaustausches zu einer regelrechten Prügelei. Den andern Tag wußte der ganze Ort, wie schlimm sich das Annerl für den ehemaligen „Tanzschimpf" gerächt hatte und wer den Sachverhalt genau erfahren wollte, der durfte nur einen der Köpfe befragen, die sich um die Wahrheit so sehr zerbrochen hatten.

Die Sache kam vors Gericht. Da war natürlich jedes unschuldig und der letzte Grund war: Hätte die Nanni beim Schuhplattln nicht dem Toni den Streich gespielt, so wäre das ganze Nachspiel ungeschehen geblieben! Der „Gnaden Herr Landrichter", ein älterer gutmütiger, jovialer Herr, der das Wesen und Leben des Völkleins wohl kannte und ein Späßchen liebte, ging scheinbar auf den letzten Grund ein, und da die Verlegenheit des hübschen, in die Ruhestörungsanklage verwickelten Deandls ihm Ergötzen machte, so verlegte er in Anbetracht des klaren Sachverhalts schalkhafterweise den Schwerpunkt der ganzen Kriminalverhandlung in das Delikum des Schuhplattltanzes. Die Zeugen konnten ihm nicht deutlich

genug den Beweis des vorsätzlichen Fußzwischentanzens mit Worten demonstrieren, deshalb verlangte er von dem anwesenden Schuhplattlpaar die praktisch getreue Ausführung des Tanzes, um durch thatsächlichen Augenschein das delictum dolosum beobachten zu können. Und was er erwartete, das geschah: Das jugendfrische Pärlein tanzte vor dem amtsstrengen Herrn und dem zahlreichen Publikum, das auch stark durch Zeugen rekrutiert war, mit verschämter Rückhaltung einen so musterhaften, fehlerlosen Plattler, daß alles im Saale in helles Lachen und Entzücken geriet; — und als darauf der „Gnaden Herr Landrichter" dem Annerl etwas ins Ohr flüsterte, daß das Mädchen bald rot, bald blaß wurde, da nahm das stolze Deandl den Toni bei der Hand und gestand ihm etwas, daß der Bua wia das Diandl alle Augenblicke die Farbe wechselten — und der freundliche Richter verkündete nach einer kurzen, geschäftlichen Einleitung das salomonische Urteil, wonach der Staudenmichl und Konsorten Ruhestörer für ihre Müheleistung mit 2 Tagen Haft belohnt wurden. Zum Feldner Annerl sich wendend, fügte er dann lächelnd bei: „die Feldner Anna aber wird verurteilt, fortan ihr ganzes Leben mit Anton Renner ohne Unfall — wohl zu erwägen — hindurch zu tanzen!"

Das Diandl, das anfangs bittere Angst ausgestanden und das erst jetzt in seiner Naivität den Spaß vom Ernst zu scheiden wußte, lachte nun aus Thränen und indem Nanni dem Toni zur handfesten Versöhnung ihre Rechte bot, fanden sich zwei Herzen wieder in Liebe und nach einigen Jahren umtanzten ein munteres, rosiges Kinderpaar den Toni und seine Nanni.

Fragmente zur Charakteristik des bayerischen Heeres im 18. Jahrhundert.

Nach dem 30jährigen Kriege, dem furchtbarsten, welcher Deutschland je heimgesucht, hatte man Mühe, alles wieder in das rechte Geleise zu führen. Die Kriegszucht, welche am Ende desselben sehr gelockert, ja ihrer gänzlichen Auflösung nahe war, ward wieder mit aller Strenge gehandhabt und von allen schädlichen Einflüssen befreit. Dieses zeigte sich bei den Kontingenten, welche Kurfürst Ferdinand Maria gegen Türken und Genueser ausschickte. War hier die Kriegszucht musterhaft, so war sie in der folgenden Epoche unter dem Helden Kurfürsten Maximilian Emanuel II. über alles Lob erhaben. In den Glücks- wie Unglückstagen — dieses ist der wahre Probierstein eines echt kriegerischen Geistes — behaupteten die Bayern den Ruhm ihrer Waffen im schönsten Glanze.

Doch ungeachtet dieser Vorzüge, hatte auch das damalige Heer eine wesentliche Schattenseite. Auf des Kurfürsten vielen Reisen nach Italien, Frankreich und Brabant, sowie auch bei Gelegenheit seiner Feldzüge sammelte sich nämlich um ihn, den bewunderten Helden, eine Schar von Glücksrittern aus allen Ländern, besonders aus Italien und Frankreich. Sie erhielten zum Nachteil der Eingeborenen Offiziersanstellungen, so daß viele derselben im Auslande oft bei den Feinden des Vaterlandes Dienste suchten. Von den fremden, deutscher Sprache, deutscher Sitten und Gebräuche unkundigen Befehlshabern sahen sich die Bayern ungern geführt. Daher kam es, daß da, wo der Kurfürst nicht selbst, oder seine Generäle Arco, Lützelburg, Tattenbach und Törring kommandierten, nur halber Gehorsam und infolgedessen oft nur ein unvollkommener Sieg war.

Ein solcher Ausländer war es, der am 25. Januar 1742 Oberhaus ob Passau ohne alle Gegenwehr, ohne nur einen Schuß gethan zu haben, an die Österreicher übergab. Wegen dieses feigen Betragens ward der fremde Graf zu Ingolstadt vor ein Kriegsgericht gestellt, von demselben zum Tode verurteilt und dies Urteil wurde auch durch Enthauptung an ihm vollzogen. Wie ganz anders benahm sich nicht dagegen im Jahre 1805 jene Handvoll gichtbrüchiger Invaliden unter dem tapfern Bayern Schwaiger gegen die überlegensten feindlichen Angriffe.

So kam es denn auch, daß Max Emanuel, als er den Rückzug gegen den Rhein angetreten hatte, sein Heer größtenteils entlassen mußte; denn die Mehrzahl der fremden Offiziere, nur glücklichen Fürsten gern dienend, hatte ihren Abschied genommen, um in der kaiserlichen Armee Dienste zu suchen. Eine ehrenvolle Ausnahme machten hiervon der General Maffei und die Obersten Mercy, Lacolonie und Minucci. Unter anderen Abteilungen ward auch das Leibregiment abgedankt. Viele seiner Offiziere und Soldaten schlichen sich jedoch in aller Stille nach den Niederlanden, um den dorthin geflohenen Kurfürsten ihre Dienste anzubieten und auch in fernen Landen ihre Treue und Anhänglichkeit zu beweisen. Besonders verdient der Kapitänlieutenant Haberkorn dieses Regiments namhaft gemacht zu werden, der ungeachtet seines mit Wunden bedeckten Körpers, und obgleich er Frau und Kinder zu Hause hatte, den edlen Entschluß nicht unterdrücken konnte, seinen unglücklichen Fürsten aufzusuchen. Er reiste zu diesem Zweck als Pilger verkleidet durch die Schweiz nach den spanischen Niederlanden, wurde aber von den Feinden erkannt und ermordet. Solche Beispiele von wahrer Anhänglichkeit an den Landesfürsten verdienen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Ein anderer Ubelstand, der unter Max Emanuel aufkam, war die Käuflichkeit der Offizierschargen, ein Mißbrauch, welcher Bravour und Diensteifer erstickt und steten Samen zu Mißvergnügen und Insubordination ausstreut. Sie wurde eingeführt, um die Unkosten leichter decken zu können, welche durch die großartigen Werbungen erwuchsen. Die Stelle eines Oberstlieutenants kostete 4000, eines Oberstwachtmeisters 2000, eines Hauptmanns 800 und eines Fähnrichs 300 Gulden. Später durften die Chargen des Stabskapitäns und des Ober- und Unterlieutenants, sie mochten gekauft sein oder nicht, mit höchster Bewilligung wieder verkauft werden, wenn man sie als Beihilfe zum Kauf einer höheren Stelle notwendig hatte.

Wenn schon früher die dienstlichen Obliegenheiten jeder Charge und des gemeinen Mannes durch verschiedene Befehle festgesetzt waren, welche von Zeit zu Zeit neue Zusätze und Erläuterungen erhielten, so geschah dieses im Jahre 1754 durch ein eigenes zusammenhängendes Reglement im vollsten Umfang. Besonders streng waren von jeher die Befehle in Absicht der Beobachtung des Dienstes, besonders der Wachen

und Posten. Die Schildwache war auf ihren Posten eine besonders privilegierte und achtbare Person, welche selbst von dem höchsten Offiziere nicht beleidigt werden durfte. Das Schlafen war ihr bei Lebensstrafe verboten. Näherte sich ihr etwas Verdächtiges, das auf dreimaliges Anrufen keine Antwort gab, so mußte sie Feuer geben. In gewöhnlichen Fällen ging sie den Annähernden mit gespanntem Hahn und hochgehaltenem Gewehr entgegen. Wagte jemand, sich an ihr zu vergreifen, so war sie bei eigener Strafe gehalten, den Thäter mit dem Bajonett zu durchstoßen oder ihn zu erschießen.

Arrest, Stockstreiche, Spießrutenlaufen und Aufhängen waren die Strafarten, zu denen erforderlichenfalls auch die Tortur kam, um den Inquisiten zu einem Geständnis zu zwingen. Unehrlich gewesene Individuen, als Deserteure, welche schon unter Henkershand gewesen und pardoniert wurden, oder deren Namen an den Galgen geschlagen waren, ferner Steckenknechte (1788 wurden diese auf immer ehrlich erklärt), wenn sie Soldaten werden wollten, konnten durch Überschwenken der Fahne ehrlich gemacht werden. Solche aber, welche durch den Scharfrichter ausgepeitscht, gebrandmarkt, etwas von den Ohren verloren oder sonst schändlich bezeichnet, torquiert oder als überwiesene Diebe eingesteckt oder fortgeschafft wurden, konnten so wenig ehrlich gemacht, als jemals unter der Landesbewaffnung geduldet werden. Um dem unüberlegten Heiraten der Offiziere zu begegnen und außerdem den hinterlassenen Witwen und Waisen ein Auskommen zu verschaffen, ohne daß selbe der kurfürstlichen Kasse zur Last fielen, befahl Max Josef III. die Einführung von Kautionen. 1754 wurde deshalb festgesetzt, daß zu stellen habe: der Lieutenant und Fähnrich 3000 Gulden, der Hauptmann 4000, der Oberstwachtmeister 6000, der Oberstlieutenant 7000, der Oberst 8000, der Generalwachtmeister 10000, der Generallieutenant 12000 fl. (In den Jahren 1768 und 1779 traten Modifikationen ein.) Den Unteroffizieren und Soldaten sollte ohne rechtmäßige Ursache das Heiraten vom Hofkriegsrat oder dem kommandierenden General nicht erlaubt werden. Zur Erhaltung der Gottesfurcht im Heere befanden sich schon in den ältesten Zeiten Feldprediger (Feldpatres) bei demselben. So erhielten im Jahre 1607 vier Jesuiten und zwei Barfüßermönche den Befehl, dem Hauptquartiere zu folgen. Beim Beginn des österreichischen Erbfolgekrieges erteilte der Kanzler Unertl dem Kapuziner-Provincial die Weisung, einige Mönche, welche der französischen Sprache kundig wären, als Feldprediger ins bayerische Lager abzuordnen, und so gingen sechs Kapuziner ab, ein Brauch, der in der Folge sowohl im Frieden als im Kriege beibehalten wurde und im Jahre 1809 auch auf protestantische Geistliche ausgedehnt ward.

Die Aufbringung und Ergänzung des Heeres geschah durch Werbung, freiwilligen Zugang und durch den sogenannten Landkapitulantenzug. Eine weitere Aushebungsart, welche in der Mitte des Jahrhunderts dazu kam, fand dadurch statt, daß liederliche Bursche, Spieler, Säufer, Müssiggänger, ohne Kondition befindliche Schreiber, Jäger und Handwerker, faule und fesche Studenten, sogenannte Bauernkönige, nicht legitimierte Krämer und Musikanten, Taschenspieler, Wildschützen, Konterbandiers, Bettler und Vaganten an die Infanterieregimenter abgegeben werden mußten. Dazu kamen noch liederliche Ehemänner, welche wegen verschwenderischer Hauswirtschaft Weib und Kind ins Verderben zu stürzen drohten. Sie wurden mit Zustimmung ihrer Weiber auf 4, 6 oder 8 Jahre zur Besserung untergesteckt. Da man das Heer als eine Korrektionsanstalt betrachtete, so wurden auch Leute, die des Diebstahls und anderer entehrender Verbrechen überführt waren und die das Zuchthaus verdient hatten, zur Strafe zu den Regimentern geschickt, und sogar das Verhältnis von der Zeit zwischen der Zuchthaus- und Militärstrafe war gerichtlich festgesetzt und öffentlich bekannt. So blieb es bis zum Jahre 1789, in welchem ein kurfürstlicher Erlaß befahl, daß Missethäter oder Verbrecher nicht mehr genommen werden sollten, damit der Kriegerstand nichts von seiner Würde verliere. Dagegen durften noch ferner leichtsinnige Leute, die keines schwereren und den Soldatenstand herabwürdigenden Verbrechens überwiesen waren, ohne allen Anstand bei den Regimentern, aber nicht als Strafdiener betrachtet, sondern es mußte ihnen gleich den übrigen Rekruten das gewöhnliche Handgeld verabreicht werden. Doch sollten sie einer genauen Aufsicht untergeben und auf Verlangen der Obrigkeiten, Eltern oder Anverwandten, bis sie sich augenscheinlich gebessert hatten, nicht beurlaubt werden.

Daß bei einem solchen aus den heterogensten Elementen zusammengesetzten Heere die Desertion an der Tagesordnung war, bedarf gewiß keiner Versicherung, denn die meisten der zu den Fahnen getriebenen und mit Widerwillen dienenden Subjekte ergriffen die erste beste Gelegenheit, um auszureißen. Hauptgrund war aber oft, Handgeld zu erhalten. Schon in den ersten Zeiten waren auf die Fahnenflucht exemplarische Strafen gesetzt, wozu in der Folge noch die Vermögenskonfiskation zu Gunsten des Militärärars kam. Tilly führte transportable Galgen mit sich, die bei jedem Halt zum abschreckenden Beispiel hinter der Armee aufgerichtet wurden. An dieselben wurde des Ausreißers Name, Geburtsort und Entweichungszeit, auf ein Blech geschrieben, angeschlagen, ein Brauch, der sich bis 1789 erhalten. Der desfallsige kurfürstliche Befehl lautete: „Gleichwie aber hierdurch die zurückgelassenen Eltern oder Anverwandte des Deserteurs ebenfalls beschimpft waren und gegen alle Billigkeit den Fehltritt der Entwichenen unschuldig mitbüßen mußten; im Grunde aber ein derlei Namengalgen den Militärstand gegen die höchste Willensmeinung nur herabsetzt und zur Verhütung der Desertion im geringsten nicht beiträgt, so befehlen S. K. D. hiemit gnädigst, daß in jedem Ort, wo sich ein solcher Militär-Namen-Galgen vorfindet, 100 Mann von der Garnison inkl. Ober- und Unteroffiziere ausrücken, und in derselben Gegenwart die höchste Verordnung vorgelesen, sodann der Galgen durch den Nachrichter nebst denen daran geschlagenen Namen gänzlich vernichtet werden solle. S. K. D. gedenken hierdurch abermal einen gnädigen Beweis zu geben, daß Höchstdieselbe den Militärstand auf keinerlei Art herabgewürdiget, und das Verbrechen nur an dem Verbrecher gestraft wissen wollen." Doch ungeachtet der härtesten Mittel konnte der Fahnenflucht nicht vorgebeugt werden; endlich fand man einen wirksameren Damm gegen diesen verheerenden Strom: die Kapitulation. Der Soldat, der nicht mehr gezwungen war, über eine bestimmte Reihe Jahre zu dienen, wartete lieber das Ende derselben ab, als daß er es auf einen ungewissen Erfolg hin wagte, heimlich davonzugehen. Kartelle, welche mit den Nachbarstaaten geschlossen wurden, bezweckten gegenseitige Auslieferung der Aus-

reißer und der mitgenommenen ärarischen Effekten. Generalpardone gestatteten ungestrafte freie Rückkehr, wenn der ausgeschriebene Termin eingehalten wurde. Besonderen Einfluß auf die Desertion übten die sogenannten fremden Werber, teils einheimische, teils ausländische, welche sich verkappt im Lande herumtrieben und die Einwohner durch allerlei Vorwände und Redekünste anzuwerben suchten. Man gab sich zwar alle erdenkliche Mühe, diesem Unfug zu steuern. Als diese Emissäre, von allen Seiten verfolgt, sich auf bayerischem Boden zu sehr gefährdet sahen, bestimmten sie Plätze an der Grenze, wohin sie die Ausreißer und sonstigen Individuen zu locken wußten. Unter Ferdinand Maria, Max Emanuel, Karl Albrecht und Max Josef III. waren Beförderungen außer der Reihe das Hauptmittel, Verdienste zu belohnen. Ein Fall ganz eigener Art, war die Beförderung eines gewissen Andlinger vom Kadetten zum Supernumerär-Kapitän mit Überspringung aller dazwischen liegenden Chargen. Derselbe hatte nämlich bei dem Brande, welcher 1750 in der kurfürstlichen Residenz ausbrach, die im ersten Schrecken gänzlich vergessene eilfjährige Prinzessin Josefine Maria Antonie, Schwester des Kurfürsten Max Josef und nachmalige Gemahlin des Kaisers Josef, vom sichern Untergang gerettet. Um seine Armee ehrenvoll auszuzeichnen, erließ Kurfürst Max Josef im Jahre 1766 ein Reskript an seinen Hofkriegsrat, dem zufolge auch die Subalternoffiziere, ebenso wie bisher die Generäle, Hofkriegsräte und Stabsoffiziere an Galatagen bei Hoffesten und in Hofzirkeln, mit der Galauniform bekleidet in der Residenz und auch im Lustschloß zu Nymphenburg erscheinen durften und sollten. Unter Karl Theodor kam zu dieser Belohnung erst ein militärisches Ehrenzeichen, wodurch der Grund zu dem später gegründeten Militär-Max Josef-Orden gelegt wurde. Die Veranlassung zur Entstehung jenes Ehrenzeichens war folgende: General Graf Wurmser, unter dem das kurpfalzbayerische Kontingent mit ganz besonderer Auszeichnung in den 90er Jahren gedient, hatte nämlich in einem Schreiben an den Kurfürsten Offiziere und Soldaten namhaft gemacht und zur Belohnung vorgeschlagen, welche sich unter seiner und des Generals Clairfait Befehlen ausgezeichnet hatten. Dieses bewog nun Karl Theodor, sich von seinem Hofkriegsrat über die Art der Belohnung ein motiviertes Gutachten abstatten zu lassen. Der Referent, Hofkriegsrat Theoreti, wollte die Großthaten, den Mut, die Tapferkeit sowie die bewiesene Geistesgegenwart mit Geld bezahlen. Dem widersprach jedoch des Hofkriegsrats Assessor Lipowsky als Korreferent, indem er nach dem Beispiel anderer Staaten auf Errichtung eines Militärordens antrug, womit auch der Hofkriegsrat einverstanden war. Lipowsky hatte zur Dotierung dieses Ordens die Verwendung von 13 Hauptpflegen in Bayern, Neuburg, Sulzbach und der oberen Pfalz, nebst 6 Oberämtern in der Rheinpfalz und 6 in den Herzogtümern Jülich und Berg in Vorschlag gebracht. Aber deshalb wurde der Orden vom Kurfürsten nicht genehmigt; dagegen aber ein militärisches Ehrenzeichen errichtet, das aus einem weiß emaillierten Johanniterordenskreuz bestand, in dessen Mitte sich der Namenszug des Kurfürsten befand und das an einem schwarz seidenen Bande mit blau-weißer Einfassung getragen wurde. Die Generale, Stabs- und Oberoffiziere erhielten das Kreuz, Unteroffiziere und Soldaten aber nach der Größe ihrer militärischen Verdienste entweder die goldene Ehrenmedaille mit doppeltem Sold, oder die silberne mit halber Gehaltszulage.

Ganz sonderbarer Art war die an abgedankte verdienstvolle Soldaten erteilte Erlaubnis, Spieltische aufrichten zu dürfen. Hindernisse, welche derselben von seiten der Amtleute entgegengesetzt wurden, waren Ursache, daß 1716 nachdrücklich eingeschärft wurde, den Befehlen des Kurfürsten gebührende Folge zu leisten und die Patente der Soldaten zu respektieren. Dessenungeachtet hinderten die Amtleute und Schützen die abgedankten Soldaten in Ausübung ihrer Konzessionen, wo und wie sie nur konnten, und auch die Magistrate waren mehr jenen als diesen zugeneigt, weshalb die Beschwerden derselben gewöhnlich erfolglos blieben. Mit allem Ernste befahl daher der Kurfürst 1719 und 1722, die verdienstvollen Soldaten bei ihren Konzessionen zu manutenieren. Einige Soldaten überschritten jedoch auch die ihnen erteilten Bewilligungen und trieben verschiedenen Unfug, deshalb wurden mehreren zur Strafe ihre Patente abgenommen und die Konzessionen eingezogen, auch keine neuen erteilt. Verschiedene Anzeigen von Exzessen und Betrügereien dieser Leute veranlaßten endlich, daß unterm 21. Juli 1728 die Spieltische durchgehends abgeschafft worden sind. Und da nicht bloß der Hofkriegsrat und die Regierung Patente auf Spieltische erteilt hatten, sondern auch Platzmajore und Magistrate, so wurde an alle diese Behörden die Weisung erlassen, keine solche Patente mehr zu erteilen, die bereits erteilten aber einzuziehen.

Der Platzmajor in München hielt jedoch das seit Jahren ausgeübte Recht, während der Dult einen Spieltisch aufsetzen und verpachten zu dürfen, für ein seiner Charge anklebendes Privilegium und wollte sich in demselben behaupten. 1733 wurde ihm untersagt, einen Spieltisch in Dult- und Marktzeiten auszusetzen. 1726 wurde bestimmt, daß die Provisionen und abgedankten Soldaten, insofern sie nicht zur Einreihung in die Freikompagnien geeignet, in die Grenzgerichte verlegt und dazu verwendet werden sollen, Bettler und Vaganten abzuhalten und einzufangen. Für jedes derartige zu Gericht gebrachte Individuum wurde neun Kreuzer Lieferungsgeld bezahlt. Untaugliche mit Provisionen versehene Soldaten aber mußten auf ihren assignierten Plätzen bleiben und durften nicht auf die Gert gehen. Unter Gert verstand man nämlich schon seit Landsknechtszeiten die Belästigung der Unterthanen durch herumstreifende herrenlose Knechte. Gertende Knechte waren sohin des Dienstes entlassene Soldaten, welche, um ein Unterkommen zu finden, die deutschen Provinzen einzeln oder in kleineren oder größeren Abteilungen als eine wahre Landplage und Geißel der Unterthanen durchschwärmten. Die Reichs- sowie die Landespolizei und die Gesetzgebungen eiferten daher schon während des ganzen Verlaufes des 16. Jahrhunderts gegen dieses Unwesen des „Gertens und Stationierens".

In einem „Vorschlag aus dem Jahre 1737 über bessere Einrichtung zur Verpflegung der Armee in der Hauptstadt Münchens hieß es: „abgedankte Offiziere haben sich auf dem Rathaus anzumelden und erhalten nach Prüfung ihrer Vorweise eine Anweisung auf Almosen, das der Kommissär der Fremdenbüchse gleich ausbezahlt". Erwähnung verdient noch das Vermieten und Verkaufen von Truppen an auswärtige Regierungen — eine Einrichtung, welche des ergiebigen Ertrags wegen allenthalben in Europa Eingang fand.

Kleine Mitteilungen.

Hände- und Kopfwaschen. Ob in diesem Punkte der Reinlichkeit das Mittelalter der Neuzeit nachstehe, ist wohl einer kleinen Untersuchung würdig. Die Versicherung „nein“ dürfte vielleicht befremden, möchte aber dennoch begründet sein. Es scheint nämlich wenigstens bei den höheren Ständen und bei der Geistlichkeit allgemeine Sitte gewesen zu sein, sich nicht nur vor, sondern auch nach dem Essen die Hände zu waschen. Beobachtet ward jene erste Gewohnheit sogar bei dem Jagdschmause, den Kaiser Ludwig der Fromme 826 dem Dänenkönig Harald gab. Den Gilbertinen (ehemaligen Chorherren in England) war in ihren Satzungen vorgeschrieben, nur mit gewaschenen Händen in den Speisesaal zu treten. Noch bestimmter erhellt die Reinlichkeit aus einer alten Hofordnung, die schwerlich einer der jetzt lebenden Hofmarschälle gelesen haben wird, aus der Ordnung, die König Jakob II. von Majorka 1344 seinen Dienern bekannt machen ließ. Nicht nur dem Könige, auch dem geringsten Bedienten mußte Wasser vor und nach dem Essen zum Waschen der Hände gebracht werden. Diese Säuberlichkeit war aber auch damals um so nötiger als heutzutage; denn vor dem Ende des 15. Jahrhunderts wurden in ganz Europa bei Tische noch keine Gabeln gebraucht und man konnte sich daher auf mancherlei Weise beflecken und beschmutzen. Die Gewohnheit des Kopfwaschens ist sehr alt. In den schottischen Ordensregeln des 6. und 7. Jahrhunderts ist es zur Pflicht gemacht. Daß Lüsternheit sich früh diesem Reinigungs- und Stärkungsgeschäfte beigesellte, ersieht man aus einer Fürsorge des Papstes Bonifaz. Nach seiner Vorschrift durfte kein Malteserritter sich von Weiberhänden den Kopf waschen oder das Bett machen lassen. Bei der Person des obengenannten Königs Jakob versahen diesen Dienst zwei Hofbartscherer.



Marodeur der Jourdanschen Armee 1796.
Nach einem zeitgenössischen Stiche der von Volkamerschen Sammlung

Die Helmzier der Nothhaft. Wir haben bei Beschreibung der Ruine Runding den Namen dieses alten bayerischen Geschlechtes erwähnt. Wir erzählen heute einen in der Geschichte bewahrten Akt von Galanterie eines Ritters dieses Geschlechtes. Im Jahre 1568 war ein Lustdstechen zu München, diesem wohnte der Ritter Kaspar v. Nothhaft bei. Da nun, wie bekannt, nebst der Wappenschau mit diesen Ritterspielen auch die schönste Frauenschau verknüpft war, so wurde unser Kaspar bald des lieblichen Fräuleins v. Pörschen gewahr, der sein Herz und seine Liebe zueilten. Zu Ehren seiner Erlorenen ließ er sich eine, genau wie die Dame seines Herzens gekleidete Puppe machen und auf den Helm setzen. Er war so glücklich den ersten Dank des Turniers zu erhalten und führte von nun ab eine solche Puppe als Helmkleinod fort. Seine Familie behielt das Oberwappen bei. Weil nun in den damaligen reimreichen Zeiten alle Merkwürdigkeiten in Denkreime gebracht wurden, so wurde diese Begebenheit und Geschichte in folgenden Versen verewigt.

Kaspar Nothhaft bin ich genannt
Also probiert ich meinen Stand
Auf meinen Helm führ ich die Zart
Durch deren Lieb ich siegreich ward.

An die Alpenrose, das liebliche Kind des Hochgebirges, knüpfte sich einst furchtsame Scheu. In vielen Gebirgsthälern herrschte der Glaube, daß derjenige, welcher diese Blume bei einem Gewitter bei sich trage, vom Blitze erschlagen werde. Sie trug daher in manchen Thälern im Munde des Volkes den Namen die „Donnerrose“. Zingerle erklärt die Entstehung der Mythe dadurch, daß die Blume dem Donar heilig war, eine Annahme, welche durch deren Farbe noch weitere Unterstützung findet.

Selbstbewußt. Rudolf, ein geborner Herr v. Scheerenberg bestieg im Jahre 1466 den bischöflichen Stuhl zu Würzburg in einem Alter von etwa 60 Jahren und hatte denselben inne bis zu seinem 94. Lebensjahre. Wegen seiner ausgezeichneten Regierung des Herzogtums Würzburg stand er im ganzen Reiche im höchsten Ansehen. Die letzten Jahre seiner Lebenszeit, da er anfing, etwas kränklich zu werden, wünschten die Domherren, er möchte sich unter ihnen einen Koadjutor wählen. Hierauf beschied Rudolf alle Domherren vor sich und musterte sie mehrmals, um den würdigsten herauszufinden. „Dem ich mein Biret aufsetzen werde, der soll mein Gehilfe sein,“ sagte der Bischof, von dem einen zum andern schreitend, und als die Musterung vorbei war, sprach der Bischof: „Wenn alles das wahr ist, was die Leute über dich sagen, lieber Rudolf, so ist niemand würdiger, es zu tragen, als du selbst, darum behalte es noch länger,“ und bei diesen Worten setzte er das Biret wieder auf sein Haupt.

Die Wissenden des heimlichen Gerichtes. In einem bei dem schwäbischen Bunde 1515 verhandelten Prozesse bezeugen Rudolf v. Hoheneck, ein Edelmann von Trochtelfingen, Bartholomäus Beißer, Burgvogt zu Wallerstein und drei andere Männer folgenden merkwürdigen Vorfall. „Vor 45 Jahren hätten sich die Wissenden 14 an der Zahl nach Wildburgstetten eingelegt, dortselbst einen Tag angeschlagen und rechtliche Handlungen pflegen wollen. Als aber der damals regierende Graf Ulrich von Öttingen des berichtet wurde, habe er alsogleich 30 Mann zu Pferd und 200 zu Fuß abgeordnet, die Wissenden im Wirtshause aufheben und ihrer 13 gefangen nach Wallerstein und Öttingen führen, auch im Unwillen und mit dem Entschlusse, sie zu ertränken, bereits Säcke machen lassen. Die Fürbitte der öttingischen Edelleute rettete sie vor dem schmählichen Tode. Der 14., Kaspar Schütz, ein Bäcker aus Dinkelsbühl, der sich bei der Gefangennahme zur Wehre setzte, wurde erstochen. Der Burgvogt hielt die Wissenden für Zauberer, die wahre Erklärung gibt uns ein Öttingensches Klaglibell von 1515, da heißen sie des heimlichen oder westphälischen Gerichts Wissende oder Schöffen. Wenn man die furchtbare Gewalt der Vehme betrachtet, muß man staunen, daß Graf Ulrich so kühn sein konnte, ein ganzes Gericht aufheben zu lassen und zu einem schmählichen Tode zu bestimmen.

Der Bürgermeister von Augsburg. König Ludwig XI. von Frankreich mochte es nicht leiden, wenn seine Hofleute verächtlich von Kaiser Maximilian sprachen. Einst nannte ein Höfling den Kaiser, welcher Augsburg außerordentlich liebte, spöttisch den Bürgermeister von Augsburg. „Rede nicht so von ihm,“ sprach der König, „glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke anziehen läßt, ist ganz Deutschland in Harnisch und Frankreich beginnt zu zittern.“

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

(Fortsetzung).

Der Angeredete zuckte mit den Achseln.

„Was soll ich dort? Unsere Generale sind ja zum allergrößten Teile mit ganz wenig Ausnahmen entweder Dummköpfe oder Verräter.“

„Pauvre France“, seufzte Claire. „Wie soll es enden?“

„So ist es ein verdienstlicheres Werk, neben der Armee, die ja doch nur von unfähigen Führern kommandiert wird, einen Widerstand bis aufs Messer, einen Widerstand, der vom tapfern Volk selbst ausgeht, zu organisieren. Aber, das verstehst Du alsdann viel zu wenig. Entschuldige, liebste Kousine, meinen Freimut. Dieser blonde Preuße dort drüben ist aber ein höchst gefährlicher Mensch, das solltest Du wenigstens einmal begreifen lernen. Und noch immer konnte ich ihm nicht an. Wir sehen ihn seine verwegenen Ordonnanzritte ausführen, die unseren Heeresabteilungen so ungeheuren Schaden zufügten. Da half kein Hinterhalt, kein Auflauern. Er schien geradezu gefeit gegen unsere Kugeln.“

„Aber, Gerard, das nennst Du Krieg führen, das ist Deine gerühmte Tapferkeit, hinter dem schützenden Versteck hervor zu schießen, und solcher Thaten rühmst Du Dich mir gegenüber? Pfui, das ist stark!“

Und die Sprecherin wandte rasch sich erhebend und zum Fenster tretend ihrem Vetter mit beleidigender Kälte den Rücken.

„Was soll das heißen, Claire?“ rief der junge Mann voll Unmut. „Wie, Du antwortest nicht?“

Jetzt sprang auch er vom Sessel auf und wanderte im Salon auf und ab, seiner inneren Erregung Herr zu werden. Dann blieb er stehen und sagte mit sanfter, weicher Stimme, die bei ähnlichen Gelegenheiten sonst nie verfehlte, den gewünschten Erfolg zu haben.“

„Du hast Deinen schlimmen Tag heute, Claire. So widerspruchsvoll bist Du mir noch niemals begegnet. Aber, ich verzeihe Dir ja alles. Laß uns scheiden, komm, reiche mir die Hand.“

Aber die also Angeredete behielt trotzig ihre abweisende Stellung bei. Ungeduldig stampfte Gerard auf den Boden, doch machte der dicke Smyrnateppich diese Bewegung unhörbar. Dann wiederholte er:

„Reiche mir die Hand, Claire“ und entschiedener setzte er hinzu:

„Du hast gehört, hoffe ich. Wirst Du mir endlich antworten? Jetzt bestehe ich auf einer Antwort.“

„Thörichter Knabe,“ kam es leise von den Lippen der jungen Dame, aber der Vetter hatte die zwei Worte dennoch gehört. Hohe Zornesröte überflog sein Gesicht, doch vermochte er es noch, sich zu zügeln, nur die Stirn zog sich in düstere Falten und ingrimmig nagte er an den Spitzen des Schnurrbartes. Endlich sagte er mit leicht sarkastischer Betonung:

„Was streiten wir uns wie alberne Kinder? Ich gehe und hoffe, beim Diner Dich gnädig gestimmt zu sehen. Adieu, Claire.“

Noch verharrte die Dame in ihrer schroffen Nichtachtung aller Annäherungen des Verwandten. Jetzt aber loderte der Grimm des so schmählich Abgewiesenen zu hellen Flammen auf, und mit boshaftem Lachen zischelte er:

„Ich fange an, zu erraten, warum und weshalb ich so mit einem Schlage in Ungnade gefallen. Es ist also wahr, was bereits die Dienerschaft einander zuflüstert: Mademoiselle Claire hat eine stille Neigung gefaßt zu dem blonden Preußen, der auf ihr Geheiß auf das sorgfältigste gepflegt werden muß."

Die Wirkung dieser Worte war eine für Gustav gänzlich unerwartete.

Mit todbleichem Gesichte wandte Claire sich um, schritt langsam zum Tische und tippte dort an die silberne Glocke.

Alsbald erschien ein Lakai.

„Jean, führen Sie Monsieur le Comte aus meinem Salon und sagen Sie der Dienerschaft, daß ich von Stunde an für ihn nicht mehr zu sprechen sein werde."

Dann verließ sie mit dem Anstand einer Fürstin das Gemach.

* * *

Drei Tage waren vergangen seit dieser Scene. Lieutenant Endres ruhte in seinem höchst behaglich ausgestatteten Salon auf einer weichen Causeuse, vertieft in die Lektüre eines Buches, das er einem wohlgefüllten Schranke zu seiner Linken entnommen hatte.

Es klopfte, und gleich darauf betrat ein hochgewachsener Mann, in die Uniform der bayerischen Artillerie gekleidet, das Gemach.

„Ist es dem Hauptmann Heinrich erlaubt, einen lieben Kameraden und Landsmann zu besuchen, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen er sich zum Vergnügen anrechnen würde?" fragte er in gewinnendem Tone.

„Bitte, Herr Hauptmann," entgegnete der Lieutenant, höchlich überrascht, „die Ehre ist ja ganz und gar auf meiner Seite. Entschuldigen Sie nur, daß ich Ihnen nicht entgegengegangen."

„Bah," rief der Gast in jovialster Weise, „verlieren wir die Zeit nicht mit unnützen Komplimenten. Ich kenne bereits Ihr ganzes Nationale und möchte nur ein Stündchen mit Ihnen verplaudern. Wer weiß, ob, wann und wo wir uns je wiedersehen. Vor allem meine aufrichtige Hochachtung für Ihre soldatischen Eigenschaften und dann ein anderes: Sie sind Unterfranke, nicht wahr? Wohl gar ein Enkel, eigentlich Urenkel des vormaligen Forstmeisters Endres im Würzburgischen."

„Erraten, Herr Hauptmann."

„Na, sehen Sie, wie sich das trifft. Vor mehr als 70 Jahren standen unsere Großväter freilich unter anderen Umständen demselben Feinde gegenüber, den wir zur Stunde wiederum bekämpfen. Hat man Ihnen viel erzählt aus dieser Zeit, die, wenn wir den 30jährigen Krieg ausnehmen, wohl die trübste für uns Deutsche gewesen?"

„Aber es ist anders und besser geworden seitdem, Herr Hauptmann."

„Besser — ja, wir wollen sagen besser. Aber mich verlangt's, ein greifbareres Ziel zu sehen in diesem entsetzlichen Krieg, der seit Monaten bereits ein ganz anderes Gesicht angenommen, als er anfangs gezeigt. Wie soll das enden?

„Es wird enden, Herr Hauptmann, wenn wir den letzten Widerstand dieses sich wie rasend und toll geberdenden Volkes werden gebrochen haben."

„Also auch Sie, mein junger Kamerad, sind, wie mir scheint, der Ansicht, daß der Krieg nur enden kann mit dem gänzlichen Niedergang dieser doch sonst hoch zivilisierten, geistreichen und kunstsinnigen Nation."

Lieutenant Endres schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Auch wenn ich nicht Gelegenheit gehabt hätte, im Kriege selbst meine Beobachtungen zu machen, wollte ich nicht vor dem Wagnis zurückschrecken, über die Franzosen ein Urteil zu fällen, das mit ihrer Erlaubnis, Herr Hauptmann, in einigen Punkten von dem Ihrigen abweichen würde."

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort," sagte der Hauptmann mit gutmütigem Spott.

„Vielleicht doch nicht immer," entgegnete der andere ebenfalls mit leisem Lächeln. „Ich habe Studierens halber, wie der Ausdruck lautet, ein Jahr in Paris verlebt, bin bis zum 12. August dort verblieben, denn dann erst erhielt ich statt des Passes einen Geleitschein und durfte nach Bayern zurück, wo ich mich equipierte und alsbald als Freiwilliger bei der Infanterie eintrat. Wie sich die Pariser vor und nach der Kriegserklärung aufgeführt, des war ich Augenzeuge. Es überstieg einfach alles Maß des Erlaubten und Zuständigen. Ich spreche jetzt nicht von den Kindereien, den dummen Boulevardrufen: A Berlin, à Berlin, dem offenbaren Anachronismus der Wiedergeburt der Marseillaise. Dies waren ja noch an sich harmlose Dinge. Aber unvergeßlich bleiben mir meine Erlebnisse am 4. August. Es war, wenn ich nicht irre, ein Donnerstag und ich schlenderte, dies und das überdenkend, die Boulevards entlang. Da bemerkte ich mit einem Male allenthalben eine große Bewegung, man begann Fahnen auszustecken, überall die Marseillaise anzustimmen, auf den Straßen umarmten sich die Leute, alles rief: Sieg, Sieg, wir haben eine große Schlacht gewonnen, den Kronprinzen von Preußen samt seinem ganzen Armeecorps in den Steinbrüchen von Dingsda gefangen und wollen nun den Preußen einen Frieden diktieren. An der Börse, dem weißen Mammonstempel in der Rue Vivienne, stieg die Rente im Handumdrehen um 20. Die Sache begann thatsächlich kritisch zu stehen für uns Deutsche. Da kam mit einem Male der Rückschlag, denn die offizielle Bestätigung der Siegesnachricht ließ noch immer auf sich warten. Jetzt zogen ungezählte Volksmengen vor das Ministerium des Auswärtigen, die ganze, gewaltige Place Vendôme erfüllend. Sie verlangten nach Olivier, den Mann, der bekanntlich ‚leichten Herzens' den Krieg acceptiert hat, den Preußen ihm angeboten. Der Minister mußte, vom Fenster aus zur Menge sprechend, zugeben, daß die Siegesnachricht eine verfrühte gewesen und das Volk, man wisse nicht von wem, dupiert worden sei. Nun tobten die Kerle vor dem Ministerialgebäude auf eine greuliche Weise, drohten, alles kurz und klein zu schlagen, mußten aber doch, als Militär einschritt, den Platz räumen. Und diesen ganzen Schwindel soll kein anderer als der Herzog von Grammont arrangiert haben, um seinen Vorrat an ‚Rente' auf gute Art loszuwerden."

„Schändlich, in der That empörend," knurrte der Hauptmann. „Aber hatten Sie selber, Herr Kamerad, keinerlei Unannehmlichkeiten zu bestehen, als Sie sozusagen ex lex, ohne diplomatischen Vertreter, noch in Paris verweilten? Sie, mit dem ausgesprochen teutonischen Air?"

„Doch, Herr Hauptmann, mir passierte es wenige Tage später, als Spion arretiert zu werden."

„Was Sie nicht sagen," rief der Zuhörer interessiert aus. „Das müssen Sie mir erzählen."

„O, da kann ich mich sehr kurz fassen, denn, wie mir, ist es damals zahllosen anderen Deutschen eben auch gegangen, als die Spionenseuche in Paris grassierte und es schon genügte, blond und hochgewachsen zu sein, um ohne weiteres als Prussien aufgegriffen zu werden. Unter diesen Namen subsumierte der Pariser alles, was ihm im höchsten Maße gefährlich deuchte. Ich ging an einem Sonntag Nachmittag, es war am 7. August, über den Vendômeplatz, in der friedseligsten Stimmung von der Welt, da fiel es einem ganz gut gekleideten Herrn ein, mich urplötzlich, ohne daß ich selber durch eine Rede oder eine Bewegung provoziert hätte, der Menge als preußischen Spion zu denunzieren. Im nächsten Moment schon war ich von allen Seiten umringt, ich erblickte nur noch erhitzte Gesichter, geballte Fäuste, Stock- und Regenschirmknöpfe. Aber trotz der wütenden Rufe: Tuez-le, ce misérable, à la lanterne, à l'eau, à l'eau, wagte sich doch keiner der Schreier an mich. Aber vielleicht hätte ich mich vergriffen an dem gemeinen Denunzianten, der noch in meiner Nähe weilte und sich des Erfolges seiner Aufhetzereien freute, wenn nicht, zum Glück für mich, sofort Polizei herbeigeeilt wäre, mich in Sicherheit zu bringen. Vor Stunden waren die ersten sicheren Nachrichten eingetroffen über die Niederlagen bei Weißenburg und Wörth. Die Stimmung der Pariser Bevölkerung war daher eine sehr gereizte und machte sich gegen die wenigen Deutschen Luft, die wohl oder übel dableiben mußten, weil — man ihnen keinen Passierschein aushändigen wollte. Ich wurde also zur nächsten Wache eskortiert, wohin mir ein Trupp heulender und schreiender Straßenbengel folgte. Dem Viertelskommissär gegenüber gelang es mir anfänglich leicht, meine vollständige Unschuld darzuthun, aber der Biedermann, der schon im Begriffe war, mich zu entlassen, wurde mit einem Male bedenklich, als die Thür sich öffnete und mein Angeber vom Vendômeplatz eintrat, um gegen mich die frechsten und leichtfertigsten Beschuldigungen zu erheben. Ich sollte die wahnsinnigsten Drohungen ausgestoßen haben gegen die Franzosen, den Kaiser und Gott weiß, gegen wen noch. Der Schuft gab sich alle Mühe von der Welt, mich tüchtig anzukreiden, doch war zum Glück der Polizeibeamte ein besonnener und leidenschaftsloser Mann, der sich begnügte, mich mit wohlgemeinten Ermahnungen und Warnungen zu entlassen, nachdem meine Persönlichkeit nach allen Richtungen hin festgestellt worden war. So fuhr ich denn in einem Fiaker eine Stunde später ruhig nach Hause, verlebte aber die wenigen Tage bis zu meiner Abreise aus Paris sehr zurückgezogen.

„Und den noblen Herrn, der Ihnen damals die heiße Suppe einbrockte, haben Sie seitdem nicht mehr gesehen?"

„Mit keinem Auge, Herr Hauptmann, doch würde ich ihn im Begegnungsfalle auf den ersten Blick erkennen. Ich glaube nicht, daß es solche Bestien bei uns in Deutschland gibt."

„Was wollen Sie, Herr Kamerad, die Franzosen sind eben leidenschaftliche Naturen. Die ganze Nation ist in politischer Beziehung eigentlich noch ganz wenig erzogen. Nehmen Sie noch dazu die korrupte Pariser Presse, diese ewigen Hetzartikel, diese systematisch betriebene Anlügerei und Sie brauchen sich nicht zu wundern, über solch unerfreuliche Erscheinungen, wie sie uns hierzulande begegnen. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Krieg bald ein Ende hätte. Freilich, die Einnahme von Paris wird man deutscherseits noch erzwingen wollen. Aber ich für meine Person bin dieser Art der Kriegführung schon recht müde, und wie ich, denkt so mancher brave Soldat. Es war ein ander Ding, den Legionären eines dritten Napoleons gegenüberzustehen. Glauben Sie mir, lieber Kamerad, daß mir oft das Herz bluten möchte, wenn ich mich gezwungen sehe, arme, bethörte Bauern erschießen zu lassen, nur, weil sie Haus und Herd gegen die fremden Eindringlinge verteidigen. Denn, Hand aufs Herz, Kamerad, haben es unsere Großväter anno 96 in der Rhön anders gemacht und — na, ich will abbrechen, denn jedermann weiß, daß ein Franktireur kein Soldat, sondern zu allermeist nur ein feiger Buschklepper ist und daß solchem Gesindel gegenüber Schonung und Milde zu üben, die reine Tollheit wäre, wenngleich so mancher behaupten möchte, daß auch der verkommene Franzose, dem die helle Verzweiflung das Mordgewehr in die Hand drückt, immer noch so zu sagen ein Mensch bleibt. Doch, ich sehe Ihnen an, Herr Kamerad, daß Sie meinen Ansichten nicht völlig beizustimmen vermögen. Also," und der Sprechende reichte dem Dr. Endres mit herzlicher Geberde die Hand, „darum keine Feindschaft. Ich muß jetzt gehen, meine Zeit ist um. Vielleicht finde ich übermorgen ein Stündchen, Ihnen wieder einen Besuch machen zu können. Aber, wie wäre es, wenn Sie mir ein wenig durch den Park das Geleite geben möchten. Die kleine Bewegung in frischer Luft kann Ihnen nur gut thun, Sie marschieren ja schon wie ein ganz Gesunder, wenn Sie den Stock ein wenig zu Hilfe nehmen."

„Ich stehe schon ganz zu Ihren Diensten," entgegnete mit verbindlichem Lächeln Lieutenant Endres. „Mein Piedestall ist, Dank dem Himmel, wieder in Ordnung."

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Die kurbayerische Feste Rothenberg.

Von Hugo Arnold.

Wenig berührt der Strom der Reisenden das schöne Gebiet des fränkischen Jura mit seinen tafelförmigen Hochflächen, ragenden Kuppen und tief eingeschnittenen Thälern und doch findet sich dort eine reiche Fülle landschaftlicher Schönheiten. Der Großartigkeit mögen sie entbehren; was ihnen aber daran mangelt, ersetzen sie durch malerischen Reiz und idyllische Lieblichkeit der Bilder, welche die mannigfachen Felsengruppen, die herrlichen Wälder und die munteren Gewässer dem Auge gewähren. Gar anmutig ist es denn auch in der mit übertriebenem Lokalpatriotismus so genannten „Nürnberger Schweiz", im Thale der Pegnitz, die, geraden Laufes von Norden her kommend, ostwärts vom hopfenberühmten Hersbruck bei Hohenstadt im scharfen Knie sich gegen Westen wendet, der vieltürmigen Reichsstadt Nürnberg zu. Amphitheatralisch steigen dort auf beiden Ufern die ansehnlichen Höhen empor, an deren Fuß auf jeder Seite des Thales ein Schienenstrang geleitet wurde; der Wettstreit des Staates gegen die damals noch bestehende Ostbahngesellschaft hat die zweite Bahnlinie ins Leben gerufen.

Oberhalb derselben, westlich hart vor Hersbruck streicht

von Norden her eine langgezogene schmale Hochfläche heran, welche sich an ihrem südlichsten Punkte zu dem Hansgörgelberge erhebt. Die weite Rundsicht von dessen Kuppe genießt eines wohlverdienten Rufes, aber heute lassen wir uns nicht dazu verlocken, seinen Hang zu erklimmen und dann von den Strapazen dieser ungefährlichen Bergfahrt uns auf einem der gastlichen Keller von Hersbruck zu erholen; von Nürnberg her kommend verlassen wir vielmehr die Eisenbahn schon auf dem Bahnhofe von Schnaittach, um unsern Besuch einer Stätte zu widmen, die ehedem oftmals Bellonas eiserner Fuß beschritt.

Durch frischen Wiesengrund windet sich die Schnaittach, ein Bach mit uraltem deutschen Namen, denn er stammt vom althochdeutschen snidan, schneiden, und ah, Wasser, und bezeichnet entweder einen das Thal einschneidenden oder einen die Grenze bildenden Bach. Sein Name ging auch auf den Ort über, aber vergeblich sucht letzteren unser Auge, sintemalen die auf ihn getaufte Bahnstation nach einem in der Verkehrswelt gern geübten Brauche so weit von ihm entfernt liegt, daß du schon eine Stunde Weges zwischen die Beine nehmen mußt, um über die dortigen Schönen Musterung zu halten, willst du nicht etwa dein Scherflein berappen, um den postalischen Säckel damit zu bereichern und dafür deine Kräfte auf den üppigen Polstern des ärarischen Postwagens für die zu erwartende Anstrengung beim Ansturm auf den Rothenberg zu schonen.

Schnaittach mit einer ehedem gotischen, jetzt verzopften Kirche ist ein schmucker betriebsamer Marktflecken, in welchem die Anhänger von drei religiösen Bekenntnissen friedlich zusammen hausen. In dieser Thatsache spiegelt sich ein Bild geschichtlicher Entwicklung, das sich nicht zum Nachteile der neuen Zeit zeigt. Als die pfälzischen Kurfürsten, die damaligen Landesherren, dem Luthertum sich zuwandten, mußte der Ort wie die ganze Oberpfalz den protestantischen Glauben annehmen und nach der Gegenreformation durch Kurfürst Max I. wiederum zur katholischen Lehre zurückkehren. Gegenwärtig ist die Mehrheit der Einwohner katholisch, aber daneben ist eine ansehnliche Zahl Protestanten vorhanden, welche nächstens den Bau einer hübschen Kirche im gotischen Stile beginnen werden, und außerdem hat eine stattliche Gemeinde Israeliten schon seit undenklichen Zeiten hier ihren Sitz. Die Synagoge trägt die Jahrzahl 1570. Jahrhunderte hindurch duldete die Reichsstadt Nürnberg nämlich die Niederlassung von Juden innerhalb ihrer Mauern nicht; darum nahmen die kaiserlichen Kammerknechte ihren Aufenthalt in benachbarten Ortschaften, meistens als Schützlinge adeliger Grundherren, um von da aus in den Mittelpunkten des Handels verkehren zu können. — Daß die Verschiedenheit der Religionen dem einzelnen Bürger keine Einschränkung der Rechte mehr auferlegt, ist gewiß ein beträchtlicher Fortschritt im modernen Staate!

Urkundlich wird Schnaittach zuerst im Jahre 1010 genannt, da es Kaiser Heinrich II. an das von ihm gegründete Bisthum Bamberg schenkt. 1385 kam es an die Krone Böhmen und seitdem ist sein Geschick mit der Feste Rothenberg verknüpft.

Wie nach Rom, so führen auch dorthin verschiedene Wege, der eine von Schnaittach aus über die mit Hopfenpflanzungen und Wald bestandene Höhe, der andere vom Bahnhofe Schnaittach weg über Speikern im lachenden Thale des Kersbaches durch das gleichnamige Dorf, ein Pfad, der sich ganz besonders im Wonnemond empfiehlt, wenn die zahlreichen Obst-, namentlich Kirschenbäume in Blüte prangen und das ganze Thal einem reizenden Blumengarten gleicht.

Mancherlei Schicksale hat die alte Burg und Festung erlebt. Wie um ihren Besitz die Krieger, so haben über ihren Namen die Gelehrten in mancher Fehde gestritten. In der dem Deutschen einmal eigenen Vorliebe für das Fremdländische suchte man dessen Wurzel sogar im Slawischen, im Stammworte Hrad (Burg), das im Prager Hradschin enthalten ist; aber die Anhänger dieser Meinung befinden sich offenbar dieses Mal auf dem Holzwege, denn, wenngleich slawische Niederlassungen in ziemlich bedeutender Anzahl sich bis nach Mittelfranken hinein erstrecken, müssen jene sich mit deren Abkunft aus dem guten Deutschen und noch dazu aus einem bajuwarischen Dialekte zufrieden geben. Denn obwohl der ganze Bezirk bis noch weit hinüber nach Osten in politischer Beziehung zum Kreise Mittelfranken eingeteilt ist, so wollen wir doch daran erinnern, daß wir uns auf dem Boden des alten Nordgaues befinden, der von echten Bajuwaren besiedelt und bewohnt ist. Auch Nürnberg selbst, das ja so gern die Rolle einer Hauptstadt Frankens beansprucht, gehört noch zum bayerischen Stammes- und Sprachgebiete, indessen das benachbarte Fürth schon jenseit der fränkischen Grenze liegt. — Die Benennung wird nämlich wohl von der Farbe „Rot“ abzuleiten sein, obwohl man auch an das Stammwort „roden“, ahd. riutan = reuten denken darf.

Die älteste Geschichte Rothenbergs ist unsicher. Es soll Eigentum der Grafen von Vohburg gewesen, als sie als Markgrafen über den Nordgau geboten, dann an die Zollernschen Burggrafen von Nürnberg gekommen und von diesen an das Geschlecht der Herren v. Wildenstein gelangt sein. Einer derselben, Heinrich, verkaufte die Burg 1360 um die Summe von 5080 Schock böhmischer Groschen (= 25000 Dukaten), an Kaiser Karl IV., den König von Böhmen, welcher bereits fast die ganze nördliche Hälfte der Oberpfalz teils als Mitgift seiner Frau, der pfälzischen Prinzessin Anna, teils als Ersatz für das zur Befreiung seines Schwagers, des Pfalzgrafen Ruprecht, aus sächsischer Gefangenschaft bezahlte Lösegeld an sich gebracht und mit der Krone Böhmen vereinigt hatte. Damals standen die böhmischen Grenzsäulen nur eine Stunde Weges von den Thoren Nürnbergs entfernt, bei Erlenstegen. Ungeachtet Kaiser Karl mit diesen Erwerbungen den Fuß weit hinein ins Herz Deutschlands geschoben hatte, dienten sie ihm doch nur zum Tausche, da er mit einem Teile derselben die oberbayerischen Wittelsbacher für die Abtretung der ihm noch weit wichtigeren Mark Brandenburg entschädigte (1373), und den Rest der alten Hauslande nahm den Böhmen der gegen Karls Sohn, den abgesetzten Wenzel, zum deutschen König erwählte Pfalzgraf Ruprecht in einem glücklichen Feldzuge wieder ab (1401). Von Nürnberg aus zog Ruprechts Heer vor Rothenberg, eroberte rasch das zu dessen Füßen liegende Schnaittach und zwang nach fünfwöchentlicher Belagerung die Feste selbst zur Übergabe, nachdem der Entsatzversuch des aus Böhmen angerückten Markgrafen Prokop von Mähren mißlungen war (27. oder 31. März 1401). — Die damals den tschechischen Nachbarn wieder entrissenen Herrschaften — darunter auch Rothenberg — sind die im bayerischen Staats- und Hausrechte zu so großer Berühmtheit gelangten „böhmischen Lehen“, worüber sowohl Pfalzgraf Otto II. von Neumarkt

(1465) vom Könige Georg Podiebrad, als auch Kurfürst Max I. (1631) vom Kaiser Ferdinand I. Belehnung genommen und welche Maria Theresia beim Aussterben der bayerischen Linie der Wittelsbacher als Königin von Böhmen zur Krone dieses Landes in ihrer Eigenschaft als eröffnete Lehen zurückgefordert hat.

Unter Ruprechts viertem Sohne, Otto I. von Mosbach, erschienen die Nürnberger als Feinde vor Rothenberg, denn er war nebst vielen andern Fürsten und Herren der Bundesgenosse des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg im sogenannten 3. Städtekriege. Am 1. Oktober 1449 suchten sie Schnaittach heim, am 7. Oktober eroberten und zerstörten sie das nördlich vor der Feste gelegene Städtlein und erstürmten unter sehr bedeutenden Verlusten die Vorburg des Bergschlosses, allein an letzterem selbst holten sie sich nur blutige Köpfe.



Nach einem zeitgenössischen Stiche von Eisenmann.

Dieses Otto Sohn, der oben bereits genannte Otto II., verkaufte (1478) unter Vorbehalt der Landesoberhoheit Rothenberg an eine Gesellschaft von 44 Adeligen, die sich zu einer „Ganerbenschaft" zusammenthaten, einem Bündnisse zu gemeinsamem Besitze und Schutze und gemeinsamer Ausrüstung und Unterhaltung der Burg. Eine solche Einrichtung wurde hervorgerufen durch die Kostspieligkeit des Burgenbaues, die häufigen Zerstörungen der Burgen und die Schwierigkeit, ausreichende Verteidigungsmannschaften auf die Beine zu bringen. Die Ganerbschaften waren ziemlich zahlreich und die größte im diesseitigen Bayern war eben die Rothenberger; in Altbayern nannte man die Genossen einer solchen „Gemeiner". Das Haupt einer solchen Ganerbschaft hieß Burggraf, zuweilen auch Pfleger; die besonderen Kriegsgesetze und Vorschriften, welche die gemischte Besetzung einer derartigen Burg nötig machte und durch welche die Rechte und Pflichten des Einzelnen geregelt wurden, nannte man Burgfrieden.

Zum Rothenbergschen Gebiete gehörten außer der Feste, dem in Ruinen liegenden Städtchen Rothenberg und dem Markte Schnaittach noch folgende Orte und Höfe: Ziegelhütte, Lohemühle, Habersdorf, Enzenreuth, Kaltenherberg, Rabenhof, Osternahe, Bondorf, Wetzendorf, Poggenhof, Haidling, Engersdorf, Fronhof, Getzelsberg, Hormersdorf, Bernhof, Steingrub, Untere Achtelmühle, Hammerhaus, Diepoldsdorf ohne die Herrensitze, Rampershof, Ober-, Mittel- und Unterau, Schindelrangen, Judenhof, Bühel, Simmelsdorf mit Schloß, Fichtenhof, die Eben, Unterwindsberg, Lochhof, Oberndorf, St. Martin, Frei- und Kirch-Röthenbach, Weigersdorf, Groß- und Klein-Pellhofen, Unnersdorf, Granersberg, Illhofen, Hergersdorf, Leipersdorf, Ewich, Eckenhaid, Forth, Meußgesees, Bulach, Neunkirchen auf dem Sand, Rollhofen, Speikern, Ottensoos, Weissenbach, Kersbach, Siegersdorf, die Lüchs oberhalb Reichenschwand und Dorf Capell.

Die Ganerben selbst waren folgenden Geschlechtern entsprossen: Den Grafen von Öttingen, Schwarzenburg, Wolfstein, Pappenheim, den Freiherren und Herren von Auffees, Aletzheim, Adelmann, Aurach, Absberg, Bibra, Brandenstein, Waldenfels, Wildenstein, Wolframsdorf, Praßberg, Wiesentau, Würzburg, Wechmar, Bünau, Plassenberg, Wißpeck, Prunn, Wichsenstein, Babenberg, Wolfsthal, Künsberg, Zobel, Zöllner, Crailsheim, Creßberg, Zeugenreuther, Kunstadt, Königsfeld, Zedwitz, Khuedorff, Truchseß von Pommersfelden, Truchseß von Wetzhausen, Thann, Thüngen, Trauttenberg, Döring, Döltzga, Thinheim, Dürrigel, Egloffstein, Eyb, Erelbeck, Eber-

bach, Förtsch, Vestenberg, Fuchs, Forstmeister, Venningen, Feilitzsch, Giech, Gotzmann, Gebsattel, Geyer, Guttenberg, Grumbach, Groß Pfersfelder, Geuder von Heroldsberg, Heßberg, Habsberg, Hanhofen, Hutten, Holb, Herbelstadt, Hirschberg, Hetzeldorf, Herdegen, Hudorff, Helmstadt, Lentersheim, Lüchau, Liobach, Lochinger, Laiveck, Ebner, Mengersdorf, Nothaft, Ochs, Rotenhan, Rechenberg, Rund, Rüssenbach, Redwitz, Rorbach, Riedheim, Reizenstein, Rosenberg, Retzdorff, Rath, Rabenstein, Radschütz, Stiebar von Buttenheim, Seckendorf, Schaumberg, Streitberg, Steinau, Steinheim, Seinsheim, Sparneck, Schenk von Siman, Schott, Stetten, Sutzelt, Stein zum Attenstein, Schirnding, Sternberg.

Unter der pfälzischen Oberhoheit befanden sich die Ganerben nicht übel, aber mit dem Übergange der Oberpfalz an Bayern (1628) bekamen sie ein strammeres Regiment zu fühlen. Vor allem legte der Kurfürst bayerische Besatzung auf den Rothenberg und diese hielt die Feste während der ganzen Fortdauer des Krieges gegen die verschiedenen Versuche der Schweden, sich des den Nürnbergern so lästigen Platzes zu bemächtigen. Während König Gustav Adolf im festen Lager vor Nürnberg den Anmarsch Wallensteins und des Kurfürsten Max I. erwartete, schlug (am 4. Juli 1632) der tapfere Kommandant von Rothenberg, Wolf Christof v. Leoprechting, einen feindlichen Sturm ab. Ebenso vergeblich blieb die kurze Belagerung, welche Herzog Bernhard von Weimar am 15. Juni 1633 begann, aber schon nach wenigen Tagen wieder aufhob. Dagegen machte sich die bayerische Besatzung Rothenbergs recht unangenehm bemerkbar; so erstiegen 200 Mann derselben am 15. April 1635 das Städtchen Auerbach, machten die schwedische Besatzung nieder oder nahmen sie gefangen. Eine Abteilung der Garnison hatte das Schloß Reichenschwand besetzt und dadurch die Straße durch das Pegnitzthal auf Nürnberg abgesperrt. Deshalb zog der Oberst Hastver, einer der besten schwedischen Offiziere, von Nürnberg aus dagegen heran, erstürmte das Schloß, wurde selbst aber tödlich verwundet (22. September 1635). — Nachdem Feldmarschallieutenant v. Wahl im Frühsommer 1635 die Städtchen des Nürnbergischen Landgebietes erobert und mit bayerischen Garnisonen belegt hatte, mußten die Ämter Betzenstein, Hilpoltstein und Gräfenberg wöchentlich für die Besatzung auf dem Rothenberg Kontribution bezahlen und Haber liefern; das dauerte bis in das folgende Jahr hinein. — Die bayerische Fahne auf den Wällen Rothenbergs empfand Nürnberg als einen Pfahl in seinem Fleische und auf dem in dortiger Stadt abgeschlossenen „Friedens-Executions-Haupt-Rezesse“ (1650) wurde die Räumung der Feste durch die Bayern ausdrücklich festgesetzt.

Allein in Bayern war man nicht gewillt, einen Punkt fahren zu lassen, von welchem aus man der Reichsstadt Schach zu bieten vermochte. Mit ihr hatte man ja alte Späne auszutragen, denn im Landshuter Erbfolgekriege hatte sie gerade das umliegende Gebiet: Altdorf, Betzenstein, Velden, Hersbruck, Lauf, Reicheneck, Höhenstein, Stirberg, Hainburg, Deinschwang, Hensenfeld von der Oberpfalz ab- und an sich gerissen. Darum wurden die landesoberherrlichen Rechte gegen die Ganerben so nachdrücklich zur Geltung gebracht, daß diese sich zum Verkaufe der Feste bequemten (1662). Der Preis war auf 200000 fl. festgesetzt, wirklich bezahlt wurden aber nur 160000 fl. — und auch diese erst mit einem Termine, der vertragswidrig um 25 Jahre verlängert worden war.

Eher als die Bezahlung erfolgte, geschah die Erweiterung und Instandsetzung der Festungswerke und letzteres besonders beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges. Nun sollte Rothenberg die Rolle spielen, in deren Voraussicht es erworben worden war, es sollte die Stütze für die Eroberung des Nürnberger Gebietes werden, wie sie Max Emanuel geplant hatte. Allein der Krieg nahm einen andern Verlauf, als ihn der Kurfürst erwartet hatte, und die Nürnberger trachteten, sich des ihnen schwer auf dem Nacken sitzenden Rothenbergs zu entlasten. Um dessen Besitz entspannen sich denn auch heftige Kämpfe. Am 22. April versuchte der fränkische Kreisgeneral Baron Janus einen Überfall, welcher an der Wachsamkeit der Besatzung unter dem tapfern Obersten Grafen von San Bonifazio — gestorben 1722 als Generalwachtmeister und Inhaber der Pflegen Rothenberg und Schnaittach — scheiterte; am 8. Mai nahm er dann die Belagerung mit aller Energie auf und schlug den zum Entsatze heranrückenden bayerischen General Maffei am 24. Mai bei Krottensee. Darüber loderte Max Emanuels Zorn hoch auf und sein voller Grimm kehrte sich gegen die Reichsstadt Nürnberg, deren Kontingent einen Hauptbestandteil des Belagerungscorps bildete; er entsandte deshalb ein starkes Detachement gegen Nürnberg unter dem General Marquis von Monasterol, der am 6. Juni Rothenberg glücklich entsetzte, acht Tage in einem Lager am Westfuße des Festungsberges stehen blieb, die Feste frisch verproviantierte und ausrüstete, ein schwieriges Unternehmen, da alle umliegenden Bergschlösser vom Feinde besetzt und deshalb für die Transporte Bedeckungen von 800—1000 Mann nötig waren. Die Bedrohung Nürnbergs wurde durch bedeutende Verstärkungen der Reichstruppen beschworen, denen Monasteral die Spitze nicht zu bieten vermochte. Ein Befehl des Kurfürsten rief ihn dann an die Donau, worauf der Generalwachtmeister Freiherr v. Aufseß Mitte Juni Rothenberg von neuem einschloß. Die tapfere Besatzung — 5 Kompagnien des Landregimentes Spielberg, 1 Kompagnie des Landbataillons Perquere, die Freikompagnie San Bonifacio[1]) — leistete thatkräftigst Widerstand; indessen sah sich der Kommandant Oberst San Bonifacio nach einem langen und wirkungsvollen Bombardement aus der Batterie bei Enzenreuth wegen Proviantmangels am 19. September zur Übergabe gezwungen, in Folge deren der Besatzung der Abzug nach Amberg mit vollen kriegerischen Ehren, mit fliegenden Fahnen und der Kugel im Munde, bewilligt wurde.

Ein Kupferstich aus jenen Tagen, von welchem wir oben eine Kopie gebracht haben, stellt diese Belagerung dar; die Feste zeigt im wesentlichen noch den Charakter des alten Bergschlosses, das gegen die Artillerie-Wirkung eingerichtet worden war.

Unter den Kapitulationsbedingungen befand sich auch die ausdrückliche Bestimmung, daß die Festung im Stande bleiben solle und nicht rasiert werden dürfe; allein auf Betreiben Nürnbergs setzte der fränkische Kreis bei Kaiser Leopold den Befehl zur Schleifung durch; die Feste sollte danach dem Boden derart gleich gemacht werden „daß der, wer es zuvor gesehen, nimmermehr glauben sollte, daß ein so festes Nest

[1]) Die „regulierten Landregimenter“ waren aus ausgewählten Mannschaften des Landesaufgebotes (der „Landfahnen“) gebildet, also durch eine förmliche Aushebung; selbständige, nicht in Regimenter eingeteilte Kompagnien hießen Freikompagnien

hier vormals gestanden". Die Niederreißung wurde jedoch nur zu kleinem Theile vollzogen.

So war Nürnberg eines sehr unliebsamen Nachbars ledig, und nicht bloß das letztere, ein hoch willkommenes, sehnlich begehrtes Beute- und Gebietabrundungsstück, fiel ihm als böhmisches Lehen gegen Ersatz der aufgewendeten Kriegskosten und Erlag von 50000 Thalern sogar zum Eigentum zu, da Max Emanuel in die Acht erklärt und Bayern zerstückelt wurde. Doch als nach dem Utrechter und Badener Frieden der alte Besitzstand wieder hergestellt wurde (1714), ging auch Rothenberg von neuem an Bayern über, trotzdem Nürnberg alles aufbot, die Feste zu behalten.

Die politischen Verhältnisse und die eben geschilderten Ereignisse ließen es als Notwendigkeit und Ehrensache erscheinen, das halb zerstörte Bollwerk wieder herzustellen. Geldmangel verzögerte den Beginn des Baues bis 1729; von da an wurde er vom Obersten Peter de Coquille im Bastionärsystem mit kluger Benutzung der örtlichen Geländebeschaffenheit ausgeführt, so daß die kleine Bergfestung sich uns als ein Schmuckstück der damaligen Befestigungskunst und zugleich als ein recht interessantes Beispiel der Umgestaltung mittelalterlicher Burgen in Festungen darstellt.

Jene tafelförmige Bergfläche, welche sich von Norden nach Süden erstreckt und mit der höchsten Erhebung, dem oben erwähnten Hansgörgelberg, gegen das Pegnitzthal abfällt, schiebt gegen Westen eine kleine Zunge vor, vor welcher, durch eine tiefe Einsattelung getrennt, der Kegel des Rothenberges aufsteigt. Die nördliche Hälfte seiner Kuppe nahm einst das zerstörte, jetzt waldbedeckte Städtlein ein, die südliche trägt die Feste, deren Grundriß beiläufig einem abgestumpften Dreieck gleicht und heute noch dem kundigen Auge die Entstehung aus der alten Burg an vielen Einzelheiten verrät. Ein breiter, tiefer Graben trennt die Feste vom Vorland; sechs Bastione schirmten die Umfassung. Zwischen den Bastionen Karl und Amalie, welche ihre Namen nach dem Herrscherpaare, dem Kurfürsten Karl Albrecht (später Kaiser Karl VII.) und dessen Gemahlin Amalie (Tochter Kaiser Josefs I.) empfingen, erstreckt sich die Nordostfront, deren Kurtine mit dem Hauptthore durch einen vor dem Hauptgraben liegenden, lünettenförmigen Halbmond geschützt wird; die schmale Südwestfront — Tête de Nuremberg genannt — deckten die drei kurtinenlosen Bastione Schnaittach, Nürnberg, Kersbach, und auf der Mitte der Südostfront sprang die Bastion Klatzenstein vor. Sämtliche Bastione waren mit Kasematten, die in den natürlichen Felsen gehauen wurden, versehen und die Grabenwand mit massiven Quadern verkleidet. In der Verlängerung der Kapitallinie der Bastion Karl war eine Contregarde projektiert, welche jedoch niemals vollendet wurde, auch die Kasemattierung des Halbmondes kam nie zu stande, ebenso wenig eine kasemattierte Redoute vor der Bastion Klatzenstein, durch welche der Fahrweg hätte in die Festung geleitet und gedeckt werden sollen. Auch im Innenraum der Veste befanden sich sehr zweckmäßig angelegte hohe Kasematten mit bombenfesten Pulvermagazinen, einer Bäckerei und einem Spitale; Unterkunftsräume waren für 450 Mann vorhanden. Den Festungshof füllten zwei Kasernen für 672 Mann, Wohnungen für die Offiziere, Zeughaus, Stallung und Magazine; der in den Felsen gehauene, 216 Fuß tiefe Brunnen lieferte vorzügliches Wasser. — Außer dem genannten Halbmond waren keine Außenwerke vorhanden, da vor den Fronten gegen Ost, Süd und West die Berges-hänge steil abfallen, Contreescarpe, gedeckter Weg und Glacis demnach fehlten und nur eine Brustwehr an deren Stelle den äußeren Grabenrand säumte. Mit einer Höhe von ungefähr 18 m stiegen dahinter aus dem Graben die Mauern der Bastione empor.

(Schluß folgt.)

Poetische Wandelbilder aus Bayern.

Von Karl Zettel.

Im Grottenhof des alten Residenzschlosses zu München.

Umtobt von dem nimmer müden Pochwerk des Tages, inmitten des rauschenden und hastigen Treibens beschäftigter Menschen und vielgeschäftiger Müßiggänger, umlärmt von knarrenden Werkwägen und rasselnden Karossen — ein lauschiges Gartengeviert und herzerquickende, selige Einsamkeit! Wer sollte es glauben, und doch braucht man nur eines der beiden Großportale des altwürdigen Residenzschlosses zu durchschreiten, um nach wenigen Schritten durch einen niedrigen unscheinbaren Eingang in jenen stillheiligen Raum zu treten. Es ist der sogenannte Grottenhof. Im Gehöft selbst sprudelt es vom Perseusbrunnen in süßmelancholischem Gemurmel; der eherne Heros hält der Medusa abgeschlagenes Haupt triumphierend mit weitausgestreckter Hand hinaus in die Lüfte; aus den Röhren des Hauptes, springen, die Blutströme der Hauptarterien darstellend, die Wasserstrahlen in ein Bassin, in welchem sich das Naß bis zu einer gewissen Höhe sammelt. Dreistes Spatzenvolk und muntere Finken plätschern mit wollüstigem Behagen am Rande des Wasserbeckens, indes sie den irisierenden Sprühregen über ihrem Gefieder verstauben lassen. Jetzt flattert der lustige Schwarm unter die schützenden Arme der Heroen- und Götterfiguren, welche in stolzer Ruhe von ihren Nischen an den braungelben Wänden nach dem Hofe hinab schauen. Aus dem lichtgrünen Rasenfleck, der sich um die Brunnengruppe schmiegt, quillt dunkles Strauchwerk empor. Pausbackige Kindergestalten aus Stein, die sich mit Fischen und Meerungetümen zu schaffen machen, haben an den vier Ecken des Rasengrundes Posto gefaßt und schließen so in anmutiger Lebendigkeit der Staffage den friedlichen Raum harmonisch ab.

Und wenn nun gar ein kleines Stück blauen Sonnenhimmels in diese träumerische Ruhe herniederschaut, so fühlt sich's warm und wohlig, und die muntere Phantasie bevölkert in solchen Augenblicken mit emsiger Zeugungskraft den lieblichen Grottenhof. Muß nicht jeden Augenblick Cyprispor mit einem neckwilligen Schwarm von losen Amoretten herbeiflügeln und in der offenen Halle, die mit mythologischen Wand- und Deckengemälden geschmückt ist, seine süße Macht entfalten? Schon senden sie ihre goldenen Pfeile auf die schönen Damen, welche, um das heiße Auge die schattende Wimper, mit großen Fächern und niedlichen Badains vorüberrauschen, indes

geschmeidige Kavaliere mit sorglich gepflegter Allongeperücke, im gestickten Feierrocke, den Galanteriedegen zur Seite, an der Muschelgrotte sich gesammelt haben unter dem braungoldenen Hermes, der gleichsam schützend über ihnen schwebt.

Doch das Bild ist verschwunden. Es tänzelt eine dralle Weißschürze, vermutlich ein weiblicher Hofkücheneleve über das hallende Pflaster, nicht ohne dem jungen Schutzmann einen lächelnden Gruß zugenickt zu haben. — Halt! noch will der Augenblick der wirklichen Gegenwart sein Recht; ein schwertrittiger Leibgarde-Hartschier geht mit einem Hoflaquai in vertraulichem Gespräche begriffen nach seiner düstern Wachstube.

Allmählich verklirren Tritt und Sporen — dann wieder die schweigsame Friedlichkeit des geseiten Raumes. Und nun zu dir, Meister Candid, ehrenreicher Künstler! Deine Lünettenfarben um. Die frischen Putten über den Arkadenbogen und die Grotesken mit zierlichen Frauentänzen — dazu die üppigen Stein- und Goldguirlanden und andere wunderliche Behänge, welche sich in allerlei Windungen umherschlingen — alles atmet eine warme Sinnlichkeit. — Doch wie? Das Bild verändert sich? Was sehe ich? Er selbst naht, der Bauherr des alten Residenzschlosses, der kriegsgewaltige Maximus Ämilianus, wie Balde, der bayerische Horaz, den großen Kurfürsten nennt; ein ernstes Lächeln spielt über die scharfmarkierten Züge des Helden, und tausend Schemen wallen empor aus der Zeit des unseligen großen und vieljährigen Krieges. Eine wettergraue Wolke hüllt sie wieder ein, alle, alle. Indessen lehnt sinnend am vermorschten Grottenbecken der „blaue König"; er träumt wohl von Schlachtenruf, von Siegen und



Die bayerischen Chevaulegers in der Schlacht bei Hanau. (S. 83.) Nach Horace Vernet.

bilder muten uns jetzt noch so eigenartig freundlich an! Wie trefflich hast du es verstanden, den tiefsinnigen althellenischen Mythen deine Künstlerhand zu bieten, an der Schildwand Arachne hinzuzaubern, wie sie mit ihrer weiblichen Genossenschaft im sorglichen Weben begriffen ist, und hinwiederum die Göttermutter Here, die Augen des getöteten Argus ihrem stolzen Lieblingsvogel einsetzend; welchen süßen Reiz übt der ganze Bewegungsrhythmus in dieser Göttergestalt aus!

Trotz der herben Feindseligkeit von Zeit und Wetter lockt die Kraft und Anmut deines Pinsels, o herrlicher Meister, noch immer das empfängliche Auge der spätergeborenen Geschlechter. Auch Paduano und Antonio Viviani dichteten einige Partien aus den „Metamorphosen" des sinnenlustigen römischen Dichters in die bedeutsame Sprache lebenswarmer Trophäen, während der Muselmann am Goldenen Horn vielleicht neue Ränke spinnt und durch erbärmliche Kniffe die mattherzige Staatskunst der Franken auf verderbliche Bahnen zu lenken sucht. Wie? Visionen im Grottenhof? Warum nicht? Nur dadurch, daß Menschen die Räume belebten, werden uns diese ehrwürdig und interessant, und nun gar, wenn die Menschen auf den Höhen der Gesellschaft gewandelt sind und aus diesem Grunde tiefere Spuren ihres Wesens und Wirkens zurücklassen mußten!

So scheiden wir denn von dem geliebten Grottenhof — doch da fällt mir noch ein schönes Erlebnis aus meinen Jugendjahren in das Gedächtnis. Vor vielen, vielen Jahren — ich sehe mich noch heute — trat ich an einem warmgoldigen Morgen in die Halle — siehe — da kam eine statt-

liche Hofdame mit zwei jugendschönen bayerischen Prinzessinnen durch das schmale Pförtchen geschritten und begann, mit lebhaften Gesten die königlichen Töchter auf Sinn und Inhalt der Gemälde und Skulpturen aufmerksam zu machen. Wandelnde Rosen in der alten Grottenhalle! Längst hat sie der Tod gepflückt! Mir aber blieb diese Begegnung unvergeßlich bis zum jetzigen Augenblick, da ich diese Zeilen niederschreibe. Wie oft mag es mir noch vergönnt sein, dem mir lieb gewordenen Gehöft, dessen Reiz vielleicht nur wenige mehr auf sich einwirken lassen, einen kurzen, aber freundlichen Besuch abzustatten? Ich weiß es nicht; so oft es jedoch der Fall sein mag, werde ich in die begeisterten Worte des obengenannten Dichters einstimmen:

„Evan! quam feror in specum?
Audivit mea vota Aonidum deus?
Audivit. Feror in specum
Plenam fatidicis fluctibus. Evoë!“

Die Pest in Oberbayern.

Von Dr. Höfler.

Viele Leser haben wohl von der Pest gelesen, aber sicher auch viele fragen sich, was war denn die Pest eigentlich für eine Krankheit? Kurz gesagt, ist es die orientalische Beulenpest, welche gemeinhin als Pest bezeichnet wurde. Meist erkrankten die Leute ungemein schnell unter heftigen Kopfschmerzen und sehr rasch und stark auftretenden Delirien. Sie wurden wie Verrückte und Wahnsinnige, so daß sie oft von vier starken Männern kaum gehalten werden konnten; ganz gesunde, selbst junge, lebensfrische Leute benahmen sich mit einem Mal, anscheinend ohne alle Vorboten, wie wütend vor Kopfweh, ja, einzelne rannten vor Schmerz selbst gegen die Wände. Fieber, Hitze, Brennen, Frais und Verstopfung waren außerdem vom Volke beobachtete, leider geringwertige Anfangserscheinungen; meistens erkrankten und starben auch zuerst Bräuers- und Gastwirtsfrauen, Bäckerinnen und Melberinnen, Bader, kurz Gewerbsleute, die im regen Verkehrsleben damaliger Zeiten standen, nachdem nicht selten vorher in Gasthöfen übernachtende fremde Personen (anscheinend ohne Krankheit) morgens tot im Bette gefunden worden waren. Das mit der Bettwäsche mehr hantierende weibliche Geschlecht erkrankte nach der Einschleppung der Krankheit fast immer zuerst und am zahlreichsten, die dichtest bewohnten Häuser desgleichen; diese zuerst Erkrankten starben fast alle, diejenigen, die nicht gleich unter diesen Erscheinungen starben, bekamen dann innerhalb weniger Stunden von Linsengröße bis zu Faustgröße anschwellende Pestbeulen („Pünkel im Diech“) in den Leisten- und Achselgegenden („Pestilenzbeulen“), gleichzeitig traten auch große Flecken auf der Haut auf (Petechien, Petetschen, Pedecken), die aber immer schon ein Zeichen des herannahenden Todes waren. Fast immer wurden Zunge, Lippen, Nasenöffnungen und Zähne durch die Fieberhitze (wie beim Typhus) mit lederbraunen Krusten bedeckt, weshalb die Krankheit auch „die schwarze Bräune“ genannt wurde; sie führte auch noch andere Namen im Volksmunde, z. B. „das hitzige Fieber mit Lendenbeulen“, „die böse Krankheit“, „die Sucht“, „die leidige Sucht der Infektion“, „die Pestilenz“, „das große Sterben“, „der schwarze Tod“, „die tödlichen Läuf des gemeinen Sterbens“, „das gemeine Leutsterbat“, „das umgehende Kopfweh“, „die ungarische Krankheit“, „die ungarische Pest“ (letztere zwei oft mit der Ruhr verwechselt), u. s. f.



Der Tod des Markgrafen Leopold auf dem Turniere zu Würzburg. (S. 84.)

Diese orientalische Beulenpest wurde sehr häufig durch Kriegsvolk nach Oberbayern gebracht; es würde zu einförmig werden, wollten alle die Pestjahre hier aufgeführt werden. Das eigentliche Pestjahr, welches nicht nur in Oberbayern, sondern durch ganz Deutschland die meisten Opfer forderte, war das Jahr 1633/34, dem ja auch das Oberammergauer Passionsspiel seinen Ursprung (ex voto) verdankt. Spanisches Kriegsvolk war es vermutlich, das in diesen Jahren die Pest auch ins bayerische Oberland brachte. Überhaupt darf man als sicher annehmen, daß die Pest stets nur eingeschleppt wurde, niemals von selbst entstand, daß sie sich von Mensch zu Mensch weiter verbreitete (nach dem Volksglauben auch durch die herumirrenden, gesunden Hunde), am häufigsten durch gewisse, im menschlichen Hausrat vorfindliche Effekten (Bettwäsche, Kleider, Haare, Pelze ꝛc.); sie hörte nur auf bei vollständiger, rücksichtsloser Abschließung des Ortes von anderen Orten, des Menschen von anderen Menschen. Einzelne Häuser waren geradezu der Seucheherd; die Jahreszeit hatte gar keinen Einfluß auf das Entstehen oder Verschwinden der Seuche. Wenn wenigstens einzelne von den Pestkranken davonkamen, was meist erst auf der Höhe der Epidemie der Fall war, so wurde dies schon als ein wesentliches Zeichen einer „besseren Luft“ angesehen.

Sehen wir nun zu, wie sich unser Volk in jenen Pestzeiten verhielt, und erinnern wir uns dabei der kulturellen Thatsache, daß das Landvolk früher nicht bloß eng beisammen badete und wohnte, sondern auch schlief. In der Ehehaltenkammer schliefen Mägde und Töchter neben den Knechten und Söhnen, zu drei lagen sie oft in einem Bette, in einer Stube, so daß also der Verbreitung einer höchst kontagiösen Krankheit Thor und Thür geöffnet war. Man fürchtete den Pestkranken weniger als die Pestleichen und die frisch aufgemachten Pestgräber und verlegte das Begräbnis der Pestleichen in eigene Pestfriedhöfe (Leuteacker, Pestacker, Pestilenzlöcher, Pestanger, Pestwinkel ꝛc.), meist mitten im oder am Walde gelegen; solche Begräbnisplätze hieß das Volk, so lange sie nicht kirchlich geweiht waren, „Esels-Gräber“, weshalb sich oft die Sage vom Pestleichen-Träger mit dem Esel an solche Stellen knüpft. Solche Pestfreithöfe auszustecken, war eine der ersten Fürsorgen der Gemeinden, welche hierzu von der Regierung bei Strafe des Galgens angehalten waren. Dazu kam die Bestellung der Totengräber, wozu meist die von der Seuche Genesenen, daher unempfänglich gewordenen Leute, Vaganten oder teuer auf Gemeindekosten unterhaltene Viehhirten ꝛc. aus der Umgebung genommen wurden; auch kam es vor, daß derjenige, durch dessen Schuld die Seuche eingeschleppt worden war, selbst den Totengräber machen mußte — das Totenbegraben war eine alltägliche Beschäftigung geworden. Das Land glich einem Leichenfelde, der Mann mußte sein Weib, die Eltern ihre Kinder, die Kinder ihre Eltern, die Geschwister ihre Geschwister nächtlicher Weile zu Grabe bringen. Die bestellten oder „bestallten“ Totenführer und „Zuträger“ waren nicht selten auch Krankenwärter. Wenn der „Pestkarren“, bespannt mit glockenbehangenen Pferden, nachts im Dorfe erschien, riefen die Leute dem Fuhrmann, damit er die Leichen auflade, wobei auch Scheintote in den Karren geworfen wurden; hatte man mehr Zeit, so wurden die Pestleichen vom „Toten-Einmacher“ in weiße Tücher eingenäht. Die Räder dieses Leichenwagens waren in den Städten mit Filz beschlagen, damit das nächtliche Fahren desselben in den Straßen weniger Schrecken verursachte; erst später wurden auch die Pestleichen gewaschen, geputzt und geräuchert. Nicht selten waren auch bei Straßengängern plötzliche Pesttodesfälle erfolgt, so daß die Pestleichen auf den Straßen herumlagen, noch mehr Leichen aber lagen unbeerdigt aus Mangel an Totengräbern viele Tage, ja Wochen lang in den Häusern und Höfen. War ein Familienhaus ganz ausgestorben, so wurde dasselbe durch die mit 20 kr. pro Tag bezahlten „Dispensatoren“ geschlossen; die in solchen Pesthäusern befindlichen Urkunden getraute man sich selbst nach Jahresfrist nicht aus dem Hause zu holen, um sie vor Gericht vorzulegen. Der „Ein- und Ausgang“ in die Orte und Wohnungen, der sonst dem Segen Gottes empfohlen ist — Haussegen —, war bei Infektionsgefahr strengstens bei Galgenstrafe verboten und vor jeder Gasse eines von der Seuche befallenen Dorfes stak, wie heute noch auf verbotenen Feldwegen, ein Strohbusch in oder auf einer Stange als Warnungszeichen.

Vor der „schlechten Luft“ des Nachbarn fürchteten sich selbst die Klostergeistlichen, die ihre Chorgebete einstellten. Die Bader nahmen Zitronenscheiben in den Mund, adelige feine Damen fingen zu rauchen an; die Ärzte legten Tabaksblätter auf den Puls des Kranken, um sich vor der Ansteckung zu sichern; die Wildbäder wurden geschlossen, die Wochenmärkte aufgehoben; die Wallfahrten aber blieben erlaubt, wenn ein eidlicher und schriftlicher Immunitäts-Nachweis von den Wallfahrern beigebracht wurde. Die Steuern, die durch reitende Boten erhoben wurden, gelangten oft nicht mehr zur Einbringung, die Bauern holten das Mehl nicht mehr gemeinsam aus den Mühlen, sondern von besonderen Stellen, wo es für die proskribierten Orte deponiert worden war. Alle Objekte, welche mit Pestkranken oder Pestleichen in Berührung gekommen, sollten verbrannt werden, Holzhäuser, wenn sie infiziert und isoliert waren, wurden mitsamt den Leichen eingeäschert, die gemauerten Häuser mit neugebranntem Kalke, der darin abgelassen war, gereinigt.

Die Isolierung der Pestkranken in „Kontumazhäusern“ (Pesthäusern, Siechenhäusern, Rauchhäusern ꝛc.) war jedenfalls die beste, durch den Erfolg berechtigte Maßregel. Solche Häuser waren mit Kordon-Wachen umstellt, die von den Nachbarsleuten gekochten Speisen wurden den Abgesperrten durchs Fenster gereicht oder ins Freie zum abholen gestellt, desgleichen die von den Seelsorgern auf weißleinengedeckte Tische gelegten hl. Hostien von den Sterbenden selbst geholt, worauf diese den sichern Tod in hilf- und trostloser Absperrung erwarten mußten. Oft wurden die Pfarrherren gar nicht mehr zum geistlichen Beistande geholt, und das Volk gewöhnte sich bald an diese Sterbensart, so daß die improvise mortui selbst in pestfreien Zeiten nach solchen Epidemien sich in den Pfarrsterbebüchern auffallend häufen. Die Taufen der Neugeborenen aus infizierten Häusern geschahen in den Hausgärten im Freien, wohin die Kinder auf Kissen durch die Angehörigen gebracht wurden.

In solchen entsetzlich schweren Zeiten lösten sich alle Familienbande; sterbende Kranke und Leichen lagen untereinander in Kirchen, Höfen und Häusern, die Waisenkinder, deren Eltern an der Pest verstorben waren, irrten hungernd umher oder verhungert fand man sie in den gemiedenen Einöden, der ihnen durchs Fenster hineingeworfene Brotlaib zeigte später noch die blutigen Spuren der in ihn eingebohrten Fingernägel der Kleinen. Endlich nahm sich die Regierung der vagierenden Kleinen an. Vor dem Gifthauche der Seuche, dem Hunger und Elende flohen die Bewohner in die Wälder des Gebirges — umsonst; mit Grasbüscheln im Munde lagen die Leichen haufenweise hinter den Zäunen, der Mensch floh vor dem Menschen. Manche sperrten sich monatelang in ihre Stube ein, wo sie sich von altem, harten Brot und Dörrobst ernährten und ihren eigenen Unrat zum Nachbar hatten. Selbst Pfarrherren flohen vor den Schrecken der Seuche und kamen elendiglich auf der Flucht um; Jahrzehnte lang hören alle Einträge in die Pfarrsterbebücher mancher größeren Orte auf. Dazu gesellten sich vielfach Kälte, Nässe, Mißernte, schlechte Münze, unerhörte Teuerung und Hungersnot. Bauerngüter, vorher auf 2000 Gulden geschätzt, konnte man um 70—80 Gulden haben; viele Bauernhöfe gingen ganz ein, andere wurden Gemeindeeigentum. Manche Häuserkomplexe starben ganz aus und die Dezimierung der Bevölkerung durch die Seuche war so kolossal, daß an vielen Orten in kurzer Zeit nur mehr ein Drittel der früheren Bevölkerung lebte. Vom Oktober bis November 1634 starben in der Pfarrei Benediktbeuern (bei einer mittleren Sterblichkeitsziffer von 55 im Jahre) nicht weniger als 572 Personen (nach der Pest 22 pro Jahr); in

der Landpfarrei Neukirchen starben 391 Personen innerhalb einiger Monate; in der Pfarrei Feldkirchen bei Westerham vom 14. August bis 27. Dezember 723 Personen; von 500 Seelen des Dorfes Erling bei Andechs starben 200 innerhalb weniger Wochen; am Schlusse des Jahres lebten nur noch 190 Personen, von 87 Ehepaaren noch 20. Eine Pestepidemie (1349) in Beuerberg hatte nur 10% Genesende; Epidemien mit 40% Genesenden waren überhaupt äußerst selten. Solche verheerende Dezimierung der Bevölkerung erklärt das Benehmen der Bevölkerung; das liebe „Ich" trat in der häßlichsten Weise in den Vordergrund, dafür die Rücksicht auf die idealsten Güter des Menschen (Achtung des Lebens anderer ꝛc.) zurück. Die menschliche Gesellschaft entledigte sich der Pest erst durch die rücksichtsloseste Selbsthilfe, durch eine soziale Amputation; die Erkrankten wurden strengstens abgesperrt und ihrem Schicksal überlassen. In Italien wurden Kanonen auf die Thore der infizierten Städte gerichtet. Ein im Delirium entsprungener Pestkranker Nojas wurde in der That so erschossen, ein Einwohner desselben Städtchens, welcher den Kordonsoldaten ein Kartenspiel über die Mauern zugeworfen hatte, wurde ebenfalls erschossen. Nur ein so rücksichtsloser Rigorismus hätte auch bei uns manche Epidemie im Keime erstickt, welche Höhe mußte die Pestkalamität erreicht haben, wenn selbst die Geissacher Bauern die nach Geissach in Prozession ziehenden Tölzer, mit Geistlichkeit und Fahnenstangen an der Spitze, unter Prügeln und Schlägen von ihrer Flurgrenze vertrieben?

Kann es uns wunder nehmen, wenn in solchen entsetzlich hilflosen Seuchezeiten das Volk zu seinem durch Alter und Tradition liebgewordenen und gewohnten Vorrate von Volksmitteln aus der Rumpelkammer seines Geistes griff. Volksmedizinische Mittel, belegt mit der aerugo nobilis, kamen gerade bei der Pest zum Vorschein, und ungemein lehrreich sind deshalb die Pestmittel, weil mit ihren längst veralteten Methoden und Heilversuchen wieder in Anwendung kamen und auflebten, die nahe daran waren, in der Saburre des Volksgeistes zu vermodern. Was Ahnl, Urahnl und vielleicht das Guckahnl noch wußte und in der Erinnerung bewahrt hatte von ebenfalls traditionell übernommenen Mitteln und aus früheren Suchtzeiten, lebte wieder auf und bekam anscheinend neue Gestalt und neues Leben. Schwarze Hunde wanderten herum, die drei Fräulein, eine weiß, die andern schwarz mit weißem Schleier und von einem Hunde begleitet, Rollen tragende weibliche Gestalten mit dem Pestpfeile, Pestilenzzeichen (ähnlich dem Konstantinischen Signum) am Himmel, Pesttiere (Lindwurm) erschienen oder wurden angeblich gesehen. Pestmittel verratende Geister und weiße Frauen gingen um, Vögel von wunderbarer Gestalt und Aussehen, welche zum Sammeln des Bibernell und Baldrian durch ihren Gesang aufforderten, hörte das Volk; selbst Schelme, welche die Krankheiten erzeugten, nahmen Gestalt an. Nächtlicher Weile wandelte das Volk mit brennenden Lichtern und im Umgange hellleuchtender Kienfackeln zu den althergebrachten Kultorten und Votivkirchlein unterm Lindenbaume oder auf Kreuzhügeln, umwoben vom Sagenschleier aus altersgrauer Vorzeit, zu Waldkapellen und Rastbildern, zum heilsam geltenden Brunnen unterm Tannenbaum, behängt mit ex voto-Geschenken. Man schleppte Kreuze zu den Kapellen, in welchen Pestpatronenbilder standen, z. B. der hl. Ainpet, die ja ebenfalls einen Pestpfeil auf dem Bilde trug. Ebersberg hatte ein vom Volke fast göttlich verehrtes uraltes Sandsteinbild unter einer Linde, an dessen Stelle bereits 934 eine Kapelle des mit Pfeilen getödteten hl. Sebastian stand; eine Hirnschale (dieses Heiligen?) wurde daselbst aufbewahrt und aus ihr Wein dem Volke zu trinken gegeben. Des St. Zeno Mirakelbuch berichtet, daß der Brechen (Pest) so groß war, daß, wenn nur ein Mensch nieste, er sofort hinfiel und starb, die Menschen seien hinzugelaufen und hätten nur gesprochen: „Helf Dir Gott!" und nicht mehr; also sei es eine Gewohnheit, so eines niest, so sprechen die anderen: „Helf Gott"; ob diese so weit verbreitete Mitleidsformel von einer ganz lokalen Pestseuche ihren Ursprung haben kann, bleibt doch fraglich; wahrscheinlich verdankt sie einem viel allgemeiner verbreiteten früheren Aberglauben ihren Gebrauch.

Sicher aber haben die übergroßen Christoph-Bilder seit den Pestzeiten ihren Anfang genommen. Wer den etwas legendenhaften Pestpatron St. Christoph nur erblickte, war schon vor dem gachen Tod oder der Pest gesichert; man malte ihn darum allen sichtbar in Riesengröße auf äußeren Kirchenmauern, Mühlenwänden ꝛc. an; auch der in Venedig begrabene St. Rochus war ein eben solcher Pestpatron; die nach ihm benannten viel verbreiteten Rochus-Becher waren aus dem Horne des urkräftigen Steinbockes geschnittene Weingefäße. Der mit Pfeilen getötete St. Sebastian wurde der Schutzherr gegen die Seuche und vergoldete und zinnerne St. Sebastianspfeile, mit der Ebersberger Hirnschale berührt, waren um das Jahr 1630 ein verschleißter Handelsartikel in München, der gegen die Pest helfen sollte. Zwischen Arnzell und Wagenried in der Pfarrei Langenlettbach erhebt sich in dichter Wildnis eine Waldkapelle „der Pfeil" genannt; aus einer holzgeschnitzten Figur, die von einem Pfeile durchbohrt erscheint, fließt heilsam geltendes Wasser. Am St. Sebastianstage fastet wegen der Pest noch heute freiwillig die Berggemeinde der Wackersberger „bis die Sterne eingehen".

Eine Reihe von Mitteln, welche gegen die Pest sichern sollten, wurden vom Volke in Gebrauch gezogen; manche waren eben modern geworden, wie z. B. verzuckerte Wurzeln und Limonienschalen, für böse Luft zu grassierenden Pestzeiten in Zucker eingemacht ꝛc.

Eine noch größere Reihe von Mitteln wurde gegen die ausgebrochene Pestkrankheit selbst verwendet: Wacholder-Räucherungen, Theriak, Quirinöl; an der Sonne gedörrte Kröten, Erdrasen frisch unterm Eichen-, Apfel- oder Birnbaum gestochen, wurden auf die Pestbeulen gelegt; Branntwein und Aderlaß, diese beiden Mittel gegen 360 Siechtümer fehlten ebenso wenig als die gleichwertigen Mirakul-Pflaster ꝛc. Das gemeine arme Volk begnügte sich: saure Rüben, Sauerkraut, Haselnüsse und Branntwein zu meiden, die öffentlichen Badehäuser nicht mehr zu besuchen, zu fasten und im Erkrankungsfalle sich in das unvermeidliche Schicksal zu ergeben.

Seit jenen schrecklichen Pestzeiten haben sich die sanitärischen und kulturellen Zustände der Bevölkerung verbessert und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, daß diese Geißel des Menschen ihre Rolle als Weltseuche ausgespielt habe.

Vor mehr als 30 Jahren führte den Verfasser der im bayrischen Oberlande als Homöopath bekannt gewesene Herr v. Schenk (in Oberwarngau später als Kommorant lebend) zu der Pestkapelle bei Wackersberg und zeigte demselben die

Inschrift eines Kreuzes, das auf einem der vielen Grabhügel daselbst stand:

„3 Geiseln sinds, mit denen Gott die Menschen pflegt zu schlagen,
Wenn sie ihn zu vergessen wagen:
Krieg, Pest und Hungersnoth;
Dies hat vor dritthalbhundert Jahren
Die Gegend rings umher erfahren.“

Diese Zeilen verfehlten ihre Wirkung auf das Gemüt des Knaben nicht; schauerlich malte dieser sich die Pestleichen aus, die der Esel eines frommen Bauersmannes der Umgebung auf seinem Rücken hierher zum Pestilenzanger zusammengetragen haben soll. So oft der Verfasser später diese Kapelle in wundersamer Abgeschiedenheit, umrauscht von mächtigen schwarzgrünen Fichten, besuchte, immer fielen ihm wieder diese Gedenkzeiten ein und stets hatten sie in ihm den Wunsch hinterlassen, mehr aus jenen traurigen Zeiten zu erfahren. Viele Jahre sind seitdem verflossen; Krieg und Seuchen lernte er selbst kennen; aber alle Bitternisse der Welt und alles menschliche Elend der Jetztzeit könnte sich nicht messen mit jenen Tagen, in denen sich der Gifthauch der Pest über unser schönes Bayerland lagerte. Die Erinnerung an diese Schreckenstage erhielt sich von Generation zu Generation, vom Urgroßmütterchen auf die Kinder durch Erzählung bewahrt; viele Generationen sind schon seitdem zu Grabe getragen; aber immer noch wissen uns die Leute etwas zu erzählen von jener Zeit, ein Beweis des überaus mächtigen und nachhaltigen Eindruckes, den sie und ihr fürchterliches Elend auf die damals Überlebenden gemacht hatte, wogegen diese Schilderung immer nur ein abgeblaßtes Bild sein kann.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Chevaulegers. Vor wenigen Tagen ist ein schmuckes bayerisches Reiterregiment hinausgezogen zur treuen Wacht an der Westmark des Reiches. Das 3. Chevaulegerregiment verließ seine langjährige Garnison Freising, um in Dieuze (Lothringen) Standquartier zu nehmen. Es ist eine beschwerliche, opfervolle Aufgabe für Offiziere und Mannschaften. Das dankbare Vaterland gedenkt in Liebe der fernen Söhne. Wir aber widmen heute dem Regimente ein Bild, in welchem ein Franzose, der große Horace Vernet, der Meister der Schlachtenmalerei, seinen Pinsel dem Ruhme unserer braven Reiter widmete. Mit einer bei Franzosen seltenen Unparteilichkeit wählte er zum Vorwurf seines Bildes der Schlacht von Hanau jenen Moment, in welchem die tollkühnen bayerischen Chevaulegers in die französischen Batterien brechen und die Kanoniere neben den Geschützen niedersäbeln. Wie vornehm wirkt diese ritterliche Anerkennung Vernets gegen die lächerlichen Phrasen Napoleons, welcher in seinem Berichte an die Kaiserin prahlt, daß beim bloßen Anblick der Alten Garde Österreicher und Bayern davongelaufen seien. Selbst der sonst edle und achtungswürdige Chateaubriand läßt sich von der Nationaleitelkeit zu den unwürdigen Worten hinreißen: „Wrede wurde durch die Garde allein über den Haufen geworfen. Junge Soldaten, jedoch bereits Veteranen des Krieges, schreiten über seinen Leib hinweg.“ — Über das Bild Vernets schreibt der große bayerische Militärschriftsteller Heilmann folgendes: „Wenn Vernets Künstlerhand jenen Moment in der Schlacht bei Hanau auffaßte, in welchem bayerische Chevaulegers im Begriffe stehen, Geschütze der großen Batterie zu erobern, so hatte er vollkommen Recht hierzu, denn es kam im Verlauf der verschiedenen Attacken wirklich vor, daß bayerische Reiterei in die erwähnte Batterie eindrang. Daß die Eroberung nicht gelang, ist dem tapfern Benehmen der Bedienungsmannschaft, die ihre Geschütze mit der blanken Waffe verteidigte und einer herbeieilenden Eskadron Gardejäger unter dem Kapitän Oudinot, Sohn des Marschalls, zuzuschreiben.“

Der Tod des Markgrafen Leopold auf dem Turniere zu Würzburg. Wir haben in den beiden letzten Nummern unsers ersten Jahrgangs einen ausführlichen Artikel Dr. Alfred Mayers über Turniere in München und Landshut gebracht. Wir geben heute die tragische Scene eines Turniers zu Würzburg. Leopold der Erlauchte aus dem Hause Babenberg war der erste Markgraf in Österreich und verdankte seine Erhebung zu dieser Würde dem deutschen Kaiser Otto II., der ihn 983 mit der Ostmark belehnte. Leopold zog in sein durch die Ungarn verheertes und verödetes Land aus Bayern viele Ansiedler herbei. Er bemühte sich, auf alle mögliche Weise den Wohlstand seiner Ostmark zu heben, was ihm auch während seiner zehnjährigen klugen und kraftvollen Regierung aufs beste gelang. Ein blinder Zufall führte seinen Tod herbei. Sein Neffe Markgraf Heinrich von Schweinfurt hatte einen Vasallen des Bischofs von Würzburg, Namens Everker, grausam blenden lassen. Der Bischof klagte wegen dieser Frevelthat bei dem Kaiser Otto, welcher den Grafen Heinrich auf einige Zeit verbannte. Allein Heinrich gewann bald wieder die Gnade des Kaisers und söhnte sich auch mit dem Bischofe feierlich aus. Um zu zeigen, daß wirklich aller Groll vertilgt sei, veranstaltete der Bischof ein Fest und prächtiges Turnier zu Würzburg und lud hierzu den Grafen Heinrich und dessen Oheim Markgraf Leopold. Beide erschienen am bestimmten Tage und sahen von einem Fenster des Schlosses dem ritterlichen Spiele zu; da kam plötzlich ein Pfeil geflogen und durchbohrte die Brust des Markgrafen, der dicht neben seinem Neffen Heinrich stand. Der Fürst verblutete sich nach zwei Tagen. Das tödliche Geschoß war jedoch nicht ihm, sondern seinem Neffen Heinrich von einem Freunde und Rächer des geblendeten Everkers bestimmt.

Goethe in Waldsassen. Im Nachtrage zu dem Aufsatz „Goethe in Bayern“ im 1. Jahrgang Nr. 21—23 dieser Zeitschrift ist noch eines Ausfluges zu gedenken, den der Dichter am 11. August 1822 in Begleitung des Polizeirates Grüner von Eger nach Waldsassen machte. Sie speisten dort zu Mittag, besahen die Kirche der einstigen berühmten Cistercienserabtei, welche 1802 an Bayern kam und ein Jahr darauf säkularisiert wurde, und betraten auch die leeren Räume der Bibliothek, wo sie die seltsamen allegorischen Schnitzereien unter den ausgeräumten Fächern in eingehender Betrachtung musterten. Dort machte Goethe eine Bemerkung, die um deswillen aufbewahrt zu werden verdient, weil sie auch heute noch, nach nahezu 70 Jahren, den Nagel auf den Kopf trifft. Als nämlich während ihrer Unterhaltung Fremde von ansehnlichem Äußern eintraten, sagte Goethe zu seinem Begleiter: „Geben Sie acht, Freund, es sind Preußen, die wollen immer alles besser wissen als andere Leute“. Und damit, erzählt Grüner, zog er sich zurück, um weiter zuzuhören. Die Arme übereinander geschlagen, sah er, während die Fremden zu explizieren und zu debattieren anfingen, den Polizeirat warnend an, als ob dieser ja aufmerken und sich durch sie belehren lassen sollte. Dann aber ging er, und als sie allein waren, stellte er die ironische Frage: „Nicht wahr, jetzt haben Sie alles weg?“ J. Herzfelder.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 8. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 2. Jahrgang 1891.

Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

(Fortsetzung).

„Vorsicht, ihr Leute. Er kommt die Seitenallee herauf, wie immer in tiefen Gedanken, ohne des Weges zu achten. Jetzt entgeht er uns nicht mehr. Ein wuchtiger Schlag auf den Schädel und er ist dahin, ihr springt sofort herbei und tragt mit mir die Leiche zu den drei Buchen, wo das frisch geschaufelte Grab den Prussien aufnehmen wird. Ein wenig Kies und faules Laub darüber geworfen, macht die Stelle für jeden Uneingeweihten unauffindbar. Also, Vorsicht."

Der Comte Gerard de Baissonville war es, der, im Dickicht versteckt, diese Weisungen zwei Männern von höchst verdächtigem Aussehen zuflüsterte. Zwei Minuten später kam Lieutenant Endres ahnungslos daher geschlendert. Rasch vertrat der Comte ihm den Weg, mit erhobener Waffe. Schon war der kurze Wintertag zu Ende gegangen, die rasch zunehmende Dämmerung ließ nur unsichere Umrisse erkennen, so daß der Angegriffene nicht zu unterscheiden wußte, mit welchem Feinde er es zu thun hatte. Doch bevor er noch Zeit fand, eine Bewegung zu machen, war schon die tödliche Gefahr von seinem Haupte abgewendet. Denn, ehe der Comte die Rechte konnte niedersausen lassen auf den Scheitel des verhaßten Prussien, fühlte er sich von hinten erfaßt und zu Boden geschleudert.

„Ah, Bandit," rief der so unerwartet Dazwischentretende, es war Fritz Greiner, aus, „ich bin just im rechten Moment gekommen, Dein infames Bubenstück zu nichte zu machen. Eine Sekunde später wäre es vielleicht zu spät gewesen."

„Zu Hilfe, gebt Feuer und dann rettet euch," schrie der am Boden Liegende überlaut, sich vergeblich bemühend, frei zu werden.

Rasch nach einander krachten drei Schüsse aus dem Gebüsch und jetzt stürzte Lieutenant Endres, aus schweren Wunden blutend.

„Ist er tot?" rief sein treuer Freund aus. „Heda, hierher, ihr Leute."

Jetzt wurde es im Parke lebendig. Diener mit Fackeln und Soldaten eilten herzu. Die Schüsse hatten alles alarmiert. Endlich kamen auch der Herr des Schlosses, der seine Tochter am Arme führte.

Wirr durcheinander drängten sich die Fragen, aber wenige Worte des braven Greiner genügten, den Sachverhalt klarzustellen, und sofort machten einige Infanteristen sich an die Verfolgung der Attentäter. Dann ward der Comte gefesselt und abgeführt. Mittlerweile hatte ein Lazarettgehilfe Sorge getragen, dem bewußtlos daliegenden Offizier die erste Pflege angedeihen zu lassen, und bald konnte dieser, sorglich auf eine Bahre gebettet, in das Schloß verbracht werden, wohin die anderen ihm alle folgten, mit Ausnahme Greiners, der vorgab, noch einen Gang durch den Park machen zu müssen, nachdem er die Gewißheit erhalten, daß des Lieutenants Verwundung keine allzu bedenkliche war.

* * *

Am Morgen des nächstfolgenden Tages ließ zu früher Stunde Greiner sich bei dem Schloßherrn melden und wurde alsbald vorgelassen. Der Baron empfing ihn mit ernstem Gesichte.

„Sie kommen, mich vor den General zu citieren, um gegen den Sohn meiner einzigen Schwester Zeugnis abzulegen,

weil er, verblendet durch falsch geleiteten Patriotismus, das Leben eines preußischen Offiziers anzutasten wagte. Sie finden mich bereit, gegen den unglücklichen jungen Mann auszusagen, denn höher als jede Rücksicht stelle ich die Wahrung der persönlichen Ehre. Virtus sola nobilitat, nur die Tugend verleiht Adel, lautete der Wahlspruch derer von Ravilly. Er ist auch der meine geworden, meine Großmutter war eine Ravilly, dies hier ist der Stammsitz eines alten Geschlechtes."

Greiner verbeugte sich.

„Halten Sie sich überzeugt, Herr Baron," sagte er dann, „Se. Excellenz, der General, seine Offiziere, wir alle haben in Ihnen stets nur den gentilhomme de bonne foi erblickt. Doch irren Sie, wenn Sie glauben, daß ich gekommen sei, Ihnen eine Vorladung zu überbringen, denn Mr. Gerard, Comte de Baisonville hat sich unserer Jurisdiktion entzogen. Er steht vor einem höheren Richter — im Gefängnis hat er diese Nacht seinem Leben ein Ende gemacht."

„Gott, ich danke dir für diese Wendung," murmelte der Schloßherr mit bebenden Lippen, indem er sein Gesicht für einige Augenblicke abwendete. Aber schnell hatte er seine Fassung wieder erlangt und blickte fragend zu seinem Gegenüber auf.

„Hat noch ein anderer Anlaß Sie zu mir geführt oder wollten Sie nichts weiter sein als der Bote einer Nachricht, die mich nicht ganz unvorbereitet getroffen. Ein Comte de Baisonville kann fehlen, aber er weiß, zu sterben. Ich danke Ihnen für Ihre guten Dienste, mein Herr."

Und mit herablassender Handbewegung wollte der Schloßherr den Offizier entlassen. Aber Fritz Werner stand unbeweglich auf seinem Platze.

„Wollen Sie die Güte haben, mir noch für einige Minuten Gehör zu schenken, Herr Baron. Ich werde Ihre Geduld nicht über Gebühr beanspruchen. War es nicht Ihre Großmutter, eine Marquise v. Ravilly, die im Sommer 1796, bevor sie mit ihrer Tante nach England flüchtete, in einem Forsthause an der Rhön wohnte, unweit der Stadt Würzburg, wo die beiden Damen den Schutz des damaligen Fürstbischofs Georg Karl v. Fechenbach genossen."

„So ist es, Herr," rief der Baron mit Lebhaftigkeit aus. „Woher ist Ihnen dies alles bekannt?"

„Die Damen lebten damals in großer Bedrängnis. Doch wollten sie Deutschland nicht verlassen, bevor sie nicht Raoul gesehen, den Bruder der späteren Marquise, Ihrer Großmutter, Herr Baron. Sie sollten das Glück nicht haben, denn bald darauf kam es zu einem schlimmen Zusammenstoß der Scharen Jourdans mit den Bauern der Rhöngegend. Der Vicomte fiel in einem unrühmlichen Kampfe, seine Briefschaften gingen verloren."

„Ganz recht, mein Herr. Aber all dies erfuhr meine Großmutter erst viele Jahre später in England. Vicomte Raoul war der einzige, der Bestimmtes wußte über den Verbleib des Familienschatzes der Ravilly, den ein getreuer Hausverwalter damals irgendwo vergraben. Bis zur Stunde hat sich davon keine Spur auffinden lassen."

„Sind Sie des sicher, Herr Baron?"

„Sonderbare Frage, mein Herr oder wären Sie vielleicht in der Lage, mir wertvolle Fingerzeige geben zu können."

„Vielleicht, Herr Baron."

„Beliebt es Ihnen, mit mir zu scherzen, mein Herr?"

„Nichts weniger als das. Der Schatz ist entdeckt."

„Entdeckt und durch wen, wenn ich fragen darf, und seit wann?"

„Durch den wunderbarsten Zufall, Herr Baron. Gestatten Sie aber, daß ich, nun wir doch einmal so weit sind, Dinge berühre, die eben jetzt besprochen werden müssen. Der leidige Krieg, der über uns und über Sie so viel Leid und Ungemach gebracht, führt mitunter ganz sonderbare persönliche Begegnungen herbei. So traf ich hier einen lieben alten Jugendgespielen, von dem ich mich ganz vergessen glaubte. Aber er, der hochangesehene Docent, der nach allem, was ich gehört, eine Leuchte der Wissenschaft zu werden im Begriffe ist, hat sich meiner, eines unbedeutenden Bankbeamten, freundschaftlichst erinnert gleich bei der ersten Begegnung und ich hatte von Sr. Excellenz, unserm kommandierenden General, den gemessensten Befehl, in allen Stücken über das Wohl und Wehe eines der gediegensten Offiziere des deutschen Heeres zu wachen. Sie müssen wissen, Herr Baron, daß Dr. Endres nicht nur mit der Feder, nein auch mit dem Schwerte seinem großen Vaterlande aus ganzer Seele dienstbar ist. Er ist als Freiwilliger eingetreten, als gemeiner Soldat, und nach ganz kurzer Zeit schon zum Offizier ernannt worden. Hier aber im Schlosse, das weiß ich erst seit gestern Abend sicher, weilte ein verbissener Gegner, der meinem Freunde schon vor einigen Monaten, damals noch in Paris, einen schlimmen und schlechten Streich zu spielen gedachte. Gestern Abend nun hat derselbe Mann ihm im buchstäblichsten Sinne des Wortes sein Grab schaufeln lassen."

„Mein Herr" —

„Bitte, Herr Baron. Über Thatsachen lassen sich doch eigentlich keine Diskussionen weiter führen, denn sie selbst führen eine zu beredte Sprache. Wollen Sie mir die Ehre Ihrer Begleitung schenken. Sie können sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit meiner Behauptungen überzeugen."

„Gut, mein Herr, gehen wir."

Die beiden verließen alsbald den Salon, stiegen die breite Marmortreppe herunter, passierten den Hof und traten durch das prächtige Eisenthor in den Park mit seinen mehrhundertjährigen Buchen und Eichen. Fritz Greiner machte den Führer. Bald waren sie an einer ziemlich versteckt liegenden Stelle angekommen, wo zwei Infanteristen mit aufgepflanztem Bajonett Wache hielten."

„Hier sind wir, Herr Baron. In diese Grube sollte der Körper meines lieben Freundes verscharrt werden, wenn der gemeine Meuchelmord gelungen wäre. Und nun sehen Sie das wunderbare Spiel des Zufalls oder erkennen Sie darin eine höhere Fügung. Diesen Morgen erst haben meine Leute an dieser Stelle ein gemauertes Versteck entdeckt und einige Steine daraus entfernt, so daß hier in dieser Wölbung der Familienschatz der Marquise v. Ravilly sichtbar geworden ist. Hier stehen noch die drei stattlichen Kisten und Sie werden sich leicht überzeugen können, Herr Baron, daß sämtliche Schlösser und Siegel gänzlich unverletzt geblieben sind."

„Mein Herr," rief der Franzose aus, in mächtiger Bewegung sein Haupt in den Händen bergend, „noch weiß ich zur Stunde nicht, ob ich wache oder träume. Dies alles ist viel zu unerwartet über mich gekommen. Gönnen Sie mir Zeit zur ruhigen Überlegung."

„Zeit, so viel Sie wollen, Herr Baron," lautete Fritz Greiners höfliche Entgegnung. „Se. Exzellenz, der General, dem ich diesen Morgen schon Mitteilung von meiner Entdeckung gemacht, will Ihnen gern diese zwei Mann hier lassen als Wache, bis es Ihnen möglich ist, den Schatz in das Schloß zu verbringen. Ich selbst aber möchte mich jetzt von Ihnen verabschieden, denn ich habe nach meinem Freunde zu sehen. Also auf Wiedersehen, Herr Baron."

* * *

Im blauen Salon, auf weicher Ottomane gebettet, ruhte Dr. Endres, bleich und angegriffen, von dem Mühsal eines langen Siechtums. Denn, ach! die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Wochen hatten am Marke seiner Jugend genagt, alte Wunden waren wieder aufgebrochen und mehr als einmal wollten den erfahrenen Stabsarzt schwere Zweifel beschleichen, ob es seiner ganzen Kunst und Fertigkeit jemals gelänge, dieses arg gefährdete junge Leben der Welt, der Wissenschaft zu erhalten. Und wenn nun schließlich, nach Tagen und Nächten peinlichster Ungewißheit, er seine Bemühungen von sicheren Erfolgen gekrönt sah, dann durfte der alte Biedermann es sich selber wohl gestehen, daß nicht seine Kunst allein solch ein Wunder zustande gebracht. Was hätte es geholfen, wenn er die besten Arzneien verschrieben, die gründlichsten Untersuchungen vorgenommen, die eingehendsten Verordnungen erlassen, wenn er nicht einen Gehilfen an seiner Seite gehabt hätte, der ihn so ganz und gar verstanden und alles, was er anordnete, auf das genaueste erfüllte, den schwer Kranken unablässig mit der sorgsamsten Pflege umgeben hätte, so daß er wie unter Obhut der guten Engel selber gewesen. Und diese seine „rechte Hand", wie der alte Arzt sagte, war niemand anders, als des Schloßherrn kluges und energisches Töchterlein, die Baronesse Claire de Boissier.

Nicht ohne Kampf sollte es der jungen Dame gelingen, dem blessierten fremden Offizier eine barmherzige Schwester, eine treue, aufopfernde Pflegerin sein zu dürfen. Da galt es erst die Bedenken des Papa zu beseitigen, der da viel sprach von dem gänzlich Unpassenden eines solchen Vorgehens, dann mußte Mademoiselle den getreuen Freund inständig bitten, daß er ihr seinen Platz am Krankenbette einräume. Aber Claire wußte all diese Schwierigkeiten, und es waren keine geringen, zu besiegen und die Selbstverleugnung und Aufopferung, mit der sie sich der frei gewählten verantwortungsreichen Aufgabe widmete, trugen ihr allenthalben die ungemessensten Lobsprüche ein, die sie aber mit ruhiger fester Bescheidenheit ablehnte, mit dem Hinweis, daß sie ja damit nur die einfachsten Pflichten des Weibes erfülle.

So saß sie auch heute wieder am Lager des langsam Genesenden, der leise ihre Hand ergriff, sie sacht nach seinen Lippen führend.

„Wie gut Sie sind, Mademoiselle, wie lieb und gut, auch mir, dem Feinde gegenüber."

„O sprechen Sie nicht so, Monsieur Adolf. Sie sind ja doch nie mein Feind gewesen, hoffe ich," entgegnete sie mit schelmischem Lächeln.

„Nein, niemals," beteuerte der Doktor, „nur sah ich immer zu Ihnen auf, Mademoiselle Claire, wie zu einer unnahbaren hoheitsvollen Königin."

„So haben Sie mich für kalt und hochmütig gehalten? Und doch bin ich es nur gegen einen gewesen, der" —

Die Sprecherin unterbrach ihre Rede, blickte einige Momente starr vor sich hin, dann fuhr sie hastig fort:

„Doch, da fällt mir ein, Ihr Freund wird mich verleumdet haben. Leider muß ich mich selbst anklagen, nicht immer so ganz liebenswürdig gegen ihn gewesen zu sein. Aber — wirklich — es gab Gründe genug auf meiner Seite, damals diesem Herrn zu zürnen, denn ich sah ihn — Ah, qu'importe. — — Aber darf ich Ihnen heute nicht vorlesen, Adolf?"

Die junge Dame sagte es mit niedergeschlagenen Augen. „Sie haben das vorige Mal behauptet, daß ich das Provençalische ganz erträglich lese."

„Sie irren, Mademoiselle Claire," lautete die rasche Antwort. „Ich habe gesagt, daß die Sprache des sonnigen Südens aus Ihrem Munde wie eitel Musik laute."

„Ja, ja, so etwas sagten Sie, jetzt erinnere ich mich. Es war ja auch die Provence meiner unvergeßlichen Mutter Heimatland. Ich habe Ihnen Bertrand de Born mitgebracht, und wenn Sie gestatten, dann will ich beginnen."

„Ach, ich bitte sehr, Mademoiselle Claire."

„Also etwas Kriegerisches muß es doch wohl sein. Hören Sie denn:"

„Mich freut des Frühlings liebliche Zeit, wenn Blätter und Blüten sprießen,
Wenn in den Gebüschen voll Fröhlichkeit die Lieder der Vögel mich grüßen.
Doch freut mich's bis ins innerste Herz, seh' Zelt ich an Zelte geschlossen,
Hoch über die Wiesen jagen in Erz die Reiter auf schnaubenden Rossen.
Mich freut der adlige mutige Held, furchtlos unter Rossegestampfe,
Den Seinen voran auf die feindliche Welt stürzt er im gefährlichen Kampfe."

„Warum haben Sie just dieses Lied gewählt, Mademoiselle Claire? Sie wissen doch, daß meine kriegerische Laufbahn zu Ende gegangen. Ich habe ja eigentlich den bunten Rock schon ausgezogen und werde mich, erst einmal wieder zu Hause, ganz meinen friedlichen Beschäftigungen hingeben. Heute erhielt ich meine Ernennung zum Professor an einer der bayerischen Universitäten."

„Ei, da gratuliere ich Ihnen von ganzem Herzen, Herr Professor," sagte Claire mit komisch gravitätischer Verbeugung. „So werden Sie uns denn verlassen, so bald als nur möglich, und dann, einmal wieder zu Hause, werden Sie uns recht schnell ganz vergessen haben."

„Muß ich darauf antworten, Mademoiselle Claire? Nein, für mich mag der Troubadour sprechen. Sie kennen ja doch wohl auch jene Mathilde, die Herrin von Montignac? Erlauben Sie mir das Büchlein für einen Moment."

Hastig blätterte er, bis er die gesuchte Stelle gefunden, dann reichte er den Band der Dame hinüber, welche mit leiser Stimme darin las:

Hätt' ich je von allen Damen
Eine — außer Euch geliebt,
Wenn es einen holdern Namen
Als den Euren für mich gibt!

(Schluß folgt.)

Die Mutter des Dichters Platen.

Von Gottfried Böhm.

Es gibt kaum ein Dichterleben, in welchem die Mutter nicht eine hervorragende Rolle gespielt hätte. Man sagt ganz allgemein, daß die Söhne den Müttern nachschlagen; sicher ist, daß sie in der Regel von ihnen die Lust „zum Fabulieren“ überkommen und daß die von ihnen gepflanzten ersten poetischen Keime die tiefsten und dauerndsten Wurzeln in der Phantasie schlagen.

Inniger noch als andere war die Gräfin Platen mit ihrem einzigen Sohne verbunden. Sie hing an ihm mit jener vollen und ausschließlichen Hingabe, die auf eine schwache Natur einen schädlichen Einfluß üben kann, die aber eine Stütze für einen Geist bildet, der so oft an dem eigenen höheren Berufe verzweifelt und dem die Mitwelt kaum je in dem Maße seiner Bedeutung gerecht geworden ist. Das Dasein der Gräfin Platen ist so eng mit dem Andenken ihres berühmten Sohnes verflochten, daß man von ihrem eigenen Schicksal nur eine flüchtige und abgerissene Kenntnis besitzt. Und doch scheint dasselbe keineswegs ohne Sturm und Drang gewesen zu sein. — Louise Freiin Eichler v. Auritz ward als das fünfte von elf Geschwistern am 10. November 1765 zu Ansbach geboren. Ihr Vater war damals brandenburgisch-onolzbachischer „Kammer- und Jagdjunker bei der Parforcejagd“, wurde später Schloßhauptmann und endlich kgl. preußischer wirklicher Geheimrat und Oberhofmarschall des letzten Markgrafen von Ansbach. Die zweite Gemahlin des Markgrafen, Lady Craven, thut seiner in ihren Memoiren Erwähnung, und es sind mir einige Briefe vorgelegen, welche die berühmte Clairon an ihn richtete, als sie nach einem 17jährigen Aufenthalte am ansbachischen Hofe der englischen Rivalin endlich das Feld geräumt hatte und nach Paris, dem Schauplatz ihrer einstigen Triumphe, zurückgekehrt war.



Platens Geburtshaus in Ansbach.

Markgraf Alexander nennt den Baron Eichler v. Auritz in den flüchtigen Billetten, die er ihm aus Lausanne und Paris (1780 und 1787) schreibt, und in denen er etwas frivol von der „rouille franconniene“, den mœurs austères que l'on se plait à cultiver avec tant de soin à Anspach“ spricht, „son cher ami“, und noch nach seiner Abdankung schreibt er ihm unterm 10. November 1795 von Brandenbourg-House aus einen herzlichen Brief, dem Lady Craven eine Nachschrift beisetzt. Es ist, als sei später eine Erkältung dieser Beziehungen eingetreten, denn das Kondolenzschreiben, welches der Ex-Markgraf nach dem Hinscheiden seines langjährigen Hofmarschalls unterm 4. März 1802 an die Witwe schreibt, ist ganz flüchtig, ceremoniell und leer.

„Louise v. Eichler“, berichtet die Baronin Seefried in einer kurzen biographischen Skizze über die Mutter des Dichters, „erhielt im elterlichen Hause eine vorzüglich sorgsame Erziehung bis in ihr 16. Jahr, in dem sie dann mit einer jüngeren Schwester zur weiteren Ausbildung nach Lausanne kam, um nach zwei Jahren, gereift an Geist und mit neu erworbenen Kenntnissen, nach Ansbach zurückzukehren. Oft erzählte sie von diesem glücklichen Aufenthalte in der Schweiz. Hier war es, wo sie die Freundschaft mit ausgezeichneten Frauen schloß, die sie noch in spätem Alter beglückte. Tiefer noch wirkten die damals in der französischen Schweiz viel gelesenen Werke Rousseaus auf ihre frühere Geistesrichtung; sie erweckten in ihr ernstes Denken und, abgeschlossen von der äußeren Welt, lebte das junge Mädchen nur der Lektüre englischer und französischer Schriftsteller. Unsere deutsche Litteratur lernte sie erst später lieben, als ihr Therese Huber den Reichtum deutscher Poesie beleuchtete.“

Das Französisch, das die Gräfin Platen Zeit ihres Lebens mit Vorliebe sprach und schrieb, war zwar, wie das der oben angeführten Billets des Markgrafen Alexander, ein ziemlich inkorrektes.

Außer den Sprachen übte Louise v. Eichler indessen auch einige andere Talente. Sie war etwas musikalisch, und ich erinnere mich, sehr hübsche Gouache-Landschaften im Stil des vorigen Jahrhunderts von ihrer Hand gesehen zu haben. Die vielen und langen Briefe, die sie schrieb, sind zum Teil etwas konfus abgefaßt, aber sie verraten Reichtum an Ideen und eine gewisse Bestimmtheit des Urteils. Übrigens mag manche

in ihrem Wesen später hervorgetretene Excentricität auf den Sohn übergegangen sein und kann ihm daher als mildernder Umstand gutgeschrieben werden.

Am 11. Mai 1795 vermählte sich Louise v. Eichler mit dem Oberforstmeister am Sand und Hahnenkamm, Philipp August, Grafen von Platen-Hallermund.

Graf Platen war in erster Ehe mit einem Fräulein v. Reizenstein, erster Hofdame der Markgräfin, vermählt gewesen. Seine erste Trauung hatte am 11. August 1776, der Sitte des ansbachischen Adels gemäß abends 7 Uhr, in dem beliebten Sommeraufenthalte der ansbachischen Markgrafen, zu Triesdorf, stattgefunden. Die höchsten Herrschaften waren anwesend und alles verlief sehr glänzend. Obgleich aus dieser Verbindung sechs Kinder hervorgegangen waren, hatte sich Graf Platen von seiner ersten Gemahlin scheiden lassen, um Louise v. Eichler zu heiraten.

Von den zwei Söhnen, welche die letztere dem Gatten schenkte, starb der jüngere im dritten Lebensjahre. Der ältere, August Graf von Platen, wurde am Montag den 24. Oktober 1796 zu Ansbach geboren. Über seine früheste Jugend findet sich in dem Tagebuche des Dichters folgende Stelle: „Da der Vater oft genötigt war, kleine Reisen zu machen, um die Forsten zu besuchen, so blieb ich mit der Mutter viel allein. Sie las mir vor, suchte mir früh Geschmack für Lektüre einzuflößen und das mit dem besten Erfolg. Ich las lieber als ich spielte, obgleich es mir nicht an Spielsachen fehlte.“ — In einem späteren Briefe an Frl. Louise v. Appenberg, die nachmalige Frau v. Schaden in München, citiert Gräfin Platen eine Stelle aus einem Abriß der deutschen Gymnastik von Guts-Muths über die Schwierigkeit, für die Jugend unterhaltende und zugleich ihren Geist bildende Spiele zu finden, und setzt hinzu: „Ich finde, daß es mit den Knaben am schwierigsten geht. Möge Ihre liebe Mama nie in solche Verlegenheiten geraten, wie sie mir mit August beschert sind. Er liebt es, mit Erzählen beschäftigt zu werden, und spielt nur, wenn auch sein Geist dabei zu thun hat; er muß stets zu denken haben, obgleich er laut und lebhaft ist.“

Schon in seinem zehnten Jahre mußte Platen die zärtliche Mutter verlassen, und er ist in der Folge eigentlich nie mehr dauernd mit ihr vereinigt gewesen. Der schriftliche Verkehr zwischen beiden ist aber stets ein sehr reger geblieben. Mutter und Sohn pflegten die Briefe, die sie sich schrieben, zu numerieren, und ihre Zahl beläuft sich auf viele hunderte. Auffallend mag es erscheinen, daß weder die Briefe Platens an seine Mütter, die sich erhalten haben, noch sein Tagebuch lebhaftere Beteuerungen der Zärtlichkeit enthalten. Seine gesammelten Werke geben kein einziges Gedicht an die Mutter, und nur in den mir vorliegenden Briefen aus seiner Knabenzeit findet sich in dem 105. Briefe vom 15. November 1810 folgendes Onomastikon Platens aus Anlaß des Geburtstages seiner Mutter:

Liebe Mutter! Tausend Glück und Segen,
Ohne Kummer, und von Sorgenqual
Ungetrübt sey'n auf des Lebens Wegen
Immer stets dein Theil allüberall;
Sanfte Engel mögen Dich geleiten,
Aber auch der Hoffnung Feuerstrahl! —

Dieses Fehlen von Äußerungen der Hingabe ist wohl weniger auf eine gewisse Kälte in Platens Wesen zurückzuführen, als vielmehr darauf, daß der Grad der Intimität ihrer Beziehungen ein so vollkommener war, daß er schließlich den Charakter des Selbstverständlichen annahm und Bestätigungen überflüssig erscheinen ließ.



Erinnerungstafel an Platens Geburtshaus.

Auch die Gräfin zeigt sich in ihren Briefen nicht weichlich. Klaglos erträgt sie die langen Abwesenheiten des Sohnes, und selbst während seines Ausmarsches nach Frankreich (1815) sendet sie ihm nur ein Lied, betitelt „Das Heimweh“, aber viele patriotische. „Heute“, so trägt der Dichter unterm 14. August 1815 in sein Tagebuch ein, „erhielt ich einen langen Brief von meiner Mutter. Sie kopierte mir auch ein schönes Kriegslied, das mit dem Buchstaben G. unterzeichnet ist. — Vielleicht ist es von Goethe. Eine Strophe davon lautet:

„Seid noch, was ihr noch heißt, Teutonen,
Und tötet Varus' Legionen!
Vorwärts!
Und nie beschreit' ein Feindesheer
Des Mutterlandes Boden mehr!
Vorwärts!“

Die in der Familie Platen bestehenden Dissidien mochten dazu beitragen, die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn noch inniger zu gestalten. Diese Dissidien klingen auch in dem rührenden Stimmungsbilde an, welches das Tagebuch von dem ersten Wiedersehen nach den Gefahren des Ausmarsches entwirft.

Platen hatte auf dem Heimzuge ein paar Tage Urlaub genommen und gelangte nach neunzehnstündiger Fahrt am 29. November 1815 wieder in Ansbach an. „Beim Schein der Laternen“, schreibt er, „sah ich mit klopfendem Herzen meine Wiegenstadt wieder. Ich sah Licht an unseren Fenstern, meine Mutter war allein. Die Überraschung kann man sich denken! Später kam auch mein Vater nach Hause, der eben

so wenig vermuten konnte, mich zu finden. So sind mir denn ein paar Tage bei meinen lieben Eltern zu leben vergönnt. Sie werden mir allzuschnell verstreichen! — Leider fallen auch einige Wermutstropfen in diesen Becher der Freude. Die öfters erschütterte Gesundheit meines alternden Vaters und viele traurige Verhältnisse unserer großen Familie füllen uns mit Sorgen. Es ist eine Art von Fluch, einer bekannten und ausgebreiteten Familie anzugehören. Bald hört man von dieser, bald von jener Seite traurige Nachrichten. Der Kreis ist so groß, an den man durch Blutsverwandtschaft gefesselt ist. Die erste Ehe meines Vaters war eine unglückliche und brachte tausend Unfälle über unser Haus!"

So lange Platen Lieutenant in München und Student in Würzburg und Erlangen war, kam er ziemlich häufig nach Ansbach und sein Verhältnis zu den Eltern erlitt nur die selbstverständlichen kleinen Abänderungen, welche die Jahre mit sich bringen. „Wenn die Zukunft nicht wäre", schreibt er an seinem zwanzigsten Geburtstag zu Ansbach in sein Tagebuch, „könnte ich mich in diesem Augenblicke glücklich preisen. Ich kann hier froh und zufrieden leben. Nur fühle ich, daß das Verhältnis des erwachsenen Sohnes zu den Eltern nicht mehr jenes herzliche des Kindes ist. Ich gebe mich noch viel geringer, als ich bin, weil mir gegen die Eltern jede Art von Erhebung schwer fällt."

Die häufigen Besuche im elterlichen Hause erlitten vom 3. September 1826 an eine sechsjährige Unterbrechung.

Platen hatte immer eine lebhafte Reiselust empfunden. — Eine Stelle in einem Briefe seines Freundes Fugger vom Jahre 1822, daß „ihm als Entsagenden eine ewige Wanderschaft zieme", hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. „Diese auf Goethes Wanderjahre anspielenden Worte", bemerkt er hierzu, „sind nur zu sehr aus meiner Seele gegriffen. Eine rastlose Wanderschaft wäre eigentlich die wahre Bestimmung meines Lebens und ich sehne mich stets danach, sogar im Winter. An bedeutenden Orten längere Zeit zu bleiben und dort zu studieren, sodann aber den Stab weiter zu setzen, das wäre eigentlich, was mich allein glücklich machen könnte."

Er sollte es erreichen, aber — glücklich hat es ihn nicht gemacht! —

Besonders gegen das Ende seines Erlanger Aufenthaltes befiel den Spezialisten der Formvollendung eine beinahe fieberhafte Sehnsucht nach einem dauernden Aufenthalte in dem Lande der Schönheit, von dem er schon im Jahre 1823 in Venedig einen unvergeßlichen Vorgeschmack bekommen hatte. „Wenn ich", schreibt er aus dieser Stimmung heraus unter dem 12. Dezember 1825 an seine Jugendfreundin Frau v. Kleinschrod, „nur irgend etwas ausfindig machen kann, um mir Unterhalt in Italien zu verschaffen, so bettl' ich mich nach Rom und schreibe dort meine Tragödien, unbekümmert, wie sie in Deutschland aufgenommen werden, wohin ich nicht mehr zurückzukehren hoffe. Das Gift der deutschen Recensionen und des Modegeschmacks ist keine Nahrung für einen Dichter; ich hoffe eine bessere in Rom zu finden."

Des später viel geschmähten Cottas „Großmut" hatte die Mittel hierzu, teils als Honorar, teils als Darlehen vorgestreckt. So lange der Sohn im Ausland weilte, vertrat die Mutter seine Interessen in Bayern, so gut es nur immer ging. In langen Briefen, die sie an einflußreiche Freunde schreibt, deutet sie an, wie man ihm bei den maßgebenden Persönlichkeiten, in der Presse, bei dem Könige nützlich werden kann. Ihre mütterliche Sorge umfaßt das Große, wie das Kleine. Sie erspäht jede Gelegenheit, dem fernen Liebling kleine Freuden zu bereiten. Als sie erfährt, daß die Pagen ihre alljährliche Urlaubsreise im Jahre 1828 nach Rom richten werden, fragt sie an, ob man ihnen nicht etwa Bücher für ihn mitgeben könne, an denen er Mangel litt.



Graf Platen als Kadet. 1807. Nach einer Abbildung im Besitze der Frau Käthi Held.

Natürlich hat sie ein wachsames Auge auf alle in der Abwesenheit des Dichters erscheinenden Besprechungen seiner Dichtungen. Ihren besonderen Beifall erregte eine Recension des Nationalökonomen und späteren Staatsrats Herman in der Münchener Eos. (August 1828.) „Welch ein Unterschied gegen die vorhergegangenen Schwestern!" ruft sie aus. „Wie sich hier das Wahre vom Falschen sondert! Wir brüsteten und erfreuten uns über so viel gediegenes Urteil, über die Echtheit der Ansichten gegenüber dem leeren nichtssagenden Wortgeklaube."

Es ist verzeihlich, daß in den Augen der Mutter an Anerkennung des Sohnes nicht leicht genug geschah. Ein angeblicher Ruf, den Platen nach Berlin erhielt, gibt der Gräfin am 28. Mai 1828 zu folgendem kleinen Ausfall Anlaß: „Jedermann ist sehr verwundert, besonders seine Verwandten in Hannover, der Vaterstadt seines 80jährigen Vaters, daß man in Bayern so wenig für Augusts Talent thut; wenn er seinem Vaterlande untreu werden wollte, würde er auch dort (d. h. in Norddeutschland) ausgezeichnet aufgenommen und große Einnahmen genießen; man kann kaum begreifen, daß er weder Kammerherr wurde, noch andere Titel erhielt; er verlangt zwar keine und dieser letzte würde nur kosten" . .

Übrigens enthielt derselbe Brief die Nachricht, daß Schelling, „der August schon als 10jährigen, dicken, runden Kadetten zu München so freundlich aufnahm", die Anfrage gestellt hatte, ob dem Dichter wohl eine, keine weiteren oder wenigstens keine größeren Verbindlichkeiten auflegende Beziehung zu der Akademie der Wissenschaften, die mit einer Pension in Verbindung gesetzt würde, zuwider wäre?

Die Antwort war jedenfalls verneinend ausgefallen, denn Platen hatte nur erklärt, kein Amt annehmen zu können, das ihn in der Ausübung seines Dichterberufes hemmen würde.

Sechs Monate später ist dann die heiß ersehnte Wendung des Geschickes eingetreten. „Die frohe Nachricht für uns alle ist am 17. Oktober nach Mailand poste restante abgegangen“, schreibt die Gräfin und gibt hierbei der Vermutung Raum, daß dem Dichter die Kunde seiner Ernennung zum Mitgliede der Akademie und der Zugabe von 500 fl. zu seinem halben Militärgehalt infolge seiner öfteren Wanderungen erst spät zugehen werde. „Nun“, meint die sanguinische Mutter, „kann er sorglos dichten und schreiben, da er überdies die vielen Bedürfnisse nicht kennt, die auch zuweilen der ebenso unbemittelte Erdensohn sich macht.“

Das Glorreichste und Tröstende an dem Schreiben des Herrn v. Schelling vom 14. Oktober war für die Mutter, „daß Seine Majestät aus eigenem Antrieb des Dichters gedachte und mehr wie jeder andere sein seltenes Talent würdigte“.

(Schluß folgt.)

Die kurbayerische Feste Rothenberg.

Von Hugo Arnold.

(Schluß.)

Der Rothenberg ist so günstig gelegen, daß es keineswegs als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden kann, auch dessen Kuppe habe in den Tagen uralter Vorzeit eine ähnliche, wenn auch viel kleinere vorgeschichtliche Wallburg getragen, wie sie — mit riesigen Wällen — östlich von Hersbruck in der Honbirg in die Thäler herabsieht. Später mag sie dann in die ritterliche Burg umgewandelt worden sein, denn für diese, wie für jene wählten die Alten mit besonderer Vorliebe die Lage auf schwer ersteiglichen Höhen und vorgeschobenen Bergnasen. Und als dann nach Einführung des Schießpulvers in das Kriegshandwerk die alten Mauern unter den rauhen Grüßen der Artillerie in Trümmer sanken, formte die emporblühende Kunst der Ingenieure solche Burgen zu Festungen um, wie es außer bei Rothenberg auf der Plassenburg ob Kulmbach, auf dem Rosenberg ob Kronach und auf der Wilzburg bei Weissenburg geschah. Fast alle alten stolzen Burgen erfuhren dieselben Geschicke, gleich bis in unsere Tage herein. —

Doch zurück auf den Rothenberg!

Der fortifikatorische Neubau, wie wir ihn eben geschildert, war noch nicht ganz vollendet, da die kostspielige Hofhaltung Karl Albrechts die Summen verschlang, welche bei einer weisen Wirtschaft auf die dringenden Bedürfnisse des Staates hätten verwendet werden sollen; das Heerwesen hatte darunter am meisten zu leiden und den größten Schaden trug wiederum der Staat davon, welchem kein scharfes Schwert für die Durchführung einer kräftigen Politik zur Verfügung stand. Bitterlich mußte Karl Albrecht selbst noch für diesen Fehler büßen.

Als er nach Kaiser Karls VI. Tod selbst Ansprüche auf das Erbe der Habsburger geltend gemacht und Maria Theresia angegriffen hatte, wurde er aus Österreich zurückgetrieben und feindliche Heerhaufen überschwemmten Bayern. Gegen Ende des Jahres 1743, nach der Kapitulation von Straubing (30. Juli) und Ingolstadt (1. Oktober), besaß er in seinen Erblanden nur noch einen einzigen festen Platz: Rothenberg. Auf demselben befehligte als Platzkommandant der Erbauer der Feste Oberst de Coquille, Platz-Ingenieur war Major Closanges und es lag dort als Besatzung nur eine Garnisonskompagnie und eine schwache Abteilung des Infanterie-Regiments Morawitzky (jetzt 5. Infanterie-Regiment Großherzog von Hessen); aber der Feste wandten als Sammel- und Zufluchtsort sich die bayerischen Versprengten und die Flüchtlinge zu, welche sich durch Desertion der zwangsweisen Einstellung in österreichische Regimenter entzogen. Deshalb erschien ein österreichisches Detachement am 16. Juni 1744 unter Oberstlieutenant v. Bachofen, welches eine kleine Abteilung der Garnisonskompagnie in Schnaittach überraschte, gefangen nahm und nach zwei vergeblichen Überrumpelungsversuchen den Platz blockierte. Bald kehrte das Kriegsglück den Österreichern wieder den Rücken, König Friedrich von Preußen fiel in Böhmen ein, der kaiserlich-bayerische Feldmarschall Graf Seckendorff trat den Vormarsch vom Rheine her an und voraussichtlich mußte die Einschließung bald aufgegeben werden. Darum gedachte v. Bachofen, den Rothenberg unschädlich zu machen, er ließ Minen gegen die Feste vortreiben, um sie im Falle des Abmarsches in die Luft zu sprengen. Als sich am 15. September einige französische Schwadronen plötzlich in der Nähe zeigten, trat er mit seinen drei Bataillonen ohne den geringsten Widerstandsversuch Hals über Kopf so eilig den Rückzug nach Amberg an, daß seine Geschütze, der Pulvervorrat für die noch unfertigen Minen und die sämtlichen Mineure (1 Lieutenant und 14 Mann) in die Hände der ausfallenden Besatzung gerieten. Die glückliche Verteidigung hatte so großen Eindruck gemacht, daß sie in einem eigenen Soldatenliede und in einem derben Spottliede auf Maria Theresia („die Pandurenth'resel“) Verherrlichung fand.

Abermals drohte von Seite Österreichs Gefahr für den Rothenberg, als nach dem Aussterben der jüngeren, der bayerischen Linie des Wittelsbachischen Hauses mit Kurfürst Max III. Maria Theresia Ansprüche auf einen beträchtlichen Teil der bayerischen Lande erhob, insbesondere auch den Heimfall der böhmischen Lehen in der Oberpfalz, also auch des Rothenberg forderte und österreichische Truppen in Niederbayern und in die Oberpfalz einrückten. Doch der Friede von Teschen (1779) beschwor diese Gefahr.

Nicht lange währte es, bis ein gefährlicher Feind vor dem Rothenberg erschien, die Vortruppen Jourdans unter dem General Ney (11. August 1796). Der Kommandant Oberst Graf von Hörl, verfügte nur über eine 72 Mann starke Kompagnie vom 9. Füsilier-Regimente (früher Morawitzky, dessen Angehörige 1744 die Feste tapfer gehütet hatten; jetzt 5. Infanterie-Regiment Großherzog von Hessen), so daß er ohne Widerstand den Platz gegen Abzug der Besatzung übergab, die mit allen Kriegsehren, aber mit dem Versprechen, bis zur Auswechselung nicht mehr zu dienen, abmarschierte; den Franzosen fielen dabei 43 Feuerschlünde und 40 Zentner Pulver in die Hände. Indessen mußten sie schon am 25. August, nach den Siegen des Erzherzogs Karl bei Neumarkt und Amberg (21.—24. August) die Feste den Österreichern ausliefern

und am 10. September wurde sie wieder von den Bayern besetzt.

Von da ab warb um Rothenberg kein Feind mehr mit zudringlichem Begehren. Es diente noch als Waffenplatz, hatte aber infolge der Umwälzung in der Kriegführung und der Veränderung der politischen Verhältnisse, insbesondere mit der Erwerbung Nürnbergs durch Bayern alle Bedeutung verloren, wurde nur noch als Gefängnis benutzt und von einer winzigen Garnison bewacht. Nachdem endlich der Zustand der Bauten kostspielige Reparaturen erfordert hätte, wurde der Stab über die altersschwache Feste gebrochen; man entfernte aus den Gebäuden alles, was wegzunehmen war, das Balkenwerk der Dächer und Böden, Öfen, Thüren, Fenster, Schlösser u. s. w. und überließ die Ruine dem k. Forstärare (1838). — Nur einmal noch hallte kriegerisches Getöse durch den stillen Wald und die lauschigen Thäler, als Pioniere Sprengversuche am Halbmond anstellten und in denselben Bresche legten (1876). Ausrangierte Schiffe und Festungen verfallen dem gleichen Lose.

Diese Erinnerungen haben unsere Gedanken beschäftigt, während wir von Schnaittach aus auf einem Fußpfade durch Hopfengärten und Wald die Höhe gewinnen. Vor uns steigen die weißen Mauern der Basteien empor, übersponnen vom grünen Gewebe des Mooses und der Flechten, aber nicht, wie ehedem, über die Zugbrücken und am schildernden Posten der Thorwache vorbei nahen wir dem Innern der Feste, sondern wie die listigen Rotmäntler auf dem Kriegspfade schleichen wir, den zerbröckelten Halbmond bei Seite lassend, durch den Hauptgraben an die Poterne, um durch deren Gewölbe über herabgerollte Steine und verfallene Stufen einzudringen. „Vorsicht" hat uns eine Tafel des Forstamtes empfohlen, Vorsicht — aber nicht vor den grauen Knasterbärten der streitbaren Besatzung, sondern vor dem unsichern Mauerwerk, das vielfach mit Einsturz droht. Darum gehen wir an den gefährlichen Kasernen vorbei, deren Wände mit den verödeten Fensterhöhlen geisterhaft auf uns niederstarren wie einstmals die zerschossenen Gebäude in den Pariser Forts, und darum verzichten wir auf den Besuch der Kasematten, in denen es zwar nichts Besonderes zu sehen gibt, wohin aber doch die Neugierde lockt, weil an den Wänden noch der Name des einen oder andern ehemaligen Inhaftierten zu lesen sein soll, wie wenigstens unser Schnaittacher Führer versichert. Vielleicht findet sich manch' interessante Persönlichkeit darunter! Illuminaten wurden ja hier verwahrt und politische Gefangene in sicherem Gewahrsam gehalten, aber auch anrüchige Leute saßen hier, wie z. B. Graf Bettschart, und die Kabinetsjustiz hat manches Opfer hierher geliefert. Von solchen Schatten der Vergangenheit weg, wenden wir das Auge und lenken den Schritt hinüber an den Brustwehrkranz. Ein herrlicher Ausblick in weite Runde öffnet sich dort, über die waldigen Höhen grüßen die Türme und Gehöfte von mehr als 80 Ortschaften, Nürnbergs Kaiserburg, Türme und rauchende Schlote und die Türme vom betriebsamen Fürth und hochgelahrten Erlangen, die Ruinen von Wildenfels und Hohenstein und die zahllosen Kuppen und Gipfel des oberfränkischen und oberpfälzischen Berglandes. Unmittelbar zu deinen Füßen ragt ein hohes hölzernes Kreuz. Das hat ein wackerer Forstmann pietätvoll zum Gedächtnisse der Braven der einstigen Besatzung errichtet, die auf dem Friedhof dem letzten Appell entgegenschlummern! Dann denkst du wieder an alte Zeiten, in denen die Kartaunen auf den Wällen und unten in den feindlichen Batterien im Kampfe um die lebhaft umstrittene Grenzfeste krachten, und dann denkst du, daß die scheidenden Grenzpfähle niedergelegt und die einstigen Nachbarsfeinde gute Brüder geworden sind unter demselben glorreichen Scepter und du denkst daran, daß wir Feinde nur noch kennen fern an den Außenmarken des Reiches, wo mächtigere Bollwerke trutzen als das zerfallene und doch einst so feste Felsennest! — Doch Eines ist gleich geblieben: Die Treue und die Tapferkeit, welche die Enkel bewähren dort drüben, wo des Reiches Fahne flaggt nach Ost und West, die Enkel der Verteidiger von Rothenberg!

Eine Kirchweih in Franken.

Von Friedrich Lampert.

Schon zu unserer Großeltern Zeiten war „Kirchweih" das eigentliche Volksfest des fränkischen Landbewohners, wie sie es heute noch ist. Nur formeller, abgemessener nach Sitte und Brauch ging es früher zu. Unter der großen Dorflinde, deren Laubgerüst wie etagenweise aufgezogen war, wurde vom Vogt des Gutsherrn feierlich der „Kirchweihfrieden" verlesen und dann nach einer solennen Salve der „Schußknechte" der „Plan" aufgeführt, ein althergebrachter, in rhythmischer Würde einherschreitender Reigentanz, an dem nur unbescholtene junge Leute teilnehmen durften. Und damit eine Hauptperson nicht fehlte, „hoch zu Roß erhob sich die dräuende, gefürchtete Gestalt des „Bettelvogtes", welcher unter die Scharen der Landstreicher und Bettelleute rücksichtslos hineinritt, sie mit seiner großen Peitsche zu einer gewissen Ordnung zusammentrieb und dann durch den „Schulzen" die Verteilung der in der Gemeinde gesammelten reichlicheren Brotspenden vornehmen ließ, nach welcher aber sämtliches fahrendes Volk das Dorf räumen mußte. Wehe ihm, wenn es sich noch irgendwo finden ließ!

Von diesen alten Formen ist wenig mehr geblieben, nur das eine, daß auch heute noch jedes Herz im Dorfe aufjubelt, wenn die Kirchweih näher rückt. Das Wort hat noch immer seinen alten Zauberklang. Es ist etwas Ruhiges, Bedächtiges in unseren fränkischen Bauern, allein der Gedanke an die Kirchweih kann sein Blut rascher rollen lassen. Das ist ihm Volks- und Familienfest, die einzige Zeit im Jahre, wo er sich einmal ein paar Tage das Ausruhen gefallen läßt, ein wenig in seinem steten Schaffen und Arbeiten Stillstand gibt und sich seines Lebens freut. Die Kirchweihen fallen meist in die Spätherbstzeit, man kann also da feiern. Die Felder sind abgeerntet, auch die letzten Früchte heimgebracht, man kann dankbar auf die gefüllten Scheuern und Böden, die Resultate eines mühevollen Arbeitsjahres, sehen. Ist noch gar eine gute Weinernte gewesen, perlt der „Neue, der „Bremser," wie er fränkisch heißt, im Glase, dann ist's doppelt schön, kann man noch vergnügter Kirchweih halten. Wochenlang gehen die Zurüstungen voraus, d. h. die Hausfrauen sparen seit geraumer Zeit schon Milch und Eier, um ja recht viel zum Backen zu haben, denn Weißbrot, Käskuchen, an manchen

Orten die sogenannten „Küchlein" oder „Krapfen" müssen in Fülle vorhanden sein, kein Mangel darf gemerkt werden. Acht Tage lang wenigstens muß den Dienstboten das weiße Brot zugänglich im Tischkasten liegen; wehe dem kärglichen Haushalte, der es daran fehlen ließe! Auch das Geringste spart auf die Kirchweih und es müßte sehr arm sein, wenn es kein „Bäckert" Kirchweihbrot aufbringen könnte. Und wo es wirklich gar nicht möglich ist, da thut, wenn vielleicht sonst im ganzen Jahre nicht, so doch an der Kirchweih wenigstens die Mildthätigkeit ihre Hand auf und bringt für die notorisch Armen so viel Brot und Kuchen zusammen, daß auch sie in dem Stück fröhlich Kirchweih halten können. Wie in Rauchwolken gehüllt, erscheint das Dorf am Freitag vor dem Feste: in allen Häusern wird gebacken. In den Höfen der meisten sind aber Tags vorher Schmerzensschreie erklungen der unter dem Messer des Metzgers ihr Leben aushauchenden Schweine, damit Schinken und Würste zum frisch eingemachten Sauerkraut nicht fehlen. Dann wird am Samstag gescheuert und geputzt, gefegt und gewaschen, damit auch Diele und Tenne, Tisch und Bank blank und sauber sind. Die Garderobe wird nachgesehen und in Stand gesetzt, Schneider und Näherin haben alle Hände voll zu thun: selbst den kleinsten Kindern werden neue Kleider gefertigt; denn sie sollen auf den Armen der älteren Schwestern oder der Kindermägde paradieren und mit ihnen von einem Wirtshaus zum andern ziehen. — Endlich ist alles fertig, der Kirchweihsonntag ist da. Das ganze Dorf trägt ein festliches Gepräge. Der sonst nicht immer gar so saubere Hof ist aufgeräumt, Wagen und Pflug auf ein paar Tage hübsch beiseite gestellt, Hühner und Gänse sind eingesperrt, Gasse und Pflaster reinlich und ordentlich gekehrt. Der Bauer steht in frischen weißen Hemdärmeln, die Hände behaglich in die Taschen der blauen Sonntagshose gesteckt, unter der Hausthür und schaut vergnügt das Dorf hinab; aus dem Schlote eines jeden Hauses kräuselt eine leichte Rauchwolke empor; er tritt in das seine zurück, denn ein kräftigerer Geruch, als er ihn sonst gewohnt ist, sagt ihm, daß der Frühkaffee auf dem Tische steht. Da läuten die Kirchenglocken schon zum dritten Male. Er macht sich mit den Seinen auf zum Kirchgang. Die eigentliche Bedeutung des Tages, die Erinnerung an die Weihe seiner Kirche ist ihm heilig; er meint, die Orgel würde noch einmal so schön „geschlagen", wenn das schöne Kirchweihlied: „Kommet her, ihr Christen voller Freud'!" angestimmt wird, und bringt der Pfarrer etwas von der alten Zeit in seine Predigt hinein, wie es vordem gewesen, wie die Väter die Kirche gebaut haben und dann auch die folgenden Geschlechter nicht aufgehört, das Gotteshaus zu schmücken mit mancherlei Zier, dann horcht man andächtig auf Wort und Predigt. Der Gottesdienst ist aus, in langem Zuge kehrt die Gemeinde in ihre Häuser zurück, alles in vollem Sonntagsstaat, Frauen und Mädchen jedoch meist schwarz gekleidet, weil es Festtag ist. — Aber daheim wird der Festputz bis zum Nachmittagsgottesdienst ausgezogen; man ist vorsichtig und sparsam, man kann auch in Hemdärmeln und der Hausjacke zu Tische sitzen. Dieser ist heute reich bestellt: eine große Schüssel dampfender Nudelsuppe, Rindfleisch und Braten und vor allem das alte, urdeutsche Sauerkraut. —



Mittelfränkische Bäuerin in Sonntagstracht.
Originalzeichnung von R. Raudner.

Man bleibt nicht allein bei der Mahlzeit; es klopft an der Thür, der Bauer sagt „herein", aber er steht nicht gerade auf, um den eintretenden Besuch zu begrüßen; er freut sich desselben, aber er ist kein Freund von vielen Formen, der Gast kann selber ablegen und sich an den Tisch setzen, es ist ihm ja alles herzlich vergönnt. In dieser Beziehung sind die Kirchweihen Familienfeste: Eltern und Kinder, Geschwister und Verwandte, die sich das ganze Jahr lang nicht gesehen, an der Kirchweih besuchen sie sich; sie ist ihnen, da in Franken nicht wie in Oberbayern alle an einem Tage gefeiert werden, oft nur das einzige Band des persönlichen Sichbegegnens, die einzige Gelegenheit, bei der man sich sieht, von einander hört. Wir wissen, daß eine schon ganz fest abgemachte Heirat wieder auseinandergegangen ist, als die Mutter der Braut auf einmal herausbekam, daß die Kirchweih der neuen Heimat mit der der alten zusammenfiel, also ein Besuch zwischen Mutter und Tochter unmöglich war. Aber doch wird noch wenig gesprochen zwischen Gast und Gastherrn, desto besser jedoch gegessen und getrunken. Da ertönt außen Kinderjubel, man steht doch auf und öffnet das Fenster: helle Klänge ziehen die Straße herauf, der Musikwagen, der Leiterwagen nämlich, welchen der Wirt der von ihm bestellten Musik entgegengeschickt hat, hält mit fröhlichen Weisen seinen vergnüglichen Einzug. Aber noch dürfen diese nicht den Hauptton anschlagen, denn noch einmal rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst. Dieser ist fast noch besuchter als der am Morgen, denn die Gäste werden mit hineingenommen und auch die Frauen holen nach, was doch

die eine oder die andere in der Frühe wegen der Mittagsvorbereitungen versäumt hat.

Aber nun ist's Nachmittag geworden. Jetzt füllt sich die Dorfstraße: ein Zug junger Bursche, die Musik voran, zieht über den Marktplatz, sie haben die „Kirchweih ausgegraben", das Fest ist eröffnet. Aber es ist wenig nach außen sichtbar; man bleibt im Wirtshaus, beim Krug und Tanz. In zwei oder drei Zimmern spielt die auf diese verteilte Musik, sie sind nicht groß, bald ist alles gedrückt voll, aber der Bauer braucht wenig Raum, er kann sich auf dem engsten Plätzchen bewegen, sogar tanzen. Es ist unbegreiflich fast, wie sich die Paare in dem kleinen Kreise, der freigelassen ist, drehen können. Aber sie drehen sich doch, man tanzt hier so leidenschaftlich, wie nur in irgend einem Ballsaal der großen Welt. Der Nachmittag gehört noch fast ausschließlich der Jugend; aber am Abend kommen auch die Alten, Mann und Frau miteinander, welche sonst das ganze Jahr nicht zusammen ausgehen, tanzen auch wohl ein paarmal zusammen, aber meist sitzen sie hinter den großen Tischen und machen dem Wirt eine „Zeche," welche dieser aber nicht aufschreibt, sondern nach der Kirchweih ganz finanzkundig nach den Vermögensverhältnissen der einzelnen Gäste ausschlägt. Bier, Wein und Most wird reichlich konsumiert, gegen Morgen aus steinernen Maßkrügen Kaffee getrunken. Die Polizeistunde fürchtet man nicht, die Wächter des Gesetzes sind wohl da, allein sie sitzen auch mit am Tisch und wissen, den Bauern Bescheid zu thun, und lernen's auch glauben, daß dem Glücklichen keine Stunde schlägt.

Der zweite Kirchweihtag kommt, der Montag. In manchem Ort ist morgens wieder, meist gestifteter, Gottesdienst. Auch er wird zahlreich besucht, von seiten der Mädchenwelt, um die neuen Kleider sehen zu lassen, aber doch ist's da besser, wo er nicht besteht: es herrscht doch wenig Aufmerksamkeit, es gibt zu viele übernächtige Gesichter. Am Montag Nachmittag tritt die Kirchweih mehr in volkstümliche Sichtbarkeit. Die „jungen Bursche" spielen ihre Mädchen zusammen, d. h. sie ziehen mit den Musikanten von Haus zu Haus, wo sie ihre Tänzerinnen, und meist die, mit denen sie gerade „gehen", d. h. ein ernstliches Verhältnis haben, wissen — oft ein toller, lustiger Aufzug, etliche zu Pferde, andere in komische Masken gesteckt, allen voran der Mundschenk mit dem stets gefüllten Glase. Nun ist die Schar beisammen, der Zug geht zum Wirtshaus zurück, ein frisches, hübsches Bild: die schmucken Mädchen mit den frischen weißen Hemdärmeln oder der schwarzen knappen Sammtjacke und der reichen Bandhaube auf dem Kopfe, die Bursche mit den kurzen Jacken und den mit Silbermünzen geknöpften Westen und den jovial aufs Ohr gesetzten Pelzmützen. Der Abend bricht rasch an, aber mit der Nacht kommt auch erst die rechte Lustigkeit. Geht sie auch mitunter in hohen Wogen, thut auch der eine oder andere des Guten zu viel, im ganzen sind doch rohe Exzesse selten. Aber Geld, viel Geld geht darauf, weniger im Essen und Trinken, sondern der ist der „Nobelste" und Gefeiertste, der den Musikanten am meisten zu verdienen gibt, sich extra eins von ihnen aufspielen läßt, wenn einer von ihnen ein Liedlein, oft — darin glücklich epigrammatisch — ein Spott- und Trutzg'sätzle, improvisirt, und je mehr Beifall ihm von den Zuhörern wird, desto mehr Ein- und auch Dreimarkstücklein in die in tieferen Tönen akkompagnierende Baßgeige wirft. Das Singen ist immer der Hauptbestandteil der Kirchweihlust, und gar erst, wenn sich nun einer nach dem andern, dem doch endlich das Nachhausegehen an der Zeit erscheint, „heimspielen", d. h. von Musik und Freunden das Geleit bis an sein Haus geben läßt, wobei, wenn auch der Tag schon graut, die große Laterne nicht fehlen darf, welche dem Zuge vorausgetragen und in möglichst hohem Stande kunstvoll geschwungen werden muß.

Wohl gestatten die distriktspolizeilichen Vorschriften eigentlich nur zwei Kirchweihtage, aber man ist ja auch auf dem Dorfe fortgeschritten, modernisiert, man hat Gesang-, Schützen- und Veteranenvereine u. dgl.; irgend ein solcher bekommt schon noch die Erlaubnis zu einem geschlossenen „Ball", und so zieht denn z. B. im Heimatsort des Schreibers dieses am Dienstag früh ein großer Teil der streitbaren Bürger mit Gewehren, freilich der mannigfachsten Art, auf der Schulter, voran wieder die Musik und die liebe Schuljugend mit weiß-blauen Fahnen und allerlei hübschen, blinkenden Preisen von Blech, Zinn Kupfer u. s. w. hinaus auf die noch grüne Wiese am Dorf, und jeder schießt seine ihm als „Bürger" zustehenden drei Schüsse auf die Scheiben, so gut er eben kann, um am Abend entweder als Schützenkönig und Preisträger, oder im schlimmsten Fall wenigstens als Zechgenosse der Glücklicheren heimzukehren.

Doch auch dieser unwiderruflich letzte Tag mit seiner Nacht geht zu Ende. Es ist nun wieder für Jahresfrist aus und gar. Auch der letzte Ton der zwar mit schmetterndem Tusch zum Ort hinausfahrenden, aber sehr verkatert aussehenden Musik verklingt, trübselig schaut man ihr aus diesem oder jenem Fenster nach. Die Kirchweih ist wieder „begraben" und nur der hohe Baum mit dem im Winde flatternden Bänderkranz vor dem Wirtshause und das auch nach der Kirchweih noch etliche Zeit verbleibende dürre weiße Brot im Tischkasten ist für Wochen hinaus die letzte Erinnerung an sie.

Poetische Wandelbilder aus Bayern.

Von Karl Zettel.

Auf der Regensburger alten Brücke.

Wie für die Gestorbenen die Vergessenheit eine zweite, ich möchte sagen, eiserne Umsargung ist, so ruht auch die Geschichte mehrenteils von diesem Sarge umschlossen, und nur zeitenweise wird er mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Schauer geöffnet. — Die alte Steinbrücke der Donaustadt! — Ist das ein Hasten und Rennen, ein Drängen und Stoßen des raschlebigen Geschlechtes über diesen Brückenbögen! Wie wenige mögen es sein, wie wenige von den Tausenden und Tausenden, die über dieselbe wandeln und auch nur einmal einen flüchtig streifenden Blick über die ehrwürdige Vergangenheit dieser Brücke gleiten lassen! Und doch wäre es wahrlich kein armes Bild.

Seit langen Zeiten schon hat die sorgliche Mutter Natur in stiller unablässiger Emsigkeit die klaffenden Fugen der

Innenseite mit rötlichgelbem Moose ausgefüllt; der weißblütige Ligusterstrauch und das duftige Ruchgras umwallt, ein freundlich grünes Kleid, mit eiserndem Schutze die massigen Pfeiler. Das war nicht immer so. In dämmergrauer Vorzeit, so hören wir die dunkle Göttin Saga flüstern, ruhte eine friedlich deutsche Siedelung in Germansheim, dem heutigen Stadtamhof; sanfter und reicher Segen goß sich aus über ihre Fruchtgebreite, Wiesen und Wälder. Da dröhnte der herrische Schritt der römischen Kohorte der Kanathener, und um den Frieden war's gethan. Später legte die zähe Vorsicht der Welteroberer am rechten Stromufer ein Schanzlager „castra regina“ als vorgeschobene Kriegswache an, und Regensburg ward eine römische Militärstadt. Als von der Prätur das weiße Vexillum flatterte, war wohl das ruhige Heim der germanischen Sassen bereits zerstört. Ob nun in jenen grauen Tagen eine Bock- oder Pfahlbrücke die beiden Ufer verbunden hat, wer weiß es?

Des römischen Adlers Gier verlechzte, mählich waren seine stolzen Fittiche gebrochen — und er sank endlich in Blut und Staub. Zwei Jahrhunderte hindurch prangte Reganesburc als der glänzende und waffenfrohe Fürstensitz der baiwarischen Stammesherzoge. In dieser Zeit nun wurde der ruhelose Handel zwischen dem wachsenden Frankenreiche und dem üppigen Byzanz vermittelt. Welches vielgestaltige Leben mag sich auf der Brücke und um sie herum entwickelt haben! Aber erst der gewaltige Träger der Weltkrone, Karl, der die rührige Donaustadt zu einem Hauptstapelplatz bestimmt hatte, ließ erwiesenermaßen 792 eine Schiffbrücke erbauen. Die jetzige Brücke mit den 16 Bogen spannte 1135 der Brückenmeister Herbod über den rauschenden Bug des Stroms. Vom 12. Jahrhundert bis auf diese Stunde — eine lange, lange Zeile von Jahren! Die alten niederen Brüstungen sind in jüngerer Zeit durch neue ersetzt worden. Wie oft hat der Föhn seine tosende Kraft in den Strom geworfen, und mächtige Eisschollen donnerten um die Pfeiler und türmten in unbezähmter Wucht ihre krystallene Last auf! Wie mag sie erdröhnt haben, als unter der Führung des sieggewaltigen Rotbart von Regensburg aus die dritte große Kreuzheerfahrt unternommen ward, und das reisige Volk auf beiden Uferseiten in dichtgedrängten Haufen um die Lagerfeuer sich scharte! Welch farbenüppiges Bild mag die Brücke geboten haben, als 1284 der größere Teil der deutschen Reichsritterschaft zu glänzendem Turnei und Kurzweil in Regensburg sich zusammengefunden hatte! Wie mag es festlich gewogt haben auf derselben, als Herzog Albrecht IV. von München sein prunkendes Beilager hielt mit Kunigunden, der erhabenen Kaisertochter!

Aber es rollten auch rasselnde Kriegskarren und tötende Geschütze, deren Räderspeichen von Menschenblut gerötet waren, über den alten Brückenbug. Wer dächte nicht an das nachbarliche Stadtamhof und das drohende Schicksal, dem Erdboden gleichgemacht zu werden, als Bernhard von Weimar im kriegerischen Zorne 1633 die Stadt nahm. Wer vergäße das herbe Kriegsgeschick am Anfange unseres Jahrhunderts, wo die alte Steinbrücke tausende von Kriegern aus allen Teilen des europäischen Kontinents trug! Wird wohl nimmer die lichte Zeit kommen, in welcher ein geläutertes Menschentum der kriegerischen und immer raffinierteren Vernichtungswut die allmächtigen Schranken der Liebe entgegenstellen kann? — „Lacht den Schwärmer aus mit seiner albernen Frage! Die Leidenschaften der Menschen wie der Völker bleiben dieselben.“ Nun ja, aber dann kein Wort mehr vom sittlichen „Fortschritt der Menschheit“, dieser Phrase, dieser schalen Lüge, dieser lächerlichen Tirade.

Während ich mich in solchen „nichtsnutzigen“ Gedanken ergehe, klirrt das Brückenpflaster vom Gleichschritt eines Zuges Infanterie, die eben zur Militärschwimmschule geführt wird. Lüstern schielen die derben Söhne des bayerischen Mars nach einem hochbeladenen Bierwagen, der eben unter den Augen Heinrichs des Finklers das Brückenthor durchrasselt hat. In früheren Tagen unterbrachen zwei weitere Türme die Einförmigkeit der Brücke in malerischer Weise. Die wettertrotzigen Kumpane mußten leider dem Nützlichkeitsprinzip fallen. Den graugrünen Alten aber, der seine Brüder überlebt hat, aus dem Wege zu schaffen, bleibt wohl der flachköpfigen und hirnleeren Nivellierungswut unserer Zeit vorbehalten. Von den Wahrzeichen der Brücke sieht man noch eine Eidechse, vielleicht mit Bezug auf jenen warmen Sommer, welcher, weil das Wasser nahezu versiegt war, den Bau der Brücke ermöglichte, ferner einen Hund, möglicherweise auch löwenartiges Tier, ein beginnendes Hahnenduell, wohl verschiedene Zollstreitigkeiten andeutend, und schließlich das Brückenmännchen, welches, dem alten in der Ulrichskirche sich befindlichen nachgebildet, auf einem zierlichen Säulenknauf rittlings sitzend und nach dem Dome emporschauend, dargestellt ist; es soll dadurch die Sage verewigt sein, nach welcher der Baumeister der Brücke mit dem des Domes eine Wette einging, wer eher mit dem ihm aufgetragenen Werke zu Ende käme. Überaus lohnend ist der Ausblick nach dem östlichen Stromthal. Wenn die gelben Kalksteinwandlungen des Keilbergs vom sprühenden Sommerfeuer erröten, in der Ferne aber wie ein düsterer Traum auf föhrenumrauschtem Bergkegel die verwitterten Burgreste von Stauf emporsteigen, hinter welchen das riesige Quaderngefüge der deutschen Walhalla sich birgt, so gleitet das Auge nur allmählich weg, um auf dem blaugrauen Duft der den Gesichtskreis einschließenden bayerischen Waldberge zu ruhen.

Kurz nachdem der Strom seine brausenden Wasserwalzen durch die „neue Brücke“ gerollt hat, spiegelt er die auf der vormaligen Ostbastei erbaute königliche Villa, die trotz des herrlichen Ausblickes, den sie gewährt, in fast unbeachteter Einsamkeit vertrauert. Selten öffnen sich die Thore, um einen Wittelsbachersprossen aufzunehmen; selten weht die königliche Hausflagge vom hohen Zinnenkranz. Max II. nahm mehrmals seine Herberge unter diesem Dache, wobei er seinen Aufenthalt benutzte, um stärkende Donaubäder zu nehmen.

Im Jahre des unseligen deutschen Bruderkrieges trug die sächsische Königin ihren reichen Kummer in die fürstlichen Kemenaten der Regensburger Villa. Übrigens hat dieses Schloß das wenig beneidenswerte Schicksal, nicht zu mißfallen, aber auch niemand so recht zu gefallen. Als Nachbildung zu willkürlich, als Originalschöpfung zu wenig eigenkräftig, lustig emporstrebend gedacht, zu massig in der Ausführung, befriedigt der Bau trotz einzelner edler Konstruktionen im ganzen nicht. Durch diese Räume weht nicht der bezaubernde Geist holder Romantik, sondern der gähnende Unhold trübseliger Langweile brütet über den Mauern. Oder täusche ich mich? — Einen heitern Anblick gewährt die untere Flußinsel mit der Dampfschiffwerfte und einer artigen Häuserzeile, wo fast jede Heimstätte mit einem sorglich gepflegten Hausgärtchen

umfriedet ist. Nach der westlichen Seite findet der Blick eine engere Begrenzung. Mühlwerke, Fischer- und Badehäuschen säumen den östlichen Ausläufer des „oberen Wörth“, dessen westlicher Teil 100jährige Baumriesen nährt, die noch immer voll kräftigen Trotzes ihr schwarzknorriges Geäste in die flimmernden Luftwellen tauchen. Auch an lebensvollen Staffagen fehlt es nicht. Eben zieht am rechten Uferdamm stromaufwärts ein Zehngespann von kleinen aber derbknochigen Pferden ein gewaltiges Holzschiff, nicht zur sonderlichen Freude der Fischer, welche, mit Flug- und Grundangeln bewaffnet, den schuppigen Weißlingen der Flut auflauern und nur sehr ungern sich stören lassen, so daß zwischen diesen und den Strandreitern nicht selten ein prasselnder Dialog sich ergibt, der an präziser Fassung der Gedanken und Deutlichkeit der Diktion nichts zu wünschen übrig läßt! — Wenden wir nun das Auge nordwärts! Hier wird das Thal von einer freundlichen Höhe beherrscht, dem Osterberg, welcher von einer friedlich schimmernden Kapelle, die von dunkelschattenden Bäumen umwacht ist, gar anmutig gekrönt wird. Von diesem Berge warfen die Österreicher 1809, um den Rückzug zu decken, in tausenden von Granaten glühenden Tod und flammendes Verderben in die Vorstadt. Nordwestlich blickt auf stolzem Bergrücken die „Seidenplantage“, zeitenweise ziemlich besuchtes Kaffeehaus. Bei dieser Gelegenheit sei des Verschönerungsvereins und seines vielrührigen Ausschusses gedacht, der sich die hochverdienstliche Aufgabe gestellt hat, die nächste Umgebung der altehrwürdigen Schlüsselstadt, insbesondere aber diese Höhen in staunenswerter Schnelligkeit mit Alleen, Anlagen, zierlichen Wegen, Rastbänken ꝛc. zu versehen und zu schmücken. Noch weiter nordwestlich ziehen sich die Winzerhöhen hin, in alter Zeit mit Rebstöcken prangend, deren Trauben, an der gütigen Herbstsonne gekocht, ganz genießbaren Wein spendeten. Einen dankbaren Becher den Manen der alten Winzer! —

Solche Bilder malen sich dir, achtsamer Leser, auf der Regensburger alten Brücke, solche Gedanken drängen sich auf, solche Betrachtungen spinnen sich mit leisen goldenen Fäden daran. — Das alles zu sehen, wenn die Sonne ihr flammendes Siegel dem Strome aufprägt und dieser das blitzende Lichtgeschmeide auf tausend zitternden Wogen umherwirft, indessen die alten Streittürme in finsterem Stolze über die Häuser hinausragen, ist ein erhebender Genuß.

Kleine Mitteilungen.

Temperamentsfische. Nichts Neues unter der Sonne, die Geschichte liefert unzählige Male in kleinen wie in großen Dingen den Beweis hierfür. Unter den spaßhaften Erscheinungen des Marktes für Spielereien kleiner und großer Kinder trat vor etwas mehr als eines Jahres Frist, von England importiert, der sogenannte „Temperamentsfisch“ auf, ein aus Gelatinepapier geschnittenes Fischchen, welches, auf die Handfläche gelegt, allerlei drollige Krümmungen und Verzerrungen verübte, aus deren Eigenart auf das Gemüt des betreffenden Individuums geschlossen werden könne. Patente aller Länder schützten den Juxartikel vor Nachahmung. Der englische Erfinder hat ein Ding verwertet, an welchem man sich bereits vor 100 Jahren ergötzte. Wir lesen in der „Augsburger Postzeitung“ vom 8. Januar 1791 folgende Annonce: Bei Johann Georg März auf dem Perlach sind zu haben: Chyromantische Temperamentenblätter, Sympathet, Antipathetesie. Dieses Blatt zeigt, je nachdem es auf die Hand gelegt wird, sogleich das Temperament sowohl bei Mannspersonen als bei Frauenzimmern. Wer sanguinisch ist, kann es nicht auf der Hand erhalten; beim Colericus bleibt es zwar auf der Hand, wühlt sich aber stets herum; beim Phlegmaticus legt es sich in einen halben Circelbogen; beim Melancholicus bleibt es ganz unbeweglich und gerade liegen. Dieser verschiedenen Wirkungen wegen wird es auch Temperamentenmesser genannt. Die Blätter mit dem gedruckten Zettel kosten 18 Kreuzer. — Das 19. Jahrhundert begnügte sich mit 20 Pfennigen.

Ein wilder Streit tobte vor 100 Jahren um das Wörtchen „Wir“ beim deutschen Reichstage zu Regensburg. Die altfürstlichen Häuser bestritten den Reichsgrafen und Reichsprälaten das Prädikat „Wir“ bei Ausstellung öffentlicher Urkunden und Vollmachten, obwohl dieselben in Sachen, die sie mit ihren Unterthanen zu thun hatten, sich dieses Prädikates längst bedienten. Endlich entschied ein kaiserlicher Erlaß vom 22. Februar an den Reichshofrat, welcher das bedrohte Wörtchen schützte, und verbot, Aktenstücke zurückzuweisen, in denen dasselbe gebraucht sei.

Der Kampf gegen den Hausbettel beschäftigte vor 100 Jahren die Gemeinden im gleichen Maße wie in der Gegenwart. Sehr radikale Mittel versuchte der Magistrat der damaligen reichsunmittelbaren Stadt Kaufbeuren. Er wollte die Abschaffung des Bettels durch Errichtung einer Spinnanstalt erzwingen, in welcher die Vaganten eingesperrt und zur Arbeit angehalten werden sollten. Wer Almosen reichte, mußte für jeden Heller einen Gulden Strafe zahlen.

Eine verschollene Erfindung. Im Jahre 1790 schenkte ein Bauer aus Straubing dem Kurfürsten einen von seiner eigenen Hand verfertigten und von sich selbst fahrenden Schlitten, auf welchem zwei Personen Platz fanden. Leider mangeln nähere Berichte über den Mechanismus. Es gab zu jener Zeit gar viele kluge, findige Köpfe; so wollte der Augsburger Friedrich Heinle einen Schiffsmechanismus erfunden haben, von dem er sich eine vollständige Umwälzung der damaligen Marine versprach. Das Modell eines solchen Schiffes war in seiner Waschküche zu sehen. Segel und Masten wurden durch den Mechanismus überflüssig; die Schiffsbewegung wurde von Wind und Wellen unabhängig; Heinle teilte das Schicksal der meisten Erfinder, unbeachtet zu bleiben.

Neujahrsschießen. Am 11. Dezember 1674 wurde in Burghausen unter Trommelschlag ein kurfürstlicher Befehl ausgerufen, daß künftig in den heiligen Zeiten, als Thomas-, Weihnachts-, Neujahrs- und hl. Dreikönigabend nicht mehr geschossen werden dürfe. Am 31. Dezember 1717 bestätigte Max Emanuel die frühere Verfügung der Regierung in Abschaffung des „Schießens und Plenkelns aus den Häusern in den hl. Nächten“ und dehnte solches auch auf die unter dem Regierungsschutz befindlichen Personen, d. h. auf die Regierungsbeamten und deren Angehörige aus, wobei aber dem Burghauser Militär das gewöhnliche Neujahrsschießen bewilligt blieb.

W. A.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Von der Saale zur Loire. (1796—1870.)

Erzählung von Alb. Schultheiß.

(Schluß).

Dann schloß sie das Buch und blickte sinnend vor sich nieder, bis sie in leichtem Plauderton wiederum begann: „Wissen Sie schon, Monsieur Adolf, daß Ihr Name mir längst schon vertraut war, noch ehe mir vergönnt war, Sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Und wissen Sie, wie?“ — Der Angeredete blickte mit dem Ausdruck lebhafter Spannung hinüber zur jungen Dame, die dann munter fortfuhr: „Nun, ich will Ihre Neugierde nicht allzulange auf die Folter spannen. Meine Urgroßmutter verlebte als Mädchen einige Jahre in Deutschland und weilte längere Zeit in der Rhön, so heißt die Provinz, bevor sie mit ihrer Tante nach England flüchtete. Während der ganzen Zeit des Exils führten die Damen ein Tagebuch, welches sich erhalten hat. Die ziemlich ausführlichen Eintragungen geben ein getreues Bild aus jenen schweren Zeiten. Freilich, schlimmer sind sie kaum gewesen, als die jetzigen, aber wie damals, so wird es auch diesmal vorübergehen.“

Die junge Dame sagte es mit einem tiefen Seufzer, aber sie faßte sich rasch und blickte heiter wie vordem zu ihrem Gast auf, der dann entgegnete:

„So bietet also dieses Manuskript wertvolle Beiträge zur Geschichte des Zeitalters der großen Revolution?“

„Aha, ich höre den Gelehrten, den Historiker, der auf eine seltene Quellenschrift fahndet. Gut, Sie sollen sie haben, Monsieur Adolf. Ich werde Papa bitten, daß er Ihnen das Tagebuch aushändige. Er ist das Muster eines gütigen Papas. Meine Wünsche sind ihm insgesamt Befehle. Zudem könnte diese teure Reliquie sicher in keine besseren Hände kommen, als in die Ihren.“

„Ich gestehe, daß ein solches Anerbieten viel des Verlockenden für mich hätte, aber ich darf dieses unschätzbare Geschenk nicht annehmen.“

„Sie dürfen nicht, und warum nicht? Wollen Sie refusieren, sogar, wenn ich Sie bitte, anzunehmen?“

Ein warmer Blick aus den tiefen, dunkeln Augen der jungen Dame begleitete diese Worte.

„Gut,“ sagte der Professor nach einem Moment der Überlegung, „ich nehme mit herzlichstem Danke Ihre großmütige Gabe an, wenn Sie mir gestatten, Ihnen ein Gegengeschenk machen zu dürfen? Hier dieses Medaillon,“ fuhr er fort, mit leichtem Griff den Gegenstand aus dem Busen ziehend. „Von Ihrer Urgroßmutter meinem Ahnen, von dem ja in jenem Tagebuch die Rede sein soll, gegeben, hat sich das Stück in unserer Familie erhalten und mich selber auf dem ganzen Wege vom Vaterhause bis hierher begleitet. Ja, ich kann sagen, daß es mir ein Talisman gewesen, der mir das Leben gerettet. Und so lege ich es denn in Ihre Hand, Claire. Möge es Ihnen Glück bringen, wie es mich beschützte in dem Schlachtgewühl. Wie, Claire, Sie weigern sich, es anzunehmen? Sie weinen? Was blicken Sie so traurig und doch so hoheitsvoll, wie ich Sie noch nie gesehen, jetzt zu mir auf? Ich wollte Sie nicht kränken, nein, gewiß nicht. Aber, so seien Sie doch wieder lieb und gut. Ich, ich — — Ach!“ rief dann der junge Mann mit schmerzerfüllter Stimme aus, „ich kann ja nicht mehr lange hier verweilen, nun, nachdem ich fast gesundet. Es muß ja geschieden sein. Ich darf Dir ja nicht sagen, daß ich Dich liebe mehr als mein Leben“ — —

„Du darfst es sagen,“ jubelte jetzt das Mädchen auf

„Du darfst es sagen. O, sage mir noch einmal, daß Du mich liebst, habe doch ich Dich geliebt, als ich Dich gesehen zum ersten Male. Ja, staune, wo dies gewesen, es war vorletzten Sommer in Paris. Dein Weg zur Sorbonne und zur Bibliothek führte Dich jeden Morgen an unserem Hotel vorüber, Dein hoher Gang, Deine stattliche Gestalt erregten meine Aufmerksamkeit, meine Bewunderung. Ach, ich war von jeher eine schlechte Patriotin, denn ich vermochte es nicht, diese Deutschen zu hassen, wie er gethan, den sie mir eine Zeitlang zum künftigen Gemahl bestimmten. Still," fuhr sie dann fort mit wachsender Leidenschaft, als sie wahrnahm, daß der Geliebte leise Bedenken zu äußern sich anschicken wollte, „still mein treues Herz, laß mich für alles sorgen. Dir soll es nicht ergehen, wie es dem ritterlichen Bertrand ergangen mit seiner Dame. Auch ich wollte alles, alles missen, wenn je es geschehen könnte, daß

Klingen süß mir andere Worte
Als die Deinigen allein,
Wohnt mein Glück an anderm Orte
Als in Deinem Sonnenschein.

„Noch in dieser Stunde spreche ich mit meinem Papa. Er wird seinen besten Segen unserm Herzensbündnis geben. Aber, jetzt laß Dich nur erst 'mal ordentlich abküssen, Herzallerliebster, oder, ist es denn bei euch in Deutschland nicht auch Sitte, daß die Braut ihren Bräutigam küßt, um welchen sie so lange hat werben müssen?"

* * *

Den Liebenden schwanden die Tage wie im Fluge dahin. Dem Professor und Secondlieutenant Adolf Endres war, da er ja doch unmöglich mehr Dienst thun konnte, Urlaub auf unbestimmte Zeit erteilt worden. Längst hatte der General und mit ihm der Stab samt der Kanzlei, welcher der biedere Fritz Greiner angehörte, das Schloß verlassen, dagegen waren deutsche Wachen ringsum postiert, denn Orleans sollte samt Umgebung bis zum Friedensschluß nunmehr in festem Besitz gehalten bleiben.

Die Verlobung der Chatelaine mit dem fremden Offizier war zum nicht geringen Staunen der zahlreichen Dienerschaft zur unumstößlichen Thatsache geworden und es sollte die Feier dieses wichtigen Ereignisses zu Weihnachten in engstem Kreise begangen werden. Doch harrten die Verlobten lange und umsonst auf den versprochenen Besuch des Hauptmanns Heinrich. Statt seiner kam am Heiligen Abend ein längerer Brief, in welchem es hieß:

„Gott allein weiß, wie kindisch ich mich gefreut, das schöne Weihnachtsfest auf deutsche Art in eurer Mitte verleben zu dürfen. Es hat nicht sollen sein. Heute morgens hat uns der Generalstabschef verkündigen lassen, daß auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Preußen das 1. bayerische Armeecorps unverzüglich wieder unter das Kommando der 3. Armee zu treten und nach Norden abzumarschieren hat, um der Zernierungsarmee von Paris einverleibt zu werden. — Übereinstimmend wird die Lage der Hauptstadt als höchst verzweifelt geschildert, die Übergabe jeden Tag erwartet. Dem Falle von Paris würde der Friedensschluß auf dem Fuße folgen.

Und noch eine Nachricht, die ich aus dem Munde des Generals selbst, unseres tapferen Heerführers, des Ritters sonder Furcht und Tadel, Von der Tann geheißen, erfahren habe. Er hat sich erfüllt, unser kühner Traum, nicht umsonst haben wir auf zahllosen Schlachtfeldern geblutet, uns ist ein hoher Siegespreis zugefallen: Kaiser und Reich. Höret denn: Unser hochherziger idealer Herrscher, Se. Majestät der König Ludwig II. hat in jugendlicher Begeisterung an den preußischen König in Versailles einen Brief gerichtet, worin er demselben meldete, er habe sich mit den übrigen deutschen Fürsten verständigt, daß die Ausübung der Präsidialrechte über alle deutsche Staaten mit Führung des Titels eines Deutschen Kaisers verbunden werde, und Se. Majestät König Wilhelm, der erhabene Siegesfürst, hat denn auch vor acht Tagen eine Deputation des Norddeutschen Reichstages empfangen und in feierlicher Audienz erklärt, daß er die deutsche Kaiserwürde, die ihm das deutsche Volk und die Fürsten dargeboten, annehme. ‚Wolle Gott,' schloß der Kaiser dann mit bewegter Stimme, Uns und Unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Jetzt ließ Professor Endres das Blatt, aus welchem er mit erhobener Stimme vorgelesen, sinken, und sein herziges Bräutchen umfassend, sagte er in gerührtem Tone zum Baron:

„Hast Du gehört und recht verstanden, lieber Papa? Hier ist es keine leere Phrase, nein, zu voller Wahrheit soll es werden: Der Friede sei das Kaiserreich, und wie unsere Herzen sich gefunden auf dem langen Wege von der Saale zur Loire in diesen Tagen schlimmer Bedrängnis, so sollen auch die beiden mächtigen Nachbarnationen sich achten, verstehen und lieben lernen, wenn dieser grimme Streit endlich einmal ausgefochten. Jetzt aber vergönnt mir, daß ich aus vollem, treuem Bayernherzen bei unserm Mahle einen Spruch ausbringe auf den Mann, von dem die Geschichte noch in den spätesten Zeiten sprechen wird. Auch Du, Claire, und Du, Papa, ihr sollt mit mir einstimmen: Ludwig, der Deutsche, König von Bayern, jener hochherzig ideale Fürst, er lebe hoch, hoch, hoch."

Schloß Banz.

Von G. v. Bemming.

Aus Norden kommend, von den dunk'len Höhen
Des rauhen Oberlandes führt der Weg mich
Nach Lichtenfels, wo sich des Maines Ufer
Zu weiter, reicher, sonn'ger Ebne öffnen.
Auf stolzer Höhe, wundervoll umgrünet
Vom üpp'gen Laubwerk königlicher Buchen,
Grüßt mich des altberühmten Klosters Banz
Vornehmer Bau, jetzt fürstlicher Besitz
Von uns'rer Wittelsbacher Herzogs-Linie,
Karl Theodor, dem Erben zugehörig,
Dem königlichen, edlen, treuen Arzte,
Gleich hochgesegnet, als er hochberühmt.
Ich lass' mich locken von dem schönen Bilde,
Entrinn' des heißen Wagens Dampfgetriebe
Und klimm' den kühlen Waldespfad hinan.

* * *

Ich trete durch die äuß're Eingangspforte,
Geschmückt mit üpp'gen, reichskulpierten Wappen,
Darin der stolzen Äbte stolze Zeichen
Friedsam den Wittelsbacher Rauten wichen.
Es faßt mein Blick erfreut des Schloßhofs Weite,*)
Die breite Auffahrt, schön gehau'ne Treppen
Und froh erwartend schreit' ich durch die Gänge,
Die hochgewölbten. Wie doch hier so seltsam
Mein Fußtritt hallt durch klösterliche Stille!
Ich stehe lauschend still; mir ist, als müsse
Die Thür sich öffnen und im dunklen Kleide
Ein Mönch jetzt langsam durch die Hallen wandeln.

Ich trete in des Schlosses prächt'gen Saalbau,
Deß' reicher Decke schöne Freskobilder
Die Sagen melden, welche dieser Stätte
Altheimisch, treu vom Pinsel festgehalten,
Erlauchten Hauses längst geschied'ne Glieder.
Ich komme weiter zu den lichten Räumen
Die Herzog Wilhelm sich und der Gemahlin
Zu schönem Heim geschaffen und darinnen
Sieb'n der Dezennien scheinen still zu steh'n.
Jetzt noch, wie damals, nur verblich die Seide,
Steh'n rings die Sessel, faltet sich der Vorhang —
Nichts fehlet mehr, als daß das holde Frau'nbild
Dort in dem Rahm', die Herzogin Marianne,
Rotgold'ne Löckchen aus der Stirne streichend,
Herniederstiege und den Stuhl am Fenster
Wie einst besetze, mit den schlanken Händen
Die fleiß'ge Nadel kunstreich wieder führe,
Die all' die Stickereien ringsum schuf.
Und weiter wandle ich durch reiche Schätze,
Die Herzog Max sich einst von weiter Reise,
Im fernen Oriente heimgebracht. —
Manch' selt'ne Dinge, Porzellan und Waffen
Und einer Mumie grausig stilles Antlitz.
Dann weiter geht's, wo uns versteinte Pflanzen,
Versteinte Tiere, seltsame Gebilde,
Wo uns der Vorwelt grauf'ge Ungeheuer,
Versteinte Reste ries'ger Meeresdrachen
Gar eine wundersame Mär' erzählen
Von einer Zeit, da rings noch Fluten wogten,
Von einer Zeit, die vor der unsern war.
Mir schaudert's leis' und raschen Schrittes tret' ich
Auf die Terrasse in den hellen Tag.
Ah, welch ein Ausblick! Sei gegrüßt mein Franken
Du sonnenvolles, reichgesegnet Land!
Wie lachst du hold hier! Lebensvoll und heiter
Blüht rings im Thale, anmutsvoll gebreitet,
Die weite, reiche, wohlbebaute Ebne,
Lieblich durchflossen von dem frohen Maine,
In wundersamer, launenhafter Windung
Dahin sich schlängelnd durch die frischen Wiesen,
Vorbei an schmucken Städtchen, reichen Dörfern,
Am üpp'gen Segen goldgereifter Saaten.
Wie schweift der Blick so weit durch deutsche Lande —
Von Coburg dort und von den blauen Höhen
Des schönen Thüringens hin zu den Häuptern
Des Fichtelberger Waldes, nah' dann wieder
Zur stolzen Wallfahrtskirche Vierzehnheil'gen,
Zum Staffelberg mit kühner Felsenmauer,
Mit trautem Kirchlein und Einsiedlerhäuschen.
Er schweifet hin zu den verzieh'nden Höhen
Des fränk'schen Jura, ruht auf Bambergs Hügeln
Und sieht begrenzt sich erst vom Steigerwalde.
Du schönes Stück vom schönen deutschen Land!
Klar strahlt der blaue Himmel über Dir,
Hell gießt die Sonne ihre gold'nen Strahlen
Und voll, fast wie Musik, hallt durch die Lüfte
Das Glockenläuten von des Schlosses Kirche.
Ich trete ein und seh' ein pomphaft Bauwerk
Des vorigen Jahrhunderts, ausgeschmücket
Mit reicher Zier an Gold und Malerei.
Von den Altären starren her gar seltsam
Aus ihrer Särge gläserner Umschließung
Sankt Benedikts, Sankt Friederichs Gebeine,
Bekleidet noch mit goldgestickten Mänteln,
Nicht wie der Träger Leiber, schon zernichtet.
Ein banger Anblick irdischen Vergehens!
Mich drängt's hinaus, kaum acht' ich noch der Schätze,
Die mir mein Führer zeigt; die Meßgewänder,
Die alte Arbeit eines Klosterbruders,
Chorstühle schmückend, reich mit zieren Bildchen,
Gefügt aus Elfenbein und Perlenmutter.
Mich drängt's hinaus zum Schloßhof, ich durchwandle
Die wundervolle, weitgestreckte Waldung,
Die rings den Banzberg, deckt in grünem Dämmer,
Aus stolzen Buchen, königlichen Tannen,
Aus mächt'gen Eichen Domeshallen wölbend.
Wie schön auch hier! Ja, da ich dann am Fenster,
Bevor ich mich zur Ruh' begab, die Sonne
Am dunklen Wald sah flammend niedersteigen,
Den Sternenhimmel sah in weitem Bogen
Groß, hoch und still ob all der Anmut stehen, —
Da dacht' ich mir: Fürwahr, Ihr klugen Brüder
Sankt Benedikts, die Ihr allzeit gewählet
Die schönsten Höh'n des Land's für Eure Klöster,
Gern wollte ich von Herzen mit Euch sprechen:
„Hier ist es gut sein, laßt uns Hütten bauen!"
Am andern Morgen, 's war noch früh am Tage,
Da lockt' mich's wieder hin zu der Terrasse,
Die jedem, der sie einmal hat betreten,
Ins Herz sich stiehlt mit ihrer heitern Anmut.
Doch was ist das? Verschwunden ist die Landschaft;
Ein Meer von grauen Nebeln liegt darüber.

*) Schloß Banz, unweit Bamberg am rechten Mainufer gelegen, war zu Zeiten der Gauverfassung der Sitz der Grafen des Banzgaues. 1058 wandelte Gräfin Alberada es, nach dem Tode ihres Gemahls, in ein Benediktinerkloster um, 1525 wurde es im Bauernkriege niedergebrannt. Es erstand aber unter dem Abte Alexander v. Rotenhan (1529), welcher der erste war, der auch Bürgerliche aufnahm, rasch wieder und that sich in Gelehrsamkeit und in Pflege der Wissenschaften sehr hervor. Unter dem Abte de la Bourde (1664) erreichte es hohen Ruhm, der sich unter dem letzten Abte Demerlein (1800) zu seinem hellsten Glanze entfaltete. 1803 wurde Banz durch die Säkularisation bayerischer Besitz. 1814 kaufte es Herzog Wilhelm von Bayern, angezogen durch die entzückende Lage und schuf es zu einer prächtigen Residenz um. Er bewohnte dieselbe bis 1834, wo er sie seinem Enkel, Herzog Max, übergab, nach dessen Tode der ganze Besitz an Herzog Karl Theodor kam. Bis hierher war in der prachtvollen Kirche auch die Ruhestätte der herzoglichen Toten (darunter auch Marschall Berthier) gewesen, welche aber dann nach Tegernsee übergeführt wurden, da die herzogliche Familie es nicht zu behalten, sondern wieder zu veräußern gewillt war.

Ihre jetzige Gestalt im allgemeinen verdanken die wahrhaft fürstlichen, sehr weitläufigen Gebäulichkeiten dem Baumeister Dienzenhofer Ende des vorigen Jahrhunderts.

Unter den verschiedenen Sehenswürdigkeiten des Schlosses, worunter auch mancherlei Erinnerungen an den einst mit sangesfroher Begeisterung hier weilenden Dichter Viktor Scheffel zu rechnen sind, ist die hochberühmte Petrefaktensammlung die bedeutendste. Dieselbe wurde von 1829 an von Pfarrer Geyer, Pfarrer Murk und dem herzoglichen Sekretär Theodori (dem Schöpfer des beigegebenen Bildchens) aufgestellt. Sie enthält ausschließlich solche Versteinerungen, welche in der Keuper- und Liasformation der Umgegend aufgefunden wurden. Vorzüglich bedeutsam sind die aus der Zeit der Saurier (meeresbewohnende Rieseneidechsen-Krokodile). Unter diesen Skelettresten vorweltlicher Ungeheuer gebührt dem über 2 m langen Kopf eines Ichthyosaurus (Fischeidechse), des größten aller Museen Europas, der erste Rang. Die Gesamtlänge des Tieres wird nach den anderen vorgefundenen Teilen (Wirbel, Rippen rc.) auf mehr als 11 m angenommen.

Ich will auf diese Bank mich setzen, harrend,
Bis sie verzieh'n. — Wie aber ist mir? Siehe —
Sind das denn wirklich Nebel? Nein, nicht Nebel —
Das sind ja Wellen, Wogen, Wasserfluten!
Und ich? Wo bin ich? Tief am Meeresboden?
Ah, — wie das wächst und wächst vom Thal zur Höhe —
Es schwillt und schwillt, sind das der Sintflut Wasser?
Jetzt dringt es schon bis an des Schlosses Fenster
Und d'raus hervor, o grauenvoller Anblick
Da kommen sie, die furchtbar'n Meeresdrachen,

Dort jene felsgekrönte, wo doch sah ich
Sie einst vor langer, langer Zeit — ja richtig!
So war in uns'rer deutschen Schule Bibel,
Der „Ararat" gezeichnet. Und wahrhaftig!
Dort ist ja auch die Arche — oder träum' ich,
Und wär's das Kirchlein nur vom Staffelberge?
Wie also ich noch sinne, schwebt ein Schatten
Vom Saum des Berges leis' zu mir herauf,
Ich beug' mich forschend über das Geländer,
Sieh doch, wie seltsam aus der Buchen Laubwerk
Sich letzten Nebels Streifen aufwärts drängen.
Lautlos, wie Schatten abgeschied'ner Geister,

Ums Haupt den Witwen- und den Nonnenschleier,
Schwebt Alberada auf, schwebt Blandussina,
Die Jugendschöne her und ihr zur Seite
Radbot, der Heermann ihrer hohen Mutter.
Ein holdes Paar von treuer Lieb' geeinet.
Doch wie, halt ein, — was macht Ihr da, Frau Gräfin?
Ihr schleudert wild den Handschuh in die Lüfte
Und flucht, wie grausig!, daß der Böse möge,
So wie der Wind den Handschuh Euch hinwegfegt,
Radbot, den Räuber Eures Kind's, entführen.
O, haltet ein! — o, seht, in nichts zerronnen
Seid Ihr jetzt, stolze Gräfin, Eure Tochter,



Kloster Banz im 16. Jahrhundert.

Die grausen Ungeheuer hergeschwommen —
Sie kommen näher, näher mir — entsetzlich!
Ich will entflieh'n — doch weh, ich kann die Füße,
So schwer wie Blei, nicht von der Stelle heben.
Da! — wer that das? Wer hat sein Schwert gezücket?
Das ist Sankt Georg, wie ich ihn im Bilde
Dort drüben in der Kirche hab' gesehen
Als kühnen, ritterlichen Drachentöter.
Es fährt sein Schwert vor'm Aug' mir blinkend nieder —
Ich fahr' empor. Wo bin ich? — Eben brachen
Der Sonne erste Strahlen durch die Nebel!
Die Wasser sind verlaufen und die Höhen
Am andern Ufer alle wieder frei,

Noch mehr und mehr und mehr — sind es die Kelten,
Im früh'sten Dunkel unserer Geschichte
Den Banzberg einst mit Wall und Wehr umziehend?
Sie steigen auf und schwinden. Immer mehr noch!
Die Schatten jetzt der Franken, die, vom Rheine
Herniederziehend in das reiche Mainthal,
— Das wohlbebaute von der Slawen Hand —
Auf stolze Höhen kühne Burgen stellen
Zum Schutz und Trutz des neugeschaff'nen Banzgaus,
Zum Schutz und Trutz der neuen Christenlehre.
Auch sie entschwinden. Sieh, jetzt schwebt ein Schatten,

In nichts der Heermann, dem Ihr sie nicht gönntet.
Und neue Schatten! Wild entbrannte Scharen
Von Bauern aus den Dörfern, rings im Thale,
Das Kloster stürmend, plündernd und zerstörend.
Auch sie zerfließen und der Kirche Glocken
Sie rufen wieder Mönche zu der Hora.
Wie feierlich und lautlos sie heraufzieh'n!
Mehr noch und mehr, es füllt sich die Terrasse
Mit der Konventualen weisem Kreise.
Da wandeln zwei im ernsthaften Gespräche
Dort kreuzen zwei die witzgeschliff'nen Worte,
Ob einer alten Handschrift klügeln jene,
Die über ein Problem der Wissenschaften,

Dort, wo der Blick nach Bamberg hin sich öffnet,
In sich versunken sitzt ein junger Bruder,
Hinüberschauend, Sehnsucht in dem Auge.
Denkt er des Fürstbischofs Besuch von gestern
Und seiner Hofwelt glänzenden Begleitung,
Des holden Traumes, den er drüben träumte,
Als noch das dunkle Mönchskleid ihn nicht deckte?
Jetzt tönt die Glocke nochmals. Aus der Thüre
Des Abthaus schreitet langsam, stolzen Schrittes
Der Abt, altadeligen Stammes, nieder.
Er kommt just auf mich zu. Vergebens sinn' ich,
Wie ich lateinisch ihn zu grüßen habe.
Umsonst, umsonst, ich kann das Wort nicht finden,
Der Angstschweiß tritt mir perlend auf die Stirne. —
Jetzt legt er seine Hand mir auf die Schulter —
Ich fahr' empor — und blick' in das verblüffte
Gesicht des Kutschers, der verlegen stammelt:
„'S ist spät schon, Herr, wenn wir nach Coburg wollen,
'S ist eingespannt." Ich reibe mir die Augen,
Ich schau' umher; verschwunden sind die letzten
Der Nebelstreifen, nur wie Diamanten
Erglänzen helle Tropfen noch im Laubwerk
Und vor mir liegt, wie gestern hold gebreitet,
Im vollen Glanz der gold'nen Morgensonne,
Der schönste Gau im schönen Frankenland.

Die Mutter des Dichters Platen.

Von Gottfried Böhm.

(Schluß.)

In der That hatte König Ludwig I. Platen schon mit einem Handbillet d. d. Villa Colombella bei Perugia den 3. Juni 1827 seine Anerkennung ausgedrückt und ihm versichert, „daß ihn von allen Gedichten, die er bei seiner Thronbesteigung erhielt, nur das von Platen angesprochen habe".

Bei aller Anerkennung und Liebe für den Sohn wahrt indessen die Gräfin Platen sich ihr eigenes Urteil und steht nicht an, demselben zuweilen einen sehr bestimmten Ausdruck zu geben. Insbesondere ablehnend verhielt sie sich so gegen den „Romantischen Ödipus", der offenbar ihre aristokratischen Allüren verletzte. „Ihre Wilhelmine", schreibt sie darüber unterm 28. Mai 1828 an Herman, „versicherte mir, daß Sie recht erfreuliche Nachrichten von August hätten. Dazumal ruderten Sie mit vollen Segeln der frohen Hoffnung entgegen, daß der romantische Ödipus ein Meisterstück werden würde! — Mit Nichten! — Wer hätte aber so etwas geträumt! Von Italien aus kam dieser Schiffbruch! Durch seine Freunde erhielt ich den ersten Akt; ein wahrer Abscheu menschlicher Unsittlichkeit! In Italien beschäftigt er sich mit Recensionen und besudelt seine schöne Feder mit dem erbärmlichen Dichter Immermann, den er Nimmermann nennt; was hat ihm dieser gethan, daß er ihn so schamlos behandelt und die edle Zeit vergeudet in Italien? Dieß hat ja gar kein Interesse für Niemand auf dem ganzen Erdenrund. Auch den wirklich feinen und klugen Müllner geißelt er zum zweiten Mal, wenig witziger, als in der „Gabel", nennt die Dichter, macht sich ohne Noth Feinde, hat gar keine Ehre davon! Ich erwartete romantische Scenen aus dem bezauberten Lande, was finde ich? — „Spanische Wände", „Privatgeschäft", „Purganzen", „Die Sphynx: Hebamme!" Nur der Chor gienge an, aber auch hier zu viel Ähnlichkeit mit der Satyre der „Gabel", die gewiß Jedermann für ein Meisterwerk hält, die aber eben nur einmal in diesem Kleide gefallen kann, nicht in so zerrissener Tracht. Ich schrieb ihm dieses und der Hitzkopf nahm es sehr, sehr übel. . . ."

Das abfällige Urteil der Mutter über den Romantischen Ödipus stand nicht allein. Das Stück, das die Litteraturgeschichte in ihrer geheimen Neigung für alles, was gelehrten Kommentaren zugänglich ist, nun zu den Hauptwerken Platens zählt, das Goedecke neben der „verhängnisvollen Gabel" das „schönste Lehrgedicht unserer Litteratur" nennt, fand bei seinem Erscheinen wenig Verständnis.

Platen blieb dieser Eindruck keineswegs vorenthalten; am 20. Oktober 1829 klagt er den Brüdern Frizzoni von Venedig aus, daß „der Ödipus beinahe allgemeines Mißfallen und Anstoß erregt hat" und seine Verstimmung hierüber war so groß, daß er zwei Tage später an seinen Freund Fugger schreibt: „Bei den Abgeschmacktheiten, die man, wie ich höre, über den Ödipus vorgebracht hat, habe ich nicht mehr Lust, etwas drucken zu lassen und will meine literarische Laufbahn mit meinem 33sten Geburtstage, den ich übermorgen zu feiern habe, beschließen". —

Am 8. Juni 1831 starb im 83. Jahre Platens Vater ohne eigentliche Krankheit an Altersschwäche. Da er seine Mutter nicht dazu bereden konnte, nach Italien zu kommen, hielt Platen sich verpflichtet, sie in Deutschland aufzusuchen. Es kam ihm dies keineswegs leicht an. Er glaubte, daß ihm der deutsche Winter eine starke Brustkrankheit zuziehen, und die Ofenhitze seine Nerven vollends zu Grunde richten werde. „Um den Wechsel von Ofenhitze und Eiskälte zu ertragen, muß man in der That ein eisernes Nervensystem haben", schreibt er. Später (12. August 1831) variiert er das Thema an die Brüder Frizzoni:

„Es ist mir schmerzhaft, meine Mutter allein zu lassen; doch kann ich vor dem Herbste, wo ich meine Gelder erhalte, an keine Abreise denken. Auch habe ich seit Mai eine neue Wohnung (in Neapel) auf ein Jahr gemiethet, die ich nun umsonst bezahlen müßte, was einen großen Riß in meine Kasse machen würde. Meine Mutter ist nach Nürnberg gezogen und nun käme es vor allen Dingen darauf an, sie wenigstens bis München zu bereden; denn Nürnberg, wo ich ohne allen Umgang, ohne literarische Hülfsmittel sein würde, wäre für mich ein gar zu melancholischer Aufenthalt, abgesehen von dem ungeheuren Abstande der Paradiese Neapels und der Sandwüste von Nürnberg."

Es gelang, die Gräfin „bis München zu bereden", aber Platen hielt dann noch die Vollendung einiger historischer Arbeiten in Neapel zurück. Die Mutter wurde endlich ungeduldig und sie hatte einiges Recht hierzu, denn erst ein Jahr nach dem Tode des Vaters, am 30. August 1832, langte der Sohn endlich in München an, wo „es bereits so kalt war, wie in Neapel im strengsten Winter", was ihn schon am zweiten Tage zu dem Ausspruche veranlaßte: „ich weiß nicht, wie lange ich es in einem solchen Himmelsstrich werde

aushalten können, der unerfreulich ist, wie das Reich der Schatten". Die Mutter fand er bei „leidlichem" Gesundheitszustand und die Freude des Wiedersehens nach sechsjähriger Trennung mochte nicht wenig dazu beitragen, ihre Lebenskraft neu anzufachen. Über das Zusammenleben von Mutter und Sohn in München, entwerfen die handschriftlichen Aufzeichnungen einer Enkelin der Frau v. Schaden, der Frau Rätin Bertha Held, eine sehr anschauliche Schilderung: „Aus der Liebe zu meiner Mutter, Louise v. Kleinschrod, ging die Zuneigung der Gräfin auf mich über und ich brachte auf ihren Wunsch oft ganze Tage bei ihr zu. (Müllerstr. 24/II.) Sie erschöpfte sich, mich kleines Ding zu unterhalten. Ein freundlicher Wortschwall in den drei üblichen Sprachen nebst vielen Umarmungen empfieng mich jedesmal und nebst vielen Bilderbüchern, die für mich aufgelegt waren, sollte nun das Essen die Hauptunterhaltung bilden. Dieß war aber sehr komisch in Scene gesetzt, indem die Gräfin auf mehreren Rechauds die verschiedensten Speisen selbst bereitete; sie waren mitunter so heterogen, daß es nicht immer leicht war, sie der Reihe nach zu verzehren und zwar umso weniger, als zwischendrin auch von der Küche noch andere Speisen herbeigebracht wurden. Öfter des Tages, besonders in den Morgenstunden, kam auch der Dichter in das Zimmer und zwar die Flöte spielend.[1]) Schon vor der Thüre hörte man die ländlichen Hirtenweisen, die er gewöhnlich spielte. Nachdem er uns eine Zeit lang vorgespielt hatte, schloß er seine Produktion mit einigen kühnen Trillern. Seine Gedichte waren aber besser, als sein Flötenspiel und obgleich ich damals noch nichts von der abfälligen Äußerung seines Freundes Fugger über diesen Punkt wußte, so durchzuckte mich doch jedesmal ein Mißbehagen, wenn seine Flöte ertönte. Nach beendigter Musikproduktion kam zuerst das: „Bon jour, chère Maman!" und dann ein deutscher Morgengruß für mich, meistens in neckender Weise vorgebracht. Bisweilen blieb er noch lange, entweder mit einem Buch in der Hand, oder nur in Nachdenken versunken am Eckfenster sitzen und entfernte sich dann plötzlich und schweigend. Er war in diesen Morgenstunden in einen langen, keineswegs eleganten Schlafrock gekleidet. Am Essen nahm er keinen Theil; allein wohl nur in den Tagen, an denen ich zugegen war, denn er war fast stets zu Hause und seine Mutter hielt den ganzen Haushalt ja nur für ihn."

Die Vereinigung von Mutter und Sohn dauerte nur zwei Jahre und auch von diesen brachte Platen 6 Monate in Venedig zu.

Am 26. April 1834 machte sich Platen wieder nach Italien auf und sein unstätes Wanderleben begann aufs neue. Wenige Monate später kehrte auch die Gräfin wieder nach Ansbach zurück, da sie ebenfalls das Münchener Klima nicht mehr vertragen zu können vermeinte. Dort scheint sie einsam und traurig genug gelebt zu haben, wenn wir folgende Stelle in einem Briefe des Dichters vom 13. Dezember 1834 richtig deuten.: „Des Abends", schreibt er, „solltest Du Dir durchaus Jemanden zum Vorlesen halten und nicht so unbeschäftigt im Dunkeln sitzen. Es wäre eine sehr übel angewandte Sparsamkeit, es nicht zu thun, und vor langer Weile zu sterben, ist ohne Zweifel die unangenehmste Todesart. Suche Dir doch das Leben so angenehm als möglich zu machen, da gar kein Grund vorhanden ist, es sich freiwillig zu versauern. Wenn Du glaubst, daß ein Vorleser Deine Finanzen übersteigt, so will ich ihn sehr gern bezahlen und es genirt mich nicht im Geringsten. Die Langeweile ist wirklich der Gesundheit nachtheilig und Dein Augenleiden kommt nicht von den Augen, sondern von der Gicht her. Du brauchst daher gar nicht den ganzen Abend ohne Licht zu sitzen und wenn Dir Jemand vorliest, so kannst Du einen Lichtschirm dazwischenstellen und bist also gar nicht incommodirt." —

Der „schwache Schein" ihrer Augen nahm „zum größten Unglück ihres Lebens" täglich ab. „Wie erheiternd wäre es", schreibt sie unterm 17. Februar 1839, „wenn ich nur wieder unter meinen Freunden wäre; hier habe ich Niemand, als meinen unglücklichen Schwager."

In dem letzten Jahre seines Lebens hing Platen, der sich schon in früherer Zeit kein langes Leben versprach, häufig Sterbegedanken nach. Die Cholera, die in Italien grassierte und vor der er sich fürchtete, bot ihm hierzu die äußere Veranlassung. Er traf Verfügungen über seinen poetischen Nachlaß (August 1835). Vielleicht, daß die Besorgnis vor der Cholera in ihm auch die Sehnsucht nach der Heimat wieder erweckte, denn in dem letzten Briefe, den er eigenhändig drei Wochen vor seinem Tode (Syrakus, den 14. November 1835) an seine Mutter schrieb, heißt es: „Im nächsten Frühling gedenke ich auf jeden Fall nach Deutschland zu kommen, wenn nicht die Wege durch die Cholera, die sich jetzt in ganz Italien ausbreitet, allzusehr versperrt werden."

Der letzte Eintrag in Platens Tagebuch datiert einen Tag früher und thut noch keiner Erkrankung Erwähnung. „Vorgestern bin ich hier (d. h. in Syrakus) angekommen, um meine Winterquartiere zu beziehen, die jedoch, wie ich fürchte, etwas langweilig, oder doch unbehaglich ausfallen werden, denn man ist hier in der That von der ganzen Welt abgeschieden. Einen guten aber unerschwinglich theuren Gasthof mußte ich verlassen und befinde mich nun zwar in einem anderen ziemlich erträglich, aber doch keineswegs so, wie ich wünsche," (folgt Angabe der Preise). Diese Unterkunft verschaffte mir Don Mario Landolina, ein hiesiger Adeliger, an welchen ich einen Brief von Schütz hatte. Dieser Don Mario ist ein alter Mann von außerordentlicher Güte und Gefälligkeit, der, was den Umgang betrifft, leider ein wenig taub ist und, wiewohl er der gelehrteste Mann in Syrakus, keineswegs frei von der allgemeinen sicilianischen Unwissenheit, wie dieß in einem Lande, wo es weder Bücher noch Zeitungen gibt, nicht anders sein kann. Er glaubte unter anderem, Bayern werde von der Familie Poniatowsky beherrscht." „Hier angelangt und durch die hohen Preise des Gasthofes sehr übel gestimmt, da ich einen sicheren und dauernden Ruheplatz zu finden gehofft hatte, ging ich noch denselben Abend zerlumpt und schmutzig, wie ich war, zu Don Mario, der mich, wie gesagt, sehr liebreich empfing".

Am 5. Dezember 1835 starb August Platen. Über seine letzten Augenblicke berichtete Dr. Schulz der Mutter. „Unaufhörlich", schreibt er unter anderem", gedachte er Ihrer, gnädige Gräfin, und des unendlichen Schmerzes, welchen Ihnen sein frühes Hinscheiden verursachen würde." Die letzten Worte, die Platen an seine Mutter diktierte, waren: „O heiliges Band

[1]) „Um bei großer Einsamkeit einen Zeitvertreib zu haben", schreibt Platen unterm 2. Oktober 1833 aus Venedig an die Brüder Frizzoni, „habe ich seit ein paar Monaten angefangen, die Flöte zu lernen, so daß ich jetzt wenigstens die venetianischen Lieder und ähnliche Dinge spielen kann."

der Kindesliebe! Wenn Welt und Ruhm und Streben und Wunsch dem brechenden Auge entflieht, so sieht es noch in dem verdunkelten Sein die verlassene Mutter! Zu ihr allein noch zieht es die sich aufschwingende Seele!"

Schelling übersandte der Gräfin die Briefe aus Italien, welche die näheren Umstände enthielten, mit tröstenden Worten: „Sie wissen nun das Schmerzlichste, was Ihnen in diesem Leben begegnen konnte" ... „Nur eine Seelenstärke wie die, von der Sie so viele Beweise gegeben haben, vermag auch einen Schmerz zu überstehen, wie dieser letzte ist." ... „Sie dürfen nicht klagen! Die Mutter eines Sohnes, den in seinem Scheiden solche Glorie umgibt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert heller strahlen wird, darf sein und ihr Los nicht beweinen, wenn sie ihn auch vor sich in das frühe Grab sinken sieht."

In der That empfing die Gräfin die Schreckensbotschaft mit seltener Fassung und verständigte davon noch an dem gleichen Tage eine Freundin, „damit sie die Nachricht nicht zuerst und unvorbereitet in der Zeitung lese". „In jenen Tagen", schreibt die Freiin v. Seefried, „zeigte sie die bewunderungswürdigste Kraft der Seele. Ihr war alles genommen, Freude, Trost, die Stütze des Alters; ihr Herz verblutete; aber sie suchte mit aufrichtiger Ergebenheit nach dem Troste, den ihr die Religion zu geben vermochte."

Was ihr an Lebenskraft noch verblieben war, verwandte sie auf die Pflege des Andenkens des Toten.

Der Briefwechsel mit den Freunden ihres verewigten Sohnes war nun doch noch ein Glück für sie. Zweimal in jeder Woche schrieb sie bogenlange Briefe an eine Freundin, die nur von ihrem Sohne sprachen, und diese Freundin sorgte dann für jede Mitteilung aus öffentlichen Blättern über Platen, an denen sich das gebrochene Mutterherz erfreuen konnte.

„Du wirst erfahren haben", schreibt die Gräfin unterm 15. Oktober 1837 an die damalige Professorin Herman in München, „daß der alte Ritter v. Landolina schon mehrere Male schrieb und ganz glücklich ist, daß er das Grabmal Augusts auf seine Kosten durfte setzen lassen. Hätte er die schriftliche Erlaubnis dazu von mir nicht erhalten, so würden zwei deutsche Freunde das Gleiche gethan haben. Landolina erfuhr es noch zur rechten Zeit und ließ den weißen Marmor aus Messina kommen. Schon das erste Jahr kam ein Fremder aus Wien, suchte die Grabstätte auf und vergoß viele Thränen ... Recht froh bin ich, daß August kein zusammengetragenes Monument erhielt; ich hätte es nie zugegeben. Frau Goethe sollte es auch nicht erlauben."

Allein die ausschließliche Beschäftigung mit dem teuern Toten hatte auf die Dauer doch auch ihre Bitterkeiten, indem sie die Sehnsucht nach ihm stets wach erhielt, ohne sie befriedigen zu können.

„Ich will", diktiert wohl in diesem Gefühl die schon halb erblindete Gräfin unter dem 17. Februar 1839 an die Geheimrätin v. Schaden, „Herrn Dr. Pfeufer die Kinderjahre von August nicht mitteilen, da ich viel zu schwach bin und mich diese Erinnerungen nach Augusts so frühem Verlust zu sehr angreifen würden, ohne mich zu töten. Diese Biographie sollte ganz wegbleiben; sie würde wenig Interesse erwecken, da er zu kurz lebte, um ein Schiller oder Goethe zu werden. Graf Fugger soll, wie Pfeufer schreibt, eine Biographie hinterlassen haben, die bis zum Austritt aus der Pagerie geht. Ich wußte nichts davon und habe sie noch weniger gelesen. Diese kann Pfeufer herausgeben. Da es erst in ein Paar Jahren geschehen soll, so ist es mir ganz gleichgültig, da ich dann doch endlich nicht mehr hienieden sein werde."

Frau Bertha Held sah die Gräfin Platen noch im Jahre 1840 zu Ansbach. „Es war eine traurige Stunde", schreibt sie darüber. „Die Gräfin war total erblindet; ihr erstes Wort war ein Ausdruck des Schmerzes über den Verlust ihres Sohnes. ‚Meine Augen haben sich nun völlig verdunkelt', sprach sie. ‚Sie waren immer schwach und ertrugen die Thränen um meinen August nicht.' Mein Vater las ihr auf ihren Wunsch verschiedene Nachrufe über ihren Sohn vor. Wie auf einem Altare waren auf einem Tische sein Bild, die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, Manuskripte, Druckbogen, ja selbst Schulhefte aufgestellt. „Mon fils!" „j'espère de mourir bientôt de le suivre!" (Mein Sohn! Ich hoffe bald zu sterben und ihm zu folgen!) wiederholte sie oft.

Die Mutter des Dichters Platen starb erst am 20. März 1846 in ihrem 81. Jahre. Nach ihrer eigenhändig geschriebenen Bestimmung wurde sie prunklos in die väterliche Gruft beigesetzt. Sie hatte das erworbene Vermögen ihres Sohnes treu verwaltet und sich manche Erleichterung und Annehmlichkeit in ihrem hohen Alter versagt, um die Ersparnisse des Sohnes teils seinen Freunden, teils Verwandten zu hinterlassen.

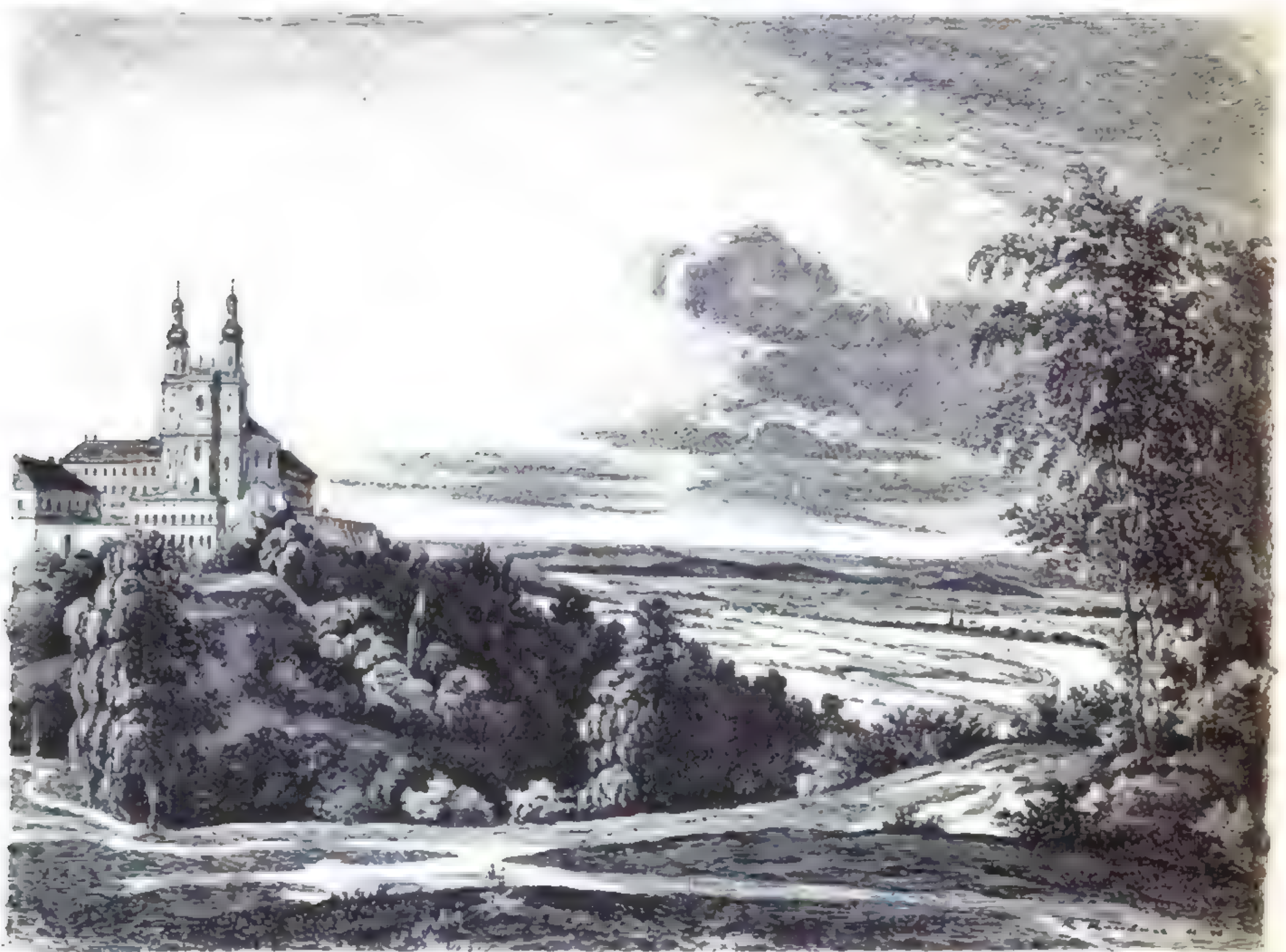
Ein Porträt der Mutter Platens scheint nicht mehr vorhanden zu sein; nach der Mitteilung einer noch lebenden Freundin der Gräfin hatte sie alle Bilder von sich vernichtet, da sie sich nicht schön fand. Indessen tritt uns ihre äußere Erscheinung ziemlich lebendig aus den handschriftlichen Aufzeichnungen der Frau Bertha Held entgegen. „Als ich", schreibt diese, „die Gräfin Platen zum ersten Male sah (1834), war sie 68 Jahre alt. Sie soll auch damals noch frische Züge mit fast jugendlichem Ausdruck gehabt haben, wie mir versichert wurde. Mir erschien sie sehr alt; Kinder finden ja fast alle alt, die nicht nahezu so jung sind, wie sie selbst. Aber der Geist und die Stimmung der Gräfin waren jugendlich, lebhaft und liebenswürdig. Wunderlich war ihre Redeweise, die sich stets in drei Sprachen bewegte: französisch, deutsch und italienisch. Auch ihr Anzug war sehr altmodisch, und man sah ihm an, daß sie ihn aus der Provinz mitgebracht hatte: das Gesicht der Gräfin versank ganz und war fast unsichtbar unter einer gewaltigen Hutscheibe von über ein Fischbeingestell gezogenem grünen Seidenstoff; ihre mehr schlanke und eher große als kleine Gestalt verschwand fast unter verschiedenen Mantillen und Überwürfen von allerlei Farben. Erst, wenn alle diese Hüllen abgelegt waren und man in ihr gutes, lebhaftes Gesicht mit den blitzenden, dunklen Augen sehen konnte, erkannte man, wie liebwert und interessant sie war." — „Ihr Gespräch hatte den Fehler, zu abspringend zu sein; sie wechselte allzurasch den Gegenstand desselben und kam, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste." „So kam es, daß ihr Umgang, wie ihre Korrespondenz, trotz eines sehr interessanten und vielseitigen Stoffes, etwas Ermüdendes hatte. Nur, wenn sie von dem Mittelpunkt und Stern ihres Lebens, von ihrem Sohne, sprach, verweilte sie bei diesem Thema; sie redete mit Einsicht und, trotz ihrer Bewunderung seiner Talente mit Kritik über seine Werke.

Einen Tadel hörte ich sie öfters aussprechen, nämlich den, daß der geliebte Sohn so häßlich geworden sei. Die Gräfin wollte durchaus nicht vergessen, daß er ein rotwangiges, blühendes Kind gewesen war; aber es war eine Ungerechtigkeit, wenn sie sagte: ‚Mein lieber August, wie garstig ist er im Laufe der Jahre geworden!‘ — Von einer wirklichen Häßlichkeit konnte bei den geistreichen und regelmäßigen Zügen Platens keine Rede sein; seine schlanke, zwar nicht große, aber wohl proportionierte Gestalt paßte sehr gut zu dem feinen Kopfe, und eine distinguierte aristokratische Haltung, feine Manieren und gewählte Sprache zeichneten ihn aus. Auch seine Mutter erkannte man sofort als eine Dame aus aristokratischen Kreisen, obgleich ihre schon damals leidenden Augen sie manchen Mangel an ihrem Anzug übersehen ließen und ihre sonst so aufrechte Haltung oft auf Momente verloren ging . . .“

Dachau.

Von Joseph Schwabl

Damals lag die Gegend, soweit das Auge reichte, unter frostharter Schneedecke und schneidend wehte mir die Luft entgegen, als ich mich an die Brüstung der Mauer des hochgelegenen Hofgartens lehnte und den Blick teilnahmslos über die weite Ebene gleiten ließ. Und als ich die Umrisse der Berge sah, schauerte es mir durchs Herz, das mitten im Sommer in der herrlichen Bergwelt eiskalt geworden.



Schloß Banz. Nach Neureuther. (S. 99.)

Ich wollte einen stillen Tag ganz mit mir allein begehen, darum war ich nach Dachau gepilgert, es war im Februar heurigen Jahres. Einsam beschritt ich gewohnte Pfade, die ich in schönen, unvergeßlichen Tagen mit zwei geliebten Wesen gegangen, in heiteren Gesprächen ging ich sonst diese Wege, heute brachte mir ein krächzender Rabe, der über mir trägen Fluges die grauen Lüfte durchstrich, so recht den Gegensatz zwischen sonst und heute zum Bewußtsein.

Und nach Monden weilte ich wieder in Dachau. Wohl war der Sommer schon vergangen und die Baumkronen bunteten sich, aber goldenes Sonnenlicht verklärte nah und fern; Schleißheim lag in schimmerndem Lichte und die Frauentürme grüßten, in bläulichen Duft gehüllt, herüber; scharf zeichneten sich die Berge am Gesichtskreise ab und neben mir jubelten flachsblonde Kinder, denen der Vater den Segen des Apfelbaumes auf Kopf und Rücken schüttelte.

Heute wandte ich den Blick nicht von den Bergen. Wie ein stummberedtes Dankgebet flog es von mir zu ihnen hinüber, hatte ich ja doch an ihrem Fuße mein ganzes früheres,



Dachauerin
Von R. Raudner

reiches Glück wiedergefunden und ich konnte nicht umhin, an mein liebes Kufstein folgenden Gruß zu richten:

Tirol, ich grüße Dich! O welch Entzücken,
Wenn Deine Berge mich so hehr umfangen,
Ich möchte küssen Deiner Matten Prangen
Und an mein Herz die lieben Menschen drücken.
Dort ragt die Grenzburg auf dem wald'gen Rücken,
Mein Geroldseck, wie oft im Traumverlangen
Erfleh' ich Dich, bis endlich an Dir hangen
Die Augen, mich unendlich zu beglücken!
So mochte Parsival in Wonne beben,
Als er der Gralsburg heil'ge Zinnen schaute
Und trat in ihrer Nähe Wunderweben.
Was je im Leben mich an Glück erbaute,
Mein Geroldseck, Du blicktest darauf nieder,
Nimm nun zum Dank das wärmste meiner Lieder.

So floß Vergangenes und Gegenwärtiges hold in meiner Seele zusammen und freudigen Sinnes begann ich, Dachau zu durchwandern, wo man wohl einige Stunden und auch länger gern weilen mag.

Dachau liegt ziemlich hoch und ist daher weithin sichtbar, zumal es von einer weitgedehnten Ebene, dem sogenannten Dachauer Moose umgeben ist. Ohne für die Ausartung der sogenannten Freilichtmaler zu schwärmen, die in neuerer Zeit mit gesuchter Vorliebe die Tümpel, die sich in diesem Moose bilden, abkonterfeien, und ohne dem bekannten kuriosen Einfall Uhdes, den Gang nach Bethlehem in die Dachauer Gegend zu verlegen, ein Kompliment machen zu wollen, gestehen wir gern, daß auch die Ebene ihre Schönheiten hat. Wie sich in dem Antlitze eines offenen Menschen, der Freud und Leid des Mitmenschen mitfühlt, jede Seelenregung wiederspiegelt, so zeigt sich uns die Ebene in ewig wechselndem Lichte, jetzt überflutet von Sonnenglanz, jetzt im Schatten einer vorübereilenden Wolke. Und die Wolkengebilde selbst! Wer nimmt sich in der Herrlichkeit der Bergwelt Zeit und Mühe, die Wolken zu betrachten! Weiß er ja doch nicht, wohin er zuerst den Blick wenden soll, um alle die Wunder der Schönheit, die ihn umragen und umblühen, mit Aug' und Herz zu genießen. Aber die Ebene nimmt den Blick weniger gefangen, da findet man Zeit, auch aufwärts zu schauen, und wahrlich, ein solcher Aufblick bleibt nicht unbelohnt.

Nach Dachau aufwärts führt eine Kunststraße über den Karlsberg. Oben besagt die Inschrift einer Marmortafel in lateinischer Sprache, daß es Bayerns Kurfürst Karl Theodor gewesen, der im Jahre 1790 diese Straße anlegen ließ itinerantium commerciaeque commodo, zum Vorteile der Reisenden und des Handels, und zwar aere proprio, aus seiner Kabinettskassa, wie man heutzutage sagen würde. Mithin begeht diese Schöpfung Karl Theodors im heurigen Jahre die Säkularfeier ihres Bestehens. Karl Theodor scheint der Herstellung bequemer Heerstraßen ein ganz besonderes Augenmerk zugewendet zu haben. Auch in der Nähe des Marktfleckens Abbach bei Regensburg, bekannt durch die erprobte Heilkraft seiner Schwefelquellen, lesen wir auf einer Marmortafel, die von zwei kolossalen Steinlöwen, dem bayerischen und dem pfälzischen, bewacht ist, daß der Kurfürst die hochragenden Felsenwände, imminentium saxorum molem sprengen ließ, um hart an der Donau eine Straße nach Saal und Kelheim zu eröffnen.

Gewohnt, auch die kleinste Feldkapelle zu besichtigen, da sich nicht selten an derartigen frommen Stätten irgend etwas Erbauliches oder auch Seltenes findet, gehe ich noch viel weniger einer Ortskirche aus dem Wege. In der Dachauer Kirche nun vermochte ich außer hübschen Glasmalereien und einem guten Bilde des Märtyrers Sebastian nichts besonders Anziehendes zu entdecken. Das Hauptschiff der Kirche ist sehr gedrückt und zeigt die Jahreszahl 1625. Die Kirche scheint mithin von den Schweden, die Dachau im Jahre 1633 berannten und erstürmten, verschont geblieben zu sein. An der Außenseite der Kirche befindet sich eine interessante Sonnenuhr mit den Himmelszeichen, im Jahre 1884 von den Architekten Dietrich und Voigt renoviert.

Ein trauriges Bild der Vergänglichkeit irdischer Pracht bietet das Schloß auf der Anhöhe, das Herzog Ludwig dem Strengen, sowie mehreren anderen hohen weltlichen und geistlichen Würdenträgern zum Sommeraufenthalt diente. Die Chronisten sangen förmliche Hymnen von der Herrlichkeit dieses Schlosses, das nicht weniger als 108 bewohnbare Zimmer in seinen Räumen geborgen haben soll. Heute ist das Schloß eine Art von Getreidespeicher für die Vorräte einiger Dachauer Brauer. Des Schloßgartens geschah schon oben Erwähnung; derselbe bietet neben angenehmen Spaziergängen durch schattige Lauben eine entzückende Fernsicht, die sich viele Meilen auf- und abwärts erstreckt und im Hintergrunde mit München und dem Gebirge großartig abschließt.

Das „Bummeln" in Dachau ist bei den auf- und abführenden, holperigen Wegen nicht besonders angenehm. An Auslagefenstern, durch welche allerlei nützliche und auch hübsche

Siebensachen zu sehen, hat auch Dachau keinen Mangel, im Winter stieß ich sogar auf eine Maskengarderobe, Herz, was begehrst du mehr! Fügen wir noch bei, daß sich auch ein leibhaftiger Dienstmann vor der Zieglerschen Brauerei sonnte, so dürfte damit zur Genüge erhärtet sein, daß auch Dachau schon nicht unbedeutend von der großstädtischen Kultur beleckt ist.

Unternehmen wir noch einen kleinen Spaziergang vor dem Hauptthore. Dasselbe ist mit dem Dachauer Wappen geziert. In drei Felder geteilt, enthält dasselbe einen Löwen, eine Schlange und einen Sporn. Vor den Thoren Dachaus spielte sich bekanntlich auch das mutige Reiterstücklein ab, das Johann v. Werth im Jahre 1648 mit seinen Leuten ausführte und wobei bei einem Haar General Wrangel, der auf der Hirschjagd pürschte, in Gefangenschaft geraten wäre. Ein Erinnerungszeichen an diesen interessanten Vorfall scheint nicht zu existieren, auch Friedrich Teicher, der in seiner schätzbaren Abhandlung über Johann v. Werth eingehend auf diese Jagdscene zu sprechen kommt, macht keine bezügliche Erwähnung.

Auf dem Wege durch den Kirchhof fesselte mich die schlichte Anmut eines Verses, der an einem bescheidenen Grabmale angebracht ist und welcher lautet:

„Ein lieblich Loos ist mir beschieden,
Ich lieg' und schlafe ganz in Frieden."

Nun aber zurück in den Markt, es ist hohe Zeit, daß wir unsere Streifzüge unterbrechen und irgendwo zusprechen. Auch Dachau hat sein Asyl, wo sich Einheimische und Fremde am liebsten einfinden. „Treffen wir uns bei'm Ziegler", heißt es und es dürfte noch kaum jemand bereut haben, diesem Hinweise Folge geleistet zu haben.

Es liegt uns wahrhaftig nichts ferner, als für die Zieglersche Brauerei in Dachau Reklame zu machen, diese allerwärts bestbekannte Gambrinusstätte bedarf einer besonderen Empfehlung wahrlich nicht. Aber wir wetten zehn gegen eins, daß jeder, der einmal auf der Zieglerschen Veranda gesessen, den Blick über die Ebene hingleiten gelassen und fleißig dazu von dem stark gebrauten, den Magen wohlthätig erwärmenden Gerstensaft auf einen guten Imbiß gegossen, sagen wird: „Hier ist gut sein".

So scheinen auch Münchens Künstler zu denken, die bekanntlich über dem Idealen das Eß- und Trinkbare durchaus nicht vergessen. Die Künstler halten sich sehr gern in Dachau auf, denn außer den Tümpeln, von welchen oben die Rede war, gibt es um Dachau herum gar manchen Punkt, der des Malens wert ist. Diese Künstler nun, unter denen sich Namen allerersten Ranges befinden, haben in der Zieglerschen Brauerei ein Album gestiftet mit höchst wertvollen, reizenden Skizzen und Aquarellen. Das Album wird natürlich als Kleinod bewahrt, jedoch von der freundlichen Wirtin gern zur Ansicht überlassen.

Eine Dachauerin im „Bollenkittel" findet sich in diesem Album, das an Kuriositäten und Künstlerschnurren keinen Mangel hat, nicht. An dieses Unikum menschlicher Gewandung scheint sich auch der ausgesprochenste Realist, der alles, was ist, für schön erachtet, nicht zu wagen. Ich selber sah bei meinem letzten Verweilen in Dachau — ein einziges altes Weiblein, „das an den Zäunen kroch" in der berüchtigten Schildkröten-Tracht. In der Umgebung Dachaus findet man, namentlich an Feiertagen, den hundertfach gefältelten Kittel mit Schnürpanzer und Flügelhaube noch häufiger. Auch der größte Freund von Volkstrachten wird doch gewiß dem letzten „Bollenkittel" keine Thräne nachweinen.

Kleine Mitteilungen.

Der Verfasser des Annoliedes. Während im zehnten und elften Jahrhundert die deutsche Dichtung fast ganz versiegt war oder sich in das fremdartige Gewand der lateinischen Sprache und Verskunst gekleidet hatte[1]), tritt uns im Laufe des zwölften Jahrhunderts eine stattliche Reihe deutscher Epopöen entgegen, welche ihre Stoffe teils der Geschichte, teils der Sage und Legende entlehnten und zu den bedeutendsten Erscheinungen der mittelhochdeutschen Litteraturperiode zu rechnen sind.[2]) Unter ihnen verdient das Annolied, dessen erste Ausgabe in Druck Opitz (Danzig 1639) besorgte, unsere besondere Beachtung, da es von den erhaltenen Kunstepen dieser Art das älteste ist und eine Episode der deutschen Geschichte behandelt. Leider hat es der Verfasser desselben aus Bescheidenheit unterlassen, uns seinen Namen zu nennen, und nur so viel steht von ihm fest, daß er ein Mönch aus dem von Anno i. J. 1064 gestifteten Kloster Sigeberg[3]) war. Dennoch soll im folgenden der Versuch gewagt werden, eine Hypothese über die Person des Dichters aufzustellen. Vorher aber scheint es angezeigt, den Leser erst mit dem Inhalt des Annoliedes vertraut zu machen.

Schon die Eingangsworte der Dichtung nehmen unser höchstes Interesse in Anspruch[4]), denn nicht nur erinnern sie in der Form an die bekannteren einleitenden Verse des Nibelungenliedes, sondern sie geben auch deutlich zu erkennen, daß die alten deutschen Heldenlieder zur Zeit des Verfassers noch im Volksmund lebendig waren. Aber schnell wendet sich der fromme Mönch nach einer flüchtigen Erwähnung von diesem profanen Gegenstande ab, um uns zu mahnen, daß wir angesichts der Wunderthaten, welche Christus durch den heiligen Bischof Anno auf dem Sigeberge vollbracht hat, lieber an unser eigenes Ende denken sollen. Damit geht er zu seinem Thema über.

Er beginnt seinen Lobgesang mit einem kurzen Bericht von der Schöpfung und schließt daran die Erzählung vom Sündenfall und der dadurch notwendig gewordenen Erlösung durch den Gottessohn an. Die Apostel und andere Glaubensboten verbreiten Christi Lehre nach allen Himmelsgegenden und besiegeln sie mit ihrem Blute. Unter anderen Städten bewahrt auch Köln

[1]) vgl. Ekkehards Waltharius, Froumunds Ruodliebus, Hrotsuitas carmen de gestis Oddonis, das lateinische Nibelungenlied u. a. m.

[2]) vgl. das Rolandslied des Pfaffen Konrad, das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, die sogenannte Kaiserchronik, Wernhers Marienleben, Nibelungennot und Klage, Kudrun, sämtlich in Bayern und Österreich entstanden.

[3]) So und nicht „Siegburg" lautete ursprünglich der Name des Benediktinerklosters, das auf einem Berg am (rechten) Ufer der Sieg erbaut und nach dieser Lage benannt war.

[4]) Sie lauten in Roths Übertragung:
„Wir hörten einst oft singen Von alten Dingen Wie tapfere Helden fochten Wie sie feste Städte brachen Wie sich liebe Freundschaften schieden Wie reiche Könige ganz zergiengen".
vgl. damit die erste Strophe der Nibelungenot.

Reliquien von solchen, die um ihres Glaubens willen gemartert wurden. (St. Gereon, St. Ursula u. a.) So ist der Verfasser glücklich in Köln angelangt und er gibt nun im folgenden eine ausführliche Entstehungsgeschichte dieser Stadt. Nach Art der Weltchronikenschreiber eröffnet er seinen geschichtlichen Exkurs mit der Erzählung von Ninus und Semiramis, welche die ersten Städte (Ninive und Babylon) auf Erden gründeten. Dann führt er uns in der bekannten Vision Daniels (Dan. 7) unter den Bildern der Löwin, des Bären, des Leoparden, des Ebers die vier Weltmonarchien: die assyrisch-babylonische, medisch-persische, makedonisch-griechische und römische rasch vor den Augen vorüber, um endlich länger bei Cäsar zu verweilen, der vom römischen Senat den Auftrag erhält, die deutschen Lande zu unterwerfen. Cäsar gelingt es, die Schwaben (benannt nach dem Berge Suevo), die Bayern (Noriker), die Sachsen (benannt nach ihren großen Messern „sahs") und die Franken (die Abkömmlinge der Trojaner) in blutigem Kampf zu bezwingen und sich unterthan zu machen, und deutsche Truppen sind es, welche ihm im darauffolgenden Bürgerkriege die Schlacht gegen Pompejus gewinnen helfen. Sein Nachfolger Augustus (von dem Augsburg, durch Drusus gestiftet, seinen Namen hat), schickt Agrippa an den Rhein, damit er Köln (Agrippina) erbaue, wie schon vorher andere Städte, Worms, Speier, Mainz, Metz und Trier, im Gebiet der Franken von den Römern gegründet worden waren. Unter Augustus wird aber auch Christus geboren, welcher ein neues Königreich, dem alle anderen weichen müssen, auf Erden stiftet. Sankt Petrus sendet Eucharius, Valerius und Maternus zur Bekehrung der Franken nach Trier und Köln. Maternus stirbt unterwegs, wird aber durch seine Gefährten, nachdem er bereits 40 Tage lang im Grabe gelegen, vom Tode erweckt und lebt danach noch vierzig Jahre. Er ist der erste Bischof von Köln und, von ihm angefangen, zählt man 33 Bischöfe bis auf Anno, von welchen nunmehr sieben heilig sind. Kaum erhob Kaiser Heinrich der Dritte Anno zu seiner Würde (Frühjahr 1056), als dessen Tugenden (Güte, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitsgefühl und Wohlthätigkeitssinn) zu glänzen begannen. Fünf Münster hat er gestiftet, darunter Sigeberg, wo er begraben liegt. Aber Gott wollte es, um diesen Edelstein zu schleifen, daß Anno viel angefochten und zuletzt (Nov. 1074) sogar mit Waffengewalt aus der Stadt Köln vertrieben ward. Als vollends ein übler Streit sich erhob, durch den dem vierten Heinrich das Reich verworren ward und Kirchen und Land von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen (Frankreich) bis Ungarn mit Mord, Raub und Brand heimgesucht wurden, da verdroß es ihn, länger zu leben. Eines Nachts, als er bereits auf dem Siechbette lag, hatte er einen seltsamen Traum. Er glaubte sich im Himmel in einem prächtigen Saale, in welchem viele Bischöfe versammelt waren, darunter der heilige Bardo (von Mainz, † 1051) und der hl. Heribert (von Köln, † 1021). Auch für Anno war ein Stuhl bereitet, als er sich aber darauf setzen wollte, litten es die anderen geistlichen Fürsten nicht, und zwar, wie Bischof Arnold von Worms († 1065) ihm eröffnete „wegen eines Fleckens vor seiner Brust". Er mußte daher wieder zur Erde zurück, um sich mit den Kölnern auszusöhnen, denn dies bedeutete der häßliche Flecken. Bald darauf ging er ins Paradies ein (4. Dezember 1075); an seinem Grabe aber wirkte er schöne Zeichen, Sieche und Krumme wurden gesund. Ein Dienstmann des Ritters Arnold, Namens Volbrecht, der sich mit dem Teufel verbunden hatte, wagte einst, Sankt Annen zu lästern, plötzlich traf ihn ein Schlag, daß ihm die Augen aus den Höhlen fuhren. Als nun der schwergequälte Mann Sankt Annon anzuflehen begann, siehe, da ereignete sich ein neues Wunder: „in den leeren Augenhöhlen wuchsen neue Augen wieder". Das bewirkte Sankt Anno, auf daß wir erkennen, wie Gott lohne und räche, was man von seinen Holden spricht.

Das ist in kurzem der Inhalt der aus 880 Reimzeilen bestehenden Dichtung. Suchen wir nun deren Entstehungszeit näher zu bestimmen, so müssen wir zunächst davon ausgehen, daß der Dichter die Erzählung von dem bestraften Dienstmann und von dem Traumgesicht Annos offenbar der i. J. 1105 vollendeten lateinischen vita s. Annonis[5]) eines ungenannten Sigeberger Mönches, der das Annalenwerk des Lambert von Hersfeld benutzte, entnommen hat. Demnach werden wir als frühesten Termin für die Entstehung unseres Gedichtes das erste Regierungsjahr des Abtes Kuno von Sigeberg (1105—1126) zu betrachten haben. Aber auch der Endtermin läßt sich genau feststellen, und zwar bietet uns die sogenannte Kaiserchronik die nötige Handhabe hierzu dar. Der Verfasser dieses gewaltigen, in seinem älteren Teile 17,296 Verse umfassenden Werkes hat nämlich eine größere Anzahl von Abschnitten des Annoliedes fast unverändert in seine Dichtung hinübergenommen, wie er auch das Lied von der tugendhaften Creszentia von Adelgar, die Fabel vom Hirsch u. a. in dieselbe einschaltete. Da nun aber die erste Redaktion der Kaiserchronik i. J. 1147 abgeschlossen wurde[6]) und zur Herstellung eines so großartig angelegten Werkes geraume Zeit nötig war, so erhellt, daß das Annolied, aus dem sie schöpfte, noch unter der Regierung des genannten Abtes Kuno entstanden sein müsse. Ohne Zweifel war es Kuno selbst, der das Annolied nach Bayern brachte, als er i. J. 1126 unerwartet als Bischof nach Regensburg berufen wurde[7]), denn nur so erklärt sich das rasche Bekanntwerden dieses Liedes in Regensburg, wo nach den Untersuchungen H. Welzhofers die Kaiserchronik gedichtet wurde.[8]) Wie nun, wenn aber dieser Kuno auch der Dichter des Annoliedes wäre? Zu dieser Vermutung bestimmen uns folgende Gründe:

1) Vor allem ist zu beachten, daß das Annolied in hochdeutscher Sprache verfaßt ist und nur hie und da niederdeutsche Formen darin begegnen, gerade wie wenn ein Oberdeutscher — sagen wir ein Bayer —, der in das Kloster Sigeberg eingetreten war, sich genötigt gesehen hätte, zu niederrheinischen Mönchen zu reden. Auf einen Bayer weist die genaue Kenntnis der bayerischen Stammsage, nach welcher die Bayern aus Armenien kamen, die rühmende Hervorhebung der bayerischen Hauptstadt Regensburg, die der Dichter durch Cäsar belagert werden läßt, das Lob, welches er den Bayern als tüchtigen Kämpen spendet, deren Bewältigung Cäsar mit vielem Blute bezahlen mußte.

Nun war aber Kuno in der That ein Bayer, aus dem Geschlechte der Grafen von Falkenstein (nordöstlich von Regensburg), der, wie sein Schüler Rupert von Deutz meldet[9]), in früher Jugend die

[5]) Gedr. Mon. Germ. SS. XI. S. 465 f.

[6]) Nachdem die Kaiserchronik berichtet hat, daß Konrad III. zu Speier das Kreuz nahm (27. Dez. 1146), bricht sie plötzlich ab, so daß es den Anschein gewinnt, als ob sich ihr Verfasser selbst dem zweiten Kreuzzug (etwa im Gefolge des Bischofs Heinrich von Regensburg, der im Mai 1147 aufbrach) angeschlossen habe und dadurch an der Fortsetzung seines Werkes verhindert worden sei. Nach dem unglücklichen Ausgang jenes Kreuzzugs wurde der hl. Bernhard mit Vorwürfen überschüttet und es ist darum kaum glaublich, daß der Dichter nach dem Jahre 1147 Bernhards Kreuzzugpredigt noch als „suoze lere" bezeichnet hätte. Auch lassen die Lobsprüche, welche er König Lothar und dessen Gemahlin Richenza erteilt, sowie eine gewisse Voreingenommenheit gegen den Staufer Konrad III. erkennen, daß er nicht allzulange nach dem Tode Lothars sein Werk zu Ende gebracht hat.

[7]) s. über ihn F. Janner, Geschichte der Bischöfe von Regensburg. Bd. II. S. 3 f.

[8]) Vermutlich im Kloster St. Emmeram, denn nur ein Mönch dieses Klosters konnte sich bei der Erwähnung des Kaisers Arnulf veranlaßt sehen, auf die Lebensumstände des hl. Emmeram näher einzugehen, dessen Stift jener Kaiser reich bedacht hatte (s. den Codex aureus der Münchener Hof und Staatsbibliothek und das kostbare Ciborium in der Reichen Kapelle.)

[9]) s. Mon. Germ. SS. XII, S. 637; vgl. F. Janner a. a. O. S. 3.

Heimat verließ, um sich dem beschaulichen Leben in Sigeberg zu widmen.

2) Der Dichter des Annoliedes war ohne Zweifel ein grundgelehrter Mann, nicht nur bibelfest, sondern auch in den „heidnischen Büchern“ wohlbewandert. Den Berg „Suevo“ hat er aus Plinius (hist. nat. IV, 99), den Ausdruck „noricus ensis“ aus Horaz (Od. I, 16, Epod. 17) entnommen. Andere Stellen lassen auf seine Bekanntschaft mit Vergil, Lucan, Justin schließen. Die Erzählung von Alexanders Abenteuern in Indien geht auf Pseudokallisthenes zurück.[10])

Wirklich wird an Kuno neben einer großen Frömmigkeit, die ja auch der Verfasser des Annoliedes kundgibt, fleißige Beschäftigung mit den Studien und große Gelehrsamkeit gerühmt und er war es, der Rupert von Deutz zu seinen litterarischen Arbeiten anhielt.[11]) Ja, wir erfahren sogar, daß er vorübergehend an der Akademie von Paris weilte.[12]) Gewiß wurde er dort nicht nur der französischen Sprache mächtig, sondern auch mit dem französischen Sagenkreis vertraut, und wenn nun bald nach seiner Ankunft in Regensburg um das Jahr 1131 ein seinem Freunde, dem Herzog Heinrich dem Stolzen, und dessen Gemahlin Gertrud, der Tochter König Lothars, gewidmetes, aus der französischen Sprache in die lateinische, aus dieser — auf Wunsch der Herzogin — in deutsche Verse übertragenes Gedicht eben in Regensburg auftaucht, dessen Gegenstand die Sage von Roland ist, und dieses Rolandslied sich selbst als Werk eines Pfaffen Kuonrat ausgibt[13]), so stehe ich nicht an, auch dieses auf Bischof Kuno von Regensburg, der auch Konrad genannt wird[14]) und in seiner Eigenschaft als Bischof sich wohl als Pfaffen (Weltgeistlichen) bezeichnen konnte († 19. Mai 1132), zurückzuführen. Jeder andere Lösungsversuch der Autorfrage dürfte auf größere Schwierigkeiten stoßen.

Regensburg. Dr. Bernhard Sepp.

Unsere Bilder. G. v. Bemming, welcher durch seine meisterhaften Schilderungen aus Franken ein Liebling der Leser des „Bayerland“ geworden, erfreut uns in dieser Nummer mit einer in gebundener Rede gehaltenen Erinnerung an Banz. Wir fügen denselben zwei Abbildungen bei. Die erste zeigt uns Banz nach einem im hiesigen königlichen Kupferstichkabinett bewahrten Stich aus dem 16. Jahrhundert, die zweite weist uns den pompösen Bau in der prachtvollen Gestaltung der Gegenwart nach Neureuther, welcher mit seiner Künstlerhand den herrlichen Palast und die liebliche Landschaft in einem meisterhaften Gouachebilde, welches sich ebenfalls im Besitze des k. Kupferstichkabinetts befindet, in Farben auf das Papier fesselte. Die Plauderei Schwabls über Dachau schmückt eine Vignette Raudners, ein Landmädchen in der wunderlichen Tracht jener Gegend, mit Schloß und Markt Dachau im Hintergrunde.

[10]) s. F. O. Carnuth, Zum Annoliede. Bartsch, Germania XIV, S. 74 f.

[11]) s. F. Janner a. a. O., S. 4 und S. 33. Unter Kuno verdoppelt sich die Zahl der Mönche in Siegberg.

[12]) s. Ottonis chronicon Waldsassense (Öfele rer. boicar. scr. I, 55): „praepositum ecclesiae Ratisbonensis Chunonem iam pridem praefatae ecclesiae electum antistitem ex academia Parisiensi ad cathedram remeantem.“

[13]) vgl. über das Rolandslied die Abhandlungen von W. Wald. (Wandsbeck 1879) und O. Schröder (Zeitschr. für deutsches Altertum von E. Steinmeyer 27, Bd. S. 70 f.) Das Gedicht ist noch vor dem Römerzuge Lothars entstanden, da der Dichter andernfalls die bayerische Herzogin als Kaiserstochter und nicht als Königstochter bezeichnet haben würde und es kaum unterlassen hätte, der Heldenthaten, die Heinrich der Stolze auf jenem Zuge vollbrachte, zu gedenken.

[14]) „Kuno“ ist nur eine Abkürzung von „Konrad“, s. Herbords Dialogus I, 30, wo ebenfalls „Cuno“ für „Conrad“ (von Zähringen) steht.

Das k. 1. Jäger-Bataillon beging am 27. November 1890 die Feier seines 75jährigen Bestehens. Es entspricht dem in der Armee herrschenden Brauche, daß dieses Fest in eng begrenzter, mehr auf das Innere der Abteilung beschränkter Weise, begangen wurde.

Bei dem innigen Zusammenhange und der steten Wechselwirkung zwischen Heer und Volk dürfen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser im voraus versichert sein, wenn wir im folgenden eine kurze Übersicht aus der Geschichte des nun schon über 24 Jahre in Kempten stehenden Jäger-Bataillons geben.

Die Wiege des Bataillons stand am Ausgange einer großen Zeit, und der in derselben herrschenden allgemeinen, alle Stände durchglühenden patriotischen Begeisterung verdankt es sein Entstehen. Wir sprechen hier von jener Zeit, in welcher der Patriotismus des Volkes mit elementarer Gewalt zum Durchbruch kam, um endlich das eiserne Joch, unter dem der große Napoleon Deutschland nur zu lange daniederhielt, abzuwerfen und den großen Eroberer zu zerschmettern. Die im Jahre 1813 aufgestellten freiwilligen Jäger-Bataillone des Regen-, Unterdonau-, Iller-, Isar- und Salzachkreises gaben den Stamm für das am 27. November 1815 durch König Maximilian I. zu Salzburg errichtete 1. Jäger-Bataillon. Von den freiwilligen Jäger-Bataillonen war es nur jenen des Isarkreises vergönnt, an dem Feldzuge 1815 teilzunehmen.

Die Rückgabe Salzburgs an Österreich brachte 1816 das Bataillon nach Burghausen. Die politischen Bewegungen des Jahres 1849 führten es in die Pfalz und nach Baden. Hier wirkten die Jäger bei Vertreibung der Aufständischen aus Mannheim kräftig mit. Nach Wiederherstellung der Ordnung nach Frankfurt a. M. verlegt — diese Stadt hatte bekanntlich als Sitz des im Jahre 1866 selig entschlafenen deutschen Bundes eine aus verschiedenen deutschen Truppen gebildete Besatzung, unter welcher sich stets ein Bataillon Bayern befand, — sieht das Jahr 1855/56 die Jäger wieder in der Pfalz, bis zum Jahre 1859 stehen sie in Augsburg und bis zum Ausbruche des Krieges 1866 in Forchheim in Garnison. Nach Beendigung des Feldzuges 1866 bezog das Bataillon seine jetzige Garnison Kempten.

Ist die Geschichte des Bataillons im Verhältnis zu jener anderer bayerischer Truppenteile auch noch verhältnismäßig jung, so war es ihm doch wiederholt vergönnt, bei den „eisernen“ Würfeln um die Geschicke von Völkern und Staaten manch' guten Wurf zu thun, der zur Entscheidung der blutigen Tage wesentlich mit beitrug und dem Lorbeerkranze der bayerischen Armee manch' neues und frisches Reis einflocht. Wir erinnern hier nur an die Ehrentage des Bataillons: Beaumont, 30. August 1870 —, Coulmiers, 9. November 1870 und Bazoches les hautes, 2. Dezember 1870, der sonstigen Schlachten und Gefechte des großen Krieges 1870 und 1871, an welchen „unsere“ Jäger noch rühmlichen Anteil nahmen, nicht zu gedenken. Von den Kommandeuren des Bataillons seien genannt:

Max Graf Preysing-Hohenaschau, als erster,

Hugo v. Goeritz, gefallen am 25. Juli 1866 auf dem Felde der Ehre bei Helmstadt und Otto v. Schmidt, unter dessen zielbewußter, tapferer Führung das Bataillon am 30. August 1870 sich den Namen der Jäger von Beaumont erwarb, dann bei Coulmiers im Verein mit noch drei anderen bayerischen Bataillonen 18 französischen Bataillonen stundenlang erfolgreichen Widerstand leistete.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Schwerer Anfang.

Eine Rhöngeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Von L. Höhl.

I.

Im Wirtsstüblein bei der „Bärbel“ [1]) in **Wildflecken** herrschte Sonntagsstille. Die ersten Fliegen machten auf den Tischen und an den Wänden ihre Kreuz- und Querzüge, die Katze saß blinzelnd auf der Ofenbank und schnurrte eins herunter, der sonst so wachsame Spitz lag in Jagdstellung auf der Diele und schnappte ab und zu nach den Fliegen, die ihm vor der Nase herumschwirrten, und die Schwarzwälderuhr mit dem verblichenen Zifferblatt machte ihr eintöniges Tiktak. Die Bärbel — das war die Wirtin —, eine rüstige und resolut aussehende Frau in den Vierzigern, stand am Fenster, das eine Knie auf die Bank gezogen, und betete, den messingnen „Bröll“ [2]) auf der Nase, in ihrem „himmlischen Palmgärtlein“, dem alten abgegriffenen Familiengebetbuch. Drüben aber im Kirchlein, das man vom Fenster aus sehen konnte, kreischte das Örgelein die Begleitung zu dem vielstimmigen Chorus der zur Mittagsandacht versammelten Gemeinde.

Da läutete es Ave. Die Bärbel schlug ihr Buch zu, stellte sich, wie sie es gewohnt war, gegen das Kruzifix in der mit Heiligenbildern geschmückten Ecke und betete laut den englischen Gruß. Nach dem ersten Ave aber wendete sie sich halb um und rief einem in der Ecke Sitzenden zu: „Alter Suffkapp, hörschte nischt? Thu dei' Kapp ronner un bät', wie'n ordentlicher Christemänsch“ [3]), und fuhr dann weiter fort. — Der Angeredete war ein kleines unscheinbares Männlein in den 50er Jahren, mit einem verschmitzten, gefurchten Gesicht, listigen Äuglein und struppigen Haaren. Halblaut knurrend — denn er hatte gewaltigen Respekt vor der Bärbel, die ihm schon oft durch einen Rippenstoß beigebracht, was auf dem Wege gütlicher Zurede nicht glücken wollte — streifte er mit einer seiner Hände, zwischen denen er bisher seinen struppigen Kopf gehalten hatte, seine Schmierkappe auf den Tisch und legte seinen Kopf auf die zusammengeknäulten Hände, als ob er auch an der Andacht teilnähme.

„Dich kriegt ons' Härrgott au noch, alt Lümpje, weil d'n gar so weit wägwirfst,“ sagte die Bärbel, als sie ihr Gebet geendet hatte und das Gebetbuch in die Kammer trug, wo es auf dem Bücherbrett über der Thür seinen Platz hatte. „Eß das auch a Art, kein Sonntag und Halltig [4]) in die Kerch ze genn?“

„Ich honn ja kei Wammes,“ knurrte der Angeredete entgegen, „ich konn mech ja net laß gesäh,“ und lupfte dabei seinen alten gestrickten Göller, dem man es allerdings nicht mehr ansah, daß er einmal weiß gewesen.

„Warüm haste kei's?“ eiferte sie weiter, „weil de alles

[1]) Die Wirtschaftsnamen erben sich oft durch mehrere Generationen fort. [2]) Brille.

[3]) Wer einmal die Rhönersprache mit ihrem eigentümlich singenden Tonfall, mit ihren abgetönten Vokalen (i wird e, ei wird ei oder i, au wird u, oi und ui u. s. w.) und weichen Konsonanten (b statt w) gehört hat, wird sich leicht hineinlesen.

[4]) = Heiligtag, Feiertag.

dorchbrengst, was de verdienst; kein' Krüzer zom annern ze halle[1]) ....“

„Be-i wäm vertrenk ich dänn mi Sach?“

„Noch ei'mal söaste[2]) mer das, und ich ställ' dech nuis; meinste, ech bruch dei Schnapskrüzer ....., un die paar Krüzer, die mer an de-i verdehnt, hast eim auf annere Art gewiß wäggefixelt: ich we-iß hüt noch net, wo all die Oier hikomme.“

„Oho!“ fuhr er auf, „me-i kann kei Mänsch was Schlächts bewe-is'.“

Das Gespräch wäre wohl noch weiter geführt worden, wenn nicht jetzt die Kirchengänger gekommen wären und mit ihnen die ersten Gäste, die Silberhöfer und Reußendörfer, die weiter keine Geschäfte im Dorfe hatten und deshalb sofort ihre Schritte ins Wirtshaus lenkten. „Monn[3]) erst 'n Gehstäcke[4]) mitnähm,“ sagte mancher beim Eintreten.

Auch der Wasserhännes, das war das Männlein in der Ecke, wurde lebendig. Wasserhännes — den Familiennamen kannte man kaum — hieß er aber nicht wegen seiner Nüchternheit, als ob er sich nur zum Wasser gehalten hätte, sondern weil sein armseligs Häuschen — „sein Bau“ sagte er — drunten am Wasser stand. „Me-i brengst auch a halb Kännje,“ sprach er zur Bärbel. Er bekam es, stellte es vor sich hin, zog seinen Pfeifenstummel, um „das Näg'je[5]) vollends auszudützen“. Dann lag er auf der Lauer. Sobald ein neuer Gast kam, war er der erste, der ihm das übliche „ich breng ders zu“ entgegenrief. Wohl oder übel mußte der Angerufene Bescheid thun, und wenn er auch nur ein Tröpfchen nippte, damit hatte er die Verpflichtung, wenn er sein Kännchen bekam, auch dem Wasserhännes es zuzubringen. Und dieser verstand und nützte seinen Vorteil. Auch er nippte nur, aber dabei spitzte sich sein „Muil“[6]) wie der Rüssel eines Igels, — und das Gläschen war halb leer, das er dann schmunzelnd wieder zurückgab.

Die Stube füllte sich allmählich mit Gästen. Es kamen die Einheimischen in ihren kurzen Jankern und schwarzen Zipfelkappen, die Pfeifen dampften, das Kännchen machte fleißig die Runde, denn das Zutrinken hörte auch während der Unterhaltung nicht auf. „Ich breng ders zu“ dient sowohl zur Aufmunterung des Erzählenden als auch zur Bekräftigung des Erzählten. Die Bärbel bekam immer notwendiger, wurde aber jetzt von ihrer Ältesten, der Mariethres[7]) unterstützt. Lebhafte Rede ging hin und her: erst vom Wetter, daß es um diese Zeit — man schrieb den dritten Ostertag, 1. April 1766 — nochmal einen Schnee gelegt habe, daß der Kreuzberg, das Kloster nämlich, ganz eingeschneit sei; daß die Reußendörfer sich hatten herausschaufeln müssen; daß der Pater, der von Volkers nach Werberg ging, stecken geblieben und von den Bauern gesucht worden sei; daß es jetzt mit dem Verdienst wieder auf ein paar Wochen aus sei u. s. f.

Einzelne der fremden Gäste machten sich bereits auf den Heimweg. Hännes, dem es am wohlsten war, wenn es recht lebhaft zuging und er überall hineinreden konnte, wollte einem derselben, einem sparsamen tüchtigen Bauern einen Treff geben und rief ihm nach: „Der Lennert moß hai,[8]) moß sei' Küh fütter, moß die Hälmje zähl, daß 'ne der Knächt kai's zeviel gibt“.

„Hännes,“ drehte sich der Bespöttelte unter der Thür herum, „du hast's freilich gut; dei Vieh is gleich gefüttert.“

Schallendes Gelächter erhob sich, während dessen Hännes sich mit einem Schlückchen getröstete, um bei eingetretener Ruhe sofort zu erwidern: „Lacht eu (ihr) nur, eu Gäldprotze; brucht net so deck zu thonn mit eure paar Äckerche un Wiese, mit eure Küh und Ohsse (Ochsen). Vanns noch e Zitlang so fort geht, dörft er's au dem Jüdde gäb, und der Büttel kommt und jöät[9]) euch vo Huisehof[10]), 'nacht[11]) werd der Hännes lache in seim Wasserbau; dann seng ich:

Tut, tut, tut (den Nachtwächter nachahmend),
Büttellüt hans gut:
Bricht 'ne kai Ochs a Horn,
Pfeift 'ne kai Katz ins Korn:
Büttellüt hans gut.
Tut, tut, tut.

Nun hatte er die „gerenge Lüt“ auf seiner Seite, für die er auch sonst immer den Wortführer und Advokaten machte, wenn's in der Gemeinde etwas zu „zertieren“ gab, wenn's zum Frohnden ging, oder gar bei der Verteilung der Gemeindelose.

„Oho,“ rief der ziemlich begüterte Lenzenkapper, „so schnäll schieße die Prööße net'“ — das Sprichwort war damals im Siebenjährigen Kriege erst aufgekommen — „mer senn freilich hart beigethan, und die Härrschaft braucht a Heidegäld ...“

„Und wozu braucht s' es?“ rief Hännes dazwischen. „Geht' mal nach Foll[12]) zum gnädigste Fürstabt Heinrich, bie's da hoch härgeht; die Göllsknächt[13]) ässe bässer als bie ons' Härr Pfarrer.“ „Un erst ouf Schloß Bieberstei' — 's is vor suchzig Jahr gebaut worn,“ fuhr das Kötzemännje fort, das im Land hausieren ging, „da söllt'r 'mal guck! Die Pracht un dän Glast, mit Side un Sammt alles uisgeschlönn[14]), mit Täppich der Fußbode, oms Schloß rüm — es liegt hellisch hoch bobe — is ei Gärtje am annern, un der groß Schloßhund bei der Zugbrücke, där hat a schönner Loschi — sönn[15]) ich euch, als bie der Hännes.“

So drehte sich das Gespräch zunächst um den Fürstabt, gemeint war aber die Herrschaft überhaupt und besonders die eigene, fürstbischöfliche im Hochstift Würzburg, zu welchem Dorf und Pfarrei gehörte. Die Besseren hüteten sich wohl, die allerdings schweren Lasten, die nach dem Siebenjährigen Kriege dem Lande auferlegt wurden, zu bekritteln, aber der Hännes fragte nichts darnach: er spielte das Gespräch sofort hinüber auf das gefährliche Gebiet.

„Vos leit ons an Foll,“[16]) hob er mit erhobener Stimme an, um sich in dem Stimmengesumme mehr Gehör zu verschaffen, — „vos leit ons an Foll, bie sieht's dänn be-i ons ous? Vorüm wannern dänn die gerenge Lüt houfewe-is in jädem Dorf ous nach Amerika? Bei ons senn fährtig Jahr ballö[17]) drißig fort.“

[1]) Beim Schnellsprechen wird das t mit l assimiliert z. B. aller = alter.
[2]) sagst du.
[3]) Wir wollen.
[4]) d. h. ein Gläschen Branntwein.
[5]) Die Neige, das Restchen.
[6]) Hier findet das oben Gesagte (au = ui) seine Anwendung.
[7]) Der Rhöner liebt nicht nur Doppelnamen, sondern auch schöne, vornehme Namen. Damals aber war „Maria Theresia“ der vornehmste Name.

[8]) heim. [9]) jagt. [10]) Haus und Hof. [11]) hernach.
[12]) Fulda. [13]) Pferdsknecht. [14]) ausgeschlagen. [15]) sage.
[16]) Was liegt uns an Fulda?“ [17]) fast, andem.

„Vorüm?“ fiel Hanheie[1]), der Besenbinder, ein, „weil s'es net meh mache könne. Die paar Krüzer, die se verdehne, müsse'se der Härrschaft gäb, stehl' dörfese net, 's Bätteln hilft au nischt, weil kei' Mänsch was hat, no — vos soll'nse thu? Se genn fort.“

„Un die hoche Härrn,“ ließ nun einer von der Ortsbehörde, der's mit den kleinen Leuten hielt, sich vernehmen, „die hoche Härrn, die in ihre gepolsterte Stühl' bei Ste-inwein, Fasanebrate, Musikmächerei un Kommediespiel a Läbe führn vie Gott in Frankreich, die wolle's gar net begre-if, daß onsereins kei Liab zur Heimat hat. Schreibe se da rous[2]), daß mer sich net so ohne weiters von seine Unterthanepflichte losmache könnt', die Obrigkeit hätt' au was nizerede, — mer müßt erst Erlaubnis hab' zor Auswandering.“

„Potztaused,“ rief einer aus der Ecke, der auch zum Auswandern reif war — es fehlte ihm nur das nötige Geld —, „jetz darf mer gar net mehr verhungern vo mer well; die Härrschaft befiehlt, da — in Wildfläcke moßte hi wär'.“

„Mer söllt mein',“ nahm Hännes wieder das Wort, nachdem er sich wiederholt gestärkt hatte, „mer söllt mein', weil se ons so gärn behalle möchte, 's wür ons 's Läbe a beßje lichter gemacht, aber — nei! Gleich 's anner Jahr kam die schö' Verordning mit'm Straßebau. Im ganze Lahnd schöne breite Straße baue, das Krumme grad und das Rauhe äbe mache, vi's im Evangelium he-ißt, das kost a Heidegäld, un wär bezahlt's? Die Unterthane.“

„Nun,“ wollte der Scholtes[3]) begütigen, „das trifft ein' vie'n annern; der Fürst sälber hat a große Summe aus seiner Kasse dazu, gethan“ — „seine Kasse?“ ließ sich ein spöttischer Zuruf vernehmen —, „und die Beamten und Bürger und alle miteinander müsse Frohn bezahl'. Und wär net sälber frohn' well, kann's ja ablös' mit 7½ Krüzer per Tag.“

„Das kommt auf eins rous bei de arme Lüt,“ hieß es entgegen, „vann s'n Tag nischt verdehne, hon se nischt ze läbe; un vann s'es ablöse wolle, müsse se die 7½ Kreuzer erst wo annerst verdehne, — un 's is ei'mal nischt, die arme Lüt genn ze Gronn.“[4])

„Un wir gar, da henge[5]) in däm Loch, vo kai Mänsch was ze suche un ze hole hat, wir brouche gar kei Straße. Vann der Härr Amtskäller, un weiß Gott wär noch, be-i ons was ze thonn hat, solle s'es mach vie meih[6]), sölle sich 'n Stäcke 'rabschneid im Wald un sölle ons' stickle[7]) Bärg roufsteig'.“

„Ja,“ spottete das Kötzemännje, „vann se net 's Podagra hätte, un vie die noble Krankheite all heiße, von lauter gut Aesse un Trenke.“

„Mit ei'm Wort,“ schloß Hännes, der noch etwas anderes im Rückhalt hatte, das Gespräch, „mer senn nischt, un mer honn nischt, un mer gelte nischt; un vann so 'n Schreiberknächt von der Hofkammer 'was ußeschickt[8]), moß der ganze hohe Rat un der gscheidt Scholtes vorndra — 's Muil hall'.“

[1]) Johann Heinrich.

[2]) Das waren die fürstbischöflichen Verordnungen vom 10. Februar und 5. Juni 1764, welche, da die Auswanderungssucht durch Verführer und Unterhändler immer mehr gefördert wurde, am 28. April 1766 und 13. März 1767 wiederholt ergingen, bis endlich unter Josef II. am 7. Juli 1768 durch eine kaiserliche Verordnung die Auswanderung ohne gesetzliche Erlaubnis gänzlich untersagt wurde.

[3]) Schulze. [4]) Grund. [5]) hinten.

[6]) wir. [7]) steile. [8]) herausschickt.

„Oho, das geht doch net so schnäll,“ kam die Abwehr vom Herrentisch, wie er spottweise genannt wurde, „in ons' Gemainsach' hat kei Mänsch neizerede ...“

„Wirst's ball derläbe,“ erwiderte Hännes, daß euer Härrschaft ouis is. Net wahr? so'n arme Töufel, der a ordentlich Läbe afang un ählich wern[9]) well, dän laßt'r net heiern un nähmt 'n net o. Vann äber willfremme Lüt dahärkomme mit'm Schreibes „auf Allerhöchsten Befehl,“ 'nacht eß alles stell un kei Luis räht[10]) sich; un da senn se, un da blinn[11]) se in alle Ewigkeit.“

„Daß eß nit wahr,“ riefen mehrere durcheinander, „meih honn ze entscheide.“

„Und doch eß es wahr,“ schrie der Hännes, und wollte sich — es war aber nur ein Kunstgriff — zum Aufstehen und Fortgehen anschicken, — „ich weiß, vas ich weiß.“

„Da bli'ste,“[12]) und zwei kräftige Fäuste drückten ihn wieder auf seinen Platz, und eine Stimme rief: „A Kännje, äber a ganzes, fürn Hännes, daß 'ms Muil geschmiert wird.“

„Vos weißte?“ hieß es nun von mehreren Seiten.

„No, nur sachtig!“ wehrte der Hännes die Drängenden ab, indem er das Kännchen schon zwischen den zwei Fingern hielt, „erst laßt mich emal trenk, daß ich mein' Verstehte mich[13]) wieder zsammkrieg.“ Ein herzhafter Schluck, dann begann er.

„Ich war wier'mal[14]) a paar Tag in der Kost bei'm Härrn Amtskäller, — 's läßt sich uishall'. Vorüm ich d'enn[15]) war, das g'hört net daher, Schlächts war's äber nischt. Und da honn ich von däne Schreibersknächt 'was derlust[16]). Hä! hä! Dos vann wahr werd ...“ — und wieder eine Kunstpause und ein Schlückchen.

„Moch doch zu!“ drängten sie ihn von allen Seiten, „der Wächter dutt scho die Zah.“[17])

„Ach vos! där kann duht, vos er mag, jetz senn me-ih die Härrn.“

„Also rous mit der Sprach!“

„No! daß ihr gleich die ganz' Beschäring weßt, meih bekomme vier fonkelnagelnöue Ortsnachbern hei-ze Willfläcke.“

„Vie? vas? vär?“ so schwirrte es durcheinander, bis eine Stimme Ruhe gebot und Hännes weiter fuhr.

„Ihr ha't äber 'n schlächte Merker. Weßt'r dänn net, vos ons' Fürst seit zwei Jahr fürhat? — Säht, die hoche Härrn senn grad vie die kleine Lüt au. Vann der Nachber äbbes[18]) Extra's hat, moß mer's gleich nachmach. Da hat der Fürstabt vo Foll — 's senn jetz sächzeh Jahr — zwei Krugbäcker aus 'm Kurtrierische komme lasse und hat die främme Vögel nach Römischgehag gesätzt, daß se däne arme Hausierer 's Futter vom Moul wägschnappe; un jetz well's ons' gnädiger Härr“ — dabei lupfte er spöttisch seine Schmierkappe — „auch nachmach un ons gleich vier däre Vögel härsetz'.“

„Dos kann, dos darf net se-i', ging es hin und wieder an den drei Tischen und manche Faust schlug kräftig auf die Tischplatte, meih brouche das främme Volk net.“

[9]) sich verehelichen. [10]) regt. [11]) bleiben [12]) bleibst du.

[13]) Verstand.

[14]) wieder einmal.

[15]) drinnen.

[16]) erlauscht.

[17]) tutet schon zehn Uhr; dagegen duht = tuten.

[18]) etwas.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Beiträge zur Geschichte der Kunst im altehrwürdigen Kloster Tegernsee.

Von A. R.

I.

Ein bisher unbeachteter Meister.

In dem Handwerksbuch der Augsburger Malerzunft lesen wir S. 35 folgende kurze Notiz:[1])

„17. Okt. 1497, stellte Thoman Burgkmayr den Jörg Gutknecht als lernknaben dem Handwerk der Maler vor".

Und was aus diesem Jüngling nach 17 Jahren geworden, das erfahren wir in einem wundervollen Vesperbuch des Klosters Tegernsee, welches unter der Bezeichnung Cod. con. pict. 1 a Tegernsee 1201 in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrt wird. Dort steht nämlich auf dem Vollbild S. 8 ober den Häuptern des hl. Vaters Benedikt, und der hl. Kirchenpatrone Petrus und Paulus in seiner Goldschrift zu lesen:

„gemalt von Jörg Guetknecht Maler aus Augsburg zue der zeyt Noviez MVXV".

Meister Thoman Burgkmayrs Lernknabe hat also die Welt und ihre für ihn sicher in Aussicht stehenden Ehren verlassen, um in stiller Klosterzelle im schönen Tegernsee Gott und seiner Kunst allein zu leben!

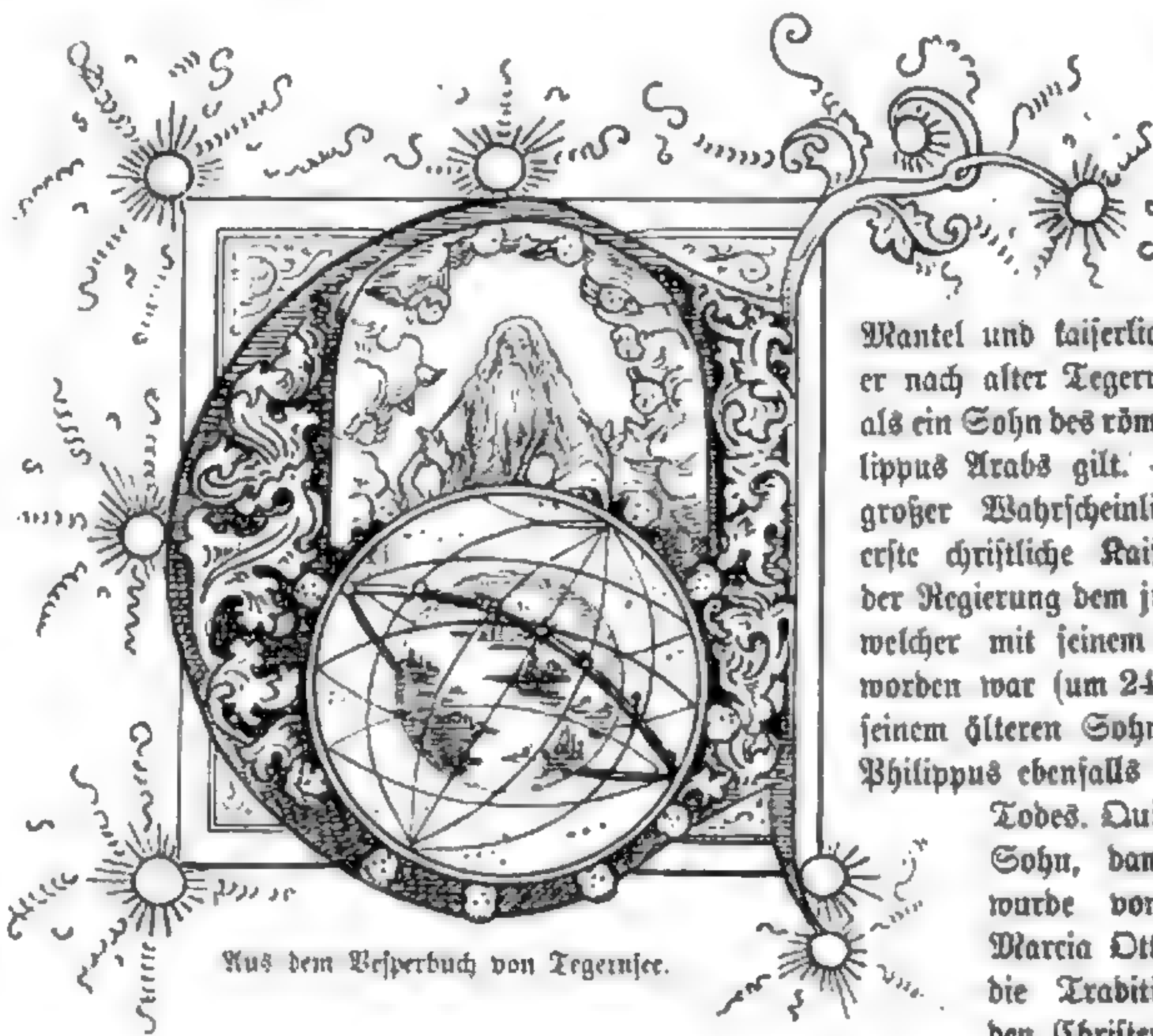
Laßt uns sehen, in welcher Weise er die letztere ausgeübt hat.

Das erste Vollbild in dem eben genannten Kodex, sowie die Initiale, welche ich hier meinen Lesern bringe, mögen als Zeugen hierfür gelten.

Dieses erste Bild, (kürzlich erschienen in der Historie von St. Quirinus, Verlag von Dr. M. Huttler, Conrad Fischer in München), beträgt 44 cm in der Höhe und 26 cm in der Breite und stellt die heiligen Klosterpatrone von Tegernsee: Quirinus, Chrysogonus und Castrius dar. Der „Hauptherr" war aber von jeher dort St. Quirinus, der ja auch hier in der Mitte steht. — Zu Füßen dieser Heiligen kniet Abt Maurus, welcher 1515, eine Jahreszahl, die unten an dem Säulensockel angebracht ist, Kloster Tegernsee regierte. Das ganze Bild ist in ungemein weichen, harmonischen Farben, mit feiner, glänzender Goldschraffierung der Gewänder und Ornamente ausgeführt, die architektonische Umrahmung steingrau gehalten, mit rotem Marmor und dunkelgrünem Stein (Malachit), eingelegt, gleichwie auch die Säulchen oder Postamente der seitwärts stehenden Engelchen aus eben diesem grünen Stein hergestellt und mit braunen Kapitellien und aufgesetzten Goldlichtern gekrönt sind.

Die verschiedenen Engelsgestalten und Köpfe tragen in naiver Weise unverkennbar den Typus der Tegernseer Bauernbüblein und sind — wenigstens die beiden, welche das Christkind oben in dem schönen goldigen Wägelchen spazierenfahren, mit höchst possierlicher Anstrengung bemüht, ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden. Sie scheinen ihrer Flügel vergessen zu haben, sonst sauste es wohl leichter dahin!

Die Verzierungen an den Seiten sind braun mit Goldlichtern, und der Hintergrund des ganzen Bildes mit Ausnahme des Vorhanges hinter den Heiligen, welcher aus hellamarantrotem Damast besteht, ist in tiefem, sattem Dunkelblau gehalten. (Die seltsamen, unschönen Gazehemdchen der Engel hat wohl eine spätere Hand darauf gemalt!) Der heilige Quirinus trägt einen lichtblauen, mit Zobelpelz verbrämten Mantel und kaiserliche Insignien, weil er nach alter Tegernseer Überlieferung als ein Sohn des römischen Kaisers Philippus Arabs gilt. — Dieser war — großer Wahrscheinlichkeit nach[1]) der erste christliche Kaiser. Er folgte in der Regierung dem jungen Gordianus, welcher mit seinem Wissen ermordet worden war (um 244), und starb nebst seinem älteren Sohn und Mitregenten Philippus ebenfalls eines gewaltsamen Todes. Quirinus, sein jüngerer Sohn, damals 7 Jahre alt, wurde von seiner Mutter Marcia Ottacilia Severa, wie die Tradition berichtet, bei den Christen verborgen gehalten und dortselbst auferzogen. Als dann 20 Jahre später Claudius II. Gothicus, 24. März, vom römischen Senat zum Kaiser ausgerufen wurde, nahm man den Quirinus gefangen, und nachdem er trotz harter Mißhandlung seinen Glauben nicht abschwören wollte, wurde er enthauptet am 25. März 269.



Aus dem Vesperbuch von Tegernsee.

Seine Reliquien brachten in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, Adalbert und Ottokar, zwei Grafen (wie man annimmt aus dem Geschlechte der Agilolfinger) und Stifter des Klosters Tegernsee von Rom aus hierher, während jene der beiden anderen Heiligen erst im 11. Jahrhundert von dem frommen, hochgelehrten Abt Ellinger hierher versetzt wurden.

Der hl. Chrysogonus war ein Priester und Lehrer der hl. Anastasia, er starb für den Glauben unter Diocletian. Zuweilen wird dieser Heilige, wie Cahier in seinem schönen Werk: Caractéristiques des saints dans l'art populaire sagt, auch in der weltlichen Kleidung eines vornehmen Mannes

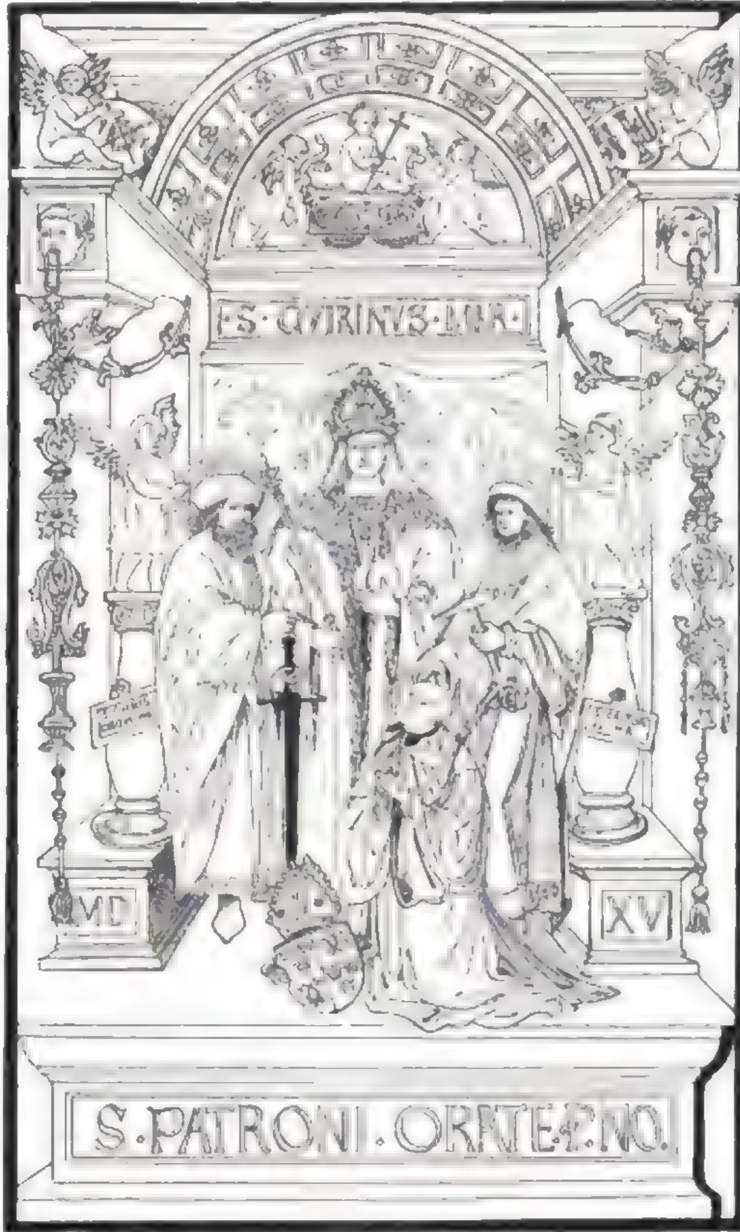
[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Dir. E. v. Huber, k. Galleriekonservators zu Augsburg, von Freyin L. v. Schrenck. 1. Juni 1886.

[1]) Paul Allard, Histoire des persécutions pendant la première moitié du troisième siècle. Paris 1886 tome II p. 215 etc.

dargestellt, was auf die Ehren hinweisen soll, die ihm Diocletian verhieß, wenn er seinen Glauben verleugnet hätte. — In Tegernsee scheint man ebenfalls diese Annahme festgehalten zu haben, denn nicht nur hier auf dem Bilde ist Sct. Chrysogonus weltlich gekleidet — sein Mantel zart violett, mit weißen Lichtern und Goldsaum, das Unterkleid scharlachrot und gleichfalls mit Gold besetzt — sondern es steht auch in einer Bestellung an Meister Stephan Zwinkh in Miesbach im Jahre 1619, den 13. Januar [1]) die ganz bestimmte Anweisung: „St. Chrysogonus soll gemacht werden als ein römischer Bürgermeister“.

Vom hl. Castorius weiß man, daß er ein Künstler, und zwar ein Bildhauer gewesen ist, der sich weigerte, seine Kunst den Abgöttern zu widmen, weshalb er den Martertod ebenfalls unter Diocletian erleiden mußte. Er trägt hier einen grauen Schlapphut, hochroten Mantel mit Gold verziert und ein hellgrünes Unterkleid, welches auch von Goldsäumen umgeben ist, in denen der Name „Maria“ steht. — In seiner schwieligen Hand führt er den Hammer.

Außer diesem Vollbild findet man noch in jenem Vesperale eine große Anzahl der reizendsten Initialen (ich zählte deren 56!), deren innerer Raum von Heiligenfigürchen auf Goldgrund ausgefüllt ist. Das ganze reiche Kirchenjahr mit all seinen heiligen Zeiten und die beliebtesten und bekanntesten Heiligen sind da vertreten, und all' diese Bilder mit einer Feinheit der Zeichnung, einer Wärme des Kolorits ausgeführt, die man sonst nur in der Zeit findet, wo die Kunst der Miniaturmalerei in ihrer höchsten Blüte stand, was ja bekanntlich im 16. Jahrhundert nicht mehr der Fall gewesen ist. — Ich glaube mich auch nicht zu irren, wenn ich sage, daß in diesen Werken des Tegernseer Künstlers die volle Charakteristik der Augsburger Schule zur Geltung kommt, so wie sie namentlich nach Kuglers Geschichte der Malerei (Band II, S. 451) bei dem sogenannten Großvater Hans Holbein und Hans Holbein dem Älteren (der nebenbei gesagt, der Schwiegervater Thoman Burgkmayrs war), geschildert ist.



Aus dem Vesperbuch von Tegernsee.

Es sind gewiß zum Teil Portraits, die man hier zu sehen bekommt, z. B. gleich am Anfang bei dem Vollbild, wo St. Benedikt, Peter und Paul abgebildet sind. — Eine eigene Klosterapotheke sehen wir auf S. 204, sicher nach der Natur gezeichnet, in welcher die hl. Frauen zur Einbalsamierung des lieben Heilands ihre Spezereien einkaufen.

Bilder von Meister Albrecht Dürer hat übrigens der Künstler auch angewendet, jedoch auf seine eigene Art. Die liebliche Maria mit dem Kinde auf S. 218 gehört in diese Reihe, ebenso David, zur Harfe singend (aus dem Gebetbuch Kaiser Maximilians). Er ist in eine allerliebste Gebirgslandschaft versetzt, und Gott Vater mit einem Hofstaat von vielen fliegenden Engelein hört ihm gar wohlgefällig von den Wolken aus zu.

Nicht minder anmutig als alle diese Bilder sind auch die Blumen, welche Jörg so gern um seine Heiligen schlingt. Er hat sie gewiß von Wald und Feld hereingeholt, das sieht man ihnen an. Besonders reizend kommen mir die hingestreuten einzelnen Veilchen und Margarethen vor, auf braunen Grund, mit origineller Goldschraffierung gesetzt.

Ich habe hier für meine Leser noch eine aus diesen lieblichen Initialen gewählt, welche mir wirklich ganz besonders eigentümlich schien.

Ein grünes C auf Goldgrund (S. 193) [2]), in dem Gott Vater in Purpur gekleidet, ernst und würdevoll seine Schöpferhand auf der Weltkugel ruhen läßt. Irre ich nicht, so sehen wir am Mittelpunkt des Weltalls unsern schönen Tegernsee, während von allen Seiten bausbackige Windengelein frisch darauf losblasen.

Nun aber nehme ich Abschied von unserm guten Meister, und empfehle sein in stiller Klosterzelle mit so viel liebender Sorgfalt geschaffenes Werk der näheren Besichtigung aller Freunde kindlich frommer, echter Kunst.

[1]) Kreisarchiv Landshut Report. XLVII. Fasc. 46, Saal 11, Nr. 518.

[2]) Die meisten Initialen sind bei Gutknecht in bunten Farben gehalten selten nur braun und Gold.

(Schluß folgt.)

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

I.

Militärische Wohnstätten.

Wenn auch die Bezeichnung „Bayern-Plateau“ in keiner Karte und Kriegsgeschichte sich findet, so kann sie doch als wohlberechtigter Ehrenname Geltung beanspruchen.

Eigentlich hieß es „Plateau von Chatillon“, das wir Bayern von der 3. Division während der Einschließung von Paris unter Mühsal und Gefahr behaupteten und daher mit Stolz das „unsrige“ nennen durften. In grämlichen Momenten mochte allerdings mancher den Wunsch gehegt haben, den unwirtlichen Bezirk unserer Vorposten- und Reservestandorte mit gesegneteren Zernierungsgefilden zu vertauschen. Solche hatte ein günstiges Kriegsloos insbesondere unsern vielbeneideten Nachbarn vom 5. preußischen Corps beschieden, welche sich von den Strapazen des Vorpostendienstes in dem schönen und nährsamen Versailles erholen durften. Wir konnten uns dafür mit der Genugthuung trösten, daß wir der so innig umschlossenen Lutetia am nächsten gerückt waren und dieser ehrenvollen Bevorzugung eine Fülle denkwürdiger Erlebnisse verdankten.

Was ich davon erzählen will, sollen nicht kriegsgeschichtliche Abhandlungen sein, sondern nur persönliche Erinnerungen an die eigenartige kriegerische Situation, insoweit sie auch nichtmilitärische Kreise zu interessieren vermögen. Im Vordergrund dieser Situation stand eben das Bayern-Plateau und seine Hänge, welches sich der Leser in seinem nordöstlichen Teil als eine gewaltige natürliche Bastion vorstellen mag, die für die Umklammerung von Paris den wesentlichsten Stützpunkt darbot. Diese natürliche Gegenfestung hatte auch einen künstlichen Kern, eine vom Oberkommando der 3. Armee „Bayernschanze“ getaufte, nicht ganz vollendete Redoute, oberhalb Chatillon, welche uns die Franzosen am 19. September, dem ersten Tage der Umschließung — wenn auch nicht freundlichst — eingeräumt hatten.

Welch' unsagbar stolzes Gefühl schwellte unsere Brust, als wir am Abend nach diesem siegreichen Gefecht zuerst den nördlichen Plateaurand betraten und vor unsern Blicken ein weithin schimmerndes Lichtmeer sich ausbreitete — das ersehnte Paris! Wer von uns hätte damals gedacht, daß wir nach Wochen und Monaten erleben mußten, wie das Lichtmeer immer dünner wurde, bis zuletzt nur mehr spärlicher Schimmer die Nähe der volkreichen Metropole andeutete. Wir sollten Gelegenheit haben, „unser“ Plateau, das wir im Hochgefühl jenes Abends nur als die letzte Etappe vor dem baldigen Siegeseinzug betrachteten, in all' seiner Schönheit und — seiner Tücke kennen zu lernen. Je nun, was blieb anders übrig, als uns mit der Hoffnung:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt“

zu vertrösten und uns bis dahin wohnlich einzurichten. Diese Wohnlichkeit erwies sich zum Teil als eine fragwürdige und unzweifelhaft waren unsere besten Tage vor Paris jene ersten der Zernierung, wo wir gar nicht wohnten, sondern die schönen Septembertage und Nächte unter Gottes freiem Himmel verbrachten.

Wer je ins Feld gerückt ist, wird sich der verblüffenden Empfindung erinnern, wenn ihm zum ersten Male zugemutet wird, ohne weiters sich auf einem vom Regen durchweichten Feld oder Wiesengrund zur nächtlichen Ruhe zu betten. Der reinliche Kulturmensch in ihm empört sich gegen solche Zumutung, bis mit der Zeit auch dies und noch weit schlimmere Dinge sich gewöhnen.

Unsere Pariser Bivouacs dagegen gestalteten sich erheblich zivilisierter. Freundliche Stimmung erzeugte vor allem schon die anmutige Umgebung: Grünende Gehölze, wohlgepflegte Gärten und zierliche Villen — ein Landschaftsbild so friedlich sich abhebend vom wolkenlosen Himmel, daß man zu Zeiten vergaß, mitten im Kriege zu stehen. Freilich war uns buchstäblich zu viel Sonnenschein beschieden, so daß zum Schutz dagegen unter Tags die mannigfachsten Schirme aus Zeltteilen, Plaids, Decken und Leintüchern hergestellt wurden. Noch dringender erwiesen sich Vorrichtungen gegen die empfindliche Nachtkühle, da, um die Stellungen nicht zu verraten, keine Lagerfeuer gebrannt werden durften. Hütten und Windfänge erwuchsen aus Reisig, Brettern, Fässern, Thüren und Tischen; man konnte sogar Versuche zierlicher Rundbogenbauten wahrnehmen, welche aus über Reife gespannten Strohmatten bestanden. Dazwischen erhoben sich viele der kleinen französischen Zelte in Giebelform. Ich selbst hauste in einem solchen bei Sedan erbeuteten tente d'abri, welche zwar in ihrem Äußern schnöde Ähnlichkeit mit einer Hundehütte aufwiesen, in deren Innern es sich aber regengeschützt und warm ruhen ließ.

Für wärmende Umhüllung des Leibes hatten unsere Vorgänger auf dem Plateau, die französischen Truppen gesorgt, welche ihren Rückzug mit reicher, für uns höchst schätzbarer Hinterlassenschaft in Magazinen und Lagerplätzen angetreten hatten. So fanden sich z. B. an einer zur Verteidigung hergerichteten Parkmauer von Plessis-Piquet, in Reih und Glied sämtliche Tornister eines Chasseurs-Bataillons mit nagelneuem Inhalt vor. So bot denn die Bivouac-Toilette aus roten, braunen und weißen Wolldecken, blauen Soldatenkapoten, Halsbinden und Lagermützen, sogar etlichen schwarzen und weißen Zipfelhauben bestehend, ein farbenfröhliches Gesamtbild, bis die hereinbrechende Nacht alles in ihren dunklen Schleier hüllte. Vor Tagesanbruch schon ward die nächtliche Ruhe unterbrochen, da zur Bereitschaft gegen etwaigen Angriff unter Waffen getreten wurde. Freudigst ward dann die aufgehende Sonne begrüßt, welche der Bereitschaft ein Ende machte und die fröstelnden Glieder wieder durchwärmte.

Und es kamen und gingen die vollauf in freier Luft genossenen Septembertage, aber vom Siegeseinzug war immer weniger die Rede, dagegen immer mehr von der Aussicht auf „Spätherbst oder gar Winterfrische“ vor Paris. Deshalb wurde bald ernstlich mit der häuslichen Einrichtung auf der Hochfläche begonnen. Für die unmittelbare Vorpostenreserve fanden sich bereits Wohnstätten in der Bayernschanze vor, welche auch die Residenz des jeweiligen Vorposten-Kommandeurs enthielt, einen mit Erde gedeckten Hohlraum im Umfang eines kleinen Schlafkabinetts. Die zwei Kompagnien Schanzbesatzung sowie deren Offiziere lagen in den von den Franzosen begonnenen und von den Bayern ausgebauten granatsicheren Räumen. Eigentümlich hierbei war die mitunter angewandte Art der Eindeckung: Eisenbahnschienen mit Sandsäcken und Erde darüber.

Da es diesen Wohnräumen erheblich an Licht und reiner Luft fehlte, die Lagerstätten wegen eintretenden Strohmangels immer härter, dagegen der von der Hochfläche eingeschleppte Schmutz immer unüberwindlicher und — lebendiger wurde, so gestaltete sich der 48stündige Aufenthalt für die Besatzung zu einer schweren Humorprobe. Trotzdem boten die kerkerähnlichen Kasematten einen entschiedenen Vorzug vor den reizendsten Landhäusern im nahen Chatillon. Da die Schanze im Kreuzfeuer der Südforts lag, so waren bei lebhafteren Kanonaden im freien Innenraum Granatsplitter so „wohlfeil wie Brombeeren", und in solchen Zeiten mußten die Mannschaften wohl oder übel in ihrem dumpfen, aber sichern Gefängnis ausharren. In den Pausen zwischen den Beschießungen verwehrte man ihnen nicht, im Hofe sich zu ergehen oder bei nassem Wetter in dem zähen Schmutz zu waten. Als in den Dezembertagen strenge Kälte eintrat, die Lehmfläche gangbar machte und das in Vertiefungen sich sammelnde Wasser gefror, wurde sogar etliche Male dem vaterländischen Sport des Eisschießens gehuldigt. Als Gegenstück hierzu belustigten sich im nahen Fort Vanvres die Franzosen unter gellendem Geschrei und Gelächter mit Schneeballenwerfen. Sie konnten sich dies in vollster Gemütsruhe erlauben, während unsere Eisschützen keinen Augenblick sicher waren, durch Sprengstücke in ihrem harmlosen Spiel gestört zu werden. Je nun — es währte nicht mehr lange, so nahmen wir gründlich Revanche und spielten unseren lustigen Feinden in Vanvres den Brummbaß auf!

Weit behaglicher als die Schanzverließe waren die Unterkunftsräume, welche für die zweite Reserve hergestellt wurden; zunächst ein Lager nahe Plessis-Piquet, welches teils aus großen französischen Zelten in Kegelform, teils aus Bretterbaracken bestand. Jede dieser langen Baracken beherbergte eine Kompagnie, und eine kleinere die Subalternoffiziere zweier Bataillone. Nur die Stabsoffiziere mit ihren Adjutanten erfreuten sich eigener Bretterverschläge, welche den Schmalseiten der Mannschaftshütten angebaut waren.

In den Baracken konnte man sich wenigstens über Mangel an frischer Luft nicht beklagen, denn diese fand durch Spalten reichlichen Zugang. Auch für Helle war unter Tags in sinnreicher Weise gesorgt, indem die Bretterkasernen mit großen, den Treibhäusern von Plessis-Piquet entlehnten Glasfenstern ausgestattet wurden. Da jedoch nachts kein Licht nach außen sichtbar sein durfte, so mußten alle Fenster mit Decken oder Zeltteilen sorgfältig verhüllt werden. Dann galt es erst noch, die angezündeten Kerzen mittels Windschirmen vor dem Ausblasen durch den heftigen Luftzug zu schützen.

Zwei Bretterreihen, welche inmitten der Baracke einen schmalen Gang ausschieden, bezeichneten zugleich in rührender Einfachheit die Grenzen der Lagerstätten, worin etwa 30 Offiziere auf Stroh gebettet waren. Neben jugendlichen Lieutenants und Junkern lagen da in Eintracht ältliche Hauptleute, welche hier und da in den feldmäßigen Vollbart brummten, wenn das mutwillige junge Volk in später Nachtstunde noch kein Ende der Schnurren und des Geplauders fand. Andern Tags speisten aber die Alten und die Jungen ohne Groll wieder gemeinsam die aus den rußigen Feldkesseln geschöpfte schlichte Feldkost.

Im übrigen war das Lagerleben von ermüdender Eintönigkeit, da unsere ganze Aufgabe während jener Tage nur darin bestand, bei etwaigen Ausfällen zur Unterstützung der Vorposten bereit zu stehen. Von allen kriegerischen Thätigkeiten ist gewiß außer dem Zerniert-„werden" die unerquicklichste das Zernieren: lange Monate in eng begrenztem Bezirk still liegen und stets auf die Abwehr beschränkt bleiben. Wie haben wir oft unsere Kameraden vom Corps von der Tann um den frischen, wenn auch blutigeren Feldkrieg beneidet! Ein freudiger Moment des Lagerdaseins war stets die Ankunft des Briefboten „auf Kriegsdauer", unseres stattlichen Regimentstambours. Postkarten, Briefe und Zeitungen aus der Heimat wurden ausgetauscht oder vorgelesen und mit gemischten Gefühlen und trockenem Gaumen lasen wir mitunter von den üppigen Siegesbanketten, die daheim gefeiert wurden.

Die weitaus anregendste Episode unseres Lagerlebens bildete jedoch ein in der Jagdgeschichte gewiß seltenes Vorkommnis einer Luftballonjagd. Eines schönen Novembernachmittags kam ein mächtiger, halb schwarzer, halb orangegelber Ballon aus Paris über das Lager geflogen, und zwar so tief, wie wir noch keinen gesehen hatten. Wir konnten deutlich zwei in der Gondel sitzende Männer unterscheiden, welche offenbar in aller Gemütsruhe unsere Stellungen rekognoszierten. Wir waren so ungemütlich, dies harmlose Vergnügen zu stören, und erprobte Schützen, Offiziere, sowie Unteroffiziere, feuerten auf die im Schußbereich befindlichen Spione „aus der Vogelschau". Etliche Geschosse mußten bedenklich nahe gekommen sein, denn die Luftschiffer warfen schleunigst Ballast aus, der uns Sand in die Augen streute, und schossen pfeilschnell in die Höhe, um allmählich südwärts unseren Blicken zu entschwinden. Uns blieb das Nachsehen und ein oder der andere empfindsame Zernierer mag sehnsüchtig geseufzt haben:

> .... „Segler der Lüfte,
> Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!"

Sonst wurde unser Stillleben noch hie und da durch eine verirrte auf gut Glück in die Weite gesendete Granate unterbrochen. Nur ein paar Nächte hindurch, um die Zeit der Ausfallkämpfe gegen die Württemberger und Sachsen, erfolgte ein so höllisches Feuer aus allen Forts, daß das ununterbrochene Aufblitzen der Schüsse am Horizont nur mit einem besonders argen Gewitter zu vergleichen war. Hunderte von Geschossen fegten dicht über das Lager weg oder explodierten daneben, etliche sogar mitten darin.

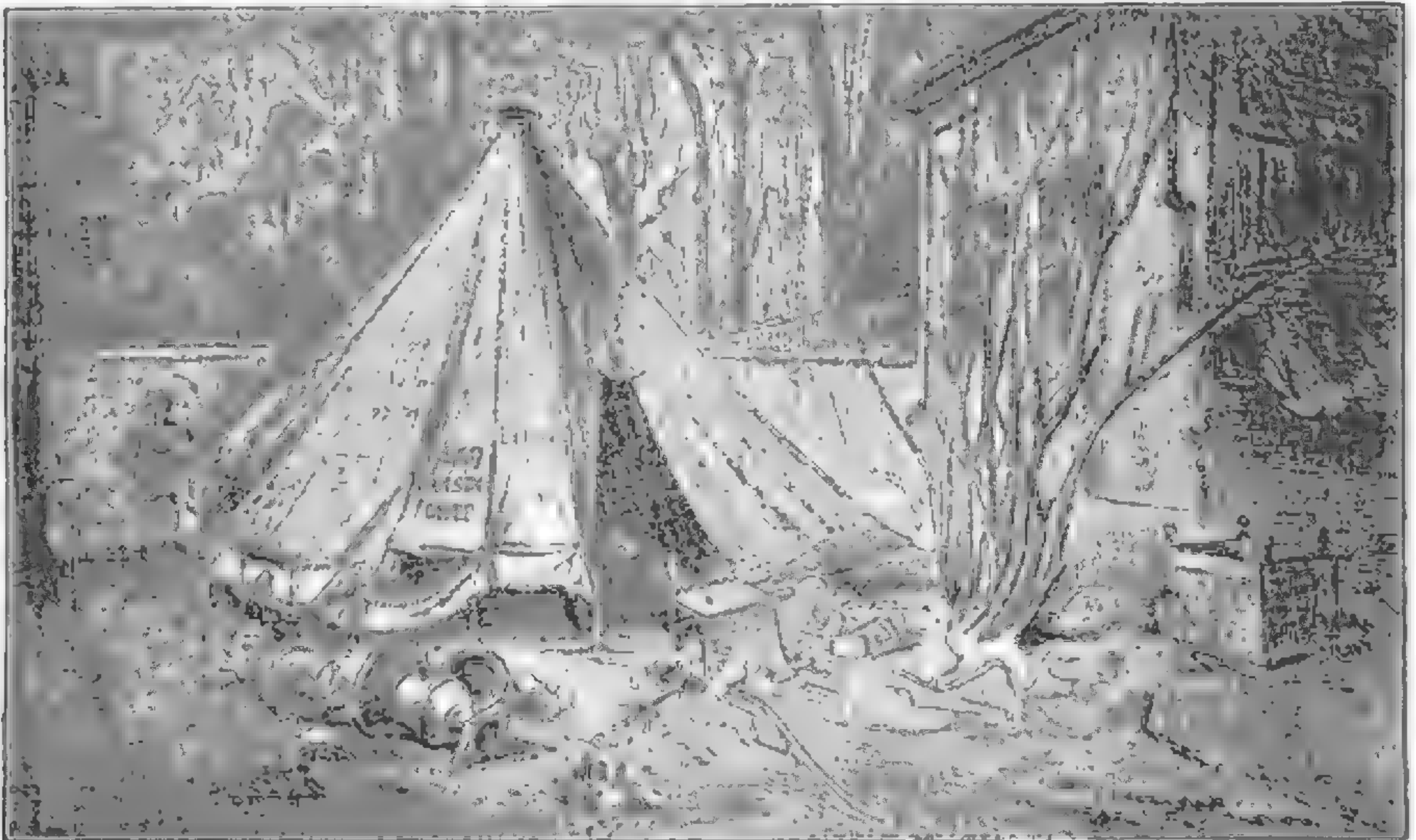
Um mehr Sicherheit gegen solche Ruhestörungen und zugleich bei der eingetretenen Kälte wärmeres Obdach zu gewinnen, wurden zunächst in einer geschützten Terrainmulde bei Plessis-Piquet Baracken gebaut und später Erdhütten am Saume des Waldes von Meudon. Wie hatte sich dieser seit den Flitterwochen unserer Bekanntschaft mit dem Plateau verändert; damals in üppiger Fülle und frischem Grün prangend, nun entblättert und vielfach gelichtet. Hunderte der prächtigen Stämme mußten fallen, um in der nüchternen Form von Palissaden wieder in die Erde gepflanzt, sonst als militärisches Bau- oder Brennholz verwendet, oder endlich, um als Verhau Schutz gegen überraschenden Angriff zu bieten. Meine Kompagnie selbst hatte sich an der Schönheit des Meudoner Gehölzes durch Anlegung eines solchen Verhaus versündigt, unweit der Mitrailleusenfabrik, welche trotz ihrer unheimlichen Bestimmung mit ihren zierlichen Gebäuden wahrhaft idyllisch am Ufer eines Teiches gelegen ist.

Im Erdhüttendorf am Saume des Waldes ließ sich recht

gut wohnen. Wenn wir auch buchstäblich unter der Erde hausten, da von den Hütten wenig mehr als die Dächer über den Bauhorizont hervorragten, so waren wir wenigstens vor Kälte und Nässe geschützt. Draußen aber in der Umgebung der Hütten war's bei nassem Wetter fürchterlich, wie überhaupt der zähe Schmutz des Plateaus, welcher den Fuß bei jedem Schritt förmlich gefangen hielt, jeder Beschreibung spottet. Statt vieler Worte erwähne ich nur die Thatsache, daß wir eines Tages, als wir die Vorposten in Clamart ablösen sollten, zwei und eine halbe Stunde brauchten, um die nur eine halbe Wegstunde betragende Strecke zurückzulegen!

Außer den bisher geschilderten feldmäßigen Behausungen war es uns nach der Ablösung von den Vorposten zeitweise vergönnt, thatsächlich zu „wohnen". Das von den Einwohnern völlig verlassene Plessis-Piquet, mit seinen Schlössern, Villen und Parks, bot uns zwar mitunter prächtige Wohnräume, aber sonst nichts, als etwas seltsame Kontraste. Man stelle sich z. B. ein schwarz mit Gold getäfeltes Gemach vor, mit Marmorkamin, wohl ausgestattetem Buffetschrank und auf dem Mahagonitisch in Sèvres-Porzellan serviert — nichts als gesottenes Hammelfleisch. Einen freundlichen Gegensatz bot jedoch im Schloß des Buchhändlers Hachette das jedesmal von unseren beiden Ärzten bewohnte Gelaß, welche darin abends offenen Salon hielten. Derselbe war ehedem das Boudoir der Schloßherrin, und die Krone der Einrichtung bildete ein Flügel von Erard, auf dem ein Vizekorporal meisterhaft spielte und auch öfter seinen Freund, einen Soldaten, der mit geschulter Stimme Lieder sang, begleitete. Freilich waren die musikalischen Krieger niederen Ranges akademisch gebildete Jünglinge, beide nunmehr in angesehenen Lebensstellungen.

Noch eine wahrhaft erhebende Erinnerung verdanken wir dem im Schloß Hachette verbrachten Weihnachtsabend. Nicht nur gönnten wir uns eine Stegreif-Christbescherung, wobei sogar ein geschmücktes Tannenbäumchen prangte, sondern es wurde auch in feierlicher Weise von Seite des Feldgeistlichen die Mette in der nächst dem Schloß gelegenen kleinen Kirche begangen. Diese war von den begüterten Familien des Ortes auf das freigebigste ausgestattet. Kunstvolle Gemälde, prächtiges Altargerät, mit Gold und Silber gestickte Meßgewänder fanden sich vor, und es mag seinerzeit den heimgekehrten Bewohnern zu denken gegeben haben, daß auch nicht ein Stück der gesamten Einrichtung fehlte. Der einzige Schade, welchen das Gotteshaus erlitten, rührte von einem französischen Geschoß her, welches zwei Tage vorher eine Wand durchschlagen hatte. Um die Mitternachtsstunde hatte sich trotz der vorangegangenen Strapazen die Kirche mit Soldaten gefüllt; auch viele Protestanten hatte die Poesie dieser katholischen Feier angelockt. Während des Gottesdienstes spielte ein junger Unterarzt die Orgel, und Offiziere, Ärzte, Unteroffiziere und Freiwillige sangen Chöre, welche sie noch spät abends, obwohl unmittelbar vom zweitägigen Vorpostendienst zurückgekehrt, eifrig eingeübt hatten. Mancher Leser des „Sammler" erinnert sich vielleicht noch meiner ausführlichen Schilderung dieser so eigenartig ergreifenden, durch ein paar nahe gekommene Granaten noch feldmäßiger gewordenen Christmette.



Wohnstätten vor Paris. Originalzeichnung von † Eugen Adam.

Solchen Licht- und Weihestunden standen auch unerfreuliche und trübe gegenüber, so z. B. als zur Zeit der Beschießung eines Nachmittags in einem Hause von Plessis ein Geschoß einschlug und 12 Mann, welche eben friedlich bei der Mittagskost saßen, mehr oder weniger verletzte. Gab es doch im gesamten Bereich unserer Wohnstätten auf dem Plateau und zunächst desselben — wie in Plessis-Piquet — keine einzige, worin wir nicht jeden Augenblick auf solch' eisernen

Gruß aus den Forts gefaßt sein mußten. Dieses ständige Gefühl der Unsicherheit war eine der unliebenswürdigsten Eigentümlichkeiten unserer Hochfläche, welche übrigens bis jetzt noch sich nach ihrer harmloseren Seite vorgestellt hat. Die dem nächsten Erinnerungsblatt vorbehaltene Schilderung der äußeren Vorposten vermag der vom Bayernplateau begonnenen Skizze erst die rechten Schlaglichter zu verleihen.

Herzog Stephans Zweibrücker Küchenordnung de anno 1443.

Eine archivalische Studie.

Für „Das Bayerland" bearbeitet von Ludwig Eid.

Von sanfter Helle und Freundlichkeit glänzt unter den vielen hervorragenden Fürsten unseres wittelsbachischen Hauses als ein — leider noch zu wenig betrachteter — Stern der Name **Stephans**, nachmals **von Zweibrücken**, des Sohnes von Kaiser **Ruprecht**, des Stifters und Stammvaters der nach seiner Hauptstadt benannten und damit auch der jetzigen Regentenlinie. Zwar sind seine Thaten nicht mit des Schwertes Spitze in blutigen Lettern in Klios Tafeln gegraben. Nicht einmal den im pfälzischen Hause später allgemein geführten Herzogstitel dürfen wir ihm beilegen, da seine eigene Bescheidenheit ihm untersagte, diesen Titel für sich zu erstreben. Und doch wirkt sein Name wie mit stiller Kraft auf den Beobachter, der in ihm den Menschen wie den Regenten bewundert. Denn wie jener als Jüngling durch Anmut der Erscheinung, als Mann durch ruhige Thatkraft und als Greis durch seltene Liebe zu seinen Söhnen für sich einnimmt, so spricht für diesen die mit männlicher Festigkeit gepaarte Ergebenheit gegen des Reiches Oberhaupt, welche ihm die Quelle mancher Vorrechte gewesen, so adelt ihn ein ausgesprochener Familiensinn, der ihn in der Erziehung seines Volkes leitete, und so verherrlicht ihn eine tiefwurzelnde Anhänglichkeit an seine pfälzischen Lande, die ihn die Wege des Friedens führte. Darum bringt, was Lorbeer und Eiche versagen, in reichem Maße ihm Palme und Ölzweig, und so tritt, ein leuchtendes Beispiel der Treue, sein Bild in äußerst sympathischer Weise am Eingange der Pfalz-Zweibrücker Herrscherreihe uns entgegen. —



Eugen Adam (S. 120.)

Die Landesteilung hatte Stephan, als dem jüngeren Sohne, den Westen zugebracht. Welche Gegensätze! Der sonnige, wonnige Rheingau und das rauhe, waldige Hinterland: Heidelberg mit seinem Prachtschlosse — Zweibrücken mit dem seit 20 Jahren unbewohnten Jagdhause der ehemaligen Grafen! Eine Kette von Mühen und Opfern, ein Menschenalter that not zum Aufschwunge. Die unwohnliche Burg zu Zweibrücken wurde hergestellt und durch Küch' und Keller bis zum Erbach erweitert; ein Bering umschloß, sechs Reisige als ständige Besatzung bedienten sie. Draußen aber im Lande ordnete der Herzog und legte den Grund zu der noch durch Jahrhunderte belassenen Verwaltung: Gericht und Polizei gibt er in die Hände eines Amtmannes, der sich der eben genannten reisigen Knechte als Vollzugsorgane bediente; einem Landschreiber oblag das Gefäll- und Rechnungswesen über Hub und Hain, während Haus und Hof, Keller und Speicher der Obsorge eines Kellners anvertraut wurden. Und wie 1442 endlich die Residenz zu Zweibrücken sich als abgeschlossenes Ganzes zeigt, so auch das weite Land.

Da steigt neues Gewölk der Sorge auf!

In seinem Eifer nämlich für innere Einrichtung, Wachstum und Wohlfahrt des kaum gegründeten Herzogtums, nicht beliefert von seinem Schwiegervater Friedrich, dem letzten Veldenzer Grafen, endlich stark beschwert durch Mißfälle im eigenen Hause, fand Herzog Stephan sich um gedachte Zeit in einer Schuldenlast, die bald die ansehnliche Summe von 16000 fl. erreichte, in heutigen Werten 1 bis 1½ Millionen Mark, für ein Gemeinwesen von etwa der Größe der jetzigen Pfalz! Zum kleineren Teile waren es Haushaltbedürfnisse, wie für

Silbergeschirr, Gesindelohn und Apotheker, zur größeren Hälfte aber Staatserfordernisse, welche man durch Anleihen bei Kirchen und Äbten, Räten und Rittern, Amtleuten und Schreibern, insbesondere aber bei dem herzoglichen Untervogt Holtzappel zu Weißenburg. Gilten und Zinsen zehrten von nun ab mit an den Einkünften des Landes. Hierzu kam, daß die Versorgung der nachgeborenen Prinzen immer näher rückte. Da war bei der damaligen geringen Leistungsfähigkeit des Landes die Warnung sehr am Platze: „Off soliche scholt were wol nort (d. i. Not) zu redden, wie solichs vorzunemmen vnd uß zu richten were, damit das die Herrschaft mit gülten vnd pfandschaft nit großlich beswert wurden".

Der Herzog fand auch eine Lösung, einen Weg zur Wiederherstellung besserer Kassenzustände. Als eine Folge dieser Bemühungen war seine sittengeschichtlich recht merkwürdige Zweibrücker Küchenordnung, die wir hier zur Charakteristik jener Zeitverhältnisse wiedergeben wollen und die also entstand.

Mit der ihm eigenen Energie hatte nämlich Stephan einen Schuldentilgungsplan befohlen. Ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher Einkünfte des Landes wird jetzt aufgenommen und eine Regelung und thunlichste Rückführung der Ausgaben in den Jahren 1442—1446 durchgeführt. Wenn das Ganze durch die Unmittelbarkeit und den Ernst der Darstellung, so überrascht die Übersicht durch die Gründlichkeit der Erhebungen, die Neuregelung durch die Findigkeit in den Änderungen. „Vff das die scholt gemynret, jerliche gulten geracht vnd auch der stard (d. i. Staat) nach der gelegenheit gehalten", werden unfähige Beamte entlassen oder begnadet (pensioniert), die Besoldungen auf ein gleichheitliches Maß gebracht und Überflüssiges oder nur halbwegs Dringliches wird gestrichen. Selbst nicht um neue Einnahmequellen war man verlegen; ja, man durfte sich rühmen, wirklich einzig dazustehen mit der Vorschrift: „Item was manbar ist zu der ee es sy jung oder alt sol man gepieten zu der ee zu greifen bei 10 Pfund Heller hie zu sthan (d. i. zu heischen) um Vasnacht (also zu Beginn der stillen Zeit)..., damit das die lute in dem lande ver(b)liben vnd sich dienste vnd bede gemeren möge". Wir lachen wohl heute über diese alte Hagestolzensteuer und doch hat sie seinerzeit der Büttel mit allem Ernst von Amt zu Amt bekannt gegeben! — Wie schon hieraus zu entnehmen, ging und griff man aus übertriebener Sparsamkeit tief in die innersten Lebensverhältnisse des ganzen Landes ein und nicht zum mindesten in die „Ordnunge der kuchen zu zwenbrucken für amptman vnd reysigen". Bezügliche Vorschriften, die nicht bloß über die Verköstigungsweise der Schloßinsassen berichten, sondern in ziemlich eingehender Weise die gesamte Küchenführung einer Burg des 15. Jahrhunderts beleuchten, sind so neu und eigenartig wirkungsvoll, daß wir sie notwendig im Urtext, wenn auch in veränderter Folge mitteilen müssen, wobei wir uns jedoch das Einschieben erklärender Satzzeichen und Bemerkungen vorbehalten.

I. Wochenordnung für Amtmann und Reisige.

a) An gemeinen Tagen.

Es werden nur zwei Mahlzeiten eingenommen: morgens früh „umb 8 vren, des nachts (abends) zu vier vre". Ein außerordentlicher Imbiß, bestehend in „soppen, essen vnd drincken" wird dann verstattet, „wan sie (Amtmann und Reisige) ryden (reiten) wollent oder komment". „Wan sie sonst hie ligent, soll man yne eßen geben":

„Am Sondage Iglichen eyn musch (d. i. breiartig zubereitetes Gemüse meist aus Hülsenfrüchten oder Rüben, mit und in welchen auch das Fleisch gekocht werden konnte; auch die Fleischbrühe selbst), da by zweyn ein fleysch vnd senff, darzu eyn gebrates. Des nachts eyn by eßen vor (statt) ein gebrotes. Da by sal Landschreiber, Kelner vnd Koche acht nemmen: hart man pletz (?) oder worste, so behelt man das gebrates wole."

„Am mandag Iglichen einen bry. Darnach zweyn ir (d. h. je 2 erhielten zusammen ihre Schüssel) fleisch vnd senff, des morgens vnd des abends."

„Dinstag am morgen musch, Erbiß (Erbsen) oder bry, da by fleysch. Des nachts ein by essen."

„Am mittwoch als den mandag.

„Am dornstag des morgens musch vnd fleysch, des nachts by das fleysch ein gebrotes." — War an Sonntagen die Fleischreichung deswegen doppelt, weil zur Tagesfeier gehörig, so an Donnerstagen aus Rücksicht auf die beiden nachfolgenden Fasttage.

„Am fritag des morgens iglichen sine (Milch?-) soppen, Iglichem 1 par eyer, darnach ir musche vnd dann kese, des nachts ire soppen, muse vnd kese."

„Am samstag auch also· Doch obe (-wenn) claus, (der) Coch, fisch finge, die (mag) man geben vnd die eyer behalten. Wil man (weiter) off einen samstag eyer sparen, so mag man zu lesten essen einen pankuchen laßen backen vnd teylen." — Wie haushälterisch!

Überhaupt muß man gestehen, es verriet dieser den Gebräuchen der Zeit und der Kirche sich eng anschließende Speisezettel zwar strenge, aber auch einsichtsvolle Sparsamkeit. Nie läßt er den biedern Hausvater verkennen, der je nach des Jahres Läuften seinen Knechten auch eine Besonderheit als Ausnahme gönnte.

Im Herbst nämlich „wan man swin abe dut, (also am Schlachttage) des erste (n) (als 1. Gang) gebe man musch vnd blutwurst, darnach eyn fleysch vnd senff".

„Item vor der fasnacht sol man fordre honre (d. i. Hühner) vnd die sieden vnd vor fleysch eßen, da by etwan bratwürste vor gebradens."

„Item off die vastnacht etliche Honre In einer gallrey (d. i. Gelee) machen vnd die dry (fastnachts-) tage (nämlich Sonntag bis Dienstag vor Aschermittwoch) gebrates geben durch bratwürste darby, das es nit ydel (d. i. schlecht) gebrates sy."

Es fielen nämlich jährlich im Oberamte Zweibrücken als Abgabe neben 86 „Cappen" (Kapaunen) etwa 100 Hühner (und 18 Gänse). Jene kamen bloß zu 30, diese alle zur Küche. Sie konnten durch junge Hahnen ersetzt werden, wurden zur einen Hälfte im Sommer, zur andern nach Weihnachten gehoben, zu eben bezeichnetem Festdienste in der Burg selbst, wo man einen ziemlichen Viehhof hielt, gemästet und nach Bedarf geschlachtet.

„Item nach ostern etwan ein musch, da by der dorren (geräucherten) wurste vnd dan das fleysch": eine der heißeren Sommerzeit mit ihrer Mehrarbeit wohl angepaßte Nahrung, zumal es karg und streng, sehr sitteng sogar hergegangen war in

b) der Vasten!

Da gab es „am Sondage morgens vnd nachts dem Amptman vnd iglichem sinen Herung, da by soppen, cappus vnd ir gemusche: in zweyn ein soppe vnd musch". — Der Cappus bildete damals und noch zwei Jahrhunderte später den Hauptbestandteil der Gartenpflanzungen in dem Grade, daß man die Gärten auch amtlich kurzweg als „Kappusbörder", Krautbeete bezeichnete; er war etwa das, was heute die Kartoffel ist.

„Am mandag zu morge iglichen ein soppe oder erweß (Erbsen) oder bry, dabey cappus; dazu musch vnd iglichen eine hering".

„Des nachts, wer essen wil, soppen vnd musch, eße aber der Amtman: dem sol man sinen hering geben." — Man erwartete also ein dem strengen Fastengesetze entsprechendes Genügen mit einmaliger Sättigung. —

„Deßglichen die andere tage uß vnd uß, ane (nur) am fritage oder sondage gebe man zu lesten eßen etwan stockfisch oder grüne visch, wie man das zum besten han mag."

„Item wirdet man fischen zu kirckel sol man etwa schüken nach gemeynen cleynen fischen, vnd daruber einen pfeffer machen, etwan auch ein stucke ander (d. i. großer) fisch holen. Da by heringe vnd stockfisch sparen vnd darin die maß prüffen."

Das hier genannte Kirkel mit seinen herrlichen Wäldern, seinen Weihern, etwa drei Stunden von Zweibrücken gelegen, war und blieb durch Jahrhunderte der Lieblingssitz der Fürsten. Die Fischjagd in seinen wie in den meisten öffentlichen Gewässern war herzogliches Regal, von dessen Erträgnis sogar dem üblichen fürstlichen Witum ein Deputat beigelegt und regelmäßig in natura geliefert wurde.

„Item wan man vaste gebant tage (d. h. besondere, und auch die Fron- und Vigilfasttage im Gegensatze zu der vorbeschriebenen großen Faste) sol man zu mittage ir soppen vnd gemuse geben, daby eyer, etwan grune, etwan dorre fisch, wie man das haben mag."

Wenn nun, was ja bei dieser Stelle als vollständig ausgeschlossen erscheint, in den wirklichen Vollzug der Fastenspeise-Ordnung kein Zweifel zu setzen, so drängt sich doch notwendig die andere Frage auf, wie es denn möglich gewesen, bei dem ausschließlichen Fischgenuß in Anbetracht der damals recht erbärmlichen Verkehrsmittel den Bedarf zu decken. Nicht sehr mühsam! Denn einmal hatten die riesigen Waldbestände eine hohe Feuchtigkeitszufuhr zur Folge, für deren Ansammlung in natürlichen und künstlichen Senkungen viel als „Ausland" brachliegendes Ackerfeld hinreichend Raum bot; zum andern aber waren thatsächlich auch die herzoglich zweibrückischen Landesgewässer reicher an Fischen als heute. Thun darum die von den zweibrückischen Geometern, Stella und seinem Schwager Hofmann, Ende des 16. Jahrhunderts aufgenommenen Landesbeschreibungen eine ganz erstaunliche Anzahl Quellen, Weiher, und Wooge dar, finden wir zu deren Wartung in einer ziemlich kleinen Amtsstadt 1550 sogar einen eigenen Weihermeister: so heißt es in Ergänzung dessen und zum Beweise für den eben behaupteten Fischreichtum in einer Schultheißen-Bestallung von 1607: „Das Fischwasser .. der Gemarkung .. soll er zu genießen haben, jedoch vnnserm Keller järlichs darauß zu Zins reichen zwen gülden" — zwei Gulden Fischzoll von einem Wasser, in dem heute nur das beste Vergrößerungsglas noch eine Flosse entdecken kann! — Kulturgeschichtlich merkwürdig erscheint die Verwendung des Stockfisches, da der Hering als Salzhering auch vor Böking (Anfang des 15. Jahrhunderts) durch die Hansa überall hin kam.

II. Für die Arbeitsknechte.

Als solche galten nicht nur die Diener im Hause selbst, sondern auch die Taglöhner und unter den Handwerkern jene, welche, wie Schneider und Schuhmacher, außerhalb ihrer eigenen Werkstätte arbeiteten. Der beschränkte Raum im Schlosse zu Zweibrücken gestattete nicht die Einrichtung eines eigenen Gesindezimmers. Daher teilten die Arbeiter das Eßgemach mit den vorgenannten, jedoch so, daß Amtmann und Reisige „vor essen .. wan sie gessent, sollent sie off stan; vnd dan laß man die arbeydknecht auch essen, off daß sie die stoben auch geniessen mogen".

Leider teilt die Aufzeichnung genauere Angaben über den Tisch der Arbeiter nicht mit. Einige allgemeine Bemerkungen müssen uns genügen.

„Soß wan man fleysch yßet, sol man die arbeydknecht halten, als yne zu gehört"; Herkommen und Landes Brauch sollten also nicht geändert, durch die Neuordnung nicht berührt werden.

„Den Arbeyden knechten, wan die vastent, iglichem einen hering, Ire soppen, cappus vnd gemuse; wan sie nicht vastent (also dispensiert sind), so solle man yne keyne Heringe odre visch geben." Dürften wir von dieser Fastenregel auf die regelmäßige Nahrung der Knechte schließen, so ergäbe sich ein äußerst günstiges Verhältnis: Diener und Herr wären dann fast völlig gleichgestellt gewesen. Ja, jene ersteren besaßen ein Vorrecht, das diesen nicht eingeräumt war: „Die knecht sollent etwan einen hasen oder Reher jagen, so lebent sie desto baß" — fürwahr eine angenehme Arbeit, wenigstens nach heutiger Meinung!

III. Gäste und Fremde.

konnten nur in einigen wenigen Ausnahmefällen in der herzoglichen Burgküche Verköstigung finden. Denn es heißt ausdrücklich, „man sol nyemandts hauwe (d. i. Heu vnd futer) gebe essen oder drincken, one (ausgenommen) myns Hren vnd Junghern Knechten, die mit Iren brieffen (von auswärts) her geschickt werden". Dieses Ausnahmerecht besaßen auch die Reisigen und Boten von Hornbach und Kirkel, sofern sie auf höheren Befehl die Stadt besuchen. Der Kreis dieser Bevorzugten schließt sich indes schon mit dem dritten Gliede. Die in Zweibrücken zureisenden herzoglichen Räte genossen auch der Burgküche, in eigenen Angelegenheiten jedoch nur für „eyn nacht essen vnd drinken, hauwe vnd futer", .. es wäre dan, daz sie geschaffeniß halp vnßers Hren lenger hin sin würde".

Wie weit man in übergroßen Spareifer sich verloren, zeigt die Verköstigungsweise der Fröner:

„Item die fronden mit den luten von dem lande sol man üben off die tage als man nit fleysch yßet, da mit kompt man der coste desto baß zu".

War denn die Notlage so groß oder die Wertschätzung eines Leibeignen damals so tief?

Nicht immer leiteten indes bloße Sparsamkeitsrücksichten, sehr oft auch war's gerechter Unwille über Verschleuderungen.

Wurde darum „yemands fürbaß (fernerhin) In den thorn gelacht, dem sol man von myns Hren wegen keine coste geben. Dann wir han vernommen, das vül brorts mit den gesangen off gange vnd mym Hren cheyne nütz oder bezalunge der atzunge dauon entstanden ist. Man mag yne coste zu (d. i. von) eyne (m) wird (Wirt) lassen holen vnd bezalen, es werde dann (d. h. sofern es nicht ist) eyn fremde missededig man." Ingleichen durfte „nyemandts cheyne brort oder win noch coste vor die port geben one den taglonern".

Bei diesen nämlich, den Feldarbeitern, die gemäß alten Herkommens ihre gesamte Tageskost am Orte ihrer jeweiligen Thätigkeit, auf dem Acker selbst einnahmen, war ein Fortgeben von Speise über die Schwelle des Hauses nicht zu umgehen. Allen übrigen aber, insbesondere den Gästen und Reisigen, sollte es unmöglich sein, anderswo als in ihres Herrn Speisestube auch dessen Brot zu essen.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Eugen Adam. Es erscheint dem „Bayerland" heilige Pflicht, den großen Erinnerungen des 70er Jahres, welche mit der 20. Jahreswende mit doppelter Macht an unser Herz treten, zu folgen. Wir sind in der angenehmen Lage, eine Reihe von Skizzen zu veröffentlichen, welche Hauptmann Sigl, der im 5. Infanterieregiment den glorreichen Feldzug bestand, zum Verfasser haben. Wir zweifeln nicht, daß sie den ungeteilten Beifall unserer Leser erringen werden. Wie sehr die Zwecke und Bestrebungen des „Bayerland" Beifall und Unterstützungen finden, beweist die erfreuliche Thatsache, daß uns die Witwe Eugen Adams aus dem Nachlasse ihres Gemahls einige Skizzen als Illustration zu Sigels Artikeln zur Verfügung stellte. Wir geben unserer Dankbarkeit weihevollen Ausdruck, indem wir Porträt und Lebensskizze Adams vorführen. Pinsel und Griffel haben ihm die Stelle unter den besten Schlachtenmalern gesichert. Mit Stolz nennen wir den teuren Dahingegangenen unsern Landsmann. Es ist ja Aufgabe des „Bayerland" im Herzen des gegenwärtigen Geschlechtes die Erinnerung an die edlen Toten zu wecken. — Eugen Adam wurde geboren am 22. Januar 1817. München hat die Ehre, sich seine Geburtsstadt nennen zu dürfen. Er war der vierte Sohn des berühmten Schlachtenmalers Albrecht Adam. Der Vater war sein erster Lehrer. Früh schon beschäftigte er sich mit Aufnahmen der Natur und lieferte dieselben für litterarische und lithographische Unternehmungen. Dadurch legte er wohl auch den Grund zu jener vortrefflichen Auffassung und Wiedergabe des Landschaftlichen, welche stets ein Vorzug seiner Werke blieben. Aus dieser Neigung entsprang auch seine Wanderlust, die ihn seit 1843 wiederholt nach Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Oberitalien und in die Schweiz führte. Das Jahr 1848 leitete ihn dem Zweige künstlerischen Wirkens zu, in welchem seine Begabung die höchsten Triumphe feiern sollte. Er begleitete mit seinem Vater und seinem Bruder Franz die österreichischen Heere im italienischen Feldzuge. Die Kämpfe von Mortara und Novara, die Einnahme von Venedig bilden die hervorragenden Daten seines ersten Feldzugs, der seiner Muse reiche Arbeit gab. Nach 5 Jahren kehrte er wieder nach München zurück, um dort im Jahre 1858 sein trautes Heim zu gründen. Es war ein friedlicher, glücklicher Herd und nur der Ruf der Kunst war im stande, ihn demselben zu entreißen. Als 1859 im wilden Schlachtenwettern von Magenta und Solferino Habsburgs Herrschaft in Italien unterging, eilte auch Adam auf die Wahlstätte; die Garibaldiner umschwärmten die Grenze und hinderten die Schnelle seiner Reise, er kam erst nach der Katastrophe von Solferino zum Heere. Als im Jahre 1870 der Kampf an der Westküste des Deutschen Reiches entbrannte, da säumte auch Adam nicht, seine Kunst der Verherrlichung des Siegeszuges zu widmen, den Alldeutschland nach Frankreich unternahm. Er traf am 1. September in Bazeilles ein und begleitete von Sedan aus das 1. bayerische Armeecorps auf allen Märschen. Er nahm auch an den Treffen von Artenay und Orleans teil. Im Dezember kehrte er auf kurze Zeit nach München zurück, bereits im Januar finden wir ihn wieder vor Paris, er war diesmal dem 2. bayerischen Armeecorps zugeteilt und zog in den Reihen desselben in die unterworfene Hauptstadt des Gegners, in Paris ein. — Schonungslos für seine Persönlichkeit unterzog er sich den furchtbaren Strapazen des Feldzuges, das sollte sich leider bitter rächen. Sie senkten den Keim eines Herzleidens in seine Brust, das aller Kunst der Ärzte spottete. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli 1880 raffte ihn eine plötzliche Herzlähmung dahin. Ein damals geschriebener Nachruf widmet ihm folgende herzliche Worte: Er war als Mensch ein liebenswürdiger, herzensguter, ehrenwerter Charakter, ein vortrefflicher Gatte und Vater. Gefällig und zuvorkommend gegen jeden, ein verläßiger Freund und guter Gesellschafter, war er bei allen beliebt, die ihn kannten. Als Künstler war er von seltener Bescheidenheit, neidlos auf fremde Verdienste; beseelt von echter Liebe zur Kunst, zeigten seine Arbeiten eine minutiöse Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit. Mit ihm schied ein echter Künstler, dessen unermüdetes Streben bis zu seinem Ende — nicht immer zu seinem persönlichen Vorteil — nur den edlen Zielen der Kunst geweiht war. — Das Porträt Eugen Adams ist von R. Raudner nach einer uns von der Familie überlassenen Photographie gezeichnet.

Unsere Bilder. In unserer heutigen Nummer widmen sich zwei Bilder der Wiedergabe jener wundervollen Miniaturen, mit welchen der fromme Kunstsinn der Mönche des Mittelalters die prächtigen Bücherwerke schmückte, welche ihre unermüdliche Feder für die Bibliotheken ihres Stiftes schuf. Zeichnung und erläuternder Text sind uns von A. v. R. gegeben. Zu unserm Bedauern dürfen auch wir den Schleier nicht lüften, welcher den Namen der als Künstlerin wie als Schriftstellerin gleich begabten Verfasserin verhüllt. Nur das eine wollen wir verraten, daß sie in den hohen Gesellschaftskreisen zu suchen ist. Das größere Bild stammt aus dem vorzüglichen Büchlein „Die Historie von St. Quirinus, aus Handschriften und Büchern erhoben, und nacherzählt und mit Bildern versehen, von A. R." Das im Verlage des literarischen Instituts von Dr. M. Huttler, Conrad Fischer, in München erschienene, reich illustrierte Buch, — nebenbei bemerkt ein Meisterwerk künstlerisch typographischer Ausstattung — behandelt in vollendeter Weise die mit Tegernsee so innig verwobene Legende vom hl. Quirinus in religiöser, geschichtlicher und kulturhistorischer Beziehung. — Die eigentümliche reizvolle Schreibweise erinnert an die Werke des unvergeßlichen Franz Trautmann. Das Buch ist Sr. K. H. dem Prinzen Franz Joseph, Herzog in Bayern gewidmet und das Erträgnis zum Besten des Spitals in Tegernsee bestimmt. Die beiden anderen Bilder gehören der ruhmreichen Erinnerung von 1870 an und sind in der Lebensskizze Eugen Adams erwähnt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Schwerer Anfang.

Eine Rhöngeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Von L. Höhl.

(Fortsetzung.)

„Ihr werdt's sänn, [1]) er läßt net nis," schürte jetzt Hännes weiter, „scho zweimal warn se dran, äber jetz wird's Ernst. „Ihr weßt doch," holte er aus, während alles lauschte und ein gefälliger Nachbar das immer leere Kännchen des Hännes der Mariethres stillschweigend hinreichte, wofür ihm Hännes dankbar zunickte, „ihr weßt doch, das heißt," verbesserte er sich, „ihr weßt's net, weil ich's noch kei'm erzahlt honn, — vor annerthalb Jahre, es war am Tag nach Allerseele, — mer hatte noch kein' Schnee, 's war äber jämmerig kalt, — da kame ihrer vier vom Kissinger Ambt ouf die schwarze Bärg. 'S war der krumme Bältle, där früher im Bärgwerk war, eh's 'm sei Bai' krommgeschmesse hat, un där 's meist' vo däre Sach verstund; dann der Burkardröther Häfner, ihr kännt'n ja mit seinem tupperige [2]) Gsecht, und der lang Revierjäger Hansmichel vo Gefäll [3]). Un 'n arme Töufel hatte se bei sich, 'n große starke Kuiz, däm hatte se ihr Handwerkzöug uffgelade. Ich wollt' mich a beßje umthu dobe im Wald un 'nacht oufs heilig Krüz zumach," — einige Zuhörer schienen das zu bezweifeln, — „da sah ich se komme vo Langeleite här und versteckt [4]) mich henger die Fichte. Un bie das Glück sein Wille hat, kame se nah bei mich, daß ich jädes Wurt verstand. Wos honn die für? dacht ich meih [5]), die sänn ja so feierlich ous, als ob s'n Töufel beschwör wollte. — „Ihr lieben Leute," fing der Jäger an, als ob er der Durchlauchtig sälber wär, und satzt' sich auf'n Eichestumpe un die annere stonne [6]) üm'n röm bie die Lehrjonge, „hier wollen wir in Gottesnamen einschlagen; nach allen Anzeichen müssen wir hier Thonerde finden. Und wenn es eine richtige Schicht ist, breit und tief genug, daß es ausgibt, so ist der Plan Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht gesichert, und wir — haben eine große Belohnung zu erhoffen. Aber nochmal! — die tiefste Verschwiegenheit über das ganze Geschäft, daß die Sache nicht ins Gespött kommt, wenn's ja fehlschlagen sollte."

Hännes sprach das in der Schriftsprache mit erhobener Stimme und gestrenger Miene, als ob er der Revierjäger selbst wäre, und fuhr dann in gewöhnlichem Tone fort: „Sie grube und grube und schwitzte sich ab, ändlich brachte se a paar Schoufel weiße Erde rous; die beguckte se hi un här, un thate wichtig un hatte a groß Freud; 'nacht nahme se 'n richtige Huppig [7]) aus'r Mordioflasche — es gab mer nur so 'n Riß — un dann ging's noch bässer drouf los. Ich honn mich dann weiter gemacht uff'n Krüzbärg un honn nischt meh davo gesähe un gehort, un an net meh dra gedacht, beß 's fahrtig Jahr wie'r losging."

Die allgemeine Spannung der Zuhörer löste sich etwas, man griff nach den Kännchen, wobei mancher das unrichtige erwischte; vorab Hännes bedurfte der Stärkung. Aber nicht

[1]) sehen.
[2]) pockennarbig.
[3]) Personen- und Ortsnamen sind den Urkunden entnommen.
[4]) versteckte. [5]) mir.
[6]) standen. [7]) kurzer Schluck.

lange, da hieß es von allen Seiten, „no, bie ging's dänn 's zweitmal?"

„Ja, das war so," hub er wieder an, während die neugierigen Gesichter auf die geballten Fäuste, und die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt wurden. „Der Winter war noch net 'röm, fläckewis lag der Schnee noch vier Schuh tief — mer schrieb erst den 3. März, — da kame wie'r drei däre Küz, aber dasmal war a Främmer dabei, a Krugbäcker aus'm Nassauische. Da stupperte [1]) se wie'r da dobe röm, erst in Gefäll, dann im Burkardröther Eich-Bauholz bei Wollbich, 'nacht machte se in die Buchwiese im Hassemicher Revier bei Waldfänster. Überall honn se gebuhrt un gegrabe bie die Möü's un honn ganze Körb un Säck voll mit fortgeschläppt, äber ich glai' [2]), 's war wier 'nischt."

„Freilich war's nischt," bekräftigte der Schuster Valtsjosef, einer der aufmerksamsten Zuhörer, „sie kame ja nochmal im nämliche Jahr."

„Da weiß ich äber doch nischt devo," meinte Hännes nachdenklich.

„Ich glai's gärn; du warst wie'rmal beim Härrn Amtskäller ze Besoch."

„Ja, ja," besann er sich, „das war sälbigmal, bo ich den Hase honn gefonne [3]) — der Deubel soll'n hol! — no, bie ging's da?"

„Es war grad zwei Tag vor Kreuzerhöhung," begann nun Valtsjosef, während Hännes den Lauscher machte, „ich honn's scho dobe 'm Krüzbärg derfahrn, bo mer nouf wollte, — da zoge se wie'r in der Rhön ümhär, zwei trierische Krugbäcker mit zwei ei'heimische rhönbekannte Männer. Erst ginge se nach Haselbich un stocherte in der weiße Sandgrübe röm; aus där honn se emahl zwei Wöa [4]) voll nach Foll verkouft in die Fenasch- [5]) Fabrik un nun mainte se, se kreigte auch, was se brouche. 'Nacht ging's über die höhe Rhön nach Neullich [6]); da schluge sich noch zwei Männer von dort dazu, der ei' a Rotgerber un der anner arbeit' im Kohlebau. Die führte se auf'n Hasehof, un weil se da gleich auf' Stei' un Kalk kame, — über bie Rhöner Huth an der Wasserkuppe vorbei nach Obernhause, un grube in der Meisterswies', wißt 'r, die 'm Scharfrichter vo Gersfäld zu seim Dienst beigegäbe is. Dort, hieß es, sei vor 23 Jahre weiße Erde zu Tabakspfeife gegrabe worde. Dann ginge se wie'r zerück den himmellange Wäg bis om Helders [7]) un grube da — mer heißt's ‚an der Rot'; sie fande freilich 'was, äber se woßte net, konnt mer's gebrouch odder net, und so nahme s'es dännich met. 'Nacht machte se den ganze Ulstergronn rouf bis zom Kohlebärg bei Böscheme." [8])

„Ja," fuhr Hännes dazwischen, der sich ein ums andere Mal gestärkt hatte, denn „das Zuhörn macht mech grad so durstig bie das Schwätze," — „wohär weißte dänn alles so beß aufs Häärje?" [9])

„Da," sagte der Schuster, indem er auf den Tisch tupfte, an dem sie saßen, „da an däm Fläck honn s'es ja sälber derzahlt. Zeletzt kame se ja hiehär un honn, weil se ihrer Sach sicher warn, scho die Plätz uisgesucht, bo sie Brännöfe baue wollte, — drübe an der Valtersmühl un drobe an de Kröthesteine. Da honn se sech groß gemacht, bos das für a groß Wäse gäb un bie's dann hi und härging mit Fuhrwärk, un bie viel Gäld verdehnt wür, un bie's dann bei der Bärbel alle Tag Sunntag wär un so fort."

„Ja, ja, ja, ja ...." hatte Hännes die letzten Sätze mitgenottert [10]), und nun rief er in hellem Spott: „Potz schwäremich! das wird 'n Wohlstand gäbe für die ganze Gemein', bann die Laimepatze, die Dräckschnüffler, die Schmiertiegel sich da festsätze!"

„Hännes, da kannst au a Stück Gäld verdehn," meinte der Gründjesbauer, ein stiller Kamerad, der nur hie und da seine Spottlaune bekam, „bann d'n Laimeträter machst, die Uniform haste ja scho dazu."

„Un ich, bann du wär," stichelte der Christelsbast „die mößte mer erst 'mal als Prob' 'n rechtige Schnapskrug brenn, bo net zerbrecht; dei Buddel schmißte ja doch noch honnertmal zsamm."

„Spott' ner zu," sagte Hännes mit großem Nachdruck, bann se komme un bann alle Riet [11]) so'n härrschaftlichs Tier reinschmäckt un ons ouf die Fenger sieht, 'nacht schwiegt ihr doch still. Un ech sag öüch, nacht is 's der Hännes, där öüch hilft, — der se wie'r nousbugsiert."

„Du, ja du wirst der Nächt' senn!" hieß es unter Lachen.

„Ich breng's färtig, söä'n [12]) ich euch," erwiderte er hitzig; „bo'n Schabernak ze spiele eß, werd's gethonn. Se solle nur 'mal afang ze bränne; so viel honn ech scho dersähe in Römischgehag, daß ech weiß, bie mer däne a Bai ställt, daß se statt Krüg nur louter Schärbe rousbrenge ußm Brännofe. Dänkt on mech!"

„Still jetz!" rief die Bärbel dazwischen, „ich leid's net, daß 'r schlächte Plän uisheckt gege Lüt, die euch nischt gethonn honn. Fort jetz, ihr Lumpegeschmeiß, es eß Schlaffeszit."

„Ha't ehr's gehort," schrie Hännes mit dem letzten Aufgebot seiner Stimme, „da honn mer ja scho wie'r onsern Titel. Wart nur, Bärbel," rief er, mit der einen Hand am Tisch sich haltend, mit der andern ihr drohend, „das Lumpegeschmeiß kommt auch no'mal obe dra, nacher werst's klein beigäbe!"

„Woll'ns säh," brummte sie und nahm die Thür in die Hand, ein Zeichen, das alle verstanden; und Gutnacht wünschend, tappten sie hinaus, den Hännes mit sich fortschiebend.

Die Bärbel räumte nun die Gläser zusammen, fuhr schnell mit einem alten Tuche über die Tische hinweg, damit über Nacht keine Krengel [13]) entstünden, und zog sich dann in ihre obere Stube zurück. Der Hännes aber stolperte das Pfädchen hinab, das zu seinem Wasserbau führte, und ebenso die ausgetretenen schmalen Steinplatten hinauf zur Thür, die keines Schlosses und Riegels bedurfte, benste [14]) sich mit Hilfe des an der Wand laufenden Strickes die wacklige Bodentreppe hinauf und kroch halb entkleidet in sein Lager, auf das sichtlich mehr Sorgfalt verwendet war, denn „a schö Bätt eß a Hauptsach," pflegte er zu sagen, „da schlöfft mer sin Turmel viel rühliger ous". Noch im Traume spannen sich seine tückischen Pläne fort; denn mit lallender Stimme knurrte er „ihr werdt on mech dänke".

---

[1]) stöberten. [2]) glaube. [3]) gefunden
[4]) Wagen. [5]) Fayence. [6]) Neulach.
[7]) Hilders. [8]) Bischofsheim. [9]) Härchen.

[10]) spöttisch mitgesprochen.
[11]) Augenblicke. [12]) sag.
[13]) kleine durch die Gläser entstehende Ringe.
[14]) langsam ziehen.

II.

Der Fürstbischof Adam Friedrich [1]) hatte sich wieder einmal für einige Tage auf sein Sommerschlößchen in Veitshöchheim zurückgezogen. Es war ihm der liebste Aufenthalt; war er doch weit genug, um alle Regierungsgeschäfte sich fern zu halten, und doch auch nahe genug, um sein liebes Würzburg noch zu sehen und nötigenfalls bei dringenden Fällen schnell zur Hand zu sein. Seine Regierungszeit war eine sehr bewegte. Wichtige diplomatische Verhandlungen und schwere kriegerische Ereignisse folgten sich rasch aufeinander; kein Wunder, daß er zu Zeiten das Bedürfnis fühlte, sich in die ländliche Stille zu flüchten.

In dieser Zurückgezogenheit liebte er es, jene Pläne zu besprechen und auszuführen, welche mehr Liebhabereien als Staatsaktionen waren. Zu diesen Liebhabereien gehörte auch der Plan, den er schon ein paar Jahre beharrlich verfolgte, nämlich in der Rhön, im ärmsten Bezirke seines Frankenlandes, eine Krugbäckerei zu errichten, um für seine Bäder in Bocklet und Kissingen das Krugmaterial selbst liefern zu können.

Allerdings hatte ihn das Beispiel seines fürstlichen Nachbarn in Fulda dazu aufgemuntert, aber das war's nicht allein. „Warum sollten," so dachte er, „die Schätze, welche mein Land in seinem Schoße trägt, ungenutzt vergraben liegen? Und wer weiß, wie das meinen armen Rhönbewohnern zu gute kommt" — lag doch damals nach dem Siebenjährigen Kriege Handel und Gewerbe allenthalben danieder; — „aus kleinen Anfängen hat sich oft Großes entwickelt. Und wenn auch nicht, sofern nur zehn und zwanzig arme Familien jener Gegend ihr Brot dabei verdienen, ist das nicht etwas wert?"

Diesen Gedanken hatte er eben wieder seinem geheimen Hofkammerrat v. Schirmer gegenüber ausgesprochen, der ihn bei seinen Ausflügen stets begleitete, und den er eben, wie so oft schon, aus seiner gewohnten, aber nicht ohne Würde gepflogenen Ruhe und Bequemlichkeit aufgescheucht und zu einem Colloquium befohlen hatte.

„Aber, gnädigster Herr!" wendete der Hofkammerrat ein, der mit ehrfürchtiger Neigung des Kopfes nicht bloß, sondern des ganzen Körpers vor ihm stand, „aber — was kommt dabei heraus, wenn so ein Krüglein vielleicht einen Batzen billiger kommt, als bishero? Es könnte auch," fügte er mit leichtem Achselzucken bei, „einen Batzen theurer kommen, wann der Betrieb in etwan fallieret."

„Mein lieber Hofkammerrat!" entgegnete lächelnd der Fürst, der heute seinen guten Tag hatte, „sind Wir denn auch so knauserig mit den Batzen, wo es sich um Unser höchsteigenes Amüsement handelt?" und er deutete hinaus auf den Hofgarten, in welchem bereits viele geschäftige Hände an Beeten und Hecken und Laubgängen herumhantierten. „Ist denn das Wohl des ganzen Landes, ja selbst einiger Dutzend Unterthanen nicht mehr zu achten, denn die flüchtige Laune und der Zeitvertreib eines, zumal geistlichen Fürsten?" das „geistlich" in leiser Selbstanklage scharf betonend. „Darf dafür nichts geopfert, nichts studiert und probiert werden?"

„Mit Hochdero Verlaub, hochfürstliche Gnaden!" und ein noch tieferes Neigen des Hauptes sollte den Widerspruch verdecken, der in seinen submissesten Worten lag, „haben wir denn nicht schon genug probiert? Zuförderst mit unseren einheimischen Kräften. Als Hochdero Kammerrat Wolf, dem es wohl nicht an kluger Zirkumspektion gebrach, zurückkehrte von seiner gloriosen Expedition, in Schwalbach und Selters an Ort und Stelle nach allem darzu Gehörigen Umbschau zu halten, — was hat er mitgebracht? Fürtreffliche Instructiones für die Selterser Brunnenbeamten, das ist ein Rezept, das Wild fein zuzubereiten und zierlich aufzutragen, das noch draußen im Walde graset, eine Melodey, einem Vöglein zu lehren, das noch nicht gefangen. Vielleicht, das heißt — jedenfalls," denn das „vielleicht" hätte die vorgelobte Zirkumspektion als Spott erscheinen lassen, „jedenfalls hat er sich auch die Fabriken mit eigenen Augen angeschaut, sofern ihn nicht der Referendarius Prümmer in Seehof, der thätigste Agent in sothaner Angelegenheit, darvon abgeschrecket, da er ihm schrieb, „vielleicht" liegen diese gar in dicken Wäldern id quod nescio". Ohnzweifel wird er an Ort und Stelle zur Überzeugung gekommen sein, daß man das eigentliche Geheimnis, die Krüg' zu komponieren, nicht vom bloßen Ansehen lernen könne. Item — wir wußten so viel als zuvor, trotzdem Prümmer zu seinem Troste ihm schrieb, er habe das aufgehabte Geschäft der Gewohnheit und angebornen Geschicklichkeit gemäß meisterhaft vollzogen."

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Adam Friedrich v. Seinsheim regierte von 1755—1779

Kleine Beiträge zur Geschichte der Kunst im altehrwürdigen Kloster Tegernsee.

Von A. R.

(Schluß.)

II.

Vier abgerissene Blätter.

Es ist allenthalben bekannt, mit welch staunenswerter Unkenntnis zur Zeit der Klosteraufhebung in Bayern viele der kostbarsten Kunstwerke verschleudert wurden, namentlich scheint das in Tegernsee der Fall gewesen zu sein, wo uns Eingeborne, die es von ihren Eltern und Großeltern wissen, die betrübendsten Dinge hierüber erzählen.

Als eine besonders günstige Fügung ist es daher zu betrachten, daß offenbar ein kunstverständiges Auge auf die vier Blätter fiel, von welchen ich den Lesern des „Bayerlandes" heute berichten will, und daß eine glückliche Hand dieselben von dem Verderben zu retten vermochte. — Diese vier und noch mehrere minder hervorragende Bilder nebst einzelnen Blättern eines Kalendariums von gleichzeitiger Schrift und Größe, wie jenes in meinem ersten Aufsatz besprochene Vesperale des Jörg Gutknecht, wurden in eben diesem Folianten liegend gefunden. Zwei derselben tragen entschieden noch gotisches Gepräge, sind mit scharfer Tusch-Kontur energisch und keck gezeichnet und in schönen warmen Farben, ohne jede Beimischung von Gold, auf Pergament leicht hingeworfen. Sie stellen wieder die im eben erwähnten Koder besprochenen hl. Kloster- und Kirchenpatrone Tegernsees, nämlich: St. Benedikt, Peter und Paul, Quirinus, Chrysogonus und Castorius dar.

An den beiden Ecken unten befinden sich die Wappen Tegernsees und der Wittelsbacher. Gewiß würde ein richtiger Kunstkenner nach ihrem charakteristischen Typus uns auch den Meister, der sie so kühn entworfen, näher bezeichnen können. Ich wage nur die bescheidene Frage: „Weisen sie nicht auf Augsburg hin?“

* * *

Einer neueren Zeit gehören die beiden anderen Bilder an. Eines derselben zeigt uns allerdings in etwas allzuflüchtigem Entwurf die Kirche Tegernsees in den Händen der Stifter, das andere — wie man sieht — wieder die Patrone der Kirche. Beide aber und namentlich das letztere, sind von einer so meisterhaften Reinheit der Zeichnung, so auffallender Charakteristik der Köpfe, daß man — wenn ich nicht sehr irre — sie keck den besten Meistern aus dieser Zeit (16. Jahrh.?) an die Seite setzen darf.

Unter den Füßen der großen Gestalten, befindet sich eine Randleiste, wo eine gar neckische Gesellschaft von mutwilligen Engeln, deren Bekanntschaft wir zum Teil schon in Dürers Marienleben gemacht haben, ihr heiteres Spiel treibt. Aus dem Hirtenstab Adalberts, (Bild I) des ersten Abtes von Tegernsee, scheint, sowie er ihn in die Erde senkt, eine gar prächtige Blume zu erblühen, und das ist wahrlich für unser berühmtes Tegernsee ein gut gewähltes Symbol!

Ein blasser Versuch (Bild I), die Gewänder zu untermalen, läßt mich vermuten, daß dieses schöne Bild für Miniaturmalerei bestimmt gewesen ist. Doch weiß ich in der That nicht, ob ich es bedauern soll, daß dieses nicht bis zur Vollendung gedieh — ist es doch mit den wenigen feinen, und doch so festen Strichen, in seiner großen Einfachheit so kunstvoll ausgeführt, daß man es gar nicht anders haben möchte.



I.



II.

Aus Kloster Tegernsees Kunstblüte.

Wie wohl der Meister hieß, dem wir diese beiden letzteren Bilder danken? Dürfen wir sie etwa auch dem Jörg Gutknecht zuweisen? Warum blieben sie nur im Entwurf? — Vielleicht ist die kunstfertige Hand zu früh erkaltet — wer könnte das alles beantworten!

Eines nur weiß ich gewiß, nämlich: daß diese vier schönen Blätter aus Kloster Tegernsee in hohem Grade wert sind, von kunstverständigem Auge geprüft und der Vergessenheit entrissen zu werden.

Herzog Stephans Zweibrüker Küchenordnung de anno 1443.

Eine archivalische Studie.

Für „Das Bayerland" bearbeitet von Ludwig Eid.

(Schluß.)

Damit war manche Unzuträglichkeit abgestellt; denn ausgeschlossen blieb jetzt das Verschleppen etwaiger Tischüberbleibsel, auf deren gewissenhafte Verwertung der Koch eigens verpflichtet wurde, unmöglich gemacht war das fragwürdige Wohlthun der Diener mit ihres Herrn Gut, und nichts mehr zog den landstreichenden Bettler zur herzoglichen Pforte. So trug diese Maßregel gleichergestalt auch zur Sicherheit des Hauses bei, was in jenen unfriedlichen Zeiten nicht gering angeschlagen wurde.

Man mag dies daraus entnehmen, daß selbst dem herzoglichen Rate nur auf Grund besonderer Ermächtigungen die Burg zu vorübergehendem Aufenthalte geöffnet und er für gewöhnlich auf die Stadtherberge verwiesen wurde. Ganz besonders abgeschlossen für alle Fremde „sol man halten die Küche vff der (Er) Bach [1]) vnd nit yederman In die kuchen gene lassen, er sii, wer der wolle one den Amptman, kelner vnd Landschriber; vnd wan man essen solle, So solle man vor der anrichten die spisse dargeben".

Die oben angegebene Bestimmung beschränkte zugleich das Spenderecht auf Person und jeweiligen Wohnort des Herzogs selbst. Das mag für Vagabunden unbequem gewesen sein, die wirklich Bedrängten, selbst aus der Stadt, gingen dadurch doch nicht leer aus. Denn abgesehen davon, daß ein bestimmtes Schloß, das zu Moschel-Landsberg, zum Einreichen von Bittgesuchen bestimmt war, führte jeder Burgkellner einen ständigen Ausgabenposten: Für die Almusennießer.

Ziemlich eingehend werden wir unterrichtet über

IV. die Küchenbediensteten,

deren es, die Aufsichtspersonen Kellner und Landschreiber abgerechnet, drei sind:

1. Der Koch, Claus mit Namen, der indes noch gar zu jugendlich, um ihm vollständig freie Hand zu lassen. Deswegen wird dem Kellner der Auftrag, „fleysch, Speck, Smaltz vnd wert In siner besorgniß (zu) haben, das dauon nit verandert werde, dan In myns Hren nutz. Auch wan man gessen hart: was über verlibet, das solichs auch wole versorgt vnd zum andern male zu disch her vorbracht werde." — Für seine Dienste hat ihm der Herzog „gegonnet die coste sin leptage; daby ist er gelasse (d. h. gehalten). Also was er von fischen sahen wirdet, die solle er in die kuchen geben. Hätte er aber wasser umb (d. h. Gewässer von) yemands bestanden (oder gemietet): wie viil sich des erfindet, das sol der Landschreiber bezahlen. — Darzu sol . . . Im Jars eine Rock vnd 1 gulden geben werden In die batstobe zu gen, sich reynlich zu halte." — Diese geringe Bezahlung darf nicht auffallen, da sie es in Wirklichkeit nicht ist. Denn einmal war der im Hörigkeitsverhältnisse stehende Knecht ohnehin zu gewissen Dienstleistungen „vergebens" verpflichtet; anderenteils aber ist heute noch für einen Kochkünstler von jenes Clausen Fähigkeiten der oben beschriebene Sold: volle Verpflegung, ein Anzug und etwa 100 M. — nicht gar zu gering. Wie freilich dieser in 100 M. umgerechnete 1 fl. gedacht war, läßt die Fassung des Absatzes im Zweifel. Denn es ist doch nicht wohl anzunehmen, daß die Benutzung der Badstube für eine Person jährlich so viel betragen, wohl aber darf man vermuten, es habe die Stadt als Gegengabe für die herzogliche Badstubenkonzession den Dienern Stephans den unentgeltlichen Besuch derselben verstattet. Dann aber ist es bezeichnend, daß man dem Koch — allein oder namentlich? — die Auflage machen zu müssen glaubte, „sich reynklich zu halte".



III.
Aus Kloster Tegernsees Kunstblüte.

Als Unterkellner dem Koche übergeordnet stand der Bäcker, welcher, durch seine Geschäftsobliegenheiten nicht unausgesetzt in Anspruch genommen, „dem kelner brort, win vnd den kelre helffe(t) versorge".

3. Weniger als dieser, aber immerhin noch notwendig, war ein „metzeler, alle vehe groß vnd cleyn In die kuchen abe zu tunde (d. i. thun), wan des nort ist". Man „dingte" ihn wahrscheinlich aus den städtischen Gewerken und warf ihm als einem wohlverständigen herzoglich zweibrückischen wirklichen Burg- u. Hofmetzger an Jahresbezug aus: „2 Malter (160 Pfd.), Korns vnd 1 Viertel (d. i. ein Schinkenstück) Specks . . . auch jars ein Rock." Würde der Gute, Hensel hieß er, aber Augen machen, hörte er die Höhe heutiger Löhne!

[1]) Diese Stelle ist zugleich von hohem ortsgeschichtlichen Interesse. vgl. Molitor, Burg und Stadt S. 67, dem sie bekannt gewesen.

Was war nun endlich und

V. der Aufwand

dieser Burgküche? Die Barauslagen hierfür belaufen sich auf jährlich 160 fl., nämlich:

Vor x (10) Ochsen (für Winther) jn das saltz, ainen vor v(5) fl., macht	50 fl.
„ Sommerfleisch, kelber, bocken vnd anders	40 „
ußzerunge (an Taglöhner, auch Gäste) vnd bottenlone	30 „
„ kese vnd eyer	20 „
„ hantwercksłute	20 „
in Summe	160 fl.

Nicht aufgeführt sind bei diesem Anschlage alle Stücke, die das Haus selbst zog und bot, nämlich „vi (6) oder vii (7) swin, (so) man slagen soll huiß vnd kuchen (zu) versagen off ein . . Jare, . . die cappen, die da fallendt in dem Ampt, der sol man off x x x (30) In das Huiß nemen; . . die honre In dem Lande solle man Jars sameln, etlich In dem Winther vnd etliche In dem somer, (kann auch) junge Hanen daruor nemmen." — Es fällt auf, daß bei diesen Angaben kein Posten für Brot und Gemüse, für Wein und Früchte zu finden; hierüber führte man eben gesonderte Rechnung. Wenn weiter im ganzen Verlauf dieses erzpfälzischen Küchenberichts die Kartoffel keine Rolle spielt, so bedarf dies wohl kaum der Begründung. — Dies eben zergliederte Barbedürfnis zu 160 fl. wurde befriedigt teils durch den Verkauf überzähliger Schweine, für deren eins man damals 5 Pfd. Heller zahlte, teils durch den Erlös für die nicht eingezogenen Zinskappen, für Frevel, d. i. dem Ergebnisse gerichtlicher Strafen, und zuletzt für verkaufte Besthaupt, eine Art Erbschaftssteuer. Was darüber aufging, wurde durch Beede und Gilt, Steuer und Zins, gedeckt.

* * *

Soweit Herzog Stephans und seiner Räte Küchenordnung. Manches darin mag heute überraschen durch engherzige Einseitigkeit und kecke Ungeziertheit. Wer aber dürfte und möchte daraus eine Anklage gegen jene Zeiten ableiten, zumal die Mängel in den Vorzügen aufgehen? Wie angenehm berührt, um ein Beispiel zu nehmen, die unverkennbar liebevolle Sorge für die Arbeiter, damit doch diese „auch die stoben geniessen mögen", wozu freilich die Ausnutzung der „armen Leute", der Landfröner, in den grellsten Gegensatz tritt. Mag es hart erscheinen, wenn das Verabreichen eines Stückleins Brot, wenn die Unterstützung des fremden Wanderers gebunden war an bestimmte Orte, so versöhnt doch wieder der Gedanke nicht bloß an die Reichlichkeit und Freigebigkeit, sondern auch an die Pflichtmäßigkeit, mit der es dort geschah. Und will uns dünken, als sei durch diese Ordnungsaufnahme, diesen Stundenzwang, den Küchenbediensteten gerade kein besonderes Vertrauensurteil gefällt, befriedigt nicht hinwiederum die behagliche Freiheit, der weite Spielraum, der für gewisse Zeiten stets zugestanden war?

Wird nun so schon in sich und durch die Zeit die Schroffheit dieser Gegensätze gemildert, so geschieht das noch mehr im Hinblick auf die Absicht, welcher der Erlaß entsprungen. Sparen! rief's aus Land und Pfand, und Sparen! klang es wieder in Haus und Hof, in Küche und Keller. Ernst war die Zeit, ernst war's dem Fürsten! Wie in einem tiefen Orgelpunkt tönt diese Stimmung aus der Fastenordnung entgegen, die auch nicht ein Jota von der Strenge der alten Kirchenforderungen abweicht. Und wer die Blätter der von uns benutzten Quellenschrift[1]) durchläuft, dem weht entgegen der Odem der Sorge, und in den Hallen der vierhundertjährigen Burgen und Schlösser hört er wie im Ticktack der Uhr den ewig ruhigen Gleichschritt peinlicher Gewissenhaftigkeit. — Der Erfolg blieb nicht aus; nach Abschluß der großen Untersuchung ergab sich ein über die Landespfleggelder verbleibende Summe von fast jährlich 5000 fl. für des Herzogs eigene Bedürfnisse, für Zinsen und Schuldenableistung; wenig zwar, doch klar! — Aus allen diesen Nöten aber riß den Herzog 1448 die Mosbacher Erbschaft, die er bald darauf um 90000 Gold-Gulden an Kurpfalz verkaufte. Die aber einmal geschaffene Ordnung blieb und blühte, und ihr Wortlaut ist noch heute ein Zeugnis für die Umsicht ihres Veranlassers. Möge das hier mitgeteilte Kleinbild als Erinnerung an den Herzog mit eine Bekräftigung sein der Grabschrift, die ihm das geistige Brüderpaar Johannis et Crollius 1720 widmeten und die also lautet:

Diese Gruft (zu Weisenheim am Glan)
beschleusst in einem kleinen Raum
einen großen Fürsten
den gemeinen Stamm-Vater
Aller heut zu Tage lebenden
durchlauchtigsten Pfalzgrafen bey Rhein,
Pfalzgrav und Herzog

Stephan

eine Krone der Fürsten zu seiner Zeit,
seinem Namen zufolge,
von einem gekrönten Kaiser geboren,
selbst würdig, Kronen zu tragen,
und der nach seinem Tode das Glück hatte,
daß aus seinem durchlauchtigsten Stamm
Fürsten entsprossen,
die König-Reiche beherrscht
und mit Kronen und Scepter̈n gepranget,
Ja! die ganz Europam und Asien in Verwunderung gesetzt.—
Dort wird er die Krone der Herrlichkeit empfahen,
Deren er jetzo in seinem Teile erwartet!"

[1]) Herzog Stephans Lehen und Renten. Pfälz. Kreisarchiv, Zweibr. Fasc. 541.

Die Burg Rieneck in Franken.

Von Dr. F. Stein.

Wo der Main aus den gesegneten Fluren Frankens an die Ostseite des Spessarts tritt, münden von Norden her in denselben bei Gemünden die fränkische Saale und die Sinn. Die durch das Sinnthal ziehende Gemünden-Elmer Eisenbahn führt uns in wenigen Minuten an dem Dörfchen Schaippach vorüber nach der „Station Rieneck". Hier die Bahn verlassend, gewahren wir weder das Städtchen, noch die Burg Rieneck und erst, wenn wir uns zur Linken auf die höher liegende Straße unter dem Hofe Hohenroth begeben haben, gelangen wir, nordwärts fortschreitend, durch das

Städtchen Rieneck zu dem an dessen Ausgange gegen Burgsinn zu gelegenen Hügel, der Schloßberg genannt, welcher die Burg Rieneck trägt. Nur der von Norden her auf der Bahn das Sinnthal durcheilende Reisende genießt bei dem Heraustreten der Bahn aus einem Tunnel den überraschenden und vollen Anblick der von der alten Burg noch erhaltenen beiden mächtigen Türme auf dem Rienecker Schloßberge.

Die Burg selbst ist von einer weitläufigen alten Burgmauer umschlossen. In dem Burghofe ragen an dessen West- und Südseite wohlerhalten zwei dicke achteckige Türme hervor, von denen der westliche der alte Palas, der südliche der Berchfrit war. Diese Türme und die sonstigen Baureste und die Einteilung des Burgraumes lassen noch heute ein so vollständiges und klares Bild von der gesamten Anlage einer mittelalterlichen Burg erkennen, wie kaum eine andere deutsche Burg. Der hier von Osten her kommende Schloßweg führt zunächst durch das äußere Burgthor in einen rings von Mauern, den sog. Zingeln, umfaßten Vorhof, den Zwingelhof oder Zwinger. Quer über denselben gegen Westen schreitend gelangen wir an das innere Burgthor und in den eigentlichen Burghof. Von den Gebäuden innerhalb desselben haben wir zur Rechten an der Westseite eines ummauerten freien Platzes und Gartens, des sog. Rundelgartens, die Wohnung der Gräfinnen, zur Linken an der Südseite hin die Wohnung der Grafen. Vor beiden Wohnungen ist ein freier Platz mit einem jetzt verschütteten Brunnen und einer im romanischen Stile erbauten Kapelle, weiterhin wieder ein Garten. An dessen westlichem Ende steht der größere Turm, der Palas, am westlichen Ende der Grafenwohnung der Berchfrit. Der Palas hat einen Umfang von 52 m und über dem Erdgeschosse, das als Vorratskammer diente, drei Stockwerke, von denen das erste die Küche, das zweite die Kemenaten oder Wohnräume, das dritte den eigentlichen Palas, einen zum täglichen geselligen Verkehr bestimmten Saal, enthielt. Der Berchfrit aber, dessen Mauern über 2 m dick sind, war zur Verteidigung bestimmt und zur Aufnahme reisiger Knechte und des Turmwartes.

Die Stätte, auf welcher diese Burg sich erhob, bietet keine weite Aussicht, denn ein vorspringender Berg verdeckt den Blick in das nahe Mainthal. Es fehlt der Gegend, welche nur Waldungen mit einem engen Waldthale zeigt, auch an Anmut, und die Lage gewährt auch keineswegs erhöhte Sicherheit, die vielmehr durch umgebende höhere Berge beeinträchtigt wird. Für die Wahl dieser Stelle zur Anlage der Burg konnte keines dieser Momente einladen, sondern dafür war nur der Umstand bestimmend, daß hier in der Markung Schaippach ein Königshof lag, an welchen das Recht einer eigenen Gerichtsbarkeit geknüpft blieb auch nach seinem Übergange in das Eigentum eines hochfreien Geschlechts. Die Gaugrafen in dem benachbarten Hinterspessart zwischen Kahl und Kinzig hatten Schaippach und diesen Königshof schon vor dem Jahre 1100 in ihren erblichen Besitz bekommen und daselbst die Burg Rieneck erbaut. Auf dieser Burg beruhte ihre Landesherrlichkeit und Reichsstandschaft, während sie in ihrer Gaugrafschaft an der Kinzig nicht zu landesherrlicher Gewalt gelangten. Die größere Bedeutung der Grafen von Rieneck im Mittelalter war aber nicht sowohl durch ihre kleine Landesherrschaft Rieneck begründet, als durch ihre Reichsämter, wozu namentlich die Burggrafschaft zu Mainz und die Reichsvogtei im Spessart gehörten.

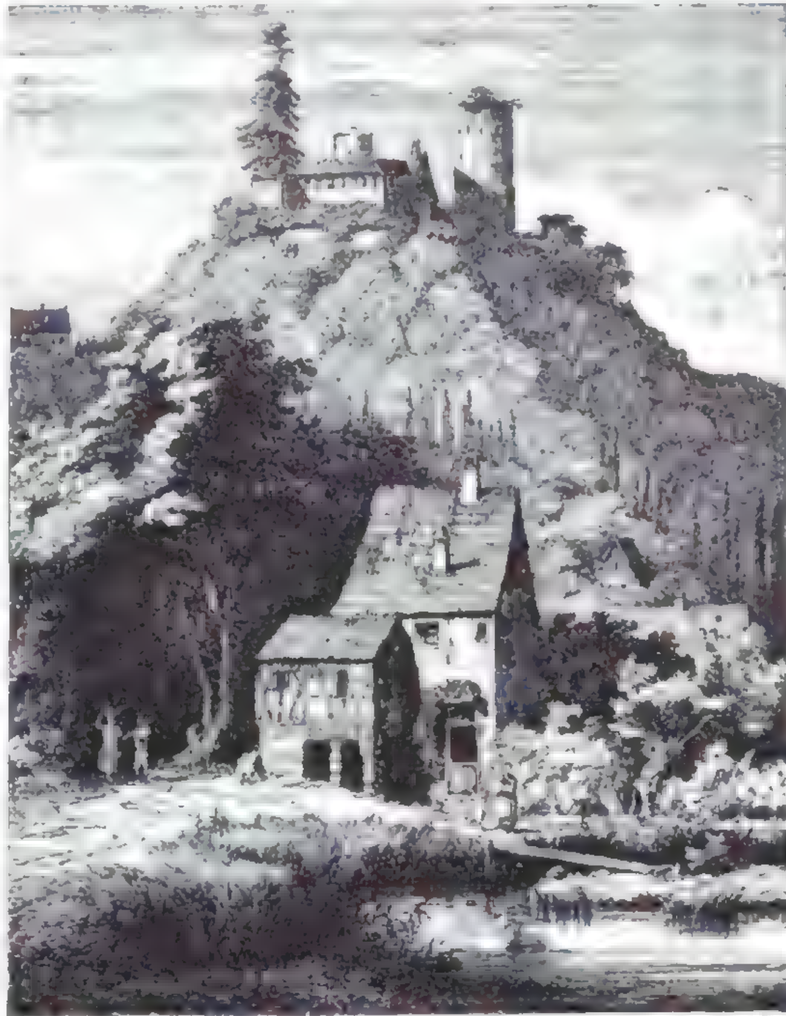
Die Burg Rieneck wird zuerst im Jahre 1179 erwähnt. Schon vorher war 1106 das ältere, ursprünglich dem Kinziggau angehörige Grafenhaus von Rieneck im Mannesstamme erloschen mit Graf Gerhard I. Dessen einzige Tochter war vermählt mit Graf Arnold aus einem belgischen Grafenhause. Nördlich von Lüttich, in dem heutigen Städtchen Borgloon, hatte ein jüngerer Zweig der alten Herzoge von Lothringen seinen Burgsitz und hatte eine erbliche Grafschaft Los oder Lon inne. Diese Grafschaft besaß neben anderen lothringischen Gütern der genannte Graf Arnold, und seine Gemahlin brachte ihm nun die Grafschaft Rieneck mit der Burggrafschaft zu Mainz und der Reichsvogtei im Spessart zu, so daß derselbe zu den angeseheneren Reichsfürsten seiner Zeit gehörte. Sein Sohn Ludwig I. ist für uns Bayern besonders dadurch interessant, daß eine seiner meist in vornehme Häuser verehelichten Töchter die Gemahlin des ersten Herzogs von Bayern aus dem erlauchten Hause Wittelsbach wurde und von dem Grafen Ludwig v. Los her der Name Ludwig in das wittelsbachische Haus aufgenommen worden ist, indem Ludwig der Kelheimer den Namen des mütterlichen Großvaters empfing, der dann in Ludwig dem Strengen, Ludwig dem Bayer, dessen Söhnen Ludwig dem Brandenburger und dem Römer, den Herzogen Ludwig von Ingolstadt sich weiter vererbte.

Die Lossischen Grafen Arnold, Ludwig I. und dessen Sohn Gerhard II. hielten sich meistens in Belgien und in den Rheinlanden auf und kamen seltener und immer nur vorübergehend nach der Burg Rieneck. So kam auch einmal 1179 Graf Gerhard II. und seine Gemahlin Adelheid, eine Gräfin von Geldern, in diese Burg. Dort suchten ihn Abgeordnete des Würzburger Domkapitels auf, um einen bereits eingeleiteten Verkauf eines Rieneckschen Gutes an das Domkapitel mit dem Grafen zum Abschlusse zu bringen. Zehn Jahre später zog Graf Gerhard mit Kaiser Friedrich Rotbart zur Wiedereroberung des an die Ungläubigen verloren gegangenen Königreichs Jerusalem ins Gelobte Land und fiel dort bei der Verteidigung der Festung Akka 1191.

Unter seinen Söhnen erfolgte zum ersten Male eine Trennung der belgischen Besitzungen von der Grafschaft Rieneck mit der Burggrafschaft von Mainz und der Spessarter Reichsvogtei. Die Trennung wurde dann nach einer kurzen Wiedervereinigung seit 1230 bleibend. Von da an trat ein Verfall der politischen Bedeutung der Lossischen Grafen sowohl in ihrer Grafschaft Los, als auch in der Grafschaft Rieneck ein. Hier wurde der Verfall besonders gefördert durch die infolge eines kaiserlichen Privilegiums von 1231 vom Erzbischofe zu Mainz vorgenommene Umwandlung der Burggrafschaft in ein landesherrliches Amt, wonach den Rienecker Grafen nur einige Ehrenrechte und Güter in und bei Mainz blieben. Auch das andere wichtige Reichsamt dieser Grafen, die Reichsvogtei im Spessart, litt unter der Ausdehnung der Landesherrschaft der Erzbischöfe von Mainz in den Spessart. Während des großen Interregnums fanden unglückliche Kämpfe der Grafen mit dem Erzbischof von Mainz im Kahlgrunde, um Aschaffenburg und im Thale der Elsawa statt, in welchem die Grafen die Burg Wildenstein besaßen, von deren heutigen Überresten in dem ersten Jahrgange des „Bayerlands“ Seite 101 eine Abbildung gegeben worden ist. Es kam dann um das Jahr 1300 dahin, daß Rienecker Grafen von der sog. Rothenfelser Linie ihren hälftigen Anteil an den Grafschaftsrechten und Grafschaftsgütern teils an die Herren von Hanau vererbten, teils dem

Erzbischof von Mainz zu Lehen gaben, so daß nach dem Aussterben der Rothenfelser Linie 1334 die Rienecker Grafen der Hauptlinie genötigt waren, den Erzbischof von Mainz und den Herrn von Hanau in die Mitregierung und in den Mitbesitz der Grafschaft aufzunehmen. Dies Verhältnis bestand fort bis zum Erlöschen des Mannesstammes der Rienecker Grafen im Jahre 1559.

Die Burg Rieneck wurde auch nach der Trennung der Grafschaften Los und Rieneck doch nicht der gewöhnliche Aufenthaltsort der Rienecker Grafen. Seit der Teilung von 1230 hielt sich Graf Ludwig II. von Rieneck am häufigsten auf den dem Grafenhause im Taubergrunde zustehenden Gütern zu Lauda und Grünsfeld auf, wie auch sein älterer Sohn und einer seiner Enkel. — Ludwigs II. jüngerer Sohn Gerhard und Enkel Heinrich, welcher den Stamm fortpflanzte, begünstigten vor dem weniger einladenden Burgsitze und Städtchen Rieneck den in dem nahen belebteren Mainthale reizend gelegenen, ihnen zustehenden Hauptort ihrer Spessarter Besitzungen Lohr, welche Stadt Graf Heinrich 1333 von Kaiser Ludwig dem Bayer mit Gelnhauser Stadtrecht bewidmen ließ. In dieser Stadt hatten die Grafen eine Burg, die nach ihrem Aussterben verlassen stand und später in ein Kapuzinerkloster umgewandelt wurde, und in der dortigen Pfarrkirche finden sich seit 1400 ihre Begräbnisstätten. Auch in Gemünden an der Mündung der Sinn in den Main hatten sie ein Haus, und der letzte Graf Philipp III. baute ein ehemaliges Kloster Schönrain am Main zwischen Lohr und Gemünden in einen schloßartigen Bau um.



Burg Rieneck. Von Aug. Geist.

Wenn nun die Burg Rieneck daneben auch zum Aufenthalte der gräflichen Familien diente, so blieb doch stets der ursprüngliche Charakter der Burg erhalten, ohne in einen moderneren Residenzbau verwandelt zu werden. Die Aufführung vielstöckiger Schloßbauten als Wohnungen für Fürsten und Adel an Stelle der Burgen kam erst zu der Zeit auf, da das Grafengeschlecht von Rieneck 1559 erlosch. Die Erben des letzten Grafen von Rieneck, die Grafen von Isenburg, traten die überschuldeten Rieneckschen Allodien 1561 an Kurmainz ab und behielten für sich nur Schloß und Amt Schönrain. Die Burg Rieneck gehörte fortan zu Kurmainz. Die Kurfürsten von Mainz verlegten in die Burg die Wohnung eines Amtmannes des nun gebildeten kurmainzischen Amtes Rieneck und hielten die Bauten stets in gutem Stande. Auch wurde Kurmainz als Besitzer der Grafschaft Rieneck unter den Reichsständen in die Grafenbank und in die fürstlichen Kreisstände eingereiht.

Nochmals erhielt Burg und Grafschaft Rieneck 1673 einen eigenen Landesherrn. Der k. k. österreichische Kanzler von Böhmen, Graf Johann Hartwig von Nostiz, strebte nämlich nach dem Range eines unmittelbaren Reichsstandes im vormaligen deutschen Reiche und, da hierzu der Besitz eines von alters her reichsständischen Gebietes nötig war, erwarb er durch einen mit dem Kurfürsten von Mainz 1763 geschlossenen Vertrag die Belehnung mit der alten Grafschaft Rieneck für sich und seine männlichen Nachkommen. Grafen von Nostiz, von denen sich noch heute eine Linie Nostiz-Rieneck benennt, kamen nur zur Erbhuldigung nach Rieneck; ihr zeitweiliges Erscheinen in Rieneck gab jedoch Anlaß, daß ihre Amtmänner zu Rieneck die Burg nicht verwahrlosten, um vor dem jeweils dahin kommenden Landesherrn mit Ehren bestehen zu können, so daß die Burg vor dem Schicksale bewahrt blieb, völlig zur Ruine zu werden. Als aber mit der Gründung des Rheinbundes 1806 die Grafschaft Rieneck mediatisiert wurde und sie so den eigentlichen Zweck, um dessentwillen die Grafen von Nostiz sie erworben hatten, nicht mehr erfüllen konnte, verkauften diese Grafen Burg und Gebiet an den Fürst Primas, nachherigen Großherzog von Frankfurt.

Wenige Jahre danach kam sie mit einem Teile des 1714 aufgelösten Großherzogtums Frankfurt an das Königreich Bayern, und seit Aufhebung des Amtes Rieneck wurde die Burg, welche für die neuen Verhältnisse keinen Wert mehr hatte, nur noch zu einer Försterwohnung benutzt, im übrigen blieb sie sich selbst überlassen, bis das Staatsärar sich entschloß, dieselbe zu veräußern.

Auf diese Weise kam die Burg in den Besitz des Universitätsprofessors Hofrat Rinecker zu Würzburg, welcher sie mit großem Kostenaufwande restaurieren und verschiedene Neubauten aufführen ließ, so daß sie ihm und seiner Familie zum Sommer-

aufenthalte dienen konnte. In neuerer Zeit wurde von dessen Witwe Schloß und Schloßgut Rieneck weiter veräußert, und der gegenwärtige Besitzer desselben ist Rittmeister a. D. Freiherr v. Stumm, welcher zwar auch nicht ständig in Rieneck wohnt, aber durch einen Verwalter für den guten Stand der Burg und der Anlage Sorge trägt.

In Treue fest.[1]

Eine Erzählung aus der vaterländischen Geschichte.

Von Marie Schmidt v. Ekensteen.

Tirol, dieses herrliche Gebirgsland — welches nach dem „Bayrischen Antiquarius" so schön wäre, wenn keine Tiroler darin — in früheren Jahrhunderten wiederholt zu Bayern gehörig, war diesem durch den Preßburger Frieden (1805) erneut zugefallen.

Das mit glühender Liebe an dem Hause Habsburg hängende Gebirgsvolk, das mit einem Schlage und unter Verzicht auf das Althergebrachte den anderen bayerischen Provinzen gleichgemacht werden sollte, wollte sich dieser Gleichmacherei in religiöser, politischer und sozialer Beziehung um so weniger fügen, als der damit Hand in Hand gehende Druck der Beamten den Wechsel der Herrschaft nur allzu oft und allzu empfindlich in Erinnerung brachte.



Wie freudig siehet nicht das kleine Brautpaar aus? Das Aug' entdeckt ihr Herz, das Kleid ihr vornehm' Haus,
Des kleinen Bräutigams Braut ist nach dem Stand gemein, Wie viele möchten gern, die gross sind, Bräute seyn.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson. (S. 131.)

Wie vor 100 Jahren in Altbayern der Haß gegen die Österreicher, so faßte hier die Abneigung gegen Bayern täglich mehr Boden, hier wie dort gestützt auf die treue Liebe zum angestammten Herrscherhause und genährt durch die im Lande heimlich verkehrenden Agenten. Wie einst in Altbayern, hielten sich auch in Tyrol der Adel sowie der hohe Klerus vorsichtig zurück.

In den ersten Tagen des Jahres 1809 beauftragte jedoch Erzherzog Johann den Freiherrn v. Hormayr, sich mit Tiroler Abgeordneten über den Plan zur Befreiung Tirols zu verständigen. An ein und demselben Tage — man hatte hierfür den 9. Februar in Aussicht genommen — sollte auf allen Punkten Tirols der Aufstand gleichzeitig ausbrechen, welcher durch mündliche Mitteilung von Thal zu Thal, von Haus zu Haus vorbereitet wurde; die zerstreut im Lande stehenden bayerischen Truppen sollten von allen Seiten umzingelt, Tag und Nacht beschossen und verfolgt und so durch Erschöpfung zur Übergabe gezwungen werden.

Der Plan gelang leider allzu gut, denn die im Lande zerstreute Truppenmacht war nur 4000 Mann stark. Ihr Befehlshaber, der Generalkommandant von Tirol, Generalleutenant v. Kinkel war ein unentschlossener, ängstlicher, altersschwacher Herr, der sich nicht nur von den Ereignissen überraschen ließ, sondern auch taub und unzugänglich den Ratschlägen gegenüber blieb, welche ihm von dem ebenfalls in Innsbruck anwesenden Kommandanten des 11. Infanterie-Regiments, Oberst Karl Freiherr v. Ditfurth, in richtiger Beurteilung der anstürmenden Verhältnisse gegeben wurden.

Die Heldengestalt dieses Mannes, sein Kämpfen und Untergehen bildet den Gegenstand der nachfolgenden Erzählung, denn in unübertrefflicher Weise hat dieser unerschrockene, begeisterte, mutige Offizier für alle Zeiten den Wahlspruch der Wittelsbacher versinnlicht und verkörpert: „In Treue fest!"

[1] Quellen: Ditfurth, M. v., Aus dem Leben des Kgl. Bayer. Oberst Carl Frhr. v Ditfurth — Familienarchiv. — Heilmann, Feldmarschall Fürst Wrede. — Häuser, Deutsche Geschichte, 3 Auflage.

Die Wiege stand ihm zwar nicht in unserer geliebten Heimat, denn er wurde am 1. Dezember 1774 zu Hanau im hessischen Lande geboren, aber, zum freien Manne herangereift, wählte er sich selbst unser schönes Bayern zum zweiten Vaterlande; als tapferer Soldat, hochherziger Mann, der in freudiger Selbstverleugnung immer bereit war, für die Ehre der vaterländischen Waffen und den Ruhm seines Kriegsherrn sein Leben einzusetzen, wird er stets ein Vorbild pflichttreuen Strebens und opfermutigen Todes bleiben.

Das Geschlecht derer v. Ditfurth ist ein uralt ritterbares, aus dem Halberstädtischen stammendes. Unweit Quedlinburg, auf einem der Vorberge des Harzes, sind noch die Ruinen der Stammburg. Schon im Jahre 1152 bekleidete der Ältervater Hoimar de Dithuorde das Erbmarschallamt des Stiftes Quedlinburg und an den Namen des Geschlechts knüpft sich folgende Sage:

Der älteste Ahnherr war ein aus der Nähe von Quedlinburg gebürtiger, altsächsischer Freisasse, der als Waffenknecht im Gefolge Kaiser Ottos I. (936—937), als letzterer in einem Kriegszuge in der dortigen Gegend auf der Flucht hart bedrängt gewesen, demselben eine durch die Bode führende Furt als Rettungsweg nachgewiesen habe, indem er dabei ausgerufen: „dut is de Furth!“ Zum Danke habe Kaiser Otto ihn unter dem Namen Dutisfurth zum Ritter geschlagen und ihm das noch von der Familie geführte „eine Furt symbolisierende Wappen“, sowie reiche, in dortiger Gegend eröffnete Ritterlehen verliehen. Die Vorfahren hausten dort jahrhunderte lang, häufig in blutigen Fehden mit den Bischöfen von Halberstadt, und sogar wegen verübter Gewaltthätigkeiten gegen Nonnenklöster durch Papst Martin V. mittels besonderer Bulle in Bann und Acht erklärt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts war der Familienbesitz sehr gemindert, und als Hans IV. in die Dienste des Grafen Ernst von Holstein-Schaumburg als Droste zu Stadthagen trat, unter Verleihung des Rittergutes Dankersen bei Rinteln, ging (1592) durch Versäumnis die Erbmarschallswürde des Stiftes Quedlinburg verloren.

Alle Vorfahren unseres Helden zeichneten sich durch Thatendrang und Abenteuerlust aus, und zahllose charakteristische Züge lassen sich von Generation zu Generation verfolgen. In den Hugenottenkriegen als Hauptleute der deutschen sogenannten Reuters in französische Dienste getreten, fanden mehrere Sprossen des edlen Stammes den Heldentod in den Schlachten bei Moncontour, Jarnac und Jory, und im Dreißigjährigen Kriege war das Geschlecht dem Erlöschen nahe. Nur mehr ein Sproß „Franz Dieterich I.“ war übriggeblieben, welcher 1709 als hessen-kasselscher Oberst der Kavallerie verstarb und nur einen Sohn hinterließ, Franz Dieterich II., geboren 1673. Dieser hatte 12 Söhne und 2 Töchter, wovon ihn 7 Söhne und eine Tochter überlebten. Unser Held ähnelte ihm vielfach. Er war hochgebildet, ein Verehrer der Klassiker und schwärmte für Horaz; er war ritterlich, edel, stolz, wohlhabend, ein vollkommener Kavalier und ein tapferer einsichtsvoller Soldat. Als Adjutant des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel (Landgraf Friedrich I.) rettete er demselben in der Schlacht am Speierbache (13. Februar 1703) obschon selbst verwundet, Freiheit und Leben. Als der Erbprinz, dem das Pferd unter dem Leibe getötet worden war, zu Fuß, den Degen in der Faust, an der Spitze des Grenadierregiments dasselbe zum Angriffe vorführte, rief er ihm zu: „Eure hochfürstliche Durchlaucht kommandieren nicht dieses Regiment, sondern das gesamte Corps und gehören somit auch Ihrer Pflicht nach nicht hierher, sondern dorthin“. Der Prinz gab nach und soll lächelnd erwidert haben: „Nun ja, Ditfurth, Er hat ja recht, ich will auch hier weggehen, sei Er aber nicht gleich so grob!“

Dieses hessische Grenadierregiment starb Mann an Mann in Reih und Glied den Heldentod, und Ditfurth soll einmal mit seinem Körper die dem Prinzen geltenden Schwertstreiche aufgefangen haben. Den Majorsgrad überspringend, wurde er Oberstlieutenant, stieg schnell im Grade empor und starb am 13. Februar 1745 — dem 42. Jahrestage eben jener Schlacht, 72 Jahre alt, als Generallieutenant und Kommandeur der gesamten, damals 36 Schwadronen zählenden Kavallerie, General-Adjutant des Landgrafen Friedrich I., Königs in Schweden, Kommandeur und 2. Inhaber des schwedischen Leibdragonerregiments.

Der Landgraf Friedrich I. nannte ihn scherzend immer „Oberhof-Sittenprediger“ und „Textleser“. Als König von Schweden verlieh er ihm auch das Jagdrecht, da er ihm bei einer Bärenjagd in Schweden das Leben gerettet hatte.

Von Franz Dieterichs II. überlebenden sieben Söhnen pflanzten der vierte, Moritz Wilhelm, und der fünfte, Adolf Friederich, die Familie fort und sind diese die Stammväter der jetzt noch lebenden beiden Linien.

Im Feldzug gegen die Türken (1737—39) finden wir die thatendurstigen Söhne des alten Geschlechtes, und Moritz, der Vater unseres Helden wurde wegen seiner Bravour in der Schlacht bei Hohenfriedberg außer der Tour zum Rittmeister befördert. Stabskapitän im preußischen Regiment „Bayreuth-Dragoner“ trat er nach dem Siebenjährigen Kriege in holländische Dienste und heiratete, 62 Jahre alt, die blendend schöne tugendsame Tochter des Generals und Hofmarschalls v. Bischofshausen, welche ihm einen Sohn, unsern Helden, Karl Friedrich Wilhelm Christian, und eine Tochter schenkte. Er starb 1791 in Büdingen bei Hanau als holländischer Generalmajor der Kavallerie, 86 Jahre alt.

Karl Freiherr v. Ditfurth, erhielt eine treffliche Erziehung im Kadettenhause zu Kassel; regen Geistes und von der Natur mit kräftigem, behendem Körper ausgestattet, ebneten sich ihm leicht alle Wege und es wurde ihm die Bevorzugung, zum Leibpagen des regierenden Landgrafen ernannt zu werden. Von ungemein leichter Auffassungsgabe begünstigt, wurde der kaum 16 Jahre alte, stolze und wirklich schöne Jüngling am 10. März 1791 Kornett in der Garde du Corps, doch nach seines Vaters Tode ungünstiger Vermögensverhältnisse halber auf seinen Antrag zur Infanterie versetzt; am 31. März 1792 zum Fähnrich bei dem Garderegiment ernannt, machte er den Feldzug in der Champagne mit. Bei der Erstürmung von Frankfurt a. M. am 2. Dezember desselben Jahres erhielt er die Feuertaufe, war einer der ersten, welche in das Friedberger Thor eindrangen, wobei er einen Prellschuß am Rockkragen erhielt, und zeichnete sich überall durch Ritterlichkeit und Kühnheit aus. Am 14. Januar 1793 wurde er in Anerkennung dieses seines mutigen Verhaltens zum Sekondelieutenant befördert, doch sein heißes, sehnendes Verlangen, wieder zu den Feldtruppen versetzt zu werden, war vergeblich, da die Garde an deren Operationen nicht teilnahm.

Durch seine auffallende Körperschönheit und sein ritterliches Wesen war er der besondere Liebling des Landgrafen Wilhelm IX. geworden. Das wurde aber seinem feurigen Charakter und kriegerischen Sinn zur wahren Qual, denn der Landgraf war ein Mann voll engherziger Anschauungen und wollte Ditfurth ganz nach seinem Sinn erziehen. — Ditfurth litt unsagbar, an den Feldzügen 1793—95 am Rhein und in den Niederlanden nicht teilnehmen zu können, und sein Unbehagen steigerte sich noch, als nach dem zu Basel geschlossenen Separatfrieden Hessen und Norddeutschland ihre Neutralitätserklärung abgegeben hatten, während sonst fast allerwärts lauter Kriegslärm die Welt erfüllte. Nur die Dankbarkeit gegen seinen fürstlichen Wohlthäter und gütigen Oheim ließen ihn die drückenden Fesseln lange tragen, trotzdem sein ganzes Innere danach strebte, dieselben zu sprengen, und die seltsamsten Pläne seinen excentrischen Sinn durchkreuzten; er unternahm alles nur Denkbare, sich bei dem Fürsten unbeliebt zu machen, und besonders das „Heiligtum" der Adjustierung verletzte er absichtlich in keckster Weise. — Er und sein Busenfreund v. Winzingerode (später russischer General) waren die ersten, welche sich 1798 in Hessen die Zöpfe abschneiden ließen, und à la Titus frisiert und ungepudert nach der Parade auf dem Friedrichsplatze spazieren gingen. Natürlich erregten sie dadurch ein Aufsehen, zum Entsetzen des wegen seiner Strenge und barschen Weise sehr gefürchteten Obersten v. Rotzmann, welcher bei ihrem Anblick ganz sprachlos war, sogar einen kleinen Schlaganfall davontrug und sie schließlich bat, ihn doch nicht unglücklich zu machen. Der Fürst, welchem natürlich Kenntnis gegeben wurde, strafte nicht, sondern befahl nur, beide sogleich durch den Leibfriseur vorschriftsmäßig frisieren zu lassen und ihm täglich direkte Meldung über diese Vornahme zu erstatten. Der Fürst hoffte, durch Güte bei seinem Liebling Ditfurth mehr zu erreichen, als durch Strenge, und es wurde derselbe bald darauf zum Regimentsadjutanten der Garde ernannt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Unsere heutige Nummer zieren wieder drei Miniaturen, welche die Künstlerhand A. v. R. den kostbaren Blättern der Tegernseer Bibliothek nachbildete. Ein viertes Bild zeigt uns Burg Rieneck nach einer Zeichnung August Geists, des unübertroffenen Darstellers fränkischer Landschaften. Unser fünftes Bild bedarf keines erläuternden Textes; die wenigen Worte, welche der Meister Johannes Esaias Nilson unter seine niedlichen Zeichnungen schrieb, genügen zur Erläuterung. Nilson (geboren 1721, gestorben 1788) hatte die allerliebste Idee, in netten Kindergestalten die Trachten seiner Heimatstadt Augsburg den Nachkommen zu überliefern. Wir sind des Beifalls unserer Leser sicher, wenn wir sie mit den zierlichen Bildern bekannt machen. Wir wecken damit das Andenken an einen verdienstvollen Künstler Augsburgs und bringen in fesselnder Form ein Bild der originellen Trachten der schwäbischen Hauptstadt.

Bestürmung von Stadtamhof. Dem Kurfürsten Max Emanuel war ein in Zeitlarn aufgefangener Brief des feindlichen Generals Styrum überbracht worden, worin dieser den Magistrat von Regensburg benachrichtigte, daß er die Stadt, ungeachtet sie Neutralität angenommen hatte, zu besetzen gesonnen wäre. Darauf fordert Max Emanuel von der Stadt zur Sicherheit die Hälfte der steinernen Brücke, dann den obern und untern Wörth, um sie mit seinen Truppen zu besetzen. Allein der Magistrat wies dessen Antrag nicht nur ab, sondern ließ auch noch in der Nacht des 7. April 1703 allen Bürgern der Stadt heimlich verkünden, daß sie sich sämtlich wohlgerüstet auf dem Sammelplatz einzufinden hätten, und befahl ihnen, die Kanonen auf den Emmeraner- und Ostnerbasteien aufzuführen.

Über diese plötzliche Rüstung erschraken die Reichstagsgesandten, versammelten sich noch in derselben Nacht beim Prinzipalkommissär, Kardinal Grafen v. Lamberg, und hielten Rat, ob in des bayerischen Kurfürsten Begehren einzuwilligen rätlich sei? Dieser Versammlung wohnten auch die Stadtkämmerer von Regensburg bei. Als das Gutachten der Versammlung dahin ausfiel, daß man den Bayern die Brücke mit den beiden Wörthen einräumen solle, so erließ der Kämmerer Berger an die wachthabenden Bürger die Ordre, sich bei Leibs- und Lebensstrafe alles Schießens zu enthalten. Erst am andern Tage wurde der Beschluß veröffentlicht, daß man des allgemeinen Besten wegen, die Brücke an den Kurfürsten übergeben hätte.

Nach erfolgter Besetzung versprach Max Emanuel dem Magistrate, die Brücke wieder an ihn abzutreten, wenn ihm vom Kaiser Karl die Versicherung beigebracht würde, daß in Regensburg kein kaiserliches Kriegsvolk in Besatzung gelegt werde. Die Stadtobrigkeit schickt sofort zwei Abgeordnete an den Kaiser. Da dieser aber mit einer Antwort lange zögerte, glaubte der Kurfürst den Vertrag nicht länger halten zu müssen, zumal der feindliche General Graf Herbeville mit einem großen Heerhaufen die Städte Furth und Cham berannt hatte. Er machte daher Anstalten, die Stadt Regensburg schnell zu überrumpeln und zu besetzen.

General Graf Santini vollführte dieses Vorhaben den 28. Aug. 1703 mit der größten Geschwindigkeit. Während nämlich an diesem Tage die Bewohner von Regensburg in den Kirchen der Andacht oblagen, sprengte Santini mit vier Schwadronen Dragoner in die Stadt, besetzte die Thore und die Hauptplätze und entwaffnete die Bürger, während 2000 Mann Infanterie auf dem Fuße nachfolgten und sich auf dem Herrn- und Nonnenplatze lagerten.

Santini nahm sein Quartier bei dem Kaufmanne Pirkel auf dem Kräutermarkte, wohin der Magistrat die Schlüssel der Stadt überbringen mußte. Nachdem alles in gewünschter Ordnung vollzogen war, ließ Santini den Bürgern ihre Gewehre wieder zurückstellen und erleichterte ihre Lasten, soviel er vermochte, ohne jedoch in Vergebung militärischer Strenge sich das Geringste zu Schulden kommen zu lassen. Mit unausgesetztem Eifer wurde an der Verschanzung von Stadtamhof gearbeitet. 200 Menschen mußten an Feier- wie an Werktagen schanzen, damit die von einem französischen Ingenieur angeordnete Befestigung, bestehend in einem tiefen Graben und einem Walle, zu stande komme. Dieser Zustand dauerte bis zum Monat Juni 1704, da die am 2. dieses Monats für den Kurfürsten Max Emanuel ungünstig ausgefallene Schlacht am Schellenberge der Reichsstadt Regensburg ihre vorige Unabhängigkeit wieder verlieh. Santini wurde beordert, schleunigst Regensburg zu quittieren, und zwar unter dem 9. Juli 1704.

Kaum hatte Santini Regensburg verlassen, so langte schon vom Grafen Herbeville, ein aus Neuburg a. d. Donau vom 16. Juli 1704 datiertes Schreiben an Kammerer und Rat von Regensburg an, worin angefragt wurde, ob die Stadt einige Schutzmiliz zu Pferd und Fuß wünsche. Wenn, so sollte man sich an den kaiserlichen Feldkriegskommissär Fuchs in der Gegend von Cham wenden.

Der Senat refusierte diesen freundlichen Antrag, allein es

half nichts. Herbeville erhielt vom Kaiser den Befehl, sich Regensburgs zu bemeistern. Zu diesem Ende brach er mit einem Heere von 4 bis 5000 Mann, mit denen sich die Truppen von Cham und Langenfeld vereinigten, von Neuburg auf und traf am 10. August 1704 vor der nördlichen Seite der Vorstadt Regensburgs ein, in welcher noch der Obristlieutenant Perquere mit etwa 400 Mann Bayern lag.

Die auf den Weinbergen aufgestellten bayerischen Feldwachen wurden von den kaiserlichen Vortruppen sogleich angegriffen, eingefangen, niedergeschossen und die übrigen nach Stadtamhof zurückgeworfen. Hierauf nahm Obrist Jörger mit den Reitern am Steinwege feste Stellung und erwartete Infanterie, nach deren Ankunft an der sogleich wieder hergestellten Regenbrücke eine Batterie errichtet und das Schloß Weichs mit Truppen besetzt wurde.

Montag, den 11. August, nachdem die Nacht zuvor die Artillerie angekommen war, sandte der feindliche Feldherr einen Parlamentär an den Kommandanten Perquere in Stadtamhof, ließ ihm den schlechten Zustand des Ortes Weichs vorstellen und ihn ermahnen, es nicht auf das Äußerste ankommen zu lassen, sondern sich und Stadtamhof zu ergeben. Allein Perquere erklärte, er müsse sich bis zum letzten Mann wehren. Entrüstet ließ nun der österreichische Feldherr neben der Batterie an der Brücke eine neue auf dem Osterberge aufführen, sie mit sechs Kanonen und vier Mörsern bepflanzen und die Redouten der Stadt beschießen. Abends 5 Uhr fing das Bombardement an; doch nach einigen Stunden setzte der Feind damit aus, um desto schneller sich zum anbefohlenen Sturme vorzubereiten.

Die Anstalten hierzu konnten die Bewohner und die Garnison von Stadtamhof deutlich wahrnehmen; aber sie verzagte nicht und wollten von einer Übergabe nichts hören. Herbeville ließ sie wiederholt ermahnen, sich zu ergeben, ehe der Sturm beginne. „Sind einmal drei Bomben gefallen, so wird einer Übergabe kein Gehör mehr gegeben". Allein vergeblich. Perquere und die Bürger von Treue und Vaterlandsliebe entflammt, schlugen jede ihnen gemachte Bedingung ab, ja die Bürger waren so verwegen, daß sie sich bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, alles aufboten und die Blutsfahne aufsteckten.

Um 9 Uhr nachts wurden zwei Bomben geworfen. Noch hielt Herbeville mit dem Werfen der dritten inne; aber es erfolgte keine Übergabe. Herbeville ließ nun das Bomben- und Granatenwerfen fortsetzen und an drei Orten zugleich sturmlaufen.

Obristlieutenant v. Steinlöffler eröffnete es mit seiner Infanterie hinter dem Franziskaner-, Obrist Jörger mit seinen Dragonern zu Fuß bei dem St. Magnuskloster. Zu gleicher Zeit griffen die den Regenfluß durchsetzenden Husaren den Gries an. Steinlöffler bahnte sich zuerst den Weg in die Stadt; hierauf erfolgte der Einbruch beim Gries und zuletzt, nach Besiegung großer Gegenwehr, bei St. Magn.

Mit brennenden Fackeln in der linken und mit dem Degen in der rechten Hand stürzten die Dragoner in die Häuser. Eine wilde Hatz trieb der Feind mit den Bürgern, ihren Weibern und Töchtern. Was von den Feinden nicht gemordet wurde, das wurde in die Fluten der Donau geworfen. Zu spät ließ der Stadtkommandant die Chamade schlagen. Das Morden, Plündern und Brennen dauerte mit gesteigerter Wut fort und die Stadt war nahe daran, nicht nur durch Feuer zerstört, sondern auch ihrer Bewohner beraubt zu werden, wenn nicht einige feindliche Offiziere den würgenden feindlichen Soldaten durch bittliche Vorstellungen Einhalt gethan hätten.

Auf bayerischer Seite blieben im Schlachtgetümmel unter dem Kommando des Kapitans Andlinger — Joh. Mangoßner und Joh. Christof Märzelein; dann unter Perqueres Kommando Joh. Gottfried Wittsinger; endlich unter Anführung des Hauptmanns Strieling — ein Feldscher, ein gemeiner Soldat, ein Soldatenweib, ein Bäckerknecht, ein Bauernknecht und der Gefreite Heinrich Schumann.

Von den Bürgern wurden getötet: Kaspar Gutwein, Magistratsrat, bei der Spitalkirche; Joh. Götz, Hafner, auch da; Peter Muhr, Maler; Zacharias Vorwerch, Strumpfwirker; Georg Huch, Schneider; Benno Rauscher, Zimmermann; Friedrich Rascher; Johann Rössel, Kaminkehrer; Nikolaus Menzel, Beisitzer aus Würzburg; Thomas Fresch, Bäcker, verwundet in die Donau geworfen und gefunden; Martin Wildschmidt, in der Donau ertränkt, bei Frieshand gefunden und in Wörth beerdigt; Andreas Lachner, Überreuter.

Dr. Steinberger.

Anstellungsdekret eines lateinischen Schulmeisters bei der Stadt Füßen 1559. Zu wissen sei gethan meniglichen mit dem gleichlautenden Spanzettel, daß die fürsichtigen, ehrsamen und weisen Herren Bürgermeister, Rat und Gericht der Stadt Füßen den erbaren und wolgelerten Benedikt Regele, iren mitburger, der hievor etlicher Jahre berürter Stadt Füßen lateinischer Schulmeister gewest itzo wiederumb auf ein Jahr lang von dato an zu rechnen zu einem lateinischen Schulmeister angenommen haben mit der Condition und nachfolgenden Gedingen. Nemlich daß er sich des hochwürdigsten Fürstens des gnädigen Herrn Cardinals und Bischoven zu Augsburg Befehls gemäß halte, die Jugend mit Lernung guter Kunst und Erbarkeit treulich erweisen und dieselbe mit gebürlicher Maß und ohne Zorn strafen solle, sie zur Kirchen, Predigt und Gottesdienst halte; niemand, wer da sei, mit Worten noch Werken antasche, desgleichen der Priesterschaft mit unleidentlichen Worten, Werken und andern müssig geen; soll sich auch in offenen Zechen bescheidentlich halten, unnützer Reden und Geschwätz gänzlich enthalten, auch ob seinen Schülern, damit sie sich auf der Gassen und sonsten gegen meniglich in allewegen erbar und züchtig und des obern lateinischen Schulmeisters Knaben dermassen halten, auf daß sie dieselben nit nachahmen oder sich sonsten widerwertig gegen einander erzeigen; und was jederzeit durch eines ersamen Rats verordnete Visitatores bei jenen oder seinen Schülern Mangel und Unordnung befunden würde, soll, kann und mag ihme die durch einen ehrsamen Rath abgeschaffte und bessere Ordnung fürgenomen werden, welchem er treulich und fleißig nachkommen, wie ihme da jetzo von neuem eingebunden worden ist; daß er furohin ganz und gar keinen deutschen Schüler aufnehmen noch halten solle und welches Wille im von wegen gemeiner Stadt bis 59 Jahrs zu sein gewonlichen Schulgeld, so er von Burgerskindern hätt als nemlich ein Quatember von jedem 12 Kreuzer geben würdet zu Quatemberszeiten einzunehmen hette 50 Gulden R. in Minz. Doch sollen die fremden Knaben mit obgenanntem Quatembergelt nit gemaint sein sondern er Regele mag mit den partiren und über die zwelf Kreuzer von ihnen nehmen, was ziemlich und pillig ist mit dem bedinglichen Anhang, in Fall gedachter Regele sich in dieser Jahresfrist, dem wie oben geschrieben stehet zuwider halten und handeln würde, daß ihme dieß sein Condition und Schulamt durch einen ersamen weisen Rat all tag mag aufgesagt werden, darwider er dann ganz nichts zu reden haben soll ohne alles Geverde. Deß zu Gedächtnis sint der Spanzettel zween im gleichen Laut gemacht, aus einangeschnitten und jedem Theil einer zugestellt worden und ob dero einer verloren, soll der Beyhändig bei seinen Wirden und Kreften bleiben: Gegeben den Afftermontag nach St. Jergentag anno der wenigern zall Christi neun und fünfzigsten.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Schwerer Anfang.

Eine Rhöngeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Von L. Höhl.

(Fortsetzung.)

„Und darum," fuhr der Fürst trotz dieser langen und sichtlich anstrengenden Exposition eifrig fort, „haben Wir's nun selbsten angefangen und haben Unsere eigenen Leute graben lassen, dann aber ganze Säcke voll Erde — weiße, graue, rote, schwarze und gelbe — vom Sodenberg, von Kissingen, Hainer und Ebenhäuser und die beste von allen, die von den schwarzen Bergen, hinuntergeschickt an Unsern Vertrauensmann, den kurtrierischen Geheimrat v. Spangenberg in der Abtei Sayn, und dieser hat davon Proben machen lassen."

„Durchlaucht geruhen, sich zu erinnern, mit welchem Erfolge! Prümmer hat es in einem Anfluge von guter Laune am besten getroffen: „Man hätte glauben sollen, wir wollen Gold laborieren, sed parturiunt montes et nascitur[1]) ein leimiger Wasserkrug".

„Prümmer hat Recht," bestätigte Durchlaucht, die heute durchaus nicht von dem Lieblingsthema abzubringen war; „das muß man sich aber gefallen lassen, daß solch Unternehmen das erste und zweite Mal mißglückt. Will's Gott, werden Wir's doch noch zu gutem End' führen. Freilich klüger hätten Wir gethan, Wir hätten Unserm viellieben Nachbar in Fulda ein gut Wörtlein geben, und er hätt' Uns wohl mit guten Ratschlägen und erfahrenen Leuten ausgeholfen, sintemalen er auch in der Rhön ein ausgiebig Thonlager für seine Krugfabrik in Römischgehag gefunden hat. Aber nun ist einmal Unsere Reputation im Spiel, und nun wollen Wir's auch mit Gottes Hülff' gar durchsetzen, und sollten noch ein paar hundert Reichsthaler verlaboriert werden."

„Wenn es nur damit gethan wäre," entgegnete der Hofkammerrat, dem es sichtlich heiß wurde bei der mißlichen Aufgabe, immer wieder widersprechen zu müssen; denn eine leichte Falte auf dem sonst so wohlwollenden Gesichte des Fürsten deutete auf Umschwung der Stimmung. „Denn" — hier überlegte er einen Augenblick und verbesserte sich dann, „ich will lieber Prümmer sprechen lassen, der schon wieder mit verschiedentlichen Krugbäckern[2]) angezettelt hat. Er schreibt ganz unmutig: „Diese trierischen Gespenster, obschon sie froh sein sollten, aus dem dortigen Fegfeuer erlöst zu werden, seind gleichwohl „pretiosi Domini"[3]); allein sie wissen, daß sie uns necessairs sind, mithin müssen wir schon auf ihr Begehr eingehen, was wir sonst nicht thäten."

„Was verlangen denn diese protiosi Domini?" fragte wieder wohlgelaunt die Durchlaucht.

„Gar nicht zu reden von der Unmenge Klauseln und Conditiones, so sich auf den Anfang und Betrieb des Werkes, auf Material, Zufuhr, Unterkommen, Rekompensen und anderes mehr pertinieren, — das Best ist gewissermaßen die Zuspeis. Sie verlangen „vor ein jedes Weib vor Trankgeld, ehe wir von Hause weg ziehen, ihnen eine kleine Freude zu machen, jedem 15 Gulden zu geben."

[1]) aber es kreisen die Berge und herauskommt . . . .

[2]) Jakob Thewalth und Hans Peter Krumrich aus Rauorth.

[3]) kostbarliche (rare) Herren.

„Sind das nicht scharmante Ehemänner," scherzte der Fürst, „kluge Feldherren, die dem Feinde goldne Brücken bauen? Denn ich kann mir's denken, daß die Aussicht in ein wildfremdes Land und in eine ungewisse Zukunft die an ihre Häuslichkeit gewöhnten Frauen stark rebellisch gemacht hat. Nur scheint mir die Taxe etwas hoch gegriffen."

„Wenn diese Leute nicht neidisch auf einander wären, sollt' man vermeinen, sie hätten ein festes Übereinkommen getroffen, denn die anderen verlangen ganz das nämliche", und er nahm wieder eines der auf dem Tische ausgebreiteten Papiere und las: „ein vor allemahl uns einem jeden Meister einhundert Reichsthaler und denen Weibern jeder 10 Reichsthaler vor bessere Courage und Aufmunterung von hie hinwegziehen, und den Schaden, so wir müssen erleyden, wann wir unsere Sachen hier verkaufen und Jahr und Tag ausborgen müssen".

„Was meint Er, lieber Rat?" fragte die Durchlaucht, die sich an seiner zunehmenden Beängstigung, wie sie lange Verhandlungen immer mit sich brachten, höchlich gaudierte — „diese Krugbäcker haben diplomatisches und finanzielles Genie, die sollten in hochfürstlichen Diensten stehen. Die denken wohl auch, wenn man im Rohr sitzt, muß man Pfeifen schneiden. Unser lieber Spangenberg scheint große Erfahrung darin gemacht zu haben, denn er schreibt" — und hierbei nahm er das treffende Papier heraus —: „Alle Cameralentreprisen seynd ruinos. Ein privatus sieht genau auf seinen Vortheil. Aber die Herren Cameralbedienten bis auf den letzten Handlanger und Hundsjungen wollen alle Herren sein und sich bedienen lassen, so wird dann der Fürst bedient mit lauter Schaden."

Der Fürst weidete sich einen Augenblick an der Verlegenheit seines Rates, der eben zu einer devotesten Entgegnung anheben wollte, und sagte dann: „Scherz bei Seite! Haben Wir nicht noch einige Vögel an der goldenen Leimrute?"

„Noch zwei sind hier," antwortete der Rat, sichtlich erleichtert, „die sehr groß thun, die sich anbieten, die Erde zu probieren, Krugproben zu liefern und alles einzurichten, da jene, die droben gewesen, nichts davon verstünden."

„Das alte Lied!" entgegnete der Fürst; „es gönnt keiner dem andern den fetten Bissen. — Doch zum Schluß! Welche von all diesen Erd-, und wenn's gelingt, Goldgräbern sollen Wir protegieren und in Unsere Dienste nehmen?"

„Mit Euer Gnaden Verlaub würde ich — ceteris paribus[1]) — jene proponieren, welche die besten testimonia von ihrer Obrigkeit aufzuweisen haben. Das wären ein gewisser Johann Heinrich Gierz und Peter Gelhard von Nauorth, denen ihr Pastor Pfeifer, ordinis Praemonstratensium[2]), und der Ortsschultheiß ein ausgezeichnetes Leumundszeugnis ausstellen, daß sie zuverlässige, fleißige Leute seyen, die sich gleicherweise eines christlichen auferbaulichen Lebenswandels berühmen könnten."

„Nun so sei es!" entschied der Fürstbischof nach kurzem Nachdenken, indem er sich zugleich von seinem Sitze erhob und die kräftige Faust auf den Tisch stützte, — „wollen Wir's mit diesen Männern probieren! Laß Er sofort die nötigen Schriften ausfertigen und alles diensam instruieren, und vermelde Er zugleich Unserm viellieben Bruder, dem Erzbischof Johann Philipp von Trier, des deutschen Reichs Kurfürsten und Erzkanzler und Bischof von Worms, Unsern freundlichsten Gruß mit der Affirmation, daß Wir seine bisherigen Unterthanen, die er in Gnaden entlassen wolle, in Unsere besondere Protektion nehmen werden."

Ein gnädiges Winken mit der erhobenen Rechten — und die lange Konsultation war zu Ende. Nach tiefer Verbeugung, die zusammengerafften Papiere in der Linken, die Rechte auf der Brust, verließ der geheime Hofkammerrat v. Schirmer den Gartensaal.

Draußen aber richtete er sich hoch auf, soweit das sein nicht unbeträchtlicher Leibesumfang gestattete, und ging mit gnädigem Grüßen an dem dienstthuenden Hofkammerdiener vorbei in sein Arbeitskabinett, wo er sich völlig erschöpft in den weichen Armstuhl sinken ließ und einige Augenblicke die Augen schloß, wie wenn man nach beendigtem Akt den Vorhang herunterläßt, um die aufgeregten Geister wieder zur Ruhe kommen zu lassen.

Als der Vorhang wieder aufging, d. h., als er die Augen wieder zu öffnen geruhte, da war die Situation eine ganz andere, nun war er nicht mehr Diener, sondern Herr und Gebieter. Da stand schon sein eigener Kammerdiener, der allzeit lächelnde Eustachius, und fragte unterwürfigst: „Wann belieben Euer Gnaden Herr Hofkammerrat das Mittagmahl einzunehmen?" und überreichte zugleich die eingelaufenen Briefschaften. Er gab in gnädigem Tone seine Befehle, dann nahm er zuerst jenen Brief vor, der durch kunstvoll verschnörkelte Aufschrift hervorstach, und las mit wahrem Wohlbehagen den devotesten Glückwunsch eines seiner Günstlinge von auswärts, den wir als Muster des damaligen Stiles unverkürzt hierher setzen wollen:

„Ew. Wohlgeboren nehmen mir nicht ungütig, daß ich nicht sogleich bei meiner Nachhausekunft nach Schuldigkeit einen glücklichen Beschluß der heiligen Fastenzeit und ein fröhliches Alleluja angewünschet habe, — so habe demnach anburch wegen glücklich und in erwünschtem hohen Wohlsein zurückgelegten hl. Osterferien von Herzen gratuliren und unterthänigst anwünschen wollen, daß Gott der Gütigste Ew. Wohlgeboren noch unzählbare dergleichen Festivitäten in all nur ersinnlichsten hohen Vergnügen und Gesundsein zu meiner und der Meinigen größten Consolation gnädigst wolle erleben lassen!"

Das war Balsam für die aufgeregten Nerven, und kein Mensch konnte es dem vielgeplagten geheimen Hofkammerrate Seiner hochfürstlichen Gnaden verargen, daß er der vielversprechenden Mittagstafel friedlich entgegenschlummerte.

Drinnen aber im Gartensaale war der Fürstbischof ernsten Antlitzes an das geöffnete Fenster getreten, durch welches die linden Frühlingslüfte in den mit reicher Stuccatur verzierten Saal hereinzogen, und während die Glocken von Ober- und Unterzell das Mittagsave läuteten, schloß er den geistigen Rückblick über die eben beendeten Verhandlungen mit den leise gesprochenen Worten: „Der das Wollen gegeben, gebe gnädiglich auch das Vollbringen!"

III.

Es war in den ersten Tagen des Mai, da zog ein schwer beladener, mit einer Plane überspannter Wagen von Brückenau aufwärts gegen Römischgehag. Es ging langsam vorwärts,

[1]) Unter gleichen Verhältnissen.

[2]) Vom Orden der Prämonstratenser.

denn das Fuhrwerk war schon drei Tage unterwegs und kam weit her — von Fulda und Hanau und noch weiter. Ein Blick unter die Plane ließ allerlei Haus- und Küchengerät, vollgepfropfte Kästen und Päcke erblicken, während aus dem vorderen Teile des Wagens, eng zusammengepreßt, zwei Frauen und drei Kinder in den sonnigen Maitag hinausschauten, die ersteren mit traurigen, die letzteren mit fröhlichen Mienen. Nebenher oder dem Wagen voraus, je nachdem die armen müden Gäule anzogen, schritten vier Männer im eifrigen Gespräch. Bald betrachteten sie die Gegend, bewunderten die herrlichen Wälder und die grünenden Matten, machten aber ein bedenkliches Gesicht, als der jüngste und offenbar auch der heiterste unter ihnen plötzlich ausrief „Mein' Seel! dort liegt ja noch Schnee zwischen den Bergkuppen, — ein großer Fleck, und dort noch einer — und dort!“

„Nicht so laut,“ wollte der Vater des jungen Mannes, der alte grauköpfige Peter, abwehren, — „wenn's die Weiber hören, geht's Geflenne von neuem an.“

Diese aber hatten's nicht bloß gehört, sondern hatten selbst auch die Schneeflecken gesehen und begannen nun das alte Lied. „Ach Gott! in welche Wildnis kommen wir noch! Wie wird das enden? Könnten wir noch umkehren, mit tausend Freuden würden wir's thun.“

„Sei doch vernünftig, Giertrudis,“ sprach der junge Mann hinzutretend seiner weichherzigen Frau ein, „der erste Schritt ist immer der schwerste. Denk an die Zukunft; wenn wir einmal auf eigenen Füßen stehen, dann ist alle Sorge vergessen, der wir jetzt allerdings entgegengehen.“

„Ach was!“ redete der dritte Genosse dazwischen, der mit den Händen auf den Rücken gemächlich einherschlenderte, „so schlimm wird's nicht. Schaut hin, dort wohnen auch Leute; ha! da hantieren ja Kollegen von uns,“ und sein langer Arm diente zum Wegweiser nach den abseits vom Dorfe liegenden Krugbäckereien, „und hier, seht, was für ein mächtiges Schloß mit Graben und Zugbrücke! Wo Herrenleute wohnen, können wir auch zurechtkommen“.

„Geb's Gott,“ entgegneten die Frauen und beschäftigten sich wieder mit den Kindern.

„Weibsvolk!“ knurrte der alte Peter. „Da seht ihr's, wie lange die bessere Kourage vorgehalten hat, die wir uns für bare 10 Reichsthaler bezahlen ließen, — keinen Groschen ist sie wert.“

Und nun wurde im Vorübergehen die Krugbäckerei schnell gemustert, es wurde darüber hin und her gesprochen, und der tröstliche Schluß war die kecke Äußerung des jungen Hinrich, „denen wollen mir 'mal zeigen, wie man in Kurtrier Krüge fabriziert. Er wußte eben nicht, daß die in fuldischen Diensten arbeitenden Krugbäcker auch aus dem Trierischen waren.

„Woraus willst du denn Krüge fabrizieren?“ fragte trocken der alte Vater, — „aus Lehm und Letten, der hier allerorten herausschaut?“ Dabei deutete er auf verschiedene Stellen am Wege, am Bergesabhang, an den Ufern des schmalen Flüßchens, das sich durch das grüne Thal schlängelte, und auf die Waldblößen, wo überall nächst dem Kalkstein nichts als Lehmboden sich zeigte.

„Ach was!“ entgegnete Hinrich, „die Rhön ist gar groß, wird sich schon eine Goldgrube für uns finden.“

„Ja eben, weil sie groß ist, wird's schwer halten; denn wo anfangen? Da kannst Du 100 und 100 Stellen anbohren, bis Du 'was Brauchbares findest. Denn, offen gestanden, mit dem Mischmasch, den sie uns als Probe schickten, ist nicht viel anzufangen. Ich fürchte, wir werden nicht viel Ehre aufheben bei Ihrer Durchlaucht, der wir so große Hoffnung gemacht haben, nur auf Dein Zureden,“ schloß er grollend.

„Freilich hab' ich zugeredet. Warum? Weil ich auf das Glück spekuliere, das einen ehrlichen, ordentlichen Menschen wie unsereinen doch auch einmal anlachen wird. Paßt nur auf, in einigen Wochen springt die Gold-, d. h. die Thonader, und dann hat alle Sorge ein Ende.“

Unter solchen Gesprächen ging's auf und ab auf dem hügeligen, holprigen Sträßchen. Rechts zog sich der Wald den Berg hinan, links war ein schmales Wiesenthal, da und dort eine Mühle, endlich kam, auf beiden Seiten des Sinnflüßchens zerstreut, ein großes Dorf mit hochstehendem, spitztürmigen Kirchlein — Oberbach. „Und immer noch nicht am Ziel,“ seufzten die Weiber und knurrte der alte Peter.

Der Berg zur Rechten wurde steiler, das Thälchen immer schmäler, und aus dem Hintergrunde desselben erhob sich ein breiter Bergrücken, wie ein gewaltiger Riegel dasselbe absperrend.

„Dort hat die Welt ein End', und dort drinnen muß auch unser Ziel sein,“ sagte in aller Gemütsruhe der langbeinige, langsam hinschlendernde Willem.

So war's. Nachdem die Sinn nochmals überschritten war, tauchten allmählich einzelne strohgedeckte Hütten im Thalwinkel auf, und endlich fuhr man zu Wildflecken ein.

„Wildflecken!“ meinte Hinrich, — „recht einladend. Da weiß man doch gleich, wie man dran ist. Wenn übrigens die Menschen auch so wild sind wie die Natur, dann — o weh, ihr Weiber!“

Im Dorfe lief alles, alt und jung, zusammen, staunte, gaffte, schwatzte und spottete. „Die Främme senn da,“ hieß es allgemein. „Was eß das für a Sort?“ meinten einige und musterten und bekrittelten das Aussehen und Tracht und Sprache der Fremden, besonders der Frauen, die aus dem Wagen herauskamen. „Ach die ei',“ spottete ein dritter und zeigte auf die junge blasse Frau „die eß aus Marzepa [1]); bann die der Wind a-bläst, wird sie ömmig.“ [2])

Inzwischen war der Revierjäger beigekommen, hatte die Gesellschaft begrüßt und ins Wirtshaus geleitet, wobei er sofort ausrichtete, was weiter geschehen solle.

„Was?“ rief der alte Peter, „noch nicht am Ziel, noch einmal weiter zieh'n, über jene Berge hinüber?“

„Das ist ja eine Lustreise gegen eure bisherige Fahrt,“ tröstete der Jäger. „Der Hofwagen steht schon bereit, — vierspännig, wie bei der Herrschaft selbst; der bringt euch, und zwar heute noch hinüber nach Bocklet, wo für eure Unterkunft alles bereit ist, während hier noch gar nichts vorgesorgt ist.“

„Vierspännig! hört ihr's?“ rief Hinrich den Kindern und Frauen zu, „die Herrlichkeit fängt schon an. — Hinein ins Wirtshaus mit euch, indes wir die Sachen abladen und unterbringen. Aber wohin?“

„Da unten steht ein Haus leer, dessen Bewohner nach Amerika sind und das nun der Herrschaft zugefallen ist. Da stellen wir alles hinein, schließen ab und ich nehme den Schlüssel zu mir,“ sprach der Revierjäger, der vorderhand die einzige Vertrauens- und Amtsperson war, die sich blicken ließ.

[1]) Marzipan. [2]) ohnmächtig.

(Fortsetzung folgt.)

Landschaftliche Studien über Altbayern.

Von J. Wimmer.

Zweck und Inhalt der folgenden Studien dürften zwar im oben stehenden Titel deutlich genug angegeben sein; dennoch halte ich es nicht für überflüssig, mich zunächst mit dem Leser über die beiden Ausdrücke „Landschaft“ und „Altbayern“ genauer zu verständigen.

„Landschaft ist (nach J. Grimms deutschem Wörterbuch) ein Landkomplex in Bezug auf Lage und natürliche Beschaffenheit, namentlich mit Rücksicht auf den Eindruck, den eine solche Gegend auf das Auge macht“.

Zerlegen wir, dieser Definition entsprechend, eine Landschaft in ihre Bestandteile oder Elemente, insoweit sie für das Auge faßbar sind, so werden sich deren drei ergeben:

1. Die Bodenplastik, d. h. die Formen des Terrains. Sie bildet das Hauptelement, den Körper der Landschaft, und in Verbindung mit ihr stehen auch die Wasseransammlungen in den Hohlformen des Bodens.

2. Die Vegetation, d. h. die Pflanzen, welche den Boden bedecken, und zwar insoweit sie durch Größe oder Masse hervortreten. Die Vegetation ist das Kleid der Landschaft.

3. Die Atmosphäre, d. h. der Luftkreis mit seinen für das Auge wahrnehmbaren Erscheinungen, die wir unter dem Ausdruck „Beleuchtung“ zusammenfassen. Sie sind von Belang für die Momentaufnahme einer Gegend, die „Stimmungslandschaft“ oder den „paysage intime“. Insofern mag die Atmosphäre als Seele der Landschaft gelten.

Mit Rücksicht auf diese drei Elemente werden wir also im folgenden die altbayerischen Landschaften betrachten und charakterisieren. Unter Altbayern aber verstehen wir die zwei Kreise Ober- und Niederbayern. Ihnen gebührt die Bezeichnung „Altbayern“ vom Standpunkte der politischen Geographie deshalb, weil sie von Anfang an ununterbrochen zu dem politischen Gebilde gehörten, das den Namen Bayern trägt, während die Rheinpfalz, sowie die schwäbischen und fränkischen Kreise erst spät mit demselben in Verbindung traten, die Oberpfalz aber in ihrer politischen Zugehörigkeit zwischen Altbayern und der Rheinpfalz wechselte.



Die Wettersteingruppe nach Wagenbauer. (S. 138.)

Nach dieser Abgrenzung der Objekte, auf die sich die folgenden Studien beziehen, und des örtlichen Gebietes, auf dem sie sich bewegen, müssen wir auch noch eine klassifizierende Gliederung der altbayerischen Landschaftsformen vorausschicken. Es lassen sich nämlich vom Gesichtspunkte der Bodenplastik aus sämtliche Landschaften der Erdoberfläche in zwei Hauptkategorien teilen: in ebene und gebirgige. Die Ebene ist entweder eine wassergleiche, ohne jede Erhebung des Bodens verlaufende, oder eine wellenförmige Fläche, deren Boden zu

Hügeln anschwillt; gegenüber den Gebirgserhebungen wird ein solches Hügelland zu den Ebenen gerechnet. Die Gebirge aber gliedern sich bekanntlich nach ihrer Höhe in Hoch- und Mittelgebirge, deren Grenze etwa die Höhenlinie von 1500 m bildet, so daß also Gebirge, die mit ihren Gipfeln 1500 m übersteigen, als Hochgebirge, und solche, die darunter bleiben, als Mittelgebirge zu betrachten sind. Überblicken wir nun das altbayerische Land, so bemerken wir sofort, daß auf demselben sämtliche Landschaften der zwei Hauptkategorien mit ihren Unterabteilungen vertreten sind: Altbayern besteht nämlich: 1. aus den bayerischen Alpen; sie sind ein Typus der Hochgebirgslandschaft, 2. aus der bayerischen Hochebene; sie zeigt sowohl die wassergleiche, wie die undulierende Fläche, 3. aus dem Bayerischen Walde; er repräsentiert das Mittelgebirge.

Diese drei Teile Altbayerns sollen nun der Reihe nach in Bezug auf ihren landschaftlichen Charakter dargestellt werden.

I.

Die bayerischen Alpen sind schon so oft und so trefflich geschildert worden, daß ich mich auf bloße Hervorhebung der Grundzüge in ihrer landschaftlichen Physiognomie und auf die Zeichnung von nur zwei Detailbildern beschränken kann.

Als die beste Einteilung der bayerischen Alpen, nicht bloß vom Standpunkt des Geographen im allgemeinen, sondern auch von dem des Landschafters im besondern ist mir immer deren Gliederung nach den Hauptflüssen erschienen, nämlich die Scheidung in Isar-, Inn- und Salzachalpen. Jede dieser Gebirgsregionen entsendet ihre Gewässer in einen der drei Flüsse und die Thaleinschnitte dieser Sammelrinnen erscheinen auch als eine beherrschende Kontur in der Bodenplastik der drei Alpengruppen.

Jede einzelne Gruppe zeigt aber auch einen eigenartigen landschaftlichen Charakter.

In den Isaralpen, die im Westen mit dem Ampergebirge beginnen und am Tegernsee enden, tritt als Grundzug der landschaftlichen Physiognomie der langgestreckte Grat hervor, die mit Gipfeln gezackte Linie des steilen Dachfirstes, am deutlichsten in den großartigen Felswüsten des Karwendel- und Wettersteinzuges. Durch zahlreiche, teils von West nach Ost, teils von Nord nach Süd verlaufende Thaleinschnitte, Längen- und Querthäler genannt, erscheinen die Isaralpen rostartig gegittert.

Andere architektonische Motive zeigen sich bei den Innalpen, die von Tegernsee bis zum Ostende des Chiemgauer Berglandes reichen. Die Form des gezackten Dachfirstes mischt sich hier mit der des Blockes, neben dem Grundriß der lang-



Dieuze. Nach einer Photographie von Jules Bruère in Metz. (S. 144.)

gestreckten Linie erscheint der des Quadrates, auf welches die vereinzelten Berggipfel gesetzt sind, zum Teil in anmutigen und eleganten Formen, wie z. B. die rein gezeichnete, scharf geschnittene Pyramide der Brecherspitze. Im Gegensatz zu den geschlossenen Wänden des Isargebirges erscheinen die Innalpen mehr aufgelockert, obwohl ihnen andrerseits die schachbrettartige Gliederung durch Längen- und Querthäler mangelt; die letzteren herrschen vor, erstere treten mehr zurück.

Die bayerischen Salzachalpen zwischen Saalach und Salzach bilden nur ein Bruchstück von dem alpinen Gebiete des letzteren Flusses. „Hier verschwindet die kettenartige Reihung und der Dachfirsttypus fast gänzlich; statt der Kämme herrschen plumpe Felsmassive vor, welche keine ausgesprochene Längsrichtung besitzen, sondern sich als kastenähnliche, regellos gelagerte Klötze erweisen“ — so schildert A. Penck, der neueste Geograph des deutschen Reiches, mehr richtig als schön die architektonischen Grundformen der Berchtesgadener Alpen. Er hätte hinzufügen können, daß diese „plumpen Klötze“ nur das Postament bilden für den Kuppen- oder Pyramidenaufsatz, der in den Gesichtszügen dieser Alpenregion vorherrscht.

Das bayerische Alpenland, dessen charakteristische Formen ich im vorstehenden anschaulich zu machen suchte, ist eine reiche Galerie von Landschaftsbildern, die sich von idyllischer Anmut bis zur herben Größe steigern; doch als landschaftliche Glanzpunkte dieser Bildergalerie dürfen unstreitig die zwei Eckpfeiler der bayerischen Alpenmauer, die Gegend von Berchtesgaden und Partenkirchen gelten. Es sei mir gestattet, hier eine Schilderung beider Landschaften mitzuteilen, die ich vor Jahren an Ort und Stelle niedergeschrieben habe.

Das Berchtesgadener Becken ist rings umschlossen von den großartigsten zu den Wolken aufgetürmten Steinwüsten. Mustern wir zuerst die Südseite dieses zackigen Felsenringes, so läßt sich von dem gewaltigen Göhl allerdings nur ein Steinbarren wahrnehmen; dagegen tritt sein Ausläufer, das „Brett“, mit seinen Zacken und Wulsten vollständig vor das Auge. Dann kommen, gegen Süden hin ausbiegend, die Funtenseetauren, eine knollige Felsmasse, noch weiter südwärts einsam aufragend die schlanke Pyramide der Schönfeldspitze. Daran schließt sich als die eigentliche Signatur des Ländchens der Watzmann, eine vom klotzigen Gebirgsmassiv abgebrochene und umgebogene Doppelpyramide. Nicht weniger imposant ist sein Nachbar, der Hochkaltern, aufgebaut aus wirren Spitzen und Graten. Jede dieser Höhen reicht über 2000 m, der Watzmann sogar bis zu 2740 m empor. Nun die Nordseite! Dem Hochkaltern gegenüber ragen die Mühlsturzhörner auf, das eine steil emporstrebend in einer fast ganz rein geschwungenen Kuppellinie, das andere eine stumpfe Pyramide; weiterhin der plumpe Felsenstock des Reitalmgebirges, dann das Lettengebirge, eine Flucht dunkelgrauer Steinwände, endlich die ziegelrot gefleckten Riesenmauern des Untersberges. Zwischen diesen Bergen ruht das Berchtesgadener Land wie in einer riesigen Felsenschale. Sein Zentrum bildet eine tiefe Thalspalte, die den ganzen geschlossenen Alpengau von Südwesten nach Nordosten durchsetzt. Zu ihr senken sich ringsum von jenen starren Felshöhen waldige Vorberge, grasreiche Hänge und steinige Terrassen in den mannigfachsten Formen herab.

Nun das Seitenstück aus den Isaralpen! Wir stehen auf dem St. Antonshügel an der Nordseite von Partenkirchen, und der Blick umfaßt den weiten Thalgrund der Loisach, umschlossen von einem Gebirgsring. Südwärts hinter Partenkirchen gewahren wir die erste Erhebungsstufe des Terrains, gewölbte Hügel wie riesige Polster, bedeckt mit einem sammetartigen Grasteppich, in welchem da und dort dunkle Dessins von Bäumen und Buschwerk eingewirkt sind. Hinter dieser anmutigen Vorstufe aber liegt ein Bild von ungeheuer großartiger Wirkung: die bleiche Klippenwand des Wettersteins. Aus der langen Linie seines Felsengrates treten, dessen starre Monotonie belebend, als selbständige Bergformen heraus: die Zacken des Dreithorspitz. Die herrlich gezeichnete Alpspitze, die Schrofenwand des Wachsensteins und schließlich die Zugspitze mit ihrem furchtbar jähen Absturz nach Westen in die Tiefen des Loisachthales. Es ist aber, als ob die Natur mit diesem letzteren Kolossalgebilde ihre Kraft erschöpft hätte. Denn im Westen des Thalgrundes ziehen niedrige hintereinander aufgetürmte Waldrücken mit dem sanften Charakter des Mittelgebirges, aus denen nur die Linien des „Daniel“ und „Kramer“ in mächtigerer Schwingung herausragen.

Vor die Frage gestellt, welcher von den beiden eben geschilderten Landschaften der Preis gebühre, wird der landschaftliche Ästhetiker einigermaßen in Verlegenheit geraten. So viel ist gewiß: ein so grandioses Erdgebilde wie die Wettersteinwand, dieses Dekorationsstück einer wahrhaft heroischen Scenerie, hat Berchtesgaden, obschon gleichfalls von großartigen Bergsilhouetten umzirkelt, nicht aufzuweisen. Dagegen läßt sich nicht verkennen, daß das letztere Landschaftsbild eine wie nach den Regeln der Kunst abgemessene Einheit und Geschlossenheit zeigt, während jenes von Partenkirchen, wie schon angedeutet, nach Westen zu schwächer wird und so gleichsam auseinanderfällt. Von diesem Gesichtspunkte aus, wenn man nämlich jede Gegend als Ganzes betrachtet, dürfte also der Preis landschaftlicher Schönheit an Berchtesgaden fallen.

II.

Zwischen den Alpen und der Donau dehnt sich die bayerische Hochebene, eine nach Nordost geneigte Fläche, wie aus dem Lauf der Flüsse zu ersehen ist. Überblickt man diese Hochebene entweder von einer alpinen Hochwarte aus, etwa vom Petersberg bei Flintschbach, oder auch von dem weitschauenden Dreisesselrücken im Bayerischen Walde, so erscheint sie als eine verblauende, vollkommen glatte und flache Tafel. In Wirklichkeit ist sie das keineswegs, sondern vielmehr eine mannigfach koupierte Fläche, auf welcher hügeliges Gelände mit vollständig ebenen Regionen abwechselt. Und sieht man genauer zu, so läßt sich in ihrer Bodenplastik sogar eine bestimmte Gliederung erkennen.

Zwei Hauptzonen, eine südliche und nördliche, können vor allem unterschieden werden. Als Grenze beider Zonen bezeichnen wir eine Linie, welche die Quellgebiete der kleineren auf der Hochebene entspringenden Flüsse miteinander verbindet. Etwa bei Friedberg beginnend, läuft dieselbe der Glonn und Amper entlang, springt bei Landshut gegen Norden ein und geht von da südöstlich über die Quellen der Vils und Rott längs der Isen nach Marktl und Simbach. Die südlich von dieser Linie gelegene Zone betrachten wir als oberbayerische, die nördlich gelegene als niederbayerische Hochebene; es ist das physikalische Ober- und Niederbayern, das sich freilich mit dem politischen nicht vollkommen deckt. Für unsere Zwecke aber ist diese Abgrenzung nicht gleichgültig: sie scheidet, wie

wir sehen werden, auch zwei wesentlich verschiedene Landschaftsgebiete.

Von diesem Gesichtspunkte der landschaftlichen Charakteristik aus müssen wir indes die breitere von diesen beiden Zonen, die oberbayerische Hochebene, abermals in zwei Unterzonen gliedern. Die eine ist die subalpine Zone oder die der Voralpen, eine sozusagen neutrale Region zwischen Hochgebirge und Hochebene, von der es zweifelhaft ist, ob man sie zum ersteren oder zur letzteren rechnen soll. Eine über Schongau, Weilheim, Holzkirchen und Aibling gegen Rosenheim verlaufende Linie bildet deren Nordgrenze. Am Inn bricht sie ab; denn östlich von diesem Strome verschwindet der Voralpengürtel.

Als charakteristische Elemente der subalpinen Landschaft lassen sich folgende namhaft machen; Bergrücken in der Hauptrichtung der Alpen von Ost nach West streichend; zwischen ihnen Längenthäler, teils trocken, teils von Bergbächen durchflossen; isolierte Berggipfel an den Nordrand der Zone vorgeschoben, weithin sichtbar, zwischen je zwei größere Flußthäler gestellt; so der Peißenberg zwischen Lech und Isar, der Schwarzenberg am linken Mangfallufer. Auf der westöstlichen Streichungslinie der Bergrücken stehen senkrecht die Durchbruchslinien der Alpenströme, breit eingerissene Thäler, welche die ganze Zone von Süd nach Nord quer durchschneiden. Stellenweise sind diese Flußthäler zu kesselförmigen Ebenen erweitert, einstigen Seebecken; aber auch ein ganzer Gürtel von wirklichen Seespiegeln hat sich in solchen Ausweitungen noch bis jetzt erhalten.

Das Voralpenland ist die Zone der wuchernden Grasvegetation. Bis tief in den Frühling hinein lastet freilich der Schnee auf diesen Gefilden; aber unter seiner Decke sind die Wurzeln der Gräser geschützt vor den tückischen Frühjahrsfrösten, welche weiter draußen im frühzeitig schneefreien Flachlande die rasch hervorgelockten Pflanzen wieder töten; dann aber keimen sie, von der warmen Sonne und dem schmelzenden Schnee genährt, um so üppiger hervor. Diese saftgrünen Fluren sind eine herrliche Zierde für die Vorterrasse unseres Alpengebirges. Auch sonst bieten diese gras- und waldgrünen seenreichen Gründe, von denen man überdies den steten Blick auf die Alpenkette genießt, mannigfache Reize, so daß manche Kenner sie noch lieber aufsuchen als die eigentlichen Alpenlandschaften.

An das subalpine Neutralgebiet schließt sich als zweiter Teil der oberbayerischen Zone der Gürtel des oberbayerischen Ebenen- und Hügellandes.

Betrachten wir zuerst das oberbayerische Hügelland! Seine Hügel sind aufgebaut aus Schotter, d. h. aus Bruchstücken von Kalk und Urgestein, die entweder durch Gebirgswässer oder Gletschereis aus den Kalk- und Zentralalpen herausgetragen wurden. Diese Entstehungsart zeigt sich auch in ihrer Form: man erkennt sie leicht als regellose Produkte zufälliger Wasserwirbel oder schiebender Bewegungen des Gletschereises. Daraus ergibt sich ein ganz eigentümlicher landschaftlicher Charakter, wie er am deutlichsten in dem Hügellande zwischen Ammer- und Würmsee austritt. Diese Landschaft ist reich an malerischen Bildungen, an verworrener, phantastischer Bodenplastik. Man braucht sie nur eine kurze Strecke weit zu durchstreifen, etwa vom Würmsee hinüber nach Pöcking und Maising, um von einem reichen Wechsel landschaftlicher Bilder überrascht zu werden. Seltsam geformte Hügelköpfe, wasserlose Kessel und Mulden, regellose Thäler, See- und Teichspiegel zwischen düsteren Wäldern, dann wieder öde Stellen und unwirtliche schwarze Moorflächen; kurz, es sieht aus, als hätte man halb fertige Landschaften vor sich, als wäre der plastische Bildner derselben, Wasser oder Eis, abgerufen worden, ehe er sein Werk vollendet hatte. „Unausgeführte Studien der Natur" hat deshalb der bayerische Geograph F. Walther schon vor nahezu fünfzig Jahren diese Gegenden treffend genannt.

Zwischen dem Hügellande dehnen sich die großen oberbayerischen Ebenen, fast ganz flach wie Wasserspiegel. Es sind deren vier: die obere Donauebene von Ingolstadt, die Isarebene von München, die obere und mittlere Innebene von Rosenheim und Mühldorf.

Die Ingolstädter Ebene, eine Tafelfläche von acht Stunden Länge, ist zum größten Teil vom Donaumoose ausgefüllt. Ein Hügelwall umsäumt die Fläche gleich dem Gestade eines Sees: und ein solcher ist ja die Ebene einst auch gewesen. Das Aussehen dieser Gegend war ehedem ein ganz anderes als heutzutage. H. v. Zschokke hat es in seiner bayerischen Geschichte (IV, 377) folgendermaßen geschildert: „Diese unübersehbare Wildnis, vor undenklichen Zeiten ein Donausee, war von Achen und Wildwassern versumpft, welche vom höher gelegenen Lande herab zur Donau gehen. Da suchten die Herden benachbarter Ortschaften kärgliches Futter, oder Menschen schnitten und fischten es aus dem Schlamm. In regnerischen Zeiten versank das Vieh in den bodenlosen Grund, eine Beute der Blutegel; trockene Sommer versengten das Gras der lockeren torfigen Flächen." Unter dem Kurfürsten Karl Theodor begann man i. J. 1778 mit der Trockenlegung und Kultivierung des Donaumooses, und jetzt ist die ganze Fläche mit breiten überbrückten Kanälen nach allen Richtungen durchzogen, so zwar, daß die reichliche Entwässerung bereits eine übergroße Trockenheit erzeugt. Der Charakter der Moorlandschaft ist fast verschwunden, Dörfer und Gehöfte, Felder mit Roggen, Haber und Kartoffeln, Inseln von Laubwäldern bedecken den ehemaligen Seeboden.

Um so mehr erscheinen dagegen die beiden Ebenen von München und Rosenheim an den zwei Alpenströmen durch die Formen des Moores sowie auch der Heide charakterisiert. Das Moor ist bekanntlich eine wassergetränkte Bodenfläche. Das Volk unterscheidet „Filze" und „Möser", was die Wissenschaft mit Hochmoor und Wiesenmoor ausdrückt. Die Filze, besonders in der Gegend von Rosenheim verbreitet, bieten sich dem Auge als rotbraune Flächen dar, die stellenweise von krüppelhaften Kiefern, den sogenannten Filzkoppen bestanden sind. Unter dem Torf, der ihre Oberfläche bildet, liegt schwerer kalkarmer Letten, der die atmosphärischen Wasser nicht durchsickern läßt und so das Moor erzeugt. Anders die Wiesenmoore, hauptsächlich auf der Isarebene durch das Dachauer- und Erdinger-Moos repräsentiert. Es sind nasse Wiesen, reich an sogenannten sauern Gräsern; nur hie und da zeigt sich auf Oasen und an den Rändern eine Gruppe von aufrechten Waldkiefern, von Birken und Wacholderstaude. Unter dem Torf der Oberfläche ruht eine mürbe weiße Erdschicht auf Kalkgeröll, aus dessen lockerem Gefüge oft unterirdische Gewässer hervorbrechen und jenen weißen Kalkschlamm erzeugen, der eben so wassersammelnd wirkt wie der Thongrund der Hochmoore.

(Schluß folgt.)

Ein vergessener Forscher.

Von G. Schamberger.

Das nicht genug zu schätzende Bestreben, welches die Redaktion des „Bayerlandes" bisher leitete: das Interesse an der Geschichte des engeren Vaterlandes in allen Kreisen zu wecken und zu mehren, wird vielleicht auch nachfolgenden Zeilen eine freundliche Aufnahme in den Spalten des verdienstvollen Blattes sichern. Gelten diese Zeilen doch dem Andenken eines Mannes, der unermüdet thätig war auf einem der undankbarsten Gebiete des großen Forschungsfeldes der Geschichte: auf dem Gebiete der Musikgeschichte, speziell der Musikgeschichte Bayerns. Der Name dieses Mannes: Dr. Dominicus Mettenleiter, wird bei allen, die dem bescheidenen Gelehrten näher standen, die sein stilles, aber rastloses Wirken kannten, in guter Erinnerung sein. Leider war es dem fleißigen Forscher nicht vergönnt, sein geplantes großes Werk, eine Musikgeschichte Bayerns nach den einzelnen Kreisen und Städten, zu vollenden. Es erschienen nur zwei Bände davon, welche die Musikgeschichte der Stadt Regensburg (Verlag von J. G. Bössenecker, Regensburg 1866) und die Musikgeschichte der Oberpfalz (Verlag von F. Pohl, Amberg 1867) umfassen. Auch zwei weitere begonnene Sammelwerke: „Musika" Archiv für Wissenschaft, Geschichte, Ästhetik und Litteratur der heiligen und profanen Tonkunst (1. und 2. Heft, Brixen 1866 und 1868) und „Orlando di Lasso", Registratur für die Geschichte der Musik in Bayern (1. Heft, Brixen 1868), blieben unvollendet. Mitten unter den Vorarbeiten zu den Fortsetzungen wurde Mettenleiter im schönsten Mannesalter von 46 Jahren dahingerafft. Von einer Herausgabe seines an Studien und Entwürfen reichen litterarischen Nachlasses habe ich nichts vernommen. Seine erschienenen Werke, vor allem seine Musikgeschichte Regensburgs und jene der Oberpfalz verdienten aber eine größere Beachtung und Anerkennung als ihnen bisher zu Teil wurde. Sie sind das Ergebnis jahrelanger, mühevoller Forschungen und Studien, ebenso wertvoll für den Gelehrten wie interessant für den Laien.



Dr. Dominikus Mettenleiter. Nach einer Photographie.

Mettenleiter erntete bei Lebzeiten wenig Dank für die Früchte seines angestrengten Fleißes. Die Kritik ignorierte — mit wenig Ausnahmen — seine Werke vollständig, und bitter beklagte sich der Gelehrte in der Vorrede zur Musikgeschichte der Oberpfalz darüber. „Der Prophe gilt nichts in seinem Vaterlande" heißt es da, und nicht mit Unrecht. Mettenleiter glaubte einen Teil der Ursache dieses Mißerfolges seiner Werke dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß deren Verfasser katholischer Priester sei. Das scheint mir aber ungerecht, denn man wird in allen seinen Schriften nicht eine Stelle finden, welche nur im geringsten eine Verletzung anderer Glaubensbekenntnisse enthielte oder bezweckte. Mettenleiter urteilt vollständig objektiv und behandelt katholische wie protestantische Tondichter mit gleicher Liebe. Nur das geringe Interesse des Publikums und speziell das jener Kreise, für welche diese Werke bestimmt waren, trägt die Schuld an dem geringen Erfolg. Vielleicht, wenn es Mettenleiter verstanden hätte, seine Schrift in eine angenehmere, lesbarere Form zu kleiden, — auch eine deutsche Übersetzung der zahlreichen lateinischen Textstellen wäre wünschenswert gewesen — würde die Teilnahme eine regere gewesen sein, aber selbst als Quellenwerk bleiben seine Schriften von höchster Bedeutung.

Welch ein Reichtum von Wissenswertem und Interessantem in den beiden erstgenannten Büchern enthalten ist, möge eine kurze Inhaltsangabe klarlegen. Außer der Musikgeschichte von Regensburg und Amberg, der ehemaligen Hauptstadt der Oberpfalz, finden wir die Musikgeschichte von 28 Städten und größeren Ortschaften dieses Kreises, verschiedene Notizen aus 15 kleineren Orten, ferner die Musikgeschichte der oberpfälzischen Klöster. Alles, was in dieses Gebiet gehört, findet Berücksichtigung, geistliche wie weltliche Musik, Theater, Konzerte, Kammermusiken, Vereine, Besprechung von hymnologischen Werken, von katholischen und protestantischen Gesangbüchern, von Volksliedern ꝛc. ꝛc. Wir lesen die Namen aller Kapellmeister, Chorregenten, Organisten, Stadttürmer in den aufgeführten Orten bis herab zu den Choralisten und Instrumentalisten, nebst Angabe ihrer Funktionen, ihrer Leistungen,

ihrer Werke ꝛc. Hieran reihen sich teils eingehendere Biographien, teils Nachrichten über alle in der Oberpfalz geborenen oder dort längere Zeit wohnhaften Komponisten, Musikgelehrte, Dichter, Musiker, von dem Mönche Otker und Wilhelm dem Seligen (als Abt von Hirschau 1091 †) an, bis in die Mitte unseres Jahrhunderts. Von großem Interesse für den Litteraturhistoriker sind die Mitteilungen über die Jesuitenkomödien in Regensburg, Sulzbach und Amberg, nicht minder interessant die Mitteilungen über die Minnesänger Reinmar von Brennberg, Wolfram von Eschenbach, Hadamar II. von Laber, den Burggrafen von Rietenberg (Riedenburg), über den Meistersänger Oswald von Geltinger, wie über die späteren Dichter J. Balde, Magd. Heymerin, Heinse, den Satyriker Nariscus ꝛc. ꝛc. Der erste Band enthält das vollständige Tagebuch des Dr. Proske, des eifrigen Förderers eines echten, würdigen Kirchengesanges, ein Weihnachtskrippenspiel, ein Schreinerspiel von 1618, ein Passionsspiel, der zweite Band Mitteilungen über das Sommer- und Winterspiel in Breitenbrunn, den Drachenstich in Fürth ꝛc. ꝛc. — man müßte eine eigene Broschüre schreiben, um den Inhalt beider Bände erschöpfend aufzuzählen. — Vielleicht wird es nicht ganz ohne Interesse sein, wenn ich ein paar kleine dem Werke entnommene Notizen mitteile. — Dieselben tragen jedoch lediglich nur anekdotischen Charakter, es sind eingestreute Miszellen, die dazu dienen, zwischen den etwas trockenen chronologischen Aufzählungen und wissenschaftlichen Kapiteln den Lesern Ruhepunkte zu bieten.

Eine strenge Hochzeitsordnung erließ die Stadt Schwandorf im Jahre 1560. Es heißt darin: Den Kirchendienern ist anstatt der Suppe zu verabreichen: dem Schulmeister 3 Pf., dem Kantor 3 Pf., dem Mesner 22½ Pf., dem Türmer 21 Pf., den Schülern auf die Schule 3 Pfd. Fleisch, 3 Maß Bier und 3 Rocken. Länger als 2 Stunden darf das Hochzeitmahl nicht andauern und muß bis 2 Uhr zu Ende sein, worauf ein ehrlicher Tanz und gebührliche Fröhlichkeit auf dem Rathause stattfinden, und um 5 Uhr wieder soll abgezogen werden. Dieweil bisher viel Unzucht und Leichtfertigkeit im Tanzen geübt worden, sollen hinfür die Tänze in züchtig ehrbarem Wandel gehalten und das Umdrehen und das Springen abbestellt und vermieden werden. — Die Ordnung für Festigung, Tauf- und Kindlmahle besagt: Zu einer Festigung (Heiratstag) dürfen nicht mehr als 20 Gäste geladen werden, Braut und Spielleute nicht gerechnet; bei einem Tauf- und Kindlmahle nur vier Weiber zu einer Biersuppe, alles bei einer Strafe von 4 Schill. — Die Tanzordnung bestimmt: Das Tanzen auf dem Rathause ist den Burgersöhnen, Gesellen und Bauern aus beweglichen Ursachen gar abgeschafft. Allein, wenn ein Bürger selbst Festigung oder Hochzeit hat, soll ihm ein ehrlicher, ziemlicher Tanz nicht abgeschlagen werden und sofern die Burgerssöhne je zu Zeiten einen ehrlichen, ziemlichen Tanz halten wollen, den mögen sie in einer Behausung um den Platz und nicht in den Winkeln haben. Auch darf sich keiner seines Rockes und seiner Kleider entblößen, sondern soll, wie vor alters, ehrlich und züchtig tanzen. Doch daß solche Tänze allerweg nach der Mittagspredigt angefangen und nicht länger als bis man zur Vesper zusammenschlägt, gehalten werden, bei Strafe eines jeden zum Tanze Gehörigen von 2 Schill. Pf. Trummelschläger und Pfeifer aber werden von Stund an durch den Amtsknecht in das Narrenhäusl geführt."



Ein Knab' als Amtsdiener zeigt sich in dem Habit' Wie er am Wahltag nach dem Bürgermeister tritt, *Am Schwörtag' geht er bund auf alle beyden Seiten, Die Burgermeistere zum Schwören zu begleiten.*

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Eine sonderbare Inschrift enthält ein Grabstein auf dem Friedhofe zu Kemnath. „Rechnung abzuhören vom strengen Richter. Protokoll: Böses . . . . (links), Gutes . . . . (rechts). Michl Pelhammer, J. U. C. Churfürstl. Gerichtskosten Gegenschreiber. Dekret (links): Zu leben 67 Jahr vom 24. Juni 1645. (Rechte Seite) liegt ein gesiegelter Brief mit der Aufschrift: Quittung des Zeitlichen — (rechts von der Epistelseite) steht ein Totengerippe mit dem versiegelten Brief und der Aufschrift: Befehl zu sterben den 21. Dezember 1712. Zu Füßen dieser Figur lehnt wieder solch ein Brief mit der Aufschrift: Expectanz des Ewigen. Am Sockel steht: Da ich hier 36 Jahr im Krieg und Fried Gerichtsschreiber war, hab ans letzt Gericht im schreiben denkht, Nun mir ein Vater Unser schenkt. Und richt Euch all zum Gericht mit mir Gott macht Euch keinen Brief dafür."

Interessant sind auch die mitgeteilten sieben Lieder eines Klosterbruders aus dem Cisterzienser Kloster zu Waldsassen. Dieselben versuchen, in der Sprache des vorigen Jahrhunderts

— nicht ohne einen gewissen dichterischen Schwung — die Gefühle eines unglücklichen Menschen zu schildern, der, von der Welt verfolgt, im Kloster Ruhe und Frieden suchte. Ich füge das Lied bei:

Der befreite Vogel.

Nun leb' ich frei, ich schwing' mit Adlers Flügeln,
Mich zu des Himmels Hügeln.
Die Furcht- und Hoffnungsketten,
Die mich gebunden hatten,
Sie sind wie dünnes Glas entzwei,
Nun leb' ich frei, nun leb' ich frei!

Das Joch ist hin, ich hab' den Sieg erstritten,
Gehemmt der Feinde Wüten,
Die mich zuerst geplaget,
Sind aus dem Feld gejaget,
Bekennen, daß ich Meister bin,
Das Joch ist hin, das Joch ist hin!

Ich liebe nicht, den wilden Liebesmücken
Kehr' ich forthin den Rücken;
Cupidos heiße Bolzen
In beſſ'rer Glut zerschmolzen,
Sind wie der Märzenschnee zernicht,
Ich liebe nicht, ich liebe nicht!

Die Furcht ist aus, droht gleich der schwarze Himmel
Mit knallendem Getümmel,
Ob schlugen seine Flammen
Schon über mir zusammen,
Es bringt mir doch keinen Graus,
Die Furcht ist aus, die Furcht ist aus!

Ich hoff' nicht mehr, die Ehrenstell' und Würden,
Acht' ich für Last und Bürden,
Geführt zu Himmels Höhen,
Kann ich sie übersehen,
D'rum weiteres ich nicht begehr',
Ich hoff' nicht mehr, ich hoff' nicht mehr!

Ich lebe frei und so will ich ersterben,
Mich wenig d'rum bewerben,
Ob man auf mich wird denken,
Mir einen Nachruhm schenken,
Wenn nur aufs Grab geschrieben sei
„Der lebte frei, der lebte frei!“

Zum Schlusse möge noch eine der Musiksagen Platz finden.

Im Volksglauben gilt die Burg Stockenfels in der Oberpfalz als eine Art Vorhölle oder Fegefeuer für die Bierbrauer Bayerns; sie haben in dieser Burg „bis zur definitiven Aburteilung durch eine himmlische Sanitätskommission auf unbestimmte Zeit zu verweilen“. Von dieser Burg geht folgende Sage: In der Nähe der Hofmark F. steht das Dörfchen K. in tiefer Einsamkeit; dort lebte vor vielen Jahren ein Mann, nach seiner ausübenden Kunst und seinen vorgeschrittenen Jahren nur „der alte Bockpfeifer[1])“ genannt. Dieser Mann in altdeutscher Tracht, mit Schnallenschuhen, blauen Strümpfen, ledernen Beinkleidern, roter Weste, braunem Rocke und einem schwarzen, dreigespitzten Hute auf dem Kopfe, drückte und fingerlierte den Bock gewaltig schön, so daß er weit und breit hin seiner Kunst wegen berühmt und bekannt war. Einstens spielte nun unser Musikant bei einer Hochzeit in einem benachbarten Dorfe einen lustigen Reigen, der so ziemlich in die Nacht hinein dauerte, dabei setzte er wacker dem Biere zu und bekam ein Räuschchen. Als alles zu Ende war, begab er sich auf den Heimweg. Die Dunkelheit der Nacht und jene in seinem Kopfe verursachte aber, daß er vom rechten Wege abkam und lange kreuz und quer zwischen Gebüsch und Stauden dahinirrte. Plötzlich gewahrte er ein stattliches Gebäude vor sich stehen, dessen unzählige Fenster sämtlich erleuchtet waren. Er ging durch ein großes geöffnetes Thor, an dem zwei dickbäuchige Männer Wache standen; sie ließen ihn ruhig passieren und in das Schloß eintreten, wo er auf eine ihm stumm von den Wächtern gewiesene Thüre zuging und dieselbe öffnete. Welch ein Erstaunen ergriff da den armen Bockpfeifer, als er sich plötzlich in einen prächtigen Saal, in welchem Tausende von Lampen und Lichtern schimmerten, versetzt sah, worin an mehreren langen Tafeln Hunderte von dicken, schmerbäuchigen, kupfernasigen Männern saßen, die von bockbeinigen Dienern auf das eifrigste bewirtet wurden, flüssig geschmolzenes Gold und Silber aus glühenden eisernen Krügen und Pokalen schlürften, den Eindringling mit starren Blicken maßen, und, wie sie seines Bockes ansichtig wurden, ihm durch Mienen zu verstehen gaben, er solle spielen. Nicht wissend, wo und in welcher Gesellschaft er sich befinde, fing nun der Bockpfeifer mit Energie den Bock zu drücken an, und siehe, die sämtlichen Gäste erhoben sich von ihren Sitzen, wurden heiterer Laune und fingen an zu springen, zu tanzen und zu lärmen, so daß es ein wahrer Spektakel war. Doch inmitten des Jubels schlug die Uhr 12 Uhr. Ein durch Mark und Bein dringender greller Pfiff ertönte, die Lichter und Lampen erlöschten, die Gäste waren verschwunden und eine grauenvolle Stille trat ein. Der arme Bockpfeifer stürzte vor Furcht und Schrecken zu Boden und fiel in eine Ohnmacht, aus der er erst erwachte, als die Sonne schon Mittag zeigte. Vor ihm lag Schloß Stockenfels. Leichenblaß und mit dem Wunsche, nie wieder eine solche Nacht zu erleben, machte sich der Bockpfeifer davon. —

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die Schriften des zu früh geschiedenen Forschers vor gänzlicher Verschollenheit zu retten. Vielleicht finden sich auch Männer, welche das unterbrochene große Werk „die Musikgeschichte Bayerns“ fortführen und zur Vollendung bringen.

[1]) Der „Bock“ war ein musikalisches Instrument.

In Treue fest.

Eine Erzählung aus der vaterländischen Geschichte.

Von Marie Schmidt v. Ekensteen.

(Fortsetzung.)

Am 24. Dezember des Jahres 1799 schied er endlich als Premierlieutenant, nach manchen vergeblichen Versuchen aus dem hessischen Dienste, weil seinem Thatendrange dort ein zu enges Feld geboten war. Auf der Reise nach Wien begriffen, geschah es, daß er mit Winzingerode über Frankfurt nach München kam, wo ein für sein ferneres Leben entscheidender Zufall ihm Gelegenheit bot, dem Kurfürsten Max Joseph vorgestellt zu werden. — Er hatte nämlich Grüße an Fräulein v. Verschuer zu überbringen, welche als intime Freundin der Prinzessin von Baden dieser nach ihrer Verheiratung mit unserem „Vater Max“ als Hofdame nach München gefolgt war, und erhielt auf deren Veranlassung eine Einladung zu einem Hoffeste. —

Gefesselt von dem Liebreiz der schönen jungen Hofdame, welche sein bisher zwar leicht empfängliches, doch noch ziemlich unentschlossenes Herz sofort mit festen Liebesbanden umstrickt hatte, war sein Plan, sich dem bayerischen Waffendienste voll zu weihen, plötzlich zu festem Entschlusse gereift, zumal, da ihm der Kurfürst, eingenommen durch das kavaliermäßige Benehmen, bezaubernde Äußere und den hervorleuchtenden Geist Ditfurths in freundlichem Wohlwollen die vorteilhaftesten Bedingungen zum Eintritt in sein Heer gemacht hatte. Die ganze Aufmerksamkeit des Hofes war auf den jungen Mann von edler Gestalt gerichtet, dessen jugendfrisches, geistvolles Gesicht mit klassischem Profile noch einen besondern Reiz durch ein kokett neben dem rechten Mundwinkel befindliches kleines Muttermal erhielt.

König Ludwig I. rühmte noch im Jahre 1867, als er sein 50jähriges Jubiläum als Inhaber des k. k. österreichischen 10. Kürassierregiments feierte, einer Deputation des Regiments gegenüber, welcher auch ein Enkel Ditfurths angehörte, dessen Großvater als ritterlichen Offizier, der für die Ehre der bayerischen Waffen gefallen sei, und dessen Großmutter als eine hervorragend schöne Dame. Auf diese Weise bestätigte der König, was er schon früher einmal dem Sohne Ditfurths gegenüber geäußert hatte, daß er gelegentlich oben erwähnten Hoffestes als 13jähriger Prinz in Ditfurth das Ideal eines Kriegers erblickt habe und durch dessen ganzes Wesen völlig hingerissen worden sei.

Niemand wunderte sich denn auch über den Sieg, den der junge Kavalier in dem Herzen der schönen Hofdame davontrug, welche, am 3. August 1770 zu Hanau geboren, eine Tochter des großbritannischen Kammerherrn und Generaladjutanten v. Verschuer war; auch staunte niemand über seine am 24. Dezember desselben Jahres erfolgte Anstellung als aggregierter Hauptmann im Regiment Kurprinz (heute 2. Infanterieregiment) und gleichzeitige Ernennung zum Adjutanten des Generallieutenants v. Zweibrücken.

Am 16. März 1800 wurde er Hauptmann im Generalstabe und zeichnete sich als solcher auf dem Schlachtfelde durch eine begeisternde Kampfesfreudigkeit aus; am 5. November „wegen der von ihm bewiesenen Bravour und vielseitigen Brauchbarkeit“ zum Major der Infanterie und Flügeladjutanten des Kurfürsten ernannt, trug er in der Schlacht bei Hohenlinden (3. Dez. 1800) eine sehr schmerzhafte Verwundung am rechten Fuße davon.

Als er am 14. April 1801 mit dem Hoflager des Kurfürsten nach München zurückkehrte, war er dessen erklärter Liebling geworden, wozu wohl neben seiner stets bethätigten Tapferkeit auch sein heiterer Sinn und sein geistreiches Wesen viel beigetragen haben mag. Als er dann gegen Ende des Jahres 1803 als Bataillonskommandeur in das 3. Infanterieregiment nach Ulm versetzt wurde und materielle Sorgen an ihn herantraten, wurden diese durch einen schlichten Bürger Münchens auf die zartfühlendste Weise gelöst. Der Weinwirt Michel nämlich, dessen Weinstube durch die geistvolle und witzsprudelnde Unterhaltung Ditfurths zum Sammelplatz der guten Gesellschaft Münchens geworden war, hörte zufällig von seiner Lage und drängte ihm ein Darlehen von 100 Louisdor auf. (Dieser höchst originelle Mann, übertrug die Zuneigung für Ditfurth noch lange nach dessen Tode auf den Sohn desselben, welcher seine Knabenjahre in München verlebte. Michel war ein großer, starker, breitschulteriger Mann mit einem Klumpfuß und stark gerötetem Gesicht. Fast immer an dem Fenster seiner Weinstube in der Rosengasse sitzend, rief er den Knaben herein, so oft derselbe vorüberging, nahm ihn mit großer Zärtlichkeit auf den Schoß und gab ihm Wein und Naschwerk. Dann brach er jedesmal in Verwünschungen gegen die „Mörder“ Ditfurths aus, indem er, wild aufspringend, im Zimmer umherrannte und schließlich aufschluchzend in einer Ecke sich niedersetzte und über das frühe Ende des tapfern Obersten klagte. Michel, welcher Kommandeur der reitenden Bürgerwehr war und seine Schar mit wahrer Löwenstimme kommandierte, starb um das Jahr 1815 oder 1816.) Diese kleine Episode dient wohl als Beweis dafür, daß Ditfurth nicht nur in Hofkreisen, sondern auch im Volke beliebt war.

Im Mai 1804 läuteten ihm die Hochzeitsglocken, nachdem auch ihm und seiner schönen Braut ein kleiner Kampf nicht erspart geblieben war, denn Frau v. Verschuer, welche Oberhofmeisterin bei der Herzogin von Braunschweig war, (einer Schwester der Kurfürstin von Bayern) widersetzte sich erst der Verbindung, gab aber schließlich doch nach.

Es mag wohl selten ein schöneres Paar am Altare der Hofkirche gekniet haben, als dieser jugendfrische kühne Krieger an der Seite der in schweren Atlas gehüllten Braut, deren Myrtenkranz auf dem Lockenscheitel ihres üppigen rötlich-blonden Haares gar lieblich das in Rührung erglühende edle Antlitz zierte.

Die Zeit bis zum Ausbruch des Krieges 1805 verbrachte der Major, welcher bald nach seiner Verheiratung zum Kommandeur des 2. leichten Bataillons (seit 1815 15. Inf.-Rgt., dasselbe besitzt ein herrliches Aquarellbild Ditfurths), ernannt worden war, damals eine der größten Auszeichnungen, mit der kriegsmäßigen Ausbildung seines Bataillons.

Durch die Reorganisation der Armee aber hatten die Vorgesetzten mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, da die bisher unter schlaffer Zucht gehaltenen Kontingente der ehemaligen kleinen Reichsstädte nicht leicht von liebgewordenen Gewohnheiten abzubringen waren. Wie groß die Schwierigkeiten gewesen sind, auf dieselben einzuwirken, mag schon daraus erhellen, daß zu den eben erwähnten Gewohnheiten u. a. auch gehörte, daß dieselben ehedem, neben ihren Schilderhäusern sitzend, sich die Zeit mit Stricken, Rauchen, ja sogar mit Korbflechten vertrieben.

Nicht unbegründet war daher die Befürchtung, jene Truppen möchten bei drohender Kriegsgefahr die Feuertaufe nur schlecht bestehen, doch blieben sie nicht hinter den Altbayern zurück, als in den Septembertagen des Jahres 1805 an die Beurlaubten der Befehl erging, sich bei ihren Regimentern zu stellen. Gleich diesen verließen sie Haus, Hof und Familie, machten sich auf den Weg, scheuten keine Gefahren, wanderten in dunkler Nacht, während sie den Tag in Wäldern verbrachten, und erreichten so, wie von höherer Gewalt geleitet, durch die österreichischen Truppen, welche fast das ganze Land besetzt hatten, hindurch, ihre Sammelpunkte; gewiß ein herrlicher Beweis soldatischer Treue, dieser erhabensten Pflicht der zur Verteidigung des Vaterlandes einberufenen Unterthanen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Dieuze. Ein lothringisches Städtlein im „Bayerland"? So möchte man befremdet fragen beim ersten Blick auf unser Bild auf Seite 137. Das Bild aber verdient den Platz im „Bayerland," zeigt es uns doch die äußerste Westmark des Deutschen Reiches, an welcher 700 brave bayerische Reiter, das 3. kgl. bayer Chevaulegerregiment, schirmend für uns Wache halten. Nur wenige, etwa 20 Kilometer trennen sie von der französischen Grenze. Wenn heute, was Gott verhüten wolle, die Kriegsfurie wieder ihre Fackel entzünden würde, die Säbel der Dreier würden sich schon in den ersten Stunden mit dem Gegner kreuzen. Mit inniger Liebe gedenkt daher das Heimatland seiner treuen Söhne auf der fernen Wacht; für die Beschwerden und Entbehrungen ihres Dienstes gilt das Wort „Krieg im Frieden". Das Regiment rekrutiert sich aus allen Teilen des Königreiches und daher wird man heute im ganzen Königreiche gern das Bild erblicken, welches uns seine neue Garnison zeigt. Das Bild ist von unserm Zeichner R. Raudner nach einer Photographie von Jul. Bruère, Metz und Dieuze, angefertigt. Dieuze, südwestlich von Metz, ist ein kleines Salinenstädtchen, welches etwa 2700 Einwohner zählt, es trägt den bekannten Charakter der westlichen Landstädtchen, die Häuser sind schmucklos, meist aus Lehm gebaut und bieten, da sie tief in den Boden gesenkt sind, einen gedrückten Anblick der Straßen. Die Anhäufung einer großen Garnison, des k. preußischen Infanterieregiments Nr. 136, des k. b. 3. Chevaulegersregiments, hat einige neuere, moderne Bauten entstehen lassen, welche der Beschauer unseres Bildes deutlich zu seiner Rechten erblickt. Monumentale Gebäude sind nicht vorhanden; auch die Kirche ist ein einfaches schlichtes Bauwerk ohne architektonische Bedeutung. Die eingeborne Bevölkerung hängt mit Zähigkeit an der französischen Sprache, auch Tracht und Benehmen der Männer machen sofort die Täuschung möglich, daß man sich in einem französischen Städtchen befinde. Eine angenehme französische Eigentümlichkeit hat sich darin erhalten, daß sowohl Kaufläden wie Restaurationen, wenn auch zu horrenden Preisen alle Ansprüche befriedigen können. Die Gegend, lieblich gewelltes Hügelland, gewährt einen sehr freundlichen, angenehmen Blick; sie ist nicht als schön, aber als anmutig zu bezeichnen, sie ähnelt dem Charakter der Landschaft in der früheren Garnison des Regiments, von Freising. — Eine Merkwürdigkeit der Gegend bildet ein in der Nähe befindlicher ansehnlicher See; ein Art Seitenstück zum berühmten Zirknitzer See; einen Teil des Jahres rauscht die bewegte Welle in seinem Becken, dann vertrocknet er und der Landmann sät auf seinem Boden die Frucht. — Würden in der deutschen Armee wie in den asiatischen Garnisonen Rußlands die von den Regimentern betriebenen Massenjagden üblich sein, so gäbe es um Dieuze herum reiche Beute. Es ist ein unvergleichliches Feld für die Jünger Nimrods Die Bezeichnung „Krieg im Frieden" rechtfertigt sich durch die Art der Einquartierung. Die vorhandenen Baulichkeiten genügten nicht, dem Regimente Obdach zu gewähren, nur eine Eskadron benutzt das sogenannte „Hotel Dieu", ein ehemaliges weibliches Erziehungsinstitut, als Kaserne, die übrigen sind in Baracken aus Wellblech untergebracht, auch acht Offiziere kampieren in solchen Baracken, deren im ganzen zwölf aufgerichtet sind. Das Innere derselben ist geeignet, dem mit Phantasie Begabten die Einbildung zu schaffen, er befinde sich an Deck eines gewaltigen Kriegsschiffes. — Dies eine kurze Skizze von unserer westlichsten Garnison; wir haben ihre militärische Bedeutung bereits angedeutet; wie ein Keil liegt sie zwischen Nancy und Luneville. Nancy, l'aristo, die Aristokratin, so nennen sie die Franzosen, an Lebensgenuß ein Kleinparis, der Sammelpunkt der Millionäre des Ostens von Frankreich, es ist ein versperrtes Paradies, denn die Überschreitung der Grenze ist jedem Offizier und Soldaten strengstens untersagt. Luneville, das ist der Name, der unseren wackeren Reitern sagt, warum sie fern der Heimat da draußen entbehrend wachen; am 9. Februar 1801 wurde der Friede von Luneville geschlossen, welcher das linke Rheinufer von Deutschland riß und es mit Frankreich vereinigte. Wir haben es wiedergeholt, sie schützen es jetzt. Unsere anderen Regimenter aber beneiden sie, daß ihnen das höchste Glück des Krieges gegeben ist, als die ersten dem Feinde ins Auge zu blicken.

Vom Büchertisch.

Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav v. Prielmayer Freiherrn v. Priel. (Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth.) Wir haben bereits mehrfach auf die Bedeutung des Volksromanes hingewiesen und sind hoch erfreut, hier einem Werke zu begegnen, das wir zu den besten dieser Art rechnen dürfen. Das Buch fesselt uns durch spannende Verwicklungen und reichbewegte Handlung; der Verfasser verbindet mit der Geschicklichkeit des Erzählers eine Meisterhaftigkeit der Schilderung. Seine Charaktere sind lebensfrisch und lebenswarm, sie gewinnen daher sofort unsere Teilnahme; die Schilderung der Sitten und Gebräuche sowie der Landschaft gelingt seiner Feder aufs beste. Ein wohlthuender Hauch der Natürlichkeit strömt aus dem Buche entgegen, gleich dem stärkenden Odem der Berge, dem Schauplatze der Erzählung.

Reichsstadtnovellen von Gottfried Böhm. (München C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung: Oskar Beck.) Lieber Leser, der du nachts durch die Straßen einer alten Stadt gezogen bist, war es dir möglich, dich ihrem geheimnisvollen Zauber zu entwinden. Die grauen Häuser, die mächtigen Giebel, die rauschenden Brunnen, die himmelwärtsstrebenden Türme, sie beginnen dir zu erzählen, was sie im Laufe der Jahrhunderte geschaut an Leid und Freud der Menschenkinder, so unter ihnen wandelten. Solche Erinnerungen hat Gottfried Böhm in dem vorliegenden Buche gesammelt, ein Kranz von acht Novellen wird uns vorgelegt. Unsere Leser kennen den Autor, welcher die erste Novelle des „Bayerland": „Trau Nicht," schuf. Sie kennen seine tiefen historischen Kenntnisse, seinen edlen Stil, seine vorzügliche Erzählungsgabe. Alle diese Eigenschaften finden sich in den „Reichsstadtnovellen" neuerdings erprobt. Einige der Novellen sind wunderbar ergreifend und von berückender Schönheit, ohne daß durch dieses Lob die Trefflichkeit der andern gemindert werden soll.

Erinnerungen an die Hohenzollernherrschaft in Franken von Dr. Julius Meyer. (Ansbach, Verlag von C. Brügel & Sohn.) Der Verfasser ist durch seine gediegenen historischen Arbeiten nicht allein der wissenschaftlichen Welt, sondern auch dem allgemeinen Publikum bereits rühmlichst bekannt. Sein neues Werk wird sein Ansehen in der Leserwelt nur vermehren; der Fachmann ist erfreut über die eingehenden Forschungen, über die Fülle des zu Tage geförderten Materials, die geschickte Anordnung und Verwertung des Stoffes, die übrigen Leser werden gewonnen durch die meisterhafte Darstellung, welche die Sprödigkeit in anmutige Geschmeidigkeit umwandelt, das Buch zur interessanten Lektüre für jedermann gestaltet. Nicht unerwähnt bleibe die treffliche Ausstattung des mit 20 Bildern illustrierten Buches durch den Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 14. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Schwerer Anfang.

Eine Rhöngeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Von L. Höhl.

(Fortsetzung.)

Der Wasserhännes war wie gewöhnlich bei der Bärbel, streckte „sin Döffel¹) zom Fänster nuis" und machte seine höhnischen Bemerkungen. „Die Vögel wär'n nu da, aber honn noch kei Näst. A saubre Bagag! Un was für'n Tracht, härrisch und fürnähm; die wird der We-ind scho uisblase. Und a Sprach, — mer meint, mer hört Kanarivögel, so'n främdländisch Gezwitscher. Das eß a tolle Art, die passe net ze ons." Und er drückte sich wieder in seine Ecke, um die jetzt Eintretenden noch genauer zu mustern und ihre Reden zu belauschen, was ihm allerdings eher gelang, als den übrigen Einheimischen, da er auf seinen Irrfahrten die rheinische Sprache kennen gelernt hatte. Doch verhielt er sich still und — wartete seiner Zeit.

Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter. Der Hofwagen fuhr vor, die Gesellschaft stieg ein, das ganze Dorf stand wieder gaffend auf der Straße oder lag in den Fenstern.

Noch am Abend desselben Tages finden wir unsere Aus- und Einwanderer in dem unteren Stocke des herrschaftlichen Hauses in Bocklet behaglich untergebracht. Denn der Brunneninspektor Dinller hatte gemessensten Befehl erhalten, „für beste Unterkunft zu sorgen und diesen Leuten von Anfang guten Mut zu machen, damit ihnen das Heimweh nicht wie denen vorigen ankommen möge".

„Nun, Gott sei Dank, daß das Gejammer endlich aufhört," sprach Hinrich, der, sein Pfeifchen schmauchend, am offenen Fenster stand, während die Frauen das gemeinsame Abendbrot, aus der herrschaftlichen Küche geschickt, auftrugen.

„Ja, ich bin herzlich froh," entgegnete Giertrudis, die zarte und schmächtige, „daß wir wenigstens unter Dach sind. Hier wollte ich gleich bleiben; erinnert mich doch das liebliche Thal vor uns an unsere Heimat. Aber da drüben — hinter den rauhen Bergen und unter den wilden Menschen werde ich nie glücklich sein".

„Abwarten! Weiberthränen, Weibersinn u. s. w. — kennst ja das Sprichwort."

„Also aufgepaßt!" rief der alte, eben eintretende Peter, der seinem Alter und seiner Erfahrung nach Haupt und Führer der ganzen Expedition sein mußte, „ich komme eben vom Inspektor, wo wir den Feldzugsplan besprachen. Weiber und Kinder bleiben da, werden herrschaftlich verpflegt, und wir vier — der vierte war auch ein Peter, Gelhard mit dem Familiennamen — gehen hinüber, suchen Thonerde, machen Quartier und richten ein, was zum Geschäfte gehört. So! jetzt tüchtig zugegriffen," dabei setzte er sich und schwang den Löffel mit jugendlichem Eifer, „die Herrschaft meint's gut mit uns; nur ein bißchen von Deinem geträumten Glück, Hinrich, und ich will alle Sorge fahren lassen."

Es war auf einmal ein ganz anderer Geist in die Gesellschaft gekommen, sie plauderten, machten Pläne und waren fröhlich, als ob sie zu Hause säßen. Sie kannten eben nicht die kommenden Stürme.

Einige Tage später — es war am 9. Mai — treffen

¹) Kopf.

wir unsere vier Männer mit noch zwei anderen, die als Führer und Träger dienen sollten, bei der Bärbel in Wildflecken. Es hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft um sie gesammelt — ein paar herrschaftliche Jäger, Maurer, Steinbrecher, Taglöhner und Bauern. Die einen hatten schon Stellung genommen gegen die Fremden, die anderen schwankten noch und wollten erst sehen, ob für sie etwas herausschaue. Der Wasserhännes saß mit seinem Anhange am Stammtische in der Ecke und war guter Laune. Wenn's ihm nachgegangen wäre, hätte kein Maurer und Handlanger auch nur eine Hand gerührt im Dienste der Fremden; „aber," hieß es, „Hännes, Du gibst uns kein' Krüzer, und läbe wolln me-ih auch; thonn wir's net, dann komme nochmal Främme und verdehne das Gäld, un bos emahl die Härrschaft well, das halle me-ih net auf."

Hännes suderte freilich über die „Härrknächt," die keinen Charakter hätten, aber es half ihm nichts, die Not trieb ihnen die rebellischen Gedanken aus. Hännes lachte aber doch in sich, d. h. in sein Kännchen hinein, das er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, ehe er's zum Munde führte, indes die Trierer mit Maurern und Arbeitern unterhandelten über die sofortige Erbauung der nötigen Brennöfen, Schuppen und Trockenhallen, während der Bau einer neuen Behausung einstweilen zurückgesetzt wurde. „Erst das Geschäft" meinte Hinrich, „und dann die Bequemlichkeit."

„Jawohl," raunte der Hännes seinen Genossen zu, „und ärst müsse se Ärde honn, eh' sie 's Geschäft afange."

Es dauerte nicht lange, so kam in der Verhandlung auch diese Frage dran. „Die Hauptsache ist nun," erhob der alte Peter seine Stimme, „daß wir die taugliche Erde bekommen, und zwar in großer Menge. Die beste Probe von Erde, die wir geschickt bekamen, war die von den Schwarzen Bergen. Wo liegt das?"

„Eine gute Stunde von hier," berichtete der Revierjäger von Gefäll, der sich auch eingefunden hatte, „den steilen Anhang hinauf durch den Wald, über die sumpfige Wiese hinüber, dort haben wir im vorigen Jahr an einem Abhang die Erde gefunden."

„Das wäre nicht zu weit; aber die Hauptsache bleibt immer, viel, unendlich viel müssen wir haben, daß wir jahrelang brennen können. Und dann, das beste Material ist's gerade auch nicht. Darum gilt's, noch weiter zu suchen, damit wir die Auswahl haben. Ist denn niemand hier, der Bescheid weiß in der Sache?" wendete sich Peter an die ganze Versammlung.

„Da der Hännes," ließ sich die Wirtin vernehmen, „där hat immer 's größte Muil und schnuppert in alle Häfe und schleicht überall röm, vielleicht kännt er sich in däre Sach uis."

„Wo ist der Mann?" hieß es."

„Das senn ich," sprach mit Würde der Hännes, „bos eß?"

„Ihr habt doch in Römischgehag schon gesehn, was die für Erde brauchen zu ihren Krügen?"

„Das honn ich".

„Wißt Ihr, so 'ne weißgraue fettige Erde, nicht bröselig, aber auch nicht steinig und kalkig?"

„Ja, ja, das kenn ich".

„Nun, solche Erde muß doch irgendwo zu finden sein hier herum. Ihr habt doch Steine gegraben, Gräben gemacht, Wegstangen gesetzt und habt dabei auf 3, 4 und mehr Fuß tief den Boden bloßgelegt; habt Ihr da keine solche Erde gefunden?"

Der Hännes that, als ob er sehr aufmerksam zuhöre, besann sich, dann aber flog ein verschmitztes Lächeln über seine verwitterten Züge, und sich ganz unschuldig stellend, sprach er: „Ich me-iß vo nischt; ich weiß, bo die Hinkel ihr Dier hiläge, ich weiß, bo sich die Füchs enanner gut Nacht sönn, ich weiß au, bo mer'n bäste Brantewi trenkt, aber bo das Gezüg le-it, das ihr broucht, das me-iß ich net." Doch konnte er seine eigentlichen Gedanken nicht ganz verbergen und er setzte bei: „Un ich well au nischt davo weß. Sücht's euch sälber! Eu seid ja dafür bezahlt."

„Aber bedenkt doch," wollte Hinrich einreden, „die Zeitversäumnis, wenn wir wochenlang suchen müssen nach dem, was vielleicht in nächster Nähe liegt. Und dann bedenkt, wer uns dazu verhilft, dem wird die geringe Mühe mit Gold aufgewogen, der verdient sich in einem Tage so viel, als sonst in vier Wochen."

„Ich well nischt verdehn," knurrte Hännes, „ech honn, bas ech brouch, und 's Spare well ech auch net meh lärn in mine alle Tag; zon Gizhals honn ech eimahl das Zöüg net." Sprach's und stürzte sein Kännchen hinunter und sog das letzte Tröpfchen heraus, zur Bekräftigung, daß dies sein letztes Wort gewesen sei. „So!" sprach er zu sich, „das eß vorbei."

„Laßt dän genn," sprachen die Einheimischen, die zu den Krugbäckern hielten, „där hat 'n harte Kopp, ouf dän könnt mer sich au net verlaß."

Noch manche Rede und Gegenrede erfolgte, und der Schluß war, daß die Krugbäcker gleich am andern Tage zu einer großen Expedition sich rüsteten. Proviant, Erdbohrer, Spaten und Schaufeln und dergleichen Sachen wurden in zwei Huckelkörbe gethan und zwei handfesten Waldarbeitern aufgeladen. Beim Tagesgrauen — es war am 11. Mai, dem St. Gangolfstag, an welchem die Rhöner massenweise zur Milseburg pilgerten — zogen sie hinauf zu den Schwarzen Bergen, um es dort nochmals zu probieren, obwohl sie schon eine Probe davon gehabt hatten. Den ganzen Tag untersuchten sie das Terrain nach allen Seiten, sie gruben und kneteten, aber sie fanden nichts anderes, als die Erde, die sie nicht tauglich erkannt hatten.

Mißgestimmt kehrten sie heim. Selbst der frohe Mut des Hinrich, der da meinte, „einmal ist keinmal," konnte sie nicht aufheitern. Der Hännes aber, der ihre üble Laune wohl beobachtete, war um so heiterer und sagte schadenfroh „'s kommt noch bässer".

Am andern Tag, den 12., zogen sie in anderer Richtung aus, ein paar Stunden weit, hinüber nach Obernhausen bei Gersfeld, wo ja auch schon Erde gefunden worden war. Sie lag fast offen zu Tage, und bald hatten sie ein paar Körbe voll vor sich, um genau zu prüfen.

„Es ist wieder nichts," rief der alte Peter.

„Wurde denn nicht geschrieben," meinte Willem, „es seien Krüge auch von dieser Probe gebacken worden?"

„Die Herren haben sich anführen lassen," erklärte nun der Gelhard; „die vorig Jahr hier waren — ich kenn' sie beide — sind Spitzbuben und Leutbetrüger, die haben die Probekrüge aus trierischem Material gebrannt, weil sie das Lehmen- und Lettenzeug nicht brauchen konnten und doch auch nicht als

Lügner vor Seiner Durchlaucht dastehen wollten. Sie bekamen ihr gutes Douceur und zogen sich dann natürlich zurück."

„Das ist doch schlecht über schlecht ...," in diesem Tone ging's fort. „Was hilft aber all das Geschimpfe, wir müssen suchen und finden. Gehen wir hinüber in den Ulstergrund, auch von dort waren Proben dabei."

Sie zogen über den breiten Höhenrücken, der sich von der Wasserkuppe in leichter Neigung zum Schafstein hinzieht, einem aus Tausenden von Basaltsteinen gebildeten Kegel, der aus einem mächtigen Buchenwalde schwarz aufragte, und stolperten über furchtbares Steingeröll hinunter gegen Wüstensachsen. Es war ein langgestrecktes Dorf, über dessen niedere Hütten zwei uralte herrschaftliche Gebäude, der Fronhof und die Zehntscheuer, zu herrschen schienen. Dort saßen sie abends im oberen Wirtshause, unmutig und traurig, kauten an dem harten schwarzen Brote herum — das ihrige war bereits aufgezehrt — und würgten den bittern Schnaps hinunter.

Als sie so dasaßen und ihre Not klagten, hörte das ein nebensitzender Bauer, der eifrig zugehört hatte und sich nun an sie wendete: „Ihr Härrn, ich honn deheim grad' so a Aerde, bie ihr's beschre-ibe habt."

„Geschwind holt sie uns bei!"

Der Bauer brachte richtig in einem zerbrochenen Hafen weiße Erde, die sie befühlten und kneteten und als tauglich befanden. Großer Jubel darüber und sofortige Verabredung, daß er ihnen andern Tags die betreffende Stelle zeigen solle. Frühzeitig zogen sie sich zurück.

Als sie sich entfernt hatten, fielen die anderen Bauern, die es mit angehört, über ihn her: „Bas genn Dich die Främme an? Die Erdschmecker loufe schon a paar Jahr in der Rhön röm un bohre und süche. Verbiet könne mer's net, die Härrschaft hat se geschegt; aber hälfe thonn mer au net. Und Dich geht's au nischt an, — bann de mitgehst, sollste mal säh!" Obschon er sich mit seinem gegebenen Worte ausreden wollte, sie ließen nicht nach mit Drohen und Schelten, bis sie ihren Zweck erreicht hatten.

Andern Tags mußten die Krugbäcker, die sich frühzeitig rüsteten, schon nach ihm schicken. Verlegen trat er ein, noch in der Morgentoilette, d. h. einzig mit dem rauhen, am Halse zugebundenen Hemd und mit blauleinener Hose bekleidet; denn selbst die Holzschuhe werden, wo immer es möglich ist, geschont.

„Nun, wie ist's?" rief Hinrich voll Ungeduld, „kann's jetzt losgehen?"

„Ja —" sprach er zögernd und kratzte sich hinter den Ohren, „ich honn mich annerst besonne, — ich thonn's net. Bann richtig was drous werd, eß mei schönster Acker verdorbe, där mer net om toused Gölle [1]) feil eß."

„Na, glaubt Ihr denn, der Fürst könne Euch das nicht bezahlen?" hieß es entgegen.

Und als er immer noch zögerte, legte Hinrich einen Reichsthaler auf den Tisch und sagte: „Zehn deren bekommt Ihr für den heutigen Tag, wenn wir wirklich diese Erde finden".

Endlich schien er einzuwilligen; er nahm den Thaler und sagte: „No, so well ich mitgeh, — äber ich kann für nischt gutsteh".

[1]) Gulden.

Sie machten sich fertig und zogen hinauf — gegen die hohe Rhön zu, in der Richtung gegen Bischofsheim. Schweigend wandelten sie dahin, die Hände in den Taschen vergraben und den Mund fest geschlossen, denn grimmig kalt blies der Morgenwind von den kahlen Höhen herab. Der Bauer blieb manchmal stehen, sah sich rechts und links um, besann sich, schüttelte den Kopf und ging wieder weiter.

„Gebt acht," raunte der lange Willem den Gefährten zu, „wir werden angeführt; ich trau' dem Burschen nicht."

Endlich, eine Stunde ungefähr oberhalb des Dorfes, blieb er stehen in einem muldenartigen Rhönacker, zeigte auf ein verschüttetes Erdloch und sagte: „Hier eß es, da honn ich die Aerde gefonne; jetz probiert euer Glück. Ich moß wie'r 'nab ouf mei Wiese, da honn ech ze thonn." Sprach's und ging von dannen.

Die Expedition aber machte sich ans Werk, grub und hob Erde aus, prüfte und untersuchte, bis ihnen der helle Schweiß auf der Stirn stand. Endlich nach stundenlanger Arbeit rief der Alte aus: „So eine Hundeseele hat uns richtig angeführt, nichts — und wieder nichts. Mit der Erde kann man nicht den simpelsten Kochhafen brennen, geschweige einen hochfürstlichen Mineralwasserkrug. Ist das eine hartköpfige, widerhaarige Nation hierzulande; ich wollte, ich hätte keinen Schritt gethan in diese sibirische Gegend und hätte diese Schmierkittel, diese Schnapsbrüder mit keinem Aug' gesehen. Der Teufel selber muß in dem Gesöff stecken und ihnen den Verstand und das Herz vergiften."

Um es kurz zu fassen, — entmutigt und erbittert zogen sie weiter, gruben andern Tags an verschiedenen Stellen beim Haselhof, wo sie übernachteten, — in das Nest hinunter wollten sie um keinen Preis mehr. Dann ging es — Willem meinte, er sei es schon gewohnt, daß nichts herauskomme — nach Bischofsheim zu neuen Versuchen und wieder nach Wildflecken. Sofort aber am 20. Mai zogen sie zum zweiten Male nach Oberhausen und endlich am 22. nach Abtsroda.

Todmüde nach 12tägigem Umherziehen saßen sie im Goldnen Hirschen, in dessen kleinem behaglichen Stüblein der mächtige Ofen eine wohlthuende Wärme ausströmte; denn es war am Morgen und Abend noch bitterlich kalt, und der Rhöner konnte schon damals unendlich viel Wärme vertragen.

„Hier gibt's Erde genug, — droben an der Thongrube gegen das schwarze Moor zu," hieß es von seiten der Einheimischen, als die Krugbäcker ihre Klagen laut werden ließen.

„Das wissen wir'" knurrte der Alte, „wir haben's selbst gesehen: aber das ist fuldisch Teil und wir dürfen bloß auf würzburgischem Boden graben. Sie könnten sich aber auch hinein teilen diese hohen Herren; arme Leute helfen sich auch gegenseitig aus. Hinrich! noch heute machst Du den Bericht an die Hofkammer nach Würzburg und erzählst es haarklein, was wir in diesen Tagen erlebt und erfahren haben, verschweigst aber nicht, wie sie uns angeführt, damit Seine Durchlaucht erfährt, wie seine Befehle respektiert werden!"

Der Bericht wurde verfaßt und abgeschickt und rief in der Hofkammer großen Unmut hervor. „Ich hab' es gleich gesagt," eiferte der geheime Hofkammerrat v. Schirmer, indem er das Schriftstück heftig von sich warf, „es wird nichts aus dem ganzen Plane. Hunderte von Thalern sind verlaborieret, das ganze Pack mit Weib und Kind ißt und trinkt auf unsere Kosten, — und noch stehen wir nicht einmal am Anfang!"

Etwas leiser, als ob sich solche Gedanken für einen hochfürstlichen Rat nicht ziemten, setzte er bei: „Das kommt von der allzu großen Humanität, die partout das gemeine Volk beglücken will — selbst gegen seinen Willen, und darum zu Entreprisen seine Zuflucht nimmt, die kläglich ausfallen und unsere Würde und Reputation aufs Spiel setzen. Das Lumpenpack da droben ist's gar nicht wert, daß man sich seinetwegen echauffieret," setzte er bei, gleich als ob ihn seine eben gezeigte Aufregung reue, als unvereinbar mit der Würde eines Hofkammerrates. Dann erhob er sich seufzend, um seinem Herrn und Gebieter unterthänigsten Bericht zu erstatten.

(Schluß folgt.)

Landschaftliche Studien über Altbayern.

Von J. Wimmer.

(Schluß.)

Auf eben dieser Isarebene findet sich auch die Hauptrepräsentantin unserer Heidelandschaft, die Garchinger Heide,



Der Kramer mit Ruine Werdenfels. Nach Wagenbauer. (S. 138.)

in einer Längenerstreckung von 3½ Meilen zwischen München und Freising gelegen. Ihr dürrer, magerer Boden, eine sehr dünne Lehmschicht auf mächtigem Kalkkieslager, nährt sparsames Gras, Mooſe und Flechten, aber auch farbige Pflanzen, welche das Vegetationskleid der Heide freundlich beleben.

Man pflegt Heide und Moor in landschaftlicher Hinsicht gering zu taxieren. Allerdings in der flirrenden Tagesglut, in dem gleichmäßigen nüchternen Lichte der Mittagssonne möchte sie keiner gerne durchwandern. Aber an lauen Sommerabenden, wenn die sinkende Sonne ihre roten Strahlenfäden über die Heide spinnt, oder prismatisch gebrochene Lichter über die feuchte Tafel des Moores gleiten, da kann man erfahren, daß auch diese viel geschmähten Gegenden ihre eigentümliche Poesie besitzen.

Zu den landschaftlichen Formen der oberbayerischen Ebenen- und Hügelzone gehören auch noch die Flußlandschaften. Von besonderer Art sind die der Isar und des Inn. Sowie diese beiden Alpenströme ihren Gebirgsfesseln entronnen sind, beginnen sie ins Schrankenlose zu zerfließen. Sie bilden Inseln, Halbinseln und Sandbänke, Buchten, Isthmen und stille Lagunen. Hier reißen sie weg, dort tragen sie an; sie bauen und zerstören. Wer die plastische Thätigkeit des Wassers studieren will, besuche diese Flüsse. Zu den schönsten Gebilden, welche sie geschaffen haben, rechnen wir die sogenannten Auen, jene Inseln und Halbinseln im Bereiche des Stromlaufes. Entzückend ist ihre Einsamkeit, nicht minder aber ihre Vegetation. Letztere möge uns der bayerische Botaniker Sendtner schildern (Bavaria I, 180): „Die Alpenliane mit ihren großen, herrlichen purpurnen Blüten umrankt die Gebüsche der Weißerle und Weide. Die Kiesbette selbst sind bedeckt von blumen-

reichem Rasen, den Abkömmlingen des herrlichsten Alpenflors. Lichte Fichtenwaldungen wechseln mit saftigen Wiesen auf meist ausgedehnten Uferflächen mit ihren zerrissenen Uferrändern, denen entwurzelte Tannen, gebeugt und herabgestürzt, ein wildes Ansehen geben. Lieblicher sind die Büsche von Alpenrosen in Knieholzwäldern. Sie gehen herab an der Isar noch bis Wolfrathshausen, am Inn sogar bis Gars, wo sie ganze Strecken mit ihren Blüten überziehen, wenn diese nicht von weidenden Herden geäset werden."

Wir wenden uns nun zur zweiten Hauptzone, der niederbayerischen Hochebene. Auch sie zeigt wellige und wassergleiche Flächen, also Hügel und Ebenen, wie der eben



Schloß Saaleck Nach einer Photographie gezeichnet von Raudner. (S. 154)

beschriebene Teil der oberbayerischen Hochebene; doch ist ihre Bodenplastik eine wesentlich verschiedene. In Niederbayern ziehen nämlich lange Hügelrücken fast ohne jede Erhebung einzelner Bergköpfe in paralleler Hauptrichtung nach Nordosten. Zwischen denselben gehen in Thalrinnen die großen und kleinen Flüsse zur Donau. Der höchste Rücken jeder Hügelreihe bildet die Wasserscheide zwischen je zweien dieser Flüsse, und in kleinen Querthälern laufen ihnen von beiden Abdachungen die Hügelgewässer zu.

Betrachten wir zunächst diese Flüsse mit ihren Thälern! Beherrschend tritt in der Bodenplastik Niederbayerns das breite Thal der Isar auf. Sie ist hier immer noch der wilde Alpenstrom mit zerrissenen angewühlten Ufern, mit Geröllinseln und Auen. Doch sind die unteren Isarauen merklich verschieden von den oberen. Haben letztere mit ihren lichten Gehölzen und ihrem dürftigen Graswuchs etwas Nüchternes und Dürftiges, so erinnern die Isarauen Niederbayerns mit ihren oft riesigen Bäumen — Sendtner maß eine Schwarzpappel mit 34 Fuß Umfang — ihrem dichten Unterholz und ihren rankenden Gewächsen geradezu an Urwälder; für den Botaniker und Jäger sind sie ein Paradies. Was die kleineren Flüsse Niederbayerns betrifft, so ist ihr Charakter sehr verschieden von dem der Alpengewässer Oberbayerns. Diese sind unstät und wandelbar in Farbe und Wassermasse, bald wilde volle Fluten von eisgrauem oder lehmigem Ansehen fortwälzend, bald als klare hellgrüne Wasserbänder auf halbleerem Kiesbette hineilend. In der niederbayerischen Zone aber sehen wir, Inn und Isar abgerechnet, Gewässer von geringer Breite, aber gleichmäßiger Fülle; sie haben ein undurchsichtiges Graubraun und einen vielgewundenen Lauf, dessen ruhige Wirbel oft sehr tiefe Tümpel in den Grund einwühlen. Ihre Thäler bieten meistens recht farbenreiche Bilder. Ich denke da z. B. an das Thal der Vils oder Rott. Durch die weite Sohle zieht zwischen Weidengebüsch der ruhige Fluß. Weiße Geier streichen beutesuchend über ihren fischreichen Gewässern. An beiden Ufern dehnen sich saftgrüne Wiesen, von weidenden Pferden belebt. Große Dörfer liegen in Obstgärten gehüllt, und zahllos leuchten die weißen Kirchtürme. Kurz, es sind reiche

sonnige Gefilde, wahre Schatzkammern des bayerischen Landes. Von den Flußthälern wendet sich der Blick zu den Hügelrücken, die sie begrenzen. Auf ihnen herrscht der Wald: düstere Nadelforste ziehen über ihre Kämme. Wo die Hügel beiderseits zu den nordwärts strömenden Bach- und Flußrinnen sich senken in welligen, von Querthälern durchfurchten und oft von kleinen Waldbächen durchrieselten Hängen, da sind inselartig Weiler und Gehöfte mit ihren bebauten Gründen in das Waldmeer eingeschnitten, oder es liegen auch stellenweise auf größeren Rodungen schwärzliche Waldstücke zwischen dunkelbraunen Äckern und grünen Wiesen. Auf den ersten Blick ist alles einförmig, oft melancholisch; doch habe ich manches feingestimmte Landschaftsbild erwandert in diesem einsamen, von der großen Welt abgeschiedenen Hügellande Niederbayerns.

Auch die niederbayerische Flachlandzone hat ihre großen Ebenen, und zwar an der Donau und am Inn.

Von Ingolstadt an ostwärts verengt sich die obere Donauebene zu einem breiten Thale, bis der Fluß in die Durchbruchsstelle bei Weltenburg eintritt. Es sind hier die an die Donau vorspringenden Ausläufer des Frankenjura zu durchspülen. Das Benediktinerkloster Weltenburg liegt romantisch zwischen Felswänden gebettet. Weiter unten an der Altmühlmündung weitet sich die Schlucht zu dem grünen Thalkessel von Kelheim, hinter welchem sich die Felswände neuerdings schließen, bis der Fluß bei Prüfering oberhalb Regensburg die untere Donauebene erreicht. Diese untere Donauebene erstreckt sich von Regensburg bis gegen Vilshofen; ihr Mittelpunkt ist Straubing. Sie hat eine Länge von 24 Stunden und bei Straubing eine Breite von 6 Stunden. Diese Straubinger Ebene ist ganz anders geartet als die obere Donauebene von Ingolstadt: dort oben armer Kiesboden und kümmerliche Mooskultur, hier unten die Kornkammer Bayerns. Sie ist ein unübersehbares Ackerfeld, nur sparsam von kleinen Eichenwäldern unterbrochen; reiche Dörfer mit Bauernsitzen, die Edelhöfen gleichen, beleben diese Kulturlandschaft. Dem Wanderer erscheint sie als eine weite im Duft verschwimmende Fläche, auf der einen Seite von dem bayerischen Waldgebirge begrenzt, auf der andern von der dunklen Walllinie der Hügelzone umschrieben. Oberhalb Vilshofen beginnt eine neue Durchbruchsstrecke der Donau an den vom Bayerischen Walde herüberstreichenden Granitmassen. Waldige Granitkuppen treten an den Stromspiegel zwischen Felsenufern. Mitten in dieser Urgebirgsregion, und zwar in einer Thalweitung, wo Inn und Ilz zur Donau gehen, liegt auf einer Landzunge die Stadt Passau; ihre Umgebung ist eine Perle nicht bloß unter den deutschen Landschaften.

Die untere oder niederbayerische Innebene beginnt unterhalb Simbach-Braunau bei der Erweiterung des bis dahin verengten Innthales und dessen Vereinigung mit dem Rotthale. Beide Flüsse ziehen am Rande der beiden Hügelzonen, welche die Ebene im Süden und Norden begrenzen, und vereinigen sich bei Neuhaus-Schärding, kurz vor dem romantischen Durchbruchthale des Inn zwischen Vormbach und Passau. In Bezug auf Dimensionen viel bescheidener als die Donauebene — ihre Länge beträgt etwa 5, ihre größte Breite kaum 2 Stunden — übertrifft dagegen die Innebene jenen Gauboden weit an landschaftlichen Reizen. Diese Vorzüge liegen zunächst in der reicheren Vegetation. Die große Kulturebene an der Donau ist baumlos und kahl; das Fruchtgefilde der Innebene dagegen ist ganz überwachsen von Laubbäumen, welche Äcker, Wiesen, Bäche säumen und die Ortschaften einhüllen, während vom Südosten her ein Tannenforst sich bis gegen den Mittelpunkt des Flachbodens hereinstreckt. Überschaut man die ganze Ebene vom österreichischen Hochufer des Inn, so erscheint sie als ein ungeheurer Park. Aber auch die Umrahmung der Innebene hat einen besondern Reiz. Im Norden erhebt sich zunächst eine teils von bunten Fluren, teils von schwarzem Forst bedeckte Hügelwand, und hinter ihr ziehen verblauend die langen Bergrücken des Bayerischen Waldes; im Süden dagegen blickt über das mauerartige Steilufer des Inn zuerst die mannigfach geformte und bewachsene Hügelwelt des österreichischen Innviertels herein, im Hintergrunde aber ragt der ganze Alpenbogen vom Höllengebirge zwischen Traun- und Attersee bis zu den Chiemgauer Bergen. Wie oft sah ich an klaren Septembertagen, wenn ich über die Ebene schlenderte, nach Norden gewendet, die blaue Doppelwoge des Rachel hoch in der Luft wallen, und nach Süden gekehrt, die Zackenkrone des Dachstein in den Himmel starren! Unbedenklich erkläre ich deshalb die niederbayerische Innebene für eine der schönsten Landschaften des ganzen altbayerischen Flachlandes.

Wallenstein als Studiosus auf der Nürnbergischen Universität Altdorf.

Von Albert Schultheiß.

Zu Altdorf im Studentenkragen
Trieb er es, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätt' seinen Famulus bald erschlagen.
Schiller.

Längst ist der Streit, ob Wallenstein die Nürnbergische Universität Altdorf besuchte, trotz des lebhaften Widerspruchs der Historiker böhmischer Nationalität, in bejahendem Sinne entschieden worden. Denn der Einwand, daß es zu damaliger Zeit mehrere Barone gleichen Namens gegeben habe, ist als nicht stichhaltig bereits von Ranke widerlegt worden, der den Nachweis erbrachte, daß es sich nur um einen und denselben Albert Waldstein (dies freilich ist die allein richtige Form) handeln kann. Über die Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität hat der Kaiserl. Hofpfalzgraf und Professor G. A. Will 1795 ein ganzes Buch verfaßt, welchem wir entnehmen, daß die Hochschule dem von Philipp Melanchthon 1526 gegründeten Nürnberger Gymnasium entstammte und selbst das Gymnasium am Petri- und Paulitage 1575 ins Leben trat, bald jedoch zu einer Akademie erhoben wurde, welche Kaiser Ferdinand II. durch Privilegium vom 31. Oktober 1622 zur Universität erweiterte, nachdem 1620/21 bereits 221 Studierende in die akademische Matrikel eingetragen waren. Wenn wir noch erwähnen, daß die Hochschule geraume Zeit hindurch in der gelehrten Welt sich eines großen Ansehens erfreute und i. J. 1809 einging, werden diese knappen Daten für unsern vorliegenden Zweck vollständig reichen.

Die Fabel, daß nach Wallenstein (diese Benennung sei als eine traditionelle beibehalten) der neu erbaute Karzer getauft worden, taucht zum ersten Male in v. Schirbachs „Leben Wallensteins" (Biographie der Deutschen V. Teil S. 24) auf. Nun ist aber längst erwiesen, daß Wallenstein selbst nie im Karzer gesessen und daß dieses Gefängnis schon früherhin (1576) seinen eigenen Namen nach akademischem Brauch von dem erhalten hatte, der zuerst in diesem Raume eine Freiheitsstrafe verbüßte. Der Bedauernswerte hieß Gabriel Stumpflein, der Karzer trug somit den Namen Stumpfel.

Über Wallensteins Führung mögen einige Auszüge aus den Annalen der Akademie uns Aufschluß geben.

Der junge Baron kam im August 1599 mit Hofmeister und Bedienten (damals Präzeptor und Famulus genannt) nach Altdorf, am 29. August wurde er in die Matrikel eingeschrieben als:

Albertus a Waldstein Baro Boh.
Johan. Heldreich, praeceptor, Görlicensis Lusatus.
Wenceslaus Metrouski, fam.

Er war kaum einige Monate dort, als er schon unruhiger Händel wegen in den Annalen verzeichnet steht.

Den 7. Dezember 1599 klagte Herr D. Schopper propter nocturnas actiones ante aedes suas (nächtliche Ruhestörung). Die Thäter dieser Aktion sind gewesen, nach vielgehabter Mühe, Freiherr v. Waldstein, Sabisch, Joroslaus Socolinski, Joh. de Lopes et Famulus Socolinski, qui aufugit (entwischte).

Den 9. Jan. 1600. Erschienen Baro a Waldstein und Gotthardus Livo, welcher von dem Barone im Fuß gestochen worden. Darauf sie vereinigt wurden, und hat Baro dem vulnerato (Verletzten) die Schäden ausrichten müssen.

Den 14 dieß wurde Baro a Waldstein, qui famulum suum Joh. Rehberger loris mirum in modum tractasset (über alle Maßen ausgepeitscht) verklaget, und weil er ihn so unmenschlich gezeichnet, der Knab nach Nürnberg ad. D. D. Scholarchas geschicket. Hierauf den 19. dieß ist der Herren Scholarcharum Befehl erfolget, daß Baro deswegen der Academie 30 fl. Straf geben und sich mit des Knaben Freundschaft vergleichen soll. Baro beschwere sich dessen, vorwendend, der Knabe wäre unfleißig gewesen, erboth sich, das Arztlohn auszurichten, und den Knaben zu einem ehrlichen Handwerk zu verlegen, und die zuerkannte Straf zu bezahlen.

Hanß Bauerns Metzgers Weib begehrt an statt des Knabens 100 fl. vor die Schmerzen. Den Balbier und der H. Straf hintangesetzt.

Endlich hat sich Baro mit seines Famuli Beistanden, als Hanß Bestner, Schneider, und Hanß Bauern, Metzger, verglichen und vor alles hinweg 45 fl. zu geben versprochen, davon soll sich der Knab verkosten und den Balbier vergnügen. Mehr 3 Thaler vor seinen Lohn, dann ein Kleid, darfür er geben 4 fl. welchen Vertrag sie beiderseits angenommen und damit zufrieden gewesen, auch allbereit 5 fl. davon empfangen.

Den 3. Februar ist der Ueberrest uff die 5 fl. bei dem Herrn Rector deponiert worden mehr vor das Kleid 4 fl., dann 3 Thaler Lidlohn, welche des Hansen Bauern Weib uff ihr heulen und weinen sind zugestellt worden.

Den 9. Februar hat Herr Rector uff des Hrn. Pflegers Bewilligung des Jungen Schwester 4 fl. geben.

Den 17. Mart. hernacher ist uff Befehl des Herrn Pflegers der Ueberrest Christoff Ambergern, Burgern und Becken, als des Knaben verordneten Vormunden, zugestellet worden, deswegen er die Academie quittirt.

Da Baro zuvor bei des Fuchsens Ableib das seinig gethan, und sonst vielen Muthwillen verübet, worüber er im Arrest gehalten und ihme das consilium abeundi gegeben worden; so wendet er sich deshalben ad Magistratum Noricum.

Somit ist Wallenstein zwar im Arrest, d. i. entweder Stadt- oder Haus-Arrest, gehalten, aber nicht in den Karzer, noch weniger in das Hundeloch, ein ehemaliges Gefängnis für geringe Studentenjungen gesperrt worden, wie man späterhin irrtümlich verbreitet hat. Mit dem consilium abeundi ist er vermutlich bald von Altdorf abgegangen, denn fortan ist sein Name nicht mehr in den sehr genau und fleißig geführten Annalen zu finden.

Der bei Gelegenheit des „Fuchsen's Ableib" verübte Unfug gehört dem sog. Pennalismus an, welches Wort bekanntlich den Inbegriff aller Neckereien und Unbilden gibt, denen die jungen Studenten von seiten der älteren ausgesetzt waren. Damals stand der Pennalismus, „jene ruchlose und verstockte Gewohnheit und unbändiges, tolles, bestialisches Unwesen", wie es in den bezüglichen Mandaten heißt, auch in Altdorf in höchster Blüte, denn erst 1613 erschien von Jena aus ein scharfes Edikt gegen derartige Ausschreitungen, die sich jedoch leider noch lange Zeit an deutschen Hochschulen gehalten.

Als die Universität Altdorf damals dem unruhigen und mutwilligen Baron Waldstein Arrest und consilium abeundi zudiktierte, dachte wohl keiner der richterlichen Herren, daß dieselbe Behörde nach drei Jahrzehnten in den Fall kommen sollte, in den demütigsten Ausdrücken die Gnade desselben Mannes anzuflehen, den man vormals gestraft. Vieles und Schweres hatte Altdorf zu erleiden durch die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges; Stadt und Umgegend wurden von Durchmärschen, Einquartierungen und Kontributionen heimgesucht. Im Jahre 1632 hatten Not und Bedrängnis den Höhepunkt erreicht, denn kaum waren noch Lebensmittel aufzutreiben, die Professoren erhielten aus Nürnberg keine Besoldung mehr, die Studenten hatten sich verlaufen, man zählte ihrer kaum noch ein Dutzend. Zwar waren General Tilly, die Obersten Holk und Altringer ziemlich glimpflich mit der Stadt verfahren, aber um so schlimmer hausten die Kroaten. Am 8. Juni 1632 geschah es, daß eine Gesellschaft von zwölf Altdorfern, zumeist Professoren und Studenten, darunter auch einige Frauen, heimkehrend auf der Nürnberger Straße unweit des Dutzendteiches von Kroaten angefallen wurden. Ein Kandidat der Rechte verlor bei lebhafter Gegenwehr sein Leben, die anderen elf Personen wurden als Gefangene abgeführt. In Neumarkt gelang es dem Stadtrat „durch Vorschub und Freundschaft" die Eingebrachten zu ranzionieren, nur der Prorektor Dr. Rößler mußte zurückbleiben, weil er als Medikus „dem Herzog von Friedland gar anständig gewesen", und wurde er alsbald von dem Generalissimus als Feldarzt engagiert.

Dr. Rößler bot alles auf, frei zu werden, er gab dem Senat in lateinischer Sprache Anleitung, auf welche Weise es der Körperschaft gelingen möchte, bei dem Herzog von Friedland seine Entlassung durchzusetzen. Von seiten des Senates ging denn auch an den Gewaltigen ein Schreiben ab, das, in den denkbar demütigsten Ausdrücken abgefaßt, die allerunter-

würfigste Bitte enthielt, Dr. Rößler wieder auf freien Fuß setzen zu wollen. Dieses Schreiben, datiert vom 12. Sept. 1632 ist in seinem Wortlaut uns erhalten geblieben. Leider hatte es nicht den mindesten Erfolg. Wallenstein sowohl als der Kurfürst Maximilian von Bayern, dem Rößler bei Nabburg vorgestellt wurde, ließen den äußerst geschickten Arzt nicht so leichten Kaufes ziehen, denn das Heer litt großen Mangel an tüchtigen Männern. Doch wurde er sehr gut gehalten und durfte sich, selber einmal erkrankt, die beste Verpflegung schaffen. Wallenstein beschenkte ihn mit einer goldenen Kette von großem Wert und führte ihn mit sich nach Sachsen. Nach der den Kaiserlichen ungünstigen Schlacht von Lützen gelang es Rößler endlich, zu fliehen. Glücklich erreichte er nach einer längeren Reise, die nicht ganz gefahrlos gewesen, das Städtchen Altdorf wieder. Die vom Generalissimus ihm geschenkte goldene Kette und ein Kapital von 500 Goldgulden, die Frucht einer während seiner Gefangenhaltung ausgeübten ärztlichen Praxis, entschädigten ihn reichlich für die ausgestandenen Unbilden.

In Treue fest.

Von Marie Schmidt v. Elensteen. (Fortsetzung.)

Am 9. November zum Oberstlieutenant befördert, rückte Ditfurth mit der Division „Wrede" nach Mähren, nahm am 2., 3. und 5. Dezember an den Kämpfen bei Iglau und Stöcken teil, wobei, als am 2. früh 5 Uhr die Vorposten bei dichtem Nebel, der jede Umsicht verhinderte, von einem österreichischen Bataillon überfallen wurden, er in Gefahr geriet, gefangen zu werden. Er entging diesem Schicksal nur durch seinen unerschrockenen Mut und seine hohe Geistesgegenwart. Ein Jugendfreund, der Bruder des früher erwähnten Lieutenants v. Winzingerode, welcher damals die ihm in München gemachten Anerbietungen zurückgewiesen hatte, sprengte auf ihn ein und bat ihn, nicht weiter vorzudringen; doch plötzlich brachen aus dem Dickicht feindliche Ulanen hervor, und Winzingerode forderte Ditfurth auf, sich ihm zu ergeben.



Oberst v. Ditfurth.
Nach einem Aquarell im Besitze des k. b. 15. Infanterieregiments.

Doch mit den Worten: „Ich! mich gefangen geben? Niemals!" schoß Ditfurth den ersten, welcher ihm im Wege war, nieder und schlug sich, den Degen in der Faust, durch die feindlichen Reiter, wobei er einen Streifschuß am linken Oberarm und einen schmerzhaften Lanzenstich in den Hals davontrug. Auch sein Pferd wurde unter ihm tödlich getroffen, gerade als es ihm gelungen war, als gewandter Reiter einen rückwärts gelegenen Hohlweg zu überspringen, welcher ihn das Freie gewinnen ließ; doch traf gerade im richtigen Moment sein Reitknecht mit einem Handpferde ein, und so gelang es ihm, rechtzeitig zum Gros seines Bataillons zurückzukommen und mit dessen Hilfe den Angriff siegreich abzuweisen. Ditfurth verfehlte denn auch nicht, bei erster Gelegenheit seinem treuen Burschen Dank und Anerkennung auszusprechen, indem er, ihm die Hand reichend, sagte: „Hans, das hast Du brav gemacht, und ich will's den Jachenauern gedenken, daß einer der Ihren heute den rechten Augenblick erriet!"

Napoleon schickte für Iglau mehrere Ritterkreuze der Ehrenlegion an das bayerische Kriegsministerium zur Austeilung an jene, welche sich so ausgezeichnet hatten. Ditfurth war einer der ersten, welcher sich dazu berechtigt hielt, zumal da Napoleon, als er von Wien zurückkehrte und in München weilte, bei der großen Hofcour zu Frau v. Ditfurth sehr huldvoll gesagt hatte: „Ah! vous êtes l'épouse de ce vaillant lieutenant-colonel de Ditfurth! Eh bien, cela vous fera plaisir d'entendre qui'l vous reviendra officier de ma légion d'honneur!" („Ah! Sie sind die Gemahlin des tapfern Oberstlieutenants v. Ditfurth. — Wohlan, Sie werden gern hören, daß er als Ritter der Ehrenlegion zu Ihnen zurückkehren wird.")

Trotzdem erhielt Ditfurth, dieser hochverdiente Offizier, diese Auszeichnung nicht, weil man sich im Ministerium an die Vorschrift hielt, die Ehrenlegion nur jenen zu verleihen, welche wenigstens das Ritterkreuz eines andern Ordens besaßen. So war Ditfurth der einzige, welcher leer ausging. Das regte ihn dermaßen auf, daß er sich in beißenden Sarkasmen erging, welche so witzig und geistreich waren, daß sie rasche Verbreitung fanden, viel Heiterkeit, aber auch viel Erbitterung hervorriefen. Vollends wuchs die Mißstimmung gegen

ihn, als die Offiziere und Mannschaften seines Bataillons erklärten, unmöglich Ehrenkreuze und Medaillen tragen zu können, wenn ihr Kommandeur, der doch alles geleistet, leer ausginge.

Die dieserhalb eingeleitete Untersuchung bewies zwar vollkommen seine Loyalität, jedoch wurde er bald darauf eines andern Anlasses wegen zu zwei Monaten Festung verurteilt. Ditfurth hatte nämlich in dem Bericht über die ehemals reichsstädtischen Offiziere sich so beißender Respektsverletzungen bedient, daß er wegen Überschreitung seiner Dienstbefugnisse vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Seine Festungshaft benutzte er, ein Heldengedicht zu verfassen, welches seine Gegner so jovial persifliert haben soll, daß einzelne, laut lachend, sich mit ihm versöhnten.

Am 29. Dezember hatte das 2. leichte Bataillon den Rückmarsch in die Heimat angetreten, in Salzburg aber hatte Ditfurth die Weisung erhalten, mit seinem Bataillon nach Tirol zu rücken; über St. Johann in Innsbruck angekommen, erhielt er Befehl, den Marsch nach Trient und Roveredo fortzusetzen, daselbst Quartiere zu beziehen und das Land gegen die Umtriebe der Rebellen zu sichern. Dieser Dienst war vorherrschend politischer und polizeilicher Natur. Er sagte seinem ritterlichen Wesen wenig zu und trübte ihm etwas die Freude an der am 10. Mai erfolgten Geburt seines Sohnes. König Max Joseph wurde der Pate dieses Kindes und ließ sich bei der mit allem Pomp vollzogenen Taufe durch seinen Generaladjutanten Graf von Wartenberg-Roth vertreten. Ditfurth erwarb sich selbstverständlich in seiner neuen Stellung bei der Bevölkerung keine Sympathien, mochte er sich auch noch so sehr durch gerechtes freundliches Wesen darum bemühen; die Bevölkerung nannte in ihrer Voreingenommenheit seine peinlich strenge Pflichterfüllung „Überhebung“, und es hieß allenthalben in der Gegend, „daß er nicht viel Federlesens mache“. Ganz besonders schien die Mißstimmung gegen ihn zu steigen, als im Oktober 1807 die Suspendierung sämtlicher renitenter Geistlichen angeordnet wurde.

Er hatte das Unrichtige und Verfehlte dieser Maßregelung vorausgesehen, wußte aber den Gehässigkeiten derselben nicht zu steuern, doch sprach er sich in den Briefen nach der Heimat widerholt darüber aus, wie falsch er beurteilt würde, wie es gäre und brause in dem Volke, das mit wahrhaft rührender Anhänglichkeit seinem Kaiser zugethan sei.



Frau v. Ditfurth, geb. v. Verschuer.
Nach einem Bilde im Besitze des Baron Ditfurth in Totis (Ungarn.)

Ditfurth war enthusiastisch begeistert von den Naturschönheiten des Landes, und wo sich ihm Gelegenheit bot, suchte er mit dem Volke zu verkehren. Er fühlte wohl heraus, daß die Abneigung gegen alles, was bayerisch hieß, es ihm nicht leicht machen würde, sich bei den mißtrauischen Tirolern beliebt zu machen.

Bei seinen vielen Wanderungen, teils zu Fuß, teils zu Pferde, begleitete ihn meist der treu ergebene Diener, dessen glückliches Eintreffen damals in dem Gefechte bei Iglau die Zuneigung, welche er bis dahin schon für ihn gehegt hatte, zu einem herablassenden herzlichen Gefühle wandelte.

„Hans von der Jachenau“ war ein breitschultriger Sohn der Berge mit wettergebräuntem Antlitz und einem blauen Augenpaar, aus welchem heller Jugendmut und ein ehrliches biederes Herz deutlich heraussprachen.

An einem Sommertage des Jahres 1808 war Ditfurth wieder mit seinem Hans den Bergen zugeschritten, Blüten sammelnd für seine schöne, junge Frau, welche er zärtlich liebte und die von München aus mit dem Söhnchen an die Seite des Gatten geeilt war.

Das westliche Thalgebiet von Trient durchschreitend, hatte er bald einen Strauß der schönsten Bergblumen gepflückt und denselben nun seinem Diener übergeben. Er schritt rüstig den Schluchten zu, welche in den Dolomitmassen eingefurcht waren, während er Hans anempfahl, auf kürzerem Wege den Strauß heimzutragen. Hans, frisch ausschreitend, schaute rechts und links in die wilde Gegend hinein, welche ihm die Berge seines lieben Heimatlandes zurückrief. Ihm kam heiß die Sehnsucht nach seinem schönen Luipolder Hof, weit drüben im Jachenauer Thal. Wie oft war er doch in schwülen Sommertagen aufwärts gestiegen über das Mittelmoos und die Laimer-Alm auf die am „Schurpfenecker Köpfl“ gelegene Luipolder-Alm!

Da — als er sich der Stadt wieder etwas genähert hatte, störte tolles Lachen seinen Gedankengang, dazwischen die erregte Stimme eines Weibes. Als er sich, eilig dem Schall der Stimmen folgend, seitwärts dichtem Gebüsche zuwendete, gewahrte er einige Soldaten seines Bataillons, welche um

eine dralle, hübsche Dirne geschart standen und mit übermütigem Lachen von der Trotzigen „ein Busserl für 'nen jeden" abforderten. Das Mädchen aber hatte den kleidsamen Tirolerhut von grünem Filz tief über das üppige schwarze Haargeflecht in den Nacken geschoben und ließ, in Zorn und Bangen geteilt, die braunen Rehaugen im Kreise herumgehen, indem sie rief:

„Schämt ihr euch nicht, eine ledige Dirn' anzufallen auf offener Straß' — nicht wie brave Soldaten, nein — wie Diebe in der Nacht? — Ist's so Brauch in eurem Land — wir Tiroler Madln machen's nicht nach, daß wir ‚Busserln' geben jedem, dem's gelüstet."

Der höchste und keckste aber der Soldaten, sichtlich gereizt durch ihren höhnischen Ausspruch, erwiderte ärgerlich:

„Jetzt mußt Du, wenn Du auch nicht willst!" und den Arm um sie schlingend, wollte er sie an sich ziehen, als Hans erschien und, schnell zwischen die Gruppe springend, zornig rief:

„Laß los, und gib das Madel frei, oder ich schlag' drein und vermeld' euch dem Herrn! Geht's euch nicht schlecht genug in dem welschen Land, daß ihr die Weibsleut auch noch wild macht?"

Bei Erwähnung des „Herrn" hatten die Soldaten gleich von dem Mädchen abgelassen, denn sie hatten oft genug Gelegenheit gehabt, die eiserne Strenge Ditfurths kennen zu lernen, wenn es galt, Vergehen seiner Untergebenen zu strafen. Sie wußten, daß auch mit Hans nicht zu spaßen sei, und zerstreuten sich lachend, leise witzelnd über den „Mädelwächter".

Das Mädchen aber, als sie sich befreit sah, trat hochatmend auf Hans zu, reichte ihm offen die Hand und sprach einfach, indem sie ihn voll mit den großen braunen Augen ansah:

„Sei bedankt, Bayer! Alleweil merk' ich wohl, daß die Madeln recht haben, wenn sie heimlich sagen, daß gar gute Buben bei Deinen Landsleuten sind; aber — die müssen alle nur Deinesgleichen kennen! Die anderen und ihre Roheit will ich gern vergessen wegen Deiner."

„Gute Buben sind es alle", erwiderte Hans, „aber Mädel, wie magst Du Dich wundern, daß Dein braunaugiges Gesicht ihnen heiß gemacht hat? Wenn ich Dir auch besser schein' als die anderen, so bin ich's doch nicht, glaub's nur! Dein liebes herziges Gesicht gefällt auch mir — und doch hat das noch keine Dirn' von mir sagen können."

„Ach! jetzt red nicht so daher, und laß mich meiner Weg' ziehen; d'rin in der Stadt erwartet mich mein Bruder, und der wird mir bange, wenn ich zu lang' ausbleib'!"

„Wenn Du in die Stadt willst, da laß mich neben Dir hergeh'n, daß Dir die Mannsleut' nicht wieder den Weg verstellen; weißt, Du bist zu schön, um auf d' Nacht allein zu geh'n!"

Das Mädchen sah ihn von der Seite an, dann, wie beruhigt über das, was sie in seinen offenen Zügen gelesen hatte, erwiderte sie:

„Gern; aber — mit wem geh' ich denn eigentlich?"

„Ich bin der Luipolder Hansei" sprach stolz der Bursch, „und daheim, als der ‚Hans von der Jachenau' bekannt." Oh! Mädel, gar schön ist's in uns're Berg, so schön, daß es mich alleweil hinverlangt; das schöne Thal, wenn Du sehen könntest, wo ich daheim bin, und nicht weit weg davon den prächtigen Walchensee mit seinem tiefen schwarzen Wasser, das doch so klar ist wie Krystall, und das schon getobt und gezischt hat, als wollt' es das Felsenbett sprengen, bis sie einen geweihten Ring hineingeworfen, daß es wieder still würde! Schön ist mein liebes Bayerland, Mädel, und meine Jachenau liegt mir allzeit im Sinn! — Doch — jetzt gib auch Du Bescheid, wer Du bist!"

„Ich heiß' die Schweigel Lonei, drüben in Fulpmes, im Stubaithal bin ich daheim."

„Ja, was machst Du denn da so weit fort von Haus', hier in Trient?"

Das Mädchen sah wie in Gedanken verloren eine Weile vor sich hin, dann, wieder zu Hans aufblickend, sprach sie:

„Ja, schau, keine Eltern hab' ich mehr und unser Häusel ist im vorigen Jahre abgebrannt, da wohnen wir, mein Bruder, der Sepperl, und ich, bei einer alten Basen, die gichtig ist, und Winters schnitzeln wir Amuletten, Kreuzeln und Muttergottesbildeln, die wir dann im Sommer durchs Land tragen. Heuer kommen wir zeitig heim, denn uns're Lastkörb' sind leer. — Der Sepperl hat groß' Glück g'habt, denn wie er in das Haus von dem schönen stolzen Offizier gekommen ist, den sie den höchsten in Trient nennen, droben auf dem Domplatz am Brunnen wohnt er, da hat der sich gar leutselig mit ihm besprochen, und wie der Sepperl sein Leid geklagt hat, daß die Basen so krank ist und der Handel so schlecht geht, da hat er uns all unsere Amuletten aufgekauft für seine Soldaten und hat dem Sepperl mehr gezahlt, als er verlangt hat, damit wir bald wieder die Basen pflegen könnten. Ich hab' nur noch ein bestelltes Kreuz dem Pfarrherrn nach Levicco gebracht, und morgen in der Früh' geht's wieder heimwärts."

„Der schöne, stolze Offizier, von dem Du sagst, Lonei, schau — der gute Herr, der euch geholfen hat, das ist auch mein Herr, und Du kannst mir's glauben bei meiner Seligkeit, für den geh' ich mit leichtem Mut durchs Feuer."

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Schloß Saaleck in Unterfranken. An der Stelle, von der jetzt das Schloß Saaleck in das liebliche Saalthal herniederschaut, erhob sich einst das Schloß Hamulo. Ein reicher Sagenkranz umschlingt das stolze Gebäude, von dem einzelne Teile, wie der dicke Turm links am Eingange der Zeit des Herzogs Hetan II. vom fränkischen Thüringen sehr nahe stehen mögen. Es ist wohl nur die Ähnlichkeit des Namens, welche den dichtenden Volksmund verführte, hierher den Sitz der grausamen Königin Amalaberga zu verlegen. Von den Zinnen des Schlosses aus soll sie ehedem ihre jugendlichen Opfer erspäht und herangelockt haben, um ihnen, nachdem sie frevelnder Lust genossen, ein elendes Ende zu bereiten. Die Anfänge der Stadt Hammelburg, welche jetzt auf der weiten Ebene jenseit des Flusses sich hinzieht, sind dicht unter dem Burgberge zu suchen, wo heute, ein Bild des Friedens gegenüber der trotzenden Feste, auf der Höhe ein Franziskanerkloster steht. Sein Name Altstadt hält die Erinnerung daran wach. Diese Burg Hamulo samt ihrer Zugehörungen vergaben nun Hetan II., Herzog von Thüringen, seine Gemahlin Theodrada

und sein Sohn Thüring am 18. April 716 an den hl. Willibrod, Abt von Echternach und Apostel von Friesland, und bemerken, daß sie beabsichtigen, nach dem Rate des hl. Mannes daselbst ein Kloster zu gründen. Die Urkunde wurde auf dem genannten Schlosse durch den Kleriker Richjsus ausgestellt und neben den Schenkgebern von den Grafen Cato und Sigerich, von Ado, dem Erzieher Hetans, und Adogoto nebst Herewico als Zeugen unterschrieben. Daß Willibrod bei dieser Gelegenheit selbst an Ort und Stelle war, dafür scheinen verschiedene Anzeichen zu sprechen. Der Tod Hetans im Jahre 717 mag die Ursache gewesen sein, daß das beabsichtigte Kloster nicht zu stande kam. — In der Geschichte kommt der Name Saaleck zuerst im Jahre 1282 vor, wo es den Brüdern Heinrich und Eberhard v. Schaumburg vom Fuldaer Fürstabt Marquard II. als Burglehen mit der Bestimmung übergeben wurde, von Zeit zu Zeit persönlich daselbst zu wohnen und die Besatzung auszumachen. In einer Urkunde von 1193 kommt dann ein Friedrich v. Thüngen als Burgvogt in Salecke vor.

Von jetzt an finden wir die Familien v. Thüngen, die Grafen von Henneberg, die Geschlechter v. Fuchstadt, Höhezell, Stetten, Maßbach, die Grafen von Rineck, die v. Hesselir, v. Blaselder, v. Saleck, v. Klingenberg, v. Hutten 2c. 2c. als Erbburgmänner zu Saaleck.

Im Jahre 1470 wird eine Vikarie ad S. Georgium auf Saaleck erwähnt.

Vom Jahre 1508 existiert ein Revers des Dietrich Voit v. Rineck, aus dem ersichtlich ist, wie Saaleck damals armiert war. Es fanden sich da acht Hackenbüchsen, zwei halbe Feldschlangen, zwei eiserne Büchsen und etliche Pfeile.

Die Brücke auf Saaleck ist 1522 erbaut.

Im Bauernkriege wurde Saaleck meist von Rebellen aus der Gegend von Brückenau teilweise ruiniert, sogleich aber wieder restauriert und blieb von da an fortwährend der Sitz fuldaischer Centgrafen und Amtmänner.

Der letzte fuldaische Fürst Adalbert II. von Harstall ließ Saaleck von 1792—1799 mit erweiterten neuen Oekonomiegebäuden versehen, allenthalben verschönern und zur zeitweiligen Wohnung des Fürstbischofs neu einrichten.

Mit Übernahme von Hammelburg seitens der Krone Bayern wurde Saaleck eine königliche Domäne und im Jahre 1851 an Herrn Bankier Mich. Bornberger in Würzburg um 36000 Gulden verkauft, der das Schloßgut noch inne hat.

Am 3. September 1866 nachts brach auf dem Schlosse Feuer aus, das die Ökonomiegebäude und das östliche Hauptgebäude zerstörte. Die abgebrannten Gebäude sind 1867 wieder aufgebaut worden und das ganze Schloß hat einen gleichmäßigen freundlichen Anstrich von außen erhalten.

Saaleck hat keinen Brunnen. Dagegen ist von Herrn Bornberger am Fuße des Berges in der Saale ein Wasserdruckwerk eingerichtet, welches Wasser in Röhren bis in das Schloß treibt und in einem Bassin ablagert.

So steht das stolze Saaleck mit seinen altertümlichen Formen als lebendige Erinnerung an vergangene Zeiten in verjüngter Herrlichkeit da und bildet wohl noch lange die prächtigste Zierde des herrlichen Thales der fränkischen Saale.

Aber jetzt dürfen wir über dem Schlosse Saaleck nicht des weitbekannten köstlichen Saalecker Weines vergessen.

Der ganze südliche und südwestliche Abhang des Berges Saaleck ist schon seit den ältesten Zeiten mit Reben bepflanzt. Aber erst seit dem Jahre 1774 wurde dem Saalecker Weinbau eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und ein besserer Betrieb eingeführt. Nach einem Alter von zwei Jahren wurden die guten Weine, Ausbruch, welche bis dahin im Schloßkeller zu Hammelburg lagerten, nach Fulda geführt und im Orangeriekeller untergebracht, von wo sie zum großen Teile auf die fürstliche Tafel wanderten und erst seit 1803 zu sehr hohen Preisen in versiegelten Flaschen verkauft wurden. Ein besonderer Verehrer der Saalecker Weine war der letzte Fürstabt Adalbert, welcher oft auf Schloß Biberstein Gäste in Saalecker regalierte, so daß sich das Sprichwort bildete:

Wer geht nach Biberstein
Und trinkt Saaleckerwein,
Kommt selten nüchtern heim

Als Saaleck bayrische Domäne geworden (1816), kamen die besseren Jahrgänge vom Saalecker in den kgl. Hofkeller zu Würzburg, nachdem sie in Hammelburg gekeltert und bis zum Frühjahre gelagert waren. Beim Verkaufe des Gutes Saaleck 1851 wurden die Weinberge Saaleck und Walterthal zurückbehalten, aber 1868 auch veräußert. Bankier Bornberger ersteigerte die Weinberge am Schloßabhange, Posthalter Rauck in Hammelburg das Weingut Walterthal.

Und so möge Saaleck mit den hochedlen Dynasten seiner Weine lange, lange noch fortblühen an der schönen fränkischen Saale.

(Nach Full. Nachr. von H., und Stamminger: Franconia sancta.)

Hausinschriften in Mittelfranken. Zur Charakteristik des Volkes gehören auch die Sprüche, mit denen es seine Häuser ziert. Leider nimmt diese gute alte Sitte, wie manche andere immer mehr ab; die alles nivellierende Zeit verwischt solch individuelles Gepräge, welches nur noch das Interesse des den scheinbar unbedeutendsten Zügen des Volkslebens emsig nachspürenden Kulturhistorikers erregt. So studierte Riehl auf seinen Wanderungen durch die pfälzischen Städte und Dörfer die soziale Physiognomik des Landes auch in dem äußeren Beiwerk der Häuser und knüpft seine Betrachtungen u. a. an ihre Inschriften. Er findet ein tröstliches Wahrzeichen des konservativen Geistes der Pfälzer darin, daß das ältere Haus sich dort noch durch Spruch und Werke auszeichnet. In München wurde Herr v. Destouches der Wiedererwecker der schönen Sitte. Riehl bemerkt schön und gewiß mit vollem Rechte: „Man muß ein Volk nicht verloren geben, dessen Väter noch solche Sprüche über ihre Thüren setzen. Die Enkel oder Urenkel machen's ihnen vielleicht wieder nach." Haussprüche waren vordem in der Pfalz so volkstümlich, daß sie selbst an der Burg und am Fürstenschloß nicht fehlten. „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut," war der Grundton, auf den die große Mehrzahl der pfälzischen Haussprüche gestimmt wurde. In Oberdeutschland liest man mitunter Hausverse, in denen sich der trübe Gedanke an das Eitle alles Irdischen ausspricht. In der fröhlichen Pfalz findet man solche Sprüche nicht; dagegen neben den gangbaren geistlichen manch weltlich lustigen. Wir geben diese Hinweisungen und Auszüge aus dem bekannten Buche Riehls, um einige Haussprüche aus Mittelfranken einzuleiten. Am meisten finden sich diese noch in den Landgerichten Ansbach, Dinkelsbühl, Feuchtwangen, Greding, Heidenheim, Lautershausen, Rotenburg, Uffenheim und Windsheim, also größtenteils längs der württembergischen Grenze hin. Auch hier ist die Zahl der religiösen Sprüche mit dem Grundgedanken des Gottvertrauens überwiegend; manche sind moralisierend, einige humoristisch und zuweilen so derber Natur, daß sie sich nicht mitteilen lassen. Daß man den Maßstab poetischer Anforderungen an diese kunstlosen Reime nicht anlegen dürfe, glauben wir als selbstverständlich voraussetzen zu dürfen. Gleichwohl fehlt es einzelnen, namentlich älteren Sprüchen nicht an Kraft und Gedrungenheit des Ausdruckes; anderen dagegen sieht man in ihrer Verwässerung oder Geziertheit bald den modernen Ursprung an. Wir geben einige Proben mit Beifügung der Orte, wo sie gefunden.

Im Glück erheb dich nicht,
Im Unglück verzage nicht,
Denn Gott ist ein Mann,
Der Glück und Unglück wenden kann.

(Ostheim bei Heidenheim.)

Alles Thun auf Gott gebaut,
Keinem Menschen recht getraut,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Höflich, doch nicht zu gemein,
Viel Geduld bei wenig Geld,
So kommt man fort in aller Welt.
(Obersulzbach bei Leutershausen.)

Wir Menschen bauen Häuser auf dieser Erden fest,
Als wenn wir ewig leben wollten,
Und sind doch hier nur fremde Gäst',
Und da wir ewig sollen sein,
Da bauen wir gar wenig drein.
(Gunzenhausen.)

Zieh aus dem Weltgetümmel
Dich still in dich zurück;
In deinem Herzen ist dein Himmel
Und dein Glauben, dein Geschick.
(B.-A. Dinkelsbühl.)

Dieses Haus hab' ich gebaut,
Ich bin der Mann, der Gott vertraut;
Wenn dieser will bei mir nur sein,
Trag' ich die Last der Gilt allein.
(Großhaslach bei Ansbach.)

Befiehl Gott alle deine Sachen,
Was gilt's, er wird's gewiß wohl machen.
(Gottelsdorf bei Ansbach.)

Wer Christum und sein Wort
Mehr liebt als Gut und Geld,
Der wird reicher sein dort
Als hier die ganze Welt.
(Ebenda.)

Dem Herrn befiehl die Wege dein,
So wirst du reich gesegnet sein.
(Ebenda.)

Ich achte meine Hasser
Als wie das Regenwasser,
Das von dem Dache fließt;
Ob sie mich schon meiden,
So müssen sie doch leiden,
Daß immer Gott meine Hilfe ist.
(B.-A. Dinkelsbühl.)

Ich setze meinem Gott kein Ziel,
Er gab mir wenig oder viel;
Wohl dem, der sich begnügen läßt,
Der lebt content aufs allerbest.
(Zehdorf.)

Andere Sprüche weisen auf die Vergänglichkeit alles Irdischen hin, wie der in ganz Bayern sehr verbreitete

Das Haus ist mein,
Und doch nicht mein,
Und des, der nach mir kommt,
Wird's auch nicht sein.

Ermahnungen zur Vorsicht im Umgange, Warnungen vor Falschheit und Lästerung kommen häufig vor, wie z. B.

Sag niemals leise,
Niemals laut,
Was dir ein Freund hat anvertraut.
(B.-A. Dinkelsbühl.)

Oder:

Wenn die Falschheit brennte wie Feuer,
Wäre das Holz nicht gar so teuer.
(bei Ansbach.)

Kluge Lebensregeln sind:

Soll ich oder nicht
Meinem besten Freunde trauen?
Ich kann ihm wohl ins Gesicht,
Aber nicht ins Herze schauen.
(Auerhofen bei Uffenheim.)

Wer sonst nichts kann und weiß
Als andere Leute schmähen,
Ein solches Lästermaul,
Soll in mein Haus nicht gehen.
(B.-A. Dinkelsbühl.)

An die Verse in Goethes Faust:

Das Sprichwort sagt: „Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, sind Gold und Perlen werth",

erinnert der Spruch an einem Hause zu Leizendorf bei Rothenburg a. T.:

Ein schönes Haus, ein braves Weib
Erfreut den Mann an Seel und Leib.

Einige Sprüche haben einen humoristischen und witzigen Anflug, so liest man zu Wollersbach bei Uffenheim die Inschrift:

Ich Aff':
Stell' mich her und gaff';
Derweilen ich her thu' stehen,
Kann ich meinen Weg weiter gehen.

Zu Weigenheim.

Wenn ich könnte die Jungfern zieren,
Wie ich das Haus kann renovieren,
So wär' ich Meister in der Welt,
Und hätte mehr als jetzt an Geld.
Ein jeder kehr' vor seiner Thür!
Hier findet er Fehler genug,
Und nimmt er die Fehler zu Papier,
So wird er endlich klug.
(Egnerhofen bei Uffenheim.)

Die Leute sagen immer
Die Zeiten werden schlimmer,
Die Zeiten bleiben immer,
Die Menschen werden schlimmer.
(Ippesheim.)

Allen Menschen recht gethan,
Ist eine Kunst, die niemand kann.
(Bei Uffenheim.)

Das ist das Beste in der Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld;
Sonst müßte mancher arme Gesell
Für den Reichen in die Höll'.
(Neustetten bei Rottenburg.)

Wer will borgen,
Der komm' morgen;
Heut' ist der Tag,
Wo ich nicht mag.
(Bei Ansbach.)

Wer keine Sorgen und Leiden hat,
Der lösch' mir diesen Reimen ab.
(Bei Uffenheim.)

Mancher gute Spruch der Vorzeit hat der Neuerungssucht späterer Generationen weichen müssen. Alte Leute auf dem Lande wissen sich solcher Sprüche übrigens noch recht gut zu erinnern und können auch wohl den Platz bezeichnen, an dem sie einst gestanden.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nº 14. | 2. Jahrgang 1891.

Schwerer Anfang.

Eine Rhöngeschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

Von L. Höhl.

(Schluß.)

Die Audienz mußte schlecht verlaufen sein. Denn als er wieder herauskam aus des Fürstbischofs Arbeitszimmer, lag ein bitterer Zug um seinen Mund, und schwer aufatmend, ließ er sich in seinen weichgepolsterten Fauteuil nieder, der aber heute nicht wie sonst eine beruhigende und sänftigende Wirkung übte, denn nach einer kurzen Pause gab er seinem Unmute Ausdruck. „Was helfen mich die schöngesetzten Worte und Consolationes des schlauen Prümmer! Er glaubt ja selber nicht, was er sagt," und dabei las er aus dem vorliegenden Briefe: „Ich kann nicht glauben, daß das in allen unterirdischen Dingen so reiche Hochstift keine tüchtige Krugerden geben solle, während das armselige Kurtrier-Ländlein und das Stift Fuld in diesem sehr einträglichen Werk prosperieren. Labor vincit omnia." (Arbeit besiegt alles.)

„Labor", lachte er höhnisch in einer eines Hofkammerrates ganz unwürdigen Weise, „labor?" — als ob er an seiner empfindlichsten Seite getroffen wäre. „Der hat gut trösten, der braucht nicht immer das ungnädige Gesicht Seiner hochfürstlichen Gnaden zu sehen und dero Quaestiones anzuhören, daß dieselben so schlecht bedienet werden. Aber etwas mußte geschehen, wollte ich nicht ganz in Ungnade fallen — wegen dieser miserabelen Krugbäcker. Es geht nicht anders, stellte ich Seiner Durchlaucht vor, wir müssen uns nun doch nach Fulda wenden um Material, sonst sitzen diese Leute ohne Beschäftigung da. Inzwischen können wir ja unsere Nachforschungen fortsetzen."

Sprach's und ließ durch den Kammerdiener einen Kanzlisten herbeirufen, um ihm die nötigen Aufträge zu erteilen. — Am 29. Mai wendete man sich nach Fulda mit der freundnachbarlichen Bitte, in Abtsroda Erde graben zu dürfen. Die Fuldaer wollten zwar nicht so unhöflich sein, die Bitte abzuschlagen, aber sie ließen sich schön Zeit, denn erst am 2. August wurden durch den gnädigen Bescheid zehn bis zwölf Karren Thonerde unentgeltlich angewiesen.

In Wildflecken blieb man indessen nicht müssig. Man baute einstweilen die Brennöfen, und als diese vollendet waren, ging es ans Wohnhaus. Hinrich ging mit den verschiedenen Erdproben nach Trier und sandte bald die Nachricht herauf, daß ein „schön weißes steinhartes" Krüglein gebacken worden sei.

Noch ein erfreuliches Ereignis konnten die vielverspotteten Krugbäcker ans Hofkammeramt melden, daß man mit Hilfe eines Mannes, der aber durchaus nicht genannt sein wolle, taugliche Erde, eine Stunde von Wildflecken, am Hornberg, gefunden habe. Man sieht daraus, die Feindseligkeit gegen das neue Unternehmen war noch nicht erloschen, und man fürchtete immer noch die Bosheit des Wasserhännes und seines Anhangs. Dieser aber saß nach wie vor in seiner Ecke bei der Bärbel, bespöttelte alle Vorkommnisse im Leben und Treiben der Krugbäcker und pflegte immer zu sagen: „Bei däne heißt's bie bei'm Gickel auf der Miste, — „er legt ons kei Oier und frißt ons das Brod," und „will 'mal säh, bann ich mein' Schnappskrug kreig". —

Die Trierer aber arbeiteten ruhig fort, suchten da und dort, jetzt mit mehr Ruhe und Überlegung, auch hatten sie

mehr Kenntnis von der Beschaffenheit des Bodens, so daß bald wieder zwei neue Erdproben in Querrbach bei Burgwallbach und bei Neustadt a. S. gefunden wurden. Nun machten sie Mischungen, versuchten es mit kleinen Proben, und — endlich im Oktober wurde der erste Brand eingesetzt.

Das waren bange Tage und Stunden für die drei Männer — der vierte, der Gelhard, war wieder heimgekehrt nach den ersten Mißerfolgen —, noch mehr aber für die Frauen, die schon längst von Bocklet herübergeholt waren und nun ihren Männern nach den Sorgen und Mühen des Tages ihre gewohnte Häuslichkeit bereiten konnten. Auch sie waren anfangs scheu gemieden wegen ihres feineren Benehmens, ihrer Tracht und Sprache. Aber nachdem einmal die Bärbel sich ihrer angenommen hatte, ihnen behilflich war, die Lebensbedürfnisse zu beschaffen und sogar eines Werktags Nachmittags mit ihrem Strickzeug in die „Lähmegrube" — so hieß man's im Dorfe — „spill", d. h. zu Besuch gegangen war, wurde das Verhältnis ein besseres. Denn, „was die Bärbel fürmacht, das mache die annere ungefähe — d. h. ungeprüft — nach," lautete der Ausspruch des Hännes.

Der erste Brand war gelungen, wenigstens nach den Worten des überschwenglichen Prümmer, der dem vielgeplagten Hofkammerrat schrieb: „So haben wir allerdings Ursache, unserm lieben Gott den ersten Zehnten davon mit tausend Dank in devotester Anbetung seiner wunderthätigen Wohlthaten zum Opfer zu bringen, Ew. Wohlgeboren aber gebührt dabei ein eigenes Denkmal zum unsterblichen Ruhm und zur Verewigung dero Namens bei der spätesten Nachkommenschaft."

So empfänglich sonst der Hofkammerrat war für wohl angebrachte Schmeicheleien, dieser Lobeserguß war ihm doch zu stark. Unwillig schob er die schönverschnörkelte Epistel von sich und sagte gleichsam im Privattone, den er sich bloß dann erlaubte, wenn er unbelauscht mit sich allein war: „Sehr obligieret für dero Komplimente, Herr Prümmer, aber wenn wir uns sonst keine Meriten erwerben als mit den irdenen Wasserkrüglein, dann haben wir noch weit zur Unsterblichkeit. Wollte gerne auf das in Aussicht gestellte Denkmal verzichten, wenn nur nicht mein sterblich Teil" — dabei klopfte er auf sein wohlgepflegtes geheimrätliches Bäuchlein — „unter diesen perpetuierlichen Motionen und Strapazen leiden müßte."

Seine hochfürstliche Gnaden waren höchlich gaudieret über diese Meldung und ließen es an Erweisen höherer Gunst durchaus nicht fehlen. Die Krugbäcker selbst aber waren nicht recht zufrieden mit ihrem Fabrikat; kaum die Hälfte des Einsatzes, und das will viel sagen, war geraten und die wirklich fertigen Krüge hatten nicht die erforderliche Dichtigkeit, sie schwitzten zu viel Wasser aus. Darum wollte immer noch keine rechte Freude bei ihnen einkehren. Dazu die immerwährenden Klagen der Frauen, das Heimweh nach den geordneten Verhältnissen, — die rauhen Herbststürme, die sich frühzeitig einstellten, — die Schneemassen, die eines Tages das Thal fast absperrten, das abermalige Mißlingen des zweiten Brandes, — das waren schwere Tage und Stunden, und düsterer noch als draußen das Zwielicht über Dorf und Thal lag, lastete drinnen im neuen, feuchten Häuschen die Schwermut auf aller Gemüter. Der alte Vater wurde immer brummiger, denn es war ihm um die Geschäftsehre zu thun, die bei solchem Mißgeschick durch das allgemeine Urteil oft angegriffen wurde. „Ich gehe gar nicht mehr unter die Leute," sagte er, „ich kann diese spöttischen Gesichter und bissigen Reden nicht vertragen."

Am meisten war es natürlich der Hännes, der bei den abendlichen Sitzungen sich aufspielte. „Honn ich net rächt gehatt, daß nischt mit 'ne eß? Ich wern's noch derläbe, daß se wie'r abziehe mit Schann un Spott."

„No," entgegnete Valtsjoseph, der Schuster, „es soll 'ne ja doch scho zweimal gerate sei mit der Backerei, und es moß noch bässer geh', hat gestern der Hinrich gemeint."

„Sooo! meint där's? Un ich sönn be-i, 's geht das noch schlächter, verlaß Dich drouf!"

Hinrich, der sich, wie allabends bei der Bärbel einfand, um dem Feinde das Feld nicht zu räumen, und diese Worte gehört hatte, als er eintrat, wurde nachdenklich. Sollte am Ende eine Spitzbüberei dazwischen liegen, daß es mit dem Brennen nicht gelingen wollte? Dieser Gedanke kam ihm immer wieder und wurde schließlich zur festen Überzeugung, wenn er die heimlich geflüsterten Worte des Hännes und sein spöttisches siegesgewisses Lächeln beobachtete. Früher als sonst entfernte er sich, und noch ehe er die „Lehmengrube" am Ende des Dorfes erreicht hatte, war sein Plan fertig.

Nicht lange, und es wurde der dritte Brand vorbereitet. Weithin war der Feuerschein sichtbar und warf ein grellrotes Licht auf die glitzernden Schnee- und Eisflächen, — wurden doch bei einem solchen Brande nicht weniger als sechs kleine Klafter Holz verbraucht. Alle Hände waren geschäftig, die 2000 Krüge, die in langen Reihen unter den hölzernen Schuppen standen, einzusetzen, der „Schild" wurde verwahrt, d. h. das Schürloch wurde mit Lehm luftdicht verschlossen, — und endlich zog man sich zur Ruhe zurück, der Gluthitze des Ofens das Weitere überlassend.

Hinrich allein blieb zurück und verbarg sich in einem der Schuppen. „Wie einfältig war's doch von uns, nicht besser acht zu haben," sagte er bei sich, „wo wir doch wußten, wie feindselig dieses Lumpenpack uns und unserm Plane entgegentritt." Wie leicht konnte einer, der etwas davon versteht, durch die Salzlöcher Schmutz und Sand einwerfen und dadurch die Ware verschmieren, oder gar den luftdichten Verschluß am Schürloch für einige Stunden entfernen, so daß dann die Abkühlung zu rasch eintritt und die Krüge nicht ausbacken. Ja, ja, so mußte es gekommen sein, und beim bloßen Gedanken daran knirschte er mit den Zähnen und zog einen derben knotigen Prügel an sich. „Wartet nur! Wenn mein Verdacht sich bestätigt, und einer dieser Lumpen 'was Böses im Schilde führt und ausübt, dann will ich ihn selber zu Scherben schlagen."

Stunden vergingen, Mitternacht war vorüber. Da war's ihm, als ob ein dunkler Schatten auf die Schneefläche falle, die zwischen dem Schuppen und Ofen sich hinzog. Gleich darauf duckte sich eine kleine Gestalt um die Ecke, blieb stehen, horchte, schlich weiter, horchte wieder und war so endlich am Ofen angelangt, wo sie sich am Schürloch zu schaffen machte.

Das Rätsel war dem auf der Lauer liegenden Hinrich mit einem Male gelöst. Ein Gedanke, — und mit drei Sätzen war er am Ofen, faßte den Hännes — denn kein anderer war es — im Genick und rief in voller Wut: „Alter Hallunke, hab' ich Dich endlich erwischt! Jetzt will ich Dich einmal brennen." Und nun sausten die Hiebe hageldicht nieder, ungezählt und mit aller Kraft einer derben Mannesfaust geführt,

während die Linke den schlottrigen Körper, der unter jedem Schlage zusammenzuckte, aufrecht hielt. Hännes jammerte und flehte mit unterdrückter Stimme: „Ach heiert ouf [1], Ihr macht mich hi!“ Alle Heiligen rief er an, er suchte mit den Händen abzuwehren, aber im Nu hatten auch diese einen Hieb abbekommen, so daß Hännes gerade hinausheulte. Endlich ließ Hinrich den ermüdeten Arm sinken, schleppte den Hännes bis an den Abhang der Straße und schleuderte ihn wie einen Sack hinab, daß er unten zusammenbrach und liegen blieb. Dann begab er sich ins Haus, unbekümmert, was aus dem „Hundsknochen“ würde; so'n Kerl, dacht' er, hat ein zähes Leben, er wird sich schon wieder zusammenlesen.

Andern Tags ging er an seine Arbeit und erwähnte keine Silbe von dem Vorgefallenen, pfiff ein Liedlein und war guter Dinge, so daß der Alte ärgerlich sagte, „warte erst, bis wir den Ofen aufgemacht und gesehen haben, daß alles gelungen ist, dann magst Du lustig sein“.

„Hab keine Angst, diesmal gelingt's,“ erwiderte er in heiterem Tone.

Und richtig war's so. 1650 gute Krüge wurden gewonnen, die übrigen waren aneinandergebacken oder sonstwie verdorben.

„Merkwürdig!“ sprachen die andern, es war doch die beiden ersten Male alles genau so gerichtet wie diesmal!“ Hinrich aber behielt sein Geheimnis für sich, und ebenso der Hännes, der zwei Tage unsichtbar blieb. Und als er wieder zum Wirtshaus gehinkt kam mit großen Plätzern [2]) im Gesicht, die noch in allen Farben schimmerten, da antwortete er auf die Frage, was ihm passiert sei: „Ich senn die Träppe rabgefalle; mer wird alt und tappelig, und das Seil eß gerisse, — ich hätt mich ball ze Tod geschmisse,“ — und darauf stärkte er sich in gewohnter Weise und rieb ein übers ander Mal sein rechtes Bein, denn „das honn ich am ärgste verschlönn“. [3])

Nun war in der Hauptsache gewonnen. Man hatte zwar immer noch Sorgen und Mühen, das Material zu verbessern, was mit Hilfe neuer Thongruben in Weisbach und Wegfurt gelang.

Auch mit der fürstbischöflichen Hofkammer gab es noch manchen Strauß. Kaum war die erste Freude über das Gelingen des Werkes vorüber, da regte sich das Mißtrauen, und die Krugbäcker sollten sich verantworten, warum denn die ersten Brände nicht so gut ausgefallen seien, worauf sie kurz erwiderten, das gehe gewöhnlich so. Die Römischhager hätten vier Jahre lang gebrannt, bis sie einen guten Krug bekommen, item könne man zufrieden sein, da sich bei jedem Krugbrand ein Profit von 64 fl. 50 kr. herausstelle, was in Zukunft bei mancherlei Verbesserungen noch günstiger sich gestalte.

Nicht lange, und es regte sich nach den bitteren Erfahrungen der ersten Jahre bei den Krugbäckern der Wunsch, ein wenig freier zu werden, um nicht immer über jede Kleinigkeit Rechenschaft geben zu müssen und Vorwürfe einzustecken. Sie stellten also den Antrag, sie wollten die Krugbäckerei auf eigene Rechnung übernehmen und einfach die Krüge unter gewissen Bedingungen liefern. Lange Verhandlungen gingen hin und wieder. Jeder Teil wollte möglichsten Vorteil für sich herausschlagen.

Bei der Hofkammer war man gar nicht gut auf die Krugbäcker zu sprechen. „Der alte Peter“, hieß es, „lasset sich von seinen Kindern, der Hans Heinrich von seiner Frau leiten, der Willms pochet wegen seiner Geschicklichkeit. In Summa seynd es drei grobe Knöpf', sie wollen absoluti den Ofen auf herrschaftliche Kösten gebauet und auch ihren ratificirten Accord haben, sonst will keiner einigen Krug mehr backen.“

Andere Arbeiter waren aber auch nicht bescheiden, wo die Hofkammer, d. h. der hochfürstliche Geldbeutel ins Spiel kam. Als ein Pochwerk oder Stampfmühle zur Krugfabrik gebaut werden sollte an der oberen Mühle, da heißt es von den Baumeistern, „der eine ist ein Narr, da er 137 Reichsthaler fordert, der andere ist nicht viel besser, weilen er 60 Reichsthaler zum mindesten haben will. Jeder von diesen denkt, es sei eine herrschaftliche Arbeit und will übermäßig schneiden.“

Doch auch diese Angelegenheit fand endlich einen glücklichen Abschluß. Die Hofkammer willigte ein, und es wurde am 7. Oktober 1769 der letzte Accord mit den Krugbäckern geschlossen, der beide Teile zufriedenstellte.

Verschiedene „Gott sei Dank!“ wurden aus Herzensgrund gesagt. Am aufrichtigsten war das des Hofkammerrates, der mit wahrem Wohlgefallen den letzten Akt signierte und ad acta verwies. Die ganze Geschichte von 1765—1769 hatte ihm viele Schweißtropfen gekostet.

Droben aber in den zwei neuen, wohnlich eingerichteten Häusern der Krugbäcker herrschte allgemeiner Jubel. „Jetzt stehen wir auf eigenen Füßen,“ sagte der alte Vater; „nun will ich mich zur Ruhe setzen, und ihr mögt's mit Gottes Hilfe weiterführen, „aber“ — und die Erinnerung daran preßte ihm den letzten Seufzer aus — „es war ein schwerer Anfang“.

Auch der Hännes, der noch viele Jahre bei der Bärbel in der Ecke saß und trank und schwadronierte, wenn in späteren Zeiten die Rede kam auf jene Erlebnisse Anno 1767, nahm sein Schlückchen Branntwein und meinte, indem er sich an seinem rechten Bein kratzte, „das war frei-ilich a schwerer A'fang!“

[1]) hört auf.
[2]) Flecken.
[3]) verschlagen.

Der Centaurenbrunnen zu Fürth.

Von Heinrich Leher.

Es war in den ersten Nummern des ersten Jahrganges des „Bayerlandes“, da brachten wir in Abbildung jene herrlichen Brunnen, den Augustusbrunnen, den Herkulesbrunnen zu Augsburg. Ihre plätschernden Wasser künden uns noch heute von der großen Zeit, welche sie errichtete. Das Rauschen derselben ist eine Mahnung an die Gegenwart, nicht kleiner zu sein als die Vergangenheit. Werden wir dieser Mahnung gerecht? Wir glauben, ja sagen zu dürfen. Man fordert

Beweise hiefür. Wohlan, wir weisen auf unser Bild in heutiger Nummer. Es zeigt den Monumentalbrunnen, welchen Rudolf Maison für die Stadt Fürth schuf. Erst vor wenigen Monaten fand die Enthüllung desselben statt. Wir wollen demselben eine eingehende Betrachtung widmen. Vor allem müssen wir für das Werk das Lob beanspruchen, daß es in keiner Beziehung den oben genannten Kunstwerken zu weichen braucht. Es vereinigt mit der Schönheit und Erhabenheit der antiken Form tiefe Poesie des Gedankens, die dem Künstler vorschwebende Idee ist unvergleichlich schön verkörpert. Erfrischende Lebendigkeit beseelt die Gruppe, raubt ihr die tote Starrheit des Erzgebildes und sichert ihr eine gewaltige Wirkung auf den Beschauer. Ein riesiger Centaur, das Urbild von Schnelligkeit und Kraft ist von einem Jüngling gefesselt, ein Gefährte desselben gibt auf dem Horn das frohe Siegeszeichen. Die symbolische Gruppe deutet den Sieg des menschlichen Geistes über die wilden Kräfte der Natur. Sie scheinen unbändig, unbezwingbar, das Genie des Menschen fesselt sie, macht sich dieselben dienstbar. Fürwahr, ein passendes Standbild für das Gemeinwesen einer Stadt, welche ihrer unermüdeten industriellen Thätigkeit ihre Blüte, ihr Wachstum verdankt. Der Platz, auf welchem der Brunnen seine Aufstellung fand, ist mit derselben Sinnigkeit gewählt, es ist der Platz neben dem Bahnhofe, in dessen Hallen die zahlreichen Produkte verfrachtet werden, welche die Arbeitsamkeit der Bevölkerung erzeugt.

Das Denkmal ist ein ehrendes Zeichen des Gemeinsinns der Bürger Fürths. Die Opferwilligkeit hervorragender Bürger sammelte die ersten Beträge, welche es ermöglichten, die Errichtung einer solchen überhaupt ins Auge zu fassen. Es ist die Entrichtung einer Ehrenschuld wenn wir die Namen der drei Männer aufzeichnen, welche in dieser Weise sozusagen den Grundstein legten, auf welchem sich heute das prachtvolle Denkmal aufbaut. Im Jahre 1878 erhielt die Stadt von dem Privatier und Magistratsrat J. P. Morgenstern ein Legat von 6000 Mk. zur Errichtung eines Monumentalbrunnens; im Juli 1879 schenkte zu gleichem Zwecke der Ehrenbürger der Stadt, der edle Menschenfreund und Wohlthäter Dr. Wilhelm Königswarter 6000 Mk., wozu später noch 2000 Mk. Legat des Spiegelglasfabrikanten und Magistratsrates Karl Zäh kamen. Mit den edlen Gebern vereinte sich die heroische Anstrengung der Gemeinde, welche weitere 18,000 Mk. für Brunnen und Denkmal, sowie 8000 Mk. zur Schaffung einer des Kunstwerkes würdigen gärtnerischen Umrahmung bewilligte. Trotz der Hingebung der Gemeinde, des Opfersinnes einzelner hervorragender Bürger würde die Ausführung des herrlichen Gedankens die Verzögerung mancher Jahre erfahren haben, wenn nicht die Staatsregierung helfend beigestanden wäre. Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent, der erhabene, erleuchtete Schirmer der Künste genehmigte die Leistung eines Beitrages von 36,000 Mk. aus den zur Schaffung monumentaler Kunstwerke bestimmten Fonds.

Am 11. Dezember 1888 wurde der Vertrag zwischen dem Künstler und der Stadt unterzeichnet. Am 31. August 1890 fiel die Hülle und es zeigte sich das herrliche Kunstwerk den staunenden Beschauern. Das Erzbild wird den fernen Zeiten erzählen, daß inmitten der erdrückenden Bürden des arbeitsvollen, ruhelosen Lebens, mitten in der Hast und dem Drange des modernen Daseins am Ende des 19. Jahrhunderts eine nur der Arbeit, der Industrie lebende Stadt sich dennoch Sinn und Liebe für die Kunst bewahrt hatte, so daß sie hierin mit dem Gemeinwesen jener kunstliebenden Städte des 15. und 16. Jahrhunderts wetteifern konnte. Unsere Altvordern liebten Genauigkeit und Pünktlichkeit, Tugenden, die man jetzt altväterisch zu schelten pflegt. Wir wollen dies nicht thun, sondern mit der Gewissenhaftigkeit der alten Chronisten registrieren und unserm Bilde in ihrer Weise die Unterschrift geben: Wahrhaftes Conterfey und Abbild des in der Stadt Fürth im Frankenlande errichteten Centaurenbrunnens, geformt und gemeißelt von Rudolf Maison, Bildhauern zu München,



Der Centaurenbrunnen zu Fürth.

gegossen von Ferdinand v. Miller, Erzgießern zu München, fundamentiert auf Stampfbeton von der Baugesellschaft zu Heilbronn, Stein- und Granitarbeit von Zwisler und Baumeister in München. Das Gärtlein, so herum gar zierlich zu sehen, angelegt von Stadtgärtnern Adolf Bebée. Feierlich eröffnet und enthüllet am 31. August 1890 unter Ferdinand Langhanß, amtierenden Bürgermeister zu Fürth.

In Treue fest.

Von Marie Schmidt v. Ekensteen.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Schalkhaft lächelnd sah Lonei zu dem Burschen auf und meinte spöttelnd:

„Wie magst Du doch so groß thun und von so wilden Sachen reden? Ein Bub', der Ohrringel trägt — ich mein' halt, der wüßt' nicht viel von Schlacht und Krieg."

Bei dieser Rede färbten sich des Hans Wangen dunkelrot, und stolz auf das Mädchen herabblickend, entgegnete er:

„Versündig Dich nicht, Lonei, mit solcher Red'! Geh, frag nur nach bei uns vom 2. leichten Bataillon, die wir mit waren bei Iglau und uns brav geschlagen haben im Pfaundorfer Wildpark, ob die silbernen Ohrring', die mein Herr zum Andenken an unsern Mut und Bravheit uns damals geschenkt hat, nicht heilig gehalten werden, wie 'ne ‚silberne Medaille'. Die Ohrringel verspotte mir nicht, Madel, denn die sind mein Stolz, und es war ein schöner Lohn für unsere gethane Soldatenpflicht! Weißt Du, bei uns drüben, da heißt's im ganzen Volk ‚in Treue fest!' Das hebt und trägt einen, wenn die Kugeln fliegen, und man schlägt sich so frisch weg und denkt nicht daran, ob's treffen könnt. Was ein braver Soldat ist, der Vater und Mutter in guter Hut weiß, der hängt einzig und allein an seinem lieben Vaterland!"



Walderbach in der Oberpfalz. (S. 166.)

Über diesen Worten hatten sie die Stadt erreicht, und in der Nähe des Bischofspalastes angelangt, trennten sie sich, da das Mädchen sagte, in der nahebei gelegenen Nachtherberge erwarte sie ihr Bruder. Sie bot Hans noch einmal die Hand, und plötzlich von ihrem Halse ein kleines Muttergottesbild von „Maria-Laach" lösend, reichte sie es ihm hin, indem sie sagte:

„Sei nicht ungut von wegen der Ohrring', ich hab's nicht gewußt und wollt' Dir nicht weh thun! — Da, nimm das Amulett, es ist das beste, was ich geschnitzelt hab', und die Franziskaner von Innsbruck haben es gesegnet am heiligen Dreifaltigkeitssonntag. Soll Dich halt die heilige Gnadenmutter schützen, wie sie auch mich beschützt hat, und wenn's noch einmal Krieg geben soll, dann will ich beten für den Hansei von der Jachenau!"

Bewegter, als man es von dem starken Burschen erwartet hätte, griff derselbe nach dem Talisman und drückte fest des Mädchens Hand. Er löste sachte einen Büschel Bergblüten aus dem großen Strauße, den er trug, steckte ihn dem Mädchen auf den breitrandigen Hut und sagte:

„Behüt' Dich Gott, Mädel! Und wenn Dir's einmal einsam wird in Deinem Stubaithal, dann komm wieder her. Mein Herr meint's gut mit euch Tirolern, und der Luipolder Hans hat Dich heut eintragen in sein Herz".

Während dieser Zeit war Ditfurth kräftig vorwärts geschritten, entzückt von den Schönheiten dieses wildromantischen Landes, und erst, als die Dämmerung niedersank, dachte er an den Heimweg.— Eilenden Fußes erreichte er die Stadt, als er sich unversehens von zwei wilden Burschen überfallen sah. Ein gegen ihn geführter Dolchstoß glitt glücklicherweise an seinem Taschenbuche ab, welches er zufällig in der Brusttasche seiner Uniform trug; dadurch gewann er Zeit, den Degen zu ziehen, und da er ein sehr gewandter Fechter war, streckte er bald den einen Mordgesellen zu Boden, während der andere hastig enteilte.

Die rosenroten Platten von Santa Maria Maggiore färbten sich von des Frevlers Blut und es wollte dem Obersten wie ein düsteres Vorzeichen der immer näher heranbrausenden Stürme erscheinen, welche in dem unzufriedenen Lande aufgärten.

Die allgemeine politische Lage in Deutschland war in jener Zeit auch nicht dazu angethan, brausende Gemüter zu beruhigen. Österreichs Blicke wendeten sich zuerst auf Tirol, dessen Abtretung zu den schmerzlichsten Opfern des Preßburger Friedens zählte; die treue anhängliche Liebe zum Erzhause Österreich wußte man noch wach in dem Herzen des Volkes, gleichzeitig neben dem sehnlichen Verlangen, der bayerischen Herrschaft wieder entledigt zu sein. Die kirchlichen Neuerungen, die Abminderung der überaus zahlreichen Feiertage, überhaupt der Verlust des teuren Herkommens reizten das Volk immer

mehr, und mächtig traten die Erinnerungen an alte Händel und blutige Kämpfe wieder auf, wo Tiroler und Bayern trotz der Verwandtschaft der Völkerstämme, sich oft gegenüber gestanden.

Wie schon eingangs erzählt, entwarf man in Wien schon zu Anfang des Jahres 1809 den Plan zu einem Volksaufstande, und einflußreiche Tiroler, darunter auch Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer, wurden insgeheim nach Wien beordert, wo sie in die Pläne eingeweiht wurden, um nach der Heimkehr in ihre Landesteile mächtig für ihre Sache zu werben.

Ditfurth, welcher der drohenden Situation gegenüber nicht blind war, äußerte sich unverhohlen darüber, daß ihm die Lage im Lande kritisch erscheine. Er sah voraus, daß es bald zum Zusammenstoß kommen müsse, wiewohl alles mit einer Heimlichkeit vorbereitet wurde, die an das Wunderbare grenzt. Die Regierung aber setzte die wahrnehmbaren Bewegungen im Lande auf Rechnung der natürlichen Spannung, in welche die Tiroler durch die Möglichkeit eines bevorstehenden Krieges zwischen Österreich und Frankreich versetzt wurden, doch als nach Napoleons schleuniger Heimkehr aus Spanien die Rheinbundfürsten aufgefordert wurden, ihre Kontingente mobil zu machen, da ahnte man auch in München, daß auf die Tiroler nicht zu rechnen sein würde, und sah voraus, daß der Einmarsch der Österreicher in Bayern das Signal zum Kampfe gegen Bayern sein würde. — Die allzuschwache Besatzung ließ vermuten, daß bei ausbrechendem Kampfe an kein Halten zu denken sei und nur der Rückzug der Truppen ins Auge gefaßt werden müsse. Es wurden daher die in Trient und Innsbruck befindlichen Kriegsmaterialien und Kassenbestände zeitig nach Bayern in Sicherheit gebracht.

Im März begann man mit den Truppenaushebungen im Etschkreise. Es kam dabei am 6. März zu Cavalese im Fleimserthale zu Streitigkeiten und gewaltthätigen Ausschreitungen, die solchen Umfang annahmen, daß schließlich das ganze königliche Amtspersonal aus Cavalese verjagt wurde.

Die Tumultuanten, größtenteils wohlbewaffnet, verstärkt durch den Zuzug allerhand licht- und ordnungsscheuen Gesindels, welches dazumal in der Nähe der italienischen Landesgrenze häufig angetroffen wurde, bemächtigten sich der Vorräte der königlichen Pulvermühlen, übten überall Erpressungen und bedrohten jeden, der sich ihnen anzuschließen sich weigerte, mit Mord und Brand.

Sobald die Kunde von diesen Ausschreitungen nach Trient gedrungen war, entschloß sich der Generalkommissär des Etschkreises, Graf Welsperg, auf Anraten Ditfurths zu ungesäumtem schnellen Eingreifen, um den Tumult im Keime zu ersticken. Demgemäß erhielt auch Oberstlieutenant v. Ditfurth sofort den Auftrag, mit der verfügbaren Militärmacht in das Fleimser Thal abzurücken. Bei dem Anmarsch der Truppen räumten die Insurgenten alsbald Cavalese und zogen sich thalaufwärts gegen Predazzo zurück. Bei den Ortschaften Tesero und Ziano kam es zu kleineren Zusammenstößen der Avantgarde mit den Aufständischen, wobei einige Soldaten verwundet wurden. Dicht vor Predazzo stieß die Kolonne auf den Haufen der Insurgenten, der alsbald in wilder Flucht auseinander gejagt wurde.

Ditfurth, ob seiner Strenge gefürchtet, war dennoch durchaus nicht gewillt, den Inhalt der ihm vom Grafen Welsperg nachgesendeten Proklamation in Ausführung zu bringen, welche jeden mit dem Tode bedrohte, der mit den Waffen in der Hand betroffen würde, die Ortschaft aber, welche bewaffneten Widerstand leisten werde, — mit Vernichtung bestraft wissen wollte.

Nachdem sich Ditfurth die Überzeugung verschafft hatte, daß der größte Teil der Bewohner der genannten Orte nur durch den Terrorismus der Banden gezwungen wurde, sich der Bewegung anzuschließen, so ließ er auch dementsprechend nur die ihm von dem Ortsvorstande namhaft gemachten Rädelsführer verhaften, diese jedoch, statt sie sofort erschießen zu lassen, zur Untersuchung nach Trient abführen. Zum warnenden Beispiel wurden die verhafteten Rädelsführer zuvor öffentlich mit Stockstreichen abgestraft, eine Strafart, wie sie zu jenen Zeiten, zumal in den österreichischen Landen gegen Unruhestifter häufig angewendet zu werden pflegte und gang und gäbe war. Genügte demnach für diesmal das Erscheinen Ditfurths an der Spitze einiger Kompagnien, um sofort die Ruhe wieder herzustellen und die unterbrochene Assentierung weiter fortzusetzen, so wurden gegnerischerseits die Vorkommnisse zu Predazzo, wo doch offenbar Milde geübt worden war, weidlich ausgebeutet, um das leicht erregbare Volk gegen das bayerische Militär und ganz besonders gegen die Person Ditfurths aufzuhetzen. Er war ganz der Mann, selbst gegen eine Überzahl glücklich zu streiten, deshalb aber auch gerade den geheimen Agenten der Umsturzpartei ein Dorn im Auge. Nur blinder Parteihaß konnte in Abrede stellen, daß Ditfurths Maßnahmen ebenso sehr den Geboten der Menschlichkeit gegen Irregeleitete, als jenen der Pflicht eines mit einer militärischen Exekution beauftragten Befehlshabers entsprachen, aber auch die Sicherheit und Ruhe eines erfahrenen Offiziers erkennen ließen.

Aus allen Briefen und Schriften Ditfurths spricht neben seinem Witz und geistreichem Sarkasmus eine Gemütstiefe und ein Zug großer Güte gegen Freunde und Verwandte sowohl, wie auch gegen Leidende und Bedrängte; seine rückhaltlose Offenheit, sein Freimut und joviales Wesen kannte keine anderen Grenzen, als die des gesellschaftlichen Anstandes.

Von der Exekution in das Fleimserthal zurückgekehrt, erachtete Ditfurth die politische Lage für so bedrohlich und die Entscheidung für durchgreifende Entschlüsse für so nahegerückt, daß er eigenmächtig und auf eigene Kosten nach München reiste, um seinem königlichen Herrn Bericht zu erstatten und seiner pflichtgemäßen Absicht nach die Anträge zu stellen, welche er für durchaus notwendig hielt, um wenigstens das Schlimmste abzuwenden, da durch Napoleons Anordnungen keine Truppenverstärkung für Tirol zu erhoffen war.

Am 24. März zum Obersten des 11. Regiments in Innsbruck ernannt und somit dem anfangs erwähnten General v. Kinkel unterstellt, stand nun Ditfurth diesem als glänzender Gegensatz gegenüber: Erst 34 Jahre alt und dennoch bereits allgemein bekannt als einer der vorzüglichsten Offiziere, durch seine bisherige Kommandoführung ein wahres Glanzgestirn des bayerischen Heeres, entschiedener Feind des militärischen Pedantismus, überschäumend von kriegerischer Thatkraft, dabei genial und zuversichtlich in seinem ganzen Auftreten.

Seine Ernennung rief im Volke, zumal unter den Leitern des Aufstandes, Bestürzung und maßlose Erbitterung hervor, denn die Strenge seiner Maßregeln im Fleimserthale, sowie sein allbekanntes eisernes Pflichtgefühl ließen voraussehen, daß er nur ein schwer zu überwältigender Gegner sein würde.

Es wurden, um den Haß gegen ihn zu schüren, gedruckte Zettel im Lande verbreitet mit der lächerlichen Anklage „Ditfurth habe im Fleimserthale Weiber und Kinder flüchtiger Anführer auf glühenden Kohlen braten lassen und dann seine Berichte über diese Greuelthat mit Hostien petschiert."

All' diesen Anfeindungen gegenüber blieb er jedoch kalt; hatte ihm doch bei seiner kürzlichen Anwesenheit in München sein königlicher Herr beim Abschiede in tiefer Bewegung ein Zeichen seiner Huld und seines Wohlwollens gegeben, indem er versprach: „wenn ihm etwas Menschliches begegnen sollte, so würde Er treu und königlich für seine Hinterbliebenen sorgen".

Durch diese huldvollen Worte war Ditfurth die bange Zukunftssorge um Weib und Kind, welche ihm inzwischen nach Innsbruck gefolgt waren, benommen, und er sah den kommenden Ereignissen gefaßt entgegen, entschlossen, sein Leben zum Opfer zu bringen und sich mit ganzer Kraft der Dienstespflicht zu weihen. Nur gar zu bald sollte sein kühner Opfermut erprobt werden, denn schon deuteten dunkle Wetterwolken den Sturm an, der sich an den stolzen Felszinnen der gewaltigen Gebirgsfeste Tirols zusammenzog.

Hans war auf seines Herrn Vermittlung ebenfalls in das neue Regiment versetzt worden, und eine doppelte Freude hatte dabei das biedere Herz des treuen Burschen erfüllt, der nicht nur mit Liebe an seinem Herrn hing, sondern auf dessen Gemüt auch die Begegnung mit Lonei, der frischen hübschen Tirolerin, einen unlöschbaren Eindruck gemacht hatte. Der Gedanke, derselben nun näher zu sein, die Möglichkeit eines Wiedersehens, wenn sie zur Weihung ihrer Muttergottesbilder nach Innsbruck käme, ließ ihn die nahenden Schrecknisse des Krieges gar nicht bedenken.

An einem frischen, sonnigen Apriltage war er mit Erlaubnis seines ihm stets wohlgesinnten Herrn, dem Orte Natters zugeschritten; eine ihm selber unerklärliche Ahnung trieb ihn in das Stubaierthal, wo die schöne Dirne wohnte, an die er fort und fort hatte denken müssen, seit er ihr geweihtes Amulett auf der Brust trug. Wie oft hatte er von dem frischen Mädchen geträumt, wie viel öfter aber noch dachte er wachen Auges an sie, und ein Liedel aus den Bergen lag ihm dann allemal im Sinn, wie es ihm auch jetzt wieder aus dem Herzen auf die Lippen quoll, daß er's mit lauter Stimme hinaussang:

„Bin ein- und ausganga,
Im ganzen Tirol;
Jetzt g'fall' mer die Stubaier
Dirnei so wohl! Dri-ah-oh! holdri-oh-la."

Frisch klang sein Jodeln durch den hellen Tag — doch plötzlich hielt er inne. — Nein; er hatte sich nicht getäuscht! In nächster Nähe mischte sich eine volle Frauenstimme in seinen Sang und, den Ton auffangend, klang es:

„Hab' alleweil g'schaut
Im ganzen Tirol,
Jetzt g'fall' mer die bayerischen
Soldaten so wohl! Dri-ah-oh! holdri-oh-la."

Wunderbar ergriffen fiel Hans in den Jodler ein und schloß mit dem gellenden Juchschrei, der überall im Bergland von Herz zu Herz klingt, besser als das zärtlichste Wort.

Und, als ob des Liedes Zaubermacht die beiden Menschen sich entgegengeführt, standen sie sich gegenüber — Aug' in Aug' — wie verzückt in den jubelnden Ruf ausbrechend: „Hans!" „Lonei!"

Ihm lag ein lachendes Glück in den Zügen, sie aber wischte sich eine Thräne freudiger Rührung aus dem Auge. Hans war's, der dann zuerst sich wieder faßte und, auf das Mädchen mit ausgestreckten Händen zugehend, rief:

„Grüß Dich Gott, Lonei! Schau, ausgangen bin ich heute wegen Deiner, Deine Heimat wollt' ich schau'n und jetzt führt Dich unser Herrgott auf meinen Weg!"

Unbefangen hatte sie beide Hände in die seinen gelegt, als ob sie ihn kenne seit langen, langen Jahren, und es ging ihm wunderlich durch das Herz, als sie sagte:

„Hans, ich hab's ja gewußt, daß ich Dich wiederseh', die Himmelmutter weiß es, wann ein braves Mädchen ehrfürchtig bittet! Und wie ich Dein Liedl vorhin gehört hab', da hab' ich's gespürt im Herzen, daß Du's bist! Schau auch nicht so verwundert, daß Du mich hier siehst; wie unsere Basen im Winter gestorben ist, sind wir hierher nach Natters verzogen, und ich hab's gleich gehört, wie Dein guter Herr nach Innsbruck gekommen ist; da hab' ich mich gefragt, ob Du vielleicht auch da bist, und ich hab' mich g'sehnt nach Dir, weil ich mich um Dich sorg', Hans!"

„Sorg' hast Du um mich, Dirndl? Was könnt' mir denn begegnen mit Deinem geweihten Bildl auf der Brust? Und — hast Du mir's denn nicht versprochen, daß Du beten willst für den Hans von der Jachenau?"

„Das hab' ich redlich gethan, kannst mir's glauben, und Dein Sträußl hab' ich ans Kruzifix gesteckt, daß Dir's gut gehen soll in den unruhigen Zeiten; aber schau — ich mein'! Du sollst doch nicht trauen und so frischmütig sein! 'An argen Haß haben's alleweil in Tirol auf den ‚sakrischen Oberst', Deinen Herrn, und es ist kein Spaß, wenn ich Dich bitt': ‚Hüt' Dich, Hansei, Dich und Deinen guten Herrn!'"

„Bist ein gutes Madel," meinte Hans sinnend, „warum kannst jetzt kein bayerisch's Dirndl sein, drüben aus meine Berg und dort für mich beten und — auf meine Heimkehr sehnsüchtig warten?"

„Warum, Hans? Ei, wie magst Du jetzt so frag'n! Hast Du denn nicht selber die Antwort gesungen vorhin? Muß es die Lonei Dir erst wiederholen? Schau, weil Dir die Stubaier Madel gar so gefall'n, drum möcht' die Loni keine bayerische Dirn sein!"

„Ja, magst Du mich denn, Lonei?" rief der Hans in übersprudelnder Lust, doch — ehe noch das Mädchen zur Antwort Zeit gefunden hatte, deutete sie, tiefer in den Schatten der Bäume zurücktretend, auf einen Trupp Tiroler Landleute und rief Hans von fern hastig zu:

„Laß Dich in keine Händel ein, Hans! — Wir seh'n uns schon 'mal wieder — und — bleib mir gut!"

Während Hans, glückseliger Gedanken voll, der Stadt zuschritt, ohne recht Loneis eiliges Fliehen zu begreifen, ging das Mädchen an ihren Landsleuten vorüber, ihrer Heimat wieder zu, voll süßer Gedanken und dennoch in sichtlicher Bewegung und Besorgnis den Männern wiederholt nachschauend, die mit geheimnisvollen Geberden sich erregt unterhielten; und des Mädchens Sorge war nicht ohne Berechtigung, denn sie hatte das versteckte heimliche Gebahren der Landleute wohl erfaßt und richtig beurteilt.

(Fortsetzung folgt.)

Das französische Infanterie-Regiment deutscher Abstammung Alsace und die Regimentsinhaber desselben aus dem Hause Wittelsbach.

Von Leonhard Winkler



Les Allemands français savent faire leur devoir.

Le Prince de Birkenfeld
Chrétien III.

Point d'argent, point de Suisse, und mit demselben Rechte kann man sagen, point d'argent, point de lansquenet. Schweizer und Landsknechte dienten vom 14. Jahrhundert ab um gutes Geld in aller Herren Länder, sie kannten keine politischen und konfessionellen Bedenken. Wo die Werbetrommel gerührt wurde und das blanke Geld flog, da war ihr Vaterland. Ubi bene, ibi patria.

Kaiser und Könige nahmen dieselben in ihren Dienst, wenn Not an Mann ging, und auch Karl VIII., König von Frankreich, hatte schon im Jahre 1486 deutsche Landsknechte in seine Armee aufgenommen. Seit dieser Zeit dienten Deutsche, sowohl bei der Infanterie wie Kavallerie, in den Reihen der französischen Armee, im 16. Jahrhundert schon so zahlreich, daß ein eigener General über die „Allemands“ gesetzt wurde, deren erster Johann Baron v. Heidesch, deren letzter Moritz Landgraf von Hessen-Kassel gewesen ist. Weil aber Mitte des Dreißigjährigen Krieges in jenem Moment, als der französische Kardinal Richelieu die Zeit für gekommen erachtete, aktiv in den Kampf einzutreten — Epoche des schwedisch-französischen Krieges —, die Zahl der deutschen Regimenter sehr beträchtlich und der Einfluß zu befürchten war, welchen eine solche Machtstellung einem deutschen General verschafft hätte, so übertrug Ludwig XIII. am 15. März 1632 das Kommando über die Deutschen einem französischen General. Nach dem Tode Gustav Adolfs im Jahre 1635 gingen bekanntlich alle deutschen Regimenter seiner Armee mit ihrem Kommandeur, dem berühmten Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, in die Dienste Frankreichs über. Mit diesen Regimentern führte der geniale Turenne, Henri de Latour d'Auvergne, seine Feldzüge gegen die Deutschen und Spanier in Italien und Deutschland durch. Nach dem Dreißigjährigem Kriege löste sich auch die französische Armee zum großen Teile auf, und mit ihr die deutschen Regimenter Fleckstein, Rattweil, Rhom, Benighausen und Rantzau.

Das Regiment Alsace war das erste Regiment deutscher Abstammung, welches nicht nur für die Zeit des Krieges, sondern zu dauerndem Dienste formiert wurde. Sein Errichtungsjahr ist das Jahr 1654 und sein erster Inhaber und Oberst-Kommandant Graf Wilhelm von Nassau-Saarbrücken. Dasselbe blieb bis zur französischen Revolution auf dem Fuße eines Regiments und ist die Stammtruppe des französischen Infanterie-Regiments Nr. 53. Andere deutsche permanente Regimenter um diese Zeit waren: Fürstenberg, Königsmark, Biberegg, Podewils, Rosen und Manderscheid.

Zwei Jahre nach seiner Errichtung trat das Regiment Alsace zum ersten Male in kriegerische Aktion, marschierte, 1500 Mann in 12 Kompagnien stark, am 14. Juli 1656 durch Straßburg, rückte über Toul nach Flandern, vereinigte sich dort mit der französischen Armee unter Turenne und nahm an der Eroberung von La Capelle Anteil. Von Turenne im Jahr 1657 beauftragt, zusammen mit 3 Eskadrons die Armeebagage nach Saint Venant (in den Niederlanden) zu bringen, wurde das Regiment unterwegs vom Herzog von Boutteville, später als Marschall Luxemburg so berühmt, überfallen und fast vollständig aufgerieben. Den Rest sammelte sein Inhaber und Kommandeur, Herzog von Nassau, in der Garnison St. Marie aux Mines und formierte denselben wieder zu einem Regiment. Im Jahre 1658 zeichnete sich Alsace bei der Belagerung von Gravelines, insbesondere beim Sturm in der Nacht vom 13./14. September auf das Hornwerk der Festung aus. Nach dem Pyrenäischen Frieden — 7. November 1659 — durch die Einverleibung des deutschen Regiments Broglie (Allemand) bis auf 20 Kompagnien gewachsen, hatte es stets den ersten Rang unter allen fremden Regimentern, und obgleich das Elsaß bald darauf (1681) französische Provinz wurde, so konnte das Regiment Alsace sich doch stets in Bezug Organisation und Sold auf dem früheren größeren ausländischen Fuße erhalten.

An dieser Stelle dürfte es für die Leser vielleicht interessant sein und zu Vergleichen mit der Gegenwart anregen, einen Einblick in die Organisations- und Soldverhältnisse des Regiments zu gewinnen. Bei einem Stande von 1200 Mann zu 3 Bataillon mit 82 Offizieren — die Stärkeverhältnisse und taktischen Einheiten wechselten bekanntlich von Zeit zu Zeit — hatte dasselbe einen jährlichen Etat von 312 732 Livres = 268 056 deutsche Reichsmark.

Der Oberst erhielt täglich 33 Livres 6 Sols 8 Deniers, der Oberstlieutenant 5 Livres 6 Sols 8 Deniers, der Major 10 Livres, jeder der zwei Adjutanten 3 Livres, der Dolmetscher 3 Livres 6 Sols 8 Deniers, der Geistliche 1 Livre 10 Sols, der Chirurg und Auditor je 1 Livre 13 Sols 4 Deniers, der Profoß 1 Livre 6 Sols 8 Deniers, der Regimentstambour und der Scharfrichter je 13 Sols und 4 Deniers, deren 3 Gehilfen, bei uns Steckenknechte genannt, je 12 Sols.

Die Kompagnie-Hauptleute bezogen täglich je 3 Livres, die Lieutenants je 2 Livres, die Unteroffiziere und Soldaten — per Kompagnie 2 Sergeanten, 2 Korporäle, 4 Gefreite, 6 Grenadiere (diese Soldsätze beziehen sich auf die Zeit Ludwigs XV.) 33 Füsiliere und 1 Tambour — je 8 Sols und 8 Deniers [1]). Das Merkwürdige und Auffallende hieran ist, daß Unteroffiziere wie Soldaten den gleichen Sold bezogen.

Doch wieder zurück von dieser kleinen finanziellen Abschweifung zur Geschichte des Regiments.

Gegen Ende des Jahres 1667 legte der Graf von Nassau seine Inhaberschaft nieder, und an seine Stelle ernannte Ludwig XIV. den wittelsbachischen Prinzen Christian II. von Bischweiler, welchem später im Jahre 1671 nach dem Tode seines Vetters Karl (II.) Otto von Birkenfeld der Besitz Birkenfeld und im Jahre 1673 die Grafschaft Rappoltstein durch Heirat mit der Rappoltsteiner Gräfin Katharina Agathe zufiel, also den Urgroßvater unseres späteren Königs Maximilian I. von Bayern und einen Urahnen des jetzt regierenden Königlichen Hauses, zum Regimentsinhaber und Oberst-Kommandanten von Alsace. Von diesem Zeitpunkt an blieb die Inhaberschaft dieses Truppenkörpers über hundert Jahre in den Händen von Mitgliedern des Hauses Wittelsbach. Unter diesem ihrem damals dreißigjährigen tapfern Führer machte es in den Heeren Ludwigs XIV. den sogenannten Devolutionskrieg gegen Spanien 1667/68, sowie die Feldzüge gegen Holland und dessen Verbündete 1672/78 in den Niederlanden mit, nahm in ersterem ruhmvollen Anteil an der Belagerung und Eroberung (teilweise auch Entsatz) von Tournay, Douay, Lille, Dôle, Salins, in letzterem besonders von Mastricht, Dinant, Huy und Limburg, Valenciennes und Cambrai. Insbesondere gestaltete sich das Feldzugsjahr 1678 für das Regiment und dessen Führer zu einem glänzenden. Der Sturm am 24. März auf Glacis und Citadelle der Festung Ypern, sowie die Schlacht von Saint Denis bei Mons am 11. August steht für immer in den Annalen des Regiments ruhmvoll eingetragen. Prinz Christian von Birkenfeld verrichtete Wunder an Tapferkeit und wurde an der Wange verwundet. 5 Kapitäne, darunter ein Dahlmann, und 10 Lieutenants bedeckten mit ihren Leichen das Schlachtfeld.

Die Jahre 1679 bis 1684 finden das Regiment in Flandern, wo es — im bekannten Reunionsraubkrieg Ludwigs XIV. — nur die Belagerung von Courtray mitmachte. Im darauf folgenden Pfälzischen oder Orleansischen Kriege kämpfte Alsace 1688/89 in Flandern, 1690 in der Provinz Roussillon, unter Marschall Noailles in Spanien und beteiligte sich dann an der Wiedereroberung von Saint Jean de las Abadezas, Ripolles und der Blockade von Gerona in Spanien.

Im Feldzugsjahre 1691 entfaltete das Regiment seine Fahnen in Italien, wo es, der französischen Alpenarmee unter General Catinat angehörig, bei der Eroberung von Villafranca, Nizza und Montmelian sowie bei der Unterwerfung von Avigliano und Carmagnola beteiligt war.

Letztere Festung hatte das Regiment Alsace vom 1. bis zum 9. Oktober mit anderen Regimentern gegen die Kaiserlichen und Kurbayern, Spanier und Savoyer, welche unter Führung des Kurfürsten Max Emanuel die Belagerungstruppen bildeten, zu verteidigen. Carmagnola mußte am 9. Oktober kapitulieren, und aus der Schrift des Verfassers dieses Aufsatzes „Der Anteil der bayerischen Armee an den Feldzügen in Piemont 1691 bis 1696" wissen wir, daß beim Ausmarsch der französischen Besatzung aus der Festung vom Regiment „Elsaß" mehrere Soldaten zur kurfürstlichen Infanterie übergelaufen sind. Wenn Prinz Christian II. von Birkenfeld als Führer des Regiments Alsace in der Festung lag — die Wahrscheinlichkeit seiner Anwesenheit liegt nahe — so ist hier der merkwürdige Fall gegeben, daß zwei Prinzen aus dem Hause Wittelsbach sich als Belagerer und Verteidiger gegenüberstanden. Aus diesem und ähnlichen, zu damaliger Zeit nicht seltenen Fällen, daß blutsverwandte Fürsten sich als Feinde entgegentraten, erklärt sich die vom militärischen Standpunkt unbegreifliche, oft übergroße Courtoisie der Führer feindlicher Armeen, welche öfters an Unvorsichtigkeit und Lässigkeit grenzte.



Fünf Batzen kost ein Hahn! darf es die Magd wohl wagen?
Ha, wanns die Frau nicht glaubt, so mag sie selber fragen.

Seht eine Magd im Haus toll rasen voll Getöss,
Dürft' Sie, so kriegten wir, so wie die Katze Stöss.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Zwei Bataillone des Regiments standen in dem an Ereignissen armen Feldzugsjahre 1692 noch im südlichen Piemont, während ein Bataillon bereits wieder im hohen Norden Europas, in Flandern, vor der Festung Namur seine Feldzeichen aufgesteckt hatte. Letzteres blieb auch 1693 in Flandern als Besatzung der Festung Menin.

Die beiden erstgenannten Bataillone dagegen kämpften in diesem Jahre im fernen Westen, in Katalonien, gegen die Spanier. Die kriegerische Thätigkeit in diesem Jahre beschränkte

[1]) Livre = 30 kr.; Sol = 1½ kr.; Denier = ⅛ kr.

sich auf das Bombardement von Rosas. Das Jahr 1694 fand das ganze Regiment in Katalonien versammelt, wo es an allen Aktionen teilnahm. Seine Banner wehten in der Schlacht am Flusse Ter und vor den Mauern der Festungen Palamos, Gerona, Hostalrich, Castelfollit, lauter Plätze, vor und in welchen auch unser kurbayerisches Regiment Graf Tattenbach in den Jahren 1695/97 — wie wir in Nr. 35 dieser Blätter lasen — handelnd auftrat. Im Jahre 1696 stand das Regiment Alsace, im Verbande der französischen Armee unter Marschall Vendôme, der vereinigten spanisch-deutschen Armee, zu welcher bekanntlich auch das eben erwähnte kurbayerische Regiment zu Fuß „Graf Tattenbach“ und zwei österreichische Regimenter gehörten, vor dem festen Lager von Hostalrich gegenüber, konnte aber keinen Erfolg erzielen, weil der schneidige Reitergeist des Führers der deutschen Truppen, des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und die Tapferkeit der deutschen Stammesgenossen ihm hindernd in den Weg trat. Das bedeutungsvollste Ereignis während dieses französisch-spanischen Krieges, die Eroberung von Kataloniens Hauptstadt Barcelona, welche von den Spaniern, Österreichern und Kurbayern auf das glänzendste verteidigt wurde, kostete der belagernden französischen Armee und insbesondere auch dem Regiment Alsace eine Unsumme von Blut und Leben. An der Spitze seines tapfern Regiments zeichnete sich der damals erst 23jährige Prinz Christian III. von Birkenfeld,[1]) welcher inzwischen am 1. Mai 1696 die Inhaberschaft des Regiments von seinem Vater übernommen hatte, durch hervorragende Tapferkeit aus, so daß er schon am 6. August 1697, also noch vor Übergabe Barcelonas an die Franzosen, von Ludwig XIV. zum Brigadier — Oberstenstellung mit der Funktion des Brigadeführers — ernannt wurde. Aus seinem Munde kamen, an die Adresse des französischen Marschalls Vendôme, welcher den Prinzen vor seinem allzu tollkühnen Vorgehen warnte, gerichtet, jene als Motto an der Spitze dieses Aufsatzes stehenden Worte voll soldatischen Ehr- und Pflichtgefühls „Les Allemands français etc.“

Während der ersten zwölf Jahre des spanischen Erbfolgekrieges war das Regiment — jetzt vier Bataillone stark — stets in Flandern und hatte vollen Anteil an dem blutigen Waffengange, in welchem unter vielfachem Wechsel glänzender Siege und großer Niederlagen die französisch-bayerische und die österreichisch-alliierte Armee ihre Kräfte maßen. Wir heben aus diesem gewaltigen Kampfe der Krone Habsburg gegen die Krone Frankreich um den Erbantritt der zwei Hemisphären umfassenden spanischen Monarchie nur hervor, daß das Regiment Alsace im Jahre 1704 in der Armee des Marschalls Villeroi einige Zeit vor der damals französischen Festung Landau, in welche Stadt die jüngst erst neu errichtete 5. kgl. bayerische Division ihren Einzug gehalten hat, lag, um die Trümmer der am 13. August 1704 bei Höchstädt a. D. geschlagenen franko-bavarischen Armee zu sammeln.

[1]) Gleich nach seiner Geburt zum Kapitän der Kavallerie ernannt, 6. Aug. 1697 Brigadier, 1702 Generalmajor (maréchal de camp), 1703 Generalleutenant, succedierte er seinem Vater in der Regentschaft Birkenfelds 1717, wurde später Herzog von Zweibrücken und starb am 3. Februar 1735 in Zweibrücken. Das Herzogtum Zweibrücken war ihm nach dem Aussterben der Kleeburgerlinie 17. Sept. 1731 zugefallen, von welchem Moment an diese Linie Birkenfeld-Zweibrücken heißt. Sein von Laminée gemaltes Portrait zeigt die Schleißheimer Ahnengallerie sub Nr. 459.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Walderbach. Nur eine halbe Stunde von Reichenbach, dessen Geschichte wir in Nr. 21 des „Bayerland“ 1890 den Lesern kurz vor Augen geführt haben, liegt auf einer mäßigen Erhöhung, umspült von den Wellen des Regenflusses, das ehemalige Kloster Walderbach. Aber nicht wie Reichenbach blickt es stolz hinaus in die Umgebung, es verbirgt sich fast ganz hinter Wäldern, Hügeln, welche die Aussicht von Walderbach fast ganz hemmen. Nur Reichenbach liegt in seiner vollen Schönheit vor uns. Es war ja die Weise der Cisterziensermönche, für ihre Niederlassungen die stille Ruhe sanfter, meist waldumschatteter Thäler zu wählen. (Die Wälder der Abteien Reichenbach und Walderbach waren so groß, daß zu ihrer Verwaltung der Staat einen Forstmeister und acht Revierförster bedurfte.) Ihre Klöster bieten daher durch ihre Lage nicht jenen pompösen Anblick wie die meisten Stifter der Benediktiner, bezaubern aber durch ihren wohlthuenden Frieden, durch die erquickende Abgeschiedenheit ihrer Lage. Sie alle sind Ruheplätze für ein Gemüt, das den Frieden sucht. Die Gründung des Klosters verliert sich bis in das Jahr 1144 und Mönche aus dem berühmten Kloster Maulbronn in Württemberg waren die ersten, welche seine Zellen bewohnten. Es entwickelte sich zur raschen Blüte, die jedoch früh gehemmt wurde, indem die Hussiten das Kloster stürmten, plünderten und den Flammen preisgaben. Über 100 Jahre lag die Kirche in Asche und erst unter dem 37. Abte Georg Thannhauser erhob sie sich wieder aus dem Schutte, dank dem Schutze Herzogs Georg des Reichen von Niederbayern, der alle dem Kloster von Bayerns Herzogen erwiesene Gnaden und Privilegien neu bestätigte. Die Reformation entvölkerte das Kloster, und erst unter Ferdinand Maria zogen im Jahre 1669 die Cisterzienser wieder ein. Der spanische Erbfolgekrieg brachte viel Unheil über das Kloster, der Abt weilte als Flüchtling in Regensburg. Abt Engelbert Söltl aus Neunburg v. W. feierte 1743 das 600jährige Jubiläum des Stiftes. Der letzte Prälat war Alberich Eisenhut, ein tiefer Kenner und lebhafter Beschützer der Tonkunst; unter ihm lebte der berühmte Kompositeur P. Eugen Pausch aus Neumarkt in der Oberpfalz als Zierde des Konvents. — Wenn wir ein trübes Kapitel aus der Säkularisation des Klosters berühren, so geschieht dies in der Absicht, um zu zeigen, wie viel pietätvoller das am Ende des Jahrhunderts lebende Geschlecht geworden ist, welches gewisse barbarische Ausschreitungen zu Beginn des Jahrhunderts gar nicht verstehen kann. Kloster Walderbach besaß fünf prachtvolle Glocken; der mit der Aufhebung betraute Beamte befahl, die zwei größten Glocken zu entfernen. Als man sie abgenommen hatte, zeigte es sich, daß die Öffnung im Turme (das Turmfenster) zu klein war, um dieselben herabzustürzen. Es kam daher der Befehl, das Turmfenster auszubrechen und die Öffnung dadurch zu erweitern. Das geschah, und die beiden Glocken wurden ca. 150 Fuß hoch herabgestürzt. Acht Tage arbeitete man daran, um sie zum Behufe leichteren Transportes nach Regensburg in Stücke zu schlagen. Nachdem die Glocken zerschlagen waren, blieben die Trümmer ein Jahr lang im Freien liegen — niemand kümmerte sich darum. Ein Glockengießer veranlaßte endlich die Leute, die Trümmer bei Nacht und Nebel zu „stehlen“ und ihm in kleineren Partien gegen geringe Bezahlung zuzuführen. Die Diebe blieben unbehelligt. Inzwischen entstanden durch das Ausbrechen des Turmfensters bedenkliche Risse oberhalb desselben. Der obere Teil des Turmes fing an, sich zu senken und

drohte einzustürzen. Nun beorderte der Landrichter Maurer, welche in vierwöchentlicher Arbeit den Turm wieder reparierten. Die Räumlichkeiten des Klosters beherbergen heute das k. Rentamt für die Amtsgerichtsbezirke Roding und Nittenau.

Georg Redermann.

Eine reichsstädtische Militärrevolte zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Stadtgarnison in Regensburg hegte gegen ihren Hauptmann Bösner schon längst tiefen Groll im Herzen: der Mann war zu streng. Gegen seine Rechtlichkeit und Tüchtigkeit im Dienste war schlechterdings nichts einzuwenden, seine Untergebenen aber behandelte er bei dem Mangel eines jeglichen Reglements wie leibeigene Knechte, schlug sie persönlich oder ließ solches durch andere besorgen und endlich erklärte er in einer Ordre, daß derjenige, so sich beigehen lasse, bei einer Militär- oder Zivilbehörde eine Klage anzubringen, fünfundzwanzigmal mit der Karbatsche solle gestrichen werden.

Die materielle Stellung der reichsstädtischen Soldateska war freilich eine sehr ungenügende, so daß man eigentlich nur schwer begreifen kann, wie eine menschenwürdige Existenz überhaupt möglich war. Auf Grund eines damals an den kaiserlichen Kon-Kommissär eingereichten Promemorias erhielt ein Soldat jährlich 60 fl., von welchem Gehalte aber in Abzug kam: 18 fl. Hauszins, Holz und Lichtgeld; 12 fl. Montierungsabzug, 24 kr. in die Begräbniskasse, 36 kr. in die Apotheke, 1 fl. 40 kr. für ein paar Schuhe, 1 fl. für zwei paar Sohlen, 24 kr. für ein Zopfband, 42 kr. für ein paar Strümpfe und 2 fl. 36 kr. Wäscherlohn. Nebenerwerb war meist unbedeutend, den sog. Sperrkreuzer teilte der Hauptmann nach Gutbefinden aus.

Als nun im Frühjahr 1796 ein Soldat, Namens Josef Widmann, sich von dem genannten Hauptmanne in dem Bezuge von Nebenverdiensten verkürzt glaubte und ihm darüber Vorstellungen machte, ward derselbe sogleich in Arrest gesetzt. Dies erregte unter Widmanns Kameraden, bei denen derselbe großer Beliebtheit genoß, eine allgemeine Erbitterung und sie stellten am 19. Mai den Hauptmann Bösner sowie den Lieutenant Baumgarten und den Fähnrich Habrecht auf der Hauptwache darüber förmlich zur Rede. Auf das hin zogen die drei Genannten sogleich ihre Säbel und wollten drohend auf die Tumultuanten eindringen; aber nun griffen auch diese zu ihren Waffen und in dem entstandenen Kampfe wurde der Hauptmann so verwundet, daß er, wie es in dem Berichte heißt, weggetragen werden mußte.

Stürmisch erklärten die Soldaten, unter diesen Offizieren nicht mehr dienen zu wollen, da sie gegen dieselben auch noch andere Beschwerden anzubringen hätten und ihnen polizeiwidrige Handlungen nachweisen könnten; unter ihrem Oberlieutenant v. Männinger wollten sie aber auch fernerhin noch Dienste leisten und als der mittlerweile erschienene Graf Dietrich in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Kriegsherr in voller Uniform auf der Hauptwache erschien und erklärte, es würden die Beschwerden der Miliz untersucht und, falls sie begründet wären, auch abbestellt, ferner auch die betreffenden Offiziere vorläufig von ihrem Dienste suspendiert werden, beruhigten sich die aufgeregten Gemüter der Soldaten, ein Ereignis, das von der Bürgerschaft der Reichsstadt um so freudiger begrüßt wurde, als gleich darauf ein Tumult gegen die Fragner (Salzstößler) entstand und ein Teil des von Händlern aufgewiegelten Volkes nicht übel Lust zeigte, das Haus des bayerischen Gesandten zu stürmen; das Militär schritt aber kräftig ein und schlug den Aufruhr nieder. Nichtsdestoweniger nahm der Kurfürst von Bayern infolge dieser Ereignisse Veranlassung, seine in Stadtamhof liegende Garnison sofort um 300 Mann zu verstärken, während gleichzeitig vom Magistrate beschlossen wurde, die ganze Angelegenheit an des Kaisers Majestät nach Wien zu berichten und seiner Regierung die weiteren Maßnahmen zu überlassen.

Im August genannten Jahres langte auf dem sogenannten Gries bei Stadtamhof ein kaiserliches Exekutionskommando unter der Führung eines Oberlieutenants an, marschierte dann in aller Stille über die steinerne Brücke nach Regensburg hinein und nahm daselbst die Arretierung und Entwaffnung der sämtlichen, auf den verschiedenen Posten zerstreuten Garnisonssoldaten vor. Die Gefangenen wurden auf das Rathaus gebracht, diejenigen, deren Schuldlosigkeit sich sofort herausstellte, des andern Tags wieder entlassen, die Schuldigen aber zurückbehalten. Die Arretierung ging so rasch und geheim von statten, daß nur ein einziger entwischte, aber des andern Tages wieder eingefangen wurde; nur einer, der sich bei der Verhaftung widersetzen wollte, erlitt eine Verwundung. Vier Wochen später, während welcher Zeit die sämtlichen Thore und Wachen der Stadt kaiserliche Truppen besetzt hielten, wurde die Aburteilung und Exekution der Schuldigen vollzogen. Auf dem Neuen Pfarrplatz formierten die aus mehreren österreichischen Regimentern bestehenden Truppen ein Karree; in die Mitte desselben trat das eigentliche, aus 100 Mann gebildete Exekutionskommando. Den Delinquenten wurde von einem hierzu beorderten Offizier das Urteil vorgelesen und dasselbe dann sogleich an Ort und Stelle zur Ausführung gebracht. Der Soldat Widmann mußte achtmal hin und zurück Gassen laufen und wurde dabei geführt; zwei Mann erlitten diese Strafe zehnmal, doch ohne geführt zu werden. Zwei Soldaten erhielten je 30 Stockhiebe, eine Reihe anderer wurde auf je 24, beziehungsweise 12 Stunden krummgeschlossen. Weitere 24 Mann wurden teils auf Lebenszeit, teils auf zehn und sechs Jahre in österreichische Regimenter eingewiesen und sogleich des andern Tags fortransportiert. Anfang November legten Lieutenant Baumgarten und Hauptmann Bösner ihre Stellen nieder und erhielten sofort ihre Entlassung; Mitte dieses Monats aber wurde die inzwischen neuorganisirte Garnison von dem versammelten Kriegsrate und einer Ratsdeputation in Eid und Pflicht genommen.

Die Feste Donaustauf und ihre Zerstörung im Jahre 1634. Am linken Ufer der Donau, nicht ganz eine Meile unterhalb Regensburg, schaut der Wanderer, sobald er seine Blicke von der grünen Ebene aus zu den Hügeln emporschickt, die Trümmer einer einst stolzen Bergfeste; meist wendet er sich rasch von den kahlen Mauerresten, dem Bilde der Vergänglichkeit, hinweg und erfreut dafür sein Auge an dem Anblicke des schimmernden Marmortempels, in den erst vor kuzer Zeit sein Schöpfer, König Ludwig I., Einzug gehalten, — dem Wunderbau Walhalla.

Dennoch aber hat auch manches Trümmerwerk aus Sand- und Ziegelsteinen seine Geschichte, auch die heutige Ruine Stauf war einst ein stolz ragender Bau, von dem wohl gar manchesmal freundlicher Gruß herabwinkte oder, je nach den Zeitverhältnissen, Pfeil und Büchsenkugel ins Thal herniedersauste.

Der Ursprung des Schlosses Stauf ist wahrscheinlich in den Beginn des 11. Jahrhunderts zu setzen. Die früheste Nachricht von seinem Dasein stammt aus dem Jahre 1130; in dieser Zeit wurde die Feste von dem Bayernherzog, Heinrich X. wegen der Streitigkeiten, die in Betreff der Wahl des Bischofs Kuno zwischen hm und dem Schutzvogte des Hochstiftes, dem Grafen Friedrich von Bogen, entbrannt waren, belagert und erstürmt. Später mußte der Herzog die Burg wieder räumen, doch vor seinem Abzuge ließ er sie in Brand stecken. Aufs neue wurde die Festung verwüstet, als Heinrich der Löwe 1160 mit dem Bischofe Hartwig in Fehde geriet; genau 100 Jahre später wohnte daselbst längere Zeit kein Geringerer als der berühmte Albertus Magnus (Bischof von Regensburg 1260—1262); der große Weltweise schrieb auf Burg Stauf seinen berühmten Traktat „in Evangelium St. Lucae!“ Wieder 100 Jahre später kam die Burg in den Besitz des Kaisers Karl IV, der sie anfangs als festen Grenzort für Böhmen zu besitzen gedachte, doch alsbald an die Söhne Stephans mit der

Hafte abtrat, die sie wiederum im Jahre 1385 an die Reichsstadt Regensburg verpfändeten. Erst 100 Jahre später, 1486, gelangte Donaustauf bei der Unterwerfung Regensburgs unter Albrecht IV. wieder an das bayerische Herzogshaus. Bei wechselndem Besitze zwischen diesem und der benachbarten Reichsstadt, war die Burg bei Beginn des 30jährigen Krieges in den Händen des Herzogs, späteren Kurfürsten Maximilian, der sie im Jahre 1610 in weiser Erkenntnis ihrer strategischen Bedeutung gut hatte befestigen lassen. Als nun am 5. November 1633 Regensburg den Schweden unter Führung des Herzogs Bernhard von Weimar nach harter Belagerung übergeben wurde, gedachte der Herzog alsbald, sich auch der umliegenden Märkte und Ortschaften zu versichern. Dies gelang ihm auch ohne Mühe mit der Ortschaft Donaustauf, mit Cham, Deggendorf, Straubing u. a. In letzterem Orte hatte der Herzog eine große Quantität bayerischen Salzes aufgegriffen, das nun nach Regensburg transportiert werden sollte. Damit hatte es aber vorläufig gute Wege. Auf der Burg von Donaustauf war eine kleine, aber tapfere Besatzung, 80 Mann stark, unter ihrem Kommandanten, dem Obersten Lorenz Rußer. Wie nun im letzten Monat des genannten Jahres jener Salztransport aus Straubing, auf 60 Wagen geladen, nach Regensburg zog und an Stauf vorüberkam, legte sich ein Teil der Besatzung am rechten Donauufer in den Hinterhalt, stürzte sich auf die schwedische Bedeckung, hieb diese und die Fuhrleute nieder und brachte darauf die gemachte Beute auf die Festung in Sicherheit. Da beschloß Bernhard von Weimar, dem kleinen, verwegenen Gegner an den Leib zu rücken. Unter Führung des schwedischen Generals Lars Kagge begann in den ersten Tagen des folgenden Jahres die Einschließung; als auf die Aufforderung zur Übergabe kurze Verneinung erfolgte, wurde die Bestürmung beschlossen. Doch so leicht sollte diese nicht gelingen. Die Besatzung verteidigte sich auf's tapferste, machte einen Ausfall und brachte den schwedischen Belagerern nicht unerhebliche Verluste bei.

Als aber Mitte Januar 1634 die Belagerten einen Hauptausfall unternahmen, wurden sie unter Verlust zurückgeschlagen und ihnen Vieh und Proviant abgenommen. Doch auch die Schweden kamen dabei nicht ungeschoren weg und ihr Führer, der General Lars Kagge, erhielt unter der Achsel eine schwere Verwundung, so daß er das Kommando an den Obersten Hasver abgeben mußte. Jetzt aber wurde die Belagerung noch energischer betrieben. Ein Vorhof um den andern wurde abgerungen, von Regensburg aus Sukkurs nebst Leitern und Kanonen geschickt und der Herzog von Weimar nahm selbst Einsicht in die Lage und den Progreß der Belagerung und befahl, die Feste baldigst zu nehmen, koste es, was es wolle.

Bereits wurde Bresche geschossen, doch die tapfere Besatzung, die vergebens auf Hilfe von außen her wartete, wollte sich nicht ergeben. Endlich aber trat Mangel an Munition ein und nun mußte unterhandelt werden. Es kam eine für die braven Verteidiger immerhin ehrenvolle Kapitulation zustande: sie durften ihre Säbel und Gewehre und zudem noch zwei Stück Geschütze beim Auszuge mitnehmen und nach Ingolstadt abmarschieren. Aber auch die Schweden konnten mit der gemachten Beute zufrieden sein; die riesigen Quantitäten Salzes, die vier Wochen vorher waren abgenommen worden, wurden noch unversehrt vorgefunden, außerdem aber viel wertvolles Gut, das schon früher auf die Festung zur Sicherung war hinaufgeschafft worden.

Am 11. Februar hatte aber auch der Burg selber ihr letztes Stündlein geschlagen; die Mauern wurden unterminiert, Pulver in die gemachten Gänge geladen und angezündet. Hoch flogen die Trümmer, die Donau wallt seitdem an der Staufer Ruine vorbei.

Ein Bärenfang. Zum Artikel „Bären in Bayern" in Nr. 4 des „Bayerland" sei ein von den Waldsteinfelsen auf den Gebirgswänden des Waldsteinzuges noch stehender, wohlerhaltener „Bärenfang" erwähnt. Derselbe, ein schmales und verhältnismäßig hohes Gebäude, aus starken Granitquadern errichtet und zur Zeit mit einem Holzdache versehen — früher bestand die Bedachung aus Ziegeln —, wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufgestellt. Nach Ruckdeschels handschriftlicher Chronik von Weißenstadt ist seinerzeit fast alljährlich ein Bär in solchem gefangen worden, einer derselben soll sich ausgestopft im Naturalienkabinett zu Erlangen befinden. Oberforstmeister v. Thüna berichtete am 29. November 1659 der markgräflichen Regierung zu Bayreuth, daß ein großer Bär am Waldstein vor dem Fang gewesen sei, der Lockung des aufgestellten Köders aber widerstanden habe. (1769 wurde der letzte Bär im Fichtelgebirge geschossen.) — Der Bärenfang, in dem die Rinnen für die eisernen Fallthore, sowie der Trog für den Köder sich zeigen, ist nun eine Sehenswürdigkeit der Waldsteinhöhe. In der südlichen Wand des Gebäudes befindet sich eine von außen gleichfalls verschließbar gewesene ziemlich enge Öffnung. War ein Bär in die Falle gegangen, so wurde solche geöffnet und das gefangene Tier konnte bei dem Versuche, sich durchzuzwängen, beliebig getötet oder in einen Behälter getrieben werden, um es lebend zu erhalten. L. Z

Der Kampf gegen die Tuberkulose ist so alt wie die damit behaftete Menschheit. Weil gegenwärtig von einer medizinischen Koryphäe in der Reichshauptstadt wieder Experimente zur Heilung genannter Krankheit gemacht werden, dürfte es geboten erscheinen, darauf hinzuweisen, daß auch in unserm engeren Vaterlande schon vor mehr als 100 Jahren Versuche in dieser Richtung unternommen wurden. Der kurfürstl. wirkl. Hofmedikus in München, Joh. Nep. Anton Leuthner, (in der Umgangssprache Excellenz genannt, wie damals jeder praktizierende doct. medicin.) hat vom Jahre 1770—1776 im kurfürstlichen Hofkrankenhause in Giesing sowie in der Auenvorstadt „praktische Versuche über die besonderen Heilkräften des Bergpechöls (ol. asphalti) bei Lungensucht und Lungengeschwüren" gemacht und über die dabei erzielten, zum Teil recht günstigen Erfahrungen 1777 eine ziemlich erschöpfende Druckschrift veröffentlicht. W. A.

Ein brillantes Reiterstück leistete Graf Carl Friedrich Theodor Pappenheim, der aus den Befreiungskriegen berühmte bayerische General der Kavallerie, in seinem 22. Jahre. Er hatte in Würzburg dem soeben im Frankfurter Römer zum deutschen Kaiser gewählten Franz II. von Österreich den Vollzug der Wahl zu melden und sprengte, gefolgt von 24 Postillonen, in großer Galla auf dem Schloßplatze zu Würzburg vor. Das Pferd glitt durch eine rasche Parade auf dem schlüpfrigen Pflaster aus und stürzte. Der Reiter schien verloren, aber es war dem Grafen gelungen, während des Sturzes loszukommen und mittels eines kühnen Sprunges aufrecht vor dem Pferde stehen zu bleiben. Unter dem tosenden Jubel der Menge und unter dem lebhaften Bravo der allerhöchsten Herrschaften, welche vom Balkon aus zusahen, verneigte sich grüßend der tollkühne Reiter.

Armut früherer Zeiten. Bei den Klagen über die gegenwärtige Notlage mag es gut sein, einen Blick auf frühere Zeiten zurückzuwerfen. Im Jahre 1747 reichten die Märkte Selb, Kirchenlamitz und Thiersheim bei der Regierung in Bayreuth eine Vorstellung ein, in welcher es hieß: „Der Hundertste von uns bekommt das ganze Jahr keinen Bissen Fleisch, keinen Tropfen Bier".

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



In Treue fest.

Von Marie Schmidt v. Ekensteen.

(Fortsetzung.)

Diese Bauern mochten Werber sein für die „gute Sache", denn am Morgen dieses Tages, dem 8. April, hatte Andreas Hofer Laufzettel: „Im Namen des Erzherzogs Johann! Es ist Zeit!" verbreitet, und es waren in der geheim gepflogenen Korrespondenz [1]) schon die Zeichen angedeutet worden: „Sobald die österreichischen Truppen die Grenze überschritten hätten, sollten bei einbrechender Dunkelheit die Kreidefeuer auf bestimmten Signalpunkten lodern, am andern Morgen Blut, Mehl, Sägspäne und Kohlen in die fließenden Gewässer gegossen werden, zum Beweise, daß alles bereit sei".

Martin Teimer aus Schlanders, einer der rührigsten Verschwornen kündigte gleichzeitig in einer von ihm und Hofer unterzeichneten offenen Ordre an, daß der Einmarsch der Österreicher auf den Morgen des 9. April, des sogenannten „weißen Sonntages" geplant sei, und so war denn alles im Volke vorbereitet. Ohne Beispiel in der Geschichte ist der Verlauf der Volkserhebung, welche, seit Monaten der Mitwissenschaft eines ganzen Volkes anvertraut, mit keinem Worte verraten wurde und in der unglaublich kurzen Zeit von 14 Tagen ohne Beihilfe einer regulären Truppe ein ganzes Land befreite.

Die in der Nacht vom 9. auf den 10. April auf den höchsten Bergen entzündeten Wachtfeuer trugen denn auch die Kunde von dem erfolgten Überschreiten der Grenze durch das ganze Land, benachrichtigten aber zugleich die zerstreuten bayerischen Besatzungen, daß nun der Kampf auf Leben und Tod beginnen würde.

Schon in der Nacht zum 10. rückte Hofer mit seinem Passeyrer Aufgebot gegen Sterzing vor, wo am 11. heftige Kämpfe mit den Bayern stattfanden, wobei schließlich beherzte Dirnen die Niederlage der Truppen dadurch herbeiführten, daß sie im Kampfe Heuwagen leiteten und ihren Buben, welche sich hinter denselben deckten, ermutigend zuriefen, sich nicht vor „der bayerischen Dampfnudel" zu fürchten.

Am gleichen Tage hatten auch die Stubaier Schützen in Verbindung mit jenen aus Axams und Kematen den Kampf bei Innsbruck eröffnet; Kinkels Gegenmaßregeln erwiesen sich, trotz der von den bayerischen Truppen bewiesenen Tapferkeit, als unzureichend. Schon am Abend sah er sich fast ausschließlich auf den Besitz der Stadt beschränkt, und die rings um Innsbruck aufleuchtenden Bergfeuer der Tiroler ließen keinen Zweifel mehr darüber, daß das ganze Land in Aufruhr sei. Schon am Morgen waren 12 bis 15000 Bauern um Innsbruck versammelt.

Der Kampf begann mit Tagesanbruch; von Kinkel ging der Befehl über die Truppen zwar bald an Oberst v. Ditfurth über, allein doch viel zu spät, um die Ereignisse aufzuhalten. Mittags war die Stadt trotz aller Hingebung und Tapferkeit der Offiziere und Soldaten im Besitze der Bauern, Ditfurths und fast alle Offiziere schwer verwundet.

[1]) Die geheime Korrespondenz wurde in Form einer Allegorie geführt: „Bekanntschaft und Brautwerbung;" Tirol war die Braut — Erzherzog Johann der Bräutigam.

Ditfurth hatte am Abend des 10. April die düsteren Ahnungen, welche ihn all' die letzten Tage bestürmt hatten, gewaltsam von sich abgeschüttelt. Er scherzte mit seinem kaum dreijährigen Sohne und genoß noch einmal das ganze Entzücken seines glücklichen Familienlebens, freilich nicht ahnend, daß es das letzte Mal sein sollte, daß ein schöner Abend für ihn unter dem Sonnenstrahl des Glückes sich neigen sollte.

Am grauenden Morgen des 11. April fuhr er jäh aus dem Schlafe empor, denn die Sturmglocken läuteten allerorts das Innthal hinauf und hinab, Generalmarsch wurde geschlagen. Den furchtlosen, kühnen ritterlichen Mann ergriff es wie plötzliche Todesahnung. — Er warf sich eilfertig in die Kleider, stürmte die Treppen seiner Wohnung hinab, ohne Abschied zu nehmen, schwang sich auf sein Pferd und sprengte im Galopp davon. Nach einigen Augenblicken jedoch kehrte er noch einmal zurück und nahm mit tiefbewegten Worten Abschied von seiner schönen, schluchzenden Frau, zog dann seinen, in tiefem Schlafe ruhenden Knaben stürmisch an sein Herz und eilte bleichen Antlitzes, ohne umzublicken, in Hast davon.

Er hatte den Befehl erhalten, mit vier Kompagnien, einer halben Eskadron und zwei Geschützen, die vom Berg Isel vordringenden Tiroler zurückzudrängen. — Zunächst warf er die auf dem Wiltauer Felde umherschwärmenden Haufen der Aufständigen gegen den Hang des Iselberges zurück, fand aber immer zäheren Widerstand. Die Tiroler wichen vorsichtig jedem nachdrücklichen Angriff aus, sie hatten eben die Vorteile der Position in dem sehr geeigneten Berggelände für sich und bedrohten von dort aus die Truppen in den Flanken oder im Rücken. Demungeachtet hielten die Bayern den Thalgrund frei, bis abends 8 Uhr General v. Kinkel den Rückzug nach der Stadt befahl.

In der Nacht ließ letzterer dann sämtliche Stabsoffiziere zu einem Kriegsrat zusammentreten; derselbe verlief jedoch resultatlos, da die zugezogenen Zivilbeamten sich energisch gegen Annahme von Ditfurths Vorschlägen aussprachen. Als hierbei auch der Schonung von Weibern, Greisen und Kindern erwähnt wurde, entgegnete Ditfurth in hell aufflammender Entrüstung die unvergessenen Worte: „Meine Herren! Gleich Ihnen habe auch ich Weib und Kind dahier, und gleich Ihnen liebe auch ich mein Weib und mein Kind aus voller Seele. Allein, ich bin nicht hierhergekommen, um Mittel und Wege ausfindig zu machen, meine Familie aus drohender Gefahr zu erretten, sondern, um als Soldat und Kommandeur eines mir eben erst von Seiner Majestät dem König anvertrauten braven Regiments meine Soldatenpflicht zu erfüllen. Wüßte ich daher einen Ausweg, mein Regiment siegreich der Bedrängnis zu entziehen, in der wir uns leider befinden, ich würde ihn ohne jegliches Bedenken betreten, und führte er auch über die Leiche meines Weibes und Kindes, ja über Ihrer — meine Herren — aller Leichen!“

Ditfurth wußte nun, daß unter den obwaltenden Verhältnissen nichts mehr übrig blieb, als mit Ehren unterzugehen, was denn auch, wie nun geschildert werden soll, im höchsten Sinne des Wortes geschah.

Am 12. April 1809 begann mit Tagesgrauen der Kampf, zunächst am linken Innufer, auf Seite der mit Stutzen, Musketen, Morgensternen und langen Stangen mit Sensenklingen bewaffneten Bauern — wie Defregger sie in seinen unübertrefflichen Bildern darstellt, — unter Führung des schon erwähnten Martin Teimer, welcher in die Uniform eines beleibten österreichischen Majors gekleidet war, die ihm lose um den Leib hing.

Bald entspann sich auch der Kampf in Wiltau unter Michael Pfurtscheller, dem unter Georg Bucher und Ignaz Tiefenbrunner neue Scharen vom Hasselhof her zuzogen; die an Zahl bedeutend überlegenen Bauern, drängten die Bayern nach erbitterten Kämpfen von der Mühlauer Brücke auf die obere Innbrücke zurück, welche bald darauf infolge neuen Zuzugs vom Vororte Höttingen her durch einen herzhaften Angriff von den Bauern genommen wurde. Das von denselben eroberte Geschütz wurde sofort gegen die Stadt gewendet.

Inzwischen hatten von der Gallwiese, Wiltau und Ambras her die Bauern den Eintritt in die nach allen Seiten offene Stadt ebenfalls erzwungen und drängten im blutigen Straßenkampfe die Truppen bis auf den Platz vor der Hauptwache, wo sich gegen 10 Uhr ihr kleiner Rest zusammenfand. In einem wirren Klumpen kämpfte dieser mit wahrem Heldenmute, aber fruchtlos gegen eine mehr als zehnfache Übermacht, welche aus sicherem Versteck, von Türmen und Hausdächern, aus Fenstern und Kellerlöchern das todbringende Blei in das zusammengeballte Häuflein der ungedeckt preisgegebenen Bayern sandte. Ditfurth wurde am Schenkel verwundet; ob auch das Blut über die Schabracke herabträufelte, er eilte doch mit seinen Leuten auf die außerhalb der Triumphpforte gelegenen Häuser zu, um diese von den Bauern zu säubern, da traf ihn ein zweiter Schuß aus einem Hause in die linke Hüfte. Seine Soldaten wurden hierdurch zu solcher Wut entflammt, daß sie ohne Erbarmen alle niedermachten, welche sie mit Waffen in der Hand antrafen.

Notdürftig ließ sich Ditfurth die schmerzenden Wunden von einem herzu eilenden Arzte verbinden, als ihn die Nachricht von dem Verluste der Innbrücke erreichte, welche durch eine Verkettung verhängnisvoller Zwischenfälle von den Bauern genommen worden war.

Sofort stieg Ditfurth wieder zu Pferde und sprengte zur Hauptwache zurück. Er gab den Befehl, die Mannschaft zu sammeln und ihm dorthin nachzukommen. Als er bei der Hauptwache anlangte, fand er nur eine Deputation von Bürgern, welche ihn ersuchte, friedlich nachzugeben, da General Freiherr v. Kinkel bereits gefangen sei. Ditfurth richtete sich stolz empor und rief: „So, ist er gefangen? Nun, dann kommandiere ich jetzt hier! Augenblicklich fort von hier!“

Ungeduldig, seine Befehle zum Sammeln der Truppen nicht schneller erfüllt zu sehen, durchritt nun Ditfurth selbst die benachbarten Straßen, er achtete nicht des Kugelregens, der ihn umzischte. Im Straßengewirr zur Weinwirtschaft des Wirtes Niederkircher gelangt, bat er, erschöpft vom Blutverluste, um einen Labetrunk. Niederkircher, obwohl ein feuriger Patriot, war von des Obersten Erscheinung so ergriffen, daß er ihm selbst ein Glas Wein auf das Pferd hinaufreichte, obgleich die umhersausenden Kugeln das nicht ohne Gefahr gestatteten. Der Wirt erzählte später über diese Begegnung: Nie könne er, so lange er lebe, den Anblick vergessen, als der Oberst auf seinem großen Braunen seinem Hause zugeritten sei, Beinkleid und Schabracke mit Blut bedeckt, totenblaß das edle Antlitz; aber, die hellen braunen Augen blitzend von Kühnheit und stolzer Todesverachtung, habe er ein so grauenhaft schönes Ansehen gehabt, wie Worte es

nimmer schildern könnten. Als der Oberst freundlich dankend sein Glas zurückgegeben hatte, hatte Niederkircher ihn aufmerksam gemacht, daß an der nächsten Straßenecke ein Trupp Tiroler Schützen lauere; da habe er sein Pferd rasch gewendet, eine Pistole gezogen, und mit dem Ausruf: „wollt ihr auseinander!" sei er auf den Trupp losgesprengt, welcher sofort erschrocken auseinanderlief, doch traf ein Schuß aus dessen Mitte den Obersten, welcher, schmerzhaft zusammenzuckend, sein Pferd wendete, um langsam zur Hauptwache zurückzukehren."

Dieser Schuß hatte Ditfurth den Knöchel zerschmettert, und, mit fest gepreßten Lippen, ließ sich der Oberst an der Hauptwache aus dem Sattel heben, weil er sich nicht mehr auf dem Pferde zu halten vermochte.

Als bald darauf die Truppen von der Triumphpforte her anlangten, befahl er, daß man ihn auf eine Tragbahre lege, damit er also, an der Spitze seines Regiments weiter an dem Kampfe teilnehmen könne. Wahrhaft begeistert von solcher Todesverachtung, rangen die Soldaten förmlich um die Ehre, ihren Obersten tragen zu dürfen, bis er selbst einige Dragoner dazu bestimmte, welche ihre Pferde verloren hatten. Auch sein braver Hans gesellte sich dazu, nachdem er das Pferd seines Herrn einem Dragoner übergeben hatte. — Geisterhaft bleich, die Augen fieberglühend, hielt Hans, als sie am Lorentheimschen Hause Halt machten, die eine Hand wie schützend zu Häupten der Bahre, als sollte es ihm gelingen, den sausenden Geschossen Einhalt zu thun, und plötzlich, von einem frommen Gedanken inspiriert, griff er sich in die Brust und löste von fester Schnur sein Amulett, das ihm das teuerste, liebste Andenken war. Jetzt beugte er sich nieder, es seinem Obersten, der noch immer den Mut der Seinen durch anfeuernde Worte neu zu beleben suchte, in die Hand zu legen, als eine vierte Kugel aus dem Fenster eines, der Hospitalkirche nahe gelegenen Hauses seinen teuren Herrn traf und demselben die Kinnlade zerschmetterte; und o Tücke des Schicksals! der Schuß kam von einem halbwüchsigen 14jährigen Knaben! Ein Teil der Träger war gleichzeitig tödlich getroffen worden, und so sank denn die Bahre zu Boden, in welcher fast bewußtlos, blutüberströmt der heldenhafte Kämpfer lag.

Bei dem Falle Ditfurths, der von allen auf seiner Tragbahre hatte gesehen werden können und von ihnen um so leichter zu erkennen war, als er noch immer die Uniform des 2. leichten Bataillons trug, brachen die Bauern in lauten Jubel aus und weithin scholl es: „Der Ditfurth ist hin! Der Ditfurth ist hin! alleweil drauf!"

Bei ihrem Vorstürmen wäre der Oberst, der, mit Wunden bedeckt, sich nicht aufzurichten vermochte, fast zertreten worden, wenn nicht die heldenhafte Tapferkeit einiger Unteroffiziere und Soldaten ihn mit Todesverachtung mitten durch die Volkshaufen nach der Hauptwache verbracht hätten. Sein treuer Hans, welcher in rührender Geistesgegenwart noch den zur Erde gefallenen Degen und Helm seines Herrn aufnahm, wich nicht von seiner Seite.

Bald darauf langten auch die Majore März und Zoller dort an, welche sich mit großer Bravour durchgeschlagen hatten. Wie weit der Todesmut der braven bayerischen Soldaten ging, mag auch das Benehmen des Korporals Ganghofer beweisen, welcher, von seiner Truppe abgekommen, um seine Fahne zu retten, mit derselben in einen tiefen Ziehbrunnen sprang, woselbst er den Heldentod fand, treu dem alten Landsknechtsschwur, der dem Fähnrich auferlegte, „sich äußersten Falls in das Fähnlein zu wickeln und Leib und Leben dabei und darinnen zu lassen, ehe es durch Gewalt zu verlieren".

Kurz vor 12 Uhr war der Kampf in Innsbruck zu Ende. Die ganze Besatzung fiel im Laufe des Tages in die Gefangenschaft der Tiroler! einer der ersten, den dieses Geschick ereilte, war General v. Kinkel.

In lautem Siegesjubel durchzogen die Bauern die Straßen, und Freudenschüsse sowie Glockengeläute trugen die Kunde des gelungenen Befreiungswerkes durch alle Thäler. Hand in Hand mit diesem Jubel ging das Werk der Gefangennahme der machtlos gewordenen bayerischen Beamten, die unter der Rache der Siegreichen vor keiner Demütigung geschützt waren; an roher Grausamkeit leisteten die Begleiter der Gefangenen das Empörendste: stürzte einer erschöpft durch seine Wunden zu Boden, wurde er mit Kolbenstößen wieder aufgetrieben, und mancher Gefangene hauchte so sein Leben aus.

Unterdessen war der schwer verwundete Oberst durch Seitengassen nach dem Hospital verbracht worden, wo ihn der edelgesinnte Hospitalverwalter Cornelli in ein versteckt gelegenes Gemach betten ließ, in der Hoffnung, seine entstellende Gesichtswunde würde ihn vor Entdeckung schützen, auch gebrauchte er die Vorsicht, sein Personal in Zweifel über Ditfurths Person zu lassen.

Während diesem nun die erste Hilfe zu teil wurde, war Hans auf dem Wege nach der Wohnung, um der armen, angstgefolterten Frau auf schonendste Weise das schreckliche Schicksal ihres Mannes mitzuteilen; aber ehe er noch sein Vorhaben ausführen konnte, spielte sich dort eine neue erschütternde Scene ab.

Eine Rotte plündernder Bauern war bei einer israelitischen Familie eingebrochen, welche über Frau v. Ditfurth wohnte. Als die brutalen Männer die Frau auf das Grausamste mißhandelten, sie an den Haaren herumzerrten, ihr mit Gewalt das Geschmeide abrissen, rief dieselbe in Verzweiflung: „Warum quält ihr mich so? Da unten, wo der Oberst wohnt, ließe sich eure Grausamkeit noch verstehen, aber wir haben euch doch nichts gethan!"

Als der Name Ditfurth erklungen war, ließen die Plünderer sofort von der Frau ab, stürmten die Treppe hinunter, sprengten mit Kolbenstößen die Thür und traten in das Gemach, wo ihnen die Oberstin, ihren Knaben auf den Armen entgegenkam. Kaum hatten sie die bebende Frau erblickt, rief einer der rohen Burschen: „Knie nieder Weib, mach Reue und Leid, denn alleweil mußt Du sterben!"

Die geängstigte Frau, hilflos der Roheit dieser Wüteriche preisgegeben, sank mechanisch auf die Kniee nieder und drückte ihr weinendes Kind fest an die Brust, als einer aus der Bande rief: „Wißt ihr was? Ehe wir das Weib niederschießen, wollen wir ihr den Buben erst nehmen!" Ein dritter brüllte wutschnaubend: „Was, der Bub' muß alleweil zuerst sterben; lieber das Weib frei geben, als den Buben, der Stamm muß ausgerottet werden!" Und dabei hob er seinen Stutzen hoch, schwang ihn über des Kindes Haupt zu wuchtigem Schlage; da schob jener, welcher schon vorher für das Kind gesprochen hatte, vielleicht in Gedanken an einen Knaben, dem er selbst Vater war, schnell das Gewehr zur Seite; dabei entlud sich die Waffe und der Schuß streifte die unglückliche Frau.

(Fortsetzung folgt.)



Emanuel Seidl.
Nach einer Photographie von M. Randner.

Im Dezember 1885 wurde der Neubau übergeben und ehe ein Jahr vergangen, war auch dieser Bau vollständig besetzt. Immer noch kamen Gesuche um Aufnahme, darunter so dringende, daß man sich zu deren Berücksichtigung verpflichtet hielt. — Deshalb kamen die Räume des alten Hauses wieder in Verwendung für etwa 18 Zöglinge, so daß die Gesamtzahl auf 78 stieg. Unterdessen hatte aber der Verein allgemeineres Interesse auf sich gezogen.

Ein Haus des Friedens.

Von Heinrich Leher.

Wenn jemand eine Geschichte der mildthätigen Stiftungen und Anstalten Bayerns schriebe, so würde das Blatt, welches wir heute unseren Lesern bringen, eine unerläßliche Illustration der letzten Seiten bilden. Es zeigt sich unserm Blicke ein mächtiges Gebäude von sehr gefälliger architektonischer Wirkung. Der Charakter des Ganzen ist ernst und würdig; es trägt ein klösterliches Gepräge. Es ist schlicht und einfach, man sieht, dem Baumeister war Sparsamkeit geboten, und dennoch verstand er es, unser Auge dafür zu gewinnen.

Das Bild zeigt uns, daß die christliche Liebe nicht allein in Worten geübt, sondern auch in der That vollbracht wird. Es ist der Bau des Marienvereins München, welcher sich die Erziehung armer Kinder zur Aufgabe gestellt hat, für die armen Kleinen sammelt und ihnen in seinem Heim die Wohlthaten einer milden, frommen Erziehung angedeihen läßt. Wie so manche großartige Stiftung vergangener Zeiten entwickelte sich der Verein aus ganz kleinen Anfängen. Er wurde gegründet im Jahre 1859; sein Wirken vollzog sich anfänglich in der Stille; die Mitglieder sammelten unter sich Gelder, welche den bereits bestehenden Anstalten zur Erziehung armer Kinder abgeliefert wurden. Der Verein wuchs immer mehr und durfte es im Jahre 1883 bereits wagen, selbständige Wirksamkeit zu entfalten. Er erwarb in Neuhausen ein Anwesen, welches notdürftig zur Erziehungsanstalt umgewandelt wurde. Mag die Milde noch so freigebige Hände haben, wie wenig ist es bei dem Übermaße von Not und Armut. Die Räume waren bald überfüllt; das Herz blutete, daß man viele wegen Platzmangels abweisen mußte. Der Verwaltungsrat des Vereins entschloß sich, im Jahre 1885 ein neues Gebäude aufzuführen, in welchem 60 Mädchen Aufnahme finden konnten.

Ihre Kgl. Hoheit Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand, Maria della Paz, Infantin von Spanien, hatte die Gnade, das Protektorat des Vereins zu übernehmen. — Mitglieder des Kgl. Hauses bezeigten durch ihren Beitritt ihre Sympathien für den Verein. — Und dieses hohe Beispiel fand Nachahmung in allen Ständen der Bevölkerung, so daß die Mitgliederzahl 1889 bereits das erste Tausend überstieg. Der unerschrockene Verwaltungsrat, an seiner Spitze Freiherr v. Kramer und Kommerzienrat Steinbeis, beschloß eine abermalige Erweiterung. Er rechnete auf den Wohlthätigkeitssinn der Hauptstadt, und siehe da, sein Vertrauen wurde nicht getäuscht. Ein unter dem Protektorate J. Kgl. Hoheit der Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand in den Tagen des 16—28. April 1890 abgehaltener Bazar ergab ein glänzendes Resultat und lieferte die Mittel, den armen Schützlingen des Vereins von nun an in vermehrter Zahl Obdach und Heim zu bieten. Die Grundsteinlegung fand am 22. Juni 1890 statt und rasch strebte das Gebäude in die Höhe. Das neue Mädchenerziehungsgebäude wird bis Herbst 1891 bezogen werden können und Raum bieten für 125—150 Mädchen. Bis zum gleichen Termin werden Kapelle und Oekonomieräume fertiggestellt sein. Die jetzige Anstalt mit dem neuen Anbau dient dann als Verwaltungsgebäude und zur Aufnahme von 10 bis 12 Pfründnerinnen.

Nachdem sich das Bedürfnis nach Knabenanstalten fühlbar macht, wird auf der östlichen Seite ein Erziehungsgebäude für 125 bis 150 Knaben eingerichtet werden. Dabei ist auch noch Raum vorgesehen für Kinderhort und Kinderbewahranstalt und Arbeitsschule.

Der Wirkungskreis ist demnach ein sehr ausgedehnter. Daß er auch segensreich sein werde, dafür bürgt eine sechsjährige Erfahrung. Denn die Mädchen erlangen in der Anstalt nicht bloß sorgfältige Pflege und Erziehung, sondern sie werden zu guten Dienstboten, woran es ja zumeist fehlt, ausgebildet. Es ist nur zu wünschen, daß die Bestrebungen des Vereins insbesondere von der Frauenwelt in noch weiterem Umfange unterstützt werden durch Beiträge, durch Zuwendung von Schenkungen und Vermächtnissen, durch Stiftung von Freiplätzen. Wir wünschen, diese Zeilen würden bei recht vielen der geehrten Leser die Veranlassung sein zu edlem Wohlthun. Die christliche Liebe allein vermag, die sozialen Gefahren zu bannen. — Die Gegenwart wird zu schnell zur Vergangenheit. Wenn einst in späten, späten Jahren dies Blatt mit dem Bilde des Hauses gefunden wird, so soll auch das Bild des Meisters dabei sein, der das Gebäude schuf. Es ist der Architekt Emanuel Seidl. Er ist durch seine Bauwerke zu innig mit der Geschichte des neuen München verbunden, als daß wir uns versagen könnten, eine kleine Lebensskizze desselben beizufügen. Er wurde geboren am 22. August 1856 zu München als Sohn des bürgerlichen Bäckermeisters Anton Seidl. Schon

bald wurde das in ihm schlummernde Talent entdeckt und durch den entsprechenden Bildungsgang, Realgymnasium, technische Hochschule zur schönen Entfaltung gebracht. Mehrere hervorragende Bauten zeigten ihn als Meister der älteren Formen, insbesondere des Roccoco, welche er aufs glücklichste wieder belebte, ohne in sklavische Nachahmung zu verfallen. Die Krone seines Wirkens bildete der Palast der deutsch-nationalen Kunstgewerbeausstellung im Jahre 1888, durch denselben hat er seinen Namen für immer der Kunstgeschichte Münchens einverleibt. Seine genialen Entwürfe der Bebauung des Isarquais an der Steinsdorfstraße, der eines Theaters am Stiegelmayerplatze sind leider bis jetzt nicht zur Ausführung gelangt. Von seinen neuesten Bauten wäre das Sr. Kgl. Hoh. dem Großherzoge von Luxemburg gehörige Schloß Hohenburg bei Lenggries zu nennen.

Die ersten Kanonen in Bayern.

Die in Nummer 4 des „Bayerland" Jahrg. 1891 enthaltene Notiz, daß in Altbayern speziell die ersten Kanonen im Landshutschen Erbfolgekriege gebraucht wurden, ist nicht richtig; es sind solche vielmehr schon viel früher benutzt worden. Als Herzog Stephan von Bayern Mühldorf 1364 belagerte, bediente er sich bereits der Büchsen. Allerdings wissen wir nicht, ob darunter Kanonen zu verstehen sind, es scheint vielmehr, daß man dabei an Handbüchsen zu denken hat. Anders ist es mit der „großen Büchse", welche sich derselbe Fürst 1383 in Nürnberg gießen ließ; das dazu verwendete Kupfer, Zinn und Eisen nebst dem Lohn des Büchsenmachers kosteten 173 Pfd. 5 Schill. Heller und der Schuß, welchen der Herzog daraus that, 5 Pfd. 5 Schill. Dieses Stück dürfte als die „älteste altbayerische Kanone" zu betrachten sein. Als im Jahre 1388 die Herzoge von Bayern Kaufbeuren belagerten, schossen und warfen sie mit Büchsen und Wurfmaschinen; vielleicht trat hier die 1383 in Nürnberg gegossene große Büchse in Aktion. Im Jahre 1405 versprach Meister Martin dem Herzog Ludwig, keine Büchse zu gießen, die schwerer als 50 Pfd. sei, das Land nicht zu verlassen und mit dem Büchsenmeister, der nun angenommen wurde, Friede zu halten. Er hatte vorher Leib und Leben für das Gelingen des Gusses einer Büchse eingesetzt, doch war der Guß trotzdem mißlungen.



Das Haus des Marienvereins in Neuhausen. Nach dem Originalmodell. (S. 172.)

In den Jahren 1407 und 1408 machte die Stadt München Versuche, wohl die ersten, im Gießen von Kanonen; es sollen zu einer Büchse 669 Pfd. Kupfer und 400 Pfd. Zinn verwendet worden sein, ein Mischungsverhältnis, das von Fachmännern als undenkbar bezeichnet wird. Aber auch die Münchner hatten kein Glück; beim ersten Probeschuß zersprang die Büchse. Andere Versuche fielen wohl besser aus, oder die Geschütze wurden von anderen Orten — vielleicht

von Nürnberg — bezogen, denn 1421 besaß die Stadt München eine große Büchse, die „Stachlerin“ genannt (3½ Ztr. Kugelschwere), eine kleinere „Boecker“ (2 Ztr. Kugelschwere), drei Büchsen von 25 Pfd. Kugelschwere, 400 Tarras-, Schirm-, Stein-, Hand- und Hakenbüchsen, also eine ganz stattliche Reihe von Feuerwaffen.

Wir lernen auch einige altbayerische Büchsenmeister jener Zeit kennen, welche nicht als Büchsenmeister in dem heutigen Sinne des Wortes zu betrachten sind, sondern eine viel höhere Stufe einnahmen und das ganze technische Können und Wissen ihrer Zeit beherrschen mußten. Büchsenmeister Nikolaus in München wurde in den Jahren 1425 bis 1436 des Studiums halber nach Landshut und Regensburg gesendet. 1427 zog der berühmte Büchsenmeister Hans Völschel von München aus gegen die Hussiten, welche ihre Erfolge nicht zum geringsten Teile der zweckmäßigen Verwendung ihrer Geschütze verdanken. In der Münchener Bibliothek findet sich ein 1429 von Konrad Kauder aus Schongau, der auch als Büchsenmeister bezeichnet werden dürfte, geschriebenes Feuerwerksbuch, aus dem hervorgeht, daß man schon damals gekörntes Pulver verwendete und den Quadranten benutzte. Er lehrt, mehrere Kugeln aus einer Ladung zu schießen, und gibt den Rat, die zum Fällen von Türmen bestimmten Steinkugeln in kreuzweise gelegte eiserne Ringe zu fassen. Ebenso überzog man, wie die Stadtrechnungen von München von 1431 ausweisen, damals die Steinkugeln mit Blei, um das Innere der Geschütze, das damals noch nicht ausgedreht war, zu schonen. In der Waffensammlung des Germanischen Museums zu Nürnberg finden sich noch solche Kugeln.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde 1431 ein neuer Anschlag für den Hussitenkrieg gemacht. Es hatte u. a. Regensburg 1 große und 1 kleine Steinbüchse zu stellen, der Bischof von Passau und die Stadt 4 Büchsen, die eine Kugel so groß als ein Haupt schießen, Herzog Johann von Neumarkt 2 Kammer- und 1 große Büchse, die Herren von Niederbayern (Landshut und Straubing) 1 Steinbüchse, die 2 Ztr. schießt, 4 kleine Steinbüchsen und 12 Handbüchsen, endlich Herzog Ludwig von Ingolstadt 4 Büchsen von 1½ Ztr. Kugelgewicht und 1 große Büchse. Als im Jahre 1443 Neuburg erobert wurde, fielen neben Handbüchsen und Kugelvorräten 1 Schirm-, 5 Tarras-, 2 kleine Karren- und 5 Steinbüchsen in die Hände des Siegers. Im selben Jahre zahlte Herzog Ludwig von Bayern für den Guß von 5 Büchsen, die zusammen 3300 Pfd. wogen und zu deren jeder zwei Kammern gehörten — es waren also Hinterlader — 50 Gulden.

Bei dem Überfall und der Einnahme von Donauwörth durch Herzog Ludwig 1458 spielten die Feuerwaffen eine bedeutende Rolle. Der Herzog hatte sich zu diesem Zuge Geschütze in Nürnberg gekauft; die Städte des Herzogtums stellten 7 Wagenbüchsen, jede 6 Ztr. schwer, welche von 4 Pferden gezogen wurden, dann 129 Karrenbüchsen, jede 2 Ztr. schwer, welche von 2 Pferden gezogen wurden; zu jeder der ersteren wurden 2, zu jeder der letzteren 1 Ztr. Pulver mitgenommen.

Der berühmteste Büchsenmeister jener Zeit war Martin Merz zu Amberg, der erzählt, er habe 1470 und 1471 372 Tonnen Pulver verschossen. Die Münchner Bibliothek besitzt zwei Manuskripte von seiner Hand, die sich mit dem Geschützwesen befassen. Zu Merz schickte 1475 Herzog Ludwig von Landshut seinen Zeugmeister Stephan Westholzer, um von ihm die Kunst, „mit dem großen Werk Feuer zu werfen“, zu erlernen.

Es ist wohl nicht notwendig, die vorstehenden Notizen zur Geschichte des Geschützwesens in Altbayern noch weiter fortzuführen, denn der Beweis, daß schon vor dem Landshuter Erbfolgekriege in Altbayern Kanonen im Gebrauch waren, haben dieselben wohl unzweifelhaft erbracht. Noch viel mehr Belegstellen ließen sich für die Verwendung der Kanonen in Franken im 15. Jahrhundert erbringen. Obige Mitteilungen sind den vom Germanischen Museum herausgegebenen „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen“ entnommen, sehr viele davon stammen aus Würdingers verdienstvollem Werke „Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347 bis 1506“. H. B.

Erinnerungen an August Grafen von Platen.

Von Dr. Konstantin v. Höfler, Universitätsprofessor in Prag

Es ist mir von dem interessanten Aufsatze des Herrn Gottfried Böhm: Die Mutter des Dichters Platen, nur der Schluß („Bayerland“, 2. Jahrg. Nr. 9) zugekommen. Er erweckte in mir nach mehr als 50 Jahren — magnum profecto usum — eine Masse von Erinnerungen an den Dichter August v. Platen, mit welchem ich, gemeinsam mit dem späteren Staatsrate Dr. Sebastian Daxenberger, am 26. April 1834 München verlassen hatte, als Platen seine letzte italienische Reise antrat. Wir fuhren zusammen und mit einem bayerischen Mädchen, das in die Küche Sr. Exzellenz des Grafen Armansperg in Napoli di Romano eintreten sollte, in demselben Lohnkutscherwagen von München nach Innsbruck, dann mit einem Tiroler nach Mestre — das Mädchen stets auf dem Bocke und von dem Vater, der zu Fuße ging, täglich geleitet; wir andern im Innern sitzend, wenn wir nicht vorzogen, was häufig vorkam, dem Hauderer vorauszugehen und uns unsern Gesprächen zu überlassen, die vom ersten Augenblick an den gleichmäßigen Stempel trugen, daß wir Jüngeren von dem reichbegabten Manne geistig zu empfangen suchten, ihm verhältnismäßig wenig geben konnten. Wir blieben neun Tage zusammen (albergo del gatto) in Venedig, gingen dann über Ferrara und Bologna nach Florenz, wo ich blieb. Kurz ehe Platen von Neapel nach Syrakus ging, wo ihn der Tod hinwegraffte (1835), kamen wir wieder in Neapel zusammen, das ich verließ, ehe die Cholera daselbst ausgebrochen war. Daxenbergers Absicht war, nach Griechenland zu gehen. Die Bajoarin und ihr sorgsamer Vater hatten schon früh die Richtung nach Triest eingeschlagen.

Ich hatte Platen bei Schelling kennen gelernt, in dessen Hause — im zweiten Stocke der Cottaschen Buchhandlung —

er ein gern gesehener Gast war, vorausgesetzt, daß er die zartsinnige Hausfrau, die Tochter des Dichters Gotter, nicht in Verlegenheit brachte, was ihn aber wenig zu kümmern schien. Er hatte damals seine Polenlieder verfaßt, die aus politischen Rücksichten nicht gedruckt werden durften, die er aber, wenn es ihm gefiel, mit eigentümlich düsterer Stimme vorzutragen und anderen auch in die Feder zu diktieren pflegte. Sie glühten vom Hasse gegen den allmächtigen Beherrscher aller Reußen, den Zaren Nikolaus. Nun hatte es sich gefügt, daß angesehene Russen Schelling besuchten und dann mit Platen zu Tische geladen wurden. Nach der Tafel gebeten, eine und die andere seiner Dichtungen mitzuteilen, hatte Platen nichts anderes zu thun, als die Polenlieder zur unglaublichen Verlegenheit der Russen und der Frau v. Schelling vorzutragen. Platen aber weidete sich, den Eindruck zu beobachten, den seine kühne That auf den Physiognomien der russischen Gäste zurückließ. — Herr Gottfried Böhm meint, von einer wirklichen Häßlichkeit könnte bei den geistreichen und regelmäßigen Zügen Platens keine Rede gewesen sein, wenn auch selbst Platens Mutter meinte, „wie garstig ihr Sohn im Laufe der Jahre geworden“. Sie hatte nur zu sehr recht. Seine Züge entsprachen in keiner Beziehung dem Bilde, das man sich von einem Dichter zu entwerfen pflegte. Er glich bei weitem mehr einem pedantischen Schulmeister als einem Liebling der Grazien. Die spitzige Nase, die nichts weniger als sonore Stimme, die kleine magere Gestalt, die vielen Sommersprossen, die Heftigkeit des Ausdruckes und seiner Bewegungen, das Absprechende seines Wesens und die maßlos hohe Meinung seiner Leistungen, wirkten auf mich, der sich ihm mit der größten Unbefangenheit genähert hatte, in der Art ein, daß ich mir sagte, der Umgang mit ihm werde wohl niemals zu einer Intimität führen und erheische jedenfalls einen nicht gewöhnlichen Grad von Geduld, an der es bei mir nicht fehlen sollte, und ich kann es sagen, auch nicht gebrach. Ich muß aber noch lachen, wenn ich mich nach 56 Jahren erinnere, welche Mühe es in einem Wirtshause auf der Höhe des Apennins kostete, einem sehr gebildeten Italiener begreiflich zu machen, daß ein deutscher Dichter — un poeta tedesco — wirklich so aussehen könne und aussehe wie — Graf August von Platen-Hallermünde. Er war gewiß in seiner Zeit, und ehe Herr v. Reumont ihn darin ablöste, der größte Kenner Italiens, dessen Sprache er wie so viele andere auf das gründlichste kannte.

Es wird selbst schwer sein, jemand zu nennen, der in antiken und modernen Sprachen gleich ihm bewandert war; Philipp Fallmerayer vielleicht, was seine Zeitgenossen betraf. Es gehörte aber auch zu Platens Seltsamkeiten, welchen Gebrauch er von diesen seinen großen linguistischen Kenntnissen machte. Als wir am ersten Tage unserer gemeinsamen Reise nach Wolfratshausen gekommen waren und der Kutscher auf dieser Zwischenstation uns zu lange verweilte, gingen wir auf der Landstraße bis zum Rande des Waldes und lagerten uns hier links auf der Waldwiese, bis der Wagen nachkam. Er ließ lange auf sich warten und die ganze Zeit deklamierte uns Platen mit bewunderungswürdigem Gedächtnisse schwedische Gedichte (Tegnérs), von denen wir aber gar nichts verstanden und über deren Inhalt und Wert er uns zu belehren für überflüssig erachtete. Die Selbstgenügsamkeit bildete, soweit ich ihn kennen lernte, den Grundzug seines Charakters und war neben einer nervösen Reizbarkeit, die immer Schonung für sich verlangte ohne sie gegen andere zu üben, in stetem Wachsen begriffen. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die sich in den letzten 50 Jahren zu einer Wissenschaft ersten Ranges emporschwang, befand sich damals noch in dem Stadium Jakob Grimmscher „Wurzelgräberei“, aus welcher nachher der herrlichste Wald emporwuchs. Man staunte einen Mezzofanti an; man befand sich in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, wenn man Platen schwedisch deklamieren hörte, ertrug um so leichter seine Seltsamkeiten, bewunderte seine Anapästen, die ungemeine Fertigkeit in Behandlung griechischer Metren, freute sich, daß unter seinen Händen die deutsche Sprache die Biegsamkeit der griechischen erlangt hatte, aber man erwärmte sich niemals in seinem Umgange. Ich erinnere mich keiner Idee, die er ausgesprochen und die mich belebt hätte; es trat immer zwischen mich und ihn ein Etwas, das eine Annäherung nicht aufkommen ließ. Wir blieben einander fremd. Man hatte von seinen Launen zu viel zu ertragen. Er war meist mürrisch und verwickelte sich in kleine unfruchtbare Zänkereien, die recht unbequem werden konnten und die ihn in der Achtung derer herabsetzte, welche ihn nach der Außenseite beurteilten, die er für den Augenblick sich zu geben für gut fand. Ich, der ich nur beabsichtigte, etwas zu lernen, seine außerordentliche Kenntnis Italiens bewunderte und als wahre Fundgrube schätzte, fühlte mich doch durch ihn nie gehoben und begreife vollkommen, wenn andere sich bald zurückzogen, da der Einsatz dem Gewinne nicht entsprach. Er war während unseres neuntägigen Aufenthaltes in Venedig recht liebenswürdig gewesen. Er hatte uns auf alles Sehenswürdige aufmerksam gemacht, und blieb es auch, so lange wir uns ihm unbedingt fügten. Als wir aber gegen seinen Rat, der immer wie ein Befehl lautete, in Ferrara den vermeintlichen Kerker Torquato Tassos ansahen, hörte mit einem Male die Freundschaft auf und er überließ uns in Bologna unserem Schicksale. Da ich jedoch einen päpstlichen lascia passare besaß, der uns an der päpstlichen Grenze lästiger Zolluntersuchung enthob, erbat er sich denselben von mir und betrat so das päpstliche Gebiet als Dr. C. H., ich aber als Graf Platen. Am andern Tage kündigte er uns an, wir könnten uns in Bologna ohne ihn umsehen. Den Abend vorher hatte er aber im Gasthause eine so arge Scene mit den facchini, daß ich aus meinem Zimmer heraustrat, um ihn zu schützen, da ein facchino ihm gedroht hatte, die verweigerte Bezahlung sich mit dem Messer zu holen. Erst später lernte ich die physische Ursache seines mürrischen und verdrießlichen Wesens kennen, als er sich endlich, der italienischen Ärzte müde, meinem Bruder Gustav — nachher k. b. Physikus in Tölz — anvertraute, dieser ihn genau untersuchte und fand, daß die bisher von ihm konsultierten Doktoren ihn stets falsch behandelt hatten. Jahrelang hatte man den Sitz des Leidens unrichtig gesucht und den Armen nicht wenig gequält. Ward dadurch der physische Grund seiner Verstimmung gehoben, so blieb der moralische dadurch unberührt. Er war auf knappe Verhältnisse angewiesen, wußte sich aber in diese zu finden. Anders war es in Bezug auf die persönliche Anerkennung als deutscher Dichter! Er erwartete einen Triumphzug durch ganz Deutschland und schwelgte im voraus im Hochgenusse desselben.

Doch Deutschland — das undankbare Deutschland — sah ihn in kleinlichen Kämpfen mit Diis minorum gentium ver-

wickelt und mußte zu seinem Schmerze bemerken, welch' herrliche Zeit er dadurch vergeudete.

Er wartete immer auf die versprochene großartige Leistung, welche leider nicht kommen wollte. Seine rationalistisch-negative Weltanschauung ließ es nicht dazu kommen

Er trocknete in sich aus, warf sich auf historische Arbeiten, aber auch in diesen fehlte es ihm an der richtigen Erkenntnis des inneren Zusammenhanges des Einzelnen mit dem Ganzen, an leitenden Ideen, an innerer Wärme.

Ich verkehrte, wie erwähnt, mit Platen noch im Sommer des Jahres 1835 in Neapel. Wir speisten in derselben Restauration zu Mittag. Hatte er bisher, soweit ich es beobachten konnte, sehr mäßig gelebt, so befremdete mich jetzt sein kolossaler Appetit. Die Ursache lag sehr nahe. Er gestand mir, daß er sich täglich zweimal im Meere bade. Kein Wunder, wenn seine Aufregung sich auch immer mehr steigerte und in einer noch stärkeren Heftigkeit seines Ausdruckes sich bemerkbar machte. Mir ist noch der Ton erinnerlich, mit welchem er, kaum daß er sich zu Tisch gesetzt hatte, mich fragte: „was thun Sie, wenn die Cholera kommt, die bereits im Anzuge ist?“ „Ich werde meine Lebensart nicht ändern“, erwiderte ich, „sondern so einfach und mäßig fortleben wie bisher, ruhig abwarten, was geschieht, und dann meinen Entschluß fassen.“ — „Ich,“ sagte er, „gehe, wie die Cholera hierher kommt, nach Sicilien.“ — Ich hielt es für unschicklich, ihn zu fragen: „und nun, wenn sie nach Sicilien kommt?“ Ich weiß nicht mehr genau, wer mir sagte, Platen habe, um sich vor der Cholera zu schützen, Quantitäten von Kalomel zu sich genommen, die auf die vorausgegangene unnatürliche Aufregung hin, sein Ende beschleunigten.

Ich habe für mich die Überzeugung gewonnen, daß, was er als Dichter zu leisten im stande war, ihm auch zu schaffen vergönnt gewesen ist. — Er war ein Meister der Form und hat die deutsche Poesie, welche sich zu früh von der Form und dem Maße zu befreien suchte, auf diese zurückgeführt, ihre Aufgabe in der Vollendung der Form erkannt, in welcher der Inhalt wie ein schön gefaßter Diamant doppelt schön leuchtet. Darf ich es sagen, so hat er der vorausgegangenen sprühenden Genialität, die ja auch einen siebenfüßigen Hexameter nicht gescheut haben soll, und von der es hieß:

> In Jena und Weimar macht man Hexameter wie der,
> Aber der Pentameter ist noch viel abscheulicher —

den Zügel nicht zu überschreitender klassischer Form angelegt und dadurch den Sinn für das Schöne, welches durch sich selbst, durch seine Einfachheit und innere Wahrheit wirkt, erneut und bekräftigt; das allein ist schon eine große Leistung. Er ist für die Epigonen eine Art von Canon geworden. Form und Inhalt hängen zu innig zusammen, als daß nicht eine Mißachtung der einen leicht zur Verliederlichung des andern führen könnte, führen müßte. Insofern liegt in der strengen Beobachtung der angemessenen kunstvollen Form selbst eine Art von ethischer Remedur, die in den Tagen doppelt nötig ist, in welchen man nur zu häufig gewahrt, daß die Musen mit den Phrynen ihren Standpunkt tauschen, wenigstens daß in dieser Beziehung ihnen starke Zumutungen gemacht werden.



Christian II. (S. 179.)



Christian III. (S. 179.)

Das französische Infanterie-Regiment deutscher Abstammung Alsace und die Regimentsinhaber desselben aus dem Hause Wittelsbach.

Von Leonhard Winkler. (Schluß.)

Die Namen Namur, Ramillies, Oudenarde, Malplaquet und vor allen Dingen Denain (1712) sind mit goldenen Buchstaben in des Regiments Annalen eingetragen, denn selbst am Tage der großen Niederlage bei Ramillies hat sich Alsace mit Ruhm bedeckt, da es bis zum letzten Augenblicke mit dem Mute der Verzweiflung kämpfte. Bei Malplaquet am 11. September 1709 war es, wo ein Teil der österreichisch-alliierten Armee in einem der ersten Gefechtsmomente dem Gegenstoße der Regimenter Lannoy und Alsace, dessen greiser Oberst Steckenberg bei dieser Affaire getötet wurde, unter riesigen

Verlusten weichen mußte. Wohl war der Ausgang der Schlacht für die französisch-kurbayerischen Waffen unglücklich, aber beide sich gegenüberstehenden Armeen haben sich mit Waffenruhm bedeckt, darunter auch unser jetziges 2. Infanterie-Regiment „Kronprinz“, damals Regiment zu Fuß „Kurprinz“.

1713 bildete Alsace einen Bestandteil der franko-bavarischen Armee in Deutschland, belagerte Landau, welches inzwischen verloren gegangen war und stand dann in der Belagerungsarmee vor Freiburg im Breisgau. Auch hier verrichtete das Regiment schöne Waffenthaten, besonders am 14. Oktober beim Sturm auf den bedeckten Weg. Die Blutzeugen seines heldenmütigen Ringens bildeten 4 Grenadierkapitäne und 683 Mann.

Wir übergehen seine Reduktion nach dem Rastatter Frieden und seine Friedensthätigkeit bis zum Jahre 1733.

Der um diese Zeit ausgebrochene polnische Thronfolgekrieg 1733/35 führte das Regiment Alsace wieder an den Rhein. Die Belagerung von Kehl, der Sturm auf die Linien von Ettlingen und die Belagerung der deutschen Reichsfestung Philippsburg stehen in seinen Geschichtsbüchern aus dieser Periode ruhmvoll verzeichnet. Im österreichischen Erbfolgekrieg focht Alsace als Teil des französischen Hilfscorps, welches von Ludwig XV. dem bayerischen Kurfürsten Karl Albert, späteren Kaiser Karl VII. zugesandt wurde, an der Seite der Kurbayern am 26. November 1741 bei der Einnahme von Prag. Im Jahre 1742 half es diese Hauptstadt Böhmens gegen die Österreicher auf das ruhmvollste verteidigen, bei welcher Gelegenheit sein Führer, Prinz Friedrich Michael von Zweibrücken, — dieser hatte am 10. März 1734 die Inhaberschaft und Obristkommandantenstelle von seinem Vater übernommen — der bekannte spätere Reichsfeldmarschall im Siebenjährigen Kriege und Vater unseres ersten bayerischen Königs Maximilian I., als 18jähriger Prinz sich durch seine große Kühnheit ausgezeichnet hat. Der tapfere Fürst erhielt bei dem großen Ausfall am 22. August eine nicht unbedeutende Wunde.

Im Monat Dezember bezog das Regiment in der Oberpfalz um Amberg herum seine Winterquartiere, zugleich mit dem französischen Regiment Royal Bavière, jener Truppe, deren Stamm von zwei Kompagnien des jetzigen bayerischen 4. Infanterie-Regiments gebildet wurde, welches bekanntlich im Jahre 1709 in französische Kriegsdienste als Royal Bavière übertrat, aber im Jahre 1716 wieder mit sechs Kompagnien in kurbayerische Dienste kam.

1743 wieder in Böhmen, war das Regiment gezwungen, den fluchtartigen Rückzug der französischen Armee durch Bayern an den Rhein mitzumachen, und blieb sodann im Lager von Speyer. Unter Marschall Coigny verteidigte es 1744 das Elsaß gegen die andringende österreichisch-alliierte Armee und beteiligte sich hierauf an der Wiedereroberung von Weißenburg am 5. Juli 1744.

Im Monat September folgte es dem Marschall Ségur nach Deutschland und bezog seine Winterquartiere in Donauwörth. Am 15. April des nächsten Jahres machte das Regiment das Gefecht bei Pfaffenhofen a. Ilm mit Auszeichnung mit, immer unter den Augen seines ritterlichen Prinzen. Aus dem zweiten Teil des österreichischen Erbfolgekrieges — 1746/48 Bayern im Bunde mit Österreich — heben wir für das Regiment Alsace als glänzenden Punkt seiner Thätigkeit nur die Belagerung von Mastricht hervor. Vier Jahre nach Beendigung des für Bayern so unheilvollen Krieges, am 4. Juli 1752, trat der Vater Friedrich Michael die Inhaberschaft und Obristkommandantenstelle des Regiments seinem erst sechsjährigen Sohne, dem Prinzen Karl August Christian, später als regierender Fürst von Birkenfeld-Zweibrücken Karl August Christian III., dem älteren Bruder des 1806 König von Bayern gewordenen Maximilian I. Joseph (als Kurfürst 1799 der V.) ab.



Wird eine Frau betrübt und in der Trauer seyn | *Wird aber auch ein Herr tief in der Trauer stehen*
So hüllt sie sich dabey in solche Kleidung ein. | *So heisst die Ordnung ihn, also zur Leiche gehen.*

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Da dieser Prinz noch zu jung war, um das Regiment selbst führen zu können, so erhielt dasselbe als wirklichen, d. h. faktisch kommandierenden Oberst einen „colonel second“, also einen zweiten Obersten, und der Prinz Karl August war lediglich Proprietär und nomineller Oberst.

Im Siebenjährigen Kriege als Teil des französischen Hilfscorps für die Kaiserin Maria Theresia in Deutschland am Niederrhein verwendet, fügte es seinem alten Ruhmeskranz neue Blätter in der Schlacht von Hastenbeck am 26. Juli 1757 hinzu, machte dann die Invasion in Hannover gegen den Herzog von Cumberland mit und kämpfte bei Bevern. In die Niederlage der französischen und Reichsarmee (Reißaus

armee im Volksmunde genannt) unter Marschall Soubise bei Roßbach wurde das Regiment nicht verwickelt, weil es zu dieser Zeit im Lager von Halberstadt lag. Im Jahre 1758 auf dem westlichen Kriegsschauplatze am Niederrhein stehend, nahm es teil an den wenig bedeutungsvollen Ereignissen dieser Periode. In den Jahren 1759 und 1760 unter Marschall Broglie in Hessen Gegner der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, kämpfte Alsace mit abwechselndem Glück 1759 bei Minden und Bergen, 1760 bei Korbach, Warburg und Stadt Bergen. Bald darauf zeichnete es sich am 16. Oktober 1760 in dem für die Franzosen unglücklichen Gefecht bei Kloster Camp gegen dieselbe Armee, und insbesondere die Abteilung des Erbprinzen von Braunschweig, durch ganz besondere Tapferkeit aus. 387 Leichen des Regiments bedeckten das Gefechtsfeld, 519 Mann waren verwundet. Diese Zahlen dürften für sich genügend sprechen. Unter den toten wie den verwundeten Offizieren befanden sich viele deutschen Namens, wie Rümmlingen, Hermersheim, Röder, Spiegel, Bock, Wangen, Wurmser, Waldeck und Koch. Der Rest des nahezu aufgeriebenen Regiments kam nach Köln in Garnison, wo dieses, neu ergänzt, bis zum Jahre 1762 blieb. 1762 wieder in Deutschland, focht Alsace am 24. Juni bei Grebenstein in Hessen aufs neue gegen die Armee des Herzogs von Braunschweig, am 23. Juli bei Lutternberg (fuldaisch) und lag dann später nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges in Landau und Straßburg in Garnison, 1765 in Saint Omer (Nordfrankreich), 1767 wieder in Landau, 1770 auf der Insel Korsika. Diese weiten Verschickungen waren Ursache, daß Prinz Karl August von Zweibrücken[1]) die Inhaberschaft des Regiments niederlegte, welche am 12. November 1770 dessen jüngerer Bruder Maximilian Joseph, 1799 Kurfürst und 1806 König von Bayern,[2]) von Ludwig XV. übertragen erhielt. Maximilian Joseph, das „beste Herz", der königliche Geber der bayerischen landständischen Verfassung am 26. Mai 1818, der gute „Vater Max", wie ihn seine treuen Bayern nannten, bekleidete die Stelle des Proprietärs und Obristkommandanten nur mehr bis zum 18. April 1776, wo sie Baron Wurmser, der frühere Sekondoberst des Regiments, aus dem alten Patriziergeschlechte der Wurmser von Wendenheim bei Straßburg im Unterelsaß, übernahm. Aus welchem Grunde der Prinz die Inhaberschaft niederlegte, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes unbekannt geblieben; vielleicht weil er um diese Zeit die Regierung über die Grafschaft Rappoltstein, welche ihm sein Bruder Karl August abgetreten hatte, übernahm.

Max Joseph war also der letzte Inhaber des Regiments Alsace aus dem fürstlichen Hause Wittelsbach. Ihm folgten bis zum Ausbruch der Revolution noch sechs Inhaber, alle mit echt deutschen Namen.

Nachdem das Regiment in den verschiedensten Städten Frankreichs, Saint Florent, Montpellier, Toulouse, Straßburg, Neubreisach, Mezières, Rocroi und Landau (1778) garnisoniert hatte, kam es 1783 wieder nach Straßburg, wo dasselbe bis zum Beginn der Revolution verblieb. Auch Alsace hatte seine Emeute, aber in echt germanischer Art, gutmütig und durch reichliche Libationen etwas angeheitert. Rasch kam diese brave Truppe wieder zum Bewußtsein ihrer Pflicht und zeichnete sich 1791 in Givet a. M. sogar durch ihren guten Patriotismus so aus, daß die französische Nationalversammlung bestimmte, das Regiment solle von nun an nicht mehr zum Stande der fremden deutschen Truppen zählen, sondern als national-französisches gelten, und an Stelle seiner deutsch-traditionellen Tracht solle Alsace die französische Nationaluniform anlegen. Das letztere aber trat nicht ein, vielmehr wurde die bisherige Uniform des Regiments Alsace — dunkelblauer Rock mit weißer Hose und Weste, rote Kragen und Brustklappen, sowie Ärmelaufschläge und Rockfutter von gleicher Farbe, Hutborte und Knöpfe von Silber, die Taschen überquer, mit fünf Knöpfen versehen, die Ärmelaufschläge ohne Knopf — die militärische Tracht der französischen Nationalinfanterie, einige wenige kleine Abänderungen abgerechnet.

Im Jahre 1792 kam das 1. Bataillon — es waren jetzt nur mehr zwei — nach Verdun, das 2. nach der französischen Strafkolonie Cayenne in Südamerika, wo bekanntlich der Pfeffer wächst und das Regiment durch die klimatischen verderblichen Einflüsse vollständig aufgerieben wurde. Das 1. Bataillon focht 1792 und 1793 noch ruhmreich in Spanien, als ein Teil der französischen Pyrenäenarmee. Am 16. Juni 1795 wurde dieses Bataillon bei den Neuformationen der Revolutionszeit in die 105. Halbbrigade einverleibt, und damit verschwand der Name des Regiments „Alsace" aus der französischen Armee, welcher seit dieser Zeit mit seinen ruhmreichen Erinnerungen der Geschichte angehört.

In ungefähr 70 Gefechten, Schlachten und Belagerungen hat das Regiment Alsace fast stets unter der Führung tapferer Prinzen aus dem Hause Wittelsbach großen militärischen Ruhm erworben und seiner deutschen Abstammung durch deutsche Tapferkeit und deutsche soldatische Treue alle Ehre gemacht. Von seiner Gründung bis zu seiner Einverleibung trug es 24 Fahnen[1]), die heiligen Symbole militärischer Treue und Gehorsams, oft zu Kampf und Sieg, und zahlreich waren die Opfer, welche mit ihrem Herzblute diese Treue besiegelten, leider stets im Kampfe gegen Armeen von gleicher Abstammung. Die ehernen Gesetze der Weltgeschichte haben es so verlangt. Gebe Gott, der Führer der himmlischen Heerscharen, daß das, was damals so gang und gäbe war, niemals wiederkehre, und das köstliche urdeutsche Stück Land „Elsaß," welchem die Heldensöhne des Regiments Alsace entsprossen, jenes Land, das nach fast 200jähriger schmerzlicher Trennung vor 20 Jahren mit unserem besten Blute dem Deutschen Reiche nicht römischer, sondern deutscher Nation wiedergewonnen wurde, der deutschen Nation erhalten bleibe, und seine Heldensöhne den heimischen Boden nur mehr zu friedlicher Arbeit verlassen und, wenn es nötig, zu Verteidigung von Haus und Hof, von Weib und Kind, von König und Vaterland. Das walte Gott!

[1]) Die Ahnengalerie zu Schleißheim enthält zwei Porträts von diesem Prinzen sub Nr. 262 und 463. Karl August starb am 1. April 1795 in Mannheim und liegt seit 1805 in der Fürstengruft der St. Michaelskirche in München.

[2]) Maximilian Josef wurde am 5. Dezember 1781 Brigadier, 9. März 1788 maréchal de camp (Generalmajor) und 7. November 1789 Generalleutenant. Als solcher lebte er bis zum Ausbruch der Revolution meist in Straßburg, nicht als Inhaber und Kommandeur des Regiments Alsace, wie in Söltl und bei anderen irrig berichtet ist.

[1]) Die Fahnen bestanden aus zwei grünen und aus zwei rötlich braunen Karrees.

Kleine Mitteilungen.

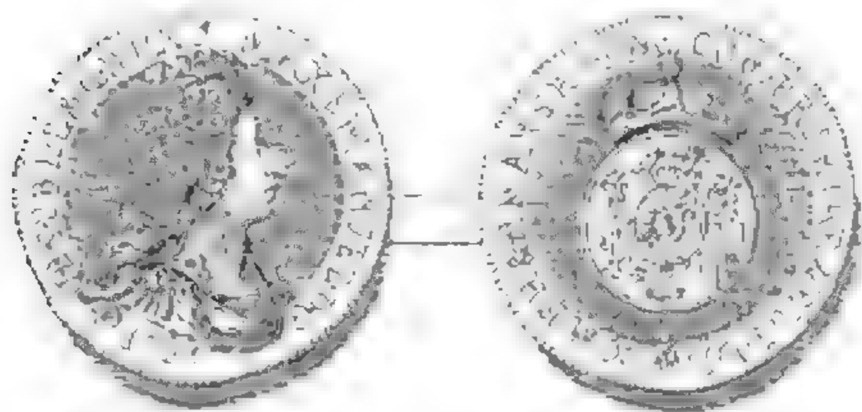
Christian II. und Christian III. Wir fügen dem Artikel Leonhard Winklers über das Regiment d'Alsace die Bildnisse der beiden Fürsten aus Wittelsbachischem Stamme bei, welche an der Spitze des tapfern Regiments echt wittelsbachischen Löwenmut und Tapferkeit bezeigten. Christian II. wurde geboren am 12. Juni 1637 als ältester Sohn des Pfalzgrafen Christian I., dem er in der Regierung zu Bischweiler folgte. Das Aussterben der übrigen Zweige des wittelsbachischen Hauses führte seinen Stamm zunächst in den Besitz von Birkenfeld und Zweibrücken und der Kurpfalz und schließlich auf den bayerischen Königsthron. Der Vater sandte ihn nach Straßburg, wo Philipp Jakob Spener seine Erziehung leitete. Christian zeigte großen Verstand und Geistesgaben und machte sich als gelehrter und gottesfürchtiger Herr um die Religion sehr verdient. Die damalige Erziehungsweise der Prinzen erheischte große Reisen ins Ausland. Christian wurde 1656 mit seinem jüngeren Bruder Johann Karl, dem Stifter der herzoglichen Linie, nach Frankreich geschickt, wo er zwei Jahre verlebte. Er wandte sich sodann nach England, Holland und schließlich zu seinem Vetter König Karl Gustav von Schweden; dieser verlieh ihm ein Regiment Infanterie, mit welchem er im Kampfe gegen die Dänen die Feuertaufe bestand. Nach dem Tode Karl Gustavs kehrte er nach Hause zurück, um nach kurzem erneuten Aufenthalte in Frankreich ein Regiment des schwäbischen Kreises nach Ungarn gegen die Türken zu führen. Er kämpfte unter Montecuculi in der Schlacht von St. Gotthard mit außerordentlicher Bravour. Seine Lorbeeren an der Spitze des Regiments d'Alsace haben wir bereits beschrieben. Der Abend seines Lebens galt der väterlichen Fürsorge für seine Familie und seine Unterthanen. Er wurde als hochbetagter Greis von 80 Jahren am 26. April 1717 zu seinen Ahnen versammelt Seiner Ehe mit Katharina Agatha Gräfin von Ribeauvillers waren zwei Prinzen und drei Prinzessinnen entsprossen. In der Regierung folgte ihm der einzige überlebende Sohn Christian III., geboren am 29. Oktober 1674. Seine ruhmreiche militärische Laufbahn gehört ausschließlich dem Regimente an, dessen Geschichte soeben erzählt wurde. Als er die Regierung angetreten, nahm er an keinem Feldzuge mehr teil. Am 21. September 1710 vermählte er sich mit Prinzessin Charlotte von Nassau-Saarbrücken. Er hinterließ zwei Söhne, Christian IV., welcher 1775 kinderlos verstarb und Friedrich Michael, den Vater Max Josephs, des ersten Königs von Bayern. Christian III. starb am 3. Februar 1736 am Fleckfieber, nachdem er erst ein Jahr über Zweibrücken geherrscht, welches er von Gustav Samuel ererbt hatte.

Kaiserlicher Reisezug. Wir haben in der ersten Nummer dieses Jahrgangs ein Bild der Belagerung Landaus durch Kaiser Josef I. gegeben. Derselbe brach am 1. Sept. 1704 von Wien zur Kampagne am Rheine auf. Lehrer G. Spindler von Eichendorf sendet uns die „Ordnung des Postmarsch Ihrer Majestät“, wie solche aus der kaiserlichen Burg durch die Stadt ab und in die Campagne in das Reich abgereist.

Ein Postillion so vorgeritten, 1 Reutpferd; eine Wällsche Chaise, worinnen der Herr Guardi-Haubtmann, und 3 Kammer-Herren gesessen, 4 Zugpferde, wie auch ein Diener so aufgestanden, und einer welcher geritten, 1 Reutpferd; zwei Postillionen, deren ein jeder ein Handpferd geführt, item zwei Postillionen von Wien, zwei Currier, Postamts-Stallmeister 9 Reutpferde; eine Chaise, worinnen der Obrist-Stallmeister, Obristpostmeister, und Obrist Cammerer gesessen; eine Kgl. Leib-Chaise, worinnen beede Kgl. Majestäten gesessen, und auf welcher ein Leib-Laquey gestanden, 4 Zugpferde; 4 Edelknaben, ein Cammer-Diener, 4 Guardien, Stallmeister vom Obrist-Postmeister, ein Page vom Obrist-Stallmeister, vom Obrist-Postmeister, und vom Obrist-Cammerer, so geritten, 13 Reutpferde; eine Wällsche Chaise, worinnen 3 Cammerherren gesessen, und ein Diener aufgestanden, wie auch einer geritten, 4 Zugpferde, 1 Reutpferd; ein Wagen, worinnen der Beichtvater, Prediger, Socius, und ein Diener gesessen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch vor der Patrum und Doctorenbagage, 4 Zugpferde; ein Wagen, worinnen 2 Leib Medizi, samt einem Diener gesessen, 4 Zugpferde; ein Viersäulen-Wagerl, worinnen der Capellan, Guardarobir, Tapezierer, und Capelldiener gesessen, 4 Zugpferde; ein Viersäulen-Wägerl, worinnen der Apotheker, Paruquenmacher, und Barbierer, samt 2 Bedienten gesessen, 4 Zugpferde; zwei Königl. Cammer-Güter-Wagen, worauf Cammerheitzer, Cammer-Trabant, und Cammerheitzer-Jung gesessen, 12 Zugpferde; Cammerer-Zahlmeister mit seiner eigenen Chaise, 4 Zugpferde; ein Viersäulenwägerl, worinnen der Contralor, dessen Schreiber, und Kuchelschreiber gewesen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Somelier, samt Jung- und Mund-Trunk gewesen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Silber-Diener samt Silber- und Tafelzeug gewesen, 4 Zugpferde; ein Stangen-Wägerl, worinnen der Einkauffer, Zöhr-Gaden, und dessen Jung gesessen, 4 Zugpferde; ein Stangen-Wägerl, worinnen der Kontrolor-Schreiber, Einkauffer-Gehülff, und Zöhr-Gaden-Schreiber gesessen; 4 Zugferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Kellerdiener, Licht-Cammerer, samt dem Mund-Beck gesessen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Zuckerbacher, samt der Edel-Knaben Tafeldecker gesessen, 4 Zugpferde: ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Zuschratter samt seinen Knechten gesessen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Cammer-Herren-Tafeldecker, samt den Gehülfen gesessen, 4 Zugpferde; 2 Kuchel-Callesch und 2 Kuchel-Wagerl, 16 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Büxenspanner gesessen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Cammer-Furier gesessen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch, worinnen der Hof-Fourier gesessen, 4 Zugpferde; ein halbgedecktes Schlag-Callesch, worinnen 1 Cammerdiener und der Tapezierer Gehülff gesessen, 4 Zugpferde; ein Vier Säulen-Wägerl, worinnen 2 Edel-Knaben, ihr Hofmeister, 2 Diener und Bagage gewesen, 4 Zugpferde; eine Welsche Chaise vor dem Herrn Hof-Kriegs-Rath Lampmüller, 4 Zugpferde; drei Stangen-Wägerl mit des Obrist Stallmeisters, des Obrist Cammerers und des Obrist-Postmeisters Bagage, 12 Zugpferde; 3 Stangen-Wagerl vor der 6 Cammerer Bagage, 12 Zugpferde; vier Säulen-Wagen vor das Postamt, 4 Zugpferde; eine läre Königl. Welsche Leib-Chaise, 4 Zugpferde; eine läre Welsche Chaise vor des Obrist Postmeisters Zuruck-Reiß, 4 Zugpferde; ein läres halb gedecktes Callesch, 4 Zugpferde; ein Rüst-Wagen vor die Post-Nothdurfften, 4 Zugpferde; 3 Postamts-Offizier, so die Anstalten machen, mit 1 Postillion samt 1 Handpferd, 5 Reutpferd; ein Wagen vor den Obrist-Hofmeister, Fürst von Salm, worauf 2 Heyducken gestanden, und 1 Page geritten, 4 Zugpferde, 1 Reutpferd; eine Chaise, in welcher des Fürst von Salm Bagage und 2 Cammerdiener, samt 1 Page gesessen, und ein Heyduck aufgestanden, 6 Zugpferde; ein halbgedecktes Callesch vor des Fürst Salm Mund-Koch, 4 Zugpferde; eine Chaise vor den Herrn Grafen von Süntzendorf, 4 Zugpferde; eine Chaise vor den Obrist Kuchl-Meister, Herrn Grafen von Paar, 4 Zugpferde; ein Stangen-Wagerl vor des Herrn Guardi-Hauptmann und Obrist-Kuchelmeisters Bagage, 4 Zugpferde; ein halb gedecktes Callesch vor das Früh-Stuck, 4 Zugpferde; ein halb gedecktes Callesch für das Pfennig-Amt, 4 Zugpferde; eine Chaise vor den Printz von Darmstadt, 4 Zugpferde; ein halb gedecktes Callesch vor dessen Bagage und Bediente, 4 Zugpferde. Summa 214 Zugpferde, 31 Reutpferde.

Bayerisch-luxemburgische Münze. Herzog Adolf von Nassau bestieg soeben den Thron des Großherzogtums Luxemburg, nachdem der Tod König Wilhelms von Holland die Verbindung

mit den Niederlanden gelost. Dieses Ereignis der Gegenwart bringt eine seltene Münze in Erinnerung, welche Kurfürst Max Emanuel von Bayern 1713 schlagen ließ. Sie zeigt einen Fürsten aus Wittelsbacherstamme als Beherrscher Luxemburgs. Die Seltenheit der Münze, vermehrt durch den Reiz der zeitgemäßen Erinnerung, wird es unseren Lesern wünschenswert erscheinen lassen, sie in Abbildung zu erblicken. Die Hauptseite zeigt das nach links blickende Brustbild des Kurfürsten im römischen Gewande, jedoch mit einer großen Perücke. Die Umschrift lautet: MAXimilianus Emanuel D. G. Utriusque Bavariae. Superioris Palatinae Aut Brabantiae. Limburgi. Luxemburgi & Geldriae DUX. Max Emanuel von Gottes Gnaden, der beiden Bayern, der Oberpfalz, Brabants, Limburgs, Luxemburgs und Gelderns Herzog. Unter der Schulter steht die Jahreszahl 1713. Die Rückseite enthält den runden,



quadrierten, mit dem gekrönten Fürstenhute bedeckten und mit der Ordenskette des goldenen Vließes umgebenen Wappenschild mit einem Mittelschild. Im ersten die Länge herab geteilten Viertel ist der brabantische Löwe zur rechten, der limburgische zur linken Seite. Im andern Quadrate findet sich der luxemburgische und geldrische Löwe, im vierten der Löwe von Namur und das Wappen von Mecheln, an der Spitze steht das Wappen der Markgrafschaft von Antwerpen. Der Titel wird also fortgesetzt: COM.es Palatinus Rheni Sacri Romani Imperii Archidapifer & Elector Landgravius Leuchtenbergae COM.es Flandriae Hannoniae & Namurci Marchio Sacri Romani Imperii Dominus Mechliniae, — des hl. römischen Reiches Erztruchseß und Kurfürst, Landgraf von Leuchtenberg, Graf von Flandern, Hennegau und Namur, des hl. römischen Reiches Markgraf und Herr zu Mecheln. Die Münze bestätigt die so wenig bekannte Thatsache, daß auch nach dem geschlossenen Frieden zu Utrecht Kurfürst Max Emanuel den Titel der ihm von Spanien zugeteilten Niederlande behielt und nicht eher ablegte, als bis er wieder zum völligen Besitze seines verlornen Kurfürstentums gelangt war, und auch im wirklichen Besitze von Luxemburg, Namur und Charleroy so lange blieb, bis ihm der Kaiser seine Stammlande wieder ausgeantwortet hatte.

Getränkesteuer und Fleischaufschlag. Als ein durchtriebener Kameralist die erste Idee der Tranksteuer ausgeheckt, ward von den bayerischen Ständen begierig danach gehascht. Als sie im Jahre 1543 auf dem Landshuter Landtage die Bezahlung von 600000 Gulden Staatsschulden übernehmen sollten, bewilligten sie zum ersten Male den Aufschlag, und zwar auf jeden Münchner Eimer ein- und durchgehenden Weines und Mets einen Schilling Pfennige, auf jeden Eimer bayerischen Landweines im Lande 10 Pfennige, und, wenn er ausgeführt wurde, 15 Pfennige und auf jeden Eimer Bier, ob er ein- oder ausgeführt wurde, 2 Kreuzer. Niemand, sogar nicht der Hof, ward von diesem Accis befreit und die Perception wurde den Landständen zugestanden (das bedenkliche jus collectandi). Im Jahre 1565 wurde der Aufschlag verdoppelt und nach den Landtagsakten von 1593 trug er jährlich 280000 fl. ein. Im Laufe der Jahre wurde diese Steuer stets erhöht, so daß sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 15mal höher war, als anfänglich und einschließlich des 1777 eingeführten vierten Bierpfennigs für 1 Eimer braunen Verschleißbieres 1 fl. 17 kr. 1 hl. zu bezahlen war. — Im Jahre 1634 wurde der Fleischaufschlag eingeführt. Sein Erträgnis war in Anbetracht des damaligen durch den 30jährigen Krieg herbeigeführten allgemeinen Elends, Hungersnot und Krankheit ein sehr mäßiges. Bis zur Verfassung 1818 galt der Fleischaufschlag als Staatssteuer, von da an als reine Gemeindesteuer. W. A.

Vom Büchertisch.

Chronik der Burg und des Marktes Tölz. (Vom Geistl. Rat, Pfarrer G. Westermayer. 2. Auflage.) Als die Gemeinde Tölz vor mehreren Jahren dem damaligen Pfarrprediger, jetzigen Geistlichen Rat, G. Westermayer, Pfarrer in Feldkirchen, bei seinem Scheiden von Tölz das Ehrenbürgerrecht verlieh, ehrte sich die Gemeinde damit selbst, da sie ein öffentliches Zeugnis ablegte, wie sehr ihr die Heimatsgeschichte — Herr Geistlicher Rat Westermayer ist der Verfasser der „Chronik der Burg und des Marktes Tölz" — in der That als ein höchst wichtiger Teil unseres geistigen Lebens galt. Ein sittlich gutes Bürgertum kann ja nur da gedeihen, wo auch geistiges Leben sich findet und geschätzt wird. Jene Zeiten sind längst vorüber, wo man, ohne Widerspruch zu erfahren, behaupten konnte, daß in Tölz die Grundsuppe des Philistertums gekocht werde. Wir weisen nur auf das Bestehen eines historischen Vereins mit mehr als 100 Mitgliedern und eines historischen Museums daselbst hin, an deren Schöpfung nicht zum geringsten Teil das rege Interesse für Geschichte schuld war welches Geistlicher Rat Westermayer durch die erste Auflage seiner Chronik von Tölz bei seinen Mitbürgern zu wecken gewußt hatte. Welch zweiter Ort mit gleicher Einwohnerzahl könnte auf solche Thatsachen sich berufen? Für die nunmehr durch die Fülle des neu beigeschafften Materials notwendig gewordene Herausgabe der zweiten Auflage müssen die Bürger von Tölz dem Herrn Verfasser besten Dank wissen, denn die Bearbeitung derselben ist heute eine schwierigere Aufgabe, weil die Kritik eine strengere ist; nicht bloß jede Zeile, nein jede Zahl, und fast jedes Wort muß urkundlich belegt werden können, und nur wenige Leser haben eine Ahnung, welche geschichtlichen Kenntnisse man besitzen muß, um auch nur eine Jahreszahl historisch unanfechtbar anführen zu können; nur wenige wissen, was es heißt, aus einem alten Dokumente Thatsachen herauszubringen, die unserer heutigen Generation nicht bloß Interesse erwecken, sondern die dieselbe auch zu erhebenden Rückblicken auf vergangene Zeiten zu veranlassen imstande sind. Nichts läßt uns unsere eigenen Lebenstage wertvoller erscheinen, als die Geschichte unserer Väter und Ahnen, die uns lehrt, welche Fehler und welche Tugenden sie hatten. Gerade darin zeichnet sich der Verfasser der Chronik von Tölz besonders aus, daß er in vollständig objektiver Weise mit dem Ernste der Wissenschaft und mit der Begeisterung eines Geschichtsforschers in geistreichem und federgewandtem Stile diese Thatsachen vorführt, ohne allen persönlichen, politischen Beigeschmack; gerade darin unterscheidet sich die „Chronik der Burg und des Marktes Tölz" zu ihrem Vorteile von so vielen anderen lokalgeschichtlichen, vom kleinlichsten oder egoistischen Standpunkte aus geschriebenen Werken. Jeder wahre Freund des bayerischen Vaterlandes wird darin ein Werk von bleibendem Werte finden.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

N° 16. 2. Jahrgang 1891.

In Treue fest.

Von Marie Schmidt v. Ekensteen.

(Fortsetzung.)

Doch der Schuß hatte auch nach außen hin gehallt, wo gerade Dr. Aberle, ein sehr junger Mann, welcher im obersten Stock des Hauses wohnte, sich eben ein neues Verbandzeug holen wollte und die Treppe hinaufstieg. Er trat ein, erfaßte die Situation sofort in ihrer ganzen Gefährlichkeit für die arme Frau und rief entschlossen: „Was habt ihr vor mit meiner Frau und meinem Kinde? Zurück da!"

Die am Boden liegende Frau, welche schon für ihr geliebtes Kind und das eigene Leben gebangt hatte, ging sofort auf den Rettungsplan ein, sprang behende empor, warf sich dem Arzt an die Brust und rief schluchzend: „Gott sei Dank, daß Du kommst, lieber Mann! rette uns!"

So überzeugend nun auch dieses Begrüßen war, schienen die Bedränger doch noch von Zweifeln ergriffen, als plötzlich ein Schütze zwischen sie trat, der offenbar die letzten Worte gehört hatte, denn er rief mit lauter Stimme: „Was habt ihr denn mit der Doktorin vor?"

Wie aus einem Munde klang da die Gegenfrage: „Ist denn das wirklich die Doktorin und nicht die Oberstin?" Der Schütze erwidert mit gut gespieltem Erstaunen: „Was? Ihr Narren, das die Oberstin? Nein, die ist eine alte Frau, die hier aber ist die Doktorin, verlaßt euch darauf!"

Als nun die Männer überzeugt schienen, forderte der Schütze sie auf, sich wieder am Gefecht zu beteiligen, anstatt hilflose Frauen zu mißhandeln, und entfernte sich mit ihnen.

Wie aber wuchs der Oberstin und des Doktors bisheriges Staunen über das rätselhafte Benehmen dieses Biedermannes zu hellster Bewunderung, als er wenige Augenblicke später wiederkam, auf den Doktor zutrat und sagte: „Daß dieses Deine Frau nicht ist, weil Du ja überhaupt nicht verheiratet bist, weiß ich; wenn es aber die Oberstin ist, dann mache keine Flausen und sag's, denn ich muß es wissen; daß ich es gut mit ihr meine, habt ihr doch eben gesehen!"

Als er aber das Zögern sah, das Zweifeln trotz seines bisherigen Benehmens, rief er ungeduldig: „Um der heiligen Jungfrau willen, seid doch aufrichtig und vertraut mir! Ich bin der Joseph Schweigel aus dem Stubaithal und bin auch mit den anderen ausgezogen, unser Land wieder frei zu machen von den Bayern, aber im Herzen hat mich noch ein anderes getrieben, denn ich hab' mir's zugeschworen, einen zu retten, den alle anderen verderben möchten, den Obersten, weil er gar so leutselig und gut zu mir war, und ich ihm eine Dankschuld abzutragen hab'. Aber jetzt weiß ich, daß den nur unser Herrgott schützen kann, weil viele ihm den Tod geschworen haben. Da hab' ich denn an sein Kind und seine Frau gedacht, weil die auch niedergemacht werden sollten, und will die retten, wie ich's der heiligen Jungfrau gelobt hab'! Mit Fragen hab' ich mich in acht nehmen müssen, da bin ich denn dem Dr. Aberle gefolgt, ihn zu befragen und ihm mein Anliegen anzuvertrauen. Die heilige Jungfrau aber hat mich den rechten Weg geführt!"

In Thränen zerflossen, reichte die tief erbleichte Frau dem edlen Bauersmanne die Hand und gab ihm ihr volles Vertrauen kund, indem sie sprach: „Schweigel, ich will Euch folgen mit meinem Kinde, wohin Ihr mich führt!"

Schweigel, welcher es für ratsamer hielt, wenn sie die Wohnung verlassen würde, bestürmte die Oberstin, die auf sein Befragen angab, in der Nähe wohne ihre Freundin, die Gräfin Helene Wolkenstein, sich unter seiner Begleitung zu dieser hinzubegeben, während der Knabe unter Obhut der treuen Dienerin unten auf der Straße vor dem Hause seine Schwester Lonei treffen sollte, welche dieselbe ebenfalls geleiten würde.

Tief ergriffen waren alle, als Joseph, ehe er zum Rettungswerk schritt, alle aufforderte, Gott und die hl. Jungfrau um Beistand zu bitten, und in brünstigem Gebete stieg ein Vaterunser und ein Ave Maria zum Himmel auf, wie es inniger wohl kaum je über die Lippen frommer Menschen floß.

Die treue Zofe Josephine Feiner aus Neuburg a. D. sollte zuerst das Haus verlassen; der Knabe ward sorglich in ein großes Umschlagetuch gehüllt, um ihn vor den Bauern zu verbergen. Kaum vor die Hausthüre gelangt, stürzte ihr ein Plünderer entgegen, der wohl annehmen mochte, sie habe kostbare Gegenstände in dem Bündel verborgen. Er entrang ihr das Kind; indem er ihr die Hand aus dem Gelenke drehte, hatte er sie zu Boden geworfen, als ihn plötzlich eine schallende Ohrfeige traf, daß er das Kind aus den Händen gleiten ließ. Er blickte wütend um, und sah in Loneis wildaufblitzendes Gesicht, welche entrüstet rief: „Pfui über die Schand' Jürg! Bist Du schon wieder über die Weiber her, und hat Dich der Wein so dumm gemacht, daß Du Deine eignen Landsleut' nicht mehr kennst? Muß erst die Schweigel Lonei Dich Pflicht und Ehr' heißen?"

Während nun der Bursche ganz verblüfft und beschämt sich davon schlich, Lonei aber die geängstigte Dienerin zu beruhigen suchte, kam eilig Hans von der entgegengesetzten Seite die Straße herauf, Staub und Blut an den Kleidern, und wie ein Freudenruf nach langem Leid klang sein forschendes: „Lonei, Du?"

„Ja, Hans, ich bin's," sprach das Mädchen, seine Hand erfassend „und mein Bruder, der Sepperl, ist droben, Deinem Herrn seine Frau zu retten vor den Bauern. Geh jetzt nicht hinauf, ihr die schreckliche Nachricht von ihrem armen Mann zu bringen, denn es ist zu viel schon über die Frau gekommen; ich warte einen guten Augenblick ab und sag' ihr dann schon von seiner schweren Verwundung. Sorg Dich auch nicht um sie, es soll ihr gewiß kein Leid geschehen und dem Buben auch nicht; ich bleib' bei ihr und verlaß' sie nicht."

„Und wenn Du auch bei ihr bleibst, Lonei, wie willst Du sie schützen vor den rohen Menschen, die grausam sind wie Wilde? Hörst Du's nicht, wie sie noch in den Straßen schießen? Und wenn die Arme bald allein steht in der Welt, wie's den Anschein hat bei den fürchterlichen Wunden meines armen, lieben Herrn, wird sie nicht zurückwollen in ihre Heimat?"

„Laß's gut sein, Hans! Auch wenn sie fort will aus unserm Tirol, die Lonei zieht mit! Schau! Ich hab' kein' Freud' mehr an meinem Land, und bei Dir daheim wird's wohl noch ein Plätzchen geben, wo ich bei fleißiger Arbeit bleiben kann und beten für — 'nen Buben, den ich lieb hab!"

Es war nicht Zeit und Ort zu frohem Austausch seliger Gefühle, denn zu schwer drückten die äußeren Verhältnisse, und kein frohes Aufjubeln wollte über die Lippen des Soldaten, aber mitten unter dem Tosen des nahen Straßenkampfes schloß Hans seine Lonei heftig in die Arme und seliger denn ein Freudenruf klang sein bewegtes, schlichtes Wort:

„Lonei, das segn' Dir unser Herrgott; Dein war ich, seit ich Dich drüben in Trient gesehen hab', und Dein bleib' ich mit meiner ganzen Seel! Geh nur heim auf meinen schönen Luipolder Hof und bring Vater und Mutter viel innige Grüß' von ihrem Hans! Soll ich aber meine Jachenau, meine lieben Berg', meine schöne Alm nimmer schau'n, dann sag's halt: „Der Hans ist gestorben für sein vielliebes Bayerland!" Schenkt mir aber die hl. Jungfrau 's Leben — Lonei — Dir gehört's dann, Dir allein!" und sich über die feuchten Augen wischend, eilte er zu seinem Herrn zurück, während die Mädchen mit dem Kinde dem Wolkensteinschen Hause zuschritten.

Die Straßen waren mit Kämpfenden gefüllt, Bayern und Bauern fielen tot und verwundet links und rechts; doch unbeirrt eilten die Mädchen dem Hause zu, bis sie endlich das schützende Asyl barg, woselbst die arme Dienerin bewußtlos von der ausgestandenen Gefahr niedersank.

Als die Oberstin bald darauf, von Joseph Schweigel und Dr. Aberle begleitet, das Haus verließ, drang schon ein neuer Haufe aufrührerischer Bauern der Thür zu, die Oberstin zu suchen, und da sich darunter auch einige Stubaier befanden, riefen sie Schweigel, welcher die Frau an der Hand führte, zu: „Aha! Sepperl, hast Du die Oberstin schon? Eben haben wir den Obersten erschossen, alleweil soll sein Weib d'ran. Nieder mit ihr auf die Kniee!"

Schweigel aber, mit derselben Geistesgegenwart, welche er die ganze Zeit bewahrt hatte, erwiderte gleichmütig: „Die Oberstin wird wohl noch droben sein! Diese ist dem Doktor sein Weib, die fürchtet sich, in dem Malefizhause allein zu bleiben; ich soll sie zu ihren Eltern führen," und als er bemerkte, wie die arme Frau durch die ungeahnte Nachricht von dem Tode ihres Mannes einer Ohnmacht nahe war, fügte er hinzu: „Schaut nur die Frau an, wie die sich über eure Wüstheit erschreckt hat! Gebt Raum und laßt mich heraus, am End' müßt' ich sie sonst noch auf dem Rücken wegschleppen".

Indem er Frau v. Ditfurth kräftig unterstützte, wendete er sich unbefangen dem bleichen Doktor zu, mit den Worten: „Behüt' Euch Gott, Doktor, geht nur hin ins Spital. Ich bring' die Frau schon zu ihrer Mutter, die sie richtig pflegen wird." Während die Rotte, nach der Oberstin suchend, in das Haus stürzte, brachte Schweigel dieselbe ungefährdet zu ihrer Freundin, wo sie ihr Kind wohlbehalten vorfand.

Ohne diese außerordentliche Kaltblütigkeit und wahrhaft erhebende Hochherzigkeit in Erfüllung einer Dankesschuld, wäre voraussichtlich die Rettung der armen, geprüften Frau nie gelungen. Freilich erfreute dieselbe sich nicht lange des schützenden Asyls, denn als eine Rotte tobend im gräflichen Hause Einlaß begehrt hatte, erklärte der Schwiegervater der Gräfin, trotz flehender Fürsprache der letzteren, Frau v. Ditfurth möge sich ein anderes Asyl suchen. Der schutzlosen, namenlos unglücklichen Frau wurde das Asyl versagt; da gewährte ihr auf der jungen, edlen Gräfin Bitten ein schlichter Bürgersmann mit furchtloser, aufopfernder und herzlicher Güte einen Zufluchtsort.

Es war dies der Handelsgärtner Eschenloher, welcher nicht zögerte, Frau v. Ditfurth bei sich aufzunehmen. — Ehe diese, von der Gräfin geleitet, das Wolkensteinsche Haus verlassen hatte, stellte sich Joseph Schweigel ein, und brachte der

Schwergeprüften die frohe Kunde, daß ihr Gatte noch am Leben sei; sobald sie sich der Aufnahme bei Eschenloher vergewissert hatte, eilte sie, von Joseph begleitet, an das Wundlager des Schwerkranken. Dieser aber lag im heftigsten Fieber und erkannte seine Frau nicht, laut phantasierend wähnte er sich noch an der Spitze seines Regiments. Sie blieb die ganze Nacht am Bette des Kranken, von Hans und Schweigel in der Pflege unterstützt, bis letzterer sie am grauenden Morgen zu Eschenloher brachte, wohin die edle Gräfin schon den Knaben getragen hatte. Bei dem Anblick ihres Kindes brach die arme Frau in krampfhaftes Weinen aus, bis die Natur ihre Rechte forderte und sie in tiefen, festen Schlaf fallen ließ, welcher fast 24 Stunden andauerte. Es war dieses um so mehr ein Glück, als sie dadurch auch nichts von den Schrecken der sich erneuernden Kämpfe merkte.

(Schluß folgt.)

Im Steigerwald.

Kloster Ebrach.

Von J. Hüttner.

In einem reizenden Thale am südöstlichen Ende des Steigerwaldes liegt der Marktflecken Ebrach, einst der Sitz der wohlhabendsten und einflußreichsten Cisterzienser-Abtei in Franken. Ebrach liegt an der Staatsstraße, 34 km von Bamberg, 28 km von Kitzingen, ebensoweit von Dettelbach, und 35 km von Schweinfurt entfernt.

Nur wenige Schritte vom Orte beginnen die herrlichen Forste und Waldungen, überreich an wunderschönen erfrischenden Spaziergängen.

Man lächle nicht, wenn wir sagen, allen, die der Erholung bedürfen, sei Ebrach als Sommerfrische empfohlen. Stille und Ruhe der friedlichen und doch so reizvollen Landschaft, die ozonreiche, balsamische Luft wirken wundersam erquickend und stärkend; dabei ist der Aufenthalt ebenso bequem als billig.

Von dem historischen Werte Ebrachs wollen wir nachstehend eine kurze Beschreibung geben, die allerdings keine wissenschaftliche Abhandlung, sondern nur einen Beitrag zur Geschichte und Landeskunde bilden soll. Die Abtei Ebrach wurde im Jahre 1126 von den Brüdern Berno und Richwin, Edlen aus dem Geschlechte von Eberau gestiftet. Als diese unter Kaiser Heinrich V. und unter Konrad, Herzog von Schwaben und Franken ihren Kriegsdienst geleistet hatten, beschlossen sie, ihren Sitz zu Eberau in ein Kloster umzuwandeln, wozu ihre einzige Schwester Bertradis sehr gern ihre Zustimmung gab. Schon im Jahre 1119 baten sie um eine Ansiedlerschaft der neuen und kaum im Entstehen begriffenen Brüderschaft der Cisterzienser, welche hohen Ruf der Frömmigkeit und Heiligkeit genossen. Viele Unannehmlichkeiten und Hindernisse standen der Neugründung im Wege und es konnte der frommen Bitte erst nach sieben Jahren willfahrt werden.

Aus dem Kloster Morimond in Frankreich wurde der ehrwürdige Abt Adam, geboren in Köln, ein Freund des hl. Bernhard, mit 12 Genossen berufen und zur Gründung einer vierten Filiale, jedoch der ersten in Deutschland, nach Franken gesendet, um eine Landschaft für eine Neuansiedelung ausfindig zu machen. Bald nach ihrer Ankunft in Eberau an den Abhängen des Steigerwaldes legten die Mönche Hand ans Werk, trugen das Schloß daselbst ab und bauten im Thale ihre Zellen, wie es ja den Cisterziensern eigen war, nicht auf Bergen zu siedeln.

Die erste Kirche, welche heute noch besteht und Michaelskapelle genannt wird, wurde vom Bischof Embrico in Würzburg am 7. Oktober 1134 eingeweiht.

Der ältere der Gründungsbrüder, nämlich Berno, widmete sich dem heiligen Vereine seiner Mönche, während der jüngere, Richwin, noch ferner Kriegsdienste leistete, wie er auch als Mitglied der vom Kaiser Konrad III., zu dem griechischen Kaiser Manuel Comenus abgeschickten Gesandtschaft beordert wurde. Der Komene hat um die Hand der Schwester Kaiser Konrads III. gefreit und zugleich ein Bündnis mit dem Deutschen Reiche gesucht. Nicht sehr lange hat die Abtei Ebrach bestanden, so wurden schon Mönche zur Gründung weiterer Niederlassungen ausgesandt. Ebrach gründete und bevölkerte das Kloster Heilsbronn, Langheim, Nepomuk, Bildhausen, Brumbach, Birkenfeld, Schönau ꝛc.

Als Wohlthäter der Abtei Ebrach verdienen erwähnt zu werden: Kaiser Konrad III., der Ebrach nicht nur mit kaiserlichen Privilegien, Ausnahmestellungen und Freiheiten ausstattete und in Schutz des Reiches nahm, sondern demselben auch herrliche Landgüter zuwies.

Die Kaiserin Gertrudis gesellte sich durch gleiche Mildthätigkeit ihrem Gatten bei, die Söhne eiferten der Frömmigkeit ihrer Eltern nach. 27 Päpste befestigten und zierten Ebrach durch Privilegien und Vergünstigungen, während über sechshundert Herrscher, Grafen und Edelleute großartige Schenkungen machten, wozu insbesondere: Wilhelm Graf von Henneberg, Ludwig Graf von Rieneck, die Edlen v. Windheim, die Patrizier Holtzschuh von Nürnberg, die Edlen v. Teufel in Würzburg gehörten.

Dem Kloster gehörten teils durch Schenkung, teils durch Tausch und durch Kauf 65 Ortschaften und Höfe zu, worüber dasselbe die Gerichtsbarkeit ausübte. So z. B. Abtswind, Alitzheim, Birkach, Bischwind, Breitbach, Brünnstadt, Buch, Büchelberg, Burgwindheim, Dippach, Ebersbrunn, Elgersheim, Frankenwinheim, Füttersee, Geesdorf, Geusfeld, Gochsheim, Gressingen, Grettstadt, Haag, Herlheim, Herrnsdorf, Hüttenheim, Ilmenau, Kappel, Kötsch, Koppenwind, Langheim, Lülsfeld, Mainstockheim, Manndorf, Mönchsambach, Mönchsontheim, Mühlhausen, Münchstockheim, Neudorf, Rödelsee, Schallfeld, Siegendorf, Spießheim, Steinach, Stieberlimbach, Sulzheim, Tüdingsfeld, Tugendorf, Vögitz, Westheim, Weyer, Winkelhof, Wolfsbach, Wustviel und Ziegelsambach. Schmalfeld, Schmerb, Schönbach, Schrappach, Schwappach,

Mehrere Ortschaften verschwanden im 30jährigen Kriege und wurden nicht wieder aufgebaut, z. B. Birkenrode in der Nähe von Winkelhof, Bergheide bei Neudorf, Dürrenhaus bei Würzburg, Gengelsberg bei Zekelstein.

Viele Wohlthäter wählten sich ihren Begräbnisplatz in der Kirche zu Ebrach, wovon heute noch die Grabmale der

Kaiserin Gertrudis und ihres Sohnes Friedrich, der in Rom an der Pest starb, der Familie Teufel von Würzburg, der Herren v. Scherenberg, Wertheim und Windheim sichtbar sind.

Auch die Herzen der Bischöfe von Würzburg wurden in der Ebracher Kirche beigesetzt. Das erste war das des 28. Bischofs Siegfried, gestorben im Jahre 1153. Mit Bischof Julius Echter von Mespelbrunn hörte jedoch diese Sitte auf.

Wir wollen das Ceremoniell der Überführung der Herzen beifügen.

Sobald man erfahren hatte, daß ein Würzburger Bischof gestorben sei, und sobald es angekündigt wurde, daß sein Herz auf einem Wagen an die Klosterpforte gefahren sei, wurden alle Glocken geläutet und das Herz alsbald an die Kirche gebracht.

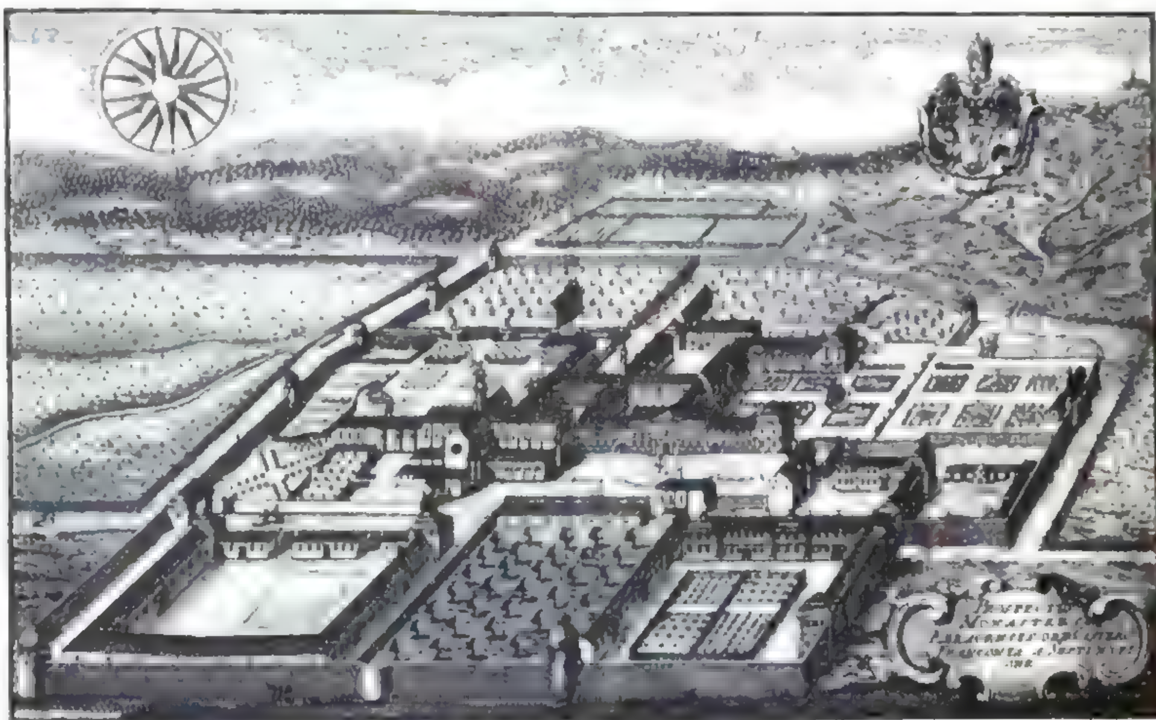
Das Herz wurde gewöhnlich auf dem eigenen Wagen des Bischofs mit vier Pferden hergefahren, und von dem Diener des Bischofs, der auf dem mit schwarzen Teppichen behängten Wagen saß, getragen. Der Diener sowie der Wagen und die Pferde blieben von nun an dem Kloster. An der Kirche befand sich der Abt, angethan mit Albe, Pluviale und Stole von schwarzer Farbe und Inful von weißer Farbe, sowie ein Diakon und ein Subdiakon, auf gleiche Weise gekleidet mit Albe und Dalmatika.

Alle Klostergeistlichen und Ordenspersonen wurden zusammenberufen und begaben sich zum Portal der Kirche in folgender Ordnung: Zuerst der Subdiakon mit dem Weihwasser, begleitet von einem Kleriker oder Novizen, der das Weihwassergefäß trug, dann zwei Kleriker mit dem Weihrauchfaß und dem Weihrauchschiffchen, der Diakon mit dem Kreuze, zu beiden Seiten zwei Kerzenträger, der Abt in Pontifikalkleidung, der assistierende Priester und zwei ministri für Bischofsstab und Inful, die Geistlichen, Ordensbrüder und Novizen.

Sobald sie beim Portale der Kirche angekommen waren, teilten sich die Brüder in zwei Chöre, inzwischen wurde das Herz aus dem Wagen herangetragen, von dem Abt mit Weihwasser besprengt und inzensiert, mit vernehmbarer Stimme: Pater noster und nach einer Verbeugung: Et ne nos 2c. gebetet.

Das Herz wurde sodann von dem assistierenden Priester, der mit Albe und Pluviale bekleidet war, zur Kirche getragen, wobei der Sängerchor anstimmte: Libera 2c.

Sobald der feierliche Zug in der Kirche angelangt und das Herz auf einer Bahre in Mitte des Presbyteriums niedergestellt war, der Diakon mit dem Kreuze zwischen Altar und Katafalk, der Abt aber mit den ministri ihm gegenüber gegen die Bahre und Schiff der Kirche stand, wiederholte der Abt nach Beendigung des Libera das Pater noster 2c. und besprengte hinwiederum das Herz mit Weihwasser und inzensierte es. Hierauf wurde die Vesper gehalten und nach deren Beendigung die Totenvesper gesungen. Unterdessen brannte das Licht bis zur Zeit des Begräbnisses. Am folgenden Tage wurden die Laudes und die Vigilien der Toten gesungen. Die Priester celebrierten, und nachdem vom Abte in feierlicher Weise das Hochamt celebriert, wurde zur Bestattung des Herzens geschritten, welches Begräbnis auf dieselbe Weise, wie angesehene Gastfreunde oder Ordenspersonen beerdigt zu werden pflegten, stattfand. Das Herz befand sich in einer Urne, die mit eisernen Bändern umgeben war.



Kloster Ebrach vor der Säkularisation.

Der Fuhrmann erhielt als Honorar einen rheinischen Gulden.

Die Klosterkirche wurde unter Abt Herrmann am 4. Juni 1200 zu bauen angefangen und auf dieselbe Stelle plaziert, wo der Sage nach ein wilder Eber einen Bischofsstab ausgewühlt hatte. Dieselbe wurde nach 85 Jahren vollendet und am 9. September 1285 von Herrn Berthold v. Sternberg, Bischof von Würzburg feierlichst eingeweiht.

Der Bau besteht ganz und gar aus fein behauenen Steinen. Diese wurden aus dem Steinbruche bei der Meierei gewonnen und auf Walzen beigeschafft. Daß der Bau sehr mühevoll war, beweist die lange Bauzeit. Aufgeführt wurde derselbe ausschließlich von den fleißigen Mönchen, die deshalb Kostzulagen erhielten, während sie vorher nur von Gemüse und

dünner Suppe lebten. Die Kirche ist in Kreuzform erbaut, ist 294 Fuß lang und 91 Fuß breit und 90 Fuß hoch. Auf beiden Seiten besteht sie aus 30 sehr starken Pfeilern, so daß sie außer dem großen Schiff noch zwei kleinere Gewölbbögen hat. Durch 50 sehr lange und hinreichend breite Fenster wird sie wundervoll beleuchtet. Hierzu kommen noch vier große in Form von Sternen angebrachte Fenster. Das erste auf der Frontseite der Kirche ist 40 Fuß hoch und breit und wurde erst vor einigen Jahren erneuert und mit Glasmalerei versehen. Die alte sogenannte Rosette befindet sich im Nationalmuseum in München.

Die Kirche hat 10 Altäre und 12 Kapellen; auf der Seite des Kreuzganges gegen Norden ist ein dem hl. Bernhard geweihter Altar aus Marmor und Alabaster erbaut, der mit einem Kostenaufwande von 20000 Gulden hergestellt wurde. Gegenüber diesem Altar befindet sich die Sakristei, über welcher in Gipsfiguren die Ankunft des hl. Geistes dargestellt ist.

Die Kirche besitzt drei Orgeln, von denen zwei oberhalb des Chores der Mönche zur Unterstützung des Choralgesanges dienten; die größere befindet sich oberhalb des Haupteinganges, besitzt einen wunderbaren Ton, hat 36 Register und 2 Manuale.

Außer dieser Kirche befand sich noch eine weitere Kirche innerhalb der Klostermauern. Dieselbe war für die Hausgenossen und Bewohner der umliegenden Dörfer und Städte bestimmt, da sie nicht die Basilika betreten durften.

Diese Kirche, die sogenannte Fuchsische Kapelle oder Kapelle ad portam wurde bei Aufhebung des Klosters im Jahre 1804 abgebrochen. Nunmehr befindet sich auf derselben Stelle ein Bäckerhaus.

Auf der Stelle, wo jetzt das Schulgebäude steht, befand sich eine Kapelle für Kranke und Rekonvaleszenten.

Außerdem gehörten noch zum Kloster die Pfarreien Burgwindheim, Burgebrach, St. Rochus, Schwabach, Katzwang, Leerstetten und Bergheide.



Partie aus der Kirche von Ebrach.

Bei dieser Gelegenheit darf die Kapelle nicht übergangen werden, die sich nordwärts außerhalb des Marktes Burgwindheim befindet. Für ihre Gründung bietet folgende Geschichte Gelegenheit und Anlaß:

Als nämlich im Jahre 1465 nach Sitte der hl. katholischen Kirche am Fronleichnamsfeste mit dem Allerheiligsten eine feierliche Prozession veranstaltet wurde, öffnete sich die Kapsel der Monstranz, ohne daß ein Windstoß kam und ohne Hand anzulegen, und die hl. Hostie fiel auf die Erde, was viele bezeugten und schriftlich bestätigten.

Der Platz wurde hierauf vom Volke hochverehrt, weshalb der Edle Konrad v. Thannhausen eine Kapelle daselbst errichten ließ, die sich aber bald als zu klein erwies. Dieselbe wurde daher abgebrochen und eine größere erbaut, die am 27. Mai 1597, dem 3. Pfingstfeiertage, von dem Bamberger Suffraganbischof Johannes Örtlein eingeweiht wurde.

Mehr und mehr wuchs von da an die Verehrung dieses Ortes, um so mehr, als neben der Kapelle am Fuße eines kleinen Hügels um das Jahr 1625 eine Quelle hervorsprudelte, die als sehr heilbringend galt. Heute noch finden große Wallfahrten dorthin statt.

Was die Klostergebäulichkeiten betrifft, so ist hierüber folgendes bekannt:

Die erste vom Abt Adam aufgeführte Wohnstätte befand sich da, wo jetzt die große Kirche steht. Dieselbe war ursprünglich ganz von Holz, wurde nach einigen Jahren durch Fachwerk und später durch Quadersteine vergrößert. Als die erste Wohnstätte sich als zu klein erwies, wurde dieselbe in südlicher Richtung erweitert.

Mit dem Bau der großen Kirche wurde auch „die Erbauung eines wohnlicheren Konventes“ in Angriff genommen. Die Äbte Ludwig, Candidus Pfister und Paulus Baumann stellten jedoch den Konventsbau vollständig neu her.

Dieses ganze Gebäude bestand aus drei Stockwerken: im

untersten, das gleichsam zu ebener Erde und ganz und gar gewölbt ist, waren die Werkstätten der Mönche, die Grüfte und die Keller eingerichtet.

Im mittleren, das ähnlich gewölbt ist, befanden sich die Mönchswohnungen, welche der ganzen Genossenschaft gemeinsam waren, sowie die anstoßende Sakristei, der Kapitelsaal, der Speisesaal, die Küchenräumlichkeiten, der Kreuzgang, der mit Marmor gepflastert war.

Auf der andern Seite befand sich die Barbierstube, das Wintermuseum und das Aufenthaltszimmer des Sommers, das mit Stuccaturarbeiten und mit Gemälden geschmückt war.

Von da führte eine sehr bequeme Treppe zum 3. und letzten Stockwerke empor, wo ein Schlafsaal so eingerichtet war, daß er 60 Zellen faßte. Ein Ofen heizte immer zwei Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller und die Münchener Hofbühne.

Von August Edelmann.

Die Einsicht und Güte des erleuchteten Kurfürsten Maximilian Joseph III. von Bayern, seine Teilnahme an der Erweckung und Förderung des deutschen Dramas hatte der von Franz Nießer im Faberbräuhause in der Sendlingerstraße zu München begründeten „gereinigten deutschen Schaubühne" bereits eine schöne, geräumige Heimstätte im alten Opernhause auf dem Frauenfriedhof, dem späteren Salvatorplatz, verliehen, als Friedrich Schillers Jugendwerk „Die Räuber" nach seiner ersten Aufführung in der damals pfalzbayerischen Stadt Mannheim (13. Januar 1782) die gebildete Welt in Flammen setzte.

Das mächtige Stück gelangte alsbald auch in Leipzig, Dresden, Hamburg, Berlin, Mainz, Nürnberg rc. mit dem größten Erfolg zur Darstellung, während in der bayerischen Landeshauptstadt „Die Räuber" erst am 15. Mai 1826, also 21 Jahre nach dem Tode ihres Dichters, unter König Ludwig I., die königliche Hofbühne beschreiten sollten. Nicht so lange ward jedoch mit der Inscenierung aller übrigen Werke Schillers gewartet, wenn München auch den Eifer, mit welchem verschiedene große und kleine Theater nach den klassischen Bühnengebilden des großen Dichters sogleich gegriffen haben, keineswegs teilte, und wenngleich die Verhältnisse sowohl auf der alten Nationalschaubühne bei der St. Salvatorkirche, als im neuen Opernhause oder jetzigen Residenztheater, in welches Maximilian Joseph IV. im Jahre 1799 das deutsche Theater verlegte, jeden vollen Erfolg jener dramatischen Meisterwerke ausschließen mußten und auch ausgeschlossen haben.

Im alten Hause kam überhaupt nur das republikanische Trauerspiel „Die Verschwörung des Fiesko zu Genua" Anfang Mai des Jahres 1789 zur Aufführung, ohne indes in der von den kurfürstl. pfalzbayer. Theatercensoren gebotenen Form sonderlich zu wirken und mehr als zwei Wiederholungen erleben zu können. Namentlich der Mohr erschien unpassierbar.

Andererseits konnte die Subordination, welche Verrina und die Genueser dem Haupte der Verschwörung nicht verweigern, den kurbayerischen Offizieren zu gutem Beispiel dienen, jenen Offizieren, welche im Theater oft wüsten Lärm verursachten und auf die persönliche Intervention des kunstsinnigen Kurfürsten Karl Theodor zur Antwort gaben, sie seien um ihr bar Geld im Theater, und da hätte ihnen kein Mensch zu befehlen. Wem es gefiel, der berauschte sich in der Theaterschenke.

Nur wenig fruchtete es, daß in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eigene Schildwachen zur Verhütung gröbster Ruhestörungen in beiden Münchener Hoftheatern aufgestellt wurden. Man mußte vielmehr glauben, diese Wachen stünden da, um mit dem Musketenkolben auf den Boden zu stoßen und zum Geplauder der alten und jungen „ausländischen Fratzen", die, der deutschen Sprache unkundig, eine Komödie für sich spielen wollten, den Baß anzugeben. Von Loge zu Loge, von Bank zu Bank pflegten sich die vornehmsten Besucher und Besucherinnen ihr Urteil über Schauspieler und Schauspiel zuzurufen.

Empört über derartige Übelstände, entrüstet über die ganze damalige Geschmacksrichtung, sowie über verschiedene, der Wiedergabe klassischer Bühnenwerke höchst unzuträgliche Gewohnheiten der meisten Darsteller, schrieb der „dramatische Censor" Professor J. Strobel im Wintermonat 1782:

„Weil wir zu Hause unsittliche Handlungen und Ausschweifungen begehen, wollen wir derlei auch auf der Bühne sehen; und weil unsere Nerven in Wollust, unsere Seelenkräfte in sklavischer Heuchelei schlaff werden, so gefällt uns ein männlicher Mann, eine sittsame Frau auf der Bühne nicht. Deshalb wird nach und nach das Trauerspiel von unserer Bühne verbannt, denn die meisten unter uns können den Anblick einer großen, edlen Seele nicht ertragen. Ein Mann, der ein Trauerspiel nicht liebt oder gar ein Possenspiel ihm vorzieht, gehört nicht unter die guten Menschen. Sein Gefühl muß stumpf sein und seine Denkart niedrig; entweder es rührt ihn nichts mehr, oder es thut ihm wehe, wenn ein Überrest von Empfindung ein paar Thränen ihm erpreßt.

„Wenige sind unter der Zuseherschaft, die einen Begriff haben von dem, was sie doch nur allein ins Schauspielhaus berufen soll. Die meisten gehen ins Schauspiel, um ihre geputzte Figur zu zeigen, um ein paar Stunden mit Anstand nichts thun zu dürfen, um nach der Mode zu leben, um von den Schauspielern räsonnieren zu können u. s. w. Wer könnte die Absichten alle nennen, um derentwillen die Kirche und das Schauspielhaus besucht werden? . . . In einer zotenreichen, unehrbaren Scene, wenn alles lachend, klatschend, inniglich vergnügt ist, gleicht unser Theater einer Versammlung rasender Bacchanten beiderlei Geschlechts, und das Geklatsche heißt gerade so viel, als wenn wir uns einander zuriefen: nicht wahr, Brüder und Schwestern! wir sind doch ein recht ungezogenes, ausgelassenes, liederliches Völkchen!

„Eine unehrbare Schnurre, wofür man dem Verfasser Nasenstüber geben soll, ein Fall auf den Boden, ein lange zurückgehaltenes und dann auf einmal losgedonnertes oder leise durch die Zähne gejagtes Wort; eine Bravour-, Sentenz- oder konvulsivische Bewegung beim Abgang, wo der Schauspieler wohl selbst an die Stirn oder beide Hände aneinander patscht und so den Ton zum Applaudieren angibt, alle diese

Dinge ziehen ein unfehlbares Getöse nach sich. Studiere aber einer Tage und Nächte hindurch, um alle Züge der Wahrheit, alle seine Nuancen durch Deklamation, Blick oder Gebärde in seiner Rolle zu bringen, es wird nur von wenigen bemerkt, und diese wenige pflegen nicht ihren Beifall mit den Händen oder Füßen von sich zu geben.

„Es ist mit unserm Geschmack wie mit unseren Mägen. Natürliche Speisen sind uns zum Ekel, nur hauts gouts, Kraftbrühen reizen noch unsern Gaumen. So gähnen wir bei einen Schauspiel, das in einfacher Verwickelung seinen natürlichen Gang fortgeht, und nur bei solchen Scenen sind wir lebendig, in welchen Ehrbarkeit und Tugend verletzt werden. Unser Beifall bei solchen Stücken ist laute Aufforderung an die Direktion, uns mit derlei mehr zu ergötzen, und es geschieht; denn das Parterre ist eigentlich Herr über die Schaubühne, und die Direktion — d. h. Graf Seeau — erachtet sich nicht zur Vormundschaft über unsere Sittlichkeit berufen.

„Wer kann sich nun noch wundern, daß der gemeine Bürgersmann, der noch nicht so weit von der Natur entfernt, auf Zucht und Sitte etwas hält, so selten das Schauspielhaus besucht?"

Sehr mit Unrecht schalt also Direktor Theobald Marchand den Münchener Bürger eine „Bierbitsche", und ebenso einseitig bemerkte Franz Marius v. Babo im Jahre 1808, daß der Münchener Bürgerstand, „obschon er die ganze Theaterausgabe für sich in Verdienst und Einnahme bringt, teils aus Mangel an Kultur, teils aus Gewohnheit einer handgreiflicheren oder konsumtibleren Ergötzlichkeit, das Hoftheater fast gar nicht besuche". Die pikanten deutsch-französischen Machwerke, die komischen Operetten, die geschmacklosen Ballette, in welchen Tänzer und Tänzerinnen alles gethan zu haben glaubten, wenn sie „wie Frösche, die man an ein Seil gebunden," die Füße bis zur Stirn emporzogen, — Marchands ganzes Repertoir mißfiel dem schlichten Münchener, sowie es ihn auch nicht zur Achtung des ganzen Schauspielerstandes gelangen ließ. Schon dem großen Friedrich Ludwig Schröder kamen die Münchener übrigens mit der höchsten Achtung und Bewunderung entgegen (1780). Schröder ward mit Beweisen der Gastfreiheit überhäuft und fand unter den Vornehmen und Gelehrten treffliche Köpfe, unter niederen Ständen ein so richtiges Gefühl und passendes Urteil, daß er sehr geneigt war, den gesunden Menschenverstand Bayerns der erlernten Gelehrsamkeit und dem anspruchsvollen Kunstgeschmack „mehr gepriesener Länder" vorzuziehen.

Den 28. Mai 1799, wenige Monate nach dem Tode des Kurfürsten Karl Theodor, brachte Franz Marius v. Babo Schillers drittes Jugendwerk, das bürgerliche Trauerspiel „Kabale und Liebe" im neuen Opernhause mit geteiltem Erfolg zur ersten Aufführung; bereits 15 Jahre früher ward dieselbe Tragödie in Frankfurt und Mannheim in Scene gesetzt. Die biedere, rechtschaffene, starkherzige Bürgerschaft Alt-Münchens fühlte sich von „Kabale und Liebe" begreiflicherweise sehr ergriffen, während die oberen Stände nur mit neuem Mißbehagen die böse sozialpolitische Seite des düstern Zeitgemäldes, die Emporsetzung des Adels der Seele über den Adel der Geburt, erkennen mußten. Nach drei Wiederholungen und immer schlechterem Kassenerfolge zählte Luise Miller zu den Toten des Theaterarchivs.

Mußten den „Räubern" die Pforten der Münchener Hofbühne verschlossen bleiben, und konnten auch „Fiesko" sowie „Kabale und Liebe" der realistischen Richtung, ihrem ganzem Inhalte nach zu keinem rechten Erfolge kommen, so stand doch von den späteren geschichtlichen, in keinem Betracht bedenklichen Dramen des mehr zum Idealismus bekehrten, in sich einig gewordenen Dichterfürsten eine günstigere Aufnahme, eine tiefere Wirkung zu erhoffen. In dieser Erwartung hielt Babo es für wohlgethan, gelegentlich der Gastspiele berühmter Heldenspieler und ausgezeichneter Künstlerinnen fast alle jene Dramen im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts den Münchenern vorzuführen.

So gelangte der nach Shakespeare bearbeitete „Macbeth" am 4. März 1802 erstmals zur Darstellung. Der 7. Juni desselben Jahres brachte die Premiere von Schillers „Don Carlos", der 2. August 1803 diejenige der „Maria Stuart". Darauf folgte im Jahre 1804 die große Wallenstein-Triologie, im Jahre 1806 „Der Parasit" und „Wilhelm Tell", am 27. März 1808 „Die Braut von Messina". „Phädra" kam i. J. 1811 an die Reihe.

Keines der vorgenannten Stücke konnte nun aber das Interesse des Münchener Theaterpublikums in höherem Grade fesseln, keines lohnte die lobenswerten Bemühungen der Intendanz, die Anstrengungen einzelner Künstler. Mit einer uns unverständlichen Unempfänglichkeit hatte man sich hier gegen die besten Schillerschen Werke, gegen den Dichter der „Räuber" abgeschlossen, — eine Thatsache, die um so merkwürdiger erscheint, als doch seit langem Shakespeares „Hamlet", „König Lear", „Die bezähmte Widerbellerin" u. a. m. beliebte Repertoirstücke geworden waren. Freilich war Hamlet damals Deutschland.

Die kühle Aufnahme eines „Tell" zu verstehen, müssen wir indes die willkürliche „Verbesserung" auch dieses wunderbaren Schauspiels, die leichtsinnige Bequemlichkeit der meisten Hofkomödianten, die französische Zeitatmosphäre mit ihrer gewaltsamen Unterdrückung jedes Freiheitsgedankens ins Auge fassen.

Die schöne Rolle des schweizerischen Bannerherrn Werner, Freiherrn v. Attinghausen, wurde z. B. ganz gestrichen. Damit entweihte man also auch den goldenen Spruch:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ Dich an . . . ."

Nicht ward geklagt:

„Das ganze Land liegt unterm schweren Zorn . . ."

Und Stauffacher predigte nicht den Sturz der Tyrannenmacht Napoleons, welche das alte Deutsche Reich soeben zertrümmerte.

Immerhin erhielt sich Schillers „Wilhelm Tell" im Repertoir des nunmehrigen königlichen Hof- und Nationaltheaters zu München, ja es kam i. J. 1810 auf Drängen der Presse dazu, daß fortab auch Attinghausen seine schönen Verse sprach. Im übrigen wollten noch neuere Litteraturhistoriker, z. B. Julian Schmidt, die Liebesscene zwischen Ulrich von Rudenz und Bertha von Bruneck gestrichen wissen.

Die gebildeten Einwohner Weimars sahen der ersten Aufführung der „Piccolomini" (30. Januar 1799) mit der höchsten Spannung entgegen. Die Familien der Professoren sorgten mit der größten Mühe schon bei der ersten Ankündigung für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts anderem sprechen. Frauen und Töchter intriguierten gegen einander,

um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Alles war von der Aufführung bezaubert.

Nicht so in München! Hier wurden „Die Piccolomini" am 4. April 1804 mit seltener Gleichgültigkeit empfangen, und nur wenige wohnten der Aufführung bei. Dem Ausweis der alten Kassabücher zufolge betrugen die Einnahmen 58 fl. 27 kr., bei „Wallensteins Tod" nur 81 fl. Letzteren standen Ausgaben in der Höhe von mehr als 1000 fl. gegenüber. Allein kein Fleck, kein Eßlair, kein Bernhard Rüthling war vorhanden, Begeisterung für die bahnbrechenden Wallensteinstücke allsogleich zu wecken. Obendrein habe der Leiter der Münchener Hofbühne selbst geurteilt, daß „Die Piccolomini" mit einem hohen poetischen Wert gar keinen dramatischen verbinden würden.

Was hernach „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder" anbetrifft, so wurde dieses zwischen antiker und moderner Welt schwebende Trauerspiel auf Andringen des kunstsinnigen Kronprinzen, nachmaligen Königs Ludwig I., am oben genannten Tage zum Besten der Witwe Friedrich Schillers im Opernhause oder Residenztheater erstmals vorgeführt.

Der betreffende Theaterzettel meldete: „Da dem Geldertrag dieser Vorstellung eine der vorzüglichen Teilnahme aller Kunstfreunde würdige Bestimmung gegeben worden ist, so bleibt das Abonnement aufgehoben". Nichtsdestoweniger betrug die Einnahme, wie Dr. Franz Grandaur in seiner nach den besten Quellen bearbeiteten Chronik des kgl. Hof- und Nationaltheaters in München (München 1878) mitteilt, einschließlich des königlichen Geschenkes von 100 fl., geringe 500 fl. Bei der Wiederholung war das Haus ziemlich leer; „denn das Publikum", schrieb Babo, „hatte sich schon an der ersten Vorstellung satt gesehen. So ist es hier mit den sog. dramatischen Meisterstücken beschaffen; so erging es auch Wallenstein, Maria Stuart, Don Carlos und Tell!" — Mad. Antoine, bereits eine Zierde des inzwischen eingegangenen Schauspielhauses bei der St. Salvatorkirche, gab die Donna Isabella, Dlle. Cannabich die Tochter Beatrice, Kürzinger den Don Manuel, Stentsch den Brudermörder Don Cesar. Weit größer als Mad. Antoine zeigte sich später Sophie Schröder in der Rolle der Isabella, ihrer Glanzleistung, mit der sie sich am 1. März 1836 nach einer sechsjährigen Thätigkeit von der Münchener Hofbühne auch verabschiedete.



Sct. Severin und Odoaker

Unter wesentlich veränderten politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, unter dem drohenden Zusammenbruch der Machtherrschaft Napoleons I., kam im Jahre 1812 Schillers „Jungfrau von Orleans" mit Dlle. Altmutter in der Titelrolle auf die Münchener Hofbühne, und diese romantische, innerlich mächtigste, mit der unmittelbaren Bühnenwirkung rechnende Tragödie war es endlich, welche auch in der bayerischen Residenzstadt den Enthusiasmus für Schiller entzünden mußte. So hinreißend war die Wirkung und so allgemein die Begeisterung, daß „Die Jungfrau von Orleans" noch in demselben Jahre 13 Wiederholungen erlebte. Nur Webers volkstümliche Oper „Der Freischütz" konnte sich später gleichen Erfolges rühmen. Bald dachte man daran, die übrigen Schillerschen Dramen neu einzustudieren, und nun wuchs auch ihr Erfolg, wenngleich eine gründliche Reform unserer Hofbühne noch lange ausblieb. Es erfüllte sich des Dichters Wort:

„Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor".

Sogar „Die Räuber" kamen zu Ehren, indem sie gelegentlich eines Gastspiels des Charakterdarstellers Wilhelm Vespermann (gest. als Münchener Hofschauspieler den 8. Januar 1837) im Frühjahr 1816 in dem „Theater vor dem Isarthor" zugelassen wurden. Dieses Theater, von Direktor Weinmüller geleitet, war zwar der Intendanz der Hofbühne unterstellt, aber im Gegensatz zu letzterer der Schauplatz derber Possen, Ritter- und Spektakelstücke, in deren Mitte zu erscheinen „Die Räuber" für würdig befunden wurden. Der einem Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes rc. gleichgestellte Karl Moor fand einen Vertreter in Carl (Frhr. v. Bernbrunn), dem späteren komischen Staberlspieler und Gründer des Wiener Carl-Theaters. Wilh. Urban glänzte als Kosinsky, Vespermann selbst gab den Franz und bot eine solch vorzügliche Leistung, daß das ganze Stück am 15. Mai 1826, wie eingangs bereits erwähnt, in unserem heutigen, in den Jahren 1811—1818 neben dem Residenztheater erbauten kgl. Hof- und Nationaltheater in würdiger Weise zur Aufführung gelangte. Mad. Birch-Pfeifer spielte dabei die Amalie. Schillers erstes Jugendwerk wurde damals zweimal wiederholt und erlebte am 17. September 1872 die fünfzigste Vorstellung.

Den stärksten Impuls zur fleißigen Wiedergabe der klassischen Bühnengebilde Friedrich Schillers auf der Münchener Hofbühne bot schließlich der auch hier am 10. November 1859 in erhebender Weise gefeierte hundertjährige Geburtstag des größten deutschen Dichters. Sophie Schröder, die achtzigjährige Künstlerin, brachte „Die Glocke" zum Vortrag, und die Festgrüße Emanuel Geibels, Hermann Linggs u. A. weckten den lautesten Jubel, den Stolz des Volkes, das den einst vielgeschmähten und verkannten Dichter besessen. Seine Lehren waren aber damals noch nicht in Thaten übergegangen, und erst seit dem Jahre 1870 dürfen wir sprechen:

„Wir sind ein Volk und einig woll'n wir handeln!"



So kann man hier zu Land die schönen Jungfern sehn,
Wie sie voll Nettigkeit in ihre Kränzlein gehn.

Dort zeigt dir jegliche aus allen ihren Kräften,
Dass sie bewandert sei in Wäsch und Staatsgeschäften.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Das Ende der Römerherrschaft in den deutschen Ländern an der Donau.

Bei der völligen Auflösung des weströmischen Reiches blieben noch viele Städte an der Donau in den Händen der Römer, die durch Mut und Ausdauer sich längere Zeit gegen die andrängenden Feinde erhielten, endlich aber, von Rom ohne Hilfe und Stütze sich selbst überlassen, von den deutschen Völkern von allen Seiten umringt, täglichen Angriffen ausgesetzt, an allem Mangel leidend, sich in ihrem Widerstande erschöpften.

Bei dieser bedrängten Lage entschloß sich der hl. Severin, der durch die Hunnen mit seinem Bruder Viktorinus aus Afrika vertrieben war, im Jahre 454 jenen Gegenden zuzueilen, um durch geistliche Waffen Friede, Trost und Hilfe zu verbreiten. Er tröstete und half den Römern, die sich dort niedergelassen und das Christentum angenommen hatten, wie ein Vater und wurde ebenso geachtet und um Rat gefragt von den ungläubigen wilden Deutschen. Auf solche Weise schloß er Verträge unter den kriegführenden Parteien, wodurch die Deutschen von ihren ungestümen Anfällen gegen die römischen Niederlassungen abließen, stiftete Friede und Eintracht und verbreitete mehr und mehr in jenen Ländern die Segnungen des Christentums, welches allenthalben sich triumphierend über das stürzende Heidentum erhob.

Severin hielt sich als wandernder Glaubensprediger in der Gegend von Passau und Vilshofen, Lorch und Wien auf. Alles sehnte sich nach diesem göttlichen Manne, sowohl Gläubige als Ungläubige, alles wähnte sich sicher, wo Severin

weilte, Römer wie Deutsche. Er wußte sogar den gefürchteten Suevenkönig Gibold, welcher damals Böhmen bewohnte, sowie den König der Rugier, die den Römern am schwersten zusetzten, durch Bündnisse und Besprechungen von ihren Einfällen über die Donau zurückzuhalten. Die gefangenen Römer wurden ausgelöst, selbst die damaligen Bischöfe des Landes, so Maximus in Juvavia, Lucillus in Regensburg, Valentin in Passau, Sylvin in Kinzingen, einer Stadt bei Vilshofen rc., thaten nichts ohne seinen weisen Rat. Allen jenen Städten und Märkten, die den weisen Mahnungen dieses frommen Mannes folgten, geschah kein Leid. Allein vier Städte, die in ihrer Sittenverderbnis das Gegenteil thaten und für seine Mahnungen taub blieben, eilten ihrem Untergange entgegen. So geschah es mit der römischen Reichsstadt Astures, dem heutigen Stockerau in Österreich; denn als Severin dort mit Hohn und Spott abgewiesen war und die Stadt verlassen hatte, rückten die wilden Deutschen heran, plünderten und vertilgten die Stadt und töteten die Einwohner. Gleiches Los traf die Stadt Kinzingen, Quindanorum colonia, zwischen Osterhofen und Vilshofen, welche die Einwohner selbst zerstörten, um sich hernach nach Passau zu flüchten. Passau entging für diesmal seinem Verderben, als Severin mit dem Suevenkönige Gibold, der wiederholt aus Böhmen anstürmte, unterhandelte und ihn bewog, umzukehren. Nochmals warnte auch Severin die Römer in Juvavia, der jetzigen Stadt Salzburg, schickte ihnen einen Römer, Moderatus, und ließ ihnen verkünden, mit Weib und Kind sollten sie sich aus der Stadt machen, wollten sie dem Strafgerichte Gottes entrinnen; die Stadt müsse zerstört werden, so wolle es Gott, die Stunde ihres Verderbens sei nahe. Die Bewohner blieben den Mahnungen gegenüber taub. Severin sandte wiederholt einen Boten, Namens Quintasius, dahin und ließ ihnen zur Flucht raten, wenn sie ihr Leben retten wollten. Sie verachteten in ihrer Verderbtheit wiederholt alle Mahnungen. Selbst der Glaubensprediger Maximus blieb taub, und alle stützten sich auf ihre stark befestigte Stadt.

Aber bald nach der Rückkehr des Quintasius rückten die Heruler, welche von einem Zuge aus Italien kamen, heran, plünderten und zerstörten die Stadt bis auf den Grund und schleppten die Einwohner, so noch am Leben, mit fort. Der heilige Maximus wurde aufgeknüpft, seine übrige, 55 Köpfe zählende Mitpriesterschaft wurde aus den Felsenklüften am Mönchsberg, wohin sie sich zu retten suchten, herabgestürzt. Dieselben wurden in St. Armundi, jetzt Margarethekapelle bei St. Peter beerdigt. Die Zerstörung dieser bedeutenden römischen Reichsstadt Juvavia geschah 476.

Bald aber kam auch die Reihe an Passau, wiewohl die Bewohner einen Anfall der Deutschen aus Böhmen (Schwaben) mutig abschlugen und dieselben bis über die Donau zurückgedrängt hatten.

Severin sagte ihren Sturz voraus, da es die deutschen Völker beschlossen hatten, alle römischen Städte und Niederlassungen zu vertilgen und jene Länder von der Donau bis an die Alpen in Einöden zu verwandeln. Passaus Bewohner blieben den Mahnungen Severins gegenüber taub und wiesen jeden Rat ab. Severin zog mit seinen Anhängern nach Lorch (Ens) ab. Die römischen Söldlinge, ohne Sold und Hilfe von Rom, von inneren und äußeren Feinden bedroht, mußten unterliegen.

Die Deutschen benutzten diese Gelegenheit und rückten im Jahre 477 unter dem König Haymond aus Böhmen heran, plünderten und zerstörten die Stadt und führten das Volk gefangen über die Donau.

Der Bischof von Passau, der besonders Severins Mahnungen entgegen war, wurde am Altare getötet.

Lorch, die dermalige Stadt Ens in Oberösterreich, war gleichfalls eine große römische Reichsstadt und Sammelplatz der römischen Flüchtlinge des flachen Landes, welche die unbefestigten Ortschaften verließen und sich zu retten suchten.

Durch Severins Ermahnungen zu Eintracht und Gottvertrauen wurden die Deutschen glücklich über die Donau zurückgeschlagen. Auch der anstürmende Rugierkönig Feltheus wurde zurückgedrängt und durch Severin zu einem Vertrage veranlaßt.

Hierauf zog Severin nach Wien, wo er in der Umgegend ein Kloster gegründet hatte. Der Rugierfürst Odoaker kam selbst zu ihm und bot ihm große Ehren an. Severin weissagte ihm, daß er ein großer, mächtiger Gebieter über Rom und Italien werden würde. Odoaker brach mit seinen Rugiern und Herulern auf und eroberte im Jahre 479 Italien mit der Hauptstadt Rom, nahm den Kaiser Augustulus gefangen, zwang ihn, abzudanken, und machte sich zum Herrn von der Donau bis Rom.

Auch Sizilien wurde durch König Genserich an denselben abgetreten, welch' letzterer unter seine Leute die reiche Beute teilte.

Odoaker regierte 14 Jahre über Rom, 10 Jahre über Italien, allein 4 Jahre gemeinschaftlich mit dem Gotenkönig Ditrich von Bern (Verona).

Kurz vor seinem Tode ließ Severin den König der Rugier, Feltheus, der das Land Österreich jenseits der Donau beherrschte, und dessen grausame Gemahlin Geisa rufen, empfahl ihnen die noch im Lande gebliebenen Römer, riet ihnen, mit denselben in Frieden und Eintracht zu leben und barmherzig zu sein, was zugestanden wurde. Dann tröstete er die Römer, munterte sie auf, weissagte ihnen, daß alle Länder längs der Donau verödet werden müßten, und gab ihnen gute Hoffnung, daß sie bald alle ohne Schaden nach Italien zurückziehen könnten, in welchem Falle er sie bat, seinen Leichnam mitzunehmen. Sein Ende erfolgte den 8. Januar 481.

Nach 6 Jahren ließ König Odoaker von Italien durch seinen Bruder, der das Heer führte, sämtliche Römer an der Donau mit nach Italien zurückführen. Diese thaten es mit Freuden und nahmen den Leichnam Severins mit, der in Neapel beigesetzt wurde.

Was das im Jahre 476 zerstörte Juvavia betrifft, so blieb dasselbe bis zum Jahre 696, somit über 200 Jahre, unbewohnt und verödet, bis endlich Theodo II. von Bayern in demselben die verschütteten Salzquellen wieder auffand. Die längst vergessene römische Reichsstadt Juvavia erhob sich neuerdings aus ihrem Schutte und wurde von den bayerischen Fürsten Salzburg genannt, sowie der Fluß Juvarum, Juvavius, den Namen Salza annahm.

Theodo stiftete zwei Gotteshäuser, eines auf dem Nonnenberg, das andere zu St. Peter, zu deren Übernahme als Bischof Rupertus aus Franken berufen wurde, der anfänglich als wandernder Bischof seinen Sitz in Seekirchen im Attergau nahm. Derselbe berief aus Franken Priester und übergab

ihnen das Stift St. Peter; seine Schwester Ehrentrudis aber setzte er als erste Äbtissin über das Stift Nonnenberg.

Nun wirkte Rupertus kräftig für Verbreitung des Christentums, da ihm durch Herzog Theodo alle Mittel gegeben waren, und rottete alles Heidentum in jenen Gegenden aus. Rupert gab den bayerischen Fürsten Rente und Zins, den Zehent von Salz und Maut und hatte in Kuchl, einer ehemaligen römischen Reichsstadt (Lucullа), 80 römische Unterthanen als Leibeigene. Herzog Theodo, der bereits früher den christlichen Glauben angenommen hatte, belohnte Rupert stets mehr und mehr. So erhielt derselbe zum Betriebe der Viehzucht einige Gebirge und Alpen (Geisberg), sowie weitere 60 Römer, die im Lande als Bauern zurückblieben, als Leibeigene; ferner die Nutznießung vom Traunsee und Weinberge an der Donau, verschiedene Besitzungen, sowie außer der neu sich gründenden Stadt Salzburg Pinzgau und Pongau ohne Gerichtsbarkeit als Lehen.

Auf solche Weise endeten die letzten Spuren römischer Gewaltherrschaft in deutschen Landen, auf solche Weise triumphierten die Segnungen des Christentums über das stürzende Heidentum. Der Barbarismus wich dem Geiste des Christentums und die Civilisation faßte allmählich Boden.

Kleine Mitteilungen.

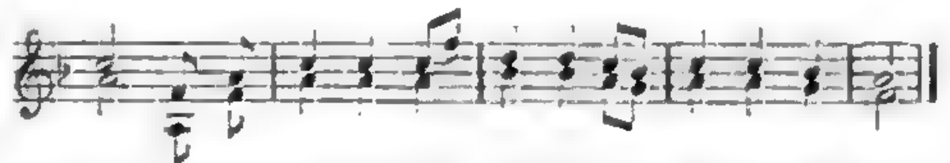
Sonderbare Grabschrift. In Schwabmünchen fand sich noch in den 30er Jahren folgende Grabschrift, eine unübertroffene Probe des im letzten Jahrhundert beliebten schwülstigen Stils.

Grausamer Tod!
Wie viele Todschläge hast du begangen
in einem Todschlag
Da du anno 1735 den 16. Mai
Seine Excellenz
den hochgebornen, des heiligen Röm. Reiches Grafen
u. Herrn Herrn Honorium Andream
Grafen u. Herrn von Polheimb
u. Wartenburg, Herren zu Hesselroth, Mühlroth,
Gegeneichen, Ohrlangen,
Simmerslock u. Rheinkassel in das
Grab gestürzt.
Hast du gleich im 60. Jahre seines Alters
der Röm. Kaiserl. u. Königl. Katholischen Majestät
einen geheimen Rath,
dem durchlauchtigsten Churfürst zu Pfalz einen geheimen Rath
in dem Herzogthum Neuburg einen geheimen Rathspräsidenten
u. Landhofmeister wie auch
Oberamtmann zu Stromberg
dem hohen Orden des hl. Huberti einen Ritter
dem durchlauchtigsten Fürsten
und Bischofen zu Augsburg
einen geheimen Rath
Premier-Minister und Obristhofmeister;
der Herrschaft Schwabmünchen
ein Pfleger und Straßvogt,
dem Bisthum Augsburg
eine Grundsäule,
der gemeinen Wolfahrt,
denen Armen einen Vater,
denen Gotteshäusern einen Gutthäter,
und endlich
der hochgebornen Frauen, Frauen
Theresiae Wilhelmine gebornen Gräfin
von Winkelhausen allerliebsten
Ehegemal entrissen
Welche mit betrübtem Herzen diesen
Stein hat setzen lassen,
Damit er deine Grausamkeit und den
kostbaren Verlust der späten Nachwelt
sagen und klagen solle
Bis zur glücklichen Auferstehung
Die Gott dem Verstorbenen gnädiglich
verleihen wolle. Amen.

Das Lied vom Oberst Ditfurth.

Aus F. W. Ditfurths historischen Volksliedern des bayerischen Heeres.





Er schwingt seinen Degen,
Der ritterliche Held,
:,: Die Zimmerleut' hau'n 's Thor ein,
Daß 's donnert und gellt. :,:

Die Kugeln, die fliegen
Wie Kiesel daher;
:,: Unser Oberst stürzt nieder
Und alle Offizier'. :,:

Tiroler, die schreien
Victoria hell auf,
:,: Der Ditfurth ist erschossen,
Bua, all'weil frisch d'rauf! :,:

Sie woll'n unsern Oberst
Zerhauen ganz in Stück';
:,: Wir streiten wie die Löwen,
Schlagen alles zurück. :,:

Oberst Ditfurth, edler Kriegsheld,
Wärst du gewesen General,
:,: Du hättest nicht verspielt
Das schöne Tirol! :,:

Aus dem Hungerjahre 1817. So manches Jahr des Wohlstandes und des Wohllebens haben wir in Bayern dahinschwinden sehen, und es dürfte darum am Platze sein, auch des Elendes zu gedenken, das im Jahre 1817 so viele Gegenden des Bayerlandes heimgesucht hat. Überaus trübe sah es damals am Rhöngebirge in Unterfranken, einer ohnehin ärmlichen Gegend aus, wie wir einem Briefe jener Zeit entnehmen.

„Die Hungerjahre", schreibt ein Landmann, „können bei uns mit jenen verglichen werden, wo der verlorne Sohn im heiligen Evangelium gerne die Kleie mit den Schweinen gegessen hätte. Ich bin oft Augenzeuge von dergleichen Auftritten gewesen. Leute von Frankenheim, Ger. Neustadt an der Saale, kamen in meine ‚Wohnung und baten um Kleie. ‚Was wollt ihr damit machen?' Brot backen', war die Antwort. — Ich und meine Familie standen verstummt da. ‚Gott sei Dank', sagte ich, ‚ich kann euch noch Mehl statt Kleie geben.' Thränen des Dankes flossen über ihre Wangen; sie konnten nicht danken, sie deuteten gen Himmel! — Als ich auf meine Wiese bei Heufurt (bei Mellrichstadt) gehen wollte, sah ich unweit der steinernen Brücke ein Weib, das hin und her taumelte. Ich verdoppelte meine Schritte und traf eine

von Hunger ganz abgezehrte Frau. Unwillkürlich griff ich in die Tasche, ohne zu wissen, daß ich Brot bei mir hatte, zog ein ziemlich großes Stück hervor und erquickte die gute Frau damit. Sie war von Stellberg, wollte in Ostheim für sich und ihre Kinder, die seit fünf Tagen nichts mehr genossen hatten, Brot holen. Der liebe Gott hat sich meiner bedient, das Weib zu erretten, und Er wird noch weiter für sie gesorgt haben."

Belagerung der Feste Rotenburg (1744).

1. Frisch auf, frisch auf sei jedermann!
Die Zeit hat sich gewendet,
Der Tag sieht uns ganz freundlich an,
Die Nacht hat sich geendet.
Die Sonn' geht auf mit hellem Schein,
Bestrahlt die breiten Felder,
Das Glück von oben sucht uns heim,
Erfreuet Berg' und Wälder.

2. Der Mond verkläret seinen Schein,
Die Sterne ihre Strahlen,
Der Himmel stellt sich freundlich ein,
Verspricht uns Hilfe allen;
Das schreckliche Kometeng'sicht
Verschwindt nunmehro wieder,
Was Mars voraus hat zugericht't
Liegt allbereits darnieder.

3. Nichts auf der Welt beständig währt,
Die Zeit wie Wasser fließet,
Wer allzuviel für sich begehrt,
Zuweilen nichts genießet.
Unrecht regieren fremdes Gut,
Bringt selten gutes Ende,
Das Glück anfangs flattieren thut,
Doch wechselt's gar behende.

4. Die unverhoffte Feindesmacht
Vermeinte, uns zu schrecken,
Allein sie mußten Tag und Nacht
In Holz und Stauden stecken.
Der erste Sturm, den sie gewagt,
Wurd' ihnen abgeschlagen,
Daß mancher hat den Kopf geklagt,
Ein anderer den Magen.

5. Die stürmende Pandurenschar
Vermeint, uns aufzufressen,
Aber ein wohlgemuter Barr
Kunt ihnen den Saft auspressen.
Des Kommandanten Heldenmut
Bemühte sich vor allen,
Damit der Feind mit seinem Blut
Die Zeche mußt' bezahlen.

6. Ein jeder Oberoffizier
Hat sich gemacht Meriten,
Weil er mit Eifer und Begier
Mit seinem Feind gestritten.
Die tapfren Grenadier' insgesamt,
Mit ihren Magenpillen,
Welche sie häufig angeflammt,
Kunten den Feind bald stillen.

7. Der Musketiere Tapferkeit
Muß billig man auch loben,
Weil sie bei der Gelegenheit
Gemacht gar schöne Proben.
Als sie dem Feinde thäten die Stuck
Unter der Nas' wegführen,
Der halbe Mond stets feuren thut,
Selbe zu sekundieren.

8. Euer Viktori war die Flucht,
Ihr Böhmen und Kroaten,
Als ihr bei uns Quartier gesucht
Ist euch der Tanz nit g'rathen.
Der Rottenberger Tapferkeit
Hat euch das Thor verschlossen,
Ja, zu bedauern ist die Zeit,
Die ihr umsonst geschossen.

9. Die tode Minn bracht uns kein Leid,
Die ihr habt angefangen.
Wir warteten mit größter Freud'
Bis daß sie wär' gegangen.
Allein umsonst war eure Müh,
Wärt ihr nur länger blieben,
Hätt' man euch, wie der Hirt das Vieh,
Aus eurem Nest getrieben.

10. Glaubt nur, die Zeit verändert sich,
Man wird bald besser blasen,
Empor der Adler schwinget sich,
Zerstoßt euch eure Nasen;
Bellona sieht uns freundlich an
Und steht auf unserer Seiten,
Die Fama geht bereits voran,
Thut unsere Macht ausbreiten.

11. Nun lobt und preiset alle Gott,
Seid fröhlich, jubilieret,
Lacht und verspott't des Feindes Rott',
Die in der Still' marschieret.
Der Rotenberg bleibt unversehrt,
Wie schmecket euch die Speise,
Die wir zuletzt euch hier verehrt,
Den Tag vor eurer Reise?

12. Es heißt: marschiert zurück dorthin
Wo ihr seyd hergekommen,
Berichtet eurer Königin
Was ihr dabei gewonnen.
Ein Waschhaus und ein' Ziegelhütt',
Macht etwa 100 Gulden.
Da kann die Königin noch mit
Bezahlen ihre Schulden.

13. Vivat! Es lebe Karl Albrecht,
Der uns als Kinder schützet,
Mit Liebe, Ruhm, mit Macht und Recht
Sein' Gränzen unterstützet.
Des Reiches Wohl, der Teutschen Zierd',
Erwählt, uns zu bedecken,
Weil Carolus als Haupt regiert,
Wird uns kein Feind mehr schrecken.

Das zweite der von Hauptmann Arnold in seiner schätzbaren Arbeit über Rothenberg (siehe Bayerland 1891, Nr. 7) erwähnten Lieder „die Pandurenresel" lebte mehr im Munde der Soldaten, entzieht sich aber des drastischen Inhalts wegen der Veröffentlichung.

Späte Blumen. Anno 1616, schreibt eine Nürnberger Chronik, zu Allerheiligen ist blober Veil und Kornblumen bei dem warmen Wetter wieder gewachsen und auf dem Markt allhie feil gewesen.

Inhalt: In Treue fest. Eine Erzählung aus der vaterländischen Geschichte. Von Marie Schmidt v. Elenseen. (Fortsetzung.) — Im Steigerwald. Kloster Ebrach. Von J. Hütter. (Mit zwei Illustrationen.) — Schiller und die Münchener Hofbühne. Von August Edelmann. — Das Ende der Römerherrschaft in den deutschen Ländern an der Donau. (Mit Illustration.) — **Kleine Mitteilungen:** Sonderbare Grabschrift. — Das Lied vom Oberst Ditfurth. — Aus dem Hungerjahre 1817. — Belagerung der Feste Rotenburg (1744). — Späte Blumen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



In Treue fest.

Von Marie Schmidt v. Ekensteen.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Schon gegen 3 Uhr morgens, am 13. April, heulten nämlich die Sturmglocken aufs neue von den Türmen der Stadt und den umliegenden Dorfkirchen, denn von Sterzing her traf über Wiltau eine Abteilung Bayern und Franzosen ein, welche seit dem Morgen des 11. fast ununterbrochen marschierten und kämpften und Aufnahme in Innsbruck zu finden hofften. Ihres Führers beraubt, der auf die Zusage sichern Geleites sich in die Stadt zu Generallieutenant v. Kinkel begeben hatte, hier aber, allem Völkerrechte zuwider, zurückgehalten worden war, kapitulierte auch dieser letzte Rest der Truppen.

Wenn eine Truppe nach mannhaften, heldenmütigen Kämpfen, der Übermacht erliegend, sich ergeben muß, so mag sie sich mit dem stolzen Gefühle trösten: „Wir haben unsere Pflicht erfüllt und unsere Ehre makellos erhalten“.

In den Nachmittagsstunden, als die erbitterten Bauern vergeblich nach der Leiche Ditfurths gesucht hatten, den sie doch hatten fallen sehen, drang ein Haufe erregter Burschen in das Lazarett; allein der wackere Verwalter leugnete entschieden dessen Anwesenheit, worauf die racheburstigsten sich zu dessen Frau hinaufschlichen, um dieselbe unter Drohungen zum Geständnisse zu zwingen. Standhaft leugnete auch diese, doch, als die rohen Männer sich ihrer Kinder bemächtigten, um dieselben zu mißhandeln, entsank ihr der Mut, und in Verzweiflung rief sie: „So laßt ihn doch ruhig sterben, ich schwöre euch, mein Mann hat mir erst heute gesagt, daß er nicht wieder aufkommen werde“.

„Also ist er doch noch hier und am Leben?“ riefen die Wütenden „gestehe, wo man ihn versteckt!“

Als die geängstete Frau aber beteuerte, sie wisse es nicht, wurde sie vor ihren Mann geschleppt, und nun versuchte man, diesen zum Geständnis zu zwingen. Trotz aller drohenden Gefahr jedoch blieb Cornelli unerschüttert. Von Zimmer zu Zimmer wurde er geschleppt, Verwundete, welche dem Obersten ähnelten, wurden aus den Betten gezerrt, und bange pochte dem edel und treu gesinnten Verwalter das Herz, als auch die Kammer, worin der Oberst lag, betreten wurde. Doch Gottes Fügung hatte es beschlossen, den leidenden Helden wunderbar zu schützen, denn Ditfurth, wohl durch das laute Gespräch einiger verwundeten Franzosen veranlaßt, redete in seinen Fieberphantasien französisch, so daß ihn die Bauern nicht erkannten.

Schon wendete sich die Rotte enttäuscht dem Eingange zu, als eine Taglöhnerin, welche manchen Verdienst und manche Wohlthat im Hause Ditfurths genossen hatte, falsch und verräterisch rief, als sie ihn an seinem schönen blonden Lockenhaar erkannte: „Ich habe den Obersten gefunden, kommt hierher!“

Aber schneller als die rachgierige Schar erreichte Cornelli des Obersten Gemach, er stellte sich vor den Schwerverwundeten schützend auf und rief zornentflammt: „Ja, hier ist der Oberst Ditfurth, aber so lange ich atme, dulde ich in diesem Hause keinen Mord. Die Kugel, die ihn hier treffen soll, muß zuerst mich durchbohren.“

Cornelli hätte wahrscheinlich seinen Edelmut mit dem Leben büßen müssen, wenn nicht in diesem kritischen Augenblicke der Servitenpater Benitius Mayer herbeigeeilt wäre. Dieser hielt ein Kruzifix hoch empor, drängte mit Energie die auf Cornelli und den Fiebernden gerichteten Stutzen bei Seite und gebot zuerst mit feierlichem Ernste Frieden, dann aber wendete er sich tief empört zu den verstummenden Bauern und hielt ihnen am Lager des phantasierenden Kranken eine donnernde Strafrede.

Welch tiefen Eindruck seine überzeugenden Worte auf die noch kurz vorher so rachedurstigen Männer machte, mag daraus hervorgehen, daß dieselben schluchzend in die Kniee sanken und um den Segen des Paters baten; doch dieser sprach streng: „Nicht eher seid ihr des Segens wert, bis ihr reuig mir auf das Kruzifix versprecht, den Obersten zu schützen und jeder Gewaltthat euch zu enthalten."

Da küßten die plötzlich von den Worten des Priesters erschütterten Männer des Obersten Hand, baten Cornelli um Vergebung und hielten von diesem Augenblicke an treue Wache am Eingang des Hospitals.

Einen tief ergreifenden Eindruck hatte es auf alle Versammelten gemacht, als der aus seinen Fieberphantasien erwachende Oberst staunend auf die sein Lager umknieenden Tiroler blickte; verklärt lächelnd reichte er ihnen die Hand, und, leise das schmerzende Haupt hebend, nickte er ihnen zu; plötzlich aber fragte er gespannten Auges: „Wer führte eure Haufen an?" und als ihm die Bauern den Bescheid gaben: „Niemand führte uns!" da murmelte der Oberst, erschöpft in die Kissen zurücksinkend: „Wunderbar, ich habe ihn doch auf einem weißen Rosse an mir vorüberreiten sehen!"

Die Bauern aber sahen sich bedeutungsvoll an, und an diesen Ausspruch anknüpfend, war das Volk überzeugt, es verdanke seine Siege einem Heiligen „dem unsichtbaren Anführer auf weißem Rosse", und es will fast scheinen, als ob eben deshalb bei den späteren Kämpfen das Tiroler Volk in allen Handlungen Hofers etwas Geheimnisvolles und Bedeutsames suchte.

* * *

Tirol war frei und am 15. April 1809 hielt der österreichische Feldmarschallieutenant Chasteler seinen feierlichen Einzug in Innsbruck, von der enthusiastischen Volksmenge als Sieger begrüßt, obwohl die Bauern das ganze Befreiungswerk allein vollbracht hatten, da die regulären Truppen in diesen Tagen faktisch in keinen Kampf verwickelt worden waren.

Unter treuer, sorglicher Pflege hatte sich Ditfurth so weit erholt, daß er den ehrenden Besuch Chastelers am Abend des 15. empfangen konnte, und als dieser im Laufe der Unterhaltung sagte: „Wie hat doch nur Bayern daran denken können, mit so geringer Truppenmacht Tirol zu behaupten?" da richtete sich der Schwerverwundete mit einem letzten Kraftaufwande empor und entgegnete stolz: „Hätten alle gethan wie ich, dann wären Sie nicht hier!" was Chasteler zu dem Ausruf veranlaßte: „Welch ein Mann! wie schade um ihn".

Ditfurth mochte sich zu viel zugemutet haben, denn erschöpft schloß er die Augen, und ob auch auf Chastelers Befehl ihm nun die ausgezeichnetste Pflege wurde, und die besten Ärzte Innsbrucks sich in seine Behandlung teilten, seine Frau nicht mehr von seinem Lager wich — es gelang nicht mehr, den im kraftvollsten Alter stehenden Mann zu retten. Von einem im Lazarett ausbrechenden Typhus erfaßt, hauchte er in der Nacht zum 19. April, noch nicht 35 Jahre alt, in den Armen seiner fast verzweifelnden Frau seinen Geist aus.

Mit diesem stolzen, ritterlichen Manne schied ein heroischer Kämpfer [1]) für Bayerns Ehre aus dem Leben, und besser als er, versinnbildlichte wohl kein Kriegsheld das erhebende Wort, welches der Wittelsbacher sowie der Bayern Wahlspruch ist: „In Treue fest!"

Auf Befehl Chastelers wurde Ditfurth am 21. April mit all den Ehren begraben, welche einem General gebühren, und hinter dem Sarge schritt als erster Leidtragender der kommandierende General v. Buol, dem die in Innsbruck anwesenden österreichischen Offiziere folgten.

Ein erschütterndes Schauspiel war es, als unter den Klängen der Regimentsmusik der reich mit Lorbeerkränzen und Ditfurths Degen geschmückte Sarg zum Kirchhof getragen wurde, mitten durch die finster dreinschauende Volksmenge, die flüsternd von dem Todesmut des Obersten sprach.

Die Freundeshand Cornellis hatte Ditfurths Degen auf den Sarg befestigt, und dieser Degen wurde zum ersten Male von Feindeshand berührt, als der Sarg über der offenen Gruft zum Versenken bereit war und dem üblichen Ceremoniell gemäß der Regimentstambour des die Leicheneskorte bildenden Infanterieregiments Lusignan (Nr. 16) Erzherzog Friedrich, die schmückenden Embléme wegnahm.

Ditfurths Witwe, welche ihm unter den westlichen Arkaden des Friedhofes eine Gedenktafel setzen ließ, blieb nur noch kurze Zeit in Innsbruck bei dem biedern Eschenloher, und wie tief ihr Schicksal das allmählich ruhiger werdende Volk ergriff, mag daraus hervorgehen, daß ihr, wenn sie in wallenden Trauergewändern durch die Straßen schritt, nicht das landesübliche „Grüß Di Gott" entgegenklang, sondern ein mitleidsvolles „die heilige Schmerzensmutter steh' Dir bei".

Nach bangen Tagen voll bitterer Erfahrungen, neuen Verfolgungen und herben Kämpfen (wovon ein anderes Mal ausführlicher), doch auch nicht ohne mannigfache Beweise herzlicher bayerischer Treue, gelangte sie endlich durch Vermittlung des Marschalls Lefèbvre, Herzogs von Danzig, nach München zurück, wo ihr alle Sympathien entgegengebracht wurden, und König Maximilian als edler Fürst für sie und ihres Kindes Zukunft sorgte.

Joseph Schweigel blieb in Innsbruck, wo er k. k. Amtsbote wurde, während Eschenloher die Stellung eines Hofgärtners durch Kronprinz Ludwig von Bayern erhielt und dann nach Schloß Mirabel bei Salzburg kam.

Josephine Feiner blieb im Dienste ihrer Herrin, Lonei aber, nachdem sie Frau v. Ditfurth in München aus allen Drängnissen errettet wußte, eilte in das Heimatthal ihres Hans, wo ihre arbeitsamen Hände bald lohnenden Verdienst fanden.

Und es kam ein Tag, da sie am Arme ihres stattlichen schönen Hans aus der Kirche in Jachenau schritt als erste im stolzen Zuge, um dem, einen Büchsenschuß von der Kirche entfernten Luipolder Hofe zuzuschreiten, wo die Hochzeitstafel gar schmuck bereitet war.

[1]) Als solchen besingt ihn auch ein aus dem Jahre 1809 stammendes Soldatenlied, das noch in den 40er Jahren im 15. Regiment gesungen wurde

Freilich war es etwas ganz Ungewöhnliches, daß die fremde Dirn' in die Jachenau hatte hineinheiraten dürfen, denn solcher Abweichung vom alten Brauche wußten sich selbst die ältesten Bewohner des ganzen Thales nicht zu entsinnen, — aber — der Hans hatte erzählt, was Lonei der Frau seines Herrn gethan, und was ihr herziges Wesen noch nicht vollbracht hatte, das gewann ihr treuer Sinn: In der ganzen Jachenau nahm man sie auf mit Freuden.

Als aber die Hochzeitsgäste bei fröhlichem Schmause saßen, Joseph Schweigels begeisterten Erinnerungen lauschend, da schlich die Braut im Myrtenschmuck hinaus mit ihrem Hans, der gar stolz anzusehen war im schönen Hochzeitsstaat; und durch die sinkenden Sonnenstrahlen zu den Bergen emporblickend, sprach er, indem er sein junges Weib an die Brust zog: „Schau auffi, Lonei, und sag, sind meine Berg' nicht gerade so schön wie die Deinen in Tirol? — Und hier ist kein Blut vergossen worden, hier blüht nur der Frieden! Aber wie's Dich, Du herziger Schatz, herübergezogen, hat's gewiß noch manch' schmucke Tirolerin ins schöne Bayernland gelockt, denn — wenn wir auch, vorübergehend, im ungleichen Kampfe in Tirol haben erliegen müssen, mir scheint, Lonei — die bayerischen Buben haben doch gesiegt; — gesiegt über die Herzen der frischen Madeln, denn alleweil singen's ja überall bei euch:

„Die Madeln wollen bayrisch sein!"

und fiel Lonei singend, mit fröhlicher Stimme ein:

„Drum nehmen's d' Bub'n all mit!"

Im Steigerwald.

Kloster Ebrach.

Von J. Hüttner. (Schluß.)

Am Ende des Schlafsaales gegen Süden befand sich die Bibliothek, die über 8000 Bände der alten und neueren Litteratur sowie sehr viele Handschriften enthielt. Auf der nördlichen Seite befand sich die Begräbnisstätte der Mönche, sowie ein Krankenhaus, in welchem sich jetzt die Schule und Armenwohnungen befinden. Das Krankenhaus wurde später südlicher verlegt. Von der Bibliothek, den beiden Krankenhäusern und den Mönchswohnungen konnte der herrliche Klostergarten übersehen werden, der mit sehr schönen Laubgängen, verschiedenen Blumen- und Fruchtpflanzungen und fünf Fontänen geziert war.

Unmittelbar am Konventgebäude war die prachtvolle Abtwohnung angebaut, die mit verschiedenen Skulpturen wunderbar geschmückt war. Neben der Prälatur lagen das Kassazimmer, die Kanzlei und die Schatzkammer.

Im andern Teile befand sich eine Mühle, die heute noch steht, und eine Badstube.

Das Gebäude, welches die Abtwohnung, sowie Fremdenzimmer für hohe und höchste Herrschaften enthielt, erstreckt sich von der Kirche gegen Westen, ist 414 Fuß lang und wunderbar geschmückt. Inmitten dieses Gebäudes zeigt sich beim ersten Eintreten der ganze palastähnliche Bau.

In dem 97 Fuß langen und 46 Fuß breiten sogenannten Kaisersaal, der wundervoll mit Stuccaturarbeiten und Bildern geschmückt ist, befindet sich jetzt die Kirche für Sträflinge.

Das Kloster besaß sehr viele Meiereien und Amtshöfe, die teils von zwei oder drei Ordensgenossen bewohnt und mit allen zur Ökonomie und öffentlichen Gerichtsbarkeit gehörigen Gebäuden versehen waren.

Hiervon sind nennenswert: Sulzheim, Burgwindheim, Schwappach bei Haßfurt, Mainstockheim, der Hof in Würzburg, der Hof zu Bamberg, nun Bezirksamtsgebäude, der Hof zu Nürnberg, der Hof zu Schweinfurt, der Amtshof Weyer, Elgersheim, Waldschind, Koppenwind, Winkelhof und Klebheim bei Untersteinbach.

Päpstliche und kaiserliche Privilegien besaß das Kloster sehr viele. Die Urkunden hierüber waren sehr schön geordnet, in Mappen gelegt und im Archiv aufbewahrt.

Dem Kloster haben 49 Äbte vorgestanden, welche mit wenigen Ausnahmen in demselben begraben liegen.

Im Bauernkriege wurde Kirche und Kloster total verwüstet und ausgeraubt, teilweise sogar abgebrannt.

Während des 30jährigen Krieges ging der schöne und wertvolle Kirchenschatz, der vorsichtshalber nach Würzburg verbracht und dort versteckt wurde, verloren.

Der Verwalter des Ebracher Amtshofes in Würzburg, Michael Scherer, bestätigte nämlich den Empfang und zeigte zugleich an, wo er den Schatz verborgen halte, damit derselbe gefunden werden könne, falls er sterben oder irgendwie verunglücken sollte. Dieser Brief wurde aber von dem Boten in Kitzingen verloren, ein schwedischer Soldat fand ihn, öffnete denselben und übergab ihn hierauf seinem Obersten, der den Schatz ausgraben ließ.

Am 2. August 1796 bemächtigte sich das französische Heer bei seinem ersten Einfall des Klosters, nachdem Würzburg genommen war.

In demselben Jahre raffte eine grausame Pest alles Vieh in Ebrach, wie in ganz Franken weg.

Am 2. Dezember 1800 bemächtigte sich wiederum das französische Heer des Klosters und verlegte 7000 Mann zu Pferd dorthin, plünderte einige Häuser und die Hausapotheke. An Raub führten die Soldaten Vorräte aller Art fort: Wein, Branntwein, Bier, Essig, Heu, Haber, Pferde, Wagen, Kutschen ꝛc., z. B. 150 Flaschen 1783er Wein, nach Bamberg 180 Ochsen, 2000 Flaschen guten Wein, 1000 Flaschen Branntwein, 600 Säcke Haber, 2000 Rationen Heu, 200 Zentner Mehl, 55000 Gulden Gold und für den General 3000 Karolin.

Bei dem Friedenskongreß der Reichsstaaten am 8. Oktober 1802 in Regensburg wurde u. a. auch die Aufhebung des Klosters in Ebrach beschlossen.

Am 11. Dezember 1802 mußte der Abt und Konvent mit den weltlichen Beamten den Eid der Treue in die Hand des kurfürstlichen Kommissärs leisten, wobei das bayerische Wappen an die Klosterpforten gedrückt wurde.

Im Februar 1803 ließ ein neuer Kommissär das Ebracher Archiv, die Rechnungsbücher, alle Dokumente, sowie

die Bibliothek nach Würzburg verbringen. Letztere zählte 30313 Bände.

Dem Abte wurden 8000 rheinische Gulden, ferner Pferde und eine Chaise, den Konventualen, die seit zehn Jahren im Kloster Profeß abgelegt hatten, 600 fl., den jüngeren Klerikern 500 fl., den Brüdern 400 fl. und den Novizen 300 fl. jährliche Pension zugesichert und in Quartalsraten vorausbezahlt.

Die Abtei Ebrach war eine reichsunmittelbare und exempte, welche in weltlicher Hinsicht unter dem Reichsoberhaupte, dem deutschen Kaiser, und in geistlicher Hinsicht unter dem römischen Stuhle stand, wie der gelehrte Diplomatiker, Prälat Eugen Montag in seinem berühmten Werke: „Frage, ob der Abtei Ebrach in Franken das Prädikat ‚reichsunmittelbar' rechtmäßig gebühre ꝛc." mit unwiderleglichen Gründen bewiesen hat. Zwar beanspruchten die würzburgischen Bischöfe die Landeshoheit über die Abtei, allein Ebrach erkannte diese niemals an. Deswegen bestanden stets Prozesse zwischen Ebrach und der fürstbischöflichen Regierung, welche erst durch Auflösung der Abtei ihr Ende erreichten. Ebrach hatte deswegen einen besoldeten Agenten zu Rom, einen bei dem Reichshofratskollegium zu Wien und einen bei dem Reichsgericht zu Wetzlar, welche die Rechtsangelegenheiten zu besorgen hatten.



Stiegenhalle aus der Prälatur von Ebrach.

Das Kloster Ebrach hatte seine selbständige Regierung unter der Direktion des jeweiligen Prälaten, welche

1. aus einem Kanzleidirektor und Kanzleirat geistlichen Standes,
2. aus einem Syndikus,
3. aus einem Konsulenten,
4. aus einem Registrator,
5. aus drei Kanzlisten weltlichen Standes, nebst einem Kanzleidiener und drei Beiboten bestand.

Nebst diesen war noch ein Geistlicher als Amtmann mit einem Aktuar, welche die gewöhnlichen Civil- und Pupillensache im Amtsbezirke Ebrach zu besorgen hatten, angestellt.

Ferner waren noch zu Ebrach angestellt:

ein praktischer Arzt,

ein Apotheker mit einer sehr gut eingerichteten Apotheke,

ein geschickter Wundarzt,

ein Bereiter, welcher die vorhandenen Pferde und die Stalldienerschaft zu beaufsichtigen hatte,

ein Forstmeister mit vier Revierförstern, von denen je einer in Ebrach, Großpressingen, Koppenwind und Burgwindheim den Sitz hatte, sowie drei Forstwarte in verschiedenen Orten,

ein Kammerdiener und drei Bediente,

sowie vier Abteikutscher, sämtlich in Livree,

zwei Singknaben, welche nicht nur in der Musik, sondern auch in der lateinischen Sprache bis zu den Gymnasialstudien Unterricht erhielten.

ein Kassier, welcher alle Einnahmen und Ausgaben zu besorgen hatte,

ein Bursarius, welcher alle nötigen Bedürfnisse beizuschaffen hatte und dem die Aufsicht über die Ökonomiehöfe, Schäfereien Fischweiher, Waldungen und die Handwerksleute übertragen war,

ein Backmeister, welcher die Aufsicht über die Bäckereien und Mühlen, sowie über die reichhaltigen Fruchtböden hatte.

ein Kellermeister, dem die Aufsicht über sämtliche Keller und verliegenden Weine, dergleichen immer über 200 Fuder vorrätig waren, übertragen war,

ein Gastmeister, der die fremden Gäste zu empfangen und anzuweisen hatte,

ein Küchenmeister, dem die Köche mit ihren Gehilfen unterstellt waren.

Allen in der Abtei und in Ämtern angestellten Geistlichen wurde ein jährliches Taschen- und Spielgeld für sich gestattet.

Nebst diesen waren alle nötigen Handwerksleute: z. B. Bierbrauer, Müller, Weinbüttner, Metzger, Schneider, Schuster, Sattler, Gerber, Wagner, Schreiner, Glaser, Schieferdecker, Kaminfeger, Schmiede, Schlosser, Zimmerleute, Bäcker, vier Gärtner, zwei Nachtwächter, ein Turmwächter, zwei Thorwärter,

ein Abteikoch mit vier Gehilfen, welcher die Prälaten- und Gasttafel zu besorgen hatte,

ein Koch mit vier Gehilfen, welcher die Küche der Konventualen, ein Koch mit vier Gehilfen, welcher die Küche für die Gewerbsleute und die Dienerschaft zu besorgen hatte.

Über die weiblichen Dienstboten, z. B. Viehmägde, Wäscherinnen, Näherinnen, Haus- und Küchenmägde war eine bejahrte, vertraute Person als Hausmutter aufgestellt.

Die in Ämtern angestellten Geistlichen hatten nur an Sonn- und Feiertagen den Chor zu besuchen und ein- oder zweimal in der Woche die Frühmette und abends das feierliche Salve Regina.

Dieselben speisten täglich an der Prälatentafel. Die Professoren hatten nur an Sonn- und Feiertagen sich im Chore einzufinden, hatten freien Ausgang, konnten dem gemeinschaftlichen Konventstisch oder dem Nachtisch beiwohnen, auch nach Belieben abends bei der Prälatentafel erscheinen.

Die nämlichen Privilegien hatten auch die Curati, jedoch mußten sie öfters in der Woche, wenn es ihre seelsorgerlichen Geschäfte gestatteten, im Chore sich einfinden. Alle übrigen Konventualen hatten den täglichen Chor zu besuchen, jedoch einmal in der Woche mit teilweiser Befreiung von der Frühmette, welche um ¼ 4 Uhr morgens stattfand.

Auch die Theologie studierenden jüngeren Geistlichen waren teilweise in der Woche vom Chore frei, um den Studien besser obliegen zu können. Am Ende der theologischen Studien war öffentliche feierliche Defension, wozu immer einige Professoren von der Universität Würzburg und den umliegenden Abteien als Argumentanten eingeladen waren.

Die Abtei Ebrach konnte hinsichtlich ihrer großen und reichen Besitzungen als ein Fürstentum angesehen werden, woher die Sage kommen mag, daß Ebrach nur um ein Ei ärmer gewesen sei, als das Fürstentum Würzburg.

In dem prachtvollen Gebäude befanden sich außer einem großen Tafelzimmer, den schönen Zimmern des Prälaten, den drei Kanzleizimmern und vielen anderen bewohnbaren Zimmern noch 30 wohleingerichtete Gast- und Fremdenzimmer, zu welchen lange freundliche Gänge hinführten, die rechts und links mit den kostbarsten Gemälden geziert waren. Für die weltlichen Beamten waren besondere Gebäude errichtet und aufs herrlichste ausgestattet.



Das Friedensmahl zu Nürnberg am 25. September 1649. Nach Sandrart. (S. 198.

Nach den theologischen Studien wurden von Zeit zu Zeit zwei junge Geistliche nach Würzburg ad studia juridica beordert, welche im Ebracher Hofe daselbst die beste Verpflegung hatten.

Auch zu Vergnügungen war Gelegenheit geboten. Die nahe liegenden Höfe Winkelhof und Waldschwind waren zu Ausflügen bestimmt, an denen sich selbst der Abt oder der Prior beteiligte. Alle Dienstag und Donnerstag war Kegel- und Billardspiel bis zur Vesperzeit gestattet, Kartenspiel durfte jedoch nur an Fastnacht stattfinden.

Jeder nicht angestellte Konventuale konnte jährlich drei Wochen lang Vakanz auf den Ebracher Höfen pflegen, wozu demselben ein gutes Reisegeld vom Kassieramte verabfolgt wurde.

In Ebrach waren stets über 60 Stück Rindvieh, 12 Pferde, 1 Schafherde außer dem nötigen Mastvieh vorhanden.

Das Gebäude, in welchem sich die Apotheke befand, neben der vormaligen Pfarrkirche, sog. Fuchsische Kapelle, die der 16. Abt, Berengar, im Jahre 1276 auf derselben Stelle errichten ließ, einstmals die Wohnstätte der Kaiserin Gertrudis, enthielt das Durchfahrtsthor zur Abtei und wurde mit dem Schandstein und dem Halsringe, den Zeichen der Halsgerichtsbarkeit, im Mai 1804 abgebrochen.

Wo die kleinen Häuser vom oberen Thore herab gegenüber der Kirche stehen, war ehemals eine große Chaisenhalle, sowie hinter derselben in dem sog. Bauernhofe die Pferdestallungen und die Stallungen für das Arbeitsvieh.

Sämtliche vorhandene Gebäude in Ebrach waren einst Eigentum des Klosters.

Die im gotischen Stil erbaute und von 1779 bis 1790 mit einem Kostenaufwande von 170000 fl. restaurierte Kirche mit ihrer reichen Vergoldung wurde am 12. Mai 1818 von

Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland, am 12. September 1821 von Sr. Kgl. Hoheit Kronprinz Ludwig und am 25. Mai 1823 von Sr. Majestät König Max eingehend besichtigt.

Bei der Auflösung des Klosters belief sich der Personalstand der Abtei auf 61 Personen, nämlich:

1 Prälat,
46 Priester,
4 Fratres clerici, und
10 Laienbrüder.

Die Kleidung der Laienbrüder bestand aus einem langen Habit von braunem Tuche mit Mantel und Kapuze und einer schwarzen wollenen Binde mit Cingulum.

Die Priesterkonventualen-Kleidung bestand aus einem langen geistlichen Rocke von feinem weißen Tuche mit einem breiten, von den Schultern bis zur Rocklänge sich erstreckenden Skapuliere von schwarzem Zeuge aus einer halbseidenen breiten Binde oder Cingulum und aus Mantel und Kapuze.

Der Prälat trug das Gewand von Seidenzeug mit einer handbreiten ganz seidenen Binde oder Cingulum, und war auch mit einem kostbaren Ringe und Pektoralkreuz gleich den Bischöfen geschmückt.

In der Stadt Bamberg und Würzburg mußten Ebracher Klostergeistliche jedesmal einen schwarzen zeugenen Klerikalmantel anlegen, dergleichen mehrere in den dort befindlichen Höfen stets vorrätig waren.

Im Jahre 1851 wurden die riesigen Klostergebäude Ebrachs zu einer Strafanstalt für Zuchthausgefangene mit einer Strafzeit bis zu drei Jahren umgewandelt, welche unter der trefflichen Leitung ihrer Vorstände zu einer Musteranstalt geworden ist.

Am 2. Mai 1803 verkündete der Syndikus des Klosters, der jetzt als Kommissär bestimmt war, dem ganzen versammelten Konvent die Auflösung des Klosters, welches nach zwei Tagen geräumt sein mußte.

Dem Abte Eugen Montag wurde eine Wohnung im Amtshofe Oberschwappach angewiesen, wo er an seinem Geburtstage, 5. März 1810, vom Schlage gerührt wurde und sofort starb. Er wurde in der Kirche zu Ebrach neben dem Mausoleum des ersten Abtes Adam Sonntag begraben.

Das Kloster hatte eine jährliche Einnahme von 199101 fl. Für die Gebäulichkeiten des Klosters mit den umliegenden Ländereien, Wiesen, Seen und Gerätschaften, sowie dem gesamten Hausrate, über welche ein Verstrich in Burgwindheim stattfand, wurden 742002 fl., für die Wälder 25000 fl., dann für die Ländereien, die für die Klosterbeamten bestimmt waren, 81000 fl. gelöst.

Ein Friedensmahl.

Von H. Leher.

Es ist eine uralte Sitte der Deutschen und wird bis heute noch geübt, frohreiche Begebnisse durch Gelage und Festmahl zu feiern. Zu den merkwürdigsten zählt wohl unbestritten jenes Festmahl, welches am 25. September 1649 im Rathaussaale zu Nürnberg zur Feier des Friedensschlusses von Münster und Osnabrück abgehalten wurde. Sandrart, der große Meister, den wir im „Bayerland" bereits mehrfach genannt haben, hat seinen Griffel der Verewigung dieses Festes geliehen und wir bieten heute seine Zeichnung unseren Lesern in Nachbildung. Und auch jetzt noch wird der Blick aller mit warmer Teilnahme darauf weilen. Die Veranlassung des Mahles, die Beendigung eines Krieges, wie niemals einer schauerlicher und gräßlicher auf Erden gewütet, die nunmehr in Friede und Eintracht versammelten hervorragenden Persönlichkeiten, welche noch vor kurzem die Schwerter gegeneinander kreuzten, das alles verleiht dem Bilde einen Wert, den Jahrhunderte nicht zu verlöschen vermögen.

Ein Sprosse des Wittelsbacherhauses, Karl Gustav von Zweibrücken, gab zu dem Mahle die erste Anregung, jener Karl Gustav, welcher nach der Abdankung von Gustav Adolfs Tochter, der Königin Christine, den Thron Schwedens bestieg. Das „Bayerland" wird nie unterlassen, mit besonderem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß eben die jetzt regierende Linie des Hauses Wittelsbach, die rudolfinische oder pfälzische, an Ruhm und Glorie der mit Max Joseph III. ausgestorbenen ludovigischen gleichkommt. — Karl Gustav, welcher damals als Generalissimus die im Deutschen Reiche stehenden schwedischen Heere befehligte, faßte die Idee zu einem Friedensmahle, er wählte Nürnberg als Versammlungsort, als den Tag des Festes den 25. September 1649. Ein zeitgenössischer Bericht erklärt die ihm vorgeschwebte Meinung in dem biedern Redetone jener Tage „ein Banquet oder Friedensmahl anzurichten und nebst schuldiger Danksagung für solche göttliche Gnadenschenkung (als welcher diese Schlußhandlung hauptsächlich beizumessen) hochbesagter Herren Abgesandten allermöglichste Ehre und Liebe zu erweisen, Sie wohlmeynend zu versichern, daß man auf schwedischer Seite begierigst das deutsche Reich im friedlichen Wohlstand bedingter und fast endlich verglichener Massen zu setzen und in lang hergebrachter Freiheit zu hinterlassen".

Die Feste jener Zeit waren gar pomphaft und prunkvoll. Der zum Bankett erlesene Rathaussaal zu Nürnberg wurde reich geziert und prangte im Schmucke von güldenen Rosen, Laubwerk und Gobelins. An den vier Ecken des Saales waren Tribünen aufgestellt, von welchen Musikchöre abwechselnd ihre Weisen ertönen ließen. Die Einladungen ergingen gemäß der durch strenge Etikette vorgeschriebenen Form. 1. die Herren kayserlichen Gesandten und Churfürstliche Durchlaucht zu Heidelberg, eingeladen durch Grafen Kinsky, Obristen, und Obristen Moser; 2. die Herren Churfürstliche Abgesandten, eingeladen durch Resident Snoltzky und Obrist Pjul; 3. die fürstlichen Persönlichkeiten so in Nürnberg anwesend waren, gebeten durch Obrist Görzky und Obrist Döring; 4. die fürstlichen Abgesandten, eingeladen durch Oberstlieutenant Oxenstiern und Major Truben; 5. die Herren Grafen, gebeten von vorbesagten Herren; 6. die städtischen Gesandten, gebeten durch Agent Bart und Oberstlieutenant Essig. An der Tafel selbst präsidierte Fürst Ottavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, der bekannte Rivale Wallensteins, zu seiner Rechten saß Kurfürst Karl Ludwig, zu seiner Linken Pfalzgraf Karl Gustav. Wir

verzichten auf die weitere Aufzählung der Tafelordnung. Man versammelte sich der Etikette gemäß um 12 Uhr in sechs verschiedenen Zimmern und harrte der Einführung, welche Hofmarschall Graf Schlippenbach vollzog. In silbernen Kannen wurde das Handwasser herumgereicht, die im Saale aufgestellten Musiker stimmten das Te Deum an, an dasselbe reihten sich Psalmen und andere religiöse Lieder. Die Tafeln waren 40 Fuß lang, auf jeder sprudelte ein Springbrunnen mit duftendem Rosenwasser. Der erste Gang bestand, wie das Theatrum Europäum gewissenhaft uns aufbewahrt hat, aus köstlichen Suppen, Ollapotriden und allerhand gekochten Speisen, der zweite Gang aus Geflügel, Wildpret &c., der dritte aus allerlei Fischen, der vierte aus Pasteten. Von jedem Gange wurden 150 Speisen aufgetragen. Der fünfte Gang bestand aus Gartenfrüchten, welche sich teils in silbernen Schüsseln, teils an lebenden Bäumen befanden, mit welchen die ganze Tafel besetzt war. Zwischen dem Laubwerk standen Rauchberge, die einen aromatischen Geruch von sich gaben, „daß also nit nur der Mund mit niedlichster Speise und Getränk, das Ohr mit lieblichem Getön, das Auge mit nachsinnigen Schaugerichten, sondern auch der Geruch mit angenehmem Duft belustiget und von allen Anwesenden dergleichen Herrlichkeit nie gesehen worden". Der sechste Gang bestand aus Zuckerwerk, Konfekt und sehr großen Marzipanen auf zwei großen Marzipanschalen, deren jegliche bei 20 Mark Silber schwer war. Die Toaste auf Se. Kaiserliche Majestät, die Königliche Majestät von Schweden und den Friedensschluß wurden durch Lösen von 16 großen und kleinen Geschützen auf der Burg und mit dem Schalle der Trompeten und Pauken begleitet. Am Fenster des Saales gegen die Straße stand ein Löwe, welcher in der einen Pranke einen Palmzweig, in der andern ein zerbrochenes Schwert hielt. Roter und weißer Wein strömte aus seinem Rachen und labte die untenstehende Volksmenge, unter welche das Fleisch von zwei gebratenen Ochsen, sowie Mengen Brotes verteilt wurden.

Unter den Schaugerichten erregten durch ihre Schönheit besonderes Staunen ein Siegesbogen der Einigkeit, mit den Statuetten der Einigkeit, der Uneinigkeit, der schlummernden Siegesgöttin und der sieben Planeten, jegliche durch sinnvolle Unterschriften erklärt; ein zweites Schaugericht bildete ein sechseckiger, in drei Teile gespaltener Berg. Der erste Teil, voll Früchte und Blumen, stellte die kaiserlichen Lande vor, der zweite Teil versinnbildlichte durch Schnee und Eisfelsen Schweden, der dritte Teil durch Blumen, Frankreich. Nymphen und allegorische Figuren, in die einzelnen Landesfarben gekleidet, hielten goldene Ölzweige und wiesen auf die am Rande der Schüssel angebrachten Embleme und Inschriften. Die kaiserliche Seite schmückte ein Adler im Neste sitzend „Meine höchste Majestät ist mir eine Ruhestätt'. Majestate quieta."; eine unter Feigenbaum und Rebenstock brütende Henne „haec umbra quietem largitur. Feigenbaum und Reben werden nun sichern Schatten geben." — Schweden brüstete sich mit einem Löwen auf Schild und Schwert, „adamat concordia curam, Einigkeit und Friedensmacht fördert vieler Sorgen Wacht." Wenig schmeichelhaft war das zweite Emblem: Simsons Kinnbacken, „Pax insperata salus. Dieses großes Friedensheil wird uns unerwartet zu teil." Frankreich heuchelte „succrescat ramus olivae." Nun bekleibe dieser Zweig, der uns machet Friedenreich" — ein triefender Ölzweig auf einem gefällten Stamme. Ein Hahn, auf einem Helme stehend, meldete „Vigilantia felix. Meine Sorg' und Wachsamkeit hat mir manches Glück bereit." In dem Berge standen drei allegorische Gestalten der Winde an einem Steine mit der Inschrift: „In pacem conspirant undique venti. Nun die pfeilgeschwinden Wind' in der Welt zufrieden sind."

Zum Schlusse eine Erklärung des Bildes:

An der Spitze der Tafel sehen wir zuerst, uns den Rücken zukehrend, den Herzog Piccolomini, als Kaiserlichen Prinzipal-Kommissär, mit schwarzem Gewande und goldener Kette, ihm zur Linken im hellen Gewande von eigentümlichem Schnitte Karl Gustav selbst; zur rechten Seite Piccolominis, mit dem Kreuze auf der Schulter Pfalzgraf Karl Ludwig. An der Seite des letzteren sitzt der alte Meel aus Kurmainz und die Reihe der übrigen Gesandten. Diesen gegenüber zur Seite Karl Gustavs sehen wir den Kaiserlichen Plenipotentiarius Lindenspühr u. s. w. Auf derselben Seite stehen hinter der Tafel, Pokale haltend, als Mundschenken schwedische Obersten, auch ist hinter diesen noch eine zweite Tafel mit den übrigen Abgeordneten bemerkbar. Im Vordergrunde rechts sitzt zeichnend Sandrart, hinter ihm eine Reihe Gäste, Nürnberger Patrizier, und neben diesen gegen die Mitte des Bildes erblicken wir den Hofmarschall als Ceremonienmeister mit zwei, künstliche Schauessen tragenden Edelknaben.

Bad Brückenau.

Nach Dr. Wehner.

Eine Legende erzählt, einst hätten Engel den Garten Eden auf Befehl einer zürnenden Gottheit wieder von der Erde in den Himmel emportragen müssen und dabei einige Teile dieses Gartens auf die Erde fallen lassen. Wenn Bad Brückenau im heißen Sonnenschein und im Glanze seiner Naturschönheit strahlt, so darf man da an ein Stückchen Eden denken, so einst die Engel der Legende unterwegs verloren.

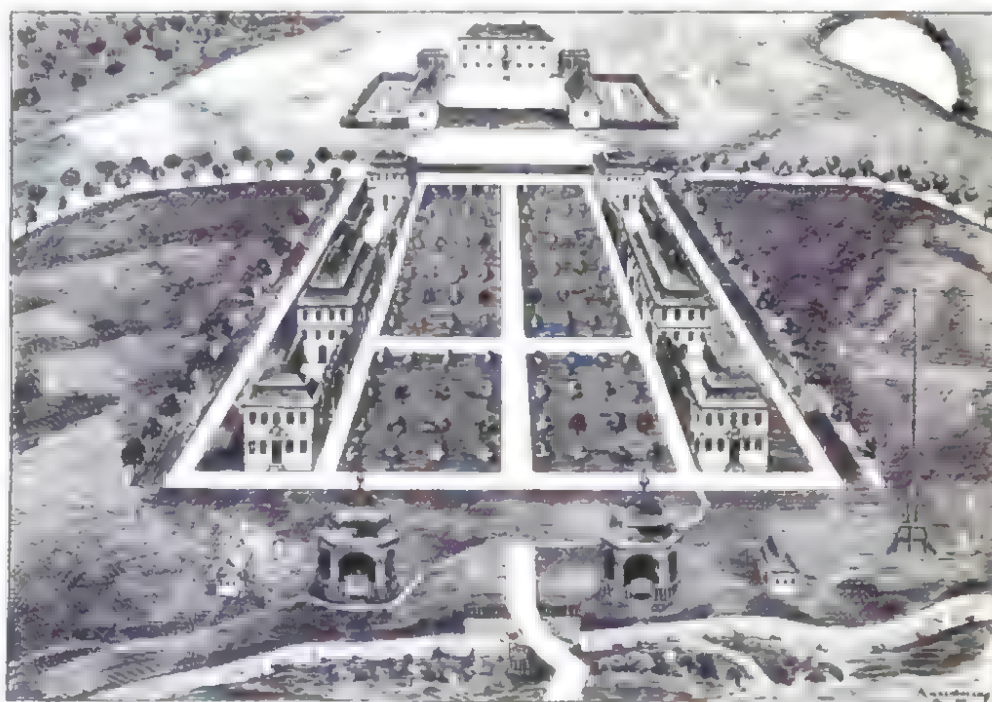
Bad Brückenau, in Deutschlands Mittelpunkt gelegen und fast 300 m über dem Meeresspiegel, ist von dem unterfränkischen Städtchen Brückenau dreiviertel Stunde entfernt und wird von der Eisenbahnstation Jossa der Linie Gemünden-Elm in 1½ Stunden erreicht. Eine Lokalbahn Jossa-Brückenau ist bereits in Angriff genommen.

Das mit seinem frischen Grün uns erquickende, von der forellenreichen vorderen Sinn durchflossene Wiesenthal, in dem der Kurort sich ausbreitet, wird nach Süden durch den Sinnberg und Dreistelz, nach Westen und Norden vom Fondsberge und Hartwalde umsäumt; nach Südwest und Ost ist das Thal offen. Aus dieser geographischen Lage geht wohl im allgemeinen zur Genüge hervor, daß der Ort als ein gegen rauhe Winde wohlgeschützter und in klimatischer Hinsicht sehr gesunder zu bezeichnen ist.

Den Mittelpunkt des Bades bildet der Kurgarten durch seine 300 Schritt lange und 50 Schritt breite Allee, welche mit wohlgepflegten, rot- und weißblühenden Kastanienbäumen auf grünen Rasenflächen besetzt ist und breite schattige Promenaden in sich schließt.

Bevor wir jedoch zu diesen umfangreichen und schattenspendenden Anlagen des Kurplatzes gelangen, wollen wir einen Rundgang zur Orientierung durch das Bad unternehmen. Wenn wir von der Brückenauer Staatsstraße und der meist benutzten Fahrstraße von der Bahnstation Jossa her zum Badeorte kommen, begegnen wir am Fuße des Sinnberges einem ansehnlichen Gebäude, Bellevue, welches an der Nordseite einem zierlichen Schlößchen gleicht und wegen seiner geräumigen Keller früher der Kellerbau hieß.

Dieses Gebäude erhebt sich gegen den Kurgarten hin über zwei großen Freitreppen und gewährt von seinen oberen Räumen eine hübsche Übersicht über die Kuranlagen. Dasselbe wurde im Jahre 1819 von dem Baurate v. Morell erbaut. Wenden wir uns zur Straße zum Kurgarten zurück, so führt uns alsbald rechterseits eine steinerne Treppe von der Straße hinab zur Wernarzer Quelle, welche von dem nahegelegenen Dorfe Wernarz ihren Namen hat. Der Wernarzer Brunnen ist mit einem steinernen achteckigen Geländer umgeben und man gelangt von zwei Seiten zur Quelle, welche ihr gasreiches Mineralwasser aus vier Seitenröhren in ein steinernes Becken ergießt. Wenige Schritte rückwärts gegen den Sinnberg entspringt die Sinnberger Quelle, ein schwächerer Säuerling und von gleichartiger Stockfassung. In allernächster Nähe beider Quellen befindet sich eine aus Holz gefertigte Trinkhalle.


Bad Brückenau unter den Fürstäbten von Fulda

Betreten wir den nächsten Weg zum Kurgarten, so überschreiten wir eine steinerne Brücke, die über die Sinn uns dahin führt. Zur linken Seite imponiert uns ein mächtiges dreistöckiges Gebäude, der Badbau, der 1886 völlig neu ausgestattet wurde. Über dem Eingange zeigt die Jahreszahl 1823 die Zeit der Erbauung an. Wenige Schritte führen zu einem Brunnentempel, welcher den Hauptbrunnen, die Stahlquelle, bedeckt. Von zwei Seiten gelangt man über einige Stufen zur Quelle hinab mit offenem Schachte, aus welchem das perlende Stahlwasser geschöpft wird. Dem Badbau gegenüber befindet sich ein dreistöckiges Gebäude — das Kurhotel. Treten wir von hier aus an einem Pavillon vorbei in die Hauptpromenade, so finden wir zunächst zur Rechten einen Komplex von Gebäulichkeiten, der Langbau genannt. Er ist zusammengesetzt aus dem Mittel- oder Saalbau, mit einem Balkon, an dem das Fürstbischöflich v. Bibrasche Familienwappen an den Erbauer erinnert. Unter dem Saalbau ist eine Kapelle für den katholischen, daneben eine solche für den protestantischen Gottesdienst eingerichtet. Der nördliche Teil des Langbaues führt den Namen „Zum Biber“, der südliche „Zum Lamm“. Die drei Hauptteile sind durch einstöckige Verbindungsbauten zusammenhängend. Im Erdgeschosse des ganzen Baues bilden eine Anzahl Kaufläden eine Art Bazar. Auf der entgegengesetzten Seite des Kurgartens am Musiktempel vorüber, finden wir, einige Schritte vom Stahlbrunnen entfernt, ein Gartenhaus, Hirsch genannt, in gleicher Linie des Kurgartens ein größeres mit dem Namen Widder. Wenige Schritte weiter sehen wir den Schwan und diesem gegenüber den Löwen, zwei kleinere Logierhäuser, welche den Kurgarten nach der Nordseite begrenzen.

Vom Mittelpunkte des Kurplatzes aus haben wir einen stilvollen erhabenen Bau im Hintergrunde erblickt, den Glanzpunkt des Ganzen, nämlich den Kursaalbau, wodurch sich König Ludwig I. von Bayern ein bleibendes Denkmal seines edlen Kunstsinnes gesetzt hat. Er ließ ihn von 1827 bis 1833 durch seinen Hofbaukondukteur Guttensohn im römisch-italienischen Stile aufführen. Der Gesamtbau hat eine Höhe von 20 m, ist zweimal so breit und dreimal so lang als hoch. Eine breite 20stufige Freitreppe führt uns empor in einen Bogengang, welcher den ganzen Kursaalbau umfaßt und einen anmutigen Blick in das Sinnthal, sowie gegen den Fondsberg und Dreistelz gewährt.

Treten wir in das Innere von der Vorderseite des Baues, so haben wir zunächst einen einfachen Vorsaal vor uns, zu dessen beiden Seiten kleinere Säle sich anschließen. Vom Vorsaale führen drei große Bogenöffnungen in den eigentlich quadratisch gebauten Kursaal. Sein Licht erhält derselbe von 16 großen Bogenfenstern; zu beiden Seiten des großen Saales reihen sich offene Seitenlogen an. Vom Kursaale kommen wir durch einen Buffetraum nach dem westlichen Teile des Baues in den Speisesaal. Kehren wir durch den Hauptsaal zurück, so vergessen wir nicht, der ehemaligen Königsloge über

dem Vorsaale einen Besuch abzustatten. Zwei Treppen führen uns hinauf und wir genießen dann eine reizende Aussicht.

Verlassen wir den prächtigen Kursaalbau und machen wir einen Spaziergang in den Schloßgarten, der sich am Fuße des Fondsberges ausbreitet! Ein Wiesenpfad führt uns dahin und durch eine Lindenallee kommen wir zur Königseiche, deren Alter auf über 1000 Jahre geschätzt wird. Unter dieser breitet sich ein großer freier Platz aus. Unter der Lindenallee zurückgekehrt, gehen wir einige Schritte aufwärts in den Schloßgarten, der terrassenförmig angelegt ist. Im Hintergrunde liegt am Waldessaum das Schloßhotel. In ihm wohnte König Ludwig I. bei seinem häufigen Aufenthalte. Diese Gebäulichkeit hieß früher der Fürstenbau und wurde 1775 vom fuldaischen Fürstbischofe Heinrich v. Bibra zur Fürstenwohnung eingerichtet. Im Jahre 1873 ging das Anwesen an die Königin Amalie von Griechenland durch Kauf damals schon bekannten Sauerquellen Wernarzer und Sinnberger waren noch nicht gefaßt; dagegen soll die Stahlquelle schon früher einmal gefaßt gewesen sein, da bei der Neufassung durch Fürst Amand in nächster Nähe der Quelle ein offenes acht Schuh langes und einige Schuh weites Faß sich vorfand.

Diese Mitteilung machte Schlereths Nachfolger, Dr. Weikard, der 1767 die zweite Nachricht über Brückenau veröffentlichte und auch die in demselben Jahre neu gefaßten Wernarzer und Sinnberger Quellen, welche letztere von den Leuten Altbrunn genannt wurde, beschrieb.

Die ersten Schritte, den Ort der aufgefundenen Quellen zu einem Heilbade zu gestalten, that schon Fürst Amand, indem er die Grundstücke, welche die Quellen begrenzten, käuflich erwerben und über die Sinn eine steinerne Brücke bauen ließ. Demselben verdanken wir die ersten Kuranlagen; er ließ zu beiden Seiten der neu angelegten und mit vier Baumreihen



Die Leichensagerin schreit, was sie schreien kann,
Der Messner hört sie gern mit beiden Ohren an.

Was ist der Jungfern Wunsch, wenn sie erwachsen sind?
Die Hochzeit, denk' ich wohl, dazu lädt dieses Kind.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

über und nach ihrem Tode 1875 kam es in Privatbesitz und wurde Hotel. Durch das östliche Schloßgartenthor herab gelangen wir zum Hotel Füglein, an dessen Stelle ehemals ein Schauspielhaus stand.

So hätten wir den Rundgang durch den Badeort vollendet und sehen nun, was die Geschichte darüber sagt.

Unter der Regierung des fuldaischen Fürstabtes und nachherigen ersten Fürstbischofs von Fulda Amand v. Buseck wurde im Jahre 1747 die Hauptquelle, die Brückenauer oder Stahlquelle, aufgefunden und neu gefaßt. Diese erste Fassung wurde durch Konrad Klüber von Eichenried und vier Bergleute besorgt und zwei Jahre später wurde dieses bedeutungsvolle Ereignis von dem fürstlichen Leibarzte und Hofrate Dr. Joh. Burkard Schlereth zum ersten Male beschrieben und veröffentlicht. In seiner Beschreibung sagt er, daß sein Fürst den Gesundbrunnen in einer Tiefe von 40 Fuß bohren ließ und eine etliche Zoll dicke Quelle hervorgekommen sei. Die besetzten Hauptallee je drei Gartenhäuser erbauen, den Schloßgarten anlegen und hier ein weiteres Gebäude „Zum Roß" aufführen. Die im Kurgarten befindlichen Häuser wurden, wie noch heute, Hirsch, Widder, Schwan, und die gegenüberliegenden Lamm, Biber, Löwe genannt. Der Fürstabt selbst wohnte im „Biber" bis 1775, wo er seine Wohnung im „Roß" aufschlug. Wegen des starken Fremdenandranges residierte er später in dem $1^1/_4$ Stunde entfernten Schlosse Römershag.

Inzwischen wurde auch die Wernarzer Quelle durch den Stadtphysikus Dr. Österreicher von Hammelburg in einem 20 Fuß tiefen Felsen erbohrt und gefaßt. Die Stahlquelle wurde 1797 mit einer auf acht Säulen ruhenden Kuppel gedeckt.

Der Fürstabt und Fürstbischof Heinrich v. Bibra (1759 bis 1788) erweiterte die Badegebäulichkeiten, indem er zwischen Lamm und Biber den Saalbau mit Balkon und mit einer Hauskapelle aufführte und 1771 diesen Hauptbau durch

einstöckige Seitenflügel mit Lamm und Biber verband. Auch wurde 1777 der sogenannte rote Bau, das jetzige Kurhotel errichtet und ein Schauspielhaus aufgeführt.

Die erste chemische Analyse der Stahlquelle wurde vom Hofapotheker Lieblein in Fulda 1774 auf Veranlassung des Brunnenarztes Dr. Zwierlein geliefert.

Bisher wurden die Bäder in den Wohnungen der Kurgäste genommen; 1779 wurde aber ein öffentliches einstöckiges Badhaus, dem roten Bau gegenüber, erbaut. Einige Jahre später hat man auch eine Süßwasserquelle in der Nähe der beiden Sauerbrunnen gefaßt.

Im Jahre 1792 betrug die Frequenz des Bades 401 Kurgäste.

Unter der Regierung des letzten Fürsten von Fulda, Adalbert III. v. Harstall (1788—1802), hatte das Bad durch die Kriegsjahre unendlich viel gelitten, indem die 1796 durchziehende retirierende französische Armee vieles beschädigte, so daß die fuldaische Regierung 1797 das Bad an einen französischen Emigranten v. Robertson verpachtete, der den Kurgarten wieder hob.

Im Jahre 1802 kam Fulda an den Prinzen von Oranien, der für das Bad etwas thun wollte, aber nicht konnte, weil ihn Napoleon 1806 depossedierte. Nun wurde Fulda französisch auf vier Jahre. Das Bad ging von Herrn v. Robertson an Freiherrn v. Berlepsch von Seebach über. Aber der Krieg war für das Bad sehr nachteilig und es ließ auch die Stahlquelle eine Abnahme wahrnehmen. Die erste Fassung vor 60 Jahren war defekt geworden. Die französische Verwaltung ließ daher durch Professor Coudray eine Neufassung vornehmen. Allein trotzdem prosperierte das Bad nicht. Desgleichen nicht unter Fürstprimas Dalberg (1810—1813) und auch nicht unter der österreichischen Verwaltung, bis Brückenau 1816 an Bayern kam. Im Jahre 1817 nahm Professor Dr. Pickel von Würzburg eine neue Analyse der Quellen vor und die Regierung that alles für das Bad, besonders seit Kronprinz Ludwig im Sommer 1818 dasselbe mit einem Besuche beehrt hatte.

Nun wurde vieles neu angelegt, vieles erweitert und verschönert. Der erste Neubau war der Kellerbau (Bellevue) 1819. Unter der fuldaischen Regierung war nämlich Küche- und Kellerbedarf jede Nacht auf Mauleseln aus Fulda herbeigeschafft worden. Im Jahre 1823 wurde das Badhaus nach Klenzes Zeichnung durch Dryschütz dreistöckig vollendet und durch Dr. Vogel in München eine dritte Analyse der Quellen vorgenommen. Im Jahre 1826 wurde der Saalbau in ein Wohnhaus umgewandelt und ein neuer hergestellt, sowie 1827 die Quellen neu gefaßt. Am 25. August 1827 fand die feierliche Grundsteinlegung zum neuen Kursaalgebäude statt. Dasselbe ist aus sogenannten Findlingen der hiesigen Gegend erbaut und 1833 vollendet worden. Im Jahre 1837 nahm Dr. Kastner eine neue Analyse der Quelle vor und 1840 wurde die Stahlquelle neu gefaßt. Zur Vermehrung des Heilapparates wurde 1845 eine Molkenanstalt und 1846 die Einführung der Moorbäder bewerkstelligt. Im August 1847 feierte das Bad sein hundertjähriges Jubiläum. Damit soll die Geschichte des Bades Brückenau geschlossen sein. Wer es nach Ansicht seines Arztes bedarf, der gehe getrost hin an den Ort, von dem sein hoher Gönner Ludwig I. sang:

„Ruhe ist dem Menschen hier beschieden,
Wie von Berg und Thal, von Hain und Flur,
Dringt ins Herz von Erd' und Himmel Frieden,
Friedenskuß erteilet die Natur".

Rothenburger Sagen und Geschichten.

Von Friedrich Lampert.

1. Der Teufelsstein.

Das bayerische Brügge, unser Rothenburg ob der Tauber, in Wort und Bild dargestellt, wäre das nicht ein sonderlicher Schmuck für unser „Bayerland"? Vielleicht ist mir einmal gestattet, mein kleines Teil daran zu thun. Heute will ich's mit etwas anderem versuchen. Um so eine alte Stadt ranken sich, gleich dem Epheu, der ihre Mauern umkleidet, auch allerlei Sagen und Märchen, die sich auch ganz hübsch anhören. Und aus denen möchte ich ein paar herausholen. Vom „Teufelsstein" zuerst!

Männiglich weiß, was es mit solchen Teufelssteinen für eine Bewandtnis hat. Sie kommen da und dort vor. Da geht immer der böse Geist mit einer schlimmen Absicht um, läuft mit einem Felsblock von ansehnlicher Güte, den er natürlich leicht wie einen Federball trägt, einher, um ihn gegen irgend eine Kirche oder Kapelle zu schleudern, muß aber gewöhnlich geprellt und angeführt als ein richtiger „dummer" Teufel unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Ein solcher Teufelsstein liegt nun auch auf einer bewaldeten Anhöhe, eine und eine halbe Stunde von Rothenburg entfernt, in der Nähe des kleinen Örtchens Rödersdorf. Es ist ein gewaltiger vereinsamt stehender Sandsteinblock, der in altersgrauer Heidenzeit zweifellos zum Opferaltar gedient und seinen heutigen Namen wohl schon von den auf solchen Götzengreuel nicht gut zu sprechen gewesenen ersten Verkündigern des Evangeliums in jener Gegend erhalten hat. Was aber noch in unseren Tagen der Teufel mit diesem Stein zu thun gehabt, das ging so zu:

Zu Füßen der Stadt Rothenburg, im Tauberthale, liegt das freundliche Dörfchen Dettwang am Rande einer Wiese, die heute noch die „Turnierwiese" heißt und mit ihrem Namen daran erinnert, daß auf ihr im Jahre 942 der Herzog Konrad von Franken, auch Konrad von Worms genannt, zu Ehren seiner Gemahlin Luitgard, einer Tochter Ottos des Großen, das zweite Turnier deutscher Nation gehalten. Keiner, der Rothenburg besucht, versäumt es, die „kurze Steige" hinab oder durch die wildromantische „Klinge" nach Dettwang hinunterzugehen, dort unter der alten Linde vor dem Wirtshaus, in dem einst der berühmteste und schneidigste Reitergeneral des Dreißigjährigen Krieges, Graf Pappenheim, sein Quartier gehabt, zu rasten und vielleicht ein Glas unverfälschten, guten

Tauberweins zu trinken, vor allem aber das uralte kleine Kirchlein zu besuchen, das einst die Mutterkirche des herrlichen Münsters oben in der Stadt gewesen, und dessen prächtiger, gotischer Altar, ein Meisterwerk deutscher Holzschnitzerei, die Bewunderung aller Kunstkenner auf sich zieht.

Auf dieses Kirchlein nun, als es mitten unter dem in jenen Marken siedelnden heidnischen Volke erbaut werden sollte, hatte es Beelzebub abgesehen. Es war ihm natürlich ein Dorn im Auge, daß da eine Stätte christlicher Gottesverehrung erstehen sollte, und er dachte es sich ein Leichtes, dies plötzlich im Anfang zu verhindern. Flugs ging er darum im Tauberthal abwärts und suchte sich da von den Felsen, die an den steilen Abhängen zahlreich zu Tage treten, einen ordentlichen Block heraus, dem er zutraute, daß er, gut gezielt, mit einem Wurfe das kaum aus dem Boden herausgewachsene verhaßte Kirchlein in Grund und Boden schleudern müsse.

Nicht ohne Mühe schleppte er nun sein mächtiges Wurfgeschoß aufwärts; am Waldsaume von Rödersdorf meinte er aber, unter den schattigen Eichen sich schier ein wenig Rast gönnen zu dürfen, weil es doch wohl auch für den Teufel keine Schande sei, einmal müde zu werden. Wie er nun so auf seinem Blocke dasitzt und das damals freilich noch ziemlich unkultivierte Thal auf- und absieht, kommt ein altes Mütterchen den Weg, das handelte mit alten Schuhen und hatte sich schon früh aufgemacht. Da fragt sie der böse Geist, wie weit es noch nach der neuen Kirche sei. Der Frau aber gibt's ein guter Engel ein, daß es mit dem Frager auf dem großen Steine nicht ganz sauber sein dürfte, und sie antwortet kühnlich: „so weit, daß ich auf dem Wege alle die Schuhe ausgetreten habe, die ich in diesem Korb trage“. Da ward der Teufel grimmig, und mit einem Fluche warf er seinen Block, den er nicht mehr weiter tragen mochte, zum großen Schreck des Mütterleins über dessen Kopf weg an die Waldhöhe hin. Dort liegt er noch heute; wo ihn aber oben eine Öffnung durchbricht, trug ihn der Böse am glühenden Finger.

Nun wäre eigentlich die Sage vom Teufelsstein bei Rödersdorf zu Ende, allein ich weiß auch noch etwas von einer ganz sonderbaren Geschichte zu erzählen, die sich dort zugetragen, und die den Vorzug vor der Sage vom Teufelsstein hat, daß sie buchstäblich wahr ist.

Standen an einem Dezembertage des Jahres 1870, am zwanzigsten, glaub' ich, war's, ein paar Bauern von Rödersdorf in der Nähe des Teufelssteins und schauten, von ihrer Arbeit ausruhend, ein wenig gedankenlos in der Welt herum, obwohl sie, wenn's ihnen ja an sonstigem Stoff fehlte, schon etwas zu denken und allenfalls auch zu reden gehabt hätten, denn jedermann wußte doch dazumal, daß im Sommer ein großer Krieg gewesen war, in welchem die Deutschen einen Sieg nach dem andern erfochten hatten, und daß nun, in der strengen, kalten Winterszeit, die feindliche Hauptstadt, das gewaltige Paris, von den deutschen Heeren so umzingelt gehalten wurde, daß nicht Mann noch Maus aus diesem herauskonnte, und es nur noch eine Frage ganz kurzer Zeit sein mochte, daß sie sich ergeben müßte. Aber just daran dachten die Rödersdorfer Bauern in jenem Augenblick nicht.

Da rauschte es auf einmal ganz eigentümlich über ihren Köpfen; in den Ästen der Bäume knackte und knatterte es, als ob sie alle einzeln abgebrochen würden. — Spukte der Böse wieder auf dem Teufelsstein? Denn da fuhr es über sie her, mitten durch die kahlen, zersplitternden Zweige, ganz greulich anzusehen, eine dunkle Masse wie ein großes rundes Haus, an dem etwas wie ein Schiffchen hing. Und das senkte sich immer tiefer; jetzt ertönte auch Geschrei aus ihm wie Hilferufe, und vor die entsetzten Bauern kollerten zwei Menschen kopfüber zu Boden, denen alsbald ein dritter, gleich den ersten gar übel zugerichtet, folgte. Nur ein vierter, der eine Uniform trug, während die anderen schwarz gekleidet waren, war unverletzt.

Dem einen war eine Rippe gebrochen, dem andern durch einen Ast ein Glied des kleinen Fingers zerrissen worden, und der dritte hatte sich die Zunge nahezu abgebissen, so daß er kaum im stande war, sich den Bauern, welche sich nun doch endlich etwas heranwagten, verständlich zu machen. Aber das hatte auch außerdem noch seinen Haken, denn die vier Männer sprachen eine den guten Rödersdorfern ganz fremde Sprache. Darum kamen sie den letzteren verdächtig vor und mußten sich wohl oder übel bequemen, ihnen nach Rothenburg zu folgen. Dort gab es dann doch Leute, die in ihrem Schulunterricht über das Deutsch hinausgekommen waren und die daher schnell herausbrachten, daß die so rätselhaft vom Himmel gefallenen Fremdlinge Franzosen waren und auf dem direktesten Wege von keinem geringeren Orte herkamen als aus Paris.

Am Morgen desselben Tages um 3 Uhr waren sie in einem fast drei Stockwerke hohen Luftballon in der belagerten Stadt aufgestiegen, um aus dieser Depeschen und Briefe, welche, 20000 an der Zahl, in Säcken verpackt waren, zur provisorischen Regierung in Tours zu bringen. Da schlug auf einmal der Wind, der anfänglich den kühnen Seglern ganz gute Fahrt verheißen hatte, um und trieb sie geradeswegs gegen Osten, Deutschland zu. Mit unheimlicher Schnelligkeit fuhren sie durch die Nacht; im Morgennebel erkannten sie die Kathedrale von Rheims, in dünnen langgezogenen Silberstreifen den Zusammenfluß der Saar und Mosel; bei Worms überflogen sie den Rhein, dann wußten sie nicht mehr, wo sie sich befanden. Der Ballon aber fing auf einmal an zu sinken, und die höchste Gefahr bestand, geschleift zu werden. Da waren sie gerade beim Teufelsstein angekommen und einer nach dem andern aus ihrem leck gewordenen Fahrzeug mitten unter die fränkischen Bauern geworfen worden. Jenes aber hatte sich, ehe diese zugreifen konnten, schon wieder erhoben und war, den Augen entschwindend, weiter getrieben, um später erst im Bayerischen Walde aufs neue zur Erde zu kommen und dann in sichern Gewahrsam genommen zu werden.

In solchem mußten auch die vier Herren Franzosen in Rothenburg und später in München fast sieben Wochen lang verweilen, bis ihre Briefe, die man schön zusammengeklaubt hatte, höheren Orts durchstudiert waren, und man keinen Grund mehr hatte, sie länger ihrem Vaterlande zu entziehen. Übrigens gestanden sie selbst, gar nicht so unzufrieden gewesen zu sein, daß sie, allerdings mit der Gefahr, Hals und Bein zu brechen, den großen Kerker von Paris gegen einen kleineren, das Militärgefängnis in München, hatten vertauschen können, in dem sie wenigstens vor Hunger geschützt waren.

Seitdem aber ist niemand mehr in fünf Stunden von Paris nach Rothenburg gereist.

Kleine Mitteilungen.

Kunstfertiger Handwerker. Johann Martin Trauter in Regensburg war in Verfertigung von merkwürdigen Drechslereien ein großer Künstler. Unter anderm drechselte er in einen Becher von mittlerer Größe 50 andere hinein, die immer kleiner wurden, endlich den ganzen Becher ausfüllten und dennoch 30 Quart faßten, wenn sie auseinandergenommen wurden.

Zwei Nürnberger zeichneten sich im Jahre 1659 zu Batavia durch ihre Kenntnisse rühmlichst aus. Johann Jakob Saar macht in seiner Reisebeschreibung: „J. J. S. Ostindianische 15jährige Kriegsdienste und wahrhaftige Beschreibung, was sich Zeit solcher 15 Jahre von A. C. 1644 bis 1659 mit Ihm und anderen seiner Camerades begeben habe ꝛc. Zum andern mal herausgegeben und mit vielen denkwürdigen Notis oder Anmerkungen wie auch Kupferstücken vermehret und gezieret. Nürnberg zu finden bei Joh. Dan. Tauber 1672“ folgende Erzählung: „Mit dem Schiff „Hof von Seeland“ traf ich einen Landsmann an, Namens Wolf Wagner, dessen Vater annoch im Leben und bei hiesigem Wohl-Edlen und Gestr. Raths-Bauamt Stadtwagner ist, dem ich auch von ermelten Seinem Sohn ein Schreiben mitgebracht und seinen Statum erzählet, daß er kein 8 Tag auf Batavia gewesen und seiner Kunst wegen von dem Soldatenleben frei erkennet und zu einem Bildschnitzer gemachet worden wäre, weil Er auf der Dahin-Reiß dem Kaufmann und dem Schiffer ein trefflich künstlich Trühlein gemachet. Daher er denn alsobald bei dem General von Batavia rekommandirt worden, dem der Kaufmann das Trühlein verehret, mußte auch alsofort zu dem General selbst und wurde dem Major Ordre, gedachten Wolf seiner Kriegsdienste zu entlassen, sein Gewehr in das Zeughaus zu nehmen, als der hinfüro nichts anders thun als dem General und der Compagnie arbeiten sollte. Es ist eben zu Batavia auch noch ein Nürnberger Namens Andreas Heberlein, welcher eine durch Wasser getriebene Kornmühl angegeben und gemacht hat einen guten Musketenschuß vor dem neuen Thor. Die Anrichtung dieser Getreidemühle befreite die Sklaven von der drückenden Arbeit an den früher einzig üblichen Handmühlen, brachte der Kompagnie jährlich 8000 fl. holländisch Pachtgeld, verschaffte den Schiffsleuten und der Garnison Brot, welches ehvor so selten war, daß Saar erzählt, er habe, als er ans Land kam, ganzer drei Jahre keinen Bissen Brotes auf die Zunge bekommen, sein Leben nur mit gekochtem und wieder erkühltem Reis, wöchentlich etliche wenige Pfunde erhalten müssen.“

Die Gallusstift in Roding. Den alten Einrichtungen und Gebräuchen geht es wie den alten Burgen. Diese werden oft mit großer Mühe und Anstrengung abgebrochen und Felder oder Wälder an ihre Stelle gesetzt, so daß man bald keine Spur mehr von ihnen findet. Die alten Gebräuche werden in der Regel ganz einfach beiseite geschoben trotz ihres vielhundertjährigen Bestandes. Von einem solchen alten Gebrauche, der Gallusstift im Markte Roding, die im Jahre 1858 der Geschichte anheimfiel, wollen wir unsern Lesern heute erzählen.

Am Montag nach dem St. Gallustage wurde vom Herrn Pfarrer in Roding um 10 Uhr ein festliches Votivamt abgehalten. Zu dieser Feierlichkeit versammelten sich auf den bestimmten Ehrenplätzen die zwölf Stiftsherren, darunter die Besitzer der Peters-, Anger-, Riebeisen- und unteren Mühle und acht Bürger aus dem Markte, dann aus fünf verschiedenen Pfarreien 58 Stiftsbauern. Schlag 12 Uhr erschienen diese 70 Personen im Pfarrhofe, um daselbst ausgespeiset zu werden. Jeder der Teilnehmer mußte dem Pfarrvorstande eigenhändig die herkömmliche Stift entrichten, deren höchster Betrag 22 Gulden, deren niedrigster 6 Pfennige betrug. Der Markt zahlte vom Richterhofe, der Eigentum der Marktskammer war, 25 Kreuzer 6 Heller.

In zwei Zimmern — der Herren- und Ökonomiestube — wurden die Herren und Bauern gesondert, ganz genau nach dem alten Herkommen bewirtet. Nach dem vorschriftsmäßigen Speisezettel gab es jedes Jahr: Brotsuppe, Voressen, Rindfleisch und rote Rüben, schweinerne Blutwürste ohne Speck in einer braunen Brühe, dergleichen Leberwürste mit Kraut, Schöpsbraten ohne Salat, Schaffleisch ohne Salat. Zum Braten kam ein weißer Laib Brod und auf der Herrentafel erschien außerdem noch eine gebratene Gans. Bier floß nach Bedarf. Die Herren tranken aus steinernen, die Bauern aus irdenen Krügen. Auch die Eßgeräte sollten den Unterschied der Stände bezeichnen. Die vornehme Welt hatte noble Bestecke, den Bauern beschied das Herkommen Teller und Löffel von Holz. Von besonderer Wichtigkeit war die Verteilung des Bratens, deswegen wurden von seiten des Unterhauses zwei gewissenhafte Sachverständige abgeordnet, die große Sorgfalt darauf verwendeten, daß alle Teile gleich groß und wertvoll ausfielen.

Die Herrschaften genossen außer den bezeichneten Vorrechten noch das der Bedienung durch des Pfarrers Kutscher, und nachdem um 2 Uhr die Tafel beendigt war, durften sie sich mit Kartenspiel unterhalten, während die Bauern, deren Hunger und Durst durch den Ochsenknecht befriedigt wurde, auf mündliche Unterhaltung beschränkt waren. Dafür hielten sie beständig die große „Krugel“ in Kreisbewegung. Inzwischen sammelte der Vorsitzende unter den Bauern die Beiträge für das Votivamt und zu einem Gottesdienst für allenfalls im Jahreslauf verlebte Stiftsbrüder und endlich schlug abends die sechste Stunde, die des Scheidens. Alles gab froh und vergnügt dem Herrn Pfarrer die Hand und trat, beladen mit den Überbleibseln von der Tafel, den Weg in die Heimat an.

Gewöhnlich wurden an diesem Tage verbraucht 20 Eimer Bier, 5 Zentner Fleisch. Seit dem Jahre 1858 wurde die „Stift“ nicht mehr gehalten.

Was mag dieser Gebrauch bedeuten? Aus welcher Zeit mag er stammen? Nirgends finden wir darüber eine Aufzeichnung. Wenn ich mir erlaube, eine Erklärung zu versuchen, so geschieht das nur unter Hinweisung auf den wichtigen Umstand, daß auch der jeweilige Herr Pfarrer an dem Feste, nicht bloß in der Kirche, sondern auch an der Tafel Anteil nahm. In der Herrenstube wurden uns der Heiland und seine 12 Apostel, in der Bauernstube die 58 Jünger vorgestellt. Die ganze Feier ist also als ein Liebesmahl zu betrachten, zu dem merkwürdigerweise nicht bloß Angehörige der Pfarr Roding, sondern auch Berechtigte der Pfarreien Stamsried, Penting, Bruck und Rittenau sich einfanden. Das Fest hat einen tief religiösen Sinn, der leider mit der Zeit verloren gegangen ist. Meine Vermutung ist die: Roding, das bereits 844 mit einer Kirche vorkommt, war die Mutterkirche der Pfarreien Stamsried, Penting, Bruck und Rittenau und bei Abtrennung derselben mögen sich deren Bewohner in Roding versammelt und von da nach Abhaltung eines feierlichen Gottesdienstes und gemeinschaftlichem Mahle in die Heimatspfarrei begeben haben, welcher Gebrauch sich bis heute in der katholischen Kirche erhalten hat. Die Gallistift bestand als Andenken an diese Trennung!

Plaß.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Konrad Triener oder Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. Badhauser.

Die Sonne stand näher nach dem Mittage als dem Untergange, und mit der Kraft des Hochsommers warf sie ihre Strahlen auf die Erde nieder, als zu der Herren Stachelschützen[1]) gehörigen Gartenwirtschaft zu München unter dem Schatten von mächtigen Lindenbäumen eine Gesellschaft von etwa zehn angesehenen Bürgern traulich beisammen saß, ausruhend, wie es schien, von den Übungen der Armbrust und dem Pfeilschießen. Es war heute zwar kein Kirchenfeiertag, doch herrschte in den Werkstätten tiefe Ruhe und die meisten Verkaufsläden waren geschlossen; denn es sollte die Gesandtschaft der Stadt zurückkehren, die nach Landsberg gesendet worden war, um die Freiheiten Münchens von den Herzogen Ernst und Wilhelm bestätigen zu lassen. Auf der Landstraße wogten, der Sonnenstrahlen und des Staubes ungeachtet, dichte Volksmassen gegen die Sendlinger Höhen zu, mit neugieriger Ungeduld den Augenblick erwartend, wo die Gesandten in der Ferne sichtbar wurden. Die Bürger im Stachelschußen zogen es zwar vor, in kühlem Schatten und bei vollem Becher sich zu laben, als draußen unter die Menge sich zu mischen, aber dennoch gaben die Verhältnisse der Stadt ihrem Gespräche ebenfalls Stoff, und keiner versäumte, seine Ansichten und Wünsche laut werden zu lassen.

„Warum glaubt Ihr denn", sprach u. a. der Krämer Heinrich Purolfinger, „daß die Herzoge Anstand nehmen könnten, die Notul zu unterzeichnen? Haben ja Stephan und sein seliger Bruder Johann auch keine Schwierigkeiten gemacht und haben ihre Väter und Großväter dergleichen gethan."

„Diese haben freilich unsere Freiheiten anerkannt," entgegnete ihm Ulrich Stromair, Zunftmeister der Gschlechtgwanter,[2]) „aber die jungen Herzoge sind der Bürgerschaft nicht gar hold, und man hat es ihnen längst absehen können, daß sie unsere Freiheiten zustutzen möchten; ich will auch nicht der Stromair sein, wenn unsere Befürchtung nicht Grund hat."

„Ihr könnt da wohl recht haben, wenn Ihr meint, daß Ernst und sein Bruder unsere Freiheiten etwas mindern wollen; allein, wie man sich sagt, so sind diese auch überschritten worden, und nicht dieselbe Notul haben Stephan und Johann damals bestätiget; zwar sitze ich nicht im Rate und verstehe nichts von den Rechten, doch mag es möglich sein, daß dies geschehe, und da könnte man es doch den Herzogen nicht so sehr verargen, wenn sie es nicht gnädig aufnehmen." Also äußerte sich Heinrich Purolfinger auf die Antwort Stromairs; dieser nahm aber jetzt eine wichtige Miene an und mit stolzem Lächeln erwiderte er:

„Da habt Ihr nicht falsch gehört, Meister Purolfinger, ich sitze im Rate und muß es daher wohl wissen; es hat uns daher auch saure Mühe gekostet, es durchzusetzen, denn die Geschlechter sind den jungen Herzogen gar zugethan, doch es war der günstigste Augenblick, den wir benutzen mußten, und der Wille der Wahrheit drang glücklich durch. Betrachtet

[1]) Jetzt Stachusgarten.

[2]) Tuchmacher.

einmal andere Städte, wie Nürnberg, Augsburg und Regensburg, welche ausgezeichnete Freiheiten diese haben und wie ihre Bürger innerhalb ihres Weichbildes schalten dürfen und können! Zwar sind wir nicht zu kurz daran; denn Kaiser Ludwig und sein Bruder Rudolf haben uns vieles gegeben; aber die Zeiten haben sich seither verändert, und der Bürger fordert jetzt mehr als vor hundert Jahren und er kann auch mehr fordern. Diese Forderungen geltend zu machen, ist nun die beste Gelegenheit; die jungen Herzoge stehen auf lockerem Boden, und um an uns eine feste Stütze zu erhalten, sollten sie klüglich unserer Anforderung entsprechen; leider jedoch sind sie von Räten umgeben, welche der Bürgerschaft gram sind, und unsere Geschlechter selbst werden nicht ermangeln, uns bei den Herzogen schwarz zu machen."

„Wir Bürger sehnen uns freilich nach einer Erhöhung der Freiheiten, da wir Nutzen davon ziehen könnten," sprach nun der Maler Gleysmüller, „doch ob wir auch ein Recht dazu haben, ist eine Frage, die ich verneinen muß. Wie können wir von den jungen Herzogen als den Erben des seligen Herzog Hannsen mehr verlangen, als dieser uns gewährt hat? Und dann ist es gewiß auch nicht edel und löblich von uns gehandelt, ihnen etwas abtrotzen zu wollen zu einer Zeit, wo sie jeden Augenblick von ihrem Onkel Stephan und seinem Sohne Ludwig neue Händel zu befürchten haben."

„Laßt den Herzog Stephan und seinen Sohn Ludwig aus dem Spiel," fiel ihm Stromair in die Rede, „diese haben nunmehr ihre Ansprüche aufgegeben, und die Neffen haben jetzt von dem Oheim nichts mehr zu fürchten; zudem," fuhr er fort, „ist es noch gar nicht ausgemacht, wer denn eigentlich im Rechte gewesen sei."

Solche Reden wurden gewechselt, während die anderen Bürger ruhig zuhörten, wohl auch durch ihre Mienen ihr Mißfallen oder ihren Beifall zu erkennen gaben, als die Patrizier Ulrich und Niklas Drächsel in das „Stachelschützen" eintraten und zum Tische der Bürger hingingen, wo sie mit freudigem Gruße und herzlichem Händedruck bewillkommt wurden.

„Habt Ihr auch die enge Stube verlassen, ehrsame Herren," sprach sie Hanns Gleysmüller an, „um unsere Gesandten zu schauen? Da bring' ich's Euch, thut mir männlichen Bescheid," und damit reichte er dem Ulrich die zinnerne Kanne, während Konrad Kegel, der Bäckerzunft Führer, dem Nikolaus seinen Becher darbot.

„Es leben die Herzoge," sagte Ulrich mit schalkhafter Miene und that einen Schluck aus der Kanne des Malers.

„Welche meint Ihr," fragte Stromair mit forschendem Blicke, „die Söhne Herzogs Hannsen, oder die Ingolstädter?"

Die übrigen Anwesenden lauschten neugierig auf eine entscheidende Antwort des Geschlechters; dieser jedoch, nicht willens, seine Ansichten vor so vielen zu enthüllen, zog sich aus der Schlinge, welche ihm Stromair gelegt hatte, indem er mit dürren Worten ihm erwiderte:

„Ei nun, die rechtmäßigen Herzoge meine ich, und wer diese seien, hat der Spruch zu Göppingen uns deutlich gezeigt."

„Hole der Henker alle Vermittler und Friedensstifter," rief jetzt Thomas Haitfolk, Vorsteher der Metzgerzunft, welcher bisher schweigend dagesessen war, „der Spruch zu Göppingen will uns einen Zaum anlegen, aber man soll an uns ein störrisch Roß finden."

Die Mehrzahl der Anwesenden nickte beifällig mit den Köpfen und nur einige blickten bei diesen Worten Haitfolks ernsthaft und stumm vor sich hin, scheuten sich jedoch, ihren Unwillen laut zu äußern. Da in demselben Augenblick ein Pilger in den Garten trat, benutzte der Bräuer Sittenzed diese neue Erscheinung, um das Gespräch von den städtischen Angelegenheiten abzuleiten, und mit den Worten:

„He, Pilgersmann, verschmäht es nicht, einen Mannes trunk zu nehmen," rief er denselben an den Tisch her. „Euer bestaubtes Gewand," sprach er zu dem Herannahenden, „deutet an, daß Ihr heute schon einen weiten Weg gemacht habt, und dabei mag Euch die Sonnenhitze lästig gewesen sein, darum ruht jetzt aus im kühlen Schatten und labet Euch, dann mögt Ihr uns auch eins erzählen von Eurer Reise."

„Schönen Dank, ehrenfester Herr, für Euer freundliches Anerbieten", erwiderte der Wallfahrer, „mit Eurer und der Herren Vergunst will ich mich zu Euch setzen und ausruhen, denn die Füße brennen mich, als wäre ich durch die syrische Wüste gewandert. Vor dem Eintritt in die Stadt wollte ich mich ein wenig abkühlen, und da ich hier Schatten sah, so ging ich her; doch werdet Ihr mir darob nicht zürnen; denn soviel ich sehe, ist dieses nicht jedem gestattet."

Mit diesen Worten nahm der Pilger den ihm gebotenen Platz ein, und während er sich den Schweiß von der Stirn wischte und aufatmete, hatten die Bürger Zeit, ihn näher zu betrachten. Es war ein Mann zwischen 40 und 50 Jahren, dessen harte Züge einen entschlossenen unbeugsamen Charakter ausdrückten, während sein blitzendes, tiefliegendes Auge List und Schlauheit verriet. Mit neugierigen Mienen, wie man einen aus der Ferne Kommenden stets anschaut, hatten auch die Bürger den Waller betrachtet, bis jetzt Kegel ihm die Kanne bot und ihn zugleich fragte:

„Nun woher kommt Ihr, Wandersmann?"

Dieser setzte jedoch den Krug an den Mund, und sein Durst schien der Hitze des Tages angemessen, denn erst als er die Kanne bis auf die Nagelprobe geleert, gab er sie wieder zurück und sagte:

„Geradeswegs von Rom."

„Eine Romfahrt habt Ihr gemacht? Das ist schön," riefen einige Stimmen, „da habt Ihr sicherlich den heiligen Vater auch gesehen?"

„Ja freilich wurde mir diese Gnade zu teil," antwortete der Fremde und faltete die Hände über die Brust wie zum Gebete, während die anderen Bürger andächtig die Mützen rückten; „es sind nun zwölf Wochen, daß in Rom ebenfalls ein Gesandter des Herzogs von Ingolstadt anwesend war, und diesen empfing der Papst mit feierlichem Pompe. Ich durfte mich unter das Gefolge mischen, und so hatte ich das Glück, alles zu sehen und zu hören. Obgleich wir so viele 100 Stunden von der heiligen Stadt entfernt sind, so weiß man dort doch recht gut, wie es mit unserm Christentum beschaffen ist. Der Papst sprach mit dem Gesandten von dem Lande Bayern, als wäre er dort geboren und da hättet Ihr sehen sollen, wie er des Ingolstädters Frömmigkeit pries; sie sprachen zwar lateinisch, aber ich weiß ebenfalls ein bißchen in dieser gelehrten Sprache zu plaudern, und so verstand ich alles, was sie sprachen; der Papst hat auch auf des Herzogs Bitte ihm mehrere kostbare Reliquien geschenkt."

„So seid mir denn herzlich willkommen," sprach jetzt

Stromair mit heitrer Miene zu dem Pilger, „und stoßet an mit mir auf das Wohl des Herzogs von Ingolstadt!“

„Da thue ich Euch gern Bescheid,“ erwiderte dieser, und auch Haitfolk und noch mehrere ließen ihre Kannen klirren; dann aber begann der Pilger:

„Saget mir jetzt auch, was für ein Fest bei Euch ist, weil Volk in Feierkleidern sich vor der Stadt belustiget, wir haben heute den Tag des hl. Laurentius, und soviel ich weiß, wird derselbe nicht besonders gefeiert; was bedeutet also dieses sonntägliche Treiben?“

„Wohl ist heute kein Feiertag,“ sprach Stromair, „aber es ist ein Tag, der für unsere Stadt hohe Bedeutung hat. Ihr seid, wie ich sehe, im Lande fremd, und darum muß ich etwas weitschweifig mit Euch reden.“

„Fremd bin ich gerade nicht,“ antwortete der Pilger, „wohl aber bin ich schon seit drei Jahren aus Deutschland fort, und da konnte sich manches ereignen, was mir nicht zu Ohren kam; darum erzählt nun, wie sich die Sache verhält.“

„So höret denn,“ fuhr Stromair fort. „Im Lande Oberbayern herrschten zwei Brüder in gemeinsamer Regierung; der eine hatte sich München, der andere Ingolstadt zu seinem Sitze auserkoren, doch waren sie auch oft beisammen, so daß die Städte in ihnen ihre rechtmäßigen Herren kannten; da starb denn, es ist heute just ein Jahr und zwei Tage, der Herzog Johann, der hier in der Stadt seinen Sitz hatte, und hinterließ zwei Söhne, Ernesten und Wilhelmen; diese gedachten nun, die Herrschaft zu übernehmen, wie sie ihr Herr Vater selig besessen hatte, da machte ihnen ihr Oheim in Ingolstadt sie ihnen streitig, aus welchen Gründen, das kann ich Euch so genau nicht sagen; denn ich weiß nicht, wie es im Kaiserrecht geschrieben ist, aber das weiß ich, daß es sich nebenbei auch um einige Herrschaften handelte, die Stephan von früherer Zeit her noch zu fordern hatte. Anfangs gab es wohl blutige Köpfe, bald aber legten sich der Pfalzgraf Rupert und Graf Eberhard von Württemberg ins Mittel, und so kam denn im vergangenen Monat ein Vergleich zu Göppingen unter den Streitenden zustande, wonach die jungen Herzoge den Anteil ihres Herrn Vaters an der Regierung erhielten. Die Stände hatten ihnen auch bereits gehuldiget, und da kommt die Reihe an uns; da haben wir denn eine Gesandtschaft nach Landsberg zu den Herzogen geschickt, um uns ehvor unsere Freiheiten bestätigen zu lassen, und diese erwarten wir heute zurück; für uns ist es daher ein hochwichtiger Tag, denn wir befürchten, daß die Herzoge unsere Freiheiten schmälern wollen, da sie auf die gute Stadt nicht freundlich zu sprechen sind.“

„Das ist freilich eine wichtige Sache,“ sprach der Pilger, „die Freiheitsbriefe sind der beste Schatz einer Stadt, und diese müßt Ihr Euch erhalten. Da solltet Ihr nach Italien zu den Lombarden kommen; diese sind stolz auf ihre Briefe und ließen sich eher von Grund aus vernichten, als daß sie einen Finger breit von ihren Rechten wichen.“

„Ja, meint Ihr, wir würden so ruhig zuschauen? Da irrt Ihr Euch gewaltig, Bruder Pilgersmann,“ rief Haitfolk, „wir haben Fäuste so stark, wie die Welschen, und unter unserm Wammse schlägt ein treues Herz, wenn auch nicht ein heißeres.“

„Warum sagt Ihr mir dieses? Bin ich doch selbst ein Deutscher,“ entgegnete ihm der Wallfahrer, „aus der freien Stadt Nürnberg und bin stolz darauf, es zu sein; treu sind wir, wenn wir es versprachen, ausharrend, wenn es gilt, und stark wie die Allmacht, wenn wir einig sind. Darum macht Euch keine Sorge, liebe Landsleute und Herren, wenn die Herzoge auch Eure Briefe nicht bestätigen wollen; Ihr seid da im Rechte, denn Eure Freiheiten sind Euer Eigentum und das darf Euch niemand rauben. Seid Ihr für Euch allein zu schwach, suchet Euch einen mächtigen Helfer, und dann sollen die Herzoge Buße und Wette bezahlen.“

„Das kann auch geschehen,“ antwortete ihm Stromair; „der Ingolstädter und besonders sein Sohn, der bärtige Ludwig, treten für uns schon auf, wenn es so weit kommen sollte“.

„So seid unbesorgt,“ sprach wieder der Pilger, „schlagt Euch die Sorgen aus dem Sinn und lasset den Herzog von Ingolstadt leben!“

Mit diesen Worten ergriff er seine Kanne und rief:

„Auf das Wohl der biederen Bürger von München und des Herzogs von Ingolstadt!“

„Es lebe der Herzog von Ingolstadt,“ riefen die anderen nach und schienen vergessen zu haben, daß der Spruch zu Göppingen ihnen Ernsten und Wilhelmen als Gebieter zugeteilt hatte.

„Haltet ein mit Euren Rufen,“ sprach Hans Gleysmüller unwillig, „es macht böses Blut, wenn es die Menge hört, und zudem haben wir gar nicht Ursache, uns an den streitsüchtigen Ingolstädter zu wenden, da die Söhne des Herzogs Hannsen unsere Freiheiten ebenso ehren können, wie jener.“

„Was habt Ihr da zu faseln, Meister Pinselhanns,“ schrie der vom Trunk erhitzte Haitfolk, „wir sind Bürger der Stadt München und scheren uns nicht weiter um die Herrchen in Landsberg; es soll einmal ein anderer Tanz gemacht werden, und da wollen wir aufspielen, nachdem man uns lange genug aufgespielt hat.“

„Ich mag mit Euch heute nicht mehr streiten,“ entgegnete ihm mit Ruhe der Maler; „gehet nach Hause, Meister Haitfolk, die Hitze hat Euer Gehirn verbrannt;“ und mit diesen Worten entfernte er sich von der Gesellschaft.

Der Streit nahm so ein schnelles Ende; allein die aufsprudelnde Laune der Bürger war dadurch gestört worden, und vergebens bemühte man sich, die Unterhaltung wieder zu beleben.

(Fortsetzung folgt.)

Weilheim.

Von Hugo Arnold.

Wo immer auf der oberbayerisch-schwäbischen Ebene Du weilen magst, begrenzt fern im Süden die blauende Alpenkette Deinen Blick. Wie eine duftumschwebte Mauer säumt sie den Horizont und lagert sich den sonnengoldigen Gefilden Italiens vor, wohin der Zug magischer Sehnsuchtsgewalt von uralten Zeiten her die Söhne Germaniens lockt. Und wie einladende Thore thun sich im Wall der Berge die Spalten der Thäler auf, in denen die schneegeborenen Flüsse eilenden Laufes herab zur Ebene strömen. Das sind die Pforten der von der Natur gebahnten Pässe, durch die, selbst

schon in den der eigentlichen Geschichte vorausgehenden Tagen, die Völker mit dem Schwerte in der Faust zogen, um über die Scheidemauer zwischen Nord und Süd zu dringen. Die einen kamen in langen Wanderzügen mit Kind und Kegel, um sich drüben unter dem ewig blauen Himmel neue Wohnsitze zu erobern; die anderen stiegen in eisengewappneten Heersäulen von den Bergen herab, um die waldbedeckte nebelreiche Ebene unter die Fittiche ihrer Adler zu zwingen: und alle folgten sie den Wegen, welche die weißschäumenden Wellen der hellgrünen Gewässer wiesen.

Als ein solcher Völkerpaß öffnet sich vom Ammersee aufwärts zwischen waldigen Hügeln das weite Thal der Ammer, von wo aus kurze bequeme Pfade hinüberleiten ins Thal der Loisach und in diesem hinein zum Herzen des Hochgebirges. Jahrtausende hindurch zog durch ihn die vielbelebte Heerstraße für Krieg und Frieden, für den Marsch der reisigen Scharen, wie für die Wanderung handelsbeflissener Karawanen.

Erst in der neueren Zeit mußte der große Weltverkehr andere Geleise einschlagen, da die Ingenieure für die Anlage der Schienenwege sich von eigenen Gesichtspunkten leiten ließen, und so kommt es, daß die Lokomotive nur auf einer Sackbahn pustet und pfeift und unsere Baumeister den Abstieg der Eisenstraße ins Innthal hinab noch nicht finden durften, trotzdem etruskische und keltische Säumer und römische Pioniere ein Vorbild schon vor Jahrtausenden aus den Felswänden herausgeschrotet haben.

Entlang einer so vielbegangenen Straße und in einer landschaftlich so reich ausgestatteten Gegend, wie die Hochfläche zwischen Loisach und Ammer ist, bauten die Menschen schon seit frühesten Zeiten ihre Siedelungen. Zeuge dessen sind die Reste urältesten Ackerbaues, die breitrückigen Wellenbeete der Hochäcker, die zwischen den Silberbecken des Staffel-, Ammer- und Würmsees im Schatten der Wälder sich breiten oder über den grünen Plan der Fluren ziehen und u. a. vorzüglich auf den Halden zu beiden Seiten der Murnauer Straße bei Tautting und Spatzenhausen erhalten sind, ferner die zahlreichen Gruppen von größeren und kleineren Grabhügeln, deren Alter in so ferne Zeiten zurückreicht, daß es mit zuverlässigen Zahlen gar nicht anzugeben ist, und drei Jahrtausende für manche vielleicht kaum ausreichen. Die Funde aus diesen Gräbern aber tragen in künstlerischer und technischer Hinsicht häufig den Stempel von Beziehungen mit dem Südlande und mit dem Osten: kulturgeschichtliche Perspektiven von unendlicher Weite eröffnen sich an den verlassenen Heerwegen und an den melancholischen Totenhügeln auf der sonnigen Hochfläche zwischen Ammer und Loisach!

Über die nationale Zugehörigkeit der damals hier hausenden Stämme versagen uns die Quellen. Wir dürfen nur schließen, daß beim Ausbruche der geschichtlichen Morgenröte Kelten hier saßen, denn keltischen Klang tragen die Namen der Orte: Parthanum, d. i. Partenkirchen, ad Pontes Tessenios, etwa bei Murnau-Hechendorf am Rande des Loisachmooses, Urusa, d. i. Pähl, und drüben am Lech Abodiacum, d. i. Epfach und entgegengesetzt an der Isar Bratananium, d. i. an der sog. Römerschanze oberhalb des Schlosses Grünwald.

Diese Namen haben uns die Römer in ihren Routenkarten überliefert, welche in der Gelehrtenwelt unter dem Namen der Peutinger-Tafel und des Antoninischen Itinerars bekannt sind. Die Römer nämlich hatten den Kelten ihr Joch auf den Nacken gedrückt und mehr als vier Jahrhunderte hindurch die Herrschaft über das oberbayerische Oberland behauptet. Während dieser langen Zeit wurde die eingeborne Bevölkerung durch die Wucht des straffen römischen Regiments vollständig romanisiert, die ganze Einrichtung der Verwaltung und des öffentlichen Lebens geschah nach römischem Muster und nach römischer Vorschrift. Wir dürfen uns darum nicht wundern, wenn jetzt noch zahlreiche römische Spuren vorhanden sind, allerdings nicht mehr über der Erde — außer etwa dann, wenn ein schlaues Bäuerlein eine auf seinem Acker aufgelesene, wegen des fremden Gepräges sonst nicht mehr gangbare römische Münze dem Herrn Pfarrer ins Opfergeld mischt —, sondern höchstens auf, in und meistens unter dem Boden. Das sind die Reste von Straßen, von Häusern und mitunter auch von Gräbern der Römer.

Weilheims nähere und weitere Umgebung ist reich an solchen Spuren und Resten.

Vom Loisachufer bei Hechendorf weg liegt die moderne Landstraße entweder gerade auf der römischen Heerstraße oder unmittelbar neben ihr; erst zu Füßen der Gögerlburg biegt die moderne Straße ab nach Westen, Weilheim zu, die römische Straße zieht in gerader Richtung nach Norden fort, teils als schmaler Feldweg, teils überackert, erreicht bei der Rastkapelle die „Obere Vorstadt“, verläßt sie in der Sondermeiergasse, und zieht nun, wiederum teilweise Feldweg und teilweise überackert, an der Eisvoglkapelle vorbei, zur Kapelle am Dietlhofersee; beim Bahnwärterhause wird sie vom Bahndamme gekreuzt, dann ruht wieder die moderne Straße darauf bis zur Kiesgrube am Wege nach Unterhausen, hierauf liegt sie in den Feldern westlich der Staatsstraße und läuft nördlich nach Pähl, wo die Straße von Kempten-Epfach-Raisting her einfällt. Von diesem Knotenpunkte weg gabelt nun ein Arm nach Schöngeising an die große Augsburg-Salzburger Straße, der andere über Machtlfing, Perchting, Söcking nach Gauting und weiter an die Donau, während eine Abzweigung über die Eisenbahnstation Mühlthal an der Karlsburg vorbei zum Isarübergange oberhalb Grünwald zieht.

An der Unterhausener Kiesgrube zweigt ferner eine Verbindungsstraße ab, welche am Ostrande des Dorfes Wielenbach vorbei zur römischen Ammerbrücke bei Pähl führt

Für eine römische Straße halte ich auch den sog. „Prälatenweg“ nach Polling und möchte in ihm eine Strecke einer nach Huglfing führenden Verbindungsstraße erkennen, wo sie in die von Traunstein über Tölz nach Kempten ziehende Voralpenstraße einfällt. Nordöstlich von Töllern ist die Fortsetzung dieser Straße wieder vorhanden: in dem alten Wege, der von der modernen Münchener Straße gerade nach Unterhausen abbiegt, an dessen Übergang über die Eisenbahn Drehkreuze, und an dessen Seiten dann eine alte Kapelle und mittelalterliche steinerne Armkreuze sich befinden. Nördlich von Unterhausen ist mir die Fortsetzung der Straße nicht bekannt, am linken Ammerufer auf der Höhe von Wielenbach, im Dürrenleich und durch das Schwattachfilz aber liegt sie meist 1 m tief im Moose versunken, jedoch noch wohlerhalten. Beim uralten sagenumsponnenen Kirchlein von St. Johann-Heiligenstätten erreicht sie festen Boden und zieht über Raisting, Dießen am Ammersee hinunter nach Augsburg.

Das sind also sämtlich sehr wichtige Verbindungen, welche die römische Grenzmark an der Donau mit der Öffnung des

großen Alpenthores im Loisachthale und dadurch mit Italien verknüpfen und in Weilheims unmittelbarer Nähe sich verästen. Manche kleinere Quer- und Nebenstraßen sind mir außerdem bekannt, doch bedürfen sie noch weiterer Untersuchung, ehe man öffentlich von ihnen sprechen kann.

Römische Häuser wurden ausgegraben: am Ammerseeufer bei Aiter- oder Roderried oder Hinterfischen, Erling, Machtlfing und auf dem Höhenberge bei Wilzhofen; letztere beiden sind die Gebäulichkeiten von Landgütern, je fünf an der Zahl. Die sehr interessanten Funde von Hinterfischen und vom Höhenberge bilden jetzt Zierden des historischen Museums von Weilheim. Bekannt ist mir ferner noch das Vorhandensein römischer Bauten zu Haunshofen, Bauernbach und Thalhausen bei Oberhausen. Wüßten wir von Weilheim nicht schon durch das oben genannte Grabfeld diesen Ursprung, so würde es uns der Name der Stadt besagen. Irrtümlich leitete man ihn wohl vom lateinischen villa (herrschaftliches Ökonomiegut) ab, und es ist sehr gut möglich, daß in des jetzigen Weilheims Weichbild ehedem ein römischer Ansiedler, vielleicht ein ausgedienter Veteran oder ein ausgewanderter Italiker, oder ein zum Römer gewordener Provinziale sein Landgut besessen und in einem komfortabel ausgestatteten Herrenhause den Abend des Lebens genossen habe; aber bis jetzt sind Funde noch nicht gemacht worden, welche dafür einen Beweis ablegen. Der Stamm ist vielmehr von echt deutschem Herkommen und meldet uns, daß ein Herr Wilo, der jedenfalls ein angesehener und wohlhabender Mann gewesen sein muß,



Weilheim. Nach Peter Candid von Lebschée.

Die Herrschaft der Römer brach zusammen, als die Deutschen sie wieder über die Alpen zurückjagten. Bajuwaren besiedelten darauf das Land und mit ihnen mischten sich in unserm Striche wohl einzelne, vom Lech herübergekommene Alamanen-Einsprengsel. Auch sie hinterließen uns ihre Totenfelder, die Ruhestätten unserer eigenen Vorfahren. Glaubhaften Nachrichten zufolge wurde der jetzige Weilheimer Friedhof auf dem Betberge über einem germanischen Reihengrabfelde angelegt, ein solches wurde auch zu Pähl entdeckt, Steingrüfte — eine sehr seltene Bestattungsart unserer Altvordern — bei Polling, Plattengräber bei Dietlhofen und Längenlaich.

Fort und fort bis in unsere Tage herein dauern die Ansiedelungen, welche die Bajuwaren bei der Besitznahme des Landes gegründet hatten. Wüßten wir von Weilheim nicht

hier sein Heim sich eingerichtet habe. Die Form Wilo hängt mit dem gotischen vilja und dem heutigen Worte „Wille" zusammen und ist noch in manchen anderen Namen enthalten, von denen der Kaisername Wilhelm wohl der bekannteste ist; auch in Ortsnamen der Umgebung wiederholt sie sich, im Dorfe Wielenbach und in der Burg Willenberg an der Eyach. Das Bestimmungswort „Heim" ferner wird bei Ortsnamen meistens mit einem Personennamen verbunden, wie eben bei Weilheim, und gerade dieses sagt, daß der Träger des Namens ein mächtiger Herr, der Gebieter vieler Leibeigener war, deren Behausungen eine ganze Niederlassung bildeten. Meines Wissens tritt übrigens der Name Weilheim noch fünf Mal auf schwäbisch-alamanischem Boden auf: zwei Mal in Bayern in den Bezirksämtern Dillingen und Donauwörth, zwei Mal in

Württemberg bei Tübingen und Stuttgart und ein Mal in Baden bei Waldshut; er hat also einen entschieden schwäbischen Anstrich.

Indessen soll doch eine Sage nicht unerwähnt bleiben, weil ihr Kern wohl auf einer wirklichen Thatsache beruhen mag. Ihr zufolge soll nämlich Weilheim einst einen solchen Umfang besessen haben, daß es sich südwärts bis Polling, nordwärts bis nach Wielenbach erstreckt habe. Wenn diese Sage sich nicht auf ehemalige pfarrliche oder lehnsherrliche Verhältnisse bezieht, so könnte sie wohl die Erinnerung an weitgedehnte römische Gehöfte bergen — von denen jedoch noch keine Merkmale entdeckt wurden — oder an die spurlos verschwundenen Hütten keltischer Ureinwohner. Ferner meldet die Sage: der Stadtbrunnen sei einst im Pollinger Felde gewesen, eine Viertelstunde von der Stadt. — Vielleicht fördert der Pflug eines aufmerksamen Ackersmannes noch einmal Reste zu Tage, welche das Geflüster der Sage handgreiflich bestätigen; denn niemals sind derlei Mären ohne irgend eine feste Grundlage und ihre Umhüllung verschleiert meistens einen wirklichen Vorfall oder einen bestimmten Sachverhalt. Darum darf die Sage nicht als wertlos bei Seite geworfen werden.

Die Anfänge der heutigen Stadt Weilheim umkleidet die Dunkelheit des Alters. Urkundlich wird der Name zum ersten Male um die Mitte des 8. Jahrhunderts genannt, da Herzog Thassilo dem um dieselbe Zeit gestifteten Kloster Polling im Dorfe Weilheim Grundbesitz schenkte.

Vom 12. Jahrhundert ab, von welcher Zeit an die Adelsgeschlechter stehende Namen nach ihrer Hauptbesitzung und Hauptburg führen, erscheinen sehr häufig die reich begüterten, mächtigen Herren von Weilheim, nicht als leibeigene Ministerialen, sondern als vornehme, freie Herren. Man darf darum wohl annehmen, daß sie die Nachkommen jenes Herrn Wilo gewesen seien, der zuerst bei Weilheim unter hochgewölbten Linden sein Dach gezimmert hat, und ebenso wenig wird man fehl gehen, wenn man ihre feste Burg auf der Stätte sucht, wo später das Pflegeschloß stand und wohin jetzt der Bürger in Erfüllung staatsbürgerlicher Pflicht gedankenvoll schreitet, um schweren Herzens den Beutel durch Entrichtung von „Steuern und Abgaben" auf dem rentamtlichen Tische zu erleichtern. Im Anfange des 14. Jahrhunderts sind die Herren von Weilheim bereits erloschen, gleich so vielen anderen alten Adelshäusern, deren blühenden Mannesstamm die Kriege auf dem heißen italischen Boden, die heimatlichen Fehden und die opferheischenden Kreuzzüge verzehrten.

Ihre Erben waren die Herren von Seefeld, der alten Burg am Pilsensee; aber Kaiser Ludwig der Bayer zog die Güter an sich selbst und erklärte die zahlreichen Ministerialen der Weilheimer als frei von aller Lehenschaft und Hörigkeit.

Weilheim soll schon früher zur Stadt erhoben worden sein, 1236 von Herzog Otto dem Erlauchten; im Jahre 1238 wird es auch bereits oppidum (Stadt) genannt. Nachweisen läßt sich über diese Verhältnisse nichts mehr; glaubhaft erscheint aber die Nachricht von der Umwandlung des Ortes zu einer Stadt um die angegebene Zeit durch die viereckige Gestalt des wall- und grabenumgürteten Grundrisses mit der festen Burg in der einen Ecke, eine Form, die ebenso gut als Urkunde spricht wie ein siegelbehangenes Pergament, weil sie gerade damals mit Vorliebe in Anwendung kam. Später soll Kaiser Ludwig der Bayer, der aus politischen Gründen das Emporkommen der Städte begünstigte, durch Mehrung der Freiheiten die Weilheimer für die Verluste entschädigt haben, die ihnen Herzog Leopold von Österreich, der Bruder des Gegenkönigs Friedrich, auf seinen Einfällen aus Schwaben 1319 und 1322 zugefügt hatte.

Im allgemeinen weiß die Ortsgeschichte Weilheims nicht viel Besonderes zu vermelden. Der Wellenschlag großer Begebnisse reichte nur selten in den stillen „Pfaffenwinkel" herein, welchen Namen seiner vieler Klöster wegen der Landstrich führt, in Mitte dessen die Türme Weilheims zum Himmel streben.

Eine Zeitlang gehörte Weilheim zur Apanage herzoglicher Prinzen, womit diese für ihre Ansprüche auf die Thronfolge abgefunden wurden, von 1475—1493 zu jener des ritterlichen Herzogs Christof, nach dessen Tode zu jener des Herzogs Wolfgang. — Ein wichtiges, in seinen Folgen bis auf die Gegenwart fortwirkendes Ereignis war die Verlegung des Pflegesitzes von Pähl hierher im Jahre 1529. Die Burg zu Pähl, das jetzige Hochschloß, war der Sitz andechsischer Ministerialen und hatte nach dem Aussterben der Andechser Grafen, die auch bekanntlich den Titel „Herzoge von Meran" führten und zu den Fürsten des Deutschen Reiches zählten, ein herzogliches Pflegamt erhalten. Der gestrenge Pfleger, stets ein adeliger Herr, war ein vielvermögender Beamter; denn er vereinigte in seiner Hand die Ämter des heutigen Bezirksamtmanns, Oberamtsrichters, Rentbeamten und Bezirkskommandeurs, hatte sogar in letzterer Beziehung eigentlich noch etwas mehr Befugnisse, weil er im Kriegsfalle die Mannen seines Sprengels ins Feld führte. Bei der Wahl des Ortes Pähl für den Pflegamtssitz wirkte offenbar die Erinnerung seiner Bedeutung als Knotenpunkt der römischen Straßen mit, die wir oben nannten und die im frühen Mittelalter immer noch in Benutzung standen. Als sich später mit der Entwickelung des Landes die Verkehrswege verschoben, blieb das schöne Pähl abseits liegen und aus Zweckmäßigkeitsgründen kam der Amtssitz in das aufgeblühte Weilheim, wo von da an bis zum heutigen Tage die Behörden ständig verblieben.

Ein Landrichter zu Weilheim kommt übrigens schon seit 1240 vor, häufig bekleidet aber der Pfleger zu Pähl auch die Würde des Richters zu Weilheim.

So begegnet uns im Beginne des 15. Jahrhunderts Herr Niklas Hesselloher als Pfleger und Landrichter zu Pähl und in den folgenden 60er und 70er Jahren besitzen seine beiden Söhne Andreas und Hans die Pflege zu Pähl und Hans tritt als Landrichter zu Weilheim auf. Die Amtsthätigkeit muß seine Muße nicht vollauf in Anspruch genommen haben, weil er noch Zeit fand, der Muse zu huldigen; er tauchte seine Feder nämlich nicht bloß ins Tintenfaß, um Verhöre zu protokollieren und weise Urteilssprüche zu Papier zu bringen, sondern er schrieb auch Gedichte, die gar nicht übel sind und ihm einen ehrenvollen Platz in der bayerischen Litteraturgeschichte sichern. Ihr Stoff ist meist dem Bauernleben entnommen, und die derbe Weise der Schilderung verschafft ihm vielleicht gerade in der Gegenwart bei der realistischen Seitenströmung im jungen Schriftsteller-Deutschland frisches Ansehen, wie die Herren Doctores Holland und August Hartmann seinem Namen zu neuer Urständ verholfen haben. Begraben liegen Herr Hans mit Frau und Tochter und seinem Bruder Andreas in der Allerheiligenkapelle zu Andechs, der Vater Niklas mit seiner Frau Margarethe, einer gebornen Lung, in der Pfarrkirche

zu Pähl. Der Grabstein des letzteren aus rotem Marmor diente lange Zeit als Stufe in der hohen Kirchentreppe; Herr Maler Ludwig Hartmann und der Schreiber dieser Zeilen haben seine Unterbringung an der Außenseite der nördlichen Kirchhofsmauer besorgt, und der Gutsherr auf Pähl, Herr Czermak, hat mit offener Hand die Kosten bestritten. So magst Du denn das Denkmal der Eltern eines Dichters beschauen, der in der Stadt seiner amtlichen Wirksamkeit längst verschollen ist, lieber Weilheimer Ausflügler, wenn Du im wohlberufenen weiland Gattingerschen Gasthause zu Pähl nach langem Marsche Dein erhitztes Innere kühlst.

Von allerlei Ungemach und Kriegswehen blieb die Stadt nicht verschont. Beim Durchblättern der Chronik stoßen wir vor allem auf die großen Brände, welche die ganze Stadt, oder doch wenigstens große Teile in Asche legten, das geschah 1382 — mit solchem Schaden, daß die Herzoge Stephan und Johann den Bürgern auf 12 Jahre die Steuern erließen, — 1414, 1434, 1744, 1793, 1810 und 1825. Daß Weilheim bei dem Kampfe um die deutsche Königskrone zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen viel zu leiden hatte, ist bereits erwähnt worden; auch der große Krieg der oberdeutschen Reichsstädte gegen die Fürsten ließ es nicht unberührt. Die Herren von Seefeld, welche zwei Burgen am nahen Peissenberge besaßen, hatten die Entwindung der Erbschaft der weiland Herren von Weilheim nicht zu verschmerzen gewußt und waren mit der Reichsstadt Augsburg in Bündnis gegen die bayerischen Herzoge getreten, weshalb die Weilheimer Bürger (1388) vor die Burgen rückten, sie eroberten und zerstörten. Für die dabei bewiesene Tapferkeit erhielten sie eine brennende Burg ins Wappen; auch geht die Sage, daß die Stadtmauer aus den Steinen der gebrochenen Burgen erbaut worden sei. — Während des Schmalkaldischen Krieges hielt sich das von Dillingen geflüchtete augsburgische Domkapitel vom 13. August 1546 bis 5. Februar 1547 in Weilheim auf.

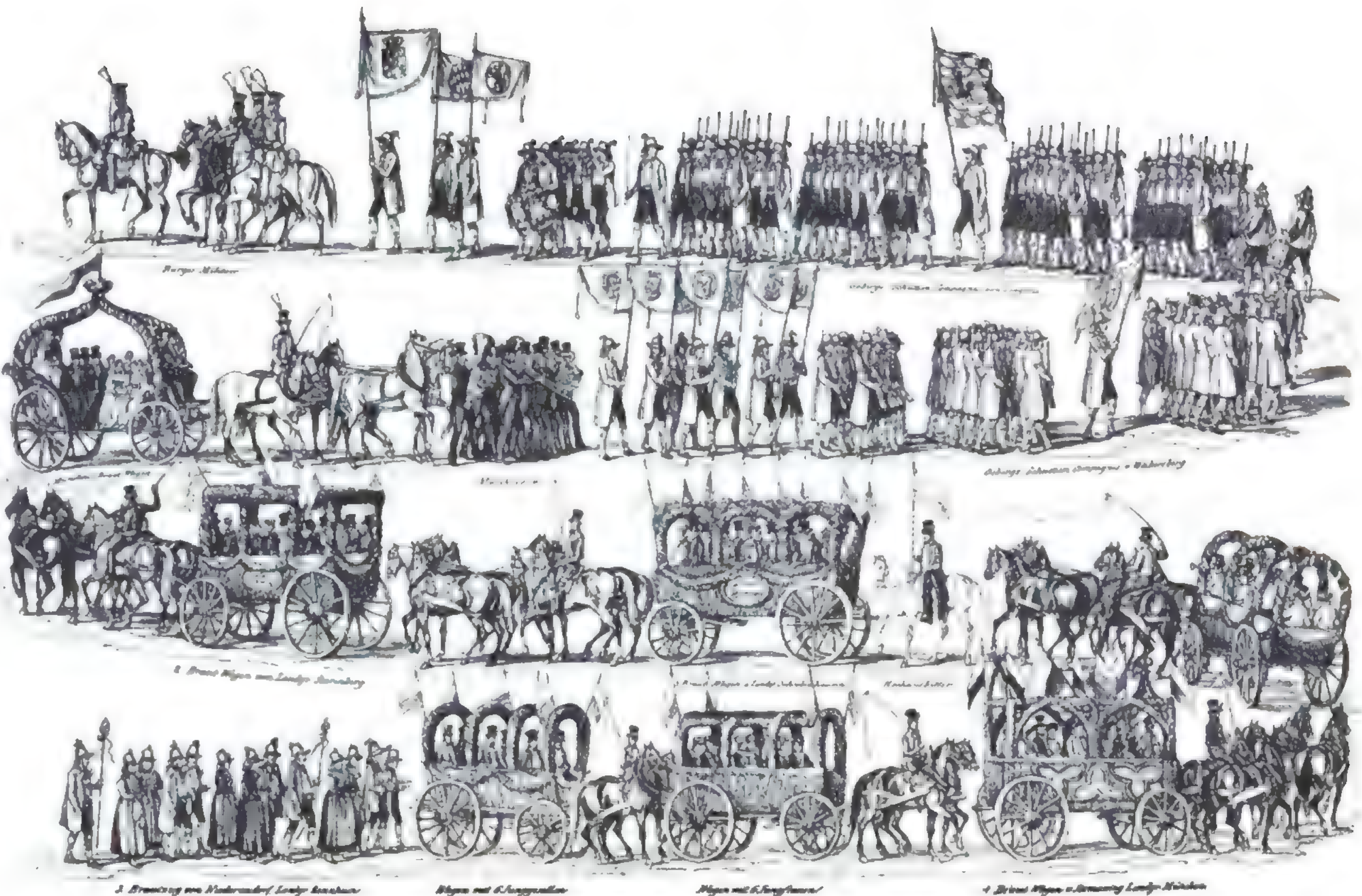
Im Dreißigjährigen Kriege erschien 1633 der Würgengel der Pest; die Schweden kamen 1646, erstiegen die Stadtmauern (8. November) und plünderten die Stadt. Beim Sturme blieben von den verteidigenden Bürgern und Bauern 30; in den folgenden Tagen wurden noch 11 Männer und 2 Frauen erschlagen und die späteren Jahre verzeichnen noch schwere Kontributionserpressungen durch Schweden und Franzosen. Möchten doch unsere Zeitgenossen immerdar vor Augen haben, welches Unheil der „Feind im Lande" anrichtet, und die Lehre daraus ziehen, daß es besser ist, ihn nicht hereingelangen zu lassen! — Die Kriege gegen Österreich brachten der Stadt viele Drangsale. Während des Feldzuges gegen Tirol im Spanischen Erbfolgekriege standen die „Ausschüsser" von Weilheim im „Landfahnen" (das wäre heutzutage das Landsturmaufgebot) an der Grenze, 1702 bei Schongau, 1703 im Loisach- und Ammerthal und stritten im letzteren Jahre (25. und 26. August) im Gefechte am „steinernen Brücklein" zwischen Oberau und Farchant. Im folgenden Jahre, am 15. Juni 1704, wurde Weilheim von den Kaiserlichen besetzt und mußte wiederholt Brandschatzung zahlen, und das gleiche Schicksal teilte es im österreichischen Erbfolgekriege 1742. Auch die französischen Kriege am Ausgange des vorigen und im Beginne des jetzigen Jahrhunderts führten außerordentliche Belastungen der Einwohner durch Durchmärsche, Einquartierung und Lieferungen mit sich; Österreicher, Russen, Franzosen, Spanier und Bayern folgten sich in buntem Wechsel und die Tiroler besetzten 1809 die Stadt.

An geschichtlichen Merkwürdigkeiten, kunsthistorischen Denkmälern oder interessanten Bauten hat Weilheim Hervorragendes nicht aufzuweisen. Es war eine behäbige Landstadt und zeigt auch in der Gegenwart das schmucke, freundliche Gesicht einer solchen; zahlreiche Bräu- und Gasthäuser sind noch aus der Zeit geblieben, da der Verkehr auf der Tiroler Landstraße viel Einkehr brachte. Die malerische Zierde des grauen Mauerkranzes, welche alten Städten stets ein fesselndes Gepräge verleiht, hat dem angeblichen oder wirklichen modernen Zweckmäßigkeitsbedürfnisse weichen müssen, die Thore sind gefallen, nur streckenweise sind noch Reste der Stadtmauern erhalten, Graben und Zwinger sind in grünende Gärten verwandelt und im Ring zieht um sie ein schattiger Baumgang.

Die ältesten Überbleibsel sind der romanische Unterbau des Turmes der Stadtpfarrkirche und die wahrscheinlich dem 13. Jahrhundert angehörige, aber bloß durch ihr Alter sich auszeichnende Pfarrkirche in der Vorstadt St. Pölten, an deren Außenwand noch eine romanische Skulptur, der Sage nach ein heidnischer Götzenkopf, eingemauert ist. Die in den Jahren 1624—1631 neugebaute Pfarrkirche besitzt ein hübsches Hochaltarbild von Karl Loth, Mariä Himmelfahrt darstellend; die Kirche des 1320 vom Münchener Patrizier Ludwig Pütrich gestifteten Spitals ein schönes holzgeschnitztes Kruzifix aus dem 15. Jahrhundert. Lohnend ist ferner der Besuch der vor einiger Zeit restaurierten Kapelle zum heiligen Kreuz, welche Herzog Christof stiftete. Die Glocken und zwei kleine, aber gute Glasgemälde tragen die Jahreszahl 1499. — Unter den profanen Gebäuden sind zu erwähnen die gefreiten Sitze der Halder, Reuchinger und Schellenberger.

Das Rathaus endlich besitzt die recht interessante Sammlung des Weilheimer Museumsvereins. Die Männer der Stadt haben sich nämlich im Bestreben zusammengefunden, alle Reste der Vergangenheit in der Stadt und in der Umgebung in eine Sammlung zu vereinigen, und die Mühe des Zusammenstellens, Ordnens und Konservierens hat ein wackerer Bürger, Herr Drechslermeister Höck, auf sich genommen, ein Mann, der sich durch seine Unverdrossenheit und seine Sorgsamkeit ein hohes, nicht genug zu schätzendes Verdienst um die Vaterstadt erworben hat. Möge diese ihm so erkenntlich dafür sein, wie der Schreiber dieser Zeilen, der demselben mit wahrem Vergnügen die in Weilheims Nähe gemachten Funde überlieferte, weil er wußte, daß sie in guten Händen sind! Es ist nur schade, daß dieses Museum von den Schöpfungen der eingebornen Weilheimer Künstler nichts sein eigen nennt, denn unter ihnen sind Namen besten Klanges; die beiden Maler Elias Greither, von welchen der jüngere durch die Schweden 1648 ermordet wurde, der Hofbildhauer Christof Angermayer und der Bildhauer und Erzgießer Johann Krumper. Aus des letzteren Hand zieren die Hauptstadt München: Kaiser Ludwigs ehernes Grabmal im Dom zu Unserer Frauen, die Statue der heiligen Maria auf der Prager Siegessäule des Marienplatzes, die Statuen an der St. Michaelis-Hofkirche, die Figuren am Brunnen in den Höfen der k. Residenz.

Nun habe ich noch ein Anhängsel zu erwähnen, das den Spott der oberbayerischen Landsleute an Weilheims Namen knüpft: die „Weilheimer Stückeln", allerlei Streiche und Schalksstücke, die anderwärts in gleicher Art mit Schilda, Hirschau



1. Der Landes-Brautzug am 16. Oktober 1842.

2. Der Landes-Brautzug am 16. Oktober 1842.

und Lalenburg verbunden werden. Die Weilheimer mögen sich also trösten, daß der Volkshumor auch anderen die Scheibe seiner Lust auf den Rücken bindet. Aber vielleicht liegt der Anheftung dieser Sagen eine andere Veranlassung zu Grunde! Der Witz des Volkes beschäftigt sich nämlich gern mit fremden Elementen und so ist die Möglichkeit des Schlusses gegeben, jene Einwohner Weilheims, auf welche diese Späße gemünzt wurden, seien keine Bajuwaren gewesen, sondern entweder Reste der romanischen Bevölkerung oder Zuwanderer fremden Stammes und fremden Geblütes.

Wenn sonach auch die heutige Stadt keine großen Monumente aufzuweisen hat, wenn sich in und vor ihren Mauern keine bedeutenden Ereignisse abspielten, so ist doch der geschichtliche Hintergrund ihrer Vergangenheit ein großartiger, ebenso großartig wie der landschaftliche für den Umriß des Stadtbildes. Aus dem Dämmernebel der Jahrtausende treten die emsigen Ackerer der keltischen Ureinwohner hervor, wie sie den Pflug über die sonnigen Fluren führen; über die hochgewölbten Straßen marschieren die waffenklirrenden Heersäulen der römischen Kohorten und jagen in fliegender Eile die Posten und Kuriere, welche die Befehle des Cäsars an die Grenze tragen oder die Rapporte der Generale über die Bewegungen der Germanen an den kaiserlichen Hof befördern, und ziehen ächzend die schwer geladenen Karren und hochbepackten Saumtiere mit reichen Waren zum Tauschhandel und mit Proviant für die Armee; dann nahen die wilden Alamanen, welche den lodernden Feuerbrand in die römischen Gehöfte schleudern; nach langer Frist rücken die Bajuwaren mit Weib und Kind und aller Fahrnis auf plumpen blahenüberdeckten Wagen ins verödete Land. Unterm Schatten einer weitästigen Linde, an einem frisch sprudelnden Quell baut Herr Wilo sein Blockhaus und die goldlockige Sippe gedeiht zur herrlichen Blüte. Und auf das anmutige Städtlein, das aus ihrem Dorfe erwachsen, schaut noch wie damals in stiller Majestät die blauende Alpenkette herunter, überragt vom schneeig schimmernden Massiv der Zugspitze, um deren Haupt die Wolken schweben, und von der Seite her grüßt das blinkende Kirchlein auf der Kuppe des Peissenberges, der wie eine Theaterkulisse sich in den Mittelgrund hineinschiebt, und ringsum dehnt sich die lachende Flut bis an den Fuß der waldbestandenen Höhen und den Saum des braunen Ammermooses und draußen am Horizont gegen Norden blitzt der silberne Spiegel des Ammersees, der die in Windungen ihm zueilende Ammer in seinen weiten Schoß aufnimmt.

Willst Du aber alten Mären lauschen, so suche die lebendige Chronik von Weilheim auf, den freundlichen Spitalpfarrer, Herrn Geistlichen Rat Schmittner, den allzeit auskunftbereiten und dienstwilligen Jubelgreis im Silberhaare, oder den Dir bereits empfohlenen Herrn Höck, der gern bei Dir sitzen bleibt, sofern er Urlaub erhält, und bist Du müde von des Tages Wanderung, so erquickt Dich die beste Atzung und vorzügliche Herberge bei der gastlichen Frau Posthalterin, der Du einen warmen Gruß von mir entrichten magst zum Dank für die sorgsame Pflege, die ich einst mondenlang unter ihrem Dache fand.

Das bayerische Gesandtschaftswesen im 16. Jahrhundert.[1]

Von Arthur Achleitner.

Warum der Begriff „bayerisches Gesandtschaftswesen" just mit dem 16. Jahrhundert in Zusammenhang gebracht ist, erklärt Dr. Leist damit, daß die erwachende Idee eines politischen Gleichgewichts unter den europäischen Staatenkräften und die hierdurch bedingte Vervielfältigung der gegenseitigen Beziehungen der Staaten unter einander vorzugsweise auf die angegebene Zeit verweisen, wiewohl die Anfänge der Institution der auswärtigen Vertretung Bayerns, das Bestehen einzelner ständigen-Gesandtschaften, namentlich der päpstlichen Nuntiaturen und auch der Gebrauch, an auswärtigen Höfen besondere Agenten zu bestellen, einer früheren Zeit angehören. Die bayerischen Herzöge hielten vorwiegend in Madrid, Rom, Prag und Wien ihre ständigen Agenten, doch fehlt der Nachweis, daß das Institut dieser politischen Agentien in eine bestimmte Organisation gebracht gewesen wäre.

Maßgebend für die Aufstellung eines Agenten im diplomatischen Sinne scheint das jeweilige Bedürfnis gewesen zu sein, besonders das Bedürfnis rascher und sicherer Benachrichtigung von wichtigen Vorgängen in fremden Reichen. Dem Mangel einer bestimmten Organisation ist es auch zuzuschreiben, daß hinsichtlich der Agentien ein ständiger Wechsel herrschte, so daß es kaum möglich ist, die Vertreter Bayerns auch nur an einem bestimmten Orte in chronologisch zusammenhängender Reihe aufzuzählen. Es versahen den diplomatischen Dienst mitunter Persönlichkeiten nebenher bei anderer Berufsthätigkeit, bald traten trotz eklatanter Bedürfnisse Vakaturen ein, die mit augenblicklichen Fürstenstimmungen zusammenhingen.

Korrespondierenden Agenten begegnet man, wie Dr. Leist anführt, bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts: Sebastian Schilling, Ritter und Assessor am kaiserlichen Reichskammergericht in Speyer, ist in den zwanziger Jahren thätig in Privatangelegenheiten des Herzogs Ludwig in Landshut, und Dr. Verbelius entwickelt mit demselben eine umfangreiche Korrespondenz aus Mailand, während Dr. Nycolaus Zymer, der anfänglich den Titel Stadtschreiber führt und 1536 salzburgischer Rat genannt wird, gleichfalls häufig in Privataufträgen des Herzogs in Gent, Salzburg und Innsbruck thätig ist und in diesen Briefen politisiert. Die Herzöge Wilhelm IV., Albrecht V. und Wilhelm V. hielten, eifrig die auswärtigen Ereignisse verfolgend, Agenten in Wien, Prag, Trient, Innsbruck, Rom u. s. w. Sekretär Bonacursi negoziierte häufig erfolgreich am Hofe Frankreichs; Caspar Winzerer von Eurasburg, Conrad Fuchs von Ebenhofen, Georg Weinmeister erscheinen als geheime Agenten am Hofe Johannes v. Zapolia in Ungarn, während Dr. Georg Stockhammer mit deutschen Höfen zu thun hatte. Eine Art Generalvertretung versah durch mehr als 20 Jahre Peter Obernburger als ständiger Resident in Wien, durch die Berichterstattung aus Österreich, Türkei, Polen, Schweden, ꝛc.,

[1] Zur Geschichte der auswärtigen Vertretung Bayerns im XVI. Jahrhundert von Dr. Friedrich Leist. Bamberg, Buchner'sche Verlagshandlung.

je nachdem aus diesen Reichen Nachrichten in Wien eingelaufen waren. Neben der Stellung eines kaiserlichen Vizekanzlers wirkte Dr. Zasius in Wien erfolgreich für die Kanzlei des Bayernherzogs, ebenso Dr. Seld und Dr. Hegenmüller. Am spanischen Hofe war der deutsche Sekretär des Königs, Georg Hueter, mit Berichterstattung und Besorgung von Privataufträgen befaßt. Ulrich Speer wirkte als Agent am Kaiserhofe von 1585 bis 1587, Paul Zehentner in Innsbruck, Georg Ehrenpreis in Wien, Johann Manhart korrespondiert lebhaft mit Herzog Wilhelm von Prag aus. Vielfach wird der Name Ludwig Haberstock erwähnt, der als Sekretär des Herzogs Albrecht Agentendienste in Wien übernahm und seine langjährige Thätigkeit im Jahre 1572 einleitete. Im Jahre 1580 wird Haberstock Sekretär bei Herzog Wilhelm, scheidet aber fünf Jahre später wieder aus bayerischen Diensten und geht nach den Niederlanden. Kaum vier Monate später bietet er in einem Neujahrsgratulationsschreiben dem Herzog seine erneuten Dienste an und korrespondiert wieder, bis seine Forderung rückständiger Beträge ihn in Ungnade bringt. In Anerkennung seiner langjährigen Dienste wird er im Mai 1588 begnadigt, doch verzichtet der Herzog auf abermalige Wiederverwendung Haberstocks mit den Worten: „Dein erbieten mit ersparung eines Agenten am kaiserlichen Hofe und daß Du uns zum besten ainen vertreten wolltest, raicht uns zu gefallen, wir sein aber gedacht, aus allerhand ursachen selbst ainen aignen Agenten alda ze halten und beraits mit ainem im werk". Gleichwohl setzt Haberstock von Wien aus seine Berichterstattung an den bayerischen Hof bis über das ablaufende Jahrhundert hinaus fort und findet bis zum Ende die Anerkennung seiner Wirksamkeit seitens der herzoglichen Kanzlei.

Aus der Doppelstellung mancher Agenten läßt sich leicht folgern, daß die Interessen ihrer Herren manchmal kollidieren mußten und die Pflicht der Berichterstattung über die Grenzen der freien unbeeinflußten Objektivität hinaus gedrängt würde. Die Annahme, daß die Agenten lediglich Privataufträge ihrer Fürsten zu vollziehen und hinsichtlich der Tagesereignisse ihre Herren lediglich auf dem laufenden zu erhalten hatten, scheint nicht zuzutreffen, schon aus dem Umstande nicht, daß die Agenten ihre Berichte direkt an die Herzöge zu schreiben hatten, also eine große und wichtige Vertrauensstellung einnahmen. Gerade um sicher zu gehen, wählte man bayerischerseits hohe kaiserliche Beamte, einerseits um eine Quelle nahe bei dem kaiserlichen Kabinette selbst zu besitzen, andrerseits um eine würdige Vertretung in Rechts- und finanziellen Angelegenheiten zu haben.

Die Gehaltsfrage bildet in dem Werke Leists ein zwar kurzes, aber desto interessanteres Kapitel. Die bayerischen Berichterstatter bezogen keinen fixen Sold, sondern es wurde für eine besondere Dienstleistung eine einmalige besondere Gabe entweder in Geld oder in naturalibus geboten. So schreibt Dr. Hegenmüller am 6. September 1567 von Wien aus Dankesworte an Herzog Albrecht für „zween panzen in der höchsten wareit gar costlichs hirsch wildprett"; ein anderer erhält ein „Winterkleid für seine Buben"; wieder ein anderer ein Faß Wein u. dgl."

Peter Obernburger schreibt aus Prag am 15. März 1570: „Nachdem E. F. Gn. mir allhie 100 Cronen verehren lassen, so will ich geziemenden Dank hiemit gethan haben". Neben derartigen Honorarleistungen ihrer speziellen Auftraggeber stellte sich nicht selten noch eine Gabe oder mindestens eine Einladung zu Tische bei demjenigen ein, zu dem der Agent in besonderer Mission gekommen war. Über Frühmahlseinladungen war häufig berichtet; u. a. teilt Dr. Hegenmüller Herzog Albrecht am 19. April 1573 von Worms aus in dieser Hinsicht mit: Ir churfürstl. Gnaden haben mir zu ainem potenlon Euer fürstl. Gnaden sueße wein, und alle malzeiten auftragen lassen; seind per excellentiam guet; und ergegen mich gefragt, ob ich nicht die irige, so Sie selbs Ever fürstl. Gnaden hingegen geschickt, versucht, darauf hab ich gesagt: Ja E. f. Gn. hetten mir ain mal ain roten wein in großem weißen glas auftragen lassen, so nach dieser landesart geschmeckt, der sei so gut und gerecht gewesen, daß er mir, wie ich das Glas ausgetrunken, ain klains ehrlichs spitzlein gemacht. Dessen haben ir churfürstl. Gn. wol lachen machen."

Besondere Belohnungen für diplomatische Dienstleistung gehören zu den Ausnahmefällen, die ständige Besoldung betrug nicht viel mehr als einige 100 Gulden. Einzelne Agenten bezogen 400, auch 500 Gulden. Besondere Dienstleistungen mit Reisespesen u. dgl. wurden besonders honoriert, zum mindesten war eine Liquidation der außergewöhnlichen Ausgaben gestattet. Gegen Überforderungen in dieser Hinsicht legte die Hofkammer entschiedenes Veto ein und blieben energische Rügen. Repräsentationsgelder wurden gleichfalls verrechnet und hatten den Nebenzweck, durch kleine gesellschaftliche Zusammenkünfte neue Freunde und gefügige Vermittler von Korrespondenzmaterial zu gewinnen.

Ein Beispiel besonderer Belohnung mag hier verzeichnet sein: Herzog Maximilian ließ im Jahre 1596 nach der Erhebung des Herzogs Philipp zum Kardinal dem in dieser Sache thätigen Agenten zu Rom, Richard Stravius, 600 Kronen und einen Ring zu 50 Kronen zuwenden.

Leists interessantes Werk verbreitet sich sodann über die Ausgabe der auswärtigen Vertretung, die Berichterstattung hinsichtlich der äußeren Form und des Inhaltes und bringt dann eine Reihe von Korrespondenzen mannigfachsten Inhaltes, die auf die damaligen Verhältnisse an den verschiedenen Höfen interessante Streiflichter werfen. Das Werk bildet einen prachtvollen Beitrag zur Geschichte des Gesandtschaftswesens überhaupt, wie er in specie eine erwünschte Illustration zu der bayerischen Geschichte des 16. Jahrhunderts gibt.

Kleine Mitteilungen.

Ein Nationalfest. Die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten, mit welchen das Land die frohe Feier des 70jährigen Geburtsfestes Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten begeht, wecken die Erinnerung an jenen echt nationalen Festzug am 16. Oktober 1842 unter der Regierung König Ludwigs I. Veranlassung bot die Vermählung des Kronprinzen Maximilian mit Prinzessin Maria von Preußen. Die acht Regierungsbezirke hatten 36 Brautpaare ausgestattet, welche an demselben Tage, wie das höchste Paar in der Hauptstadt des Landes den Segen der Kirche zu ihrem Bunde empfingen. Niemals wurden seither die schönen, malerischen Trachten des Landes und aller seiner Gaue in so vollendeter Zusammenstellung wieder erblickt. Viele der dabei vertretenen Trachten sind heute entschwunden. Wir bringen in drei Blättern die genaue Abbildung jenes Zuges. Im Texte müssen wir

uns nur auf eine kurze Beschreibung beschränken. — Die Aufführung der Namen halten wir für wünschenswert, da sie Anregung gibt, zu untersuchen, wie viel der Paare noch am Leben sind, welche, in Glück und Freude und in der Jugend Schönheit strahlend, gleichzeitig mit dem Erben der Krone zum Traualtar schritten. Den Zug eröffnete eine Abteilung Bürgermilitär. Ihr folgten ein Fahnenträger mit dem Wappen des Königreichs, je ein Fahnenträger mit dem Wappen von Ober- und Niederbayern. Hinter diesen schritten Trommler und Pfeifer, voran die wackeren Gebirgsschützen von Lenggries und Wackersberg als Bedeckung der Brautzüge von Oberbayern. Die Ordnung derselben war: ein Fahnenträger mit dem Wappen der Stadt München, sieben Fahnenträger mit den Wappen der Städte: Ingolstadt, Burghausen, Freising, Wasserburg, Reichenhall; der Märkte: Schrobenhausen und Rosenheim, dann Musiker. Das Brautpaar der Stadt München, Johann Schmidt, angehender Kistlermeister, und Amalia Ortlieb; das Brautpaar des k. Landgerichts Starnberg, Georg Rehm, Schuhmacher, und Maria Bauer; das Brautpaar aus dem k. Landgerichte Schrobenhausen, Martin Spies, Gütler von Eiselsried, und Theresia Mühlpoitner, Häuslerstochter. Besonders stattlich erschien das Brautpaar des k. Landgerichts München, Jakob Ranftl, Zimmermann zu Ismaning, und Barbara Kranz, Schmiedstochter; das Rosenheimer Brautpaar: Johann Seebacher, Bauer von Niederaudorf, und Maria Klor; das Brautpaar von Reichenhall: Johann Aschauer, Bauer von Stoißberg, und Maria Echner, begleitet von Reichenhaller Gebirgsschützen schloßen den oberbayerischen Zug. Den Brautzügen aus Niederbayern schritt ein Fahnenträger mit dem Drei-Helmenbanner von Landshut voran. Ihm folgten ein Musikcorps aus Kötzting, das Brautpaar der Stadt Passau, Ignaz Seidl und Katharina Nackl, Lohnkutscherstochter, die Brautpaare der Landgerichte Landshut: Mathias Eisenried, Bauer von Pestendorf, und Therese Fleischmann; Straubing: Georg Schütz, Bauer von Atting, und Helene Wild, Müllerstochter; Griesbach: Jakob Steindl von Oberschwarzenbach und Therese Grammel. Die Rheinpfalz war der großen Entfernung halber nur durch zwei Paare vertreten. Ein Fahnenträger mit dem Wappen der Grafschaft Veldenz schritt voraus, ihm folgte das Pirmasenser Paar: Peter Lorenz, Schuhmacher, und Anna Maria Bachmann, Maurerstochter, und das Brautpaar von Kirchheimbolanden: Peter Schmid, Weber von Göllheim und Katharina Joos, Schreinerstochter. Die Ordnung der Brautzüge aus der Oberpfalz war folgende: Bergknappen aus Amberg mit ihrer Musik, Fahne der Stadt Regensburg. Brautpaar der Stadt Regensburg: Wilhelm Heinrich Erdmann, Kaufmann und Küfner, und Anna Hagen. Brautpaar von Hemau: Josef Weiß, Bauer von Pöllendorf, und Barbara Mirbeck von Aichkirchen; Brautpaar von Kemnath: Mathäus Stig, Metzger, und Anna Murr. Brautpaar von Neunburg vorm Wald: Josef Probst, Schuhmachermeister, und Katharina Brunner. Wir schließen mit den drei Städten Oberfrankens. (Paare der ersten beiden Tafeln.) Auch ihnen schritt ein Fahnenträger mit dem Banner des Herzogtums Franken voraus. Die Stadt Bayreuth sandte als Brautpaar: Christian Friedrich Schmid, Tuchmachermeister, und Sabine Magdalena Wanner, Glasermeisterstochter; die Stadt Bamberg: Georg Humann, Schiffmeister, und Barbara Stromer, Zimmergesellenstochter; Kronach: Georg Hellmuth, Messerschmied und Margaretha Grieser, Maurerstochter. Aufsehen erregten die magistratischen Deputierten Kronachs in altspanischer Tracht mit den goldenen Gnadenketten, welche der Stadt zur Belohnung der von ihrer Bürgerschaft im Dreißigjährigen Kriege bewiesenen Treue und Tapferkeit vom Fürstbischof Melchior Otto von Bamberg und Kaiser Karl VI. im Jahre 1651 verliehen wurde. (Schluß folgt.)

Fürstlicher Badeaufenthalt. Wir erwähnten im 1. Jahrgang in der Beschreibung „Kissingen zur Zeit des Hochstifts Würzburg“ des Fürstbischofs Adam Friedrich v. Seinsheim, seiner Vorliebe für Kissingen sowie seiner Fürsorge zur Hebung und Verschönerung dieses Bades und seiner Umgebung. Franz Conrad Freiherr v. Schrottenberg auf Schloß Reichmannsdorf teilt folgende interessante Einzelheiten mit zum Vergleiche, wie die Anstalten waren, welche damals mit dem Aufenthalte des Landesherren in Kissingen verbunden waren, im Zusammenhalte mit dem Gebrauche unserer Zeit.

Adam Friedrich, „Fürstbischof von Bamberg und Würzburg und Herzog zu Ostfranken“, war ein wegen seiner Leutseligkeit und Güte bei hoch und nieder sehr beliebter Herr und als Regent zweier sehr angesehener Hochstifter einer der ersten geistlichen Fürsten des Reichs. Prachtliebend von Natur, entfaltete er bei seinem Auftreten als Reichsfürst gern fürstlichen Pomp. Wenn er nun zur Badekur nach Kissingen reiste, wurden demgemäß während der Dauer seines Aufenthaltes Abteilungen der Leibgarde zu Pferd, der Fußgarde und der Husaren dahin kommandiert; die Abteilung der Fußgarde bezog während dieser Zeit ein Lager. Es gibt noch Stiche mit den Plänen des Heerlagers während des Aufenthaltes Celsissimi im Sommer 1778. Der Fürstbischof kam am 18. Juli daselbst an und residierte auf der Saline. Der Plan trägt folgende Unterschrift und Erklärung:

Lager der Guarde
zu Fuß, während der Höchsten Anwesenheit Sr. Hochfürstl. Gnaden
auf der Saline zu Kissingen
1778.

Das Lager der Guarde zu Fuß ist heuer am alten Orte, wie sonsten auch.

Das Commando ist stark 60 Mann incl. 3er Offiziere, neml. 1 Hauptmann und 2 Lieutenants.

Voraus stunden 6 Stuck. Darnach kam der Stand zum Gewehrlehnen, wo noch auf beiden Seiten 2 Zelt, die Gewehre vor dem Regen zu decken; sodann folgen die Zelte der Gemeinen, auf jeder Seite 16, am Ende jeder Seite 1 Lieutenant. Dann in der Mitte des Hauptmanns Zelt, wovor eine Wacht.

Hinter diesem sind 2 Bedientenzelter und seitwärts 2 Wägen. Vor jedem Zelt war eine Maye, vor denen Offizierzelten zwei aufgemacht, das ganze Lager war 150 Schritt lang, dann 33 breit

Bei der höchsten Ankunft Celsissimi wurden die Canonen abgefeuert und die Fußguarde paradirte vor dem Schlosse gerade über auf dem Feld in der Front des Lagers. —

Außer obiger Abteilung der Fußgarde waren noch 12 Mann der Leibgarde und 14 Mann Husaren auf die Saline kommandiert, welche beide berittene Abteilungen einquartiert waren.

Feuer im Leibe. Im Rathause zu Königshofen in Unterfranken wird ein altes Manuskript aufbewahrt, in dem zu lesen ist: „Die Schweden haben (1631) das Tabakrauchen hierher gebracht, wovon man vordessen nichts gewußt; als die Königshöfer solches das erste Mal gesehen, haben sie gemeint, die Schweden hätten Feuer im Leib, weil ihnen der Rauch zum Hals herausgegangen.“

Blauer Montag. Der Ursprung des sogenannten „blauen Montags“ dürfte in einer Verordnung des Kurfürsten Maximilian I. vom 15. November 1605 zu finden sein. Diese enthält eine Abstellung überflüssiger und kostspieliger Zehrungen bei verschiedenen Gelegenheiten, und bestimmt unter anderem: daß man keine gemeine Handwerks- oder sonst unvermögliche Leute, weder in den Wirths- noch anderen Gasthäusern in der Woche setzen oder zechen lassen soll, ausgenommen an einem Feiertage Nachmittag, oder, da kein Feiertag in der Wochen, am Mondtag Nachmittag.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Konrad Triener oder Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Um sich dieser drückenden Lage, welche er doch selbst veranlaßt, zu entheben, rüstete sich der Pilger zum Weitergehen und fragte nach der Wohnung des Impler; denn bei diesem werde er gastliche Aufnahme finden.

„Wenn Ihr zum Impler wollt,“ sprach Niklas Drächsel, welcher mit seinem Bruder die ganze Zeit über stillschweigend zugehört hatte, „so können wir Euch eine Strecke Wegs begleiten, wenigstens so weit, daß Ihr nimmer fehlen könnet,“ und hiermit verließen sie mit dem Pilger die Gesellschaft, welche sich auch bald hierauf zerstreute. Als sie durch das Gedränge des Volkes sich durchgearbeitet hatten und in die fast menschenleere Stadt gelangt waren, begann Ulrich Drächsel:

„Ihr habt Euch wohl vermummt und entstellt, Burger, und wer Euch nicht genauer kennt, hält Euch für einen echten Waller, aber doch, meine ich, seid Ihr im Stachelschußen draußen etwas zu rasch gewesen, und glücklicherweise hattet Ihr nicht gerade mit scharfsinnigen Leuten zu thun.“

„Macht Euch darob keine Sorge, Herr Drächsel,“ antwortete ihm dieser, „ich habe schon öfter solche Pilgerfahrten unternommen, und zudem sah ich ja gleich, wen ich vor mir hatte. Um aber auf die Hauptsache überzugehen, so kann ich Euch sagen, daß die Herzoge Eure Freiheiten nicht bestätigten.“

„Nicht,“ fiel Niklas Drächsel rasch ein, „wie könnt Ihr das schon wissen?“

„Mein Herzog hat überall dienstfertige Ohren,“ entgegnete Burger, „und sein Gold hat einen helleren Klang als die trockenen Worte der jungen Herzoge; er läßt Euch grüßen, und hofft, bald bei Euch zu sein; die Sachen stehen gut! die Herren zu Landsberg sind störrisch, und die Bürger der hiesigen Stadt ihnen nicht sehr zugethan, auch nicht zur Nachgiebigkeit geneigt; — jetzt nur noch die Gemüter ein wenig erhitzt, und das Rad wendet sich, ehe der Mond wechselt.“

„Gott gebe es,“ antwortete ihm Ulrich.

Burger aber fuhr weiter fort:

„An mir werde ich es nicht mangeln lassen, ohne Ruhe und Rast will ich den Herzog Ludwig vorbereiten.“

„Das wäre recht schön,“ sprach Niklas, „wenn die Ausführung ebenso leicht gethan, als gesagt wurde, aber so hängen die meisten Geschlechter an den Herzogen; nur den Impler, Mänher und uns zwei dürft Ihr abrechnen, sonst könnt Ihr auf keinen zählen.“

„Das mag wohl sein,“ entgegnete ihm Burger, „aber dafür hoffe ich von bedeutenden Bürgern desto mehr; von dem Stromair, dem Haitfolk und Sittenzeck läßt sich etwas erwarten, und hierin werde ich mich auch nicht täuschen; doch halt! Sagt mir, wie steht es mit dem Triener? Er ist ja ein warmer Freund des Herzogs Ludwig und hat einen trefflichen Kopf und tüchtige Arme.“

„Von dem Triener haben wir nichts zu fürchten,“ antwortete ihm Ulrich, „dazu ist er zu edel, doch hoffen dürfen wir auch nichts; er lebt von allen Dingen dieser Art zurückgezogen, denn unter der Rose gesagt, hat er sich in Johann Pütrichs Tochter verliebt, und da darf er nicht gegen die Herzoge stehen, mich dauert der Triener, er kommt dabei übel an.“

„Wer weiß es," fügte Niklas bei, „er tritt noch gegen Ludwig auf, um die Hand der Pütrich zu erwerben."

„Verdammter Streich," murmelte Burger, „könnte man da gar nichts machen?"

„Freilich ist es ein dummer Streich von ihm, aber ändern läßt es sich nun einmal nicht, ich kenne des Trieners Eigensinn, und einem Verliebten ist nicht zu raten. Wir hätten ihn wohl brauchen können, er steht in Ansehen bei der Bürgerschaft, und wenn man einen tüchtigen Mann sucht, so ist man mit Triener nicht betrogen. Der Haitzolf und der Sittenzeck taugen nicht zu Führern des Volkes, sie verderben mit ihrem rohen plumpen Wesen alles, was ein anderer gut gemacht hat, — der Stromair allein ist nicht im stande, alles zu leiten, so ein paar Männer noch wie Triener, und es ließe sich schon das Beste hoffen! Wir Geschlechter können in dieser Sache nur mittelbar wirken, denn die Bürgerschaft ist mißtrauisch gegen alles, was vom Geschlecht ist, und wenn wir es auch noch so redlich meinten, so würde man es uns doch nicht lohnen. Man haßt uns alle, und sähe uns am liebsten verjagt und im Elend, aber dahin soll es nicht kommen; ich hab's dem Herzoge schon einmal gesagt, nur um seinetwillen ziehen wir ein Schwert, ihn wollen wir zu unserm Herzog, aber an der städtischen Verfassung soll nichts geändert werden."

„Davon läßt sich Ludwig auch nichts träumen, dessen kann ich Euch versichern, er will nur den Besitz der Stadt und ist nicht gesonnen, dem Bürgerstande Freiheiten zu geben, die er ehevor nie besaß."

Unter solchen Gesprächen waren sie bis an das Augustinerkloster gekommen, als aus der Freimannengasse [1]) ein Mann hervorschritt, welchen sie freundlich begrüßten. Er mochte zwischen 25 und 30 Jahre zählen, und wenn er gleich an Körper nicht besonders groß war, so hatte er doch breite Schultern und riesige Muskeln, welche eine ungewöhnliche Stärke andeuteten. Seine Kleidung bestand aus einem grünen Wamse von Tuch, zierlich mit taffetnen Spangen von gleicher Farbe besetzt, und das enge anschließende Beinkleid von schwarz gearbeitetem Gemsleder stach gegen das helle Grün des Wamses angenehm ab. An seiner Linken hing ein gewaltiges Schwert, mit künstlichem Fleiße gearbeitet, und ein Dolch an seiner rechten Seite von gediegener, aber prunkloser Arbeit vollendete die Wehr des Mannes, dessen blasses Antlitz mit den dunklen Augen neben einem Zuge tiefer Schwermut auch kühne männliche Entschlossenheit ausdrückte."

„Wohin so eilig, Meister Triener?" rief ihm Ulrich Drächsel zu, und der Angerufene mußte dem Patrizier, wiewohl er es ungern zu thun schien, Rede und Antwort stehen."

„Will mich nur im Freien ergehen, ehrsame Herren," sprach er mit wohlklingender Stimme; „doch, sehe ich recht, fügte er hinzu und faßte den Pilger strenger ins Auge. „Ihr seid ja gar Heinrich Burger, des Herzogs Ludwig von Ingolstadt Geheimschreiber?"

„Pst," sagte dieser, „redet stiller, wenn man mich erkennen würde, so möchte mich mein Herr übel aufnehmen bei meiner Rückkehr."

„Von mir habt Ihr nichts zu besorgen," antwortete ihm der Waffenschmied, denn ein solcher war Konrad Triener, „und wenn Ihr mein geringes Obdach nicht verschmähen wollt, so seid Ihr bei mir so sicher wie in Eurem Hause zu Ingolstadt."

„Danke Euch," entgegnete ihm Burger, „ich habe dem Impler bereits zugesagt, doch ein andermal nehme ich Euch beim Wort."

Während dessen ließ sich in geringer Entfernung vor dem Thore Geschrei und lautes Rufen vernehmen, welches die Ankunft der Gesandtschaft anzeigte.

„Es ist besser, wir eilen nach Hause, als daß wir uns unter die Menge mischen," sprach daher Niklas Drächsel, „denn Euer Gewand, Burger, lockt manches neugierige Auge auf sich, und nicht jeder dürfte so blind sein, wie die Bürger im Stachelschußen; darum lebt für jetzt wohl, Meister Triener, und sprecht wieder einmal bei uns zu."

Mit diesen Worten schlugen jene den Weg durch die Kaufingergasse ein, während Triener sich dem oberen Graben zuwandte.

Konrad hatte wirklich, wie Drächsel gegen Burger geäußert hatte, eine glühende Liebe zu Katharina, der Tochter des reichen und angesehenen Patriziers Johann Pütrich, gefaßt, welche Leidenschaft sein ganzes Wesen erfüllte und für alles andere gleichgültig, wenn auch nicht unfähig dazu machte.

Zwar blieb seine Neigung von der Tochter des Patriziers scheinbar unerwidert, doch in ihrem Innern liebte sie den wackern Waffenschmied mit der ganzen Hingebung eines weiblichen Herzens, und nur der Unwille ihres stolzen Vaters sowie die sorgsamen Ermahnungen ihrer Mutter hielten ihre Gefühle tief im Herzen verschlossen, obwohl es ihr manche geheime Thräne kostete, wenn sie das Leiden Trieners sah und ihm kein Wort des Trostes spenden durfte.

Konrad aber verstand Katharinens Charakter nicht, sondern hielt es für Gleichgültigkeit und Kaltsinn, was bei ihr Selbstbeherrschung und kindlicher Gehorsam war; deshalb tauchte in ihm der Gedanke, daß ein anderer der Begünstigte Kathrinens wäre, mit unwiderstehlicher Gewalt auf, und die Foltern der Eifersucht, welche in ihm rege wurden, verbitterten sein sonst sanftes Gemüt, und er fing an, die Welt mit der Verachtung eines viel und schwer geprüften Menschen zu hassen.

Wohl wußte er auch, daß zwischen ihm und dem reichen Patrizier Hans Katzmair, welcher ebenfalls Katharinen huldigte, eine weite Kluft liege; allein er fühlte nicht minder seinen inneren Wert und, stolz auf diesen, stellte er sich seinem Nebenbuhler gegenüber, denn seine eigenen Anlagen, sowie seine Reisen in Italien und Frankreich hatten ihm einen feinen Anstand verliehen, worin er es dem Patrizier gleichthat; und die Achtung, worin sein Handwerk stand, sowie der stete Umgang mit adeligen und vornehmen Herren, welche seine Dienste begehrten, hatten seinen Stolz so sehr erhöht, daß er glaubte, keinem Geschlechter nachstehen zu müssen; und nur Katharinens Zurückhaltung, nicht aber der Unterschied der Stände entmutigte sein Streben.

Mit den Gefühlen der Hoffnung, der Wehmut und Liebe eilte er auch jetzt wieder dem Hause des Johann Pütrich zu, welches sich vom Pütrichthor [1]) um die Ecke in die Watmanger-

[1]) Jetzt Augustinergäßchen.

[1]) Später Rufiniturm

gasse [1]) hinzog, und mit pochendem Herzen, wie gewöhnlich, überschritt er die Schwelle, wo sein Teuerstes weilte.

Er fand bei seinem Eintreten Frau Elisabeth, Pütrichs Gattin, und Katharina eifrig mit Spinnen beschäftigt; als sie aber seiner ansichtig wurden, begrüßten sie ihn mit freundlichen Worten, und nachdem sie dem Meister Platz neben sich geboten, fuhren sie in ihrer Arbeit fort.

Frau Elisabeth zählte ungefähr 50 Jahre und ihre Züge trugen noch das Gepräge früherer Schönheit an sich. Katharina, ein Mädchen von 20 Jahren, war zart und geschmeidig geformt; lichtbraunes Haar, das in volle Flechten zusammengefaßt war, bekränzte ihre hohe Stirn, der schwärmerische Blick ihres dunklen Auges, sowie ein sanfter lächelnder Zug um die Lippen verliehen ihr einen unendlichen Liebreiz.

„Nun, Meister Triener," begann Elisabeth, „was bringt Ihr uns Gutes," und Katharina, indem sie ihr beseeltes Auge auf den Waffenschmied heftete, fügte bei:

„Sind unsre Gesandten schon zurückgekehrt?"

Konrads Miene nahm einen finstern Ausdruck an, als er die Jungfrau diese Frage stellen hörte, da er wähnte, daß sie aus Teilnahme für Katzmair, welcher bei der Botschaft sich befand, also gefragt habe; doch indem er wieder bedachte, daß es ja die allgemeine Angelegenheit der Stadt sei, und daß alle ohne Unterschied sich davon unterhielten, unterdrückte er seinen Argwohn und erwiderte den Frauen, daß die Gesandten bereits in die Stadt eingeritten sein mußten. Seine Äußerung wurde auch sogleich bestätigt, denn auf dem Hausflur ließen sich jetzt Stimmen vernehmen und alsbald trat Herr Johann Pütrich, ein stattlicher Mann von ungefähr 60 Jahren, in Begleitung eines andern jungen Mannes ein. Letzterer mochte 25 Jahre zählen, und seiner zierlichen Kleidung von Taffet nach zu urteilen, gehörte er den Geschlechtern an; seine schlanke Gestalt im Ebenmaße der Glieder wurde geziert durch ein blühendes Antlitz, welchem aber ein hochmütiges Emporwerfen der Oberlippe einen höhnischen Ausdruck verlieh.

Konrad hatte sich beim Eintreten des Hausherrn rasch erhoben und grüßte ihn, wie es dem Range desselben gebührte; als er aber des Begleiters ansichtig wurde, überflog sein Gesicht ein finsterer Trotz, und mit einer stummen steifen Verbeugung erwiderte er das leichte Kopfnicken des jungen Mannes.

„Richtet uns ein tüchtiges Essen zu," begann Herr Pütrich zu den beiden Frauen, „denn Herr Katzmair ist heute unser Gast, der es sich nach seinem Ritt soll schmecken lassen," und zu Konrad sich wendend, fuhr er fort:

„Und Ihr Meister Triener, werdet den kleinen Imbiß mit uns teilen?"

Dieser stammelte einige Ausflüchte hervor, allein der alte Geschlechter ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern sprach weiter, ohne seiner Rede zu achten:

„Ihr sollt etwas erfahren, das jeden Bürger der Stadt angeht; Herr Katzmair wird uns erzählen, wie die Herzoge unsere Gesandtschaft aufnahmen," und indem er einige Stühle an den eichenen Tisch rückte, worauf inzwischen Elisabeth einen Krug Osterwein nebst drei Bechern gesetzt hatte, indes Katharina weißes Brod, zierlich geschnitten auf den Teller aufschichtete, winkte er den beiden Männern, sich zu setzen, und als er einen Schluck Wein genommen, und sich den grauen Bart abgewischt hatte, forderte er den Katzmair auf, seine Erzählung zu beginnen.

Dieser hatte seine Blicke noch auf die Thür gerichtet, durch welche sich Frau Elisabeth und Katharina soeben entfernt hatten, und begann erst, nachdem ihn Pütrich nochmals aufgefordert hatte, auf folgende Weise:

„Es war schon dunkel, als wir in Landsberg einritten; aber dennoch kamen am nämlichen Abend, als sich das Gerücht von unserer Ankunft verbreitet hatte, der Maxlrainer und Gumpenberger in unsere Herberge und nestelten sich eng an uns, um uns auszuforschen. Ich hatte ihre Absicht bald erraten und winkte deshalb den anderen, daß sie sich ja in acht nehmen möchten, etwas lautwerden zu lassen, denn sonst hätten uns die Herzoge vielleicht gar nicht angenommen, wenn sie den Inhalt unserer Botschaft schon gekannt hätten; als nun die beiden Herren merkten, daß uns nicht auf den Grund zu schauen sei, so verabschiedeten sie sich beizeiten.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Rindermarkt.

Das Schützenkleinod in Karlstadt.

Von Bezirksamtmann Hoernes in Karlstadt a. Main.

Der Nachfolger des großen Julius Echter von Mespelbrunn war der Fürstbischof von Bamberg, zugleich Dompropst von Würzburg, Johann Gottfried von Aschhausen. Im Frühjahre 1618 begann er die Rundreise, um im Hochstifte Würzburg die Erbhuldigung entgegenzunehmen. Am 17. Juni kam der Fürst mit 169 Personen und 138 Pferden nach Karlstadt, von da ging es nach Arnstein, Werneck, Volkach, Gerolzhofen.

Das Ceremoniell war allenthalben im wesentlichen das gleiche wie bei der Huldigung in Heidingsfeld, wo der Anfang gemacht wurde. Beim Eingang der Stadt empfingen ihn der Amtmann, Bürgermeister und Rat und überreichten ihm die Schlüssel der Stadtthore. Der Fürst dankte stets persönlich für die Begrüßung und gab dann die Schlüssel zurück mit der Ermahnung, dieselben zum Wohle der Stadt gut zu gebrauchen und zu verwahren. Sodann begrüßte ihn die Ortsgeistlichkeit, indem der Pfarrer dem knieenden Fürsten das Kruzifix zum Kusse reichte; unter einem Traghimmel geleitete man ihn zur Kirche, wo das Te Deum mit den Kollekten pro Episcopo und de patrono Ecclesiae gesungen wurden und der Fürstbischof die Benedictio episcopalis erteilte.

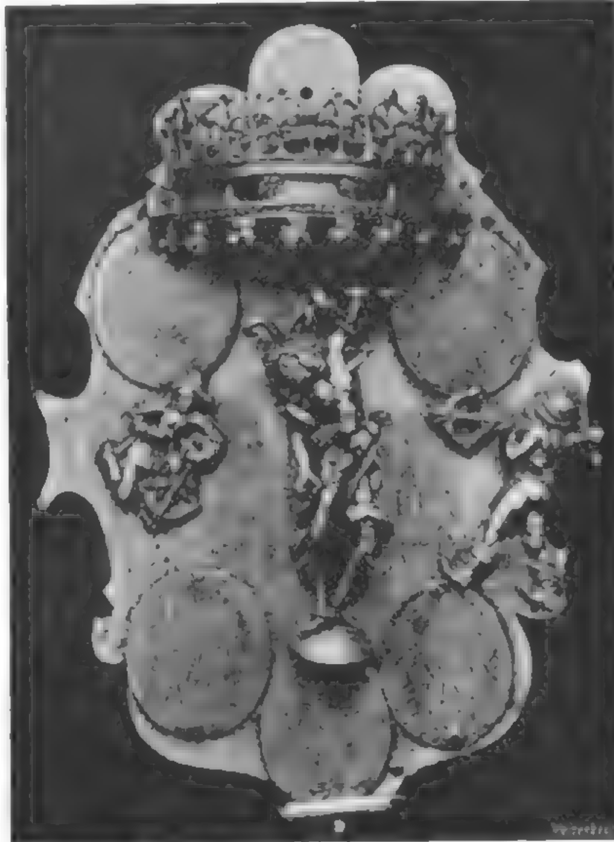
Diese Empfangsfeierlichkeiten erhielten nur dadurch bisweilen eine kleine Modifikation, daß Jungfrauen dem Fürsten „Kränze und Schmecken" (Blumensträuße) überreichten und daß Kinder deutsche, auch öfters lateinische Gedichte recitierten. Von hohem Interesse ist die Aufzählung der in den verschiedenen Kirchen bei dieser Gelegenheit zur Aufführung gekommenen Musikstücke. Nach den Worten des Chronisten lautet die Notiz bei Karlstadt:

„Karlstadt: Hat man das T. D. l. zu zweyen Chören, bey deren Einem die Orgel, bey dem anderen Ein Regal gebraucht, gesungen; vnder der Meß ist musicirt worden."

Die weltliche Feier gestaltete sich folgendermaßen. Der Fürst begab sich auf das Rathaus, wo die Bürgerschaft versammelt war. Der Kanzler Dr. Brandt hielt, wie bei der Huldigung in Würzburg, eine Ansprache des Inhalts, daß ihnen die Neuwahl wohl bekannt sei; die dem verstorbenen Fürstbischof Julius geleistete Pflicht, welche jetzt dessen Nachfolger geleistet werden solle, involviere, daß dieselbe nur auf Befehl und Weisung des Domkapitels dem neu eintretenden Fürsten zugeschworen werden solle. Sie mögen deshalb auf die Verlesung des bezüglichen, von dem Domkapitel ausgefertigten „Heißbrieffes“ und auf die von einem der gegenwärtigen Prälaten zu gebende mündliche Anweisung wohl aufmerken.

Nach Verlesung des „Heißbriefes“ sprach der Dompropst Konrad Friedrich v. Thüngen einige Worte als Einleitung zu der folgenden Eidesleistung. Zu diesem Zwecke wurde der „Erbhuldigungsbrief“ mit der inserierten Eidesformel verlesen.

Nach Ablesung des „Eidbriefes“ trat auf Aufforderung des Kanzlers jeder einzeln zu dem Fürsten, dem Dompropst und dem Herrn v. Lichtenstein, den Vertretern des Kapitels, und leistete denselben das Handgelübde. Hierauf ließ der Kanzler jeden einzeln den Eid ablegen, in der Weise, daß die Männer die sog. Schwurfinger der rechten Hand erhoben und ausgestreckt, die Witwen, welche das Bürgerrecht besaßen, die rechte Hand auf die linke Brust gelegt, die Eidesformel nachsprachen: „Den Erbhuldigungs Aydt, so mir vorgelesen, Ich wol verstanden, und auch mit Handttreuen gelobt habe, den wil Ich stets vest vnd vnverbrüchlich halten, So war mir Gott helff vnd seine Heiligen.“



Das Schützenkleinod von Karlstadt.

Nach einer kurzen Schlußermahnung von seiten des Kanzlers wurden die Leute entlassen und der Fürst setzte seine Reise fort.

Außer diesen offiziellen Feierlichkeiten gab es an den verschiedenen Orten noch besondere Ehrungen, von denen eine freilich hätte verhängnisvoll werden können. In der Festung Königshofen hatten „die Büchsenmeister allerhandt Kurtzweil mit Feuerwerkh angestellt“. Bei der Begrüßung aber „war eines der Stückh vff dem Wahl auß Verwahrloßung der Büchsenmeister scharpff geladen geweßen und ist die Kugel kurtz vber Ihrer F. Gd. Leibgutschen vbergangen“.

In anderen Orten wurde der Fürst mit Tafelmusik geehrt. In Karlstadt wurde am Rathause mit Zinken und Posaunen musiziert.

Aber auch Ehrengeschenke wurden von den Städten oder Marktflecken, wo die Huldigung stattfand, verabreicht, bestehend in einem Wagen voll Haber und Wein von den Jahrgängen 1616 und 1617 in verschiedenen Quantitäten, sechs bis acht Eimer bis zu zwei Fuder in einem oder mehreren Fässern bisweilen weiß und rot, die Fässer mit dem Wappen des Fürsten und der betreffenden Stadt geziert, hierzu kamen in manchen Orten noch silberne Becher, in denen sodann sofort der Rundtrunk gehalten wurde.

Häufig machte der Fürst für solche Aufmerksamkeiten ein Gegengeschenk, und zwar einzelnen Personen, wie dem ganzen Amte. In Karlstadt erhielten die 32 geschworenen Schützen „die in der Stadtfarben gewöhnlicher Liberey mit Partisanen vffgewartet, acht Goldgulden, mit denen berürte Schützen einen Silberen Schilt, daran das Bildnus S. Sebastiani und Ihrer F. Gnd. Wapen gestochen, machen lassen; der wirdt alle Sontag von dem Jenigen, so den besten Schuß thuet, am Halß hangend ein- vnd außgetragen.[1])

Dieses Kleinod, welches nach dem Vortrage den Schützen beiläufig 32 fl. fränkisch herzustellen kostete, da diese Summe den acht Goldgulden entspricht, ist noch vorhanden, und soll dessen ausführliche Beschreibung hier nun folgen.

Das Kleinod im Ganzen von Silber hat die Form eines ins Längliche gezogenen Schildes in Renaissanceform, an der oberen Seite mit drei Halbkreisen geschlossen und unten mit aufgewundenem Abschlusse mit je drei hervorspringenden Ausladungen in ungleicher Größe an den Seiten, von denen jedoch zwei absichtlich abgenommen scheinen.

Der Schild ist 15,5 cm lang und 10,5 cm an der breitesten Stelle breit. In der Mitte des Schildes befinden sich in erhabener Arbeit, gleichfalls aus Silber, aufgesetzt drei höchst merkwürdige Figuren: rechts und links zwei Armbrustschützen, in der Mitte zwischen beiden an den Baum gebunden St. Sebastian von Pfeilen durchbohrt. Die Figur St. Sebastians ist vollständig rund gearbeitet, massiver Guß und zeigt den Heiligen von acht Pfeilen an fast allen Teilen des Körpers durchschossen, mit Stricken an einen ganz dünnen Baum gebunden, dessen Astwerk sich schlangenartig durch die Arme des angebundenen Mannes schlingt.

Die beiden Armbrustschützen, gleichfalls Guß in starkem Relief gearbeitet, sind auf den Schild aufgenietet.[2]) Das

[1]) Die Schilderung der Huldigungsfeier ist dem trefflichen Werke über „Johann Gottfried von Aschhausen, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken“ von Heinrich Weber, Professor am k. Lyceum zu Bamberg (Würzburg F. X. Bucherische Verlagshandlung 1889) S. 59 u. ff. entnommen.

[2]) Das Bild St. Sebastians ist von rückwärts aufgeschraubt und zeigen die gleichfalls silbernen Schraubenköpfe gotische Motive. Die beiden Schützen sind mit silbernen, ganz platt geschlagenen Nieten von rückwärts aufgenietet.

Kleinod, welches noch das Wappen des Bischofs mit dem Bamberger Schilde trägt, ist mutmaßlich erst um 1619 entstanden, da das erste hierauf befindliche Schützenzeichen die Jahrzahl 1620 zeigt.

Da die drei Figuren, namentlich aber die Schützen auf das 15. Jahrhundert weisen, so ist die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß solche als Teile eines älteren Werkes hier wieder in Verwendung kamen, oder genaue Kopien von einem die Marter des Heiligen darstellenden sog. altdeutschen Bilde sind. Der verhältnismäßig geringe Preis, den die Schützen auf Herstellung dieses Schützenzeichens verwendeten, dürfte diese Meinung bestätigen. Sebastian ist eine übermäßig langgestreckte sehr magere Figur mit rechts ausgebeugtem Körper, langem auf die Schulter herabfallenden Lockenhaare, mit im Tode fast verklärten Zügen im herabsinkenden Haupte. Das Schamtuch, auffallend lang, ist phantastisch zwischen den Füßen geschlungen, die Pfeile sind sämtlich bis an die Flugfedern in den Körper geschossen, was genau der großen Gewalt der Armbrust beim Schusse in der Nähe entspricht.

Die beiden Bogenschützen, verkleinert gearbeitet, um den Abstand vom Schußobjekte perspektivisch zu markieren, sind Lanzknechte des 15. Jahrhunderts. Der Schütze links vom Beschauer hat sich auf ein Knie niedergelassen und spannt mit der Winde die Armbrust. Derselbe, mit langen fliegenden Haaren und einer kleinen Mütze auf dem Haupte, trägt ein Koller und ganz enge Beinkleider mit spitzen Schuhen. Was die Richtigkeit der Darstellung des Armbrustspannens betrifft, so wird auf die im Germanischen Museum vorhandenen derartigen Schußwaffen mit Winden und auf die dort befindlichen altdeutschen Bilder der gleichen Darstellung verwiesen. Der Schütze rechts liegt mit gespannter Armbrust im Anschlage auf sein Opfer.

Derselbe hat als Kopfbedeckung eine Beckenhaube, sog. Salade, ein enges Wams, an der Hüfte gegürtet, und ist mit einem großen Dolche oder kurzen Schwerte, links gegen den Rücken getragen, bewaffnet und trägt gleichfalls ganz enge Beinkleider mit in Schnäbeln auslaufenden, oben umgeschlagenen Stiefeln; im linken Stiefel hat er als Vorrat noch einen Pfeil stecken. Der auf der Armbrust zum Schusse bereitliegende Pfeil ist ganz genau erkennbar; die Detailarbeit an den drei gegossenen und nachciselierten Figuren ist eine durchaus gute. Daß wir hier keine Krieger aus Aschhausens Zeit vor uns haben, zeigt der erste Blick. Oberhalb der Figur des Heiligen befindet sich, aufgenietet auf kreisrundem Schilde, eingefaßt von einem Erbsenstabe des Aschhausenschen Wappens in vier Feldern, und zwar in zwei entgegengesetzten, der Bamberger Balkenlöwe, in den anderen ein Rad, das Wappenbild der Familie Aschhausen. Über dieses Wappenschild legt sich halbkreisförmig



Feldwache II des k. b. 15. Infanterieregiments vor Paris. Nach einer Originalphotographie. (S. 222)

ein Band, welches sozusagen die Märtyrerkrone des Heiligen bildet, ca. 3 cm hoch, nach oben mit kleinen Lilien und einem Blattarrangement in durchbrochener feiner Arbeit, welches Stück dem ganzen Kleinod einen reichen Anstrich verleiht und schon von fern die Aufmerksamkeit auf den Träger des Schaustückes zieht. Die Krone, Haupthaar des Heiligen, dessen Schamtuch und die beiden Schützenfiguren sind vergoldet. Auf dem Grunde des Schildes ist eine Stadt in seichten Linien eingraviert, welches Bild mit seiner großen Kirche vielleicht Karlstadt darstellen soll, aber auf wirkliche getreue Darstellung keinen Anspruch machen kann.[1])

Belegt ist der Schild mit fünf kleinen ovalen gravierten Schildchen, zwei zu Häupten des Heiligen, drei zu seinen Füßen, welche die Entstehungszeit angeben und Familienwappen oder Zunftzeichen der jeweiligen Schützenmeister enthalten. Der erste obere Schild, links vom Beschauer, ein Familienwappen enthaltend, drei Rosen im Querbalken, trägt die Jahrzahl 1620, der gegenüberstehende hat die Inschrift „Schützenoberst Christoph Holzmann" mit einem Wappenschilde, einen sog. wilden Mann enthaltend, und der Jahrzahl 1627. Die unteren Schilder enthalten Zunftinsignien mit Anfangsbuchstaben von Namen, jedenfalls Schützenmeister oder Obersten, die Insignien weisen auf den Beruf des Schützenmeisters. Sie tragen die Jahrzahlen 1624, 1631 und 1637, die Schildchen sind scheinbar von Silber und vergoldet mit eingravierten Bildern und Schrift. Mit Ausnahme des Schildes des genannten Holzmann ist allen ein Kranz als Abschluß des Bildes eingraviert.

Die Rückseite enthält 24 in Form von Tartschen eingravierte Schildchen mit Zunftzeichen und bürgerlichen Wappen; jedes Schildchen trägt zwei oder drei Anfangsbuchstaben von Namen, selbstverständlich der Schützenmeister. Das letzte Schildchen ist leer.

Das Kleinod enthält hart am Rande kleine kreisrund eingeschlagene Löcher, sechs an der Zahl, ungleich verteilt, welche zur Befestigung auf einem Tragbande oder Bandelier dienten, da der beste Schütze solches wie ausdrücklich bemerkt, am Halse hängend trug.

Möge das interessante Stück die Beachtung eines jeden Besuchers des schönen stattlichen Rathaussaales in Karlstadt finden.

[1]) Wie oben schon erwähnt, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Krone und figürlicher Teil älter sind, und zwar mindestens bezüglich der drei Figuren um 100 Jahre, als der von den hiesigen Schützen beschaffte Schild. Wenn auch der Wert des Geldes damals bedeutend höher stand, so konnte ein Goldschmied um 32 fl. fränkisch die ganze Arbeit nicht machen. Wahrscheinlich rühren die beregten Teile von einem, vielleicht kirchlichen Geräte her — Reliquiarium, dessen Inhalt im Bauernkriege abhanden kam? — welches Eigentum der Schützengilde war oder ihr überlassen wurde — und wurden dann zum Schmucke unseres Ehrenschildes für den jedesmaligen besten Schützen verwendet. Der als Krone hier verwendete Teil zeigt gemischt Renaissance- und gotische Motive, Krabben, und diente wahrscheinlich in umgekehrter Stellung, so daß die Krabben nach oben gerichtet waren, als scheinbarer Träger oder Abschluß, was aus der Form der beiden halben breiten Linien an den Seiten zu erkennen ist. Zu Julius' Zeiten fand bekanntlich noch in der Architektur eine Verwendung von gotischen und Renaissanceformen statt, verschwand aber mit dem Tode dieses Fürsten.

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

II.

Eine berüchtigte Feldwache.

Kurz vor Beginn der Morgendämmerung marschieren zwei Kompagnien dem nordöstlichen, hier auch Plateau von „moulin de la tour" genannten Teil der Hochfläche entgegen, welcher Name von einer massiven Turmmühle oberhalb Chatillon stammt, die sich den vielen in der Kriegsgeschichte berühmten Windmühlen würdig anreihen darf. Die unheimliche über der ausgedehnten Hochebene lagernde Stille wird nur von den wuchtigen Schritten der Soldaten und dem eintönigen Gellapper der Ausrüstungsgegenstände unterbrochen; nicht einmal ein lautes Wort ist vernehmbar. Wenn das Schweigen nicht schon aus guten Gründen geboten erschiene, so wäre doch zu fröhlichem Geplauder keine Stimmung, denn die zwei Tage auf äußeren Vorposten, welche den Kompagnien bevorstehen, schließen eine schwere Pflichterfüllung in sich. Die Besonderheit des im Gegensatz zum Feldkriege stets auf demselben Terrain sich abspielenden Sicherungsdienstes brachte es mit sich, daß die Kompagnien des in erste Linie rückenden Regiments jedes Mal die nämlichen Feldwachen und Piketts[1]) bezogen, was den Vorteil gewährte, daß sie in ihrem Bezirk völlig heimisch wurden. Andrerseits jedoch waren die Anforderungen an die sechs Feldwachen der III. Division je nach Gunst der Örtlichkeit sehr verschieden, und zu den wenigst begünstigten zählte die Feldwache II, welche das Kriegslos den beiden Kompagnien zugewiesen. Die Ablösenden wußten somit nur zu gut, was ihrer wartete.

... Nachdem die Bayernschanze erreicht ist, zweigen sich von der Kompagnie, welche die Vorposten stellt, nach verschiedenen Richtungen drei Trupps ab, um die Piketts am Fuße des Plateaus abzulösen.

Dieser wegen der unmittelbaren Nähe des Feindes und des offenen Geländes stets gefährliche Vorgang mußte vor Tagesanbruch beendet sein, um den Standort der Vorposten nicht zu verraten.

Es war kein Wunder, daß mit der Zeit die Franzosen dennoch die Stunde der dicht vor ihrer Nase stattfindenden Ablösung herausbekamen. Jedenfalls ließ es tief blicken, daß sie mit einem Male gegen sonstige löbliche Gewohnheit vor Sonnenaufgang ein lebhaftes Geschützfeuer zu eröffnen pflegten. Infolgedessen ward von Ende November an die Ablösung abends vorgenommen.

... Während nun die drei Piketts auf den ihnen wohlbekannten Schleichwegen den Hang hinabsteigen, gelangt der Rest der Kompagnie — der Feldwachzug — sowie die Unterstützungs-Kompagnie, kurzweg Repli genannt, an ein langgestrecktes schwach erleuchtetes „Etwas", das keineswegs wie ein Wohnraum aussieht, aber doch, wie sich sofort ergibt, eine erhebliche Anzahl Soldaten beherbergt: die zwei Vorposten-Kompagnien.

Diese haben sich bereits vor dem „Etwas", das sich

[1]) Heutzutage Feldwache genannt, während man unter dieser Bezeichnung 1870/71 in Bayern die Vorposten-Kompagnie verstand.

nunmehr als ein niederes Blockhaus entpuppt, aufgestellt und rücken nach geschehener Ablösung, wohlgemuter als sie aufgezogen, in ihre Reservestellungen ab. Die neuen Ankömmlinge suchen sich nun so gut als möglich in dem Blockhaus häuslich einzurichten.

Ursprünglich befand sich nur das Repli in diesem granatsichern Unterstande, während die Feldwache in der Nähe lagerte. In einem ehemals wohlgepflegten Garten hausten die Mannschaften unter großen, aus Zeltteilen hergestellten Zigeunerhütten, während der Kommandant in einem Gartenhäuschen sein Hauptquartier aufschlug. Das waren die goldenen Zeiten der Feldwache, die Tage in Sonne, Grün und frischer Luft. Durch die gesteigerte Kanonade, besonders die verheerende des 13. Oktober, ward die Feldwache aus ihrem idyllischen Daheim vertrieben und vom genannten Tage an im Blockhaus untergebracht.

Wer hätte sich damals träumen lassen, daß wenige Monate später in demselben Unterstand die Versailler Truppen im Communekampf Schutz gegen die Geschosse ihrer eigenen Landsleute suchen würden!

Von den Franzosen wurde das Blockhaus pomphaft „casematte de Chatillon“ getauft, da es unweit der obersten Häuser dieses Ortes gelegen war. Besagte Kasematte war aber nur ein denkbarst einfacher, jedoch glücklich ersonnener Schutzbau.

Es verlohnt sich der Mühe, diese eigenartige Behausung, die ein Vierteljahr hindurch im zweitägigen Wechsel etwa 200 Mann Unterkunft gewährte, näher ins Auge zu fassen. Zugehauene Baumstämme bildeten die eine Langseite, die beiden kurzen Seiten und die Decke; als zweite Langwand diente das natürliche Erdreich eines niedern Steilhanges. Auf den Deckbalken ruhten Faschinen und eine Erdschicht, welche von den Inwohnern in ihren vielen Mußestunden noch erhöht ward.

Den Eintritt in den geheimnisvollen Innenraum vermittelten drei Öffnungen — Thüren und Fenster zugleich — welche, um Wind und Kälte einigermaßen abzuhalten, mit Portieren aus Zeltleinwand verhängt waren. So war das Äußere des vielgenannten und wenig beliebten Standquartiers der Feldwache II, welches zudem noch einen seltenen landschaftlichen Reiz aufzuweisen vermochte — einen Petroleumweiher, der sich, wenige Fuß vom Blockhaus entfernt, in dessen ganzer Länge hinzog. Derselbe verdankt seine Entstehung einer Anzahl von Erdölfässern, welche nach Einnahme der Bayernschanze in deren Nähe aufgefunden und in einen kleinen Weiher entleert wurden, ehe man daran dachte, einen Unterstand am Ufer zu bauen.

Da der Erdölteich an warmen Spätherbsttagen allzu fühlbare Düfte aushauchte, ward er, soweit dies anging, mittels eines Pumpwerks in eine jenseit des Blockhauses befindliche Mulde abgeleitet. Als Rest blieb zäher Morast, der mit einem Knüppeldamm überbrückt werden mußte, um den Verkehr längs des Unterstandes zu ermöglichen. In der Nacht, und namentlich bei Alarmierungen war das Gehen auf dem schlüpfrigen Damm ein akrobatisches Kunststück, das nicht selten mit einem Schlammbade in voller Armatur endete. Bei nassem Wetter oder gefrorenem Boden war das Gleichgewicht noch schwieriger zu bewahren, und jeder begrüßte nach nächtlichem Dienste das Balkenhaus als willkommenes Asyl.

Das war es in des Wortes vollster Bedeutung, denn was auch an Wohnlichkeit zu wünschen übrig blieb — den Zweck der Sicherung erfüllte es durchaus. Wenngleich in unmittelbarster Nähe des Unterstandes Leute getroffen wurden, so kam doch im Innern keine Verwundung vor. Trotzdem sah das Blockhaus einmal Blut genug, da während des Ausfalls am 13. Oktober viele Schwerverwundete in dem geschützten Raume den ersten Verband erhielten.

Treten wir nun ein, um das Innere zu betrachten, so werden wir anfangs — soviel wie nichts sehen. Eine recht unfreundliche Eigenschaft der Feldwach-Villa war die darin auch bei prächtigem Sonnenschein herrschende Dunkelheit. Es war wie in Grönland um die Zeit des sonnenlosen Winters — ewige Nacht, weshalb wir unser Blockhaus auch „Eskimohöhle“ tauften. Zum Lesen und Schreiben mußte schon bei Tage Licht gebrannt werden. Wir Offiziere bezogen unsern Bedarf an Kerzen zu Revanchepreisen aus Versailles. Da für die Soldaten Lichter nicht ausreichend geliefert werden konnten, kam endlich ein findiger Kopf auf den lichten Einfall, aus dem reichlich vorhandenen Hammeltalg mittels Lehmformen Kerzen zu gießen und so der Beleuchtungsnot abzuhelfen. Dagegen gelang es nicht, der Regennot zu wehren. Bei ergiebigen Güssen träufelten durch die Fugen des Daches schwere Tropfen hernieder. Vorsichtige Soldaten hatten wiederholt oberhalb ihrer Lagerstätte ein Stück Zeltleinwand an die Decke genagelt und, stolz auf ihre Klugheit, sich trocken darunter gebettet. Aber das wasserdichte Zeug wölbte sich nach und nach abwärts, je mehr Flüssigkeit sich darin sammelte; endlich ward die Last zu groß, das Tuch riß los und ergoß seinen Inhalt über die Vorsichtigen unter schallendem Gelächter der Kameraden, welche den Regen wenigstens nur tropfenweise gleichmütig ertragen hatten. Ein eigentümliches Naturspiel bot unser Blockhaus erst nach dem Regen. Wenn seit zwei Tagen draußen wieder die Sonne schien, dauerte das Geträufel im Innern fort, indem das Wasser, welches die Erdschicht der Decke durchtränkt hatte, allmählich herabsickerte und uns ein erquickendes Tropfbad bereitete.

Eine weitere Schattenseite war der knappe, nur 120 Fuß lange und kaum 9 Fuß breite Raum, so daß die Soldaten zur Nachtruhe dicht gedrängt liegen mußten. Dies gewährte jedoch, da jegliche Heizvorrichtung fehlte, den Vorteil, daß im Winter die Leute weniger froren und auch die nicht für die ganze Zahl reichenden Wolldecken zu zweien oder dreien verwerten konnten. Bei nächtlichem Alarm war es für die Soldaten dann schwierig, ihre ineinander geschachtelten Arme und Beine rasch auseinander zu klauben und in dem Halbdunkel aus dem Blockhaus zu stolpern. Aus den Betten waren sie allerdings schnell, denn diese beschränkten sich auf wenige Schütten Stroh, welche den schroffen Gegensatz zwischen dem harten Boden und den weichen Menschenleibern vermitteln sollten. Der Verkehr im Innern ward noch dadurch erschwert, daß die bescheidene, durch den gegebenen Erdhintergrund bedingte Höhe mehrfach durch Stützbalken verengt war, so daß man sich meist nur gebückt bewegen konnte.

In der einen Ecke des Unterstandes hausten die Mütter der Kompagnien, die Feldwebel, sowie die Listenführer, die andere Ecke diente als Offizierskasino, was sich durch einen verhältnismäßigen Wohlstand der Einrichtung kundgab. Die Offiziersecke enthielt einen Tisch, vier Stühle, eine Matratze

und einen Gartenarmstuhl; letztere zwei Stücke bildeten die Lagerstätte der beiden Hauptleute: Der Feldwachhauptmann, welcher immer auf dem qui vive zu sein, bei Nacht alle Meldungen der Piketts und Patrouillen entgegenzunehmen, oder selbst nach dem Rechten zu sehen hatte, übernachtete im Armstuhl, während sein Kamerad vom Repli sich gemächlich auf der Matratze ausstrecken durfte. Nach 24 Stunden wechselten Dienst und Ruhestätte zwischen den beiden. Da der Boden in der etwas tief liegenden Ecke bei nassem Wetter durch von oben durchsickerndes, sowie unten hereindringendes Wasser dauernd in morastigem Zustande blieb, so mußten die Hauptmannsmatratze und die Strohlager der Lieutenants auf einen Holzrost gebettet werden.

Solchermaßen verbrachten die Offiziere der beiden stets zusammen in Feldwache II hausenden Kompagnien dreizehnmal 48 Stunden, also nahezu einen Monat, in teils ernsten, teils durch Humor verklärten Lagen. Es ist daher begreiflich, daß, wie auf einem Schiff bei langer stürmischer Fahrt, die Schicksalsgenossen in enger Kameradschaft sich zusammenfanden und ihrer Gefährten in der Eskimohöhle stets eingedenk sein werden.

Mein braver Mit-Hauptmann Habermann jedoch, der, schwer erkrankt, mit heroischer Selbstüberwindung die Schlacht bei Sedan mitgekämpft hatte und später einträchtig mit mir auf Feldwache zusammenwirkte, ist längst dahingeschieden!

Einen willkommenen Zuwachs unserer Geselligkeit erfuhren wir in den Dezembertagen, als der Batteriebau begann und die zwei liebenswürdigen preußischen Lieutenants, welche die uns zunächstgelegene Mörserbatterie bauten, in den Ruhepausen, oder, wenn wegen heftigen feindlichen Feuers die Arbeit eingestellt werden mußte, bei uns ein schützendes Dach fanden. Ebenso entwickelte sich ein kameradschaftlicher Verkehr zwischen den preußischen Kanonieren und unseren Fünfzehnern.

Üppige Gastfreundschaft vermochten wir allerdings nicht zu bieten; der militärischen Schlichtheit unserer Unterkunft entsprachen auch die Tafelfreuden. Kaffee und Menage wurden in dem tiefen, den Geschossen weniger ausgesetzten Graben der Bayernschanze zubereitet. Der Transport der Kessel mit den fertigen Mahlzeiten über die offene Strecke zur Feldwache war stets mit Lebensgefahr verbunden. Da überdies lange Zeit, bevor eine Quelle in Chatillon entdeckt wurde, das Kochwasser über eine halbe Stunde weit geholt werden mußte, bot die Herstellung der Kost ungewöhnliche Schwierigkeiten, welche einer besseren Sache wert gewesen wären. Statt dessen gab es, erst von Ende November an durch die genial erfundene Erbswurst unterbrochen, fast nur Hammelfleisch bis zum Überdruß. Der Leser darf hierbei weder an die saftigen Schöpsenkeulen Altenglands noch an die leckeren französischen cotelettes de mouton denken, sondern schlechtweg an Gesottenes. Schwer wurde von den Soldaten der Mangel an Pflanzenkost empfunden. Die seltenen und freudig begrüßten Fälle ausgenommen, wo Kartoffeln zugegeben wurden, mußte das reizlose Kesselfleisch ohne Gemüse verzehrt werden.

In denselben Kesseln, welche wegen der Wassernot gewöhnlich nur trocken ausgewischt werden konnten, wurde nach der Mahlzeit der Wein geholt, welcher dadurch ein eigentümliches Bouquet gewann.

Immerhin trug der in der Regel gute Rotwein dazu bei, die bedenkliche Kost zu verdauen. Im Winter pflegten wir den eiskalten Wein über den Flammen unserer Kerzen zu wärmen.

Mit einer nachträglichen Anwandlung von blassem Neide mag ein oder der andere Inwohner der Offiziersecke in jüngster Zeit verschiedene Kriegserinnerungen gelesen haben, worin vom Glück begünstigte Kameraden ein wahres Schlaraffenleben vor Paris schilderten. In Hinsicht auf Verproviantierung haben es im weiten Cernierungsringe wohl alle besser getroffen, als wir von der bayerischen III. Division in unserem verödeten Bezirk. Um so dankbarer genossen wir auf die mageren



Hier sind der Jungfern drey in ihrer Feyertracht
Von denen jede sich besonders reizend macht
Dass wann sie ohngefähr ein junger Herr erblicke
Sie eine Hoffnung hab zu ihrem nahen Glücke.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.



3. Der Landes-Brautzug am 16. Oktober 1842.

Monate die fetten in den nach dem provisorischen Frieden eingenommenen Quartieren, von welch' erquicklicher Wendung wir im Blockhaus freilich noch keine Ahnung hatten. Vorerst mußte über manche Entbehrungen der alte Soldatentrost, der Tabak, hinweghelfen. Die Offiziere konnten sich hie und da vom Münchener Marketender Cigarren nebst anderweitigen Delikatessen verschaffen, deren feldmäßige Preise allerdings dem mannigfachen Risiko in Feindesland gegenüber gerechtfertigt erschienen. Der wagemutige Kaufmann brachte seine Waren sogar bis in unser Reservequartier Plessis-Piquet, also bereits in den Granatenbereich. Die Soldaten blieben zumeist auf gelieferten Tabak beschränkt und diese Lieferung konnte leider nur spärlich erfolgen. Dem Rauchbedürfnis wurde durch die sonderbarsten Tabaksurrogate abzuhelfen gesucht, sogar Nußblätter und Kaffeesatz wurde aus Pfeifen geraucht. Ende Dezember gelang es dem Regiment, von den in Epernay wegen Mangels an Transportmitteln aufgestapelten Liebesgaben eine erkleckliche Anzahl Cigarren mobil zu machen, als hochwillkommenes Christgeschenk für unsere Fünfzehner auf der Wacht vor Paris. Beim behaglichen Qualmen ließ sich die Gefangenschaft im Blockhaus schon leichter ertragen.

Der Feldwach-Kommandant war in der glücklichen Lage, jederzeit das Gefängnis verlassen zu können, um bei Tage gegen den Feind auszuspähen, oder, was nur nachts thunlich war, die Piketts und Vedetten (äußerste Posten) zu besichtigen. Bei ersterer Beschäftigung war das Angenehme willkommen mit dem Nützlichen verbunden. Von dem Gartenhause, worin anfangs die Feldwache stand, bot sich eine umfassende Rundschau auf die Weltstadt und ihre reizvolle Umgebung, in den wechselnden Beleuchtungen vom Tagesgrauen bis zum Abendrot. Dieser Anblick, den wir, so oft er uns auch vergönnt war, nicht müde wurden, zu bewundern, entschädigte für so manches Widrige, das uns das „spröde Herz von Frankreich" bereitete. Die Mannschaften im Blockhaus mußten auf dieses Schauspiel verzichten, falls sie es nicht als Auslugposten genießen konnten. Es ist begreiflich, daß sie an sonnigen Tagen oft nur mit Strenge abgehalten werden konnten, sich außerhalb des dumpfen Raumes aufzuhalten, trotz der jeden Moment drohenden Gefahr, von Sprengstücken getroffen zu werden. Wie bei allen andauernden Zuständen äußerte auch hier die Gewohnheit ihren wohlthätigen Einfluß, und unsere Soldaten eigneten sich bald den polternden Ungetümen gegenüber ein Gefühl der „Wurschtigkeit" an, um ein geflügeltes Wort des großen Kanzlers zu gebrauchen. Diese moralische Errungenschaft fand reichlichen Anlaß, sich zu bewähren. Bayernschanze und Blockhaus, sowie die dazwischen befindliche offene Strecke — von den preußischen Artilleristen auf den anheimelnden Namen „Totenfeld" getauft — lagen im wirksamsten Schußbereich der Forts Issy, Vanvres und Montrouge. Um die hierdurch geschaffene Bedrohung kurz zu kennzeichnen, sei erwähnt, daß wenige Tage auf Feldwache vergingen, wo nur vereinzelte Eisengrüße geflogen kamen. In der Regel betrug die Anzahl zwischen einem und drei Dutzenden, bei lebhaften Kanonaden zählten wir an die hundert. Da die Orangegelben zufällig stets, wenn etwas los war, also auch bei fast allen größeren Kanonaden auf Vorposten standen, fanden wir reichlich Gelegenheit zu Bombardementstudien. So hatten wir z. B. beobachtet, daß die Geschütze in den Forts meistens während der französischen Dejeunerstunde zwischen 11 und 12 Uhr schwiegen, welch' lobenswerte Gepflogenheit auch uns zu gute kam. Nach eingenommenem Frühstück wurde zur Verdauung wieder lustig drauf los geknallt. Ein eigentümlich verkehrtes Verhältnis, daß bis zum Beginn der Beschießung die Belagerer bombardiert wurden, während die Belagerten wie mitten im Frieden auf ihren Wällen spazieren konnten! Mit Hilfe der Fernrohre auf den Observatorien entdeckte man nicht selten im oberen Stockwerk der Kasernen von Fort Vanvres Civilpersonen, ja sogar Damen, welche nach Prüssiens ausguckten, wie etwa in der Schweiz die Touristen vom Hotel aus nach Gemsen. Von uns werden sie wenig gesehen haben; die Auslugposten und die Vedetten hielten sich wohl gedeckt, und auf dem Plateau war alle nicht unumgängliche Bewegung eingestellt.

Unter Tags herrschte überhaupt, die Kanonade ausgenommen, auf unseren Vorposten verhältnismäßige Ruhe, und die bewegte Zeit begann erst, wenn die übrige Menschheit in süßem Schlummer lag, während der Nachtstunden. Über den Knüppeldamm kamen Verbindungspatrouillen von den Nebenfeldwachen angestolpert, oder es gab Geplänkel bei den eigenen oder den Nachbarpiketts, in welch' ersterem Fall wieder Patrouillen nachfragten, was bei uns los sei. Als regelmäßige Unterbrechung der Nachtruhe langte stets etwa um Mitternacht der Brigadebefehl für den kommenden Tag an, der sofort den Offizieren in der Ecke bekannt zu geben war. In den ersten sechs Wochen mußte sodann eine Stunde vor Sonnenaufgang bis zum Eintritt völliger Tageshelle von Feldwache und Repli eine Gartenmauer, sowie ein Jägergraben gegen allenfallsigen Angriff besetzt werden, eine taktisch gerechtfertigte, aber bei Nebel und Regen nicht beliebte Maßregel. Einmal mußten die Blockhauskompagnien sogar eine ganze Nacht bei Sturm und strömendem Regen im erwähnten Graben zubringen, der sich rasch mit Wasser gefüllt hatte. Der nach verschiedenen verdächtigen Anzeichen vermutete Ausfall, welchem wir dies Stegreifbiwak verdankten, erfolgte zwar wirklich, aber erst andern Tags, und war nicht gegen uns, sondern gegen unsere Nachbarn vom V. preußischen Corps gerichtet. Die Franzosen waren so liebenswürdig, uns durch häufiges elektrisches Umherleuchten in der endlos scheinenden Nacht einige Zerstreuung zu bieten.

In Stimmung grau in grau und im Aussehen braun in in braun kehrten die Kompagnien bei Tagesanbruch ins Blockhaus zurück. Je nun, angenehm oder nicht: von der Notwendigkeit, allzeit auf der Hut zu sein, den eisernen Gürtel, der Paris umklammerte, an keiner Stelle durchbrechen zu lassen, waren Offiziere wie Mannschaften durchdrungen und zur äußersten Abwehr entschlossen. Wie dieses stete Bereitsein auch vom Feinde anerkannt wurde, geht aus einer Äußerung hervor, welche General Heilmann in seiner Geschichte des II. Armeekorps erzählt: „Vous êtes toujours prêts!" (Sie sind immer bereit!) sagte ein vor Paris gefangener Franzose im Stabsquartier Chatenay.

Und es kam die Zeit, da wir uns nicht nur mit der Abwehr begnügten, sondern zum Angriff bereit machten. Ende Oktober begann auf dem Plateau eine Maulwurfsthätigkeit im großen Stil. Allnächtlich rückten in einzelnen Trupps, mit Pickeln, Schaufeln u. s. w. ausgerüstet, dunkle Gestalten, die Festungsartilleristen, zum Batteriebau an den Rand der Hochfläche. Im Dezember wurden sodann, um für die bevor-

stehende Beschießung geschützte Verbindungen zu schaffen, Gräben angelegt, welche zu den Batterien, sowie zur Schanze und den Feldwachen führten.

Wäre nicht bestimmter Befehl ergangen, die Gräben bei den Ablösungen zu benutzen, so hätten die Kompagnien lieber die ungedeckten Wege beibehalten, als in dem eiskalten Wasser, das sich streckenweise in der Grabensohle gesammelt hatte, eine Art Kneippkur durchzumachen. Während des Bombardements jedoch, besonders in den Tagesstunden, da dasselbe mit vollster Energie erwidert wurde, erfreuten sich die mißachteten Gräben mit einem Male allgemeiner Wertschätzung.

Mit stiller Genugthuung hatten wir seit Wochen in dem früheren Feldwachgarten neben uns den Bau der sog. Musterbatterie verfolgt, der auch vielfach bei Tage unter dem Schirm der Gartenmauer bethätigt werden konnte. Die Mauer wurde später derart unterhöhlt, daß es nur des Druckes von angesetzten Winden bedurfte, um sie zu stürzen und den Feuerschlünden Raum zu geben, als der große Tag der Revanche gekommen war. Der genannten Batterie war sogar die Ehre des ersten Schusses beschieden, welcher als Signal zum Beginn des Bombardements diente. Mit tausendstimmigem Hurrah der Kanoniere wie der Infanterie auf Vorposten ward der Beginn des deutschen Geschützfeuers begrüßt, welches offenbar die Franzosen noch nicht erwartet hatten. In diesem Moment war eben eine größere Patrouille im Anmarsch auf das Städtchen Clamart, und es soll ergötzlich gewesen sein, wie rasch dieselbe vor den zum ersten Male über ihre Köpfe sausenden Zuckerhüten kehrt machte und die Wälle von Fort Issy aufsuchte. Das gemütliche Hin- und Herbummeln vor der Nase der Cernierungstruppen hatte ein jähes Ende gefunden.

Am 5. Januar früh begann das Bombardement, und da „wir" (worunter im allgemeinen stets die 3. und 4. Kompagnie des 15. Regiments und im besondern hie und da der Erzähler zu verstehen) dabei nicht fehlen durften, so bezogen wir am selben Abend Feldwache und Repli im Blockhaus. Das war die angeregteste Nacht, die wir darin verbrachten, und von Schlaf kaum die Rede. Mit dem Donner der deutschen Geschütze war der auf allen lastende Alp der Unthätigkeit geschwunden und das erhebende Bewußtsein erwacht, endlich vor dem Entscheidungskampfe zu stehen.

Zu verschiedenen Malen besuchten wir (in der Einzahl oder mit einem der Offiziere) die Gartenbatterie, namentlich aber unsere preußischen Freunde von der nahen Mörserbatterie, welche Fort Vanvres schon tüchtig „vermöbelt" hatten, wie sie sich anschaulich ausdrückten. Während der Nacht wurde von jeder Batterie nur alle zehn Minuten ein Schuß abgegeben, auch die Forts feuerten selten und benutzten wohl die Dunkelheit und verhältnismäßige Granatenruhe dazu, um auszuflicken, was unter Tags vermöbelt worden war.

Der folgende Tag brachte in unserm Vorpostendasein eine einschneidende Veränderung. Feldwache und Repli mußten nebst noch zwei Kompagnien des Regiments eine am Fuße des Plateaus befindliche Stellung beziehen, und so verließen wir in voller Dunkelheit um 5 Uhr früh das Blockhaus, ohne zu ahnen, daß wir es nicht wieder betreten sollten.

„So leb denn wohl, du stilles Haus!" u. s. w.

Es zeigte sich indessen bald, daß wir nichts Besseres eingetauscht hatten. Die neue Verteidigungsstellung, welche gegen Angriffe auf die Batterien bis zum äußersten gehalten werden sollte, bestand aus einem breiten Laufgraben, der sich zwischen Chatillon und Clamart hinzog, sowie aus einer in Mitte des Grabens dicht vor demselben gelegenen Gipsfabrik. Diese platrière hatte schon einmal eine uns „feindliche" Rolle gespielt, indem wir aus derselben am 13. Oktober von Tirailleurs beschossen wurden. Der Graben blieb fortan von zwei Kompagnien besetzt, welche während 24 Stunden in aufgelöster Ordnung darin ausharren mußten, ohne andere wärmende Hülle als ihre Mäntel. In den kalten Januarnächten fürwahr keine geringe Anforderung an die natürliche Blutwärme! Nebstdem war die Grabenbesatzung nicht nur den absichtlich oder zufällig einschlagenden feindlichen Geschossen ausgesetzt, sondern auch von den mehrfach gleich nach Verlassen des Rohrs geplatzten Brandgranaten der hinter und über uns feuernden Batterie bedroht.

Wir hatten diese, obwohl zwischen zwei Feuern gelegene, trotzdem recht frostige Stellung, zum Glück nur zwei Tage einzunehmen. Unter Tags wurde uns die Zeit nicht lang, war es uns doch vergönnt, von unseren Parterreplätzen aus Augenzeugen eines welthistorischen Schauspiels zu sein. Immerhin erschien dasselbe während des Vorgangs dem „kühlen" Zuschauer im Grunde nur wie ein Scheibenschießen im größten Maßstabe. Für die im Zielpunkt stehenden tapferen Kanoniere in den Forts und auf unserer Höhe war es nur zu blutiger Ernst!

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Ein Nationalfest. (Schluß.) Wir verließen unsern Zug bei den braven Männern von Kronach und finden ihn heute auf Tafel 3 mit den malerischen Figuren der Hummelmusikanten eröffnet, welche das Brautpaar des kgl. Landgerichts Bayreuth: Johann Nützel, Bauer von Mistelbach, und Kunigunde Nützel begleiten; ihnen folgen die Brautpaare von Rehau: Johann Zech, Zimmermann, und Margarethe Sammet, Bauerstochter; das Brautpaar von Wunsiedl: Joh. Nik. Küspert, Bauer von Reichenbach, und Margaretha Barbara Nürnberger. Die Fahne von Ansbach beginnt den mittelfränkischen Zug. Landgericht Eichstätt: Johann Heupl von Buxheim und Dorothea Birner; Landgericht Nürnberg: Andreas Wolfgang Volland, Pächter von Großreuth, und Anna Kunigunde Lauble; Landgericht Markt Bibart: Christof Deinlein und Katharina Wolf von Sugenheim; Herrschaftsgericht Ellingen: Johann Christof Hartmann von Suffersheim und Christine Loy von Oberhöchstadt. Unterfranken war durch vier Paare vertreten. Stadt Würzburg: Adam Geist, Güterschaffner, und Sabina Wirth; Bischofsheim a. Rhön: Jakob Horbett, Weber von Wegfurt und Eva Motter; Landgericht Werneck: Johann Pfister, Bauer von Schnackenwörth, und Margarethe Treutlein; Landgericht Euerdorf: Michael Schubert, Bauer von Ebenhausen, und Margaretha Gößmann. Reich an Bannern war der Zug von Schwaben, voran wehte das Banner der Markgrafschaft Burgau, im Zuge selbst die Fahnen von Augsburg, Kaufbeuren, Kempten, Lindau, Memmingen, Neuburg und Nördlingen. Als Brautpaare erschienen: Katholisches Brautpaar

von Augsburg: Johann Michael Ragner, Hucker, und Theresia Viktoria Trichter, Metzgerstochter; protestantisches Brautpaar: Friedrich Thenn, Metzgermeister, und Rosine Weiß, Schäfflerstochter; Landgericht Kempten: Konrad Prestel, Schuhmacher, und Maria Merz, Taglöhnerstochter; Landgericht Monheim: Mathias Zollenhofen, Lithographiesteinbrecher, und Barbara Kubmann; Landgericht Wertingen: Jakob Saule, Söldner von Sontheim, und Kreszentia Gerstmaher, Hirtentochter. — Bürgerkavallerie bildete den Schluß des Zuges, der ebenso durch seine malerische Wirkung als durch das unübertroffene Bild der Trachten und Sitten des Landes fesselte, wie auch durch den sinnigen Gedanken, der seine Entstehung veranlaßte.

Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Im ehemaligen Fürstentume Eichstädt, jetzt im bayerischen Regierungsbezirke Mittelfranken, in dem lieblichen Sulzthale, gleicher Entfernung zwischen Beilngries und Berching, liegt das Pfarrdorf und Kloster Plankstetten. Bis zur Säkularisation war es eine Benediktiner-Abtei mit beträchtlichem Besitze und Einkommen und zeichnete sich, wie man in jener Gegend sich noch erinnert, besonders durch große Gastfreundlichkeit aus. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde es durch die Truppen des Herzogs Bernhard von Weimar mehrmals geplündert und zuletzt so zerstört, daß es jahrelang öde und unbewohnt blieb. Der nachfolgende Bericht über die Schicksale des Klosters und seiner Umgegend (insbesondere des Städtchens Beilngries) ist von der Hand eines Augenzeugen, des damaligen Klostergeistlichen P. Johannes Winkler, niedergeschrieben. Die Thatsachen, welche P. Johannes erlebte, sind so lebhaft geschildert, daß wir uns ohne Mühe in die Zeit des Jammers und Elends hineindenken können, welche er durchzumachen hatte. Namentlich dürften so manche der Leser darüber ins Reine kommen, was der Mensch in Kriegszeiten aushalten könne und wie zähe er (auch als Priester) am Leben hänge. Ich lasse nun die wörtliche Übersetzung des in lateinischer Sprache geschriebenen Berichtes folgen: Anno 1631 am 2. Oktober ist das Schloß Würzburg vom Könige von Schweden erobert worden. Damals regierte Abt Andres in unserm Kloster, und befand sich dasselbe im besten Zustande. Aber als 1632 Tilly, Generalissimus der Katholiken, mit seinem Heere in unsere Gegend zog und am 15. Mai bei Rain tödlich verwundet wurde, auch bald darauf gestorben war, wurde unser Konvent freiwillig aufgelöst und einige von den Konventualen nach Österreich, andere in ihre Heimat entlassen. Vorerst aber wurden noch auf meine Bitten unsere kostbaren Kirchengewänder und silbernen Vasen zu den Franziskanern nach Ingolstadt gebracht, wo sie 8 Jahre hindurch verblieben. Im Juli 1632, während die Kaiserlichen und Bayern vor Nürnberg lagen, fielen 30 Kronbergsche Reiter in unser Gau. Sie boten dem Abte ihren Dienst und Schutz an — bis ihnen das Thor geöffnet war. Als sie aber eingelassen waren, begann Raub und Plünderung. Der ehrwürdige Abt verbarg sich unter dem Dach, sechs Mönche flüchteten über die Gartenmauer nach Beilngries. Damals verloren wir 35 Pferde und wie uns berichtet ward, gaben die Reiter nach ihrem Abzug in Berching ungemein viel Geld aus. (Der Abt hatte sich nicht entschließen können, eine größere Summe Geldes, welche zu einem Bau bereit lag, wegzubringen.) Tags darauf kam der Cornet Saurzapf[*]) mit den Reitern zurück, und diese verzehrten innerhalb drei Wochen alles, was vorhanden gewesen (mit anderen Worten, sie aßen das Kloster rein aus). Als der Abt mit zwei Konventualen zurückkehrte, war außer ein wenig Getreide nichts mehr vorhanden. Anno 1633 in der Pfingstwoche eroberte Herzog Bernhard von Weimar die Stadt Eichstädt, nachdem diese 12 Tage lang dem Feinde wacker widerstanden hatte. Nach der Übergabe der Stadt überschwemmten die Schweden das ganze Bistum. Am zweiten Abend darauf wollten 300 Reiter das Städtchen Beilngries überrumpeln. Die Einwohner aber antworteten ihnen kühnlich mit Kugeln. Andern Tags kam der Herzog selber zur Stelle und forderte die Stadt zur Übergabe auf. Da schritten paarweise die Bürger heraus, in Klagemäntel gekleidet, mit Stöcken in der Hand, und baten mit gebeugten Knieen ihre Kühnheit ab, sie hätten es nicht mit bösen Willen gethan, denn wenn sie sich nicht so wacker verteidigt hätten, so wäre nichts übrig geblieben für seine (des Herzogs) Hoheit. Der Herzog nahm sie zu Gnaden an, hieß sie aufstehen. Das Städtchen (civitatella) wurde erhalten und niemals geplündert, wo doch sonst unter Tausenden (!) nicht eines verschont blieb. In derselben Nacht kam ein Trupp Reiter nach Dietfurt (wohin sich vier von uns geflüchtet hatten). Mit Not entrannen wir wie Diebe unter Zurücklassung unserer Ordensgewänder über die Mauern, in der Hoffnung, in Berching Sicherheit zu finden. Dort aber gerieten wir unter 4000 Reiter, und um uns zu retten, gab sich der ehrwürdige Herr Abt für einen Schindelschneider, P. Paulus für einen Schulmeister und P. Ägidius für einen Brauknecht und ich selbst mich für einen Schuster aus. Als man dies erfahren hatte, wurde ich den ganzen Tag zum Stiefelflicken angehalten. Die Not machte mich zum Meister. Wir mußten Gott danken, daß wir so durchkamen, denn diejenigen, welche gestanden, daß sie Priester seien, wurden mit Schlägen so bearbeitet, daß man es genuglich nicht beschreiben kann. Ja, es wurde sogar der P. Guardian, Beneficiat von Dietfurt, ein Greis, daselbst vom Turme gestürzt. Ähnlich verfuhr man zu Wemding. Kurz darauf wurde unsere Kirche (zu Plankstetten) geplündert, ja man fand (horribile dictu!) das Sakrament auf den Boden herumgestreut. Die Orgelpfeifen, die musikalischen Instrumente und alles andere aus Metall oder Eisen gefertigte Gerät wurde fortgeschleppt — nicht ein Fenster, nicht eine Thür blieb unverletzt. Der Abt floh auf Umwegen durch die Wälder zu St. Emeram nach Regensburg und blieb dort bis Allerheiligen, wo die Weimarschen Kelheim einnahmen und auf Regensburg rückten. Von dort floh er mit dem Prälaten nach Vogtareuth bei Wasserburg — unser Kloster aber blieb von allen (auch den Weltlichen) verlassen, mehrere Jahre lang öde und verwüstet liegen.

[*]) Aus der vor wenigen Jahren ausgestorbenen oberpfälzischen Adelsfamilie.

Herzog Wilhelms V. Projekt, in München den Sitz eines Bistums zu errichten. Herzog Wilhelm V. von Bayern ging bald nach seinem Regierungsantritte mit dem Plane um, in München den Sitz eines Bistums zu errichten. Der Fonds hierzu sollte aus bayerischen Klöstern genommen werden. Die Unterhandlung ward in Rom eingeleitet, nachdem sich der Herzog mit seinem Bruder Herzog Ernst, damaligem Bischofe von Freising, insgeheim verständigt hatte. Die Jesuiten P. Passevinus, P. Oliverius, P. Gregorius de Valentin und P. Otto Eysenreich, welche hierbei zu Rate gezogen wurden, stimmten insgesamt dem Projekte bei, nur der herzogliche Beichtvater P. Dominikus erklärte sich dagegen. Zwei päpstliche Nuntien, der Bischof von Vercelli und der Bischof Felicianus zu Scala bestärkten den Herzog in seinem Vorhaben. Dieser letztere übernahm ein geheimes Memorial an den Papst, um ihn dahin zu bringen, daß aus eigener Bewegung vom heiligen Stuhle aus an das Hochstift Freising die Ermahnung zur Einwilligung in das herzogliche Vorhaben erlassen werde. Obgleich sich auch der Kardinal Madrutius deshalb in Rom verwendete, so blieb doch die Unterhandlung, welche vom Jahre 1580 bis 1584 dauerte, ohne Erfolg.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Konrad Triener oder Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Des andern Morgens führte uns der Maxlrainer bei den Herzogen ein, die eben zur Jagd fertig waren; als sie uns gnädig empfangen, und wir unser Gesuch angebracht und die Notel überreicht hatten, versicherten sie uns ihrer Gunst und Gewogenheit und luden uns ein, mit ihnen auf die Jagd zu reiten. Wir folgten auch der Einladung, aber über unsere Sendung ward auch den ganzen Tag lang kein Wort mehr gesprochen, obwohl wir uns alle Mühe gaben, das Gespräch darauf hinzuleiten. Am zweiten Tage waren die Herzoge verritten, und als wir am dritten Tage endlich einen Bescheid verlangten, eröffnete uns der Gumppenberger, daß die Forderungen der Stadt zu übertrieben wären, und die Herzoge sie in dieser Weise nicht bestätigen wollten und könnten. Jetzt wußten wir, woran wir waren, und nachdem wir die Herzoge von unserer Treue und Anhänglichkeit hatten versichern lassen, machten wir uns auf den Heimweg und sind nun wieder da, ohne etwas ausgerichtet zu haben."

„Ja, ja," nahm Pütrich hierauf das Wort, „ich sah voraus, daß es so kommen mußte, die Forderungen sind zu hoch gespannt; also hatte sie der selige Herzog Johann nicht bestätigt."

„Das kommt daher," erwiderte ihm Katzmair, „weil jetzt jeder Bürger in die Sache pfuschen will; wann hat man denn gehört, daß die Zunftführer sich in solcher Art in die städtischen Angelegenheiten mengen wollten? Man will ja die Geschlechter ganz bei Seite setzen, und der geringste Zünftige dünkt sich einem Patrizier gleich."

Es mochte sein, daß der junge Katzmair diese Äußerung gethan hatte, ohne Konrad beleidigen zu wollen, oder er mochte es auch wohl mit Absicht gesagt haben, genug, Konrad fühlte sich hierdurch verletzt, und die Runzeln auf seiner Stirn verkündeten einen Ausbruch seines Unwillens; doch, indem er bedachte, daß er an diesem Orte denselben nicht laut werden lassen könne, wußte er seine Leidenschaft schnell zu zügeln und mit gleichgültigem Ton entgegnete er dem hochmütigen Patrizier:

„Ich mag Euch nicht Unrecht geben, Herr Katzmair, wenn Ihr behauptet, daß die Zünfte mehr denn je ihr Haupt erheben und sich in die Angelegenheiten der Stadt mischen. Aber bedenkt auch, daß sie gleiches Recht dazu haben, wie die Geschlechter, denn, als Bürger betrachtet, gibt es zwischen ihnen keinen Unterschied. Sollte denn der Reiche allein das Recht haben, zu herrschen und den Armen Gesetze vorzuschreiben? Wer muß die Stadt halten, wenn es gilt? Wo heben sich denn die rüstigen Arme? Sollen einmal die Geschlechter sehen, wie sie zurechtkommen, wenn ihnen die Zünfte nicht beistehen; darum ist es billig, wenn auch diese teilnehmen an Dingen, welche ihr Wohl und Wehe so gut berühren, wie das der Geschlechter."

„Da kann ich Euch nicht beistimmen, Meister Triener," erwiderte Katzmair mit nachlässigem Ton, sich die weiße Halskrause zurecht richtend. „Ihr müßt bedenken, daß den Geschlechtern allein die Stadt verdankt, was sie jetzt ist. Wer hat denn die reichen Stiftungen gemacht? Wer hat den Bürgern zu schaffen gegeben? Wer hat durch den Handel die Stadt

emporgehoben und bereichert, wenn nicht wir Patrizier? Dafür gebührt uns auch ein Vorzug, den wir so leicht nicht aufgeben werden.“

„Wer hat denn der Stadt die herrlichen Freiheitsbriefe gegeben,“ fiel Konrad mit nachahmendem Ton ein, „wer anders als Ludwig der Bayer? Dieser aber hat sie den Münchnern erteilt, nicht weil ihm die Geschlechter treulich beistanden, sondern weil die wackeren Zünfte, besonders die Bäcker, ihm bei Ampfing aus der Klemme halfen und fest an ihm hielten, als ihn alles verlassen zu haben schien. Und wenn Ihr den Handel der Geschlechter erwähnt, so habe ich Euch in Euren Worten gefangen; denn was ist für ein Unterschied zwischen einem Handwerker und einem Kaufmann? Leben nicht beide in Gilden und ziehen nicht beide ihren Erwerb aus dem Säckel der Kunden? Wenn nun auch zufällig der eine reicher ist als der andere, warum soll jenem die Herrschaft über diesen gebühren? Da wäre es doch weit vernünftiger, sie demjenigen einzuräumen, der an Klugheit und Verstand hervorragt, und dann würde oft mancher geringere Bürger den Reichen überschauen.“

Diese letzten Worte begleitete Konrad mit einem triumphierenden Blick auf den jungen Geschlechter, als wenn er sagen wollte, das könnte auch zwischen uns beiden der Fall sein, und Katzmair, der ebenso eitel als stolz war, wollte eben eine bittere Antwort geben, als der alte Pütrich ihm zuvorkam und sprach:

„Laßt's gut sein, Herr Hans, solche Zwiegespräche führen zu nichts als zur Erbitterung; denn es hat da jeder seine eigenen Ansichten, kommt lieber zum Essen, wozu man uns gerufen hat,“ und, indem er den Gästen ins Nebenzimmer voranschritt, fügte er bei:

„Wäre ich jetzt noch im inneren Rate, so wüßte ich, was ich zu thun hätte; so aber bin ich von Herzen froh, daß ich nichts mehr mit den Stadtgeschäften zu schaffen habe, ich werde täglich älter und will nun mein Leben in Ruhe genießen.“

Da jetzt die Frauen bei Tische anwesend waren, so vermieden die Männer jedes weitere Gespräch über die Verhältnisse der Stadt, und Katzmair, der fast immer das Wort führte, bot alles auf, die Unterhaltung zu beleben und Katharinen seine Huldigung darzubringen.

Der alte Pütrich saß behaglich in seinem mit grünem Sammet überzogenen Lehnstuhle, neben ihm saßen zur Rechten der junge Katzmair, zur Linken Frau Elisabeth, neben welcher Konrad, Katharinen gegenüber Platz genommen hatte. Wenn der Waffenschmied ohnehin selten heiterer Laune war, so hatte er heute um so mehr Ursache, stumm und düster vor sich hinzublicken, da er sehen mußte, wie sein Nebenbuhler sich um die Gunst der jungen Pütrich bewarb; diese gab sich noch überdies den Anschein, als bemerke sie Konrads finstere Miene nicht, und tief gekränkt, daß man seine treue Liebe mit Gleichgültigkeit vergalt, konnte er kaum eine hervorquellende Thräne zurückhalten. Sah er dann aber wieder auf in Katharinens offenes, unbefangenes Antlitz, und blickte diese ihn an mit freundlichem Lächeln, so floß sein Herz von Liebe über und in seinem Innern schalt er sich einen eifersüchtigen Thoren.

Indessen war es spät geworden und die Hußglocke längst geläutet, als die beiden Gäste, da sie bemerkten, daß der alte Pütrich sich in längeren Pausen ins Gespräch mischte, zum Ausbruche sich anschickten. Der alte Pütrich schüttelte ihnen treuherzig die Hände und lud sie ein, ihn bald wieder zu besuchen, worauf Katharina das Licht ergriff und den Gästen voranschritt, um ihnen durch den Hausflur zu leuchten.

„Schlaft wohl, Jungfrau Katharina,“ sprach Katzmair, indem er sie an der Hausthür bei der Hand nahm; die Pütrich zog dieselbe rasch zurück, und als Konrad ihr ebenfalls die Rechte bot, wünschte sie beiden Männern eine gute Nacht, ohne des Waffenschmieds dargereichte Hand bemerken zu wollen.

Unmutig stieg dieser die Treppe hinab und an dem Thore trennten sich die beiden Männer mit einem frostigen „Gute Nacht,“ indem Konrad über den unteren Graben [1]), Katzmair durch die Watmangergasse seiner Behausung zueilte.

Einige Wochen waren seit jenem Abend verflossen, und die Verhältnisse der Stadt München zu den beiden Herzogen hatten sich nicht aufgeheitert, sondern vielmehr verfinstert. Einmal noch waren während dieser Zeit Ernst und Wilhelm in die Stadt gekommen; da sie aber die Freiheiten derselben auch jetzt nicht bestätigen wollten, so fanden sie für besser, bei der wachsenden Reizbarkeit des Volkes, München zu verlassen und auf Mittel zu sinnen, wie sie die Widerspenstigen zum Gehorsam zwingen konnten.

Der größte Teil der Geschlechter war den Herzogen zwar mit Leib und Gut ergeben und bereit, für sie in die Schranken zu treten; aber es hatte auch anderseits Herzog Stephan und vorzüglich sein Sohn Ludwig kein Mittel unversucht gelassen, die Bürger gegen Ernst und Wilhelm aufzuregen und sich die Herzen derselben zuzuwenden, wobei die Umtriebe Warmunds v. Pinzenau, Hofmeisters des Herzogs Stephan, sowie ihr eigenes leutseliges Benehmen ihren Bemühungen einen glücklichen Erfolg gaben.

Stolz und hochfahrend gegen seinesgleichen, sowie gegen die anmaßenden Patrizier war Ludwig gegen die niederen Bürgerklassen herablassend und gütig, und das schon lange im Zaum gehaltene Volk erhoffte sich daher von der Herrschaft der Ingolstädter goldene Zeiten. Die bisherige städtische Verfassung war den Gilden ohnehin schon längst zuwider, und da diese in jener Zeit überall in Deutschland ihr Haupt in einer bedenklichen Weise erhoben, so meinten auch die Zünfte Münchens, auftreten zu dürfen, und sie thaten das mit um so mehr Zuversicht, als sie glaubten von seiten Ingolstadts Schutz und Hilfe erwarten zu können, und ihnen diese auch in Aussicht gestellt wurde.

Die Begriffe von Erbfolge waren in jener Zeit ohnehin sehr schwankend, und somit fanden die Anhänger des Herzogs von Ingolstadt mit der Ansicht, „München als die größte Stadt im Oberlande gebühre auch dem Ältesten des fürstlichen Stammes“, bei den Rechtsunkundigen und den nach größeren Freiheiten lüsternen Bürgern leicht Eingang, und sie wollten sich daher auch dem Spruche von Göppingen anfangs nicht fügen.

Die Geschlechter hatten es aber doch so weit gebracht, daß die Freiheiten Münchens, in eine Note zusammengefaßt, den Herzogen vorgelegt wurden, hatten aber dabei nicht verhindern können, daß diese Freiheiten in ausgedehnterem Umfange abgefaßt wurden.

Die Herzoge von Ingolstadt hatten sehr klug dabei gerechnet, wenn sie ihre Anhänger hierzu bestimmten: denn es

[1]) Fürstenfelderstraße.

war dieses einerseits das beste Mittel, die Bürger an sich zu locken, anderseits versetzten sie dadurch die jungen Herzoge in die Notwendigkeit, selbst mit der Stadt einen Bruch herbeizuführen, da sie deren Freiheiten nicht anerkannten; vor erfolgter Bestätigung derselben, konnten sie von der Bürgerschaft keine Huldigung verlangen, und da sie dieses dennoch thaten, so beriefen diese sich jetzt auf das alte Herkommen, daß erst nach Annahme und Anerkennung der Note die Hulde geschehen.

Freilich hätte Stephan, wenn die Stadt in seinen ausschließlichen Besitz gelangt wäre, die Freiheiten in solcher Weise ebenfalls nicht genehmigt, aber es war ja nur auf sein und seines Sohnes Anstiften, diese Ausdehnung derselben geschehen, welche sie ebenso wieder ermäßigt hätten, sobald ihnen ihre Pläne gelungen gewesen wären.

Die Ausfertigung der Note aber in solchem Umfange war ein kleiner Beweis, daß bereits die Partei der Ingolstädter sehr mächtig war, und es bedurfte nur mehr eines Mannes, der die vereinzelten mit der Verfassung Unzufriedenen und die Anhänger Ludwigs zu einem mächtigen Körper zu vereinigen und ihrem Willen eine bestimmte Richtung zu geben wußte, und dieser Mann fand sich in Pinzenau, welcher als persönlicher Feind Herzog Ernsts demselben Rache geschworen hatte.

Konrad hatte bereits in Italien gesehen, zu welcher Macht die Zünfte dort gelangt waren, und für einen kühnen unternehmenden Mann wie es Triener war, mochte der jetzige Stand der Dinge einen großen Reiz zur Teilnahme haben, besonders, da er sich zu Ludwig persönlich hingezogen fühlte, dessen Thatendurst und Unternehmungsgeist einen mächtigen Eindruck auf ihn machte. — Hätte er sich für ihn entschieden, so war er gewiß, sich zu Ansehen und Ehren emporzuschwingen, da er bei seinen Mitbürgern nicht nur eine große Achtung genoß, sondern sie auch an Bildung übertraf. Nebstbei hatte er in hohem Grade sich der Gunst Ludwigs zu erfreuen, welcher, wie viele andere Fürsten damaliger Zeit, das Waffenschmiedhandwerk in großen Ehren hielt und schon manches von Triener verfertigte Waffenstück erprobt hatte.

Wirkte nun dieses zusammen, um ihn für Ludwigs Sache zu bestimmen, so schreckte ihn doch wieder der Gedanke ab, daß der alte Pütrich sich zu Ernst und Wilhelm hinneige, und daß Katharina mithin verloren wäre, wenn er die entgegengesetzte Partei wählte; da er aber auch nicht gegen seine Überzeugung handeln wollte, so blieb er für beide Parteien unentschieden und verscheuchte die stolzen Gedanken, welche ihm seine Ehrsucht bisweilen vorspiegelte, durch das Andenken an Katharina.

(Fortsetzung folgt.)

Windsheim.

Von Friedrich Lampert.

Ueber die kahlen Schroffen der „Hohen Leite" und den „Hohen Steig" hinweg, schon der Abdachung des Landes zum freundlichen Maingebiete zu, liegt im Angesicht des im Osten sich erhebenden Steigerwaldes, am Ufer der Aisch, in einem lieblichen Thale, unter fruchtbaren Feldern, herdenreichen Triften, unter Hügeln, an deren südlichen Abhängen die Sonne noch einen milden Wein zeitigt, ein Städtlein, Windsheim genannt, uralten Ursprungs, einst eine Kaiserstadt, wie Augsburg, nur sich selbst und dem Reiche unterthan, von freien, keinem Fürsten dienenden Bürgern bewohnt, aber nur klein an Umfang und Macht. Ihr Gebiet fing an ihren Thoren an oder hörte an ihnen auf, wie man sagen will, alldieweil sie außer über die eigenen mit Landeshoheit nur über einen Teil der Inwohner des Dorfes Ippesheim und einige in 25 anderen Ortschaften zerstreute Unterthanen zu gebieten hatten, die sich echt republikanisch vom Ackerbau und der Viehzucht nährten und allenfalls, wie der etwas boshafte Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" supponiert, Sonntags nach dem Bade Burgbernheim gingen.

Was Montesquieu von den Freistaaten sagt: „Manchmal reißt das Volk mit 100000 Armen alles nieder, und dann schleicht es wieder mit 100000 Füßen so langsam wie Insekten", wäre also im „Freistaat" Windsheim physisch stets unmöglich gewesen.

Aber doch muß seinen Bewohnern stets viel weniger von schleichender Langsamkeit, als vielmehr von großer, sogar kriegerischer Rührigkeit innegewohnt haben. Weiß Gott, mit wem alles die Windsheimer sich herumgeschlagen haben: mit Herren und Bauern, Burggrafen und Bischöfen, Schwaben und Franzosen, und fast immer kamen sie ziemlich gut weg bei der Sache, wenn auch sogleich manchmal wieder die Kriegsschulden die Köpfe eines wohlweisen Rates und einer ehrsamen Bürgerschaft bedenklich warm machten.

Wenige unter den ehemaligen Reichsstädten können sich eines so hohen Alters rühmen als Windsheim; der heidnische Ursprung von den Wenden spricht sich ja gleich in seinem Namen aus, und es ist gut, daß es schon im 8. Jahrhundert seine „Martinskirche" nachweisen und damit in den Augen der Christenheit sich wieder rehabilitieren kann. In derselben Zeit lag die „villa regia in pago Ranigowo", die sich hier befand, offen und unbewehrt, im fruchtbaren Aischgrunde da, allein der Königshof, dessen Speicher des Königs Einkünfte bargen, brauchte vor allen anderen Orten besondern Schutz, deshalb baute schon Heinrich I., der Städtegründer, um Windsheim seine festen Mauern herum, die, von Schießscharten durchbrochen, mit rings um die Stadt gehenden Wachttürmen, bis vor wenigen Jahren noch wie ein rechtes Wahrzeichen alter vergangener Tage zu schauen waren.

Ein kaiserlicher Schultheiß ward über die Stadt gesetzt, welcher die kaiserlichen Gefälle einnahm und als Vorstand eines aus den Bürgern gebildeten Rates Recht sprach. Bei der Zunahme der Bevölkerung mochte die erste, jene schon genannte, auf Kilians Geheiß erbaute und dem heiligen Martinus geweihte Kirche nicht mehr genügen, und man schritt daher um 1190 zur Stiftung eines größeren Gotteshauses, der Stadtkirche zum heiligen Kilian, welche aber, obschon mit vielen Vermächtnissen und Opfern ausgestattet, doch erst im Jahre 1216 zur Vollendung kam.

Aber auch noch zu anderen, weltlichen, mutvollen Unternehmungen war der Stadt mit den Mauern der Sinn gekommen.

Wie friedlich und nachbarlich wallen die Windsheimer heutzutage in schöner Sommerzeit nach dem wald- und brunnenreichen Burgbernheim!

In der Mitte des 13. Jahrhunderts aber standen sie ganz anders zu diesem, denn Burgbernheim hatte eine Vogtei und übte über Windsheim Gerichtszwang aus; da zogen die Windsheimer, wie die Rothenburger schon früher gethan, 1269 nach Burgbernheim hinüber, rissen das Hofgericht nieder, raubten die Freiheitsbriefe und emanzipierten sich, wie man's heutzutage heißt. Es war damals ein noch weniger angenehmes Ding, fremdem Gerichtszwange folgen zu müssen, denn die auswärtigen Gerichte pflogen der allerdings praktischen Gewohnheit, diejenigen, welche bei ihnen belangt wurden, einfach auf der Straße aufzuheben, und darum trachteten die Windsheimer Bürger schon danach, sich solchen Mißhelligkeiten weniger aussetzen zu müssen und, wenn möglich, eigene Gerichtsbarkeit zu erhalten.

Da führte ihnen das Glück 1295 den Kaiser Adolf zu, welcher auf einer Reise von Nürnberg nach Rothenburg sein müdes Haupt in Windsheim zur Ruhe legte, und der Lohn der gastlichen Herbergung war das Privilegium, daß Windsheimer Bürger vor keinem auswärtigen Gericht mehr zu erscheinen brauchten, vielmehr den Altar der heiligen Themis bei sich selbst aufstellen durften. Es war also nur eine ganz gerechte Anknüpfung an uralte geschichtliche Verhältnisse, daß man einige Jahrhunderte später Windsheim zur Bezirksgerichtsstadt gemacht hat.

Aber trotz der oben erwähnten kaiserlichen Huld konnte es die Stadt nicht abwehren, daß sie nochmals verpfändet wurde, bis ihr ein neues Privilegium Kaiser Karls IV. (1360) auch die Sicherheit verschaffte, vom Reiche nicht mehr veräußert werden zu können.

Die damaligen unruhigen Zeiten des Faustrechts nötigten auch Windsheim, auf seine Sicherheit bedacht zu sein, und wie es bereits 1344 mit Nürnberg in einen Bund getreten war, so erneuerte es 1368 nicht nur dieses Bündnis, sondern schloß sich auch 1381 dem großen schwäbischen Städtebunde an.

Als die jenem Bunde zugehörigen Städte noch in demselben Jahre gegen den Reichsadel auszogen und dessen Burgen und Schlösser zerstörten, da blieben auch die Windsheimer dabei nicht zurück und brannten die Schlösser zu Külsheim, Ipsheim, Hoheneck, Eigersheim, Lenkersheim und Röttingshausen nieder.

Im Jahre 1384 aber hatte die Stadt in ihren eigenen Mauern eine Empörung niederzuhalten, deren sie auch mit Hilfe Rothenburgs und Nürnbergs Herr werden konnte. Weil man nun einige der Aufrührer hingerichtet hatte, andere aber entflohen und in Würzburg in Schutz genommen worden waren, so entstand daraus ein neuer Streit, der Windsheim sogar die Acht zuzog.



Windsheim im 17. Jahrhundert. Nach Merian

Noch schlimmere Folgen aber hatte eine im Jahre 1388 zwischen dem Erzbischof Pilgrim II. von Salzburg, einem Gliede des Städtebundes, und Herzog Stephan von Bayern ausgebrochene Fehde, in welche auch Windsheim nebst anderen Bundesstädten verwickelt wurde.

Burggraf Friedrich von Nürnberg benutzte aus Groll, daß ihm die Windsheimer einige Burgen zerstörten, die Gelegenheit, als Windsheim seine Mannschaft bereits ins Feld geschickt hatte, und er solches unbewacht glaubte, es in Gemeinschaft mit den Bischöfen von Würzburg und Bamberg zu überfallen und zu belagern. Aber weder Gewalt noch Hunger vermochten etwas gegen den Gemeinsinn der Windsheimer auszurichten, die bereits sieben Wochen lang alle Drangsale der Belagerung erduldet hatten und nahe daran waren, zu unterliegen, als im entscheidenden Augenblicke die treuen Bundes-

genossen, die Nürnberger, mit 1000 Reitern und 10000 Lanzen nebst Geschütz erschienen und den Feind zum Abzuge zwangen.

Zwischen Würzburg und den Städten Windsheim und Rothenburg kam dann 1389 ein förmlicher Friedensvertrag zu stande, und neun Jahre später schlossen die Burggrafen von Nürnberg, der Bischof von Eichstätt, der Herzog Ruprecht von Bayern und die Landgrafen von Leuchtenberg mit den Städten Nürnberg, Weißenburg, Windsheim, Rothenburg und Schweinfurt einen Bund zur Erhaltung des Landfriedens. Aber die Zeit war zu dauernder Ruhe nirgends angethan. In dem bald ausbrechenden Hussitenkriege mußte Windsheim als Reichsstadt auch sein Kontingent stellen und, um sich dazu Geld zu verschaffen, im Jahre 1419 nicht nur einen der Stadt gehörigen Berg, die „Weichselleite“, verkaufen, sondern auch, als die Hussiten sengend und brennend auch in Franken vordrangen, eine namhafte Brandsteuer zahlen.

noch größere Ehre zu teil, indem Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohne Maximilian hier übernachtete. Einige Jahre später, 1489, erteilte Kaiser Friedrich der Stadt das Privilegium, den Blutbann einem aus ihrer Mitte zu übertragen.

Unter den deutschen Städten, welche dem Schlage der „Wittenberger Nachtigall“ zuerst und mit Freuden lauschten, stand Windsheim obenan: bereits 1521 berief der Rat einen evangelischen Pfarrer aus Nürnberg an die Stelle des bisherigen und schritt rasch auf dem Wege der Kirchenverbesserung vor. Die Mönche im Augustinerkloster verließen dasselbe und nahmen meist das neue Bekenntnis an. Die Reformation brachte freilich auch die traurige Episode des Bauernkrieges mit, dessen Lohe gerade um Windsheim herum ziemlich hell und grell aufschlug.

Wie dazumal viele Ritter und Herren, so nahm auch Windsheim notgedrungen Partei für die bethörten Land-



Windsheim. (S. 235.

Im Jahre 1444 hatte Windsheim im Bunde mit Rothenburg und Nürnberg eine Fehde gegen die Raubritter Hans und Friedrich v. Waldenfels zu bestehen, in welcher letztere Burg eingenommen und nebst 18 anderen Orten geplündert und zerstört wurde. Und schon fünf Jahre später brach eine Fehde zwischen dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und der Stadt Nürnberg aus, in welcher Windsheim letzterer wieder treue Bundesgenossenschaft hielt und 76 Dörfer und Flecken mit zerstören half. Dagegen stellte es sich in dem 1460 zwischen jenem Markgrafen und dem Hochstifte Würzburg entstandenen Kriege mit Rothenburg, Dinkelsbühl und Nördlingen auf die Seite des ersteren und half seinen Verbündeten, die Stadt Schwarzach erobern. Der Markgraf erkennt dankbar den Umschlag der Gesinnung Windsheims gegen ihn an, was aus einem Briefe desselben an den Rat der Stadt hervorgeht, in welchem es heißt: „Daß er solches in sein Herz schreiben und seine Erben und Nachkommen darauf hinweisen wolle, daß sie solches künftiger Zeit wieder vergelten sollten“, eine Mahnung, welche freilich bemeldete „Erben und Nachkommen“ schlecht beachtet haben.

Im Jahre 1463 wohnte Markgraf Albrecht einem großen Schießen in Windsheim bei, und 1474 wurde der Stadt eine

bewohner, wollte dabei allerdings auch gelegentlich selbst einige seiner Schäden heilen. Sogar die Frauen, eine Amazone, Frau Sülichin, an der Spitze, griffen gegen den „Vetterleinsrat“ mit seinen vier lebenslänglichen Bürgermeistern zu Holzbeilen und Hackmessern. Da ereilte das blutige Schwert des Befehlshabers des schwäbischen Bundes, Markgraf Casimirs, auch die arme Stadt. Hunderte von Bauern hatte er schon köpfen, in Kitzingen Bauern, die ihn nur scheel angesehen hatten, die Augen ausstechen lassen; nun „richtete man auch in Windsheim der Bürger etliche auf dem Markte; etlichen hieb man die Finger ab, etliche strich man mit Ruten aus, viele wurden der Stadt verwiesen“ —. Trost für die Übriggebliebenen gewährte die an wenig Orten mit so großem Eifer, wie dort, ergriffene und mutvoll durchgeführte Reformation. In Speyer und Augsburg, an den großen Tagen evangelischen Erkennens, fehlten die Windsheimer Abgesandten nicht. Mußte die Stadt auch das Interim annehmen, so brachte doch der Vertrag zu Passau 1552 und der Religionsfriede zu Augsburg 1555 den Protestanten und somit auch jenen völlige Religionsfreiheit zurück.

Im Jahre 1563 wurde in Windsheim ein Kreistag gehalten und auf diesem über die Verbesserung des Münzwesens

beraten. Da Windsheim kein eigenes Münzrecht besaß, so konnte wohl nur vom Reichsmünzwesen die Rede sein. Denn außer einer auf das Augsburgische Konfessions-Jubiläum im Jahre 1730 geprägten Medaille, von welcher eine größere, mittlere und kleinere, jede etwas verschieden, existiert, ist uns keine Münze von Windsheim bekannt.

Im Dreißigjährigen Kriege hat Windsheim der roten Tage genug anzustreichen gehabt. Die Heerhaufen beider Teile lösten sich vor und in ihm fast unaufhörlich ab, und alle nahmen mit, was die vorhergehenden noch übrig gelassen hatten, so daß man sich wirklich wundern muß, wie die Stadt, ohne völliger Verarmung zu verfallen, das alles aushalten konnte. Freilich war's so weit gekommen, daß nach der Schlacht von Nördlingen, weil es an Vieh gebrach, die Leute sich selbst vor den Pflug spannen und die Ernte, mit Zurücklassung des Strohs, in Körben und Tüchern nach Hause tragen mußten. Gustav Adolf weilte zweimal in Windsheims Mauern.

Der letzte Kanonendonner des blutigen Dreißigjährigen Dramas war schon längst verhallt, die letzte wüste Wohnstätte wieder aufgerichtet und überhaupt manche Wunde geheilt, um sorgloser in die Zukunft schauen zu können, da brachte der zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche ausgebrochene Krieg neue Leiden. Als im Jahre 1673 der Feldmarschall Montecuculi durch Franken marschierte, nahm der Markgraf von Baden in Windsheim Quartier, und 1674 rückten zwei Kompagnien kurbrandenburgische Truppen ein, auf welche bis 1677 Piccolominische, Harrantsche, Serinische, Lodronsche und andere Regimenter abwechselnd folgten und einen Kostenaufwand von mehr als 600000 Gulden verursachten. Der Friede zu Ryswick stellte zwar die gestörte Ruhe 1697 wieder her, aber schon 1701 brach der spanische Erbfolgekrieg aus, an dem auch Windsheim seinen Anteil zu nehmen bestimmt war. Gleich zu Anfang bezog das fränkische Kreisregiment „Prinz Onolzbach“ acht Tage lang ein Lager bei der Stadt. Dann kamen auf dem Marsch nach Lauingen dänische und sächsische Truppen durch, und im Jahre 1706 lag der dritte Teil der fränkischen Artillerie hier im Quartier.

Im Jahre 1730 sollte aber Windsheim noch eine andere traurige Erfahrung machen. Am 3. Dezember brach nämlich in einer Scheune des Hospitals ein Brand aus, welcher nicht nur die sämtlichen Hospitalgebäude, sondern auch die Stadtkirche, das erst 1717 ausgebaute Rathaus und eine Menge Bürgerhäuser in Asche legte. So groß der Schaden auch gewesen, so war das Rathaus doch schon am 5. November 1731 wiederhergestellt, und durch reichliche und vielfältige Unterstützungen von nah und fern wurde es auch möglich, die Kirche aus ihren Trümmern bald wieder aufzurichten, so daß sie bereits am 29. November 1733 wieder ihrer Bestimmung übergeben werden konnte.

Ohne weitere Unglücksfälle hatte Windsheim bereits die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts überschritten. Der Siebenjährige Krieg sogar neigte sich schon seinem Ende zu, ohne daß die Stadt auf irgend eine Weise — die zu stellenden Kontingente abgerechnet — von ihm berührt worden wäre. Da erschienen plötzlich am 22. November 1762 unter Führung des preußischen Rittmeisters v. Frankenstein 200 Reiter vor den Thoren der Stadt, begehrten Einlaß und wußten sich auf dessen Verweigerung denselben zu erzwingen. Mit dem Säbel in der Faust fielen sie über die nächsten Häuser und selbst über das Rathaus her, um die in diesem versammelten Ratsmitglieder rein auszuplündern. In einigen Häusern wurde der Verlust auf mehrere Tausend Gulden angeschlagen. Damit nicht zufrieden, verlangte Rittmeister v. Frankenstein noch eine Kontribution von 4000 Thalern für die Offiziere und die Mannschaft, von 5000 Thalern für den General Kleist und 100000 Thalern für den König. Da diese Summen nicht beschafft werden konnten, so nahmen die Preußen bei ihrem Abmarsch am folgenden Tage 2 Ratsherren als Geißeln und außerdem 14 Kanonen, mehrere Haubitzen, 250 Musketen und 20 Pferde mit. Die Geißeln wurden nach Bamberg transportiert und dort auf die Hauptwache zu Arrest gebracht. Später führte man sie nach Freiburg, wo sie, nachdem der Rat die auf 12000 Gulden herabgesetzte Summe für sie bezahlt hatte und von einem Kaufmanne daselbst noch 957 Karolin vorgestreckt worden waren, endlich ihre Befreiung erlangten.

Im Jahre 1792 kamen die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an Preußen. Hatten schon bisher die Markgrafen die Rechte der freien Reichsstadt auf alle mögliche Weise zu schmälern gesucht, so geschah dies nun in noch erweitertem Maße, indem die bisher von der Stadt über die benachbarten Ortschaften Theshheim, Wiebelsheim, Oberntief und Bülsheim ausgeübten geistlichen Patronatsrechte ihr nicht nur entzogen, sondern auch die preußischen Adler sogar an die äußeren Thore Windsheims angeschlagen wurden. Mit der reichsstädtischen Herrlichkeit ging's zu Ende. Die letzte Wandlung, die Windsheim durchzumachen hatte, war, daß es von 1806 bis 1810 sogar, ehe es definitiv an Bayern kam, unter französischer Herrschaft stehen mußte. Diese Zeiten der Schmach sind, wie für ganz Deutschland, auch für Windsheim gesühnt: das schöne Denkmal, das es, hart vor seinen Thoren, seinen im großen Kriege gegen Frankreich gefallenen Söhnen errichtet hat, gibt Zeugnis davon.

Windsheim ist vielleicht die einzige der ehemals freien Reichsstädte, die am wenigsten altertümliches Gepräge in die Gegenwart herübergerettet hat. Es steht damit im Gegensatz zu dem benachbarten Rothenburg. Während dieses noch sein ungebrochener Mauerring umzieht, sind Windsheims Mauern, die mit ihren Türmen noch bis zum Jahre 1875 auch ihm ein wehrhaftes Ansehen gegeben hatten, abgebrochen worden, um beim Grundbau der Eisenbahn und bei Anlage neuer Straßenzüge Verwendung zu finden. Damit ist gewiß der allerdings wohl nur scherzhaft gemeinte Vorwurf Ed. Fentsch' in der „Bavaria“ als hinfällig erwiesen, daß die Windsheimer als „Reichszöpfe“ verschrieen seien, die sich lieber der Herrschaft ihrer Weiber, als dem Sturmschritt der Neuzeit bequemen wollten. Gerade der Neuzeit sucht Windsheim, namentlich gewerblich aufstrebend, Rechnung zu tragen, obwohl es mit mancherlei Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen hat. Zu letzterer gehörte, daß der Stadt infolge der Gerichtsorganisation des Jahres 1879 das 1857 errichtete Bezirksgericht wieder entzogen wurde, aus diesem Anlaß selbstverständlich der Häuserwert bedeutend sank, und daß die Eisenbahn, welche Windsheim wohl nach einer Seite hin mit der Nürnberg-Würzburger Linie bei Neustadt an der Aisch verbindet, doch seit Jahren des so leicht und wenig kostspielig herzustellenden Anschlusses an die Würzburg-Ansbacher Bahn bei Steinach noch immer entbehrt. Und gerade diese letztere Einfügung in das große Schienennetz würde für Windsheims Industrie, die namentlich

in einer Malzfabrik, zwei Gipsfabriken, großen, trefflichen Stoff liefernden Bierbrauereien u. a. m. besteht, von nachhaltiger Bedeutung sein. Der Gips, dessen wir oben gedachten, und der in mannigfachster Form, als Feld- und Stuccatur-, sowie als Modelliergips nach allen Richtungen Deutschlands versandt wird, hat Windsheim auch in ein etwas schlimmes, aber auch nicht zutreffendes Renommee gebracht. Mögen immerhin die mächtigen Gipslager an der oberen Aisch und das mit schwefelsaurem Kalk geschwängerte Wasser an vereinzelten Fällen des Kretinismus schuld sein, so ist es doch wieder eine arge und für die gute Stadt und ihre wackeren Bewohner geradezu beleidigende Übertreibung des sonst so verdienstvollen Fentsch, wenn er am angeführten Orte von „kropfigen Windsheimern" redet.

Er mag zu dieser Hyperbel dadurch verleitet worden sein, daß allerdings in früheren Jahren Taubstumme und Krüppelhafte aus benachbarten Orten in das städtische Hospital zur Abnährung eingekauft wurden, was seit geraumer Zeit nicht mehr geschieht. Nebenbei bemerkt, halten wir es auch nicht für zutreffend, wenn Fentsch und andere mit ihm Ortsnamen, wie Iffigheim, Ippesheim ohne weiteres von der mundartlichen Bezeichnung des Gipses, Ips, ableiten, indem vielmehr die beiden genannten Orte ihren Namen von dem an ihnen fließenden und auch im alten „Iffiggau" auftauchenden Iffbache führen.

Hat Windsheim schon in reichsstädtischen Zeiten sich eines „Gymnasiums" von sehr gutem Rufe erfreuen dürfen, so sorgt es auch jetzt durch tüchtige Unterrichtsanstalten, wie außer den Volksschulen durch eine höhere Töchter- und eine Lateinschule, für die Bildung seiner Jugend. Letztere ist in dem schönen alten Rathause untergebracht, das, nachdem es Bezirksgerichtssitz gewesen war, erst im vorigen Jahre einer gründlichen Erneuerung unterzogen, mit einem neuen Altan, und auf dem Dachgesimse mit der Steinfigur der „Windsheimia", zwei großen Adlern und zwei Vasen versehen wurde. Auch eine neue, bestens ausgerüstete Turnhalle ist erst in jüngster Zeit entstanden, eine eiserne Wasserleitung durchzieht die Stadt, und wenn der Leser das unserer Skizze eingefügte, von der Nordseite aufgenommene Bild betrachtet, so gewahrt er links hinter dem Bahnhofe ein hohes Gebäude mit vier Schlöten — das ist das vor vier Jahren zur Aufnahme und Beherbergung armer Pfarrerstöchter gegründete und errichtete Stefanienstift, ein Bau, für welchen die Stadt auch namhafte Opfer gebracht hat. Ihm schließt sich auf dem Bilde rechts das „Hotel Zeller" und die Malzfabrik an, der südliche Stadtteil ist nicht zu sehen.

Trägt jemand Verlangen, etwas Besseres über Windsheim zu lesen, als ich ihm da vorgeplaudert, so schlage er Gutzkows „Hohenschwangau" auf: in ihm ist ein Miniaturbild der alten Reichsstadt gezeichnet, vor dem ich gern das meine zurückstelle.

Das Erdbeerfräulein.

Eine Skizze aus dem bayerischen Hochgebirge.

Von Frz. Jos. Bronner.



Die Reisesaison beginnt und in ihr reifen die Erdbeeren. Das Sammeln dieser köstlichen Früchte, welche in Gottes großem Garten für alle, die sich gern bücken, unentgeltlich wachsen, bietet für den ärmsten Teil unserer Hochgebirgsbevölkerung eine beachtenswerte Einnahmequelle.

Liesl, die 17jährige Tochter armer Holzhauersleute, ist heute in aller Frühe schon wieder auf dem Wege, um bis Mittag ein Körbchen mit Erdbeeren vollzubringen. Fast schämt sie sich, in ihrem Alter sich noch in das Häuflein Kinder zu stellen, welche auf den Steintreppen und im breiten Hausflure des bevorzugtesten Dorfgasthauses die süße Errungenschaft ihres Morgenfleißes den ein- und ausgehenden Sommergästen zum Kaufe bieten; fast will sie's dünken, sie sei zu diesem Geschäfte schon zu groß, zu auffällig groß in dem Häuflein der Kinder. Sollte es wirklich nur Einbildung von ihr sein, wenn sie vermeint, die Blicke der Neugier lenkten sich besonders nach ihr? — Stolz ist die Liesl nicht. Daran denkt sie nicht, daß sie das reinlichste und hübscheste unter den anstehenden Erdbeermädeln ist, daß sie Lippen und Bäcklein hat — so rot — so rot wie die Erdbeerlein auf ihrem Teller.

Liesl liebt ihre armen, armen Eltern, die sich schon so viel plagen mußten, und ihretwillen thut sie willig auch jene Beschäftigung, welche ihr unangenehm ist und ihr für ihr Alter und ihre Größe nimmer recht passend erscheint. Sinnend geht sie im Sonnenschein dahin. Da schreckt sie ein plötzlicher Anruf heftig zusammen.

„Liesei, guten Morgen! Zeit lassen!" grüßt sie in üblicher Weise der hinter ihr kommende Floßerbartl, ein stämmiger, frischer Bursch. Seine Anrede und die scherzhafte Frage:

„Wohin denn so schnell?“ veranlaßte sie zum Stillstehen, bis er sie einholte.

„Wie Du fragen kannst,“ erwiderte die Angeredete, indem sie errötend auf ihr Armkörbchen klopfte. „Die Antwort siehst Du meinem Körberl an. Im Kitzenwald findet man noch am chesten etwas, an den Bach- und Wegrändern ist ja nichts mehr. Doch erlaub jetzt auch die Gegenfrag': Was hast Du vor?“ fragte sie mit einem bedeutungsvollen Blick auf Bartls Rucksack. Bartl stand nämlich im Rufe eines sehr gefürchteten Wilderers.

Statt einer Antwort brach Bartl in ein wildes Lachen aus; dann fügte er bei: „So haben wir ein großes Stück einen Weg und zu zweit ist es kurzweiliger. Du läßt mich doch mit Dir?“ Ohne die Einwilligung abwarten zu wollen, fuhr er fort: „Ich weiß schon, daß Du nimmer gern in die Erdbeer'n gehst, aber es ist schön von Dir, daß Du Deinen Eltern so den Willen thust. Siehst, dies gefällt mir an Dir, drum mag ich Dich auch gern — und — ein Fräulein, hochgeboren, bist ja doch nit, — und wirst's nie, außer man müßte Dich 's Erdbeerfräulein heißen, weil Du ein gar zu sauberes Diandl bist. Jetzt ist's bald Zeit, daß Du Dich unter uns Ortsburschen ein bißchen umsiehst! Laß mich nur reden, Du wirst doch wegen jedem Wort nit gleich umstehen.“ Bartl hielt diese Erklärung für notwendig, als er merkte, daß Liesl schmollend immer einige Schritte vorauszukommen trachtete.

„Ich muß Dich durchs Laufen strafen,“ rief Liesl scherzend und nahm wieder eine kleine Strecke Weges voraus.

„Hast Recht, junges Reh,“ lachte Bartl und zwinkerte mit den Augen, wie er es gewöhnlich machte, wenn er einen besondern Kraftspruch zu thun glaubte, „hast recht, aber merk Dir — als Erdbeerfräulein:

Langsamer ist schöner — beim Gehen; schneller ist besser — beim Heiraten, und heiraten willst Du doch bald, Liesei, — nicht wahr?“

Wenn Liesl dem angesponnenen Thema äußerlich auch eine gewisse Zähigkeit entgegenstellte, im Grunde genommen war ihr der Diskurs nicht unangenehm, verstrich doch so schnell dabei die Zeit. Als die Beiden an der Wegscheide sich trennen mußten, und jedes darauf seinen eigenen Pfad wandelte, da jodelten sie sich zum Abschiede ein paarmal recht freundlich zu. Im dunklen Waldesgrün und in der heiligen Waldesstille schwand vollends ihres Herzens Widerstreben. So hastig sich Liesl bückte und so sehr sie sich schickte, ihr Körbchen zu füllen, kein Erdbeerlein kam ins Körbchen, wobei sich nicht auch ein liebesseliger Gedanke in ihr Köpfchen mit einschlich. Anfangs leise, wie eine innere Stimme, dann allmählich immer lauter werdend, als ob ihre Gedanken sich durch Töne verkörpern wollten, klang es von ihren Lippen:

„Mei Schatz soll a Jaga,
A Jaga soll's sein;
Mein' Schatz g'hört der Wald
Und die Erdbeerln g'hörn mein.“

Lieber Leser, wenn Du nun glaubst, daß Liesls Herz ohne unser Wissen schon einen so wichtigen Entscheid getroffen und einen Erwählten besessen, so thust Du ihr völlig unrecht und mußt ihr im geheimen Abbitte leisten. Daß Liesl von Liebe sang, dies war nur die Wirkung des Zaubers, welcher jedes Menschenherz beglückt, wenn es in den Zustand der Liebesfähigkeit tritt; das Wort Liebe birgt eben für eine aufblühende Mädchenknospe zu viel der geheimnisvollen Seligkeit.

Müde vom Bücken setzte sich Liesl auf eine Moosdecke, welche um den Stamm einer alten, morschen Birke gewuchert war, lehnte sich zurück an den Stamm und während sie mit der einen Hand ihr Haupt stützte, das träumend zum blauen Himmel blickte, ließ sie in der andern Hand die frischen Erdbeerlein durch die rosigen Finger gleiten.

Da sprang plötzlich ein großer Hühnerhund an ihr empor, und indes sie sich erschreckt erhob, umkreiste sie der Hund bellend und heulend, sprang dann in rasendem Tempo in der Waldlichtung dahin und verschwand im Gestrüpp. Bald kam der Hund wieder zurück, wieder umkreiste er sie bellend, sprang winselnd an ihr empor und zerrte sie am Rocke. Sie nahm nun ihr Körbchen und schritt in der Richtung vorwärts, woher der Hund gekommen und wohin er sie durch die tollsten Sprünge bald vor ihr, bald hinter ihr, fast unfreiwillig trieb. Der Weg führte zuletzt an einer Steinhalde einige Minuten bergauf bis zu einem Gestrüpp. Hier lag bleich wie im Tode ein junger, nach Jägerart gekleideter Mann, über dessen Stirn langsam Blut tröpfelte. Die linke Hand hielt krampfhaft die Flinte, die rechte ruhte auf dem durch einen Streifschuß verwundeten Haupte. Unweit lag der von einer Kugel durchbohrte Hut.

Liesl erkannte in dem Verwundeten Herrn Mertens, den Forstpraktikanten, der, wie die Leute zu sagen pflegten, beim gestrengen Herrn Forstmeister „in der Lehre stand“. Herr Mertens war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus der Stadt; seine Eltern kamen schon seit vielen Jahren zur Sommerfrische ins Dorf und Georg hatte Liesl schon manchen Teller voll Erdbeeren abgekauft.

Mit mutigem Entschlusse wagte sie sich an die ersten, notwendigsten Samariterdienste: untersuchte, wusch, reinigte und verband mit Geschick. Bald hatte Liesl die Freude, einen Erfolg ihrer Behandlung wahrzunehmen. Nach einiger Zeit erwachte Georg aus der schweren Ohnmacht. Erschreckt blickte er um sich, dann blieben seine Augen überrascht auf der Jungfrau haften, welche sich besorgt über ihn beugte, nach seinem Befinden und nach den Umständen seines Unglücks fragte. Georg erzählte ihr, daß er auf einen vermummten Wilddieb gestoßen und daß dieser, als er ihn stellen wollte, schnell auf ihn geschossen habe; leider habe er gar keine Anhaltspunkte zur Entdeckung des Thäters. Diesbezüglich hätte Liesl eine wichtige Enthüllung machen können. Auf ihrem Gange zur nahen Bergquelle hatte sie ein Halstuch gefunden, welches sie vor einigen Stunden noch bei einem Bekannten gesehen hatte, und welches für die Lösung des Unglücksfalles ein bedeutsames Moment bilden konnte. Doch sie barg rasch das verhängnisvolle Tuch in ihrem Mieder und schwieg.

Es liegt etwas Instinktives darin, wie die Hochlandsbevölkerung zusammenhält, wenn es einen der Ihren gegen die Jagerischen zu schützen gilt. Nun mußte Liesl erklären, wie sie hierhergekommen und sein Rettungsengel geworden sei. Als sie geendet, sprachen Georgs Lippen so herzliche Dankesworte, daß sie verwirrt zu Boden blickte.

Auf Liesls Arm und einen kräftigen Stock gestützt, welchen sie für ihn im Gebüsch geschnitten, schleppte er sich aus dem Walde bis zur Landstraße, wo sich bald Gelegenheit zur Heimfahrt bot.

Georgs Unglück und Liesls wackere That verbreiteten sich mit Blitzesschnelle im Dorfe unter Einheimischen und Fremden.

Als Liesl mittags mit ihrem Körbchen Erdbeeren wieder im Hausflure des Gasthofes „zum Fels" stand, da wurde sie in den Speisesaal zu den Herrschaften geholt und von allen anwesenden Sommergästen wie eine Heldin gefeiert; und als Liesl nach Hause kam, da sah sie nur Freude und Glück, denn ein reicher alter Herr und eine vornehme alte Dame hatten im Häuschen des armen Holzhauers vorgesprochen und dort — wo Not war — auch eine edle That, wenn auch nur mit der Börse, vollbracht.

Liesls Erdbeeren gingen von nun an reißend ab; das Diandl wurde der Liebling aller Sommergäste. Die Bevorzugung Liesls erregte den Neid der gleichalterigen Ortsjugend und bald wurde sie wegen ihres Umganges mit den „vornehmen Herrenleuten" nur mehr „das stolze Erdbeerfräulein" tituliert.

Als die Erdbeeren selten wurden und die Saison zu Ende ging, da feierte ein glückliches Paar im engen Kreise seine Verlobung und übers Jahr, wenn's Erdbeerl reift, so soll die Hochzeit sein.

* * *

Am Tage nach der Verlobung kam der Floßerbartl, Geschäfte halber in Liesls Haus. Da ließ er es auch nicht fehlen, ihr seine Segenswünsche darzubringen. Sie aber führte ihn an einen Wandschrank, nahm ein Halstuch heraus und übergab es ihm. Bartl wurde todbleich und schwieg betroffen. Liesl stellte sich auf die Fußspitzen und flüsterte Bartl ins Ohr:



Hier ist ein Knab gekleidt als Wächter von der Schaar, Desgleichen man erblickt vor jedem Hochzeitspaar. — *Ihr Herren, es schlägt eins; geht heim! die Nacht will sinken, Was ihr noch übrig habt will ich statt Euer trinken.*

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Georg wurde im Hause des armen Holzhauers ein fleißiger Gast — und als sein Kopf genesen, war sein Herz in ein bedenkliches Erkrankungsstadium getreten, aus welchem ihn auch nur die Hilfe Liesls retten konnte. Liesl war auch da barmherzig genug, ihr mitleidiges Herz sprechen zu lassen und seine Qualen zu enden. An einem der nächsten Morgen stand ein Pärchen im grünen Walde.

„Er drückt ihr die Händchen so weich und zart,
Er drückt ihr die Lippen nach Jägersart;
Und wolltest Du wohl die Jägerin sein,
Du rosenrotes Herzliebchen mein?
Trara, trara!
Das Mägdelein flüsterte: Ja'"

„Der Dank für Deine Wünsche zu einem Glück, das Dein Unglück auch nicht werden soll!" . . .

Als an dem nächsten Feiertage die Burschen nach dem Hochamte auf dem Kirchplatz beisammen standen und das Gespräch sich auf die Liesl lenkte und mancher junge Bursche eine neidische oder hämische Bemerkung einfließen ließ, da erklärte der Floßerbartl, der sonst gewöhnlich auf die Städtischen und Jagerischen nicht gut zu sprechen war, mit seiner „massigen Bärenstimme":

„Potz Fichtenstöckl! D' Liesei soll recht glücklich werden… verdient ihr Glück; ist 's beste Diandl im ganzen Ort!"....

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl. (Schluß.)

Wir nur mittelbar Beteiligten vermochten bei klarem Wetter jeden Einschlag der deutschen Geschosse, sowie jedes Aufblitzen der französischen Schüsse zu beobachten und etliche Sekunden später das wuchtige Sausen der Projektile über unsere Köpfe hinweg — die umgehende Rückantwort an die Adresse der Batterien auf dem Plateau. Wie Kinderspiel kam es uns angesichts dieses gigantischen Geschützkampfes vor, als mittags ein paar französische Patrouillen von sicheren Deckungen

aus ein kleines Extrabombardement mit Chassepots gegen das rechte Flügelpikett eröffneten. Etliche wohlgezielte Schüsse der preußischen Wallbüchsenschützen bei Chatillon machten diesem Privatvergnügen ein rasches Ende.

Als wir nach zwei Tagen abgelöst wurden, hatten wir einen langen Umweg dicht an zwei Batterien vorüber in Laufgräben zurückzulegen, ehe wir Plessis-Piquet erreichten. In meinem sonstigen Standquartier, Schloß Hachette, das nunmehr als Aufnahmsspital benutzt wurde, sah es recht unwohnlich aus. Granaten hatten darin eingeschlagen und eine davon Tags zuvor mehrere Soldaten getötet und verwundet. Von dieser Ablösung an war unsere Thätigkeit auf Feldwache II beendet und eine nicht minder bewegte, wenn auch weit kürzere, folgte in dem vielumstrittenen Villenstädtchen Clamart. Die Schilderung der Feldwacherlebnisse ist indessen keineswegs erschöpft, und es findet sich wohl später Gelegenheit, noch manches davon zu erzählen. Eine wesentliche Ergänzung jedoch darf nicht verschoben sein, da dieselbe erst den Beinamen der Feldwache, „berüchtigt“, vollends begründet.

Für die Mannschaften, welche zunächst am Feinde gestanden, die Piketts und Vedetten, erschien selbst die Eskimohöhle als ersehnte Ruhestätte. Die drei Piketts von Feldwache II befanden sich am Fuße des Plateaus und hatten ihre Vedetten gegen Fort Vanvres vorgeschoben. Pikett 1 lagerte in einem Hause am Ausgange des von seinen Einwohnern verlassenen Chatillon. Der Offizier, welcher dieses Pikett befehligte, erfreute sich von einem Gartenturm neben dem Hause eines ebenso genußreichen, wie militärisch bedeutsamen Ausblicks, insbesondere auch auf die Forts Vanvres und Montrouge. Nebstdem wies das Pikett eine auf Vorposten gewiß noch nicht dagewesene Merkwürdigkeit auf: ein illustriertes Tagebuch. Darin schrieben die jeweiligen Kommandanten alle besonderen Wahrnehmungen und Ereignisse auf, und ein Reservelieutenant des 14. Regiments, ein gewandter Zeichner, legte seine Beobachtungen auch in gelungenen Zeichnungen nieder. Da sah man Luftballons mit Passagieren, französische Kartoffelgräber, bayerische Patrouillen, welche sich vor dem elektrischen Lichte zur Erde duckten u. a. m.

Der 14. November dürfte in der Chronik als ein besonderer Glückstag vermerkt werden. Eine Granate größten Kalibers aus Montrouge schlug in das von der Mannschaft belegte Zimmer, knapp zwischen den Köpfen zweier an der Wand lehnenden Soldaten ein und blieb, ohne zu explodieren, am Boden liegen. Wunderbarerweise wurden nur die genannten zwei Soldaten leicht durch Mauerstücke verletzt, sonst kam niemand zu Schaden. Man denke sich die Verheerung, wenn das Ungetüm im Zimmer geplatzt wäre!

Da die Posten des Piketts weit von demselben entfernt standen, so ward hinter ihnen ein Unteroffizierspikett vorgeschoben, welches in einem halb verfallenen Steinbruch ein zwar uneingesehenes, aber wenig behagliches Unterkommen fand. Dasselbe hatte den Zweck, die Ablösung der Vedetten zu bethätigen, die jedoch nur bei Nacht möglich war. Unter Tags mußten die Mannschaften dieses gefährlich in der Luft schwebenden Trupps wie die Uhus in ihrer Höhle geduckt bleiben.

Das zweite Pikett befand sich in einem Parterrezimmer der schon erwähnten Gipsfabrik und mußte später, als wiederholt Granaten eingeschlagen und auch etliche Mann schwer verwundet hatten, den für rasche Kampfbereitschaft bedenklicheren, aber sicheren Keller beziehen. Das nächst Clamart befindliche Pikett Nr. 3 hauste einfach, wie der Uhutrupp, in einer Erdmulde. Beide waren lange Zeit gänzlich schutzlos allen Unbilden des Unwetters ausgesetzt, bis sie sich Schirmdächer aus Brettern herstellen konnten. Später wurde bei Pikett Nr. 3 dies kärgliche Obdach mit Hilfe der Geniesoldaten, welche unter der Leitung ihres unermüdlichen Direktors während der Cernierung stets alle Hände voll Arbeit hatten, im Verlaufe einiger Nachtstunden in eine geschlossene Hütte umgewandelt. Waren nun die Piketts wenigstens unter Dach, so genossen sie doch keinen nennenswerten Schutz gegen schwere Geschosse, obwohl sie im wirksamen Bereich der nie rastenden Vulkankette der Südforts gelegen waren. Dazu traten während des Bombardements verschiedene Geschützstände überraschend in Thätigkeit. Diese Stegreifbatterien hatten die Franzosen vor Sebastopol ihren damaligen Gegnern und jetzigen Busenfreunden ablernen können. Wir dagegen mußten zunächst das dem Soldatengeist widerstrebende Stillliegen und Verstecken lernen.

„Stillliegen im feindlichen Feuer
Ist auch eine tapfere Kunst“

konnten unsere Vorposten und namentlich die Vedetten frei nach Scheffel singen. Die am weitesten vorgeschobenen Doppelposten waren zum Teil nur 1200 Schritt von Fort Vanvres und etliche kaum 600 Schritt von den französischen Vortruppen entfernt. Es fiel ihnen daher die schwierige Aufgabe zu, sich einerseits so verborgen zu halten, daß sie nicht gesehen wurden, andrerseits jedes Anrücken feindlicher Abteilungen rechtzeitig zu entdecken. Letzteres war wesentlich erschwert, seit die Franzosen mit Hilfe zahlreicher Eingrabungen sich ungesehen nähern und plötzlich auftauchen konnten. In etwas wurde dies Versteckthalten dadurch erleichtert, daß von sämtlichen Vorposten vor Paris der Helm mit dem weithin glänzenden Beschlag über den Säbel gehängt und die Mützen aufbehalten wurden.

Denke man sich nun, daß die meisten Vedetten der Feldwache II vom Morgengrauen bis zum Eintritt der Dunkelheit nicht abgelöst werden konnten, sohin in Sturm und Regen, Kälte und Schnee elf bis zwölf lange Stunden in Erdlöchern oder hinter geringen Deckungen kauern mußten, jeden Augenblick überraschenden Angriffs gewärtig und bei jeder unvorsichtigen Bewegung den Chassepotgeschossen ausgesetzt; vor allem aber in dem die Nerven aufs höchste anspannenden Bewußtsein der Folgen, welche ein Nachlaß der Wachsamkeit haben konnte! Der Postendienst erforderte somit den vollen Aufwand der physischen wie der moralischen Kraft und ward von unseren braven Mittelfranken mit ausdauernder Pflichttreue geleistet, ohne daß dieselben in ihrer ruhigen Art sonderlich Aufhebens davon machten. Daß Vedetten unter Tags ohne Ablösung ausharren mußten, war im gesamten Bereich der Cernierung wohl nur bei Feldwache II der Fall, welche dem Feinde am nächsten zu Leibe gerückt war.

Erst Ende Dezember war es möglich, den Posten wenigstens gegen Kälte und Nässe Schutz zu verschaffen, indem eine Anzahl Pelzmäntel aus der Heimat als Christgeschenk eintrafen. Allerdings hinderten diese weiten und langen Hüllen, welche den Vedetten das Aussehen von Pelzmärteln verliehen, am Waffengebrauch, so daß sie nachts nur umgehängt und zur Verteidigung sofort abgeworfen wurden. Dieser Anlaß

ergab sich besonders in der zweiten Hälfte der Einschließung häufig. Nicht nur kamen kleinere Patrouillen angeschlichen, sondern auch Abteilungen von 50 bis 100 Mann rückten an, welche jedoch, von einigen Schüssen der Posten oder ein paar Salven der rasch bereiten Piketts empfangen, stets unter ungezieltem Feuern zurückgingen.

In der Hauptsache hatten diese ohne besondern Nachdruck unternommenen Streifzüge wohl nur den Zweck, die neugeschaffenen Mobilgarden an das Pfeifen der Kugeln zu gewöhnen, um sie für den geplanten Durchbruch des deutschen Eisenringes feuerfest zu machen. In dunkeln Nächten gegen Ende Dezember wurde bei diesen Feldübungen mit scharfen Patronen eine Art indianischer Kriegslist unserer Gegner beobachtet. Kleinere französische Patrouillen tauchten plötzlich vor unseren Vedetten auf, ohne daß dieselben trotz des festgefrorenen Bodens Schritte gehört hatten. Allem Vermuten nach hatten sich die Schlauköpfe Filz- oder Strohsohlen untergebunden; dennoch wurden sie immer noch rechtzeitig entdeckt und verzogen sich, von Schüssen verfolgt, so geräuschlos, nur etwas hurtiger, als sie gekommen waren. Bei allen diesen Plänkeleien flogen, da die Mobilen oft gleich aus der Ladestellung abdrückten, viele Kugeln auf das Plateau, so daß man „fahrlässigerweise“ oben leichter getroffen werden konnte als unten. Der Anbruch des Tages machte dem kleinen Krieg ein Ende, und für die Posten, welchen die verhängnisvolle Nummer zugefallen, begann wieder das lange Kauern in steter Bereitschaft. Es läßt sich leicht ermessen, wie freudig die Vedetten die eintretende Dunkelheit begrüßten, welche die ersehnte Ablösung brachte. Nun begann auch der unter Tags eingestellt gewesene Verkehr mit den Piketts vor allem durch Hinabtragen der Menage, welche auf dem weiten Wege von der Schanze völlig auskühlte. Kalte Hammelsuppe, worin sich Talgbrocken gebildet hatten, dazu kalter Wein im kalten Raum genossen — kein Wunder, daß zu den anderweitigen Krankheiten auch noch Magenübel sich gesellten. Anfang Dezember hatte z. B. die 4. Kompagnie durch Erkrankungen infolge der Strapazen und Entbehrungen, sowie durch Verwundungen so viele Abgänge, daß der ganze Feldwachzug den Piketts zugeteilt werden mußte. Die Feldwache bestand sohin nur noch aus dem Hauptmann, einem Lieutenant, dem Feldwebel und den Spielleuten, und es hatte deshalb ein Zug der 3. Kompagnie den Auslugposten und Patrouillendienst zu versehen, statt sich nach den äußeren Vorposten der Nachtruhe zu erfreuen.

Ende Dezember traf ein Ersatzkommando aus der Friedensgarnison ein, welches die Lücken, die der aufreibende Cernierungsdienst gerissen, wieder ausfüllte. Es war ein sprechender Gegensatz, die frischen Gesichter der wohlgenährten und sauber uniformierten Neuen neben den abgenutzten und abgerissenen Alten zu sehen. Konnte man doch häufig an den von Vedetten abgekommenen Soldaten einen übermüden, förmlich gealterten Zug im Antlitz wahrnehmen. So mancher Wackere, der bereits den Keim ernster Krankheit in sich trug, kam noch mit Aufbietung der letzten Kräfte seinen schweren Obliegenheiten nach. Und dennoch stimmten unsere Soldaten, unmittelbar von Vorposten abgelöst, wenn auf dem Marsch ins Ruhequartier der Bezirk des Schweigens überschritten war, wiederholt aus voller Brust die begeisternde Hymne dieses Krieges an: „die Wacht am Rhein“.

Mehr als viele Worte spricht dieser eine Zug für den ungebrochenen Geist unserer Soldaten. Wenn der Sang heutzutage im Kreise froher Festgenossen zu Gehör dringt, hat sicher keiner eine Ahnung, wie ergreifend das stolze Lied aus dem Munde der Männer klang, auf deren Antlitz noch die Mühsal der Wacht an der Seine geschrieben stand.

Hatte der Erzähler vor Jahren in einer nur für militärische Kreise bestimmten Darlegung die Leistungen der Vorposten vor Paris geschildert, so gewährt es ihm nun besondere Genugthuung, in diesen, der vaterländischen Geschichte gewidmeten Blättern der unscheinbaren, aber harten Pflichterfüllung des Soldaten auf Feldwache II einen Lorbeerzweig der Anerkennung widmen zu dürfen.

Kleine Mitteilungen.

Über das Vortanzen. Das Vortanzen war schon in alten Zeiten gebräuchlich, und gab es darüber Streitigkeiten. Heinz v. Schinding, Amtmann zu Hohenberg, schrieb im Jahre 1503 an Kurt v. Winsberg, Hauptmann auf dem Gebirge des Fürstentums Bayreuth, er habe eine neue Zeitung, daß im warmen Bade eine Hochzeit gewesen sei, wozu man ihn auch geladen habe, er aber Gottlob nicht dahin gegangen sei, indem daselbsten sich die Herren Slick, her Wolff von guttenstain und die Hern pflugen vmb das fordanzen hart gebundt vnd geslagen haben der pflugen ein Knecht dot pliben und die Herrn pflugen und guttenstain von den Slicken gefangen worden und gen Elbogn gedegt und sich gestellt und besorgt haben auß dem Lande gefurdt mochten werden dagegen die andern herrn von guttenstain Sambt den herrn von plawen (Plauen) etwors stark auf waren da dj Slick den ernst sehen haben sie dj herrn ledig geben und dj Slick und pflug sind fort. Die in diesem Schreiben genannten Herren scheinen überhaupt sehr streitsüchtig gewesen zu sein, denn die Brüder Hans, Sebastian, Heinz, Stephan und Christoffel Pflug, Herren auf Rabenstein und Petschau hatten um dieselbe Zeit eine Fehde mit dem Bischof Georg zu Bamberg, welche im Jahre 1516 durch einen Schiedsspruch beigelegt wurde. Ihre Kameraden waren die Brüder Niklas, Hieronimus und Kaspar Schlick.

Dem Einhorne, dem Horne des Narwalls, fabelten frühere Zeiten unerhörte Heilkräfte zu. Stücke desselben wurden zu riesigen Preisen gekauft und bilden die köstlichsten Schätze fürstlicher Raritätenkammern. So befanden sich auf der Plassenburg zu Kulmbach 1430 noch vier Stücke, von denen zwei mit Silber eingelegt waren. Eines davon wurde von den beiden in Ansbach und Bayreuth residierenden hohenzollernschen Fürstenhäusern gemeinsam als Arznei gebraucht. Zur Abschneidung eines Ringes erschienen von beiden Seiten Deputierte, welche es dann wieder versiegelten.

Überfüllung der Schulen, diese Klage der Gegenwart, kannte man in früheren Zeiten nicht. 1695 wurde das Gymnasium in Bayreuth gesperrt, da nur ein Schüler und ein Lehrer zur Stelle waren.

Das wiedergefundene Service. Der französische Marschall Luckner, bekanntlich ein geborner Bayer, den Frau Fortuna an die Spitze der französischen Armee und schließlich aufs Schafott

führte, gab im Jahre 1790 im Übungslager zu Boissieux dem Marschall Herzog von Broglie ein Diner. Die beiden Marschälle speisten hierbei auf dem Silbergeschirr, welches Luckner im Siebenjährigen Kriege eben demselben Herzoge als Beute abgewonnen hatte.

Auf den Tischen des Hauses. Vom 6. bis 12. Januar 1583 tagte zu Coburg der von 60 fränkischen, 50 thüringischen Rittern und 11 Städten beschickte Landtag. Er verspeiste auf täglich 70 Tischen: 8 polnische und 8 Landochsen, 5 Schweine, 14 Spanferkel, 16 Kälber, 125 Schinken, 16 Schock Hühner, 3 Schock Gänse, 16 Truthahne, 1 Schock Kapaunen, 12 Paar Tauben, 1 Zentner Hechte, 1 Schock Karpfen, 2 Tonnen Heringe, 1¼ Zentner Stockfische, 1 Tonne Sulzhecht. Der dursterregenden Fischnahrung entsprach der Verbrauch von Getränken: 18 Fuder Wein, 2 Faß Frankenmost, 4 Fässer Coburger Hofbier, 60 Eimer Weizenbier, 200 Eimer Doppelbier.

Fabelhafte Fruchtbarkeit. Ein „Augsburger Curiositäten-Kosmograph" des vorigen Jahrhunderts erzählt in allem Ernste, daß im Stifte Würzburg zwei Bäume wären, welche alljährlich zu Weihnachten natürliche Früchte trügen in der Größe einer welschen Nuß. Um Mitternacht schössen die Knöpfe, denen folge zur Stunde die Blüte und gegen Morgen seien reife Äpfel am Baume, am folgenden Tage aber nichts mehr daran. Auch Bayreuth und ein Flecken Schönberg in Franken erfreuten sich, unserem Gewährsmanne gemäß, der gleichen Rarität. W. A.

Die Eidesleistung über moltigen Mund. Einer Gerichtsverhandlung im Jahre 1442 entnehmen wir folgendes: Vor dem Gerichte zu Regensburg erschien ein Kläger und wollte eine Schuldforderung gegen einen kürzlich verstorbenen Schuldner unter Vorzeigung des Schuldbriefes geltend machen. Das Gericht sah diesen Brief für keinen vollgültigen Beweis an und erkannte, der Kläger solle zum Eide über den „moltigen Mund" gelassen werden. Gericht und Kläger begaben sich auf den Gottesacker zum Grabe des Schuldners, auf dessen Leichenhügel der Kläger den rechten Fuß setzen, drei Finger über dem Grabe aufheben und zu Gott und seinen Heiligen schwören mußte, daß ihm der hier Ruhende wirklich die Summe schuldig sei. Ebenso schwuren sechs ehrenhafte Männer als Zeugen, unter Auflegung der drei Finger auf den erhobenen rechten Arm des Klägers, daß der Eid des Klägers, den er soeben auf den toten Leib und modrigen Mund abgelegt hatte, wahr und rein sei, „nicht main"; und daß auch sie, die Zeugen, keinen Teil und keine Gemeinschaft daran hätten, und auch keine Gemütszeugen wären; des sollten sie Gott bitten, ihnen zu helfen, und alle Heiligen.

Die Martinsgans. Im Jahre 1688 fielen die Franzosen in Deutschland ein: sie durchzogen plündernd und raubend das schöne Frankenland und kamen auch in die Nähe von Würzburg. Der französische Marschall sandte einen Trompeter an den Bischof Johann Gottfried mit dem Berichte, daß er, da Martinsabend wäre, sich des andern Tags bei dem Bischofe zu Gaste laden lasse, um mit demselben die Martinsgans zu essen, worauf der Bischof antwortete: „Will Euer Herr Marschall als Freund die Martinsgans mit mir verzehren, so geschieht mir eine Ehre; will er aber darunter eine Kontribution oder Brandschatzung verstehen, so bin ich bereit, ihm morgen vom Schlosse aus mit meinen Kanonen tapfer einzuschenken." Der Marschall ließ den Bischof die Gans allein verzehren und zog mit seiner Armee weiter.

Personalbeschreibung eines Ritters des 14. Jahrhunderts. „Herr Cuno von Falkenstein, der werte Held, war ein herrlich starker Mann von Leib, von Person und von allem Gebeine, und hatte ein groß Haupt mit struppigen Haar, ein weit breit Antlitz mit bausenden Backen, ein scharf mannlich Gesicht, einen bescheidenen Mund mit Lippen etlichen Maßen dick, die Nase war breit, mit runden Nasenlöchern, in der Mitten niedergedruckt mit einem großen Kinn und einer hohen Stirn, und hat auch eine große Brust und rötelfarb unter den Augen und stund auf seinen Beinen als ein Löw, und hatte gütliche Geberden gegen seine Freunde, und wenn er zornig war, so bauseten und flatterten ihm seine Backen und stunden ihm herrlich und weißlich, und nicht übel.

König Ludwigs I. Herzensgüte. Der Winter 1846, eisig streng kalt gleich dem heurigen, mag vielleicht noch einigen alten Herren, die selben in München im Georgianum als junge Alumnen zubrachten, im Gedächtnis liegen. Entlang der Ludwigsstraße, heimkehrend aus der Frauenkirche bei heftigem Schneegestöber, begegnete ihnen König Ludwig I. In seinem bekannt kurzen Tone rief er den jungen Klerikern zu: „Kalt, kalt meine Herren, Mäntel anziehen". „Ja, Majestät," erwiederte treuherzig einer der jungen kouragiertesten Herren, „haben, Majestät." Noch selben Tag fand sich auf Befehl des Königs ein Schneidermeister im Georgianum ein, um allen den Herren, zwanzig an der Zahl, die nicht so glücklich waren, sich vor der Kälte durch warme Mäntel zu schützen, das Maß zu nehmen, und schon nach wenigen Tagen war die Bestellung vollführt. Wie dankbar mag wohl Jahrzehnte durch des edlen Gebers gedacht worden sein.

Ein drakonisches Ehegesetz erließ für die Grenadiere seiner Leibgarde Markgraf Georg Wilhelm von Bayreuth. Dasselbe lautete: „Auf den Fall, da einem zu heiraten von Hochfürstlicher Durchlaucht verlaubt werden solle, muß derselbe an Se. Durchlaucht 50 Thaler, an den Offizier der Kompagnie und den Major apart ein Dutzend silberner Löffel geben. So einer eine liederliche Heirath trifft und solche zu vollziehen begehrt, aber gedachte Gaben nicht prästiren will, erhält er 50 Stockprügel und das Ehegesuch wird refüsirt."

Schießen auf Gewitter. Zeus zerschmetterte einen Verwegenen mit dem Blitze, weil er in wütendem Zorne Pfeile gegen den Himmel gesendet. Vor Erfindung des Blitzableiters glaubte man ungeschickterweise, durch heftiges Schießen Gewitter zerstreuen zu können. Dieser Unfug war so verbreitet, daß im Jahre 1791 der Professor der Physik an der Universität zu Dillingen, Josef Weber, eine eigene Flugschrift verfaßte „Über die Unwirksamkeit des Schießens auf Gewitter".

Münchens Appetit im Jahre 1790. Im Jahre 1790 wurden auf den Markt gebracht: Schmalz 4330 Zentner 18 Pfd., Butter 2434 Zentner 35 Pfund, Eier 8232321 Stück, Hennen 20266, Hühner 163203, Kapaunen 14527, Truthähne 8344, Gänse 78761, Enten 42109, Tauben 39242, Spanferkel 8160. Der Geldverkehr bezifferte sich auf 469752 Gulden.

Hühnertod. Kurfürst Max Joseph, der Gute genannt, ließ sich die Rechnungen über die Küche vorlegen und da las er mit Erstaunen die angefügte Bemerkung: „In dieser Woche krepierten 150 Hühner". Der Fürst nahm eine Feder und schrieb mit eigener Hand darunter: „Wie viel Flaschen Wein werden diesen Hühnern mit der Leiche gegangen sein?"

Meister Isegrimm. In dem harten Winter des Jahres 1271 wurden innerhalb weniger Tage unmittelbar vor den Thoren Würzburgs über 30 Menschen von Wölfen zerrissen.

Warmer Winter. 1427, so verzeichnet eine Bayreuther Chronik, ist ein so warmer Winter gewesen, daß am Nikolaustage die Bäume ausschlugen und zu blühen begannen.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 21. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden. — [illegible] 2. Jahrgang 1891.

Konrad Triener oder die Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

So saß er denn auch jetzt wieder in dem kleinen Garten, der hinter seinem Wohnhause an der engen Gasse[1]) sich befand, in einer schattigen Laube, mit dem Bilde Katharinens beschäftigt; und alle Leidenschaften, die sich im Gefolge der Liebe befinden, durchwühlten sein Herz.

Es war bereits ein Zeitraum von vier Jahren verflossen, seit er aus Italien zurückgekehrt und in dem Hause des Johann Pütrich, an welchen er Briefe von seinem Meister Biondelli in Mailand überbrachte, Zutritt gefunden hatte, und von dieser Zeit an erhielt er öfter Einladungen von dem Patrizier, welcher ihn gern von seinen weiten Reisen erzählen hörte, und wobei dann auch Frau Elisabeth und besonders Katharina mit lauschenden Ohren zuhörten. Durch die Gewohnheit war er bald ein bekannter Gast geworden, der nun auch zusprechen durfte, ohne daß man ihn eben geladen hatte. Schon seit dem ersten Augenblicke war in ihm die Liebe zu Katharina erwacht, und der lange Umgang, statt sie zu mindern, erhöhte sie nur noch mehr.

Obgleich er nun der jungen Pütrich auf jegliche Weise seine Neigung zu erkennen gegeben, obgleich er ihr jede Aufmerksamkeit bewies, wie es nur einem Liebenden möglich ist, so hatte er dennoch von Liebe niemals zu ihr gesprochen, sei es, weil er fürchtete, durch sein Geständnis auch sie zu einer Erklärung zu zwingen, die ihn aus einem glücklichen Traume reißen könnte, sei es, weil er die Gesinnungen des alten Pütrich durchschaute. Jetzt aber drängte es ihn mehr denn je, sein Schicksal zu entscheiden; denn Katzmair war seit jenem Abend öfter als zuvor in Pütrichs Haus gekommen, und die Vertraulichkeit, welche er sich gegen Katharina anmaßte, hatte des Waffenschmieds Eifersucht in helle Flammen versetzt, welche eben jetzt wieder seine Gedanken in Anspruch nahm.

„Wo steckt der Junge?“ rief plötzlich eine Stimme im Hause, und bald schritt durch den Hof gegen das Gärtchen ein Mann von etwa 40 Jahren, dessen rote Wangen und helle freundliche Augen einen Menschen verkündeten, der gern das Leben genießen will und sich mit den Sorgen für die Zukunft das Herz nicht sehr beschwert. Er trug ein schwarztaffentes Wams und ein Sammetbarett von gleicher Farbe; seine übrige Kleidung war ebenfalls schwarz und eine goldene Kette um den Hals bezeichnete einen Ratsherrn der Stadt. Der Heranschreitende war auch ein Mitglied des inneren Stadtrates, Raimund Mänher, welcher Konrad besonders liebgewonnen, und der biedere lebensfrohe Ratsherr hatte sich auch Konrads Vertrauen zu erwerben gewußt.

„Da sitzest Du schon wieder wie ein girrend Täubchen,“ sagte er fröhlich „und lassest Dir wohl sein in der frischen Luft, während wir in der dämpfigen Ratsstube sitzen und raten und wieder raten und zu keinem Beschlusse kommen. He! meine Kehle ist durstig wie Märzenstaub; — hast Du denn für mich kein Glas Bier, oder, was mir noch lieber ist, einen Becher Weines? Dann kannst Du Dich zu mir hersetzen, und ich will Dir etwas erzählen, um Dich aufzuheitern, denn Du machst ein Gesicht, als hätte Dir Jungfrau Katharina den Abschied gegeben.“

[1]) Jetzt Löwengrube.

Konrad achtete dieser Worte nicht, sondern ließ einen Krug Wein bringen, und nachdem er seinem Freunde den Becher gefüllt, und dieser ihn auf des Waffenschmieds Wohl geleert hatte, begann derselbe mit pathetischem Tone, den er aber bald wieder in seine gemütliche Sprache herabsinken ließ:

„Es ist Zeit, Konradchen, daß wir einmal zum Handeln erwachen, denn mit gewichtigen Tönen mahnt uns das Geschick, und wenn wir jetzt den richtigen Augenblick nicht erhaschen, so haben wir für immer das Heft aus der Hand gegeben. Zwar ist's seltsam, daß ich und ein paar närrische Käuze, die wir doch auch zu den Geschlechtern gezählt werden, uns von diesen absondern, wie die Hammel von den Böcken. Aber eben dieses ist auch ein Beweis, daß uns an dem Wohle der Stadt mehr gelegen ist, als an dem unsrigen, und darob solle uns auch die Bürgerschaft thätig unterstützen. Die Herzoge dürfen nicht über uns kommen, sonst ist es vorbei mit unseren Plänen und Wünschen, wohl haben wir sie für jetzt beseitigt, aber, wenn wir nicht auch noch ihre eifrigsten Anhänger entfernen, kommen wir niemals ins Reine; nur wenn diese fort sind, können wir ein Regiment führen nach Belieben und eine Verfassung machen, wie sie uns gedeihlich scheint, und wie sie uns der Ingolstädter bewahren soll, den Ludwig müssen wir bekommen, dieser ist ein Herr für uns, bei dem Bürger ist er Bürger und unter dem Adel ist er der Adeligste von allen; ich setze meine Ratkette daran, unter ihm können wir glücklich werden. Das sehet ihr alle wohl selbst ein, ihr Zünftige, aber doch habt ihr so lange kein Glied gerührt, eure Wünsche zu erreichen, bis man euch endlich die Hand bot und euch den Weg bezeichnete, den ihr zum Ziele einschlagen müßt; nun ist die Sache einmal im Wenden — morgen ist großer Rat und morgen muß es sich entscheiden, ob unsere Stadt glücklich werden soll oder nicht. Der Haitfolf und der Stromair sind in voller Arbeit begriffen, und es ist ihnen auch schon ein hübsches Stück Arbeit gelungen; — Ludwigs Schreiber, der Burger, hat manchem den Kopf zurechtgesetzt, und seine Worte sind auf gutes Erdreich gefallen; die Zünfte sind reif, und so kann es morgigen Tages zu Beratungen kommen, die den ehrsamen Herren am Marktplatz und in der Watmangergasse nicht so ganz behagen werden. Die Zeit des Handelns ist demnach nicht mehr fern und jeder junge Mann ist bereit, sich zu zeigen und auszuzeichnen, nur Du brütest hinter Deinen Mauern fieberhafte Träume aus, und härmst Dich ab wegen der Ziererei einer hochmütigen Jungfrau."

„Halt ein," sagte Triener etwas beleidigt, „Du urteilst von Katharinen zu hart."

„Mit nichten," erwiderte der Ratsherr, „ein solcher Krebsschaden muß mit scharfen Werkzeugen angegriffen werden. Das Mädchen weiß um Deine Liebe, und es ist daher nur Ziererei von ihr, daß sie die Unbefangene spielt, während sie sieht, wie das treue Herz eines wackern Jungen verblutet. — Folge meinem Rate, Triener, schlage Dir die Pütrich aus dem Sinne und werde einer der Unsrigen! Es kann Dir nicht fehlen, Dein Ansehen unter den Zünftigen, Deine Anlagen und Kenntnisse stellen Dich an die Spitze; Ludwig schätzt Dich ja ohnehin schon, und zum Lohne für die Dienste, welche Du ihm leisten wirst, kann er Dich so hoch erheben, daß die stolze Jungfrau Katharina noch stolz sein dürfte, wenn Du sie zum Weibe begehrtest."

„Man sieht wohl," antwortete ihm der Waffenschmied, indem er starr den Blick auf den Boden heftete, daß Du noch nie geliebt oder wenigstens das nicht gefühlt hast, was wirklich Liebe ist. Kann man denn einer Leidenschaft, die vier Jahre im Herzen wohnte und heimisch wurde, so leicht entsagen? Mag das ein anderer können und glücklich sein! Katharinens Bild und Andenken ist mir teurer geworden, als mein armes Leben; soll sie mich auch hassen, soll sie mich auch von sich stoßen, ich werde sie dennoch stets lieben und ihr niemals fluchen, trotzdem sie mir mein Leben verbittert und meine Tage verkürzt hat."

Eine Thräne quoll bei diesen Worten aus seinem Auge, welche er sich heimlich wegwischte, und der tiefe Seufzer, welcher seinem gepreßten Herzen entfloh, flößte auch dem sonst mutwilligen Mänher heilige Scheu gegen des Freundes Gefühle ein. „Du bist ein treuer Mensch, Konrad," sprach er mit Rührung, „und es thut mir in der Seele weh, daß Du so unglücklich bist. Niemand aber kann Dir da helfen, und mit schmerzlichem Bangen erwarte ich den Augenblick, wo Du noch Ärgeres sehen und hören sollst."

Rasch erhob Triener das gesenkte Haupt und warf einen forschenden Blick auf den Ratsherrn, welchen derselbe gar wohl verstand, und erfreut, teils weil er den Fleck getroffen, wo Konrad am leichtesten zu verwunden war, teils weil er eine nach seinem Ermessen heilsame Neuigkeit anbringen konnte, fuhr er fort:

„Nun ja, die Leute sagen sich allerlei! — der Hans Katzmair —"

Dieses Wort verscheuchte alles Blut aus dem ohnehin bleichen Antlitze des Waffenschmieds und auf den halbgeöffneten Lippen erstarb ihm jeder Laut.

„Du hättest ein zimperlich Mädchen werden sollen," sprach Mänher ärgerlich, „denn alles Männliche in Dir hat diese Liebe eingesogen."

„Es ist schon vorüber," entgegnete ihm Konrad kleinlaut, wie ein Knabe, der das Gelächter seiner Gespielen fürchtet, „was ist's also?"

„Nun, der Katzmair heiratet die Pütrich, sagt man," erwiderte Mänher, „und die Väter sollen des Handels schon einig sein."

„Danke Dir für Deine Nachricht," sprach der Waffenschmied und stand rasch auf; der Patrizier erhob sich ebenfalls, hielt aber Trienern, welcher forteilen wollte, zurück mit den Worten:

„Was willst Du denn beginnen, Brausekopf?"

„Hin, will ich," antwortete ihm dieser gedankenvoll und blieb wie angewurzelt stehen.

„Hin, und was willst Du dort thun," fuhr der Ratsherr fort, „willst Du erklären, daß Du es nicht haben willst, und Dich hiermit lächerlich machen? Nein Konrad, Du warst immer ein vernünftiger Mann, und diese unselige Liebe soll Dich jetzt zu aller Welt Narren stempeln? Das leide ich nicht, sammle Dich vorerst — laß uns mit einander überlegen, was zu machen ist — zum verzweifelten Entschlusse ist es noch immer Zeit."

„Ja, Du hast recht, Raymund", sprach Triener mit dumpfer Stimme, und indem er Mänher mit fieberhafter Erregung umarmte, schluchzte er an seinem Halse und stammelte, ihm die Hand drückend:

„Ich bin recht unglücklich — Gott mag's mit mir ändern."

Der Ratsherr zerdrückte eine Thräne im Auge, und wie eine Mutter ihr Kind, so führte er sanft den Freund in die Laube zur Bank zurück und drückte ihn auf dieselbe nieder, worauf er sich selbst an seine Seite setzte. Nachdem er eine Weile den stummen Schmerz des Waffenschmiedes hatte gewähren lassen, unterbrach er das drückende Schweigen mit den Worten:

„Der beste Rat wäre allerdings, Du solltest Dich ganz zurückziehen und gleichgültig gegen Katharina scheinen, wenn Du es auch nicht bist. Glaube mir, es wäre der Pütrich doch nicht einerlei; denn sie ist ein Weib wie andere Weiber, und eitel sind sie alle. Da Du aber diesem Rate nicht folgen kannst, oder willst, so höre einen andern Vorschlag:

„Tritt hin vor sie und sprich zu ihr wie ein deutscher Mann, sie muß Dir dann einen Bescheid geben. Liebt sie Dich, so wird der alte Patrizier wohl zu bewegen sein, denn, wenn er gleich stolz ist, so hat er doch ein gemütvolles Herz, und seine Tochter glücklich zu wissen, ist seine erste Sorge. Sagt sie aber ‚Nein‘, so mag Dir Gott weiter helfen, und wenn Du dann meiner Unterstützung bedarfst, so stehe ich zu Deinen Befehlen."

Bei diesen Worten stand er auf und schritt von dannen, innerlich mit sich unzufrieden, daß er so plump mit seiner Neuigkeit herausgeplatzt war.

„Ich hätte behutsamer zu Werke gehen sollen," sagte er halblaut, „doch jetzt ist's schon geschehen, und vielleicht öffnet es dem Triener die Augen, daß er einsehen lernt, wo er auf seinem Platze ist."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, schritt er aus dem Hause und mit ernsthafter Miene wandelte er zwischen der Kapelle zu Unser lieben Frau [1]) und dem Katharinenkirchlein [2]) nach der Kirchhofgasse [3]) und von da durch die Weinstraße auf den Marktplatz, wo er unter den Krämen [4]) ein stattliches Haus besaß.

Konrad aber blieb noch lange auf seinem Sitze weilend, und selbst das Hämmern seiner Gesellen von der Werkstätte her, weckte ihn nicht aus seinen Träumen; endlich aber zog er sich in das Innere des Hauses zurück und verließ dasselbe gegen Abend, indem er durch die Freimannergasse seinen Schritt dem Pütrichhause zuwandte.

[1]) An deren Stelle wurde die Frauenkirche erbaut.

[2]) Die Katharinenkapelle stand auf der Stelle, wo jetzt das Mesnerhaus zu Unser lieben Frau sich befindet.

[3]) Jetzt Sporergäßchen.

[4]) Bogen auf der St. Petersseite.

Mit zögerndem Fuße nahte er sich der teuren Stätte, und nachdem er mehrmals an die Thür der Wohnstube gepocht, ohne daß ihn jemand eintreten hieß, öffnete er endlich dieselbe und trat ein, wozu er als bekannter Gast das Recht wohl hatte. An gewohnter Stelle stand Katharinens Spinnrad, und nur ein eiliges Geschäft in der Haushaltung schien die emsige Spinnerin abgerufen zu haben; ihre Rückkehr abzuwarten, setzte er sich denn auf einen Stuhl und senkte sein Haupt in die aufgestützte Hand, um desto ungestörter seinen Gedanken nachhängen zu können. Es war ihm sehr erwünscht, daß er noch Zeit fand, sich zu sammeln; denn die Entschlüsse, welche in seinem Busen kämpften, hatten seine Kraft erschöpft, und er rang jetzt nach Stärke, um den erfaßten Vorsatz mit männlichem Mute auszuführen. Vor seinem Gemüte führte er all die schönen Stunden vorüber, die er in Katharinens Nähe verlebt, und der Gedanke, sie vielleicht jetzt für immer meiden zu müssen, deren Zauber sein ganzes Leben ausfüllte, sie nun bald als Braut, als Gattin eines andern zu sehen, der ihren Wert nicht verstand, wühlte alle Martern der Eifersucht und verschmähten Liebe in dem Herzen Trieners auf. Im Nebenzimmer tönte zwar die Stimme des Herrn Pütrich, welcher mit jemand im Gespräche begriffen zu sein schien, aber Konrad hatte dessen nicht acht, bis er endlich den Namen Katzmair vernehmlich aussprechen hörte. Dieser Name verfehlte seine Wirkung nicht, und neugierig, den Inhalt des Gespräches zu erfahren, näherte sich Triener der Thür, wo ihm denn auch die Donnerworte ins Ohr tönten:

„Seid unbesorgt, Georg, wegen des Trieners, er mag meine Katharina zwar lieben, und ich finde an ihm gerade kein Fehl, aber vom Heiraten darf er sich nichts träumen lassen; einem Handwerker gebe ich meine Tochter nicht zum Mann!"

Erstarrt vor Zorn und Scham, zog sich Konrad von der Thür zurück und blieb erregungsvoll in der Mitte der Stube stehen, bis er endlich durch Männertritte und das Knarren der Hausthür wieder zur Besinnung gebracht wurde.

Der alte Patrizier war mit des Katzmairs Vaters fortgegangen und das Bewußtsein ihrer Entfernung erleichterte das Herz des Waffenschmieds.

„Einen Handwerker gebe ich meiner Tochter nicht zum Mann," wiederholte er gedehnt, und indem er einen grimmigen Blick gen Himmel warf, setzte er bitter hinzu: „Seht Euch vor, Herr Pütrich, daß Ihr Euren Hochmut nicht noch in Demut verwandeln müßt, denn der Handwerker dürfte vielleicht mehr vermögen, als der Patrizier."

(Fortsetzung folgt.)

Die bayerische Expedition nach Griechenland.

Eine militärgeschichtliche Studie von J. M. Forster.

Es gibt wohl keinen Fleck Landes auf dem europäischen Kontinente, wo nicht die bayerischen Fahnen geweht hätten, Bayern im Felde gestanden wären. Spanien, Frankreich und Italien, Ungarn, Polen und Rußland — überall haben bayerische Soldaten den Boden mit ihrem Blute getränkt; selbst auf Kreta, dem Mittelmeer-Eiland wehten die bayerischen Rauten, um den Löwen von Venedig gegen das Ungestüm des Halbmondes zu verteidigen — und etwas über 150 Jahre vergingen, da zogen abermals Bayern gegen Süden, als Ehren- und Sicherheitseskorte des neuerwählten Königs Otto der Hellenen, des zweiten Sohnes des Königs Ludwig I.

Es ist hier nicht der Platz, den griechischen Freiheitskampf in seinen verschiedenen, zwischen dem höchsten Edelmute und der größten Niedertracht wechselnden Phasen zu schildern; es genügt, die Thatsache zu erwähnen, daß der unverwüstliche Mut der Griechen in ganz Europa Aufsehen erregte und schließlich die „vermittelnden" Großmächte, England, Frankreich und Rußland zu dem bekannten Londoner Protokoll vom

6. Juli 1827 veranlaßte, dessen Schlußpunkt die Vernichtung der türkisch-egyptischen Flotte in der Seeschlacht von Navarin am 20. Oktober 1827 war. Damit war auch der Freiheitskampf zu Ende und es begann die Organisation von Neu-Griechenland als selbständiger Staat.

Schon die Niedermetzelung von Ypsilantis Hetaira in dem Treffen bei Dragaschan hatte die allgemeine Teilnahme erweckt, am meisten in Süddeutschland, wo man erst wenige Jahre vorher die Napoleonische Zwingherrschaft abgeschüttelt hatte. Laut durfte sich diese Teilnahme allerdings noch nicht zeigen, denn, gleichwie der Wiener Kongreß, so zeigte sich sieben Jahre später auch die Monarchenbegegnung von Verona dieser „Revolution" so abgeneigt, daß Zar Alexander sogar die Sultansherrschaft in das Prinzip der Legitimität einschloß und dadurch die „griechischen Greuel" — wie man jetzt sagen würde — nicht wenig förderte.

Nur ein Mann fragte nicht nach Metternich, nicht nach dem Zaren; er, der dem blutdürstigen Zorne des Korsen Trotz geboten, sang frei und frisch der Griechen Leid und Freud und des Kreuzes endlichen Sieg über den Halbmond; ihn schützte auch die Geburt vor dem Rotstifte des Censors, denn es war Konprinz Ludwig von Bayern, der schon 1821 den Hellenen zurief:

Du, der edlern Menschheit treue Wiege,
Hochbegabtes Hellas, siege, siege!

Trauernd besang er das Blutbad von Chios:

Zu Gottes Thron hat laut gerufen
Auf Chios der Unschuld'gen Blut,
Sie, die zertreten von der Rosse Hufen,
Sie, die erwürget an der Tempel Stufen,
Als Opfer fielen moslemit'scher Wut.

Und als Kanaris die türkische Flotte 1822 verbrannte, jauchzte der königliche Sänger:

Von Kanaris angezündet,
Leuchtet jetzt der Schiffe Brand;
Hohes Zeichen, das verkündet
Freiheitslicht für Griechenland.

* * *

Aber nicht mit platonischen Gefühlen begnügte sich der hohe Fürst; er bewies seine Griechenliebe auch werkthätig: als sich nach dem Beispiele von Genf, London und Paris auch in München ein Griechenkomitee bildete, stellte sich König Ludwig an dessen Spitze und erließ einen Aufruf; als erste Gabe auf dem Sammelbogen figurierten 20000 fl. von „einem alten Griechenfreunde". Er lud die Söhne der unglücklichen Hellenen zu sich, baute ihnen ein „Panhellenion" und nahm zu Neujahr 1827 20 junge Griechen von 7—14 Jahren, meist Waisen aus früher blühenden Häusern, in dasselbe auf. Da wuchsen unter seinen Augen heran: Botzaris, Konstantinos Beikos, Tzavellas, Karaiskakis, Odysseus, Mauromichaelis, Kanaris, Miaulis, Tombasis, Krisis, Delijannes, Metaxas und andere Heldensprößlinge.

Aber selbst damit noch nicht zufrieden, sandte er dem unglücklichen Volke als Organisatoren für den Freiheitskrieg auch erprobte Offiziere zu Hilfe: die Hauptleute Schnitzlein, Freiherr v. Asch (Vater des jetzigen Kommandeurs der 7. Brigade), Hügler und den Obersten Heideck, der in den Jahren 1826 bis 1829 blutigsten Anteil an den Kämpfen gegen die Türken nahm.

Carl Wilhelm Freiherr v. Heideck, gen. Heidegger, war als Sohn eines zu Saaralben in Lothringen in französischen Diensten stehenden Schweizer Offiziers am 6. Dezember 1788 geboren und kam, als sein Vater in herzoglich pfalz-zweibrückische Dienste übertrat, mit demselben nach Kusel, von wo beide nach dem Einbruche der Sanscullotten nach Zürich zogen; hier erhielt der Knabe von Geßner Unterricht im Tierzeichnen. Im Jahre 1799 kam er in das Kadettencorps nach München, das er 1805 als Artillerielieutenant verließ. Er machte den schlesischen Feldzug mit, kam 1809 in den Generalstab des Marschalls Lefevre, Herzogs von Danzig, und nahm in dieser Eigenschaft an den Schlachten von Abensberg-Eggmühl-Regensburg teil, förderte mit seltener Verwegenheit den Inn-Übergang bei Wasserburg, zog zweimal nach Tirol und erhielt bei Linz das Ritterkreuz der Ehrenlegion.



C. W. Freiherr v. Heideck.

Mit dem Generalstabschef Lefevres, dem Grafen Erlon-Drouet, meldete er sich als Freiwilliger zu dem spanischen Feldzuge, machte den Guerillakrieg gegen Mina in Navarra mit, zog mit Massena vor Wellingtons Hauptquartier bei Torres vedras und focht in der Schlacht von Fuentes d'Onor, in Estremadura und bei Salamanca, wobei er als Ordonnanzoffizier ganz Spanien bis Cadix durchzog. — Nach kurzer Ruhe kehrte er nach den für Napoleon so verhängnisvollen Schlachten von Lützen und Bautzen nach Bayern zurück und kämpfte als Generalstabsoffizier Wredes bei Hanau mit. Beim Überschreiten der Grenze nahm er am Weihnachtstage 1813 durch kühne Überrumpelung die Feste Blamont, fing im März 1814 auf einem nächtlichen Streifzuge in der Champagne geheime Depeschen der Kaiserin Marie Louise an Napoleon auf, welche die mißliche Lage in Paris schilderten, und trug dadurch wesentlich zu dem Entschlusse der Alliierten bei, direkt auf Paris zu rücken, zu dessen Verteidigung der Korse zu spät kam. — Das Majorspatent war der Lohn dieser Waffenthat. Nachdem er den Kronprinzen Ludwig nach England und den Fürsten Wrede nach

Wien begleitet und als Kommissär an der Grenzberichtigung bei Salzburg teilgenommen hatte, widmete er sich in der nun folgenden zehnjährigen Friedensperiode unter der Leitung seines Jugendfreundes, des Galeriedirektors Mannlich der Schlachten- und Genremalerei und führte bis 1825 nicht weniger als 67 Staffeleigemälde aus.

In diesem Jahre trat er bereits seine Fahrt nach Griechenland an, doch rief ihn noch von Triest der Tod Königs Maximilians I. wieder nach Hause, wo ihn König Ludwig in die Armeekommission berief. Erst 1826 ging in der Gesellschaft der Genannten sowie der Lieutenants Schilcher und Schönhammer sowie des Dr. Schreiner die Kreuzfahrt vor sich, wobei sie bei Coron mitten durch die Türkenflotte fuhren.

Heideck begab sich an den Sitz der Regierung nach Ägina, in deren Dienst er sich stellte. Er nahm nun thätigen Anteil an dem Kampfe gegen die Türken, half 1827 die Akropolis entsetzen und verbrannte als Befehlshaber des griechischen Geschwaders die türkischen Hauptmagazine auf Negroponte. Nachdem er so seine Tüchtigkeit erwiesen, übertrug ihm Kapodistrias 1828 das Kommando von Napoli di Romania, bald darauf auch das Militär-Gouvernement von Argo und überdies fiel ihm noch die Organisation der Taktiker, sowie die oberste Leitung der Militärschule und die Aufsicht über die Militäranstalten zu. Diese vielseitige Thätigkeit erschöpfte im Verein mit dem ungesunden Klima seine Gesundheit völlig, so daß er sich 1830 genötigt sah, in die Heimat zurückzukehren. Als Zeichen des Dankes für seine Thätigkeit ernannte ihn die griechische Regierung vor seiner Abreise zum General. Den Heimweg machte Heideck über Brindisi und Rom, wo er schwer erkrankte, und ihn König Ludwig traf.



Generallieutenant M. v. Feder.

Doch nicht lange blieb der inzwischen zum k. b. Obersten ernannte Philhellene in der Heimat.

Am 8. August 1832 wählte nämlich die zu Pronia abgehaltene Nationalversammlung der Griechen den Prinzen Otto, zweiten Sohn ihres hochherzigen Gönners, mit Zustimmung der Mächte zum Könige und ließ ihm durch eine Deputation, bestehend aus Botzaris, Kaliopulos und dem Seehelden Miaulis in München die Krone antragen, welche König Ludwig für den jugendlichen Prinzen annahm.

Erst 17jährig, verließ dieser am 6. Dezember 1832 die Heimat, verabschiedete sich bei Aibling von seiner Mutter, der edlen Königin Therese, und kehrte am folgenden Tage von Kufstein, wo er übernachtet hatte, nochmals an den Punkt der Grenzscheide zurück, um einmal noch den heimatlichen Boden zu küssen, worauf er in Begleitung seines älteren Bruders, des Kronprinzen Maximilian, die Reise fortsetzte; am 20. Dezember waren sie in Rom, wo längerer Aufenthalt stattfand, am 2. Januar 1833 in Neapel, 11. Januar in Messina, 14. Januar in Brindisi, wo sie die englische Fregatte „Madagaskar" an Bord nahm. Dieselbe landete am 6. Februar in Nauplia, wo der König mit seinem Bruder und der bis zu seiner, im Jahre 1835 erfolgenden Volljährigkeit eingesetzten, aus dem Grafen Armansperg, Reichsrat v. Maurer und dem Generalmajor Heideck bestehenden Regentschaft sein neues Reich betrat, an dessen Küste ihn bereits die vorausgeschickte bayerische Brigade erwartete.

Artikel 14 des Londoner Vertrages vom 7. Mai 1832 hatte nämlich dem König Ludwig die Anwerbung eines Truppencorps in der Stärke von 3500 Mann zur Ablösung der in Griechenland stehenden Truppen der Signatarmächte auferlegt. Dieses Hilfscorps wurde gemäß Art. 8 des bayerisch-griechischen Allianzvertrages vom 9. Dezember 1832 von der bayerischen Kriegskasse vorschußweise für Rechnung der ersatzpflichtigen griechischen Regierung gelöhnt. — Da aber die Anwerbung ausgedienter Leute nur langsam vor sich ging, wurde aus der bayerischen Armee eine Brigade zum Abmarsch nach Griechenland gebildet und hierzu berufen: Das 1. Bataillon des 6. Linien-Infanterieregiments „Herzog Wilhelm"; das 2. Bataillon des 12. Linien-Infanterieregiments „König Otto von Griechenland"; das 1. Bataillon des 10. Linien-Infanterieregiments „Pappenheim", das 2. Bataillon des 11. Linien-Infanterieregiments (vakant), je eine Eskadron des 3. und 4. Chevaulegersregiments „Herzog Maximilian" und „König", eine Fußbatterie des 1. Artillerieregiments mit 6 Sechspfündern, 32 Haubitzen. Die Bataillone des 6. und 12. sowie des 10. und 11. Infanterieregiments bildeten je ein kombiniertes Regiment, die Kavallerie eine Division unter Kommando des Oberstlieutenants Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg; die Brigade kommandierte Generalmajor Freiherr Friedrich v. Hertling.

Im Oktober war die Marschordre an die resp. Abteilungen ergangen; im November setzten sich letztere in Bewegung: Das 1. Bataillon des 6. Infanterieregiments, bisher in Germersheim liegend, marschierte von dort am 4. November ab; das 1. Bataillon des 10. Regiments verließ Amberg am 11. November; am 17. und 18. trafen die Truppen in München ein, wo sie von den Königen Ludwig und Otto inspiziert wurden. Nach Rast in freiwilligen Bürgerquartieren erfolgte der Weitermarsch über Wolfratshausen, Benediktbeuren, Mittenwald, Innsbruck, den Brenner, durch das Pusterthal, über Brunneck, Toblach, Lienz, Villach, Laibach, Optschina nach Triest, wo, entgegen der ursprünglich nach Venedig lautenden Ordre, am 24. Dezember die Einschiffung erfolgte, welche am Sylvestertage 1832 vollendet war. Am Neujahrstage 1833 sollte die Abfahrt der aus

41 Schiffen bestehenden, von den Fregatten „Madagaskar“ und „St. Anna“ sowie der Korvette „Cornelia“ eskortierten Eskadre erfolgen, was jedoch ein viertägiger Borasturm verhinderte. Endlich am 5. Januar abends 4 Uhr gab die „Cornelia“ durch einen Signalschuß das Zeichen zum Lichten der Anker, und unter allgemeinem Jubelgeschrei, das von den Bergen wiederhallte, stachen die Schiffe mit den modernen Kreuzfahrern in See.

Die Verpflegung der Leute auf den Schiffen war gut und bestand für den Tag in 2¼ Maß Wasser, ¼ Pfund Fleisch, 2 Pfund Kartoffeln oder ½ Pfund Kraut oder ebensoviel Linsen oder Reis, ⅛ Maß Wein oder 1/16 Maß Branntwein, letzterer als Frühstück.

Die Fahrt ging anfänglich bei schwachem Winde, aber heiterem Wetter längs der dalmatinischen Küste dahin; aber schon am 18. Januar kamen die ersten Anzeichen eines Sturmes, der seine ärgste Wucht in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar entfaltete, dann aber wieder abfiel. Mit Freude wurde es daher begrüßt, als die Eskadre am 20. vor Corfu Anker warf, wo Tags vorher bereits die ursprünglich zum Geschwader gehörige Fregatte „Madagaskar“, mit dem König Otto an Bord von Brindisi her eingetroffen war. Nach einem von der damals englischen Garnison von Corfu gegebenen Feste lichtete die Flottille am 22. Januar wieder die Anker, und mit frischem Winde flogen die Schiffe an den übrigen Jonischen Inseln vorbei, passierten am 24. Januar Navarin, am 26. Kap Matapan, wo widrige Winde die Weiterfahrt verzögerten, bis endlich am 20. Januar Nauplia in Sicht kam.[1])

Unter den Salutschüssen der im Hafen liegenden Schiffe der Stadt und der nahen Festung Itsch-Kale fuhr die Flotte in den Hafen ein, der drei Nächte lang von Freudenfeuern wiederleuchtete. — 41 Tage lang hatte der Aufenthalt auf den Transportschiffen gedauert und nur ein Todesfall — des Lieutenants Falckh vom 11. Infanterieregiment am 13. Januar auf hoher See — war zu betrauern.

Am 3. Februar früh 6 Uhr begann die Landung der Truppen: die Bataillone des 6. und 12. Infanterieregiments bezogen das Fort Itsch-Kale, das vom 10. Infanterieregiment die Feste Palamides, das vom 11. Infanterieregiment ein Lager zwischen der Vorstadt Pronia und dem Dorfe Areja, die Chevaulegersdivision und die Artillerie wurde in den leeren Häusern von Pronia untergebracht. — Am 6. Februar endlich erfolgte unter großen Feierlichkeiten die Landung des Königs und dessen Einzug in Nauplia.

Bald darauf erfolgte die Dislocierung der Truppen, 6. Infanterieregiment: Nauplia und Umgebung; 12. Infanterieregiment: Athen, Negroponte (Euböa) und Kalababa; 10. Infanterieregiment: Patras, Missolunghi und Lepanto; 11. Infanterieregiment: Korinth, Tripolizza, Kalamala; Chevaulegers und Artillerie: Nauplia.

Die Märsche nach den Garnisonsorten und die Beschaffenheit dieser stellten an die Truppen außerordentliche Forderungen, und namentlich das kalte Fieber räumte unter den an eine konsistentere Nahrung gewöhnten Soldaten stark auf. — Dazu kam noch, daß man den Bayern (Bavaresi) durchaus nicht mit jener Freundlichkeit entgegenkam, welche jene zu erwarten berechtigt waren. Indes besserte sich dieses Verhältnis teilweise, als die bayerischen Truppen den Manen der Helden von Missolunghi am (griechischen) Ostertage 1833 eine Totenfeier an dem Bassin veranstalteten, in welches Ibrahim Pascha die Leichen hatte werfen lassen; der Bischof von Patras celebrierte einen Trauergottesdienst, zu dem das Bataillon in Parade ausrückte und nach welchem es drei Ehrensalven gab.

Obwohl die durch Malaria und Typhus ziemlich stark gelichteten Truppen schon im Frühjahre 1834 heimkehren sollten, nachdem die stattgehabten Werbungen von dem gewünschten Erfolge begleitet gewesen, so wurden doch nur das 6. und 10. Infanterieregiment, die Artillerie und die Chevaulegers heimbefördert, während das 10. und 12. Infanterieregiment zu längerer und schwerer Dienstleistung in Griechenland verbleiben mußten.

Infolge von Mißgriffen seitens der an hochentwickelte Kulturzustände gewöhnten und der in Griechenland herrschenden, an das Mittelalter erinnernden Feudalzustände unkundigen Regentschaft war in der Maina (Morea, im alten Lakonien) ein Zustand völliger Anarchie ausgebrochen: die alten Familienstämme befehdeten sich unter einander, zusammen aber die „Unterdrücker“, die Bavaresi, welche jeden Schritt Landes erkämpfen mußten. Im Vereine mit Teilen der in der Nacht vom 20. zum 21. Mai 1834 bei Marathonisi gelandeten „Freiwilligen“ wurden die beiden in Griechenland verbliebenen Bataillone (unter Kommando des Obersten Nickels) nach der Maina dirigiert, wo es zu mehrfachen Gefechten kam, bei denen die sog. Klephten die Oberhand gegen die gemeinsam Operierenden, Freiwilligen, Gendarmen und Linientruppen, gewannen, welche oft recht beträchtliche Verluste hatten, wie das Bataillon des 10. Infanterieregiments, das am 28. Mai bei Tsimova 2 Offiziere und 9 Mann als tot, 2 Offiziere, 10 Unteroffiziere und 123 Mann als Gefangene beklagte und im Gefechte bei Aslan-Aga am 11. August 1 Unteroffizier und 5 Mann tot, 1 Offizier (Lieutenant Steinle, 1872 als Generallieutenant †) und 9 Mann verwundet einbüßte.

Solche Verluste machten die Zurückberufung der Linientruppen notwendig, welche auch im Spätherbste 1834 erfolgte; am 8. Dezember vollzog sich auf acht Fahrzeugen die Einschiffung im Hafen von Navarin, am 11.—26. Dezember die Ankunft, vom 3.—8. Januar die Ausschiffung in Triest, am 6.—9. der Abmarsch von Triest, und über Laibach, Graz, Leoben, Lambach, Ried, Braunau der Rückmarsch in die Garnisonen.

In Griechenland kämpften nun neben den wenigen, aus den Eingebornen rekrutierten Soldaten vornehmlich die bayerischen Freiwilligen unter General Schmalz, als dessen Generalstabschef der 31. März 1802 in Absberg als Sohn des dortigen Obervogtes geborene, im Kadettencorps erzogene, 1822 zum Unterlieutenant ernannte, mit Hauptmannsrang in griechische Dienste getretene Artillerie-Oberlieutenant Max Feder fungierte, der bald nach seiner im Februar 1834 in Nauplia erfolgten Landung als „königlicher Kommissär“ mit der Pazifizierung der Maina beauftragt wurde. Diese Aufgabe löste er teils mit dem Säbel in der Hand, teils durch Güte in verhältnismäßig kurzer Zeit und schon im März 1835 hatte er sechs Mainotenkompagnien, jede zu 50—60 Mann, in könig-

[1]) In diesen Gewässern hatten 164 Jahre früher (1669) bei der Rückfahrt von Candia einige hundert bayerische Soldaten infolge furchtbarer Stürme ihr Grab gefunden. Mit 913 Mann war das Regiment Bühren von Candia abgezogen, und nur 230 erreichten den Hafen von Corfu, damals im Besitze von Venedig.

liche Dienste eingestellt. — Durch seinen Mut, seine Energie und Freigebigkeit, welch letztere er namentlich durch Übernahme zahlreicher Patenstellen bekundete, erwarb er sich und der Regierung eine große Autorität, die sich namentlich im Jahre 1838 erwies, als in Messenien ein Aufstand ausgebrochen war, den er mit nur wenigen Truppen in kurzer Zeit dämpfte.

Aber die Erfolge, die er erzielte, weckten den Neid, welcher derart gegen Feder intriguierte, daß dieser 1841, nachdem er inzwischen zum Oberstlieutenant avanciert war, seine Entlassung erbat und erhielt.

Aus diesem Anlasse widmeten ihm die Offiziere und Beamten des Mainotenbataillons einen prachtvollen Ehrensäbel (Damascenerklinge in reich vergoldeter Scheide), die Offiziere der von Feder gebildeten „Phalanx" ein Paar silberne Pistolen und die Unteroffiziere des Mainotenbataillons ein Paar griechische Patrontaschen — Gegenstände, die sich dermal in dem unter der trefflichen Leitung des Herrn Hauptmanns a. D. und Konservators L. Popp stehenden Armeemuseum zu München (Saal IV, Glaskasten I Nr. 4652, 4676, 4678) befinden.

Schon vor Feder, welcher als Hauptmann 2. Klasse wieder beim 1. Artillerieregiment eintrat, war Generalmajor v. Heideck heimgekehrt, welcher, 1844 in den Freiherrnstand erhoben, später zum Generallieutenant befördert, als Präsident des Generalauditoriats in den Ruhestand trat, um sich gänzlich der Kunst zu widmen, in welcher er sich, wie das Viergespann am Wagen des Helios in der Glyptothek zu München zeigt, nicht ohne Glück auch in der Freskomalerei versuchte. Heideck, der in den letzten Dezennien seines Lebens als Sonderling bekannt war, starb am 21. Februar 1861 zu München.

Hauptmann Feder dagegen wurde 1844 in den Generalstab versetzt, 1845 Major im 4. Jägerbataillon, 1849 als solcher zum Leibregiment versetzt, im selben Jahre Oberstlieutenant im 4. Jägerbataillon, 1851 Oberst im 14. Infanterieregiment und 22. Dezember 1854 in außerordentlicher Mission zur Fortführung des diplomatischen Verkehrs nach Griechenland beordert, bis zu seiner im Jahre 1858 erfolgten Rückkehr extra statum geführt und 1856 zum Generalmajor befördert.

Als nämlich im Jahre 1853 die griechische Regierung Miene machte, die damalige Verlegenheit der mit Rußland im Kriege stehenden Türkei auszunutzen und Freiwillige, denen die Königin Amalie eine Fahne gestickt hatte, wirklich nach Epirus und Thessalien zogen, intervenierten nicht nur die Vertreter der Westmächte diplomatisch, sondern unterstützten ihre Vorstellungen auch durch ein Geschwader, welches die griechischen Küsten blockierte. — Den Bemühungen Feders gelang es, die abgebrochenen diplomatischen Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Gewiß hätte Feder auch die im September 1843 erfolgte Austreibung der Bayern aus Griechenland verhindert, wie nicht minder gewiß ist, daß er auch der bekannten Katastrophe vom 11./23. Oktober 1862 — welche bekanntlich mit dem Abgange des Königspaares endete — eine andere Wendung gegeben hätte. Indes hatte ihn bereits 1858 König Maximilian II. zurückberufen und ihm mit Neujahr 1859 die Stelle eines Stadtkommandanten von München übertragen, welche er aber schon am 27. April 1859 mit der Stelle eines Kommandeurs der 4. Infanteriebrigade vertauschte. Nachdem er am 4. April 1861 in gleicher Eigenschaft zur 1. Infanteriebrigade versetzt worden war, avancierte er am 23. Januar 1862 zum Generallieutenant und Generalkommandanten in Augsburg, führte im Feldzuge 1866 die zweite Infanteriedivision der mobilen Armee, zeichnete sich bei Roßbrunn so aus, daß ihm das Großkomturkreuz des Militärverdienst-Ordens verliehen wurde, und starb am 28. Januar 1869 als Kommandeur der 2. Armeedivision zu Augsburg.

Von den „Griechenländern", wie man die teils kommandierten, teils geworbenen Truppen nannte, sind nur mehr wenige am Leben, wie sich denn die Erinnerung an diese Episode fast gänzlich verloren hat, um so mehr, als das einzige Denkmal, welches daran erinnert, das von König Ludwig I. den in Griechenland gefallenen Bayern gewidmete Monument, schon ganz zerfallen ist.

Dieses Monument, welches ganz dem von Thorwaldsen, 1818 in Luzern für die in den Tuilerien gefallenen Schweizer errichteten gleicht, ließ der König durch den Bildhauer Siegel in Gestalt eines trauernden Löwen an eine Felsenwand von Pronia, der Vorstadt Nauplias, anbringen, wo die griechische Nation Otto zum Basileus gewählt hatte. Unter dem Löwen befand sich die — von den Griechen schon 1842 zerstörte Inschrift:

Die Offiziere und Soldaten
der
Königl. bayerischen Brigade
ihren Kameraden,
†
1833 und 1834.
Zur Vollendung gebracht
von
Ludwig I., König von Bayern.

Landschaftliche Studien über Altbayern.

Von Lyzeal-Professor J. Wimmer.

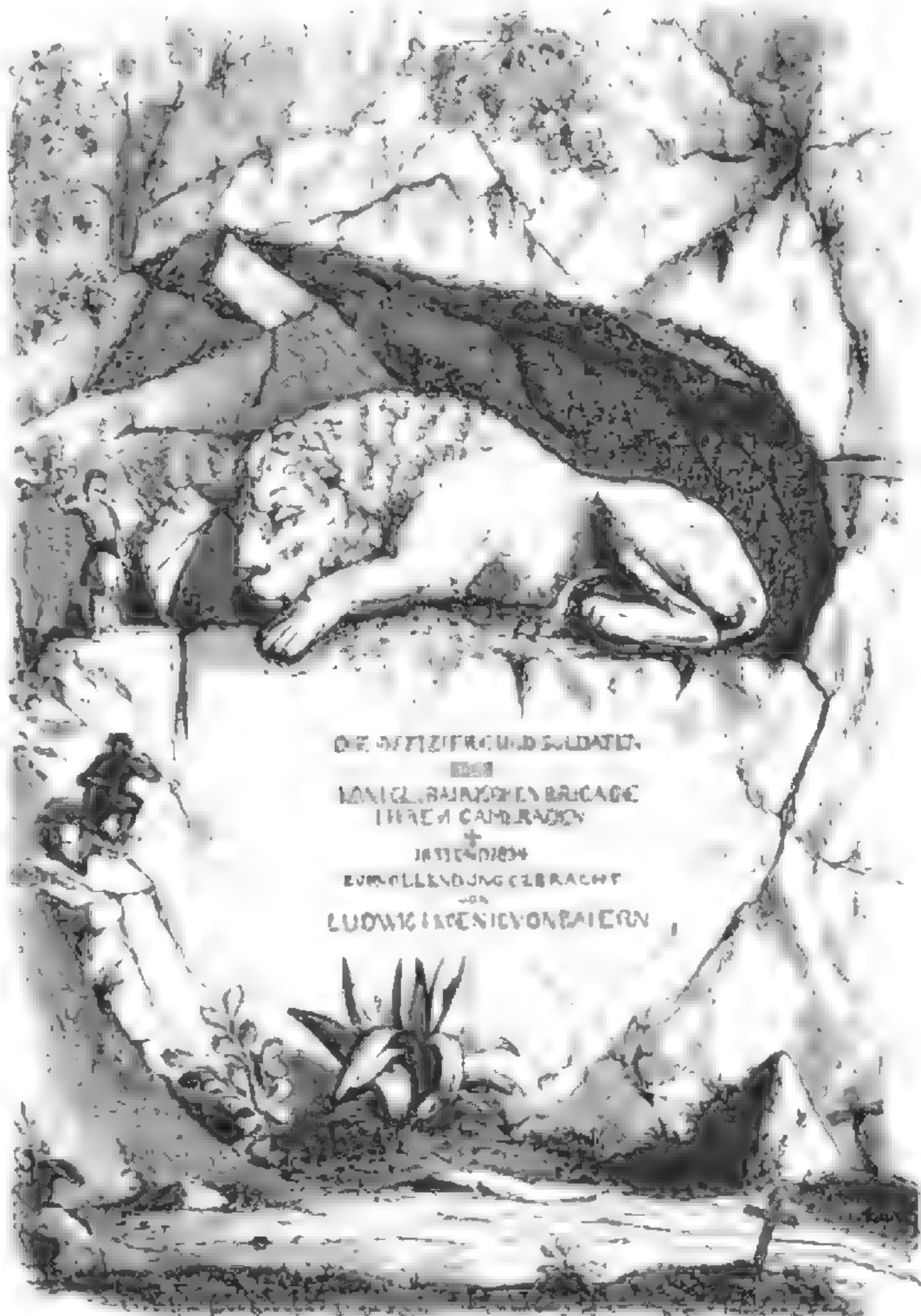
III.

Der Bayerische Wald bietet uns den dritten landschaftlichen Haupttypus Altbayerns, den des Mittelgebirges. Wir verstehen unter dem Bayerischen Walde den niederbayerischen Anteil des Böhmerwaldes. Er liegt zwischen der böhmischen Grenze und der niederbayerischen Donau.

Betrachten wir zunächst das Gerüst seines Baues! Befestigt ist gleichsam das ganze Gebirge an einem mächtigen Längsbalken, nämlich an jenem von Nordwest nach Südost streichenden, freilich stellenweise unterbrochenen Hauptkamme, auf den die Hochgipfel des Osser, Rachel, Lusen und Dreisessel aufgesetzt sind, und der zugleich Niederbayern gegen Böhmen abgrenzt. Von diesem Längsbalken zweigt bei Eisenstein, die beiden Thäler des Schwarzen und Weißen Regens trennend, ein Querbalken nach Westen ab; er trägt den Arberstock, dessen Gipfel mit 1476 m die höchste Erhebung des Gebirges bildet. Zwischen diesen beiden Hauptbalken stellen die anderen Bergzüge sich gleichsam als schwächeres Gebälk dar, aber nicht in

regelmäßiger Zeichnung oder Streichung, sondern in vielfach divergierenden Richtungen.

Dies ist das orographische Skelett des Bayerischen Waldes. Der ganze Körper desselben aber läßt sich nach den Flußgebieten in drei Hauptmassen gliedern: das Regengebiet, das davor liegende unmittelbare Donaugebiet und das Ilzgebiet, d. h. die Gegenden, deren Gewässer sich in den Hauptrinnen jener drei Flüsse sammeln. Die Grenzlinien zwischen den beiden ersten Gebieten wird gebildet durch die über Falkenstein, Konzell und Englmar laufende Wasserscheide zwischen Regen und Donau, die Grenzsäule zwischen dem Regen- und Ilzgebiete durch den Rachel, der Grenzsaum zwischen letzterem und dem unmittelbaren Donaugebiete durch das Gaißaflüßchen zwischen Vilshofen und Passau. Diese drei mehr wissenschaftlichen Benennungen fallen mit drei Volksbezeichnungen zusammen, auf die wir immer gern zurückgreifen. Das Regengebiet ist der „obere Wald," ein breiter Landstreifen mit dem Mittelpunkte Kötzting und der Eingangsstelle Cham. Das unmittelbare Donaugebiet heißt „der Vorwald", in zwei Teile, einen westlichen und östlichen, gegliedert, als deren Mittelpunkte etwa die alte Poststation Stallwang und das obstreiche Lalling, als deren Eingangsthore Straubing und Deggendorf gelten dürfen. Das Ilzgebiet endlich, wozu wir auch die selbständigen kleineren Flußthäler der Ranna und oberen Mühel rechnen, fällt zusammen mit dem „unteren Walde" das Centrum dieses kreisförmigen Bezirkes bildet etwa Waldkirchen, und Passau sein prächtiges Portal.



Das Bayerndenkmal in Nauplia. (S. 247.)

Lassen sich nun vielleicht in dem landschaftlichen Grundcharakter dieser drei Regionen ähnliche Unterschiede wahrnehmen, wie wir sie in den drei Hauptgebieten der bayerischen Alpen und in den Hauptzonen der bayerischen Hochebene nachweisen konnten? Nein, das ist nicht der Fall. Zunächst nicht in Bezug auf die Bodenplastik. Höchstens läßt sich für den unteren Wald das Merkmal aufstellen, daß dort die Thäler tief und schluchtenartig eingerissen und dadurch die menschlichen Ansiedelungen gezwungen sind, sich auf den breiten Höhen zu lagern; sonst aber hat man von allen weitschauenden Punkten aus dasselbe Bild: ein scheinbar regelloses Gewimmel von langgezogenen Bergrücken und runden Bergkuppen. Es ist gerade, als ob die Wellen einer vom Sturme nicht wild, aber kräftig bewegten ungeheuren Wasserfläche plötzlich erstarrt wären.

Dieselbe Gleichmäßigkeit, wie in der Bodenplastik, finden wir auch in der natürlichen Vegetation, insofern sie vorwiegend aus schwarzem Nadelwald besteht, der nur in seiner Verteilung über den Boden hin Abwechslungen zeigt: zum Teil nämlich Waldinseln im Kulturland, zum Teil Kulturinseln im Waldland. Wer z. B. von dem wohl besiedelten Thale der Mühel bei Neureichenau hinaufwandert auf die siedelungsarmen Gründe von Altreichenau, kann von dieser insularen Verteilung einerseits des Kulturbodens, andererseits der Waldregion eine deutliche Vorstellung bekommen. In den letzten zwei Dezennien haben sich übrigens die Waldlichtungen bedeutend vermehrt, sowohl durch die zerstörende Elementargewalt der Windbrüche, wie durch die wälderschlachtende Spekulation der Holzhändler. Eine solche Art von Lichtung ist aber nicht Kultur, sondern Verödung, und diese grauen Ödflecken erscheinen als betrübende Farbenkleckse im Landschaftsbilde des Bayerischen Waldes. Immerhin aber kann man noch auf Stellen treffen, „wo (nach Adalbert Stifters Worten) der Wald noch ist, wie er bei der Schöpfung gewesen war, wo noch keine Menschen gearbeitet haben, wo kein Baum umbricht, als wenn er vom Blitze getroffen ist, oder von dem Winde umgestürzt wird; dann bleibt er liegen, und aus seinem Leibe wachsen neue Bäume und Kräuter empor; die Stämme stehen in die Höhe, und zwischen ihnen sind die unangesehenen und unangetasteten Blumen und Gräser und Kräuter."

Die Gleichartigkeit landschaftlicher Erscheinungen zeigt sich auch noch in einem dritten Elemente: in den fließenden und stehenden Gewässern des Bayerischen Waldes. Bei ersteren gewahren wir überall dieselbe Beschaffenheit des Wassers: ein klares Goldbraun, so intensiv, daß selbst der Schaum auf den Wogen in weingelber Färbung leuchtet. Mit den stehenden Gewässern meinen wir die Bergseen an den Hauptgipfeln des

Osser, Arber, Rachel und Dreisessel. Sie haben alle die gleiche Physiognomie. Da ist der am Saume kaffeebraune, gegen die Mitte zu tintenschwarze Flutspiegel; das felsige Ufer glatt gewaschen, wie der Rand einer steinernen Schale; darauf liegen die „Ranen", d. h. vom Wasser abgenagte ästige Baumstämme, den bleichen Skeletten von Ungetümen vergleichbar; dunkelgrüner Wald bildet den breiten Rahmen, nur unterbrochen von den grauen Steinflecken der Seewand. Dies sind die gemeinsamen Familienzüge dieser Hochseelandschaften, wenn sich auch bei genauerer Betrachtung immerhin einige Unterschiede zwischen jenen vier Wasserbecken wahrnehmen lassen.

Wegen dieser Gleichartigkeit landschaftlicher Bildung hat



Waldstudie bei Eisenstein. (S. 250.)

man dem Bayerischen Walde Vorwürfe gemacht und ihn der Monotonie bezichtigt. Ich möchte lieber von einer Harmonie sprechen, von der Harmonie der sanften dunklen Farben mit den weichen runden Formen der Landschaft, zu deren Verständnis freilich ein tieferer Natursinn gehört, als die meisten Touristen ihn mit sich bringen. Es gibt eben auch bei den Landschaften zweierlei Schönheiten: einerseits blendende, die auf den ersten Blick schon bezaubern, andererseits bescheidene, deren Reize erst der längeren Betrachtung sich erschließen. Zu den letzteren rechne ich den Bayerischen Wald und habe ihn von jeher aus dem Gesichtspunkte der landschaftlichen Ästhetik sehr hoch taxiert. Selbst in den grandiosesten Alpengegenden, z. B. in der südtirolischen Dolomitenwelt von Landro, wo sich die Natur in Effektstücken, ich möchte sagen in Effekthascherei, fast erschöpft, habe ich mich nicht selten zurückgesehnt nach der sanften Schönheit des Bayerischen Waldes, die nicht aufregend, sondern beruhigend wirkt.

IV.

Nach der Charakteristik der altbayerischen Landschaften möchte ich auch noch eine Übersicht geben über die Darstellungen derselben in der bildenden Kunst und in der Literatur, also über die Spiegelungen der Landschaften in der Menschenseele und ihre Reflexbilder auf Malerleinwand und Druckpapier.

Beginnen wir auch hier wieder mit dem Alpengebiete! Münchner Maler waren es, welche in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts das bayerische Hochgebirge für die Kunst entdeckt haben. Zunächst die Seen. Der Münchner Galerie-Inspektor v. Dillis malte zuerst die Wasserfälle am Obersee, dem abgeschnürten Bruchstücke des Königssees, dann kam der Schlier- und Chiemsee an die Reihe; ebenso die Gegend von Ohlstadt zwischen Murnau und Partenkirchen; diesen anmutigen Gebirgswinkel hat Dorners fein empfindender Pinsel verewigt. Seitdem sind zahllose Ansichten aus dem bayerischen Hochgebirge gemalt worden; am häufigsten und fast zum Überdruß wiederholt werden immer noch der Königssee und Chiemsee.

Ersterer gelingt den Malern selten; der Kontrast zwischen dem weichen Wasserspiegel und seinem harten Felsenrahmen, in der Natur durch die Luft gemildert, wirkt auf dem Bilde meistens zu grell. Außerordentlich dankbar für den Maler ist dagegen der Chiemsee mit seinen wundervollen wechselnden Beleuchtungen, worin mit ihm nur der Starnbergersee wetteifern kann. Zum paysage intime, zur sog. Stimmungslandschaft, die auf Benutzung der Luft beruht, ist der Chiemsee wie geschaffen. Meister ersten Ranges, wie Wopfner und Raupp, haben sich denn auch dieses Objekt nicht entgehen lassen und haben prächtige Stimmungsbilder geschaffen von diesem eigenartigen zwischen Gebirge und Flachland geteilten Seebecken.

Die beschreibende Literatur über das bayerische Hochgebirge ist ebenfalls sehr reichhaltig, doch vielfach in der gewöhnlichen Touristenmanier gehalten, die sich auf Erzählung von Reiseerlebnissen beschränkt. Die am hellsten klingenden Namen auf diesem Gebiete sind immer noch Ludwig Steub und Heinrich Noë, obschon beide nur die ersten Früchte ihrer schriftstellerischen Thätigkeit den heimatlichen Alpen gewidmet und später den österreichischen Alpenländern sich zugewendet haben. Was Steub betrifft, so bedeuten seine Schriften für Schilderung von Landschaften überhaupt nicht sehr viel; er besaß in hervorragendem Grade weder ein landschaftliches Auge noch eine landschaftliche Feder, d. h. keine besondere Begabung oder Neigung für Beobachtung und Darstellung der Eigentümlichkeiten einer Landschaft. Seine eigentliche Domäne ist die landschaftliche Staffage, bestehend in Scenen und Gestalten aus dem Volke. Was seine früher stark überschätzten, neuestens stark bezweifelten, jedenfalls aber bedeutenden Verdienste um die geographische Namenforschung und im Zusammenhang damit um die historische Landschaft betrifft, so sind sie fast ausschließlich der tirolischen, nicht der bayerischen Alpenwelt zu gute gekommen.

Von Noës Schriften gehören hierher das Erstlingswerk „Aus den Voralpen“, dann das „Bayerische Seebuch“, ferner einige Abschnitte in den „Neuen Studien aus den Alpen“, endlich einzelne Partien in dem dreibändigen „Deutschen Alpenbuche“. Noë ist allenthalben als ein literarischer Landschafter ersten Ranges anerkannt. Zwar lassen seine Gemälde öfters die großen Umrisse einer Landschaft, den orographischen Hintergrund vermissen; aber in poesievoller Kleinmalerei und in wirkungsvollen Stimmungsbildern haben ihn nur wenige erreicht.

Die bayerische Hochebene ist in ihren beiden oberen Zonen — den Voralpen und Ebenen — ein Lieblingsgebiet unserer Landschaftsmaler, und mit Recht; denn das ferne Gebirge ermöglicht schön abschließende Hintergründe, der weite Horizont die wunderbarsten Beleuchtungen. Einer der größten Meister in Luftmalerei, der 1874 verstorbene E. Schleich, hat sich die Motive zu seinen schönsten Bildern aus diesen Regionen geholt. Eine besondere Spezialität sind seit Zwengauer die oberbayerischen Moorlandschaften geworden. Jeder Besucher der Pinakothek kennt jene in frisches Morgenlicht oder warmes Abendgold getauchten Moorflächen mit dem reflektierenden Teichspiegel, an dessen Rande der riesige schwarze Hirsch steht.

Um die nördliche Zone der bayerischen Hochebene dagegen, oder um das niederbayerische Flachland haben sich unsere Maler bis jetzt so viel wie gar nicht bekümmert. Mir wenigstens ist außer einigen Veduten aus dem Vilsthale nur eine größere Darstellung von Schärding und der davor liegenden Innebene zu Gesicht gekommen. Gewiß eine gute Wahl; aber es gäbe hier für einen feinfühligen Künstler noch manches dankbare Stück Land; ich erinnere nur an das bayerische Innufer von Schärding bis Passau.

In der landschaftlichen Literatur ist die ganze bayerische Hochebene schwach vertreten. Oberbayern kann wenigstens, außer einigen neueren Spezialschilderungen, die fünf Bände von Obernbergs „Reisen im Isarkreise“, ein immer noch wertvolles, wenn auch schon 70 Jahre altes Werk aufweisen. Das flache Niederbayern, auch hierin das Aschenbrödel, hat einen namhaften Spezialisten, der sich um seine landschaftliche Charakteristik angenommen hätte, noch nicht gefunden. Ja, man begegnet in Bezug auf dessen landschaftlichen Charakter oft seltsamen Irrtümern. So lese ich in dem jüngst erschienenen ersten Bande der illustrierten Geschichte Bayerns von M. Schwann S. 26 folgenden Satz: „Der Inn, dessen oberen Lauf durch gesegnete und blühende Gegenden wir geschildert haben, verliert diese reizende Umgebung in Niederbayern, wo eine Niederung ihn begleitet, welche für Ansiedelung und Kultur wenig Vorteil bot“. Diese ästhetische Verurteilung der niederbayerischen Innebene steht in einem betrübenden Kontraste zu dem landschaftlichen Lobe, das ich derselben oben im zweiten Abschnitte gespendet habe.

Besser als um das niederbayerische Flachland ist es um den Bayerischen Wald bestellt.

Zwar die Maler haben auch ihm noch wenig Beachtung geschenkt. Mir sind nur zwei wirklich bedeutende Bilder daraus bekannt: Haushofers schon ältere Darstellung des Dreisesselsees, groß in Format und Auffassung, dann das erst vor ein paar Jahren erschienene „Fürstenstein“ von dem jüngeren Schleich mit meisterhafter Charakterisierung der welligen Bergformen. Sehr Dankenswertes hat dagegen die vervielfältigende Kunst geleistet mit dem Werke: „Wald-Vereins-Album. Naturaufnahme aus dem Bayerischen Walde und dem Böhmerwalde vom Hofphotographen B. Johannes in Meran.“ (Eigentum und Verlag von A. Niederleuthner, Passau.) Es sind mehrere Blätter darunter, auf denen uns nicht bloß malerische, sondern charakteristische Züge der bayerischen Waldlandschaft vor Augen treten. Dazu rechne ich z. B. das Blatt „Neukirchen bei hl. Blut“, wo die Bodenplastik, und „Waldstudie bei Eisenstein“, wo der vegetative Charakter unseres Mittelgebirges eine anschauliche und lehrreiche Wiedergabe gefunden hat.

Über den Bayerischen Wald gibt es auch eine ganz ansehnliche Literatur. Das Beste, was je darüber vom landschaftlichen Standpunkte geschrieben wurde, sind immer noch die Schilderungen von Adalbert Stifter, die sich in seinen „Studien“, „Bunten Steinen“ und „Nachgelassenen Erzählungen“ finden und sämtlich den unteren Wald behandeln. Am bekanntesten ist seine poetische Verklärung des Dreisesselsees im „Hochwald“ geworden.

Vor vierzig Jahren ist das Hauptwerk über unser Mittelgebirge, nämlich das illustrierte Buch von Adalbert Müller erschienen, den man den literarischen Entdecker oder Ehrenritter des Bayerischen Waldes genannt hat. Sein Verdienst besteht aber mehr in Mitteilung von Sagen und historischen Notizen als in landschaftlicher Charakteristik. In letzterer Hinsicht verdienen O. Sendtners „Ansichten aus dem Bayerischen Wald“ in mehreren Nummern der „Münchner Zeitung“ (1853) rühmende Erwähnung; sie sind später in des Verfassers großes Werk

über die „Vegetationsverhältnisse des Bayerischen Waldes“ (1860) verwoben worden. Neben den früh verstorbenen Sendtner trat als tüchtiger Darsteller der landschaftlichen Typen unseres Gebietes H. Reder mit seinem „Bayerwald“ (1861) — ein nicht ganz korrekter Titel, für den sich der Verfasser allerdings auf den noch zu erwähnenden Geographen Walther berufen könnte. Als neueste literarische Erscheinung registrieren wir das gut geschriebene und trefflich illustrierte Werk von K. v. Reinhardstöttner, „Land und Leute im Bayerischen Walde“ (erschienen 1890 als 17. Band der „Bayerischen Bibliothek“). Der Verfasser scheint allerdings nur ein Stück des ganzen Gebietes, nämlich die Gegend von Cham, genauer zu kennen, und von ihr entwirft er auch recht charakteristische Skizzen; im übrigen aber liegt der Accent des Buches überhaupt nicht auf dem „Lande“, sondern auf den „Leuten“, auf den anmutigen und zutreffenden ethnographischen Genrebildern, die darin geboten werden.

Noch müssen wir in dieser Übersicht der Bayerischen Wald-Literatur der verschiedenen „Führer“ gedenken. Zunächst hat A. Müller sein erwähntes größeres Werk zu einem „Wegweiser für Reisende“ (1862) verarbeitet, der in seinen rein touristischen Teilen jetzt freilich veraltet, aber immer noch recht brauchbar ist wegen der zahlreichen und verlässigen Notizen aus der Lokalgeschichte. Von den übrigen literarischen Produkten dieser Kategorie, worunter auch die sehr schwache Leistung in der Wörlschen Sammlung von Reisehandbüchern, kann sich kein einziges sehen lassen neben dem (1886 in 5. Auflage erschienenen) „Führer durch den Bayerischen Wald“ von J. Mayenberg; die vorzügliche geographische Einleitung, die häufig eingefügten, zum Teil von Sendtner und Stifter entlehnten Landschaftsbilder erheben dieses Werk weit über das Niveau der gewöhnlichen Reiseliteratur.

Im vorstehenden haben wir altbayerische Landschaften in Kunst und Literatur nach den drei Hauptgebieten des Landes gesondert. Gibt es nun kein literarisches Werk, worin ganz Altbayern eine landschaftliche Würdigung und Darstellung fände? Allerdings, es gibt ein ausgezeichnetes, und doch wenig gekanntes Buch dieser Art; ich meine die aus dem Buchhandel wohl längst verschwundene „Topische Geographie von Bayern von F. W. Walther, k. b. Oberlieutenant, München, Literarisch-artistische Anstalt. 1844.“ Dieses streng wissenschaftliche Werk ist zugleich Galerie bayerischer Landschaftsbilder, mit scharfem Blick aufgefaßt und mit malerischer Feder gezeichnet. Und wenn auch die fränkischen Provinzen darin weitaus am besten bedacht sind — das Gemälde der Rhön z. B. ist geradezu ein Meisterstück —, so figurieren doch die drei altbayerischen Regionen ebenfalls mit guten charakteristischen Schilderungen.

Zum Schlusse darf wohl noch erwähnt werden, daß auch der Verfasser dieser landschaftlichen Studien ein paar Dezennien hindurch sich bemüht hat, altbayerische Landschaften aus den drei Gebieten zu entwerfen, und zwar in dem Feuilleton einer nicht sehr viel gelesenen, jetzt ganz verschwundenen Zeitung. Er ist gegenwärtig beschäftigt, diese Versuche teilweise umzuarbeiten und durch neue zu erweitern, um sie dann gesammelt herauszugeben, vorausgesetzt, daß ein freundlicher Verleger sich findet, der dem Publikum ein solches Buch anzubieten wagt.

Kleine Mitteilungen.

Ein Jammerruf Kurfürst Max' I. Verschiedene Schriftsteller haben bereits die Zustände Bayerns während des Dreißigjährigen Krieges gezeichnet, und mit den lebhaftesten Farben die vielen unsäglichen Leiden zu schildern versucht, von welchen das Land nach den Einfällen der Schweden heimgesucht wurde. Alle diese Schilderungen dürfte in Wahrheit aber das übertreffen, was der Kurfürst Maximilian I. selbst an seinen Bruder Albrecht schreiben ließ, wie hier folgt: „Durchlauchtigster Fürst, freundlicher mein herzliebster Herr Bruder. Aus Euerer Liebden an mich abgegangenen Schreiben vom 3. ds. habe ich vernommen, aus was Ursachen dieselben mit Ihrem jetzigen Deputat nicht langen können, sondern in Hinterstelligkeit gerathen, und deswegen das Ansinnen an mich stellen, Ihnen das Deputat völlig und ohne Abzug des dritten Theils hinfort erfolgen zu lassen, auch mit 3000 fl. für diesmal zu Hülf zu kommen, wie mir denn mein Kammerpräsident dasjenige was E. L. deswegen weitläufige an ihn geschrieben, vorgetragen. Nun kann ich leichtlich erachten, daß E. L. bei jetzigen Zeiten und Zuständen schwer falle, mit dem Deputat auszukommen, zumal ich Solches die 2 oder 3 Jahre her bei meinem Kammerwesen nur zu viel erfahren, und je länger je mehr im Werk befinde, indem auf meiner Seite mein Fürstenthum und Länder also ruinirt, verbrennt und verderbt, daß von den Unterthanen nicht allein nichts zu erheben, sondern ihnen noch zu helfen die äußerste Noth erfordert; die Cammerein, landesfürstliche und landschaftliche Gefälle und Einkommen fast ganz erliegen, der Salzverschleiß noch zur Zeit, wie E. L. etwa zu Reichenhall vernehmen können keinen Fortgang, die beßten und nützlichsten Bräuhäuser vom Feind verderbt, und aller Vorrath also verzehrt oder verführt, daß man dieselben erst von Neuem wieder erheben und mit Verleggeld fürsehen muß; ingleichen der gehabte Vorrath auf das kostbarliche Kriegswesen, weil andere Bundesstände nunmehr fast 3 Jahre nichts mehr beitragen, verwendet und also von allen Orten die Mitteln und Einkommen ermangeln. Auf der anderen Seite aber die schweren, zu meiner und der Meinigen Unterhaltung (unerachtet ich mich aufs Möglichste eingezogen, und viel Diener, so hart es mich auch angekommen, abgestellt) nothwendigen unentbehrlichen Hofstaat-Ausgaben, Auslösungen, Verschickungen, Commissionen, Reisen und dgl., welche die landesfürstliche Regierung und sonderlich (die) jetzigen Lauf und Conjecturen unvermeidlich erfordern und nach sich ziehen; dann die Unterhaltung der Soldateska, welche nur auf einen Monatsold m/300 fl. erfordert; die Verproviantirung und Verpflegung unterschiedlicher Garnisonen in Festungen, welche wöchentlich — weil die armen Bürgerschaften nichts oder wenig mehr dabei helfen können, bezahlt sein wollen. Ingleichen die Zeughaus-Abgaben auf Bewehrung, Munition, Staffirung der Artillerie und dergl., welche eine neue namhafte Summe Geldes kostet und so nothwendig als das tägliche Brod ist. So ist auch das Land leider in einem solchen verderbten Stand, daß ich anstatt der Contributionen und Reichnisse, so man mir schuldig, den armen Unterthanen zu ihrem bloßen Unterhalt und damit sie nicht gar Hungers sterben oder entlaufen und die Güter öde stehen lassen, mit Getreid helfen, dasselbe in Österreich ankaufen und viel tausend Gulden darauf wenden muß, anderer außerordentlicher und fast täglich vorfallender unvermeidlicher Ausgaben zu verschweigen. Über dies Alles liegt mir auf den Hals die schwere unerträgliche Schuldenlast, welche nicht allein vorher

groß und schwer, sondern wegen der in drei Jahren her angeschwollenen und noch täglich auf und zuwachsenden Interessen und Zinsungen nur größer wird, bei welchen ich den täglichen Anlauf, Lamentiren, Bitten und Flehen um Bezahlung solcher Interessen, und die große Noth vieler armer Pensionisten sehen und hören muß. Und weil unter solchen Kreditoren viel verderbte Klöster, Spitäler, Städte, Märkte, Wittwen und Waisen, welchen man in solcher äußersten Noth gleichsam das Almosen aus Liebe, geschweige die Zinsen aus Gerechtigkeit und Gewissen halber zu reichen schuldig: so kann man weniger nicht thun, als solchen wissentlich armen Leuten, welche keine andere Nahrung und Unterhaltungs-Mittel haben, soviel bei meiner, als der Landschaft Kasse, etwas an ihrem Interesse erfolgen und bezahlen zu lassen, welches wie klug mans auch anträgt — weil der Parteien und Leute gar viel sind, auch die Noth groß ist — das Jahr viel tausend Gulden erfordert, also das ich selbst nicht vergewissert bin, ob und wie lange ich also werde fortfahren und fortkommen können. Wie mir nun bei diesen Wesen, davon noch viel zu schreiben und zu sagen wäre, geschehe, was für Ruhe und gute Tag ich habe und wie hart und schwer also zu hausen und fortzukommen sei, lasse ich E. L. selbst vernünftig ermessen. Bei dem Allen aber hab ich mich beflissen, mir und Anderen Wehe geschehen lassen, daß nur E. L. diese Jahr herum die zwei Drittheil Ihres Deputats (welche dennoch um viel tausend Gulden, so ich gleichwohl auch nur mit gewisser Condition — wie derselben wissend, übernommen, nur in baarem Geld übertreffen bisher gereicht und die nothleideten Creditoren, auch andere nothwendige Ausgaben zurückgestellt werden, daß ich verhoffe, E. L. werden hieraus meine brüderliche Lieb und geneigtes Gemüth derselben nach Möglichkeit zu helfen, erkennen, des Andern aber und die Ursachen, derer wegen Ihnen nicht völlig geholfen und willfahrt werden kann, nicht mir, sondern den betrübten Zeiten und Zuständen, welche allein im Willen und in der Schickung Gottes stehen, zumessen und sich versichert halten, daß ich mir mit treuem sorgfältigen Gemüth angelegen sein lasse, E. L. und Ihren Söhnen und meinen lieben Vettern alle brüderliche und mögliche Hülf und Willfährigkeit zu erweisen, wie ich denn zu noch mehrerer Bezeigung dessen und unerachtet man mit den Mitteln und den unentbehrlichen Ausgaben nicht gefolgen kann, E. L. zu brüderlichen Gefallen die begehrten 3000 fl. von meiner Zahlstuben dergestalt erfolgen lassen will, daß selbige nach und nach an Ihrem Deputat abgezogen werden. Und weil die Beschaffenheit der Sachen, auch die Ursachen, deren wegen man mit Mitteln nicht aller Orten gefolgen und E. L. wie Sie begehren, Satisfaction geben kann, zu Papier bringen verdrießlich, so stelle ich E. L. zu Gefallen, daß wenn Sie mehr Umständ vernehmen wollen, Sie etwa Ihren Rentmeister Dr. Gobelium herabschiden mögen, dem soll von meinen Räthen mehr Information ertheilt werden. Welches ich E. L. in Antwort anfügen wollen und verbleib Ihro mit freundbrüderlicher Dienstwilligkeit allzeit vom Herzen beigethan."

Datum Braunau den 11. November ao 1634. P. S. von eigenen churfürstlichen Handen.

„Herzliebster Herr Bruder, E. L. versichern Sich, daß es an meinem guten Willen, Derselben zu assistiren nicht ermangelt. E. L. glauben für gewiß, daß die drei vornehmsten Rentämter, als München, Landshut und Straubing der Zeit so viel nicht ertragen, daß Ihr jetziges Deputat daraus zu erheben. Jetzt laß ich E. L. ermessen, wie ich mit dem Übrigen die im Schreiben gemeldeten und wohl mehr immer herfürkommenden Ausgaben entrichten und hausen kann."

Sonderbare Grabschrift. Der in Nr. 16 des „Bayerland" veröffentlichten sonderbaren Grabschrift eine solche aus dem gleichen Zeitalter anzureihen, möge hier gestattet sein. Dieselbe befindet sich eingegraben auf einem einfachen steinernen Grabkreuz des alten nun verlassenen katholischen Friedhofes der ehemaligen dritten kurpfälzischen Hauptstadt Frankenthal. Im Gegensatz zu dem, wie es dort heißt „im letzten Jahrhundert beliebten schwulstigen Stil", zeichnet sich diese durch rührende Einfachheit aus, aber in den wenigen Worten lernen wir sozusagen den ganzen Lebenslauf derjenigen kennen, deren Grab solche einst schmückte. Die Inschrift, an Vorder- und Rückseite des Kreuzes angebracht, lautet:

HIR LEIGET UND SCHWIGET
MARIA DIEUDONE
WASSY
WELCHE SONST STIMMTE,
AGIRTE UND SINGTE
AUF DER COMEDI.
COMEDI ABDANCKTE,
TRAGÖDI ANFANGTE
DEN 21- JUNI ANNO 1747.
BEY 70 JAHR ALT
IN TOD SIE ERKALT
IN TUGEND.

VERAHRTE ALL
IHRIGS ERSPARTE
FUR KIRCHEN UND ARMEN,
DRUM GOTT THATS
ERBARMEN, VOM LEIDEN
AUFFLÖSTE,
JN HIMMEL VERSEZTE
JN EWIGE RUH
VIATOR DERS LISEST
SPRECHS AMEN DARZU.
† † †

J. R.

Aus einer Gundelfinger Chronik. 1622 ward eine Magd gestraft, die ein Kind in die Kirche mitgenommen, das gesungen und gelacht hat.

1598 mußten die Censoren aufs schärfste anzeigen, wann einer ins Papsttum (d. h. eine Katholikin) heiratete.

1619 mußten der Rat und die Zunftmeister einen Revers ausstellen, daß sie bei Taufen und Hochzeiten nicht mehr über Feld gehen wollten, bei 100 Thaler Strafe.

1660 wurde viertelweise in jedem Hause der Stadt angesagt, wer die Kommunion empfangen muß.

1618 und 1620 wurde ein fürstlicher Befehl erlassen, ob der gefährlichen Zeiten alles Spiel, Essen und Trinken einzustellen, die Betstunden zu besuchen, die Fasttage zu halten und Beichte und Kommunion zu gebrauchen. Die Nachlässigkeit wurde streng gestraft. Der Pfarrer erschien selbst im Verhör. Der Schulmeister und Bachhagel mußte abziehen.

1599 wurde ein Schäfer um 2 Thaler gestraft, weil er seinen Hund, der einen Hasen fing, nicht geprügelt.

1677 (!) wurde ein Hirte gestraft, weil er nicht verhindern konnte, daß ein Wolf eine Geis biß.

1609 ist dem Holzwart zu Obermedlingen befohlen worden, seinen Hund zu prügeln, da er mit diesem einen Hasen gefangen.

1618 wurden einem, der nichts als Schulden und Kinder hatte, die Wirtshäuser, liederlichen Gesellschaften, Spielen und Müßiggang untersagt.

1700 waren zu Untermedlingen 28 Tabakraucher, in Peterswört 29, in Bachhagel 42, in Bunghagel 31, in Landshausen 18, in Gundelfingen 30.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nº 22. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei direktem Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 2. Jahrgang 1891.

Konrad Triener oder die Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Ausbruche seines Grolls wollte er sich entfernen; sein gekränkter Stolz hatte ihn Katharinen und seine Liebe vergessen lassen, doch sein Blick fiel nochmals auf den Platz am Fenster, wo er ihr so oft zur Seite gesessen, wo sie so oft seiner Rede gelauscht, und eine Thräne, den vergangenen schönen Zeiten der Hoffnung und Liebe geweiht, umflorte seinen Blick. All sein Groll war der Erinnerung gewichen, und gern hätte er in diesem Augenblicke seinen Seelenschmerz in alle Welt hinausgeweint.

„Nein!“ rief er endlich aus, „sie ist zu rein, zu edel, sie hat keinen Teil an der Schuld des Vaters.“

Da öffnete sich rasch die Thür, und Katharina trat ein, erschrocken einen Schritt zurückweichend und stille stehend, als sie Konrad allein im Zimmer erblickte.

„Himmel, was ist Euch widerfahren, Meister,“ rief sie endlich erschrocken aus, „Ihr seht ja ganz verstört aus! Seid Ihr krank?“ setzte sie dann mit ruhigerem Tone hinzu und trat näher, den Waffenschmied sorglich betrachtend.

Dieser aber beantwortete ihre Frage mit einem langsamen Kopfschütteln, und, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, als wollte er sich aus einem schweren Traum ermuntern, sprach er mit erzwungener Fassung:

„Jungfrau Katharina, ich kam, um von Euch zu scheiden.“

„Ihr wollet scheiden,“ erwiderte diese ängstlich und wendete sich rasch gegen das Fenster, um Triener ihre Bestürzung zu verbergen; dieser aber fuhr fort: „Scheiden von Euch ist Sterben — und dennoch muß es geschehen“.

„Warum soll ich länger verschweigen, was mir seit vier Jahren auf dem Herzen lastet und mir das Glück meines Lebens, den Frieden meiner Seele geraubt hat? Nie hatte ich den Mut, den Vorhang, welcher mein Geschick mir verbarg, zu zerreißen; nun aber kann ich nicht länger zaudern, ich bin es Euch, ich bin es mir schuldig, offen gegen Euch zu sprechen, und Ihr werdet mir nicht zürnen, daß ich es thue. Ich liebe Euch Katharina, ich liebe Euch mit der ganzen Glut meiner Seele.“

Bei diesen Worten überwältigten ihn seine Gefühle, und stockend hielt er inne, dann aber setzte er ruhiger hinzu:

„So entscheidet denn mein Los; und wenn Ihr mich nicht lieben könnt, so lasset uns einander fröhliches Lebewohl sagen! Ich werde mein Leid tragen, wie ich es vermag; Ihr aber werdet des armen Triener vergessen, wie man eine unangenehme Erscheinung gern der Vergangenheit anheimgibt.“

Nach dieser Rede verhüllte er sein Gesicht in beide Hände und schien in seinem Innern den furchtbarsten Kampf zwischen seiner Liebe und der Entsagung zu kämpfen, die Jungfrau aber, ohne den Blick zu erheben, erwiderte ihm nach einigem Stocken:

„Lieber Meister, urteilet nicht hart über mich — aber ich muß Euch die Wahrheit sagen — ich kann, ich darf nicht.“ —

„Ihr könnt, Ihr dürft nicht?“ fragte der Waffenschmied mit vor Schmerz erstickter Stimme — „so ist denn meine letzte Hoffnung verloren, und, hinausgeschleudert aus dem friedlichen Geleise meines Lebens, bin ich nun meinem feindlichen Schicksale verfallen. Lebet daher wohl, Katharina, und gedenket

meiner, der Euch stets lieben wird und muß, wenn Ihr mich auch hassen solltet."

Er wandte sich zum Gehen, hielt aber nach einigen Schritten inne, und nachdem er die Pütrich, welche still vor sich hinweinte mit thränendem Auge erblickt, fuhr er fort:

„Müssen wir uns denn so trennen? Lieben und nicht geliebt zu sein, und doch lieben ist ein Fluch, der furchtbar lastet. Geliebte meiner Seele, lebe wohl! — Nur einmal, zum ersten und letzten Male reich mir die Hand, die mich hätte glücklich machen können, und dann will ich auf ewig von Dir scheiden."

Unwillkürlich reichte ihm Katharina die Rechte; er aber stürzte auf die Kniee nieder und benetzte sie mit Küssen und Thränen, bis endlich das Mädchen sie sanft zurückzog und gefaßt aufstehend sprach:

„Es ist genug, Meister — da wir denn scheiden sollen, so lasset es uns mit Ruhe und Fassung ertragen, nehmt die Versicherung meiner höchsten Achtung — meiner innigsten Freundschaft — mit Euch, und somit lebet wohl — ich höre den Vater kommen."

Dieses Wort gab Triener seine ganze Fassung wieder; er erinnerte sich dessen, was er kurz vorher gehört hatte, und nochmals ihre Hand ergreifend, sagte er mit drohender Stimme:

„Saget Eurem Vater, Jungfrau Katharina, der Handwerker sei ein Waffenschmied und könne Schwerter machen, die mehr zu schaden vermögen, als eitle Worte; man soll von dem Handwerker hören. Ihr aber gehabt Euch wohl," setzte er hinzu, „und gedenket meiner in Freundschaft, wie ich Euer stets in Liebe eingedenk sein werde."

Mit diesen Worten verließ er hastig das Zimmer und eilte von dannen; Katharina gab jetzt ihrem Schmerze freies Spiel und in Thränen fand sie Frau Elisabeth, als sie nach einiger Zeit heimkehrte.

„Was fehlt Dir denn, Mädchen," fragte die Mutter mit ängstlichem Tone, als sie die Thränen der Tochter erblickte; diese aber umklammerte schluchzend den Hals der Mutter und erzählte ihr in gebrochenen Tönen den Vorgang der Sache.

Frau Elisabeth lobte der gehorsamen Tochter Standhaftigkeit und tröstete, so gut sie es vermochte; als ihr jedoch diese endlich erklärte, sie habe dem Willen der Eltern ihr Liebstes geopfert und werde nimmermehr dem Katzmair die Hand reichen, da verstummte die Patrizierin, denn sie befürchtete gewaltige Stürme, welche den häuslichen Frieden erschüttern würden.

Wie ein Ereignis, das die Kräfte eines Menschen zu vernichten droht, oft den Mut desselben nur noch mehr anspannt, so war es auch der Fall bei Triener. Die Trennung von Katharina hatte zwar sein Gemüt tief ergriffen und erschüttert, als er aber jetzt ins Freie trat, und die Abendröte so strahlend durch das Pütrichthor hereinblickte und die Fenster der entgegenstehenden Häuser vergoldete, als er das Fächeln der kühlen Luft spürte, da wurde es auch in seinem Herzen wieder friedlicher, und mit sehnsüchtiger Wehmut blickte er in die Vergangenheit zurück, wie der scheidende Bewohner der Hochalpe nach den heimischen geliebten Bergen zurückschaut.

„Lebe nun wohl, teure Katharina," sprach er bei sich, „der glückliche Traum meiner Liebe ist zerflossen, und die Sonne meines Lebens ist untergegangen; nun gehöre ich meinem Schicksale an, welches mich hinführen mag, wohin es will."

Nochmals blickte er zu dem Fenster auf, wohin er so oftmals mit hoffendem Mute geschaut; dann aber eilte er rasch weiter und nach Hause. Hier schien ihm alles fremd und öde, und er fühlte sich so einsam und verlassen, daß ihn ein Schauer überfiel, dessen er sich zu erwehren glaubte, wenn er menschliche Gesellschaft suchte.

Der Hochmut des alten Pütrich, sowie die Eifersucht gegen Katharina hatten seinen schwankenden Entschluß nun für Herzog Ludwig bestimmt; denn so durfte er am sichersten hoffen, in die Pläne derselben zerstörend eingreifen zu können; nebenbei lockte ihn auch wohl sein Ehrgeiz zu dem kühnen Unternehmen und vielleicht auch der Wunsch, eine Verfassung geändert zu sehen, nach welcher alle Macht in den Händen der Geschlechter sich befand.

„Er stieg nun eben die Treppe hinab, um Mänher seinen gefaßten Entschluß mitzuteilen, als dieser im Dunkel des Hausflurs ihm entgegentrat und ihn mit gewohnter Laune anrief:

„Nun, da bist Du ja! Jetzt kommst Du mir heute nicht mehr aus den Klauen. Was ist es denn, bist Du noch immer der Alte?"

„Du bist es freilich," entgegnete ihm der Waffenschmied halb ärgerlich, „doch über mich sollst Du nicht weiter zu klagen haben; ich habe mich entschieden, mein Arm und mein Kopf stehen dem Ingolstädter zu Diensten, und je weniger ich mir von jetzt an selbst angehören werde, desto weniger werde ich mein Unglück fühlen."

„Das ist brav, Herzenskonradchen," jubelte der Ratsherr und umarmte den Freund, „so spricht ein wackerer Mann; jetzt hast Du Dein früheres Wesen wieder. Denke meiner Worte! Du wirst noch glücklich werden und zu hohen Ehren kommen und dann wird es Leute geben, die es bereuen werden, Dich verschmäht zu haben."

„Ja, der Handwerker soll ein Tagewerk vollbringen, daß den Herren der Hochmut vergehen soll," murmelte der Triener, und der Gedanke, den stolzen Katzmair zu demütigen und dem Pütrich zu zeigen, wie unwürdig er von dem Waffenschmiede gesprochen habe, machte sein Blut wild aufwallen, und Katharinens reines Bild, das bis jetzt sein Herz ausgefüllt hatte, wurde in den Hintergrund gedrängt durch die kühnen Pläne, womit er seinem gekränkten Stolze zu genügen hoffte.

Der Ratsherr, ohne auf Konrads Murmeln zu achten, fuhr aber fort:

„Heute haben wir Zusammenkunft beim Impler; der Pinzenauer ist angekommen mit Grüßen und Anträgen des Ingolstädters; die beiden Drächsel, der Haitfolf, der Stromair und noch mehrere Bürger thun sich dort zusammen; heute Nacht muß etwas entschieden und den Zunftführern der Beschluß noch mitgeteilt werden, denn die meisten sind auf unserer Seite; die Viertelsmeister haben uns auch wacker in die Hände gearbeitet. Morgen werden die Herren dann überschrieen, und die Geschlechter verbannt man; es geht vortrefflich — komm nur!"

Also sprechend, zog er Triener mit sich fort, um ihn den Anhängern Ludwigs entgegenzuführen, welche sich im Hause des Impler, in der nachmaligen Trinkstube versammelt hatten.

Als die beiden Freunde in dem Dunkel der Nacht geräuschlos über den Marktplatz hingingen, und Konrad zu den Fenstern des Katzmairschen Hauses, welches die Ecke vom Marktplatze

und der Watmangergasse bildete, aussah, da durchzuckte es schmerzlich seine Seele und glühender Haß machte alsbald einer weicheren Empfindung Raum.

„Auch die übermütigen Katzmair müssen fort," flüsterte er dem Ratsherrn zu, und indem dieser beifällig nickte, verschwanden sie „unter den Bögen," welche damals die Kornschrannen hießen, wo sie auf ein leises Pochen an die Thür des Implerhauses geheimnisvoll eingelassen wurden.

In einer abgelegenen Stube dieses Hauses saßen an einem Tische zehn bis zwölf Bürger Münchens, worunter sich auch einige Geschlechter, wie die Drächsel und der Impler selbst befanden; an der Spitze des Tisches hatte ein Mann von hagerer Gestalt Platz genommen, dessen rötlicher Schnurrbart dem blassen Antlitz mit den unstäten grauen Augen einen Ausdruck verlieh, der anfänglich zurückschreckte; bald aber wußten die einschmeichelnde Rede und die geschmeidigen Manieren des Mannes das entflohene Vertrauen wieder zu gewinnen.

Dieser Mann war der Hofmeister Pinzenau, der seine jetzige Stellung bei Herzog Stephan von Ingolstadt klug benutzte, um Ernst seine persönliche Rache fühlen zu lassen. Durch seine geheimen Bemühungen war die Note der Freiheiten in so weitem Umfange zusammengefaßt worden, und er war es auch jetzt, der die für Ludwig gewonnenen Bürger vereinigte und leitete, was er um so leichter vermochte, da er nicht allein durch Verwandtschaften in München einen großen Einfluß besaß, sondern auch die Kunst kannte, dem Dünkel der Bürger zu schmeicheln und ihnen eine Zukunft zu zeigen, welche ihre Sinne kitzelte. Da er sie gehörig vorbereitet glaubte, so versammelte er die Angesehensten unter ihnen auf heute, um sie zu einem Entschlusse zu bestimmen, und er sprach sie nun mit folgenden Worten an:

„Ehrsame Herren und Bürger der Stadt München! Herzog Stephan und sein edler Sohn Ludwig entbieten euch durch mich Gruß und Gnade. Sie haben gehört und aus dem Munde vieler wackerer und ehrenfester Bürger der Stadt selbst vernommen, in wie viele verdrießliche Händel ihr mit den Herzogen Ernst und Wilhelm ganz unvermutet geraten seid, und nur deswegen, weil ihr auf euren angestammten Freiheiten beharret und nicht zugeben wollet, daß eure Kinder und Kindeskinder schlechter daran sind denn eure Ahnherren. Darum sind meine Gebieter fest entschlossen, euch in eurem Rechte zu verteidigen, wenn ihr anders gesonnen seid, ihren Schutz zu suchen. Ihr wisset, daß Herzog Johann, dem Gott genade, mit seinem Herrn Bruder gemeinschaftlich in Bayern regierte, und daß kein Unterschied der Herrschaft zwischen ihnen bestand. Sollte jetzt, da sein Bruder verblichen ist, nicht auch Herzog Stephan dasselbe Recht fortgenießen, oder soll es seinen Neffen erlaubt sein, ihm vorzuschreiben, welche Städte sie seiner Herrschaft überlassen wollten? Sollte Stephan nach dem Tode seines Bruders des Eides ledig sein, welchen er gemeinsam mit diesem abschwor, daß er die Freiheiten des Landes bewahren wolle? Mögen die jungen Herzoge dieses glauben! Stephan aber wird seines Schwures nicht vergessen und daher nie dulden, daß Freiheiten mißachtet werden, deren Bestätigung und Erhaltung er eidlich zusicherte. Wie könnt ihr aber auch von Ernest und Wilhelm Gutes erwarten, wenn diese, ehe sie noch von euch den Eid der Treue empfangen haben, schon euren Rechten und Freiheiten zuwiderhandeln? Werden sie euch nicht später zu ihren Leibeigenen machen, wenn sie jetzt schon solches zu beginnen wagen? Dieses möget ihr wohl bedenken, und wenn ihr entschlossen seid, euch den Forderungen der Herzoge nicht zu fügen, so werdet ihr in Stephan und seinem Sohne Freunde finden, die im stande sind, euch zu schützen."

Hiermit schwieg Warmund v. Pinzenau und ließ seine Augen forschend herumschweifen, um die Wirkung seiner Rede zu erspähen, als Haitsolf das Wort nahm und über den Tisch heraus schrie:

„Ihr habt ganz recht, edler Herr v. Pinzenau! Wenn wir uns jetzt schon scheren lassen, so wird man uns später noch zur Schlachtbank führen. Besser ist zuvor bedacht, als nachgesehen! Ich halte es mit den Herzogen von Ingolstadt und setze alles daran, um uns zu unserm Rechte zu verhelfen."

„Wir sind derselben Meinung," fügten mehrere andere hinzu, „aber das ganze Regiment muß anders werden. Die Geschlechter müssen mit den Zünften teilen, sie sollen uns nicht mehr am Narrenseile führen dürfen, wie bisher; die Gilden sollen auch ein entscheidendes Wort haben. Sie müssen mitschlagen, wenn's zum schlagen, und mitzahlen, wenn's zum zahlen geht."

(Fortsetzung folgt.)

Eine bayerische Großbrauerei.

Von Heinrich Leher.

Wer mag wohl den ersten Braukessel in München aufgestellt haben, und wann mag das gewesen sein? Der Leser muß auf die Beantwortung der Frage verzichten. Möglich, daß schon in dem Dörflein Munichen, das Heinrich der Löwe zum Markte erhob, der erste Kessel brodelte. Kein Buch, kein Lied kündet den Namen des Mannes, der hier zum ersten Male Gerste und Hopfen zum würzigen Tranke mischte.

Wem mag er den ersten Humpen kredenzt haben? Wir denken, einem verwetterten, abgehärteten Kriegsmanne oder wohl auch einem müden Wanderer, der dem Verschmachten nahe war. Wir glauben so, weil nach wohlbegründeter Mutmaßung das erste in München erzeugte Bier häßlich geschmeckt haben muß. Es wird eine säuerlich-bittere Flüßigkeit von trübem Gelb gewesen sein, deren Hauptvorzug darin bestand, daß sie naß war und schnell die Kehle hinabglitt. Wenn wir uns jenen Augenblick des ersten Trunkes in unseren Gedanken zur Vorstellung bringen, so gelangen wir zur Einsicht, wie nichtig es oft ist, Wahrscheinlichkeitsberechnungen für die Zukunft anzustellen.

Wir erfahren daraus, daß die Ereignisse, die Gestaltung der Dinge Formen annehmen, die selbst ein kühner Traum nicht im stande wäre, uns vorzuzaubern. Was würde wohl der erste Brauer Münchens gesagt haben, wenn der von ihm mit dem ersten Trunke Gelabte plötzlich die Gabe der Prophezeiung erhalten hätte; wenn er ihm verkündet hätte, daß sein

„Münchener Bier“ einst unter den köstlichsten Getränken genannt werde, daß die ganze Welt herbeieilen werde, sich dasselbe zu holen? Was würde er gedacht haben, wenn er die schwarze Wolke erblickt hätte, welche heute Hunderte der Brauindustrie dienende Schlote über die Landschaft breiten, wenn sein Ohr das donnernde Rollen der zahllosen Wagen vernommen hätte, welche heute jeden Tag über die Eisenschienen fliegen, den schäumenden Trank in alle Länder zu führen? Wolke und Donner hätten Gast und Trinker an ein Kommen Wotans gemahnt, denn nahe waren ihrer Zeit noch die heidnischen Erinnerungen.

Es wäre überaus interessant, den Namen des Mannes zu wissen, der zuerst am Isarufer die Fahne des Königs Gambrinus entfaltete; vergebens, er bleibt in die Nacht der Vergessenheit getaucht; ein Gedankenstrich und ein Fragezeichen eröffnen den Stammbaum der Münchener Brauereien. Wir sind in Verzweiflung, wie wir uns vor den Lesern rechtfertigen sollen, da kommt uns eine Stelle unseres Programms rettend in den Sinn, jene Stelle, in welcher wir versprachen, daß das „Bayerland“ seine Wirksamkeit nach allen Seiten entfalten und nicht versäumen werde, auch dem Handel und der Industrie seine Beachtung zu schenken. Indem wir uns neben der Vergangenheit das volle Recht der Gegenwart vorbehielten, ist es uns sogar unabweisbare Notwendigkeit, einen Blick jener Industrie zu widmen, welche das Palladium unserer Staatseinnahme bildet, der Brauindustrie. Der Leser möge nicht befürchten, daß wir ihn mit statistischen Tabellen belästigen, deren Ziffern ihm allerdings das riesige Wachstum dieser Industrie anschaulich vor Augen führen würden. Die Zahlen des Malz- und Hopfenverbrauches, des Verbrauches im eigenen Lande, des Exportes sind kein Geheimnis. Wer sich darüber belehren wollte, dem lieferte die Tagespresse anläßlich der Debatten über den Malzaufschlag das Material in ausreichendem Maße. Unsere Aufgabe soll hier eine andere sein. Wir wollen versuchen, unseren Lesern das Bild einer Großbrauerei zu geben, die Eindrücke zu schildern, die ihr Besuch dem Laien, nicht dem Techniker und dem Fachmanne bietet; die beiden letzteren würden ja noch tausend andere merkwürdige Dinge sehen.

Scheinbar prosaische Dinge heben sich vom poetischen Hintergrunde ab; so auch jetzt, wenn wir die Geschichte des „Bürgerlichen Brauhauses“ schreiben wollen, welches wir zum Gegenstande unserer Schilderung erwählten. Wir heben mit einer idyllischen Liebesgeschichte an, allerdings gleich mit der letzten Seite derselben; sie ist auf vergilbtes Papier geschrieben und säuberlich in den Bündel der Staatsprotokolle eingestellt. Ein Ratsprotokoll vom Jahre 1654 meldet uns „Martin Zenger von Schrobenhausen gebürtig, ein Preuknecht, so er vor 6 Jahren gelernt, will sich mit der Eva Bibergerin, Caspar Bibergers seelig Wittib verehelichen, hat ein Vermögen von 300 fl. väterlich, die Wittib aber 300 fl. bittet für einen Bürger angenommen zu werden.

Ein Ambt der Bierpreu hat hieran kein Bedenken.

Conclusum: Denn gegen Erlag von 24 fl. für einen Bürger anzunehmen.“

Es bedarf keiner Anstrengung der Phantasie, vor dieses letzte aktenmäßige Kapitel einen regelrechten Liebesroman zu dichten. Der Zeitpunkt könnte nicht günstiger gewählt werden; es waren Tage, in denen man in Deutschland wieder zu atmen begann, nachdem kurz zuvor — sechs Jahre waren erst verstrichen — die Gefahr gedroht hatte, daß das ganze Volk in den Blutlachen eines 30jährigen Mordens unterginge. Die Menschheit erwachte aus der Betäubung der stetigen Todesangst, begann wieder zu leben, zu lieben. In dieser lebensfrohen Zeit sehen wir unsern Martin nach München wandern, um dort sein Glück zu machen. Mag wohl ein schmucker, lustiger Bursch gewesen sein, da es ihm gelang, der reichen Wittib Herz und Hand sich zu erwerben, wohleingesessener und behäbiger Bürger der kurfürstlichen Haupt- und Residenzstadt München zu werden. Wir könnten auch, um die Leser zu fesseln, ein Märlein erdichten von einem Mägdlein, das er zu Hause ließ und das in Treuen wartete, bis der Herzallerliebste zurückkommen sollte. Wie weinte sie sich die Wänglein blaß, die Augen rot, als ihr Botschaft ward, daß er eine andere, die reiche Wittib, gefreit. Doch halt, die Lust zum Fabulieren und Erzählen soll uns nicht verleiten, Meister Martin Zengers Andenken zu schmälen! Es rief kein Gebet gegen ihn klagend zum Himmel, denn der Segen desselben ruhte auf dem Stamm, den er begründet und der über 100 Jahre auf dem Bräuhause in der Burggasse saß und braute. Als im Jahre 1842 eine Feuersbrunst die Braustätte eingeäschert hatte, wurde das Sudhaus ans andere Ufer der Isar verlegt. Der Wiederaufbau bot in dem beengten und kostbar gewordenen Terrain der Altstadt Schwierigkeiten, während man sich auf dem weiten Plane des Zengerbräukellers, der schon 1791 auf vormals dem Lazarett Gasteig gehörigen Grunde erbaut war, nach Bequemlichkeit entfalten konnte. Wenn der biedere Meister Martin Zenger am Hochzeitstage strahlend vor Freude und Glück am Arme des drallen Ehegesponses durch die Räume seines Brauhauses wandelte,



Die Burggasse in München 1815.

wird er mit stolzer Zufriedenheit sein Besitztum betrachtet haben; wie winzig käme ihm dasselbe vor, wenn er dagegen die Großbrauerei erblickte, zu der sich seine schlichte, aber stets rühmlich genannte Braustätte im Laufe der Jahrhunderte entwickelte.

Kunst und Bier, zwei sehr verschiedene Dinge, die eine die Himmelstochter, das zweite ein profanes Produkt des Menschen, und dennoch sind diese beiden Dinge mit dem Namen München unzertrennbar vereint. Diese unzertrennliche Verbindung der höchsten Ideale und der gewöhnlichen Wirklichkeit ist seltsam, aber unmöglich abzuleugnen. Hunderttausende von Fremden besuchen jährlich die herrliche Hauptstadt des Landes, bewundern staunend die mannigfaltigen Glas mit dem köstlich schmeckenden bayerischen Nationalgetränk schäumt und perlt, aber klein ist die Zahl jener, denen sich die Thore öffnen, die den Eintritt gewähren in die riesigen Räume, in denen das würzige Naß erzeugt wird.

Wir haben uns durch die Rosenheimer Straße dem Terrain der Brauerei genähert und — wir nehmen an, es sei Sommer — in dem schattigen Garten, dem Bürgerlichen Bräuhauskeller, Platz genommen. — Es ist eine berechtigte Eigentümlichkeit des bayerischen Sprachgebrauchs, welche den Fremden beim ersten Hören verblüfft, das Wort „Keller" nicht auf die Bezeichnung der unterirdischen Räume zu beschränken, sondern frisch und frei damit auch die oberhalb und in der Nähe befindlichen Gärten und Gebäulichkeiten zu bezeichnen. Unser Keller ist ein



Das Bürgerliche Bräuhaus in München.

Schätze der Kunst, die kostbaren Galerien, Museen, die unvergleichlichen Bauwerke, mit welchen der hohe Sinn des edlen Herrscherhauses seine Residenz geschmückt und geziert hat. Aber jetzt Hand aufs Herz! Von den Hunderttausenden wird es nur ein verschwindend kleines Häuflein sein, welches es unterließe, Gambrinus' köstliches Naß an jener Stelle zu versuchen, wo nach dem Urteile des ganzen Erdballs die köstlichste Quelle strömen soll. Von den Hunderttausenden kehren wenige zurück, die nicht in der Heimat, und läge sie noch so ern, neugierig gefragt würden, wie ihnen das „Münchener Bräu" an Ort und Stelle gemundet habe.

Es ist ein Stück Landeskunde, wenn wir durch das riesige Etablissement pilgern, zu welchem sich im Laufe der Jahre Martin Zengers bescheidenes Brauhaus entwickelte. Und seltene Gunst ist es, daß uns der Einblick gewährt wird. Wir prahlen nicht, ungezählt ist die Ziffer jener, vor denen heute das ausgedehnter, fast endloser Garten mit schattigen Bäumen, unter deren Blätterkronen auf schlichten Holzbänken der immer fröhliche, heitere und gutmütige Münchener im Sommer mit seiner Familie sich seines Abends und seines Ruhenachmittags an den Feiertagen erfreut. Guter Stoff, gemütliches Gespräch mit dem Nachbar, dazu die Weisen einer Regimentskapelle, und alle die Tausende sind glücklich und zufrieden! Wir aber können heute dem Kellerleben weniger Beachtung schenken; es verdiente als ganz merkwürdiges Stück unseres Volkslebens ein eigenes Kapitel.

Unsere Sinne sind unruhig. Unsere Blicke richten sich neugierig auf die massigen Gebäude, überragt von gewaltigen Kaminen; welch ein Schnurren und Surren, Brummen und Stoßen, Stampfen und Dröhnen, Zischen und Brausen tönt an unser Ohr. Bald führt der Luftzug uns jenen duftigen, süßen Hauch entgegen, den Malzgeruch, dann glauben wir

das gewürzige Aroma der Hopfendolden zu verspüren, dann wieder den scharfen Rauch von Pech, wenn die Küfer rührig an der Arbeit sind. — Was hilft es, wenn der leibliche Durst gestillt ist und unser Wissensdurst unbefriedigt bleibt; wir möchten zu gern die Geheimnisse jenes Riesenbaues sehen.

Unser Sehnen sei erfüllt, man gewährt uns Einlaß. Wir stehen zunächst staunend vor einem riesigen Gebäude, welches, vier Stock hoch aufstrebend, sich in Hufeisenform vor uns ausbreitet. Wäre das „Bayerland“ ein technisches Journal, so hätten wir nun in sachgemäßem trockenen Stile zu berichten: Die Mälzerei enthält 31 Malztennen, 6 Doppeldarren mit Ventilatoren, Wendern und selbständigen Kontrollthermometern, 20 eisernen Weichen mit Gerstenwaschapparaten, Aufzüge, Putzereien und eine Inhalationsanlage für sämtliche Malztennen. — Der Fachmann erhält durch diese Zahlen ein Bild von photographischer Treue; anders der Laie. Wir überschreiten die Schwelle des riesigen Hauses, der Eindruck ist ein merkwürdiger, höchst sonderbarer.

Es gibt vom Untersberg eine Sage, daß einst ein Marktschreiber von Berchtesgaden an einem besonders begnadeten und heilvollen Tage mit einem Mönche zusammengetroffen sei, der ihm die Pforten zu den geheimnisvollen Sälen und Hallen des Berges öffnete. Sie schritten durch die säulengetragenen Räume, in denen viele Tausende gewappneter Ritter schliefen, und der Mann konnte nicht des Staunens satt werden, als sein Auge die endlose Flucht der Kammern erblickte, in denen Waffen und Harnische aufgespeichert lagen zum einstigen gewaltigen Entscheidungskampfe auf der Walserheide. Uns wird in diesen Räumen zu Mute, als schritten wir an der Seite des Mönches. Spiegelblank wie ein frisch gescheuerter Tisch eines saubern holländischen Hauses sind Treppen, Gänge und Flure. Wir blicken in Riesensäle, in welchen in zierlich geschichteten Haufen Massen von Gerste lagern, so viel, daß plötzlich Zweifel in uns aufsteigen an der persischen Erzählung von der Erfindung des Schachspieles.

Der Erfinder, irgend ein kluger Derwisch, verlangte von dem Schah keine andere Belohnung, als auf das erste Feld ein Korn, auf das zweite zwei, auf das dritte vier und so im Quadrat steigend. Und die Kornkammern Persiens erwiesen sich ungenügend, die vermeintlich so bescheidene Bitte zu erfüllen. Wenn unser Blick über die vor uns aufgespeicherten Massen hingleitet, so meinen wir, der Derwisch hätte hier zufriedengestellt werden können. Wohin wir spähen, erblicken wir Neues, Merkwürdiges; es herrscht eine verhältnismäßige Stille in dem weiten Hause, und doch schnurrt und surrt es überall geschäftig. Hunderterlei Apparate und Maschinen sind im Gange, um das schlichte Gerstenkorn zu seiner eigentlichen Bestimmung als „flüssige Speise“ umzuwandeln. Wir blicken in Räume, in welchen schnelle Maschinen die Körnchen säubern und putzen, wir treten in Hallen, da rieselt von oben der Körnerregen herab; wir spähen in Kammern, in welchen warme Lüfte die Kraft der Keimung im Körnchen erwecken, wandeln durch lange Korridore, in denen sich Kufe an Kufe reiht, in welchen die Weiche beginnt. Und das alles wiederholt sich so und so oft; unser Staunen gleicht immer mehr dem des Mannes im Untersberg. Dabei eine ganz unvergleichliche Sauberkeit und Pünktlichkeit; der gewaltige Organismus arbeitet mit der stetigen Sicherheit einer astronomischen Uhr.

In der Mitte des Hufeisenbogens erweitert sich das Gebäude zu einem riesigen Hofe, der mit einem eisernen Glasdache überwölbt ist. Ein Regiment könnte unter Dach und Fach darunter exerzieren. Hier ist der friedliche Fuhrpark des Königs Gambrinus aufgefahren. Er ist ein milder leutseliger Herrscher und gestattet, daß manchmal sich die Halle mit duftendem Grün schmücke und mit Bildern und Statuen ziere, um Münchens Bürger bei Massenfesten wie Sedanfeier u. s. w. zu beherbergen und ihnen freundliches Obdach zu bieten. Gambrinus besitzt als echter König seinen Marstall, 30 Pferde stehen an den Krippen; seine Kutscher, die athletischen Figuren der Herren Bierführer sind in ihrer selbstgewählten ländlichen Livree, kleiner, runder, weicher Filzhut, „Janker“, Lederhose in den blank gewichsten Stiefeln, eine bekannte Münchner Type. Gambrinus bedient sich nicht allein der edlen Rosse, sondern, wie einst Ceres, die ährenspendende Göttin Griechenlands, des Ochsengespanns. 30 Prachtexemplare derselben zieren den Marstall. Wir wandeln weiter von Bau zu Bau; besehen die Schäffler bei ihrer emsigen Hantierung, betrachten die saubere, flinke Füllweise der abertausende von Flaschen; betreten die zwei großartigen Maschinenhäuser und Kesselhäuser; in jedem derselben dröhnt Tag und Nacht ununterbrochen eine Maschine von 120 Pferdekräften, um all die zahlreichen anderen Maschinen und Vorrichtungen in Bewegung und Arbeit zu erhalten. Das hätte unser lieber Meister Martin Zenger nicht gedacht, daß einst in seiner Braustätte das ganze Jahr hindurch ununterbrochen gesotten würde. Meister Zenger wußte aber auch noch nichts von Lindeschen Eismaschinen-Anlagen, deren die Brauerei zwei besitzt. Er würde mit erstaunten Augen ihre Räume betrachten, in denen mitten im Sommer Eiskrystalle und schneeiger Duft die Röhren umpanzern. Im Sudhause würde er sich ebenso fremd fühlen; vielleicht möchte er gar Zauberei vermuten, wenn er die riesigen Rührmaschinen erblicken würde, welche mit mathematischer Genauigkeit in dem malzigen Meere herumkreisen, von keiner menschlichen Hand bewegt.

Nun noch einen Blick in die Schatzkammern des Königs Gambrinus, in seine Keller; sie erstrecken sich weithin in derselben Ausdehnung wie die oben befindlichen Gebäulichkeiten. Wie Sterne flimmern die elektrischen Lampen in der feierlichen Dunkelheit der stillen Gewölbe. Faß reiht sich an Faß; vom kleinen zierlichen „Banzerl“ bis zum massigen Rivalen des Heidelberger Fasses. Da, ein seltsamer Laut, halb Glockenton, halb Orgelschall, so klingt es durch den Raum, leise verhallend, wiederkehrend, kaum verstummt, von neuem ertönend. Es ist der Atemzug der Ventilationsmaschinen, welche immerwährend frische Luftströme zuführen, zu gleicher Zeit stets den bestimmten Temperaturgrad festhalten. In so realistischer Weise löst sich das Rätsel des süßen Wohllautes, ein letzter Seufzer der gefesselten Naturkraft, der Sklavin des Menschen.

Nun gelte noch ein kleiner Besuch in dem Direktionsgebäude, der Staatskanzlei des Königs Gambrinus, der Registratur des Durstes von fünf Welttheilen. Wieder alles in großartigem Maßstabe, Pult an Pult in den schönen, hellen, luftigen Bureaus.

Als weiland Meister Martin Zenger in der Burgstraße braute, da mag er vielleicht, wir vermuten es, einmal ein Fäßlein nach der Heimat, nach Schrobenhausen, gesendet haben. Das Fäßlein wird gar sorglich dem fahrenden Boten zur Obhut

und Schutz empfohlen worden sein zur weiten, weiten Reise. Und heute rollen 47 Eisenbahnwaggons des bürgerl. Brauhauses ständig auf den Schienen. Mag das Schicksal uns nach Ost, nach West, nach Süd, nach Nord treiben, überall ist es uns ermöglicht, bei dem „Bürgerbräu" des lieben Münchens zu gedenken, mit ihm das Heimweh zu ertränken; sei es nun Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Kassel, Köln, Kiel, Lübeck, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, Nürnberg, Stettin, Stralsund, Stuttgart, Wiesbaden oder Worms, wir müßten eigentlich alle größeren deutschen Städte nennen. Ziehen wir über die Alpen, so finden wir es in Mantua, Verona, Genua, Rom und Neapel, selbst im Lande der Pyramiden vermissen wir es nicht, weder in Alexandrien noch in Cairo. Auch die neue Welt hat ihm gastlich ihre Grenzen geöffnet, New-York, Brooklyn, selbst die Hauptstadt der jüngsten Republik der Welt, Brasiliens, Rio de Janeiro ist der Sitz eines großen Depots der Brauerei. Diese wenigen Daten geben dennoch eine Ahnung von der kolossalen Ausdehnung und Entwickelung des Geschäftes. Wir freuen uns der Blüte eines Gewerbes, das wie kein anderes den allgemeinen Wohlstand des Landes kräftigt. Die erzielten Resultate sind das Werk rastlosen Fleißes, unermüdlicher Energie und Thatkraft; Gott schirme das ehrsame bayerische Bierbraugewerbe, daß es immerdar seinen stolzen Platz auf dem Weltmarkte behaupte!

Vom Ammersee.

Von Josef Schwabl.

„Warum soll nicht auch ich einmal mein Bündlein schnüren und für einige Zeit hinauspilgern in die freie Gotteswelt, um neue Kräfte für Geist und Lungen einzusaugen?" So dachte ich mir vor einigen Jahren, als ich den ersten schüchternen Versuch eines Landaufenthaltes machte, und ich wählte als Reiseziel den stillen Ammersee.

Meine wackere Hausfrau schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie den Haufen Bücher sah, den ich einsackte. Ich trat nämlich meinen Ausflug mit dem löblichen Vorsatze an, draußen im Freien, wo einem ja die Gedanken wie die Mückenschwärme zufliegen müssen, außer einigen wissenschaftlichen Abhandlungen mindestens ein Drama und ein Epos zu schreiben, von kleineren feuilletonistischen Arbeiten gar nicht zu reden.

Das war nun wieder einmal eine arge Täuschung, meine ganze schriftstellerische Thätigkeit am Ammersee beschränkte sich auf einige lakonisch genug gehaltene Andeutungen, die per Postkarte nach München gelangten. Drama und Epos und Sonstiges blieb in meiner Feder stecken, ohne daß jedoch dadurch eine besonders bemerkbare Lücke in der Litteratur der Völker entstanden wäre.

Anfangs zwar zog ich wiederholt journalistisch-feldmäßig mit Schreibmaterialien aller Art ausgerüstet in die Weite und warf mich unter regen Wipfeln auf den weichen Moospfühl. Das Sinnen und Träumen ging allerdings vortrefflich, das Arbeiten gedieh absolut nicht. Im Zimmer bleibt die Phantasie hübsch beisammen, man stellt sich in Gedanken seine Modelle und konterfeit sie mit der Feder ab, aber draußen im Freien zerflattert die Phantasie. Das Herz wird voll von Freude und Glück, aber sowie man die Feder ansetzt, verscheucht man die herrlichen Gebilde, und will man sie trotzdem auf das Papier bannen, so nehmen sie sich der Wirklichkeit gegenüber wie Karikaturen aus. Da schreibe doch 'mal, wenn die Natur die Arme ausbreitet und dich ans Herz schließt! Wie willst du denn das Leben und Weben des Waldes eigentlich schildern? Kannst du das Lispeln der Blätter, das Hereinlugen und Spielen des goldenen Sonnenlichts, das einlullende Rieseln des Baches, das traumselige Summen der Bienen, den hundertstimmigen Vogelsang, den tausendfachen Farbenschmelz der Blumen, den belebenden Hauch der Lüfte, den harzig-würzigen Duft von Wald und Wiese — kannst du dies alles auch nur annähernd auf dem Papier wiedergeben? Du schreibst einige schöne oder unschöne, alte oder neue Phrasen, da krabbelt dir ein naseweiser Käfer über das Papier. Schau ihn dir doch an, den stattlichen Burschen! Wie prächtig ist er gekleidet in das herrlichste Goldgrün und Stahlblau, und doch zählt er nur zu den untergeordneten, kaum beachteten Dienern der Waldfee. Hat dich der Käfer verlassen, so äugt dich vom Aste herab der bunte Fink an und schmettert in so heller Freude sein „Leitmotiv" in die Lüfte, daß du abermals den Stift sinken lässest und dir denkst: „Ist das ein glückseliges Geschöpfchen! Wer doch auch so frank und frei, so harmlos und sorglos sein Dasein verleben könnte!" Da erscheint ein goldig zitternder Punkt auf dem Bächlein. Es ist der Sonne gelungen, einen Blick in die verschwiegene Herrlichkeit des Waldes zu werfen, und das Bächlein hält den Sonnenblick gleichsam fest, der ihm bis in die Tiefe gedrungen, gleichwie das Lächeln der Geliebten in die Seele dringt.

„Kuckuck! Kuckuck!" tönt es nun aus der Tiefe des Waldes. So ein Kuckuck gemahnt so recht an einen in sich selbst verliebten Gecken, wie man solchen leider nur zu oft auch in der Bergwelt und an den Ufern der lieblichsten Seen begegnen muß. Alle Schönheitswunder, die solch' ein trauriges Menschenkind umgeben, rühren es nicht. Der Geck betrachtet nur sich als den Mittelpunkt der Schöpfung, und da ihn andere nicht beachten oder wohl gar verspotten, so spricht er stets nur in der aufdringlichsten Weise von sich selbst. Da flattert auch noch ein Rabe heran. So ein Rabe ist der leibhaftige Rezensent, er kommt nicht dazu, sich aufrichtig über etwas zu freuen, er krächzt zu allem und jedem sein freudestörendes „Aber". Man sagt dem Raben auch nach, daß er seine eigenen Kinder aus dem Neste wirft, wenn sie ihm unbequem werden, und so legt auch der Rezensent Hand selbst an seine Intimsten, falls sie nicht in die Rahmen seiner Kritik passen. Wie lieb ist dagegen die Lerche, die draußen am Waldessaume ihr Glück und ihren Dank in die Lüfte jubelt! Die höchste Wonne drückt sich nur in wenigen Worten und Lauten aus. Wer über sein Glück lange Reden hält und wohlgegliederte und wohlgereimte Lieder darüber dichtet, hat das höchste, das innerste Glück nie so recht empfunden. „Dir, dir, dir sei Dank," so lautet das Lied der

Lerche und der Allgütige lächelt sicher milde auf diesen armen und doch so beredten Dank des Vogels herab. Geschwätzig wie ein echter Commis Voyageur, der bald da und bald dort lebt, ist die Schwalbe, die dort wie ein Pfeil an den Kirchturm und wieder herabschießt. Sie arbeitet rastlos, aber sie schwätzt auch unablässig dazu. Sie kann es den Tauben, die so treu ihrer Heimat anhängen, nicht oft genug erzählen, was sie draußen in der weiten Welt alles gesehen und gehört, bei den Pharaonen und beim Flug über das ewige Meer unter den Kronen der Palmen und im Gluthauch der Wüste.

Und all' diesem Leben und Treiben gegenüber sollte man Buchstaben malen können? Nimmermehr! Sollte dir aber erst



Der erste Maßkrug in Kamerun. Von Toni Aron (S. 264.)

gar noch ein goldlockiges, blauäugiges Kind schmollend das Blatt wegziehen und dir die frischen Lippen bieten, um auf diese süße Art zu sagen: „Freue dich des Lebens und höre auf, dich zu mühen," so möchten wir den Sonderling kennen, der unter solchen Umständen tote Buchstaben kritzelt. —



Lustige Gesellschaft. Von Toni Aron. (S. 264.)

Pardon! Ich wollte vom Ammersee schreiben und nun ist noch kaum der Name dieses Sees genannt worden und ich erging mich in Schwärmereien, denen man am Ende auch anderswo ebenso gut nachhängen kann! Ja und nein! Der Plätzchen, wo man unbehelligt von so mancherlei Nadelstichen, die uns von der sogenannten Gesellschaft zugefügt werden, so recht aus Herzensgrund Natur kneipen kann, werden leider immer weniger. An den Ufern des Ammersees nun gibt es noch derartige lauschige Winkel genug, und da es dort, dem Himmel sei es tausendmal gedankt, keine Gelegenheit gibt, bei lärmenden Kurkapellen-Konzerten die Wunder der Saisontoiletten zu entfalten, so kann man am Ammersee noch immer seine unverkümmerte Freude an den Reizen der Natur haben.

Wir wollen keinem Landschafter-Paris die Beantwortung der Frage zumuten, ob der Starnberger- oder der Ammersee der schönere sei, wir wollen nur betonen: Wer Ruhe und Erholung sucht, wer nicht bei jedem Schritt und Tritt geärgert sein will von aufdringlichster Protzerei und Aufbläherei, wer den Stimmen der Natur lauschen will und nicht hohler Klatschbaserei am Tische weiblicher und männlicher Koketten, der — es soll dies nichts weniger als ein Anathema über den Würmsee sein — suche Plätzchen auf, wie der Ammersee sie bietet.

Es ist nun durchaus nicht unsere Absicht, in belehrender Aufdringlichkeit den Führer um den Ammersee spielen zu wollen, überall, wo wir unser Zelt aufschlagen, ist gut sein, von Grafrath bis Andechs. Auch braucht man durchaus nicht zu fürchten, am Ammersee vielleicht lediglich auf Naturkneipen angewiesen zu sein, es findet sich überall ein Tischlein-deck-dich, das seinen Mann reichlich nährt und auch die Perle des Ammersees, der schmackhafte Amaul, wird dem Wanderer fast überall vorgesetzt.

Nur an zwei oder drei meiner Lieblingsplätzchen will ich den freundlichen Leser geleiten, diese Punkte erschienen mir typisch für das, was man am Ammersee suchen und finden mag.

Aber am Ende geschieht den herzlieben Leuten, die mich als verirrten Wanderer an ihren gastlichen Herd geladen, gar nicht einmal ein Gefallen damit, wenn ich ihr trautes, weltabgeschiedenes Heim verrate. Nun meine Feder wird dem Arzla-Hof keinen Bädecker * eintragen, der ihm anspruchsvolle Touristen auf den Hals hetzt. Übrigens steht schon längst ein hellleuchtender Stern über dem First des Arzla-Hofes, der Stern des Friedens.

Wo der Arzla-Hof liegt? Zwischen Grafrath und Inning liegt er. Mehr weiß ich nicht zu sagen. Und wenn ich den Hof heute wieder aufsuchen wollte, würden mich wahrscheinlich die neckenden Kobolde des Waldes wieder ebenso durch Dick und Dünn, durch sumpfige Wiesen und über knorrige Baum-

wurzeln führen. Man kann ja nach dem Wege fragen, meinst du. Ja, lieber Freund, das habe ich auch gethan, ich habe mich an Holzleserinnen und Waldarbeiter gewendet und auch Bescheid erhalten, aber im Vergleich mit solchem Bescheid dürften die delphischen Orakelsprüche noch für Muster an Klarheit gelten.

„Wo liegt Inning?“ fragte ich immer wieder, und immer wurde ich wieder auf einen andern Fußweg verwiesen. Aber kein Pfadfinder hätte solche Fußwege festhalten können, und so stapfte ich denn tapfer fort auf dem sumpfigen Boden, daß rechts und links die Frösche emporsprangen und mir nachquackten: „Lauf nur zu, du kommst doch nicht nach Inning“. Und die kleinen Ungeheuer hatten recht. Endlich, endlich lichtete sich der Wald, ich stand vor einem weitläufigen Gehöft und eine gute halbe Stunde seitwärts höhnte ein Dorf von der Höhe herunter — Inning. „Weß Herd dies sei, hier muß ich rasten,“ dachte ich mir und betrat den Hof und heute freue ich mich aufrichtig über diese meine kleine Irrfahrt im Walde, denn sie führte mich zu lieben Menschen und zeigte mir ein Fleckchen Erde, wo die Zufriedenheit eine Heimstätte hat.

Die Hofbesitzerin, als solche lernte ich sie später kennen, trat mir mit gewinnender Freundlichkeit entgegen und lud mich ein, in der Stube Platz zu nehmen, es sei soeben angezapft worden. Ich traute meinen Ohren nicht und sah die Frau verwundert an. „Anzapft ist worden,“ wiederholte die Frau im unverfälschtesten Schwäbisch. „Wir ha'n jetzt so viel Arbeitsleut' im Haus, daß wir selber Bier schenken,“ erläuterte sie. Einen Augenblick später stand ein mit schäumendem Gerstensaft gefüllter Krug, den die Frau von seinem Ehrenplatz im Glasschranke genommen und dessen blinkenden Zinndeckel sie vorher säuberlich vom letzten Staubkörnchen gereinigt, vor mir auf dem Tisch und daneben legte sie einen Laib würzigsten Schwarzbrotes, in dessen schwarzbraune Rinde sie ein Messer gebohrt hatte. Noch selten in meinem Leben habe ich mit größerer Wonne einen Krug geleert, wie auf diesem Hofe. Aber so entspringt gar oft aus Ungemach das größte Behagen und behaglich fühlte ich mich hier und ich beneidete die Bewohner des Hofes um ihr stilles Glück. Dabei vergaß ich freilich, daß die guten Leute nicht wie ich hinter dem Kruge im Stubenwinkel sitzen können, sondern draußen unter schwerer Arbeit des Tages Last und Hitze tragen müssen.



Neukirchen bei hl. Blut. (S. 264.)

Alles Gute und Schöne auf der Welt nimmt ein Ende und so leerte sich auch der Krug früher als mir lieb war. Wäre ich in einem der neunhundert-neunundneunzig Wirtshäuser Münchens gesessen, so hätte ich einfach mit dem Deckel geklappert, aber das durfte ich hier als nur geduldeter Eindringling nicht wagen. Allein die gute Frau verstand „des

Jammers stumme Bitte" meiner Augen, füllte sofort den Krug wieder und eröffnete mir zugleich eine rosige Fernsicht in die Zukunft, indem sie sagte: „Trinken Sie, so viel Sie wollen, Bier haben wir genug".

Und nun erfuhr ich auch von der Frau, daß sie und ihr Mann aus dem Württembergischen stammen. Ich machte ihr mein Kompliment über den stattlichen Hof, da lächelte sie geschmeichelt und führte mich in die Stallungen. Dort standen zu Dutzenden prächtige Kühe und Ochsen, wohlgerundet und spiegelblank, so daß kein Tropfen Wasser auf ihnen stehen geblieben wäre. Auch kräftige Zugpferde schnaubten in gesonderter Abteilung und dazwischen blökten die Kälber und gackerten die Hühner, man mußte seine Freude an dieser prächtigen Stallidylle haben.

Nun wurde es Essenszeit, das Gesinde kam von der Arbeit heim, gedrungene, wettergebräunte Gestalten. Sie nahmen von dem städtischen Fremdlinge nicht die mindeste Notiz, sondern setzten sich breit und fest um die aufgetragenen Schüsseln. Bevor die Leute zu den Löffeln griffen, erhoben sie sich zu kurzem Gebete, das in eigentümlichem, unendlich anheimelndem Tonfalle gesprochen oder förmlich gesungen wurde. Um den Leuten den Platz nicht zu beengen, zog ich mich auf Einladung der Hausfrau in eine Gaisblattlaube zurück, die in einer lauschigen Ecke des weitgedehnten Gemüsegartens stand. Es herrschte die wohlthuendste Mittagsstille, eine süße, traumverlorne Schläfrigkeit lag über der Welt, kaum daß ab und zu der Flügelschlag einer Taube oder das Piepen eines Küchleins die Ruhe unterbrach. Wo weilt das Glück? In lärmenden Vergnügungen oder in weltvergessendem Hinträumen in irgend einem ruhigen Winkel nach tüchtiger Arbeit? Wenn nach Jean Paul die Idylle das Vollglück in der Beschränkung ist, so kommen die Bewohner des Arzla-Hofes aus der Idylle gar nicht heraus.

Es kostete mich wirklich Mühe, den süßen Bann abzuschütteln, den die Traumstille des Hofes über mich gebreitet hatte. Die Arbeiter waren längst wieder an ihr Tagewerk gegangen, da griff ich zögernd zum Wanderstabe und „fragte nach der Schuldigkeit". Für den Trunk ließ sich die gute Frau entlohnen, aber für die Bresche, die ich in den Brodlaib gelegt, wollte sie durchaus keine Entschädigung nehmen. „Wenn's Ihnen nur g'schmeckt hat," meinte sie und schließlich einigten wir uns dahin, daß ich in die Büchse, die an der Stubenthür angebracht war, und aus welcher die reisenden Handwerksburschen ihren Zehrpfennig erhielten, mein Scherflein steckte. Unter herzlichem Händedrucke und mit dem Versprechen, wieder einmal Einkehr zu nehmen, verließ ich den Hof.

So gewinnt man oft urplötzlich einen Menschen, eine Stätte lieb, von deren Dasein man noch vor wenigen Stunden keine Ahnung hatte.

Diesen Eindruck machten mir auch Hersching und Ried. Auch diese Orte sind fortab von meinen liebsten Erinnerungen gar oft besucht.

Wie ein verschämtes Mädchen versteckt sich Hersching am Fuße des heiligen Berges, auf dessen Höhe Andechs thront. Das hübsche Dorf erschien an dem schwülen Sommertage, an welchem ich es besuchte, wie ausgestorben. Die Leute arbeiteten auf dem Felde. Welche Ruhe allerwärts im Orte! Das ist wieder so ein Fleckchen für Menschen, deren Nerven Beruhigung heischen. Gelbflaumige Gänslein schnattern im rieselnden Bache, der sich mitten durchs Dorf windet. Selbst die Hebe, welche dem Gaste frischen Trunk kredenzt, scheint unter dem Banne einer allgemeinen Siesta zu stehen, sie ist wortkarg und meint nur, daß heute „noch etwas kommen werde".

Und es beginnt in der That unruhig zu werden in den Lüften. Die Baumwipfel, welche bislang unbeweglich in die Sonnenglut hineinragten, gewinnen Leben und schütteln sich, als wollten sie sich zum Kampfe rüsten gegen den Feind, der bereits gleich heulenden Wölfen im Kienthal wütet. Rasch hat der Himmel Farbe gewechselt, Blitz und Donner heißt jetzt die Losung. Und nun strömt es herab, das belebende Naß, warm und dunstig, und erfüllt alles, was da fleucht und kreucht, mit neuer Wonne. Eine ganze Last scheint von der vorher so beklommenen Brust genommen. Die verschüchterten Vöglein plustern sich auf und halten Probe für ein allgemeines Dank-Halleluja, und selbst die Schnecke trägt ihr gestreiftes Häuschen hurtiger den glatten Birkenstamm hinan.

Aber von einem Aufstieg nach Andechs kann für heute keine Rede mehr sein, das Gewitter scheint im Kienthale, über welches eine förmliche Rauchwolke hängt, arg gehaust zu haben. Nun wohl ein anderes Mal. Wer sein Herz zu Gott erheben, wer sich eines herrlichen Rundblickes in gesegnetes Gelände erfreuen, wer eine Stätte betreten will, die reich an historischen Erinnerungen ist, wird es sicher nicht unterlassen, den Heiligen Berg zu besteigen. Schwere Schicksalsschläge hatte Andechs auszuhalten, nicht der geringste dieser Schläge war, um Verwüstung durch Feinde und feindliche Elemente, die Andechs in früheren Jahrhunderten erfahren mußte, zu übergehen, die im Jahre 1803 erfolgte Säkularisation des Stiftes, die, wie die Chronisten erzählen, mit seltener Härte durchgeführt wurde. Wie die sogenannte Aufhebungskommission mit den Leichen des in Andechs begrabenen Herzogs Albrecht und seiner Gemahlin verfuhr, wollen wir nicht einmal andeuten, wir müßten sonst ein unliebsames Kapitel über Leichen-Hyänen schreiben. Aber es kamen wieder Tage des Glückes über Andechs. König Ludwig I. erwarb im Jahre 1846 die Klostergebäude und verband das Kloster im Jahre 1850 mit der neu errichteten Abtei St. Bonifaz in München. Nur erwähnt sei, bevor wir von dieser kleinen historischen Exkursion wieder auf den Boden der Gegenwart zurückkehren, daß Freunde des Forschens in der Vorzeit am Ammersee auf Schritt und Tritt mit Stätten in Berührung kommen, welche geschichtlich merkwürdig sind. Will man ja doch, um nur eines zu nennen, in Dießen sogar das alte Damasia erblicken, in Pähl castra Urusa; Römerhügel, Römerstraßen, Reihengräber treffen wir allerwärts.

Doch, wir gehen von Hersching nach Ried zurück, herrlicher Spaziergang. Der See spielt in allen Farben vom tiefsten Blau bis in das lichteste Grün, er ist leicht gekräuselt, er atmet heftiger als gewöhnlich, einem Menschenherzen gleich, das da Unheil befürchtete — und siehe da, es wandelte sich in Segen.

Der Weg führt eine Anhöhe hinan, welch' lohnender Rückblick!

Um die Höhen von Andechs flattern noch zerrissene Wolken, aber um die ganze Umgebung von Hersching spannt sich der siebenfarbige Himmelsbogen, als wollte er die Stätte feien, wo zwei glückliche Herzen schlugen.

Reinlicher Kies knirscht unter den Füßen, wir sind in den reizenden Garten eingetreten, der das frühere Jagdschloß Ried umblüht. Unter dem Laubdach einer breitästigen Esche ist der

Tisch gedeckt, setzen wir uns. Der schillernde Pfau rauscht mit seiner prächtigen Schleppe heran und pickt die Brotkrumen aus der Hand. Was kann er dafür, daß die Art und Weise, wie er sich mitteilt, eine unangenehme ist? Er teilt dieses sein Geschick mit mancher schönen Frau, die man so lange bewundert, bis sie zu reden anhebt.

Die vorgeschrittene Zeit heißt uns den trauten Ort wieder verlassen und den langen Steg hinausschreiten, um uns von dem nahenden Dampfer nach Stegen heimführen zu lassen. Und siehe da, der Himmel hat sich abermals verfinstert. Wie eine dunkle Wand stehen die Wolken auf dem See und die Wellen tragen weiße Schaumkronen. Heftiger Sturmwind wühlt die Fluten auf und derb genug geschüttelt erreicht das Schiff keuchend seinen Bestimmungsort.

Ein flammender Sonnenkuß, der letzte für heute, bricht durch die Wolken, es war dies zugleich ein Abschiedsgruß für mich, die Ammersee-Idylle hatte ihr Ende erreicht.

Der Rauhe Kulm.[1]

Von A. G. v. Bemming

Du sturmesumbrauster, du stolzer Kumpan,
Du König der Berge im Norden,
Weit stehst du den anderen einsam voran,
Dir zieh'n um den Gipfel, den dunklen hinan
Der Windsbraut grauwolkige Horden.

Hu, wie dich die Wilde hersausend umjagt,
Umkreist mit langflatternden Haaren,
Doch nimmer die Stirn sie zu trüben dir wagt,
Ruhig, ernst und erhaben und unumwölkt ragt
Dein Haupt ob der ziehenden Scharen.

Sie zerret dir — jauchzend, daß weithin es gellt,
Am Mantel von mächtigen Tannen;
Hab wohl acht, du Menschlein, das just droben hält,
Zu schau'n in die Weite der lachenden Welt,
Daß Dich es nicht feget von dannen.

Hab acht, denn der Kulm war der stille Gesell
Nicht stets, der er heut' dir will scheinen;
Einst schwoll ihm im Innern ein feuriger Quell,
Auswarf er mit Flammen — wie lohten sie hell!
Ein Meer von heißglühenden Steinen.

Gegrüßt sei, gegrüßet, du stolzer Kumpan,
Du Köng der Berge im Norden,
Wie kam ich so zweiflerisch zu dir heran,
Wie stieg ich so langsam, so zögernd hinan,
Wie bist du so lieb mir geworden!

Schön ist's bei dir, wenn im Frühsonnenlicht
Fern blauende Höhen erwachen,
Schön, wenn durch die Tannen die Abendglut bricht,
Am schönsten, wenn leuchtend der Blitz dich umficht
Und Donner das Haupt dir umkrachen.

Und dir zu Füßen, wie so freundlich schmieget
Das Städtchen sich mit seinem trauten Thor.
Wie stark, wie fest! — das gäb' wohl gute Wehre,
Doch stehen keine Wächter mehr davor.
Wohl tönt das Horn, — ihr seht euch um; nur lächelt
Mir nicht darob! — es ist des Hirten Horn:
's ist Abend und die Herde kehrt zum Stalle,
Nicht Herr'n und Bürger sind's mit Speer und Sporn.
Durch diese stille, dörflich stille Straße,
Von rebgezierten Häusern schmuck begrenzt,
Hat längst nur mehr der Sense und des Pfluges
Unblutig Eisen blinkend aufgeglänzt.
Und diese Weiher in des Städtchens Mitte,
Der Quellen Schätze bergend, frisch und klar,
Kein andres Heer hat längst sie mehr getrübet,
Als eine schnatterfrohe Gänseschar.
Wohl steh'n noch Mauern, steh'n noch stolze Reste
Von kühnen Burgen, doch begnügt und still
Vergaß ein neu Geschlecht sie, und es blühet
Inmitten zweier Burgen ein Idyll,
Das nichts mehr weiß von Bürger-Ehrgeiz-Streben,
Nichts von dem „Vorwärts!“ hastender Kultur;
Friedsames Bild, da aus dem Kampf der Städte
Ein Städtlein wiederkehrt zu Pflug und Flur!

[1]) Der „Rauhe Kulm“, in der Oberpfalz gelegen, wird noch zum Fichtelgebirge gerechnet. Er erhebt sich aber, den übrigen Bergen weit, wie eine Vorhut, nach Süden vorangerückt, ganz einsam und frei, auf mächtiger, breiter Basis aus der Ebene emporsteigend. Seine Spitze ist ein Kegel, teils mit Wald bewachsen, teils von einer riesigen Menge kleiner Basaltstücke überschüttet. Die auffallende Erscheinung dieses Eruptionsgesteins, die Lage und Gestaltung des Berges lassen auch ohne die nähere Begründung der Geologen in dem Laien die Vorstellung, sich vor einem erloschenen Vulkane zu befinden, mit fast greifbarer Deutlichkeit wach werden. Die Fernsicht von dem Gipfel dieses merkwürdigen Berges, welcher jeden, der auch für die Schönheiten und Eigentümlichkeiten verhältnismäßig bescheidener, wenig besuchter Punkte, ein offenes Auge hat, höchst eigenartig anmuten wird, ist eine ebenso weite als schöne. — Von seiner Basis aus, sozusagen zu seinen Füßen zeigt sich eine zweite unbedeutende Erhebung, der „Kleine oder Schlechte Kulm“ Auf den beiden Kulmen sind noch Reste von Schlössern, worüber die „Bavaria“ also berichtet: „Das Schloß, der Rauhe Kulm' wurde 1281 von dem Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg veräußert. Den ‚Kleinen Kulm' erwarb dieser 1298 von Friedrich dem Oberdorfer. Beide Schlösser fielen 1563 im Kriege mit den Nürnbergern. Zwischen beiden erblühte in schöner, fruchtbarer Gegend das Städtchen Neustadt, welches 1358 von Karl IV. Stadtrechte erhielt. Der Burggraf Johann gründete 1412 ein Karmeliterkloster, das aber bald darauf durch bayerische Truppen in Asche gelegt wurde. In den 40er Jahren unseres Jahrhunderts wurde dieser ehemalige Sitz eines preußischen Justizamtes und eines Invalidenhauses abermals eingeäschert. Das Städtchen, dessen Bevölkerung sich langsam vermindert, hat gegenwärtig 942 Einwohner.“

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Wir geben heute ein zweites Bild aus dem von Professor Wimmer in seinen „Landschaftlichen Studien aus Altbayern“ mit Recht gepriesenen „Waldvereinsalbum“, Naturaufnahmen aus dem Bayerischen Walde und dem Böhmerwalde, vom Hofphotographen B. Johannes in Meran. Eigentum und Verlag von A. Niederleuthner, Passau. Das von uns gewählte und uns vom Verlage in liebenswürdigster Weise zur Reproduktion überlassene Blatt ist „Neukirchen bei hl. Blut“. Wimmer hebt dieses Blatt besonders hervor, da in ihm die Bodenplastik eine anschauliche und lehrreiche Wiedergabe finde. Unsere übrigen Bilder widmen sich der „Geschichte des Bürgerlichen Bräuhauses“. Wir erblicken die Burggasse im Jahre 1815, im Vordergrunde zur Rechten des Beschauers das alte Zengerbräuhaus. Unser Bild ist die Kopie des großen Gemäldes von O. v. Ruppert, einer Zierde der großen Halle des Bürgerlichen Bräuhaus-Kellers. Ein passendes Seitenstück zu dem schlichten unscheinbaren Hause in der Burggasse bildet die Abbildung des riesigen Etablissements des „Bürgerlichen Bräuhauses“, zu welchem sich, wie im Texte ausführlich geschildert, der Zengerbräu entwickelte. Zwei andere Bilder zeigen die launigen Gemälde mit welchen Tony Aron die obere Trinkstube im Restaurant „Zum Rappen“, München, Dienersstraße, geschmückt. Die humorvollen anmutenden frischen Bilder entbehren keineswegs eines tieferen Sinnes. Sie versinnbilden den Sieg eines unserer wichtigsten gewerblichen Produkte auf dem Weltmarkte, es erobert sich sogar den „schwarzen Erdteil“.

Tapfere bayerische Soldaten. In dem 14stündigen Treffen bei Iglau am 5. Dezember 1805 stand der Soldat Meyer vom 3. Infanteriebataillon noch immer in Reih und Glied, obwohl er schon aus mehreren Wunden blutete. Er wurde aufgefordert, das Schlachtfeld zu verlassen, rief aber voll Begeisterung aus: „Mag mein Blut immer fließen, es gehört meinem Vaterlande! Jetzt, wo 20 Feinde gegen einen Bayer fechten, in solcher Not verlasse ich meine Kameraden nicht, so lang' ich noch aufrecht stehen kann!“ Und blutend focht er heldenmütig fort, bis er endlich erschöpft zusammensank. — Korporal Georg vom 2. Chevaulegersregimente „König“ griff in dem Gefechte von Strehlen am 1. Januar 1807 mit 6 Mann 20 feindliche Husaren an, schlug sie in die Flucht und befreite 10 bereits gefangene Soldaten, seine Kameraden. — Der Fuhrwesensoldat Markmann wurde bei der Beschießung von Regensburg am 23. April 1809 in den Schenkel verwundet. Er nahm die Kugel mit seinem Brotmesser heraus, verband sich und bat um die Erlaubnis, bei der Batterie verbleiben zu dürfen, bis das Feuer beendigt sei. — Der Kanonier Schwegerl hatte in dem Gefechte bei Teschwitz am 10. Juli 1809 durch eine Musketenkugel einen starken Streifschuß am Kopfe erhalten. Er ließ sich aber zum Verbinden nicht zurückbringen, sondern verband sich selbst mit einem Taschentuche und verblieb bei seiner Kanone. — Dem Tambour Heim hatte im Tirolerkriege am 1. November 1809 eine Kugel seinen Tornister durchlöchert und eine andere Kugel einen Trommelschlegel abgeschlagen. Begeistert schwang er nun diesen in die Höhe und schlug mit dem andern nur um so kaltblütiger den Sturmmarsch und feuerte seine Kameraden durch Zurufen an.

Anhänglichkeit bayerischer Soldaten an ihren Offizier. Während der Belagerung der Festung Cosel in Schlesien im Jahre 1807 stand am 13. Februar eine bayerische Kompagnie unter dem Kommando des Oberlieutenants Osterhuber, eines von seinen Soldaten vielgeliebten Offiziers, als Vorposten beim Dorfe Kladwitz. Um sich vor dem unausgesetzten Feuer des Feindes zu schützen, zog sich ein Teil in ein nahes Haus. Der Feind fing an, Bomben zu werfen. Da fiel plötzlich eine ins Haus auf das Steinpflaster mitten unter die Leute. Als einziges Rettungsmittel warfen sich sogleich die Soldaten nieder. Die Bombe zersprang. Nachdem sie sich von der Betäubung erholt hatten, fragten sie, ob ihrem Herrn Kommandanten nichts geschehen sei? Das wäre nicht möglich gewesen, erwiderten zwei; wir haben uns auf ihn geworfen, ihn zu decken. Die frohe Rührung des Offiziers über diesen schönen Beweis von Anhänglichkeit seiner Leute an ihn konnte nur durch die Freude überwogen werden, als er erfuhr, daß keiner von ihnen Schaden genommen habe.

Diensteid eines Thorwartes und Kirchners im Markte Euerdorf. „Ich soll und will dem hochwürdigen Fürsten und Herrn ... Bischof zu Würzburg 2c. 2c. und einer ganzen Gemeine des Fleckens Euerdorf getreu und gewahr sein, ... die Wacht bei Tag und Nacht mit Fleiß versehen, ohne Erlaubnis nicht über Feld ziehen, noch ein Tag und Nacht vom Turme liegen, auch fleißig zusehen, daß keine Reisige... unangeblasen vorüberkommen, niemand Fremds auf den Turm lassen, keinen Sturm schlagen ohne Befehl, es sei denn Feuers- oder wissentliche Feindesnot, die Stunden anblasen und den Turm reinhalten.“ — „Ich soll und will der Kirchen, so mir befohlen, mit Auf- und Zusperren getreulich warten und vorsein, ihre Ornat und andere Kleinodien, Glocke, Uhr und alles andere in fleißigem Befehl haben, die Kirchen sauber und rein halten und sonsten meinem Amt mit allem Fleiß getreulich auswarten ohn alles Gefährde.“

In Ordnung, Recht und Gerechtigkeit des Marktes Euerdorf heißt es: „Nachtschießen ist ganz schedlich und soll verboten sein .... 2 fl. Strafe... Rocken- und Spinnenstuben ist ... ein schedlich Ding, dann aus solchem nachtlichen Zusammenrottiren allerlei Übels entspringt... Strafe 10 Pfund Gelds... Tanzen und gemeine Spiel finden nur mit Erlaubniß der vorgesetzten Beamten und auf Ansuchen statt, jedoch nie unter der Vesper und hat mit dem Ave-Maria-Läuten aufzuhören; es soll züchtlich und ehrlich dabei zugehen und unverboten sein, sich des Mantels oder Kittels zu gebrauchen; der Platzmeister, der mit Handgelübde anzunehmen ist, hat gehörig Aufsicht zu führen. Das Langsitzen in den Wirthshäusern ist ... wegen unnöthigen Aufwendens und Verschwendens dem Manne sowohl wie seinem Weib und Kind und der Haushaltung ganz schedlich; wenn daher die Weinglocke (Sommers um 9, Winters um 8 Uhr) geläutet hat, muß sich jeder bei Straf 1 fl. nach Hause begeben, nur Fremde sind ausgenommen.“

Selbstbewußt. Rudolf, ein geborner Herr v. Scheerenberg bestieg im Jahre 1466 den bischöflichen Stuhl zu Würzburg in einem Alter von etwa 60 Jahren und hatte denselben inne bis zu seinem 94. Lebensjahre. Wegen seiner ausgezeichneten Regierung des Herzogtums Würzburg stand er im ganzen Reiche im höchsten Ansehen. Die letzten Jahre seiner Lebenszeit, da er anfing, etwas kränklich zu werden, wünschten die Domherren, er möchte sich unter ihnen einen Koadjutor wählen. Hierauf beschied Rudolf alle Domherren vor sich und musterte sie mehrmals, um den würdigsten herauszufinden. „Dem ich mein Biret aufsetzen werde, der soll mein Gehilfe sein,“ sagte der Bischof, von dem einen zum andern schreitend, und als die Musterung vorbei war, sprach der Bischof: „Wenn alles das wahr ist, was die Leute über dich sagen, lieber Rudolf, so ist niemand würdiger, es zu tragen, als du selbst, darum behalte es noch länger,“ und bei diesen Worten setzte er das Biret wieder auf sein Haupt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Zur Feier des 70. Geburtstags Sr. kgl. Hoheit des Prinzregenten.

Des neu erwachten Lenzes Erstlingsgaben,
Blauveilchen duftend und Schneeglöckchen weiß,
Dies hold' Geschenk des wonnesamen Knaben,
Auf, einet sie zum Kranz! und Lorbeerreis,
Das dunkle, flechtet ein! Ein Bild, erhaben,
Ehrwürdig allen, schmücket es mit Fleiß,
Die siebzigjähr'ge Wiederkehr zu feiern
Des Tags, der ihn gegeben seinen Bayern.

Ihn, den Regenten, der in ernsten Tagen
Nicht bangte vor der hohen Würde Last,
Der schweren Herzens, aber sonder Zagen
Die ihm gewordne große Pflicht erfaßt,
Nicht schwankend, wo es galt, sich zu versagen
Das Recht der Jahre auf verdiente Rast.
Schlagt ihm, ihr Herzen, freud'ger heut' entgegen,
Fleht auf sein Haupt des Himmels reichsten Segen.

Denn immerdar, in Worten wie in Thaten
Gerecht und weise, hoheitsvoll und mild,
Mag er des Schmeichelruhmes wohl entraten
Und makellos erstrahlt sein Fürstenschild,
Indes ein Born der mannigfachsten Gnaden
Aus güt'gem Herzen unversieglich quillt.
So tauschet er Vertrauen um Vertrauen,
Zu dem wir wie zu einem Vater schauen.

Ja, recht ein Vater seines Landes Söhnen,
Ein wachend Auge, daß kein Recht gekränkt,
Die Gegensätze friedlich zu versöhnen,
Rückdämmend, wo das Ungebühre drängt.
Ein Förd'rer er des Edlen und des Schönen,
Der sich auf kleine Ziele nicht beschränkt.
Ein freies Volk im reichlichen Entfalten
All seiner Kräfte will er sich gestalten.

Ein freies Volk, das, nach der Palme strebend,
Im frohen Wettkampf seine Kräfte stählt,
Sich bieder, treu und immer wahrhaft gebend,
Ein deutscher Stamm, der zu den besten zählt.
Nun scharet euch, die Hand zum Schwur erhebend,
Heut' um den edlen Fürsten, auserwählt.
Es öffnen sich der Dome weite Hallen,
Dahin laßt uns voll stillen Dankes wallen!

Rudolf Geißler.

Die Residenz zu Würzburg.

Geburtsstätte Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten.

Von Heinrich Leher.

Wessen Auge würde nicht mit besonderer Teilnahme auf dem Bilde des Prachtbaues ruhen, den sich die mächtig gebietenden Fürstbischöfe Würzburgs, die Herzoge zu Franken als prunkenden Herrschersitz errichteten. Die Teilnahme wird nicht allein hervorgerufen, weil die herrliche Residenz eine der kunstreichsten und schmuckvollsten Bauten der Renaissance ist und daher von der ganzen Welt bewundert und bestaunt wird. Man sucht heute in Bayern das Bild des Schlosses, da es ja die Geburtsstätte Sr. Königlichen Hoheit des Prinzregenten ist, welcher daselbst am 12. März 1821 das Licht der Welt erblickte.

Das ganze Königreich schickt sich soeben an, in freudigem Festesjubel die hehre Feier des 70jährigen Geburtstages Sr. Königlichen Hoheit zu feiern; die Aufmerksamkeit des Landes wendet sich daher naturgemäß dem Platze zu, wo einst des Prinzen Wiege stand.

Schon im Jahre 1704 hatte Fürstbischof Johann Philipp v. Greiffenklau durch den italienischen Architekten, Antonio Petrini, mit einem Aufwande von 38216 Gulden 13⅓ Batzen fränkisch in seiner guten und getreuen Stadt Würzburg ein Residenzschloß bauen lassen, nahe dem Platze, auf welchem sich der gegenwärtige Prachtbau erhebt. Petrinis Palast war gar herrlich anzuschauen mit seinen weiten Sälen, seinen Statuen und schimmerndem Marmelgestein; aber niemand wagte, seine Hallen zu betreten. Der Palast begann sehr bald „zu sprechen", Spalten und Risse zeigten sich, Senkungen traten ein, die Katastrophe eines Einsturzes schien unvermeidlich.

Der Tod Johann Philipps v. Greiffenklau verwaiste den bischöflichen Stuhl von Würzburg, die Wahl des Kapitels fiel auf Johann Philipp Franz, aus dem Geschlechte der Grafen von Schönborn. Die Liebe zur Kunst, ein geläutertes verständiges Auge für ihre Schönheiten, ein unwiderstehlicher Drang, der Richtung seines Geistes durch großartige Schöpfungen auf allen Gebieten der Kunst Ausdruck zu geben, waren Erbteil seines Geschlechtes, welches überall, wo es regiert und geherrscht, insbesondere durch prächtige Bauwerke seinen Namen verewigte.

Johann Philipp Franz hatte schon im zweiten Jahre seiner Regierung seine Pläne gefaßt, und auch den Mann gefunden, der sie zu verwirklichen verstand.

Die Höfe jener Zeit verschrieben sich ihre Baumeister gern aus Welschland, nicht so Johann Philipp Franz. Sein Baumeister wurde der Artilleriehauptmann Johann Balthasar Neumann. Er verstand den Geistesflug seines Gebieters, entwarf den Grundriß des Schlosses, wurde mit dem Baue beauftragt und führte denselben, obwohl er 24 Jahre (1720—44) währte, persönlich zu Ende. Johann Philipp Franz spendete mit reichen vollen Händen, und Neumann konnte die berühmtesten Künstler und Werkmeister zu seiner Unterstützung gewinnen; so die Stukkatore Henecа und Castelli, den Maler Pellegrini, den berühmten Architekten Boffrand von Paris, welcher sich persönlich nach Würzburg begab, die Pläne und Modelle Neumanns zu prüfen.

Fünf Jahre war der Bau im Gange, da rief der Tod auch Fürstbischof Johann Philipp Franz hinweg. Die Sparsamkeit seines Nachfolgers Christoph Franz v. Hutten stellte fast die Vollendung in Frage. Aber nur fünf Jahre ruhte der Stab des hl. Kilian in seinen Händen, der Fürstbischof starb im Jahre 1720.

Wieder war es ein Schönborn, den das Kapitel erkor, und Fürstbischof Friedrich Karl vollendete, was sein Bruder begonnen hatte. Schon am 7. November 1739 konnte er wenigstens von einem Teile der Residenz Besitz ergreifen. Eine erlesene Künstlerschar sammelte sich um den Thron des hochsinnigen Fürsten und Prälaten, Maler und Bildhauer wetteiferten in der Ausschmückung seines Palastes. Als Stern ersten Ranges glänzte unter ihnen der große Tiepolo aus Venedig, welchen die lockenden Anerbieten des Fürstbischofs aus Italien herbeizogen. Er erhielt für die Fresken des Stiegenplafonds 12000 fl., für jene des Kaisersaals 6000 fl., 3000 fl. für verschiedene Staffeleigemälde und 2000 fl. Reiseentschädigung.

Am 30. Dezember 1744 war der Bau nach außen vollendet; Neumann selbst nennt ihn einen „wunderprächtigen Palast"; derselbe enthielt neben der Kirche **5** Säle, **312** Zimmer, **15** Küchen und **947** Fenster.

Das Schloß¹) steht von vier Seiten frei und bildet ein längliches Viereck, dessen Fassaden je 571 Fuß Länge und die Nebenseiten je 416 Fuß Breite haben. Seine Höhe beträgt 72 Fuß. Es enthält sieben Höfe, welche Licht und Luft in die inneren Räume verbreiten. Ein 178 Fuß langer und 191 Fuß tiefer Vorhof trennt die (westliche) Vorderfassade in zwei Flügel, deren jeder 168 Fuß lang ist. Die Ostfassade läuft ohne Unterbrechung fort und übertrifft gewissermaßen die Ostfront an Stärke der Schönheit und des Eindrucks, obwohl beide Fassaden gleichen Baustils sind. Das Gebäude ist mit seinen beiden Halbgeschossen vierstöckig, die untere Ordnung dorisch, die obere römisch; jede Ordnung begreift zwei Stockwerke. Die großen, reich verzierten und weit auseinander gestellten Fenster bringen besonders bei der Ostfassade eine vorzügliche Wirkung hervor, wozu das schöne Baumaterial, grünlich gelbe Steine, nicht wenig beiträgt.

Der innere weite Raum der Halle unter dem Hauptbalkon ist mit einem flachen Gewölbe von 11 Zoll Höhe überspannt, dessen Widerlager nach der breiten Seite hin auf Pfeilern und freistehenden Säulen ruhen, nach dem Urteil von Kennern ein Meisterstück der Baukunst. Links in dieser Halle liegt die Haupttreppe, welche einen Raum von 79⅓ Fuß Länge, 54 Fuß Breite und 31 Fuß Höhe einnimmt. Auch diesen Raum bedeckt im oberen Stockwerk ein flaches Gewölbe, geziert in der Mitte mit der Darstellung des Olympus und auf den vier Seiten mit der Charakteristik der vier Weltteile durch Tiepolos Meisterhand. Aus dieser Halle gelangt man in einen länglich achteckigen gewölbten Gartensaal von 88 Fuß Länge, 55 Fuß Breite und 30 Fuß Höhe. Seine Decke ruht auf 12 freistehenden Säulen von Marmor und zeigt ein Freskogemälde von J. Zink, ein Göttermahl, wobei Diana von fürstbischöflich würzburgischen grün uniformierten Hofjägern bedient wird.

---

¹) Unter Benutzung von Carl Heffner „Würzburg".

Oben von der Hauptstiege im dritten Geschosse gelangt man durch den großen sog. Weißen Saal und drei anstoßende kleinere Säle in die von weiland Ihrer Majestät Königin Therese, Mutter Sr. Königlichen Hoheit des Prinzregenten, als Kronprinzessin bewohnten Appartements.

Im Hauptstockwerke der östlichen Fassade befindet sich des Schlosses schönster und größter Saal, der Kaisersaal. Die Form desselben bezeichnet ein Achteck von 88 Fuß Länge, 56 Fuß Breite, in der ganzen Höhe der beiden obersten Stockwerke. Wahrhaft imposant und majestätisch ist die Ausschmückung. Über ein von 20 kannelierten rötlichen Marmorsäulen getragenes vergoldetes Gesims von gleichem Marmor wölbt sich die Decke mit dem großartigen Freskobilde Tiepolos. Der Gegenstand dieses Meisterwerks ist der Geschichte der Stadt Würzburg entnommen und hat die in Würzburg vollzogene Vermählung Kaiser Friedrich Barbarossas zum Gegenstande. Das Bild zeigt die dem letzten Jahrhundert eigentümliche Vermischung antiken und modernen Wesens: Apollo führt auf seinem mit weißen Rossen bespannten Sonnenwagen dem Kaiser seine Braut zu. Der Olymp, Bacchus, Ceres, Venus sind in seinem Gefolge. Im Hintergrunde harrt der Kaiser, umgeben von ritterlichen Gestalten mit dem Reichspanier und dem des Herzogtums Franken.

Auf den beiden Seiten des Gewölbes ist rechts die vom Bischofe Herold von Höchheim zu Würzburg vollzogene Trauung des kaiserlichen Brautpaares und links die kaiserliche Belehnung des Bischofs mit dem Herzogtum Franken dargestellt. Die schöne Harmonie des Saales vollendet der mit roten und weißen Marmorplatten belegte Fußboden.

Von den Zimmern des linken Flügels dürfte noch das niedliche Spiegelzimmer zu nennen sein. Am Ende des linken Flügels befindet sich die Hofkirche, deren äußere Bauart sich in nichts von der Residenz unterscheidet, mit welcher sie unter einem Dache steht. Die Kirche umfaßt eine Räumlichkeit von 120 Fuß Länge und 48 Fuß Breite und nimmt die Höhe des ganzen Schlosses ein. Ihre Ausstattung ist prunkhaft, aus dem reichen Schmucke von Statuen und Bildern sind hervorzuheben die lebensgroßen Standbilder der fränkischen Landespatrone St. Kilian und Burkard, Fresken von Högler und Byß und zwei Altarbilder von Tiepolo.

Das Schloß hat auch eine Schatzkammer; in derselben ist flüssiges Gold gelagert; der königliche Hofkeller, der „Zentralpunkt“ zur Lagerung der aus den königlichen Weingütern gewonnenen Weine, der edelsten des Frankenlandes; was je die Leiste Edles, Aromatisches gebar, der Stein je Feuriges, was Pfülben, Hörstein Feines und Blumiges erzeugt, der Calmuth Kräftiges geboten, es ruht hier in sorglicher Pflege traulich vereint.

Fürwahr ein Fürstenschloß, würdig, die Wiege des Prinzen zu bergen, in dessen Händen heute die Leitung der Geschicke des Königreichs ruht.

Das Königsschloß am Main ist auch die Geburtsstätte der Lieblingsschwester Sr. kgl. Hoheit des Prinz-Regenten, J. Kgl. Hoheit der Herzogin-Witwe Adelgunde von Modena (1820). Die ebenfalls in Würzburg geborenen Prinzessinnen Theodolinde (1817) und Hildegard (1825) sind bereits in den himmlischen Frieden hinübergeschlummert.

Heute blickt das ganze Land ohne Unterschied der Stämme mit freudiger Rührung und Bewunderung hin auf die allen im gleichen Maße teure Fürstenburg am Main, der Unterschied der Stämme verschwindet, alles ist geeint in der Liebe zu dem erlauchten Prinzen, dem erhabenen Regenten, den Schützer und Schirmer des Landes.

Gott erhalte ihn uns lange Jahre!

Schiffleut'-Hamur!

Eine Episode aus dem Berchtesgadener Aufenthalt Sr. Königlichen Hoheit des Prinzregenten.

Geschildert von Arthur Achleitner.

„Himmelkreuzseiten! Buama juchitzt's, der Prinzregent kimmt z'nachst!“

„Wann?“

„D'nächst Wochen!“

„Juih! Er soll scho' leben a bereits, hoch! hoch! hoch!

Jeßas, ist das ein Jubel unter den Schiffleuten des Königssees auf diese Freudenbotschaft hin. 's Wetter war die längste Zeit schon so verdächtig, daß der Oberförster allweil bedenklicher zum Peterl 'naufg'schaut hat und der Schiffmeister vom Königssee hat dagegen den Kopf recht weit herabhängen lassen bei dem Malifizwetter. Ganz natürlich, denn ist's Wetter nicht jaagerisch gut, dann hast 'n Prinzregenten g'seh'n für dös Jahr. Er bleibt dann schön sauber in der warmen Residenzstuben drinnen z'München bei seine Leut' und Bertlsgaden und der Königssee kann si' hoamgeig'n lassen. Die Freud' des Wiedersehens ist na' pfutsch und für die Schiffleut' und Treiber der Verdeanst aa, ober dös waar no' 's wenigst, dös laßat si' no' verschmerzen, aber die armen Leut' droben in die Berg' mit eahnan Harm und Unglück, die warten mit Sehnsucht und Schmerzen, bis der liebe guate Landesvater 'rein kommt zur Gamsjagd ins Bertlsgadner Landl. Da ist dem oan' a Kuh derfallen und er brauchet a neue, hat aber 's Geld zum Kaufen neet, sonst verhungern die arma Leut' droben in dem oa'schichtigen Häuserl; ein anderer ist abbrennt und kann neet ganz aufbau'n, weil ihm die Sechser ausg'angen sind; wieder einer ist d'Steuer und d'Brandversicherung schuldig und die Pfändung steht bevor, der Mann hat auf dem einzigen Kornfeld Mißernte gehabt, jetzt geht er z'Grund, wenn der Vater der Barmherzigkeit, Luitpold der Guate, nicht bald hereinkommt und hilft in höchster Not. A arme Nahterin braucht notwendig a Nähmaschin', wer wird ihr s' kaufen, niemand auf der Welt als der Prinzregent. Im Marmorbruch droben am Untersberg ist der Stoa(n)brecher-Michl verunglückt, die G'schicht kam vorzeitig ins Rutschen und hat dem armen Teufel d'Haxen abdruckt. Jetzt liegt er im Spital mit abg'sägte Füß, daheim hungert ein brotloses Weib und fünf arme Kinderln. Wer wird diesen Brot geben? Vom Armenpflegschaftsrat werden s' nicht fett, der hat andere Arme grad' gnua zu unterstützen. Bleibt nur der Landesherr zum Helfen übrig. Und so geht's fort und fort, weil halt überall, in jedem Häusel schier 'was ist, was den Himmel aufhalt', und in die Berg' herin' 's Unglück gar so viel leicht kommt. Allen diesen Armen

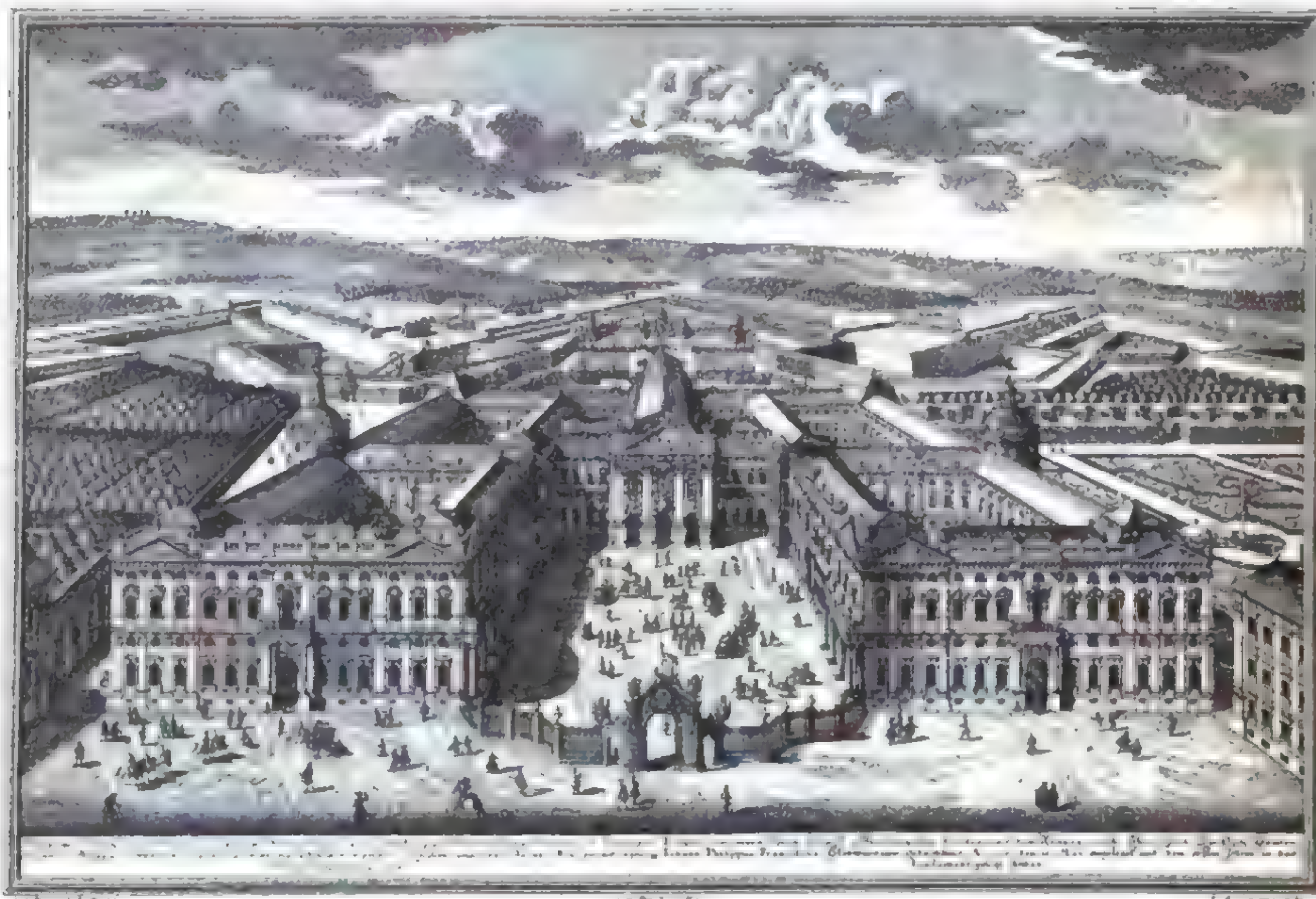
mit ihrem Winkerl-Elend kann nur einer helfen, der vielgeliebte Landesvater, und zu ihm blicken sie gläubig und hoffend auf und ihre Hoffnung wird nie zu Schanden. Mit offener Hand gibt der hohe Herr und selber steigt er oft 'nauf in die Hütten des Elends und tröstet die Armen und bringt den Sonnenschein des Glückes mit für seine Landeskinder. Ist er selber herin' im Landl, dann, ja dann ist's gut, da hört er und siecht er selber, wo d'Hilf' not thut, draußen in der großmächtigen Stadt München, dort kann er nicht immer wissen, wo's fehlt, mein', dort hat er noch mehr zu denken und zu thun. Drum guckt Alles, wie's Wetter wird im November, und die armen Leut' zählen schier die Schneeflocken, ob nicht zu viel 'runter fallen und dem Prinzregenten die Jagd verderben. Da steigt gar manches Gebetlein zum heiligen Peterl hinauf, er möcht' nicht z'viel schneien lassen und dem Hilfswerk des Landesherrn nicht dreinpfuschen.

Wird's aber im Schloß lebendig und wenn gar die Königsflaggen aufzogen wird, dann juchhe! Er kommt, der Prinzregent kimmt, alle Not hat a End'! Wie Flugfeuer eilt die Jubelnachricht von Hof zu Hof, von Hütte zu Hütte, höher schlagen die Herzen, Alles rüstet sich, den lieben Landesvater zu begrüßen, überall kriechen die blauweißen Fähnlein zum Dachfensterl 'raus und die Burschen schleppen 's Holz 'nauf auf die Berg' zum Freudenfeuer anzünden für den ersten Ankunftsabend.

Ganz rebellisch werden die Schiffleut' herunten am See, denn jetzt wird's bestimmt, wer den Regenten zur Jagd fahren darf über die Flut des Königs aller Seen. Das gibt eine höllische Aufregung unter den Leuten. Die besten und sichersten Fahrer müssen ausgesucht werden, und für die Ehr', den Landesvater fahren z'dürfen, will jeder der best' sein. Der Schiffmeister hat da keine kleine Arbeit; tüchtig und verlässig, erprobt in Sturm und Gefahr, vertraut mit den Tücken des düstern Wassers sind sie alle, die braven Schiffleut' des Königssees, aber eine Auswahl muß getroffen werden, alle können sie die Hofgesellschaft nicht 'nüberbringen.

Wen das Los trifft, der ist glückselig, Ehre und guter Verdienst ist dem Glücklichen gesichert. Den Hansl hat's diesmal 'troffen fürs erste Schiff, er darf den Regenten 'nüberfahren, wenn er am Gotzen jagen wird. Jeßas dös Glück!

„Halt' di' fein ordentli, bis der Prinzregent kimmt!“ ruft der Schiffermeister dem vor Glückseligkeit ganz rabiat gewordenen Hansl nach, der davonstürmt, als brenne der Boden unter seinen Füßen.



Die kgl. Residenz zu Würzburg. (S. 276.)

„G'wiß aa no'!“, ruft der Hansl zurück und ist nimmer zu halten. Er will der erste sein, der z'Bertlsgaden die Jubelnachricht weiterverbreiten kann. Weggeweht ist die Ermahnung des Schiffmeisters, 's Menschenherz will auch sein' Freud', drum g'schwind 'nein zum Posthalter, nachher zum Bierdamerl u. s. w.

Die Gotzenjagd ist angesagt, 's Prinzregentenschiff liegt am See unten festlich geschmückt und schaukelt sich stolz, als fühlte es, wen es über die Fluten tragen darf. Alles ist bereit, der Regent kann plötzlich kommen. Wo, zum Kuckuck ist denn der Hansl?

Der Hansl? Ja, der Hansl sitzt im Neuhaus stolz wie ein Pfau und trinkt Wein zu Ehren des heutigen Tages. „Der Prinzregent soll leben, hoch!“ Und dreimal hoch rufen die Burschen begeistert.

„No a Viertel zu Ehren des Prinzregenten!“, ruft glückselig der Hansl, der einen Plan sich ausdenkt hat. Er will flott fahren bis zur Bentenwand, dann aber bei der Echostelle halten und aus treuer Bayernbrust sein „Hoch!“ dem Landesvater ausbringen, daß es zehnfach wiederklingt von den Wänden herab.

Der Hansl ist ganz begeistert über diesen geheimen Plan und in seiner Begeisterung vergißt er ganz, daß er bereits unten im Schiff sein sollte. Der Wirt vom Neuhaus macht ihn darauf aufmerksam und erschrocken zieht der Hansl die Uhr heraus: Sternhagel! Hiazt spukt's! Zu Fuß kommt der Hansl 'nimmer nunter zum See, fliegen kann er nicht und Fuhrwerk ist auch keines zur Stelle.

„Macht nix!“, schreit der Hansl, greift nach sein Hütel und springt 'nüber zum Schloß.

Die Hofequipage steht zur Abfahrt bereit, ungeduldig scharren die Hengste mit den Hufen. Der Flügeladjutant kommt eben die Treppe herab, der Regent muß jeden Augenblick erscheinen. Der Hansl macht einen sakrischen Kratzfuß, dreht sein Hütel wie einen Kreisel und bittet den Adjutanten, er möge ihn mitfahren lassen in der „Hofkllibasch“.

„Er ist wohl verrückt?“

„Neet ganz, Gnaden Herr Adjutant!“

„Ach was, weg da, Platz gemacht!“

„I muaß mit, sonsten kann der Prinzregent neet über'n See, i bin ja der Führer vom Regentenschiff!“

„Geht nicht, wird eben ein anderer fahren!“

„Waar neet übel!“

In diesem Moment kommt der Regent heran und fragt, was denn der Disput des Adjutanten mit dem Bauernburschen bedeute. Just will der Adjutant den Mund aufmachen zur Explikation, da schiebt der Hansl den Adjutanten mit einem Ruck zur Seite und sagt: „Herr Prinzregent, aufhuck'n (aufsitzen) möcht' i!“

Belustigt über diese drollige Bitte, forscht der Regent nach den näheren Umständen derselben und gütig wie immer, kann er das so treuherzig vorgebrachte Anliegen seines Schiffsführers nicht abschlagen. Der Bursch wär' am End' für sein Leben lang unglücklich, meinte der gnädige Landesherr.

„No und ob!“ erwiderte schlagfertig der Hansl.

Die Frage, wie der Schiffsführer aber im Königswagen mitkommen könne, die löste der Hansl sehr einfach mit der Zwischenbemerkung: „Na' fahrt halt der Büchsenspanner im zwoaten Wagen!“

Lachend ward dies genehmigt, und flink wie eine Katze war Hansl oben am Bock neben dem stolzen Leibkutscher, der sich grün ärgerte über solche Nachbarschaft. Mit einem kernigen Juhschrei des Hansl fuhr die Hofequipage durch Berchtesgaden hinab in sausendem Tempo zum Königssee. Die Leute guckten nicht wenig, wie der Hansl am Bock des Königswagens sitzen kann.

Wie der Hansl dann mit dem allergnädigsten Herrn wieder zurück kam über den See, da wollten die Leute es erfahren, wie man es anfangen muß, um im Königswagen fahren zu dürfen. Die einen rieten auf die hohe Gönnerschaft, auf Empfehlung, andere vermuteten einen Kniefall des Hansl wegen der Strafe vom Schiffmeister für die Verspätung. „Nix da!“, ruft der überglückliche Hansl, „an richtigen Schiffleut'-Hamur muß ma hab'n, na' derf ma' mit'n Prinzregenten fahren. Er lebe hoch! hoch! hoch!“



Se. K. Hoheit Prinz Luitpold als Kind (S. 276)

Des Prinz-Regenten Luitpold, K. H., Soldaten-Laufbahn.

Von Hugo Arnold.

In den Tagen, da das gesamte Land sich rüstet, die Feier des 70. Geburtsfestes Sr. K. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold jubelnd zu begehen, ist es nicht zuletzt die Armee, welche die Augen zum Throne des Verwesers des Königreichs emporhebt. Hochgehobenen Herzens blickt sie voll Stolz auf ihn, ihren ersten Soldaten, ihren ältesten General und den letzten ihrer noch im Dienste stehenden Heerführer, der bereits als solcher vor einem Vierteljahrhundert auf blutiger Wahlstatt befehligte.

Es war eigene Neigung, welche den drittgebornen Sohn des kunst- und poesiebegeisterten Königs Ludwig I. der militärischen Laufbahn sich widmen ließ, und sie

entsprach den väterlichen Wünschen. Demgemäß wurde auch die Erziehung des jugendlichen Prinzen geleitet, welche den Offizieren X. v. Hagens, Du Jarrys Freiherr v. la Roche und Delpy de la Roche übertragen war, obschon der weise und fürsorgliche Vater gleichzeitig dabei die Möglichkeit ins Auge faßte, daß durch Fügung des Geschickes etwa auch sein dritter Sohn zur Übernahme der Herrschaft berufen werden könnte, nachdem sein zweiter Sohn Otto den Thron von Hellas bestiegen hatte.

An seinem 14. Geburtstage, am 12. März 1835, wurde der Prinz mit dem Patente eines Hauptmanns im 1. Artillerie-Regimente vom königlichen Vater beschenkt; den Dienst trat er jedoch erst nach vollendeten Studien am 1. April 1839 bei der ersten leichten Kompagnie an. So hießen damals noch die Batterien. Es ist ein alter löblicher Brauch in unserer Armee, daß jene jungen Herren, welche, von den militärischen Bildungsanstalten kommend, zu Offizieren ernannt werden, ohne vorher in der Truppe gedient zu haben, alle militärischen Dienstgrade vom Gemeinen an bis zu ihrer neuverliehenen Charge zu durchlaufen haben, ehe sie die Dienstleistung in letzterer beginnen. Dieser schönen und bedeutungsvollen Sitte unterzog sich auch der Prinz. In der Zeit vom 1. bis 10. April verrichtete er die Dienste als Kanonier, bezog als solcher dreimal die Wache und schilderte als wachsamer Posten; vom 11. April mit 16. Juni waltete er als Korporal (jetzt Unteroffizier genannt), vom 17. mit 23. Juni als Feuerwerker (jetzt Sergent) und vom 24. mit 27. Juli als Ober-Feuerwerker (jetzt Feldwebel). Vom 8. mit 31. Juli fungierte er als Unterlieutenant, vom 1. mit 14. August als Oberlieutenant, worauf er Urlaub antrat. An seinem folgenden hohen Namensfeste, am 1. November, wurde derselbe zum Oberst-Inhaber des 1. Artillerie-Regiments ernannt, welches (damals noch „Artillerieregiment" kurzweg) seit dem Ableben des hochverdienten Generallieutenants v. Manson (1809) keinen Inhaber mehr besessen hatte. Zunächst fuhr der Prinz in der Dienstleistung der einzelnen Chargen fort, als Hauptmann vom 1. November 1839 bis 16. Mai 1840, wobei er das Kommando der 1. leichten Kompagnie vom 18. November bis zum 30. April führte; als Major vom 3. August mit 26. September 1840, wobei er als Kommandant einer Division (jetzt „Abteilung") von zwei 6 Pfünderbatterien am 22. August in das Übungslager bei Nürnberg abmarschierte und am 24. September 1840 wieder in München einrückte; als Oberstlieutenant (Ökonomiekommissions-, Kassakommissions- und Schul-Vorstand) vom 14. Oktober 1840 bis 16. Mai 1841; am 17. Mai 1841 übernahm er dann als Oberst selbst das Kommando seines Regimentes und führte es bis zum 23. August 1841.



Se. K. Hoheit Prinz Luitpold als Artillerie-Oberst. (S. 276.)

Um den Dienst sämtlicher Waffen kennen zu lernen, trat Se. K. Hoheit nun bei der Infanterie ein und machte die Herbstwaffenübungen beim kgl. Infanterie-Leibregimente mit, und zwar vom 9. September mit 20. September 1841 als Zugs- und Kompagnie-Kommandant, vom 21. mit 25. September als Divisions-Kommandant (die „Division" bestand aus zwei Kompagnien), vom 26. September mit 8. Oktober als Bataillons-Kommandant.

Hierauf wandte Prinz Luitpold seine Aufmerksamkeit den technischen Instituten der Artillerie zu und besuchte die Salpeter-Raffinerie vom 12. Mai mit 10. Juni 1842, die Normal-Pulverfabrik vom 6. mit 11. Juni 1842 und das Artillerie-Hauptlaboratorium vom 27. Juni mit 20. Juli 1842. Im nächsten Jahre that Se. K. Hoheit bei der Reiterei Dienst, beim 1. Kürassier-Regimente Prinz Karl, und zwar vom 19. bis 30. Juni 1843 als Gemeiner, vom 1. bis 14. Juli als Korporal, vom 15. bis 30. Juli als Lieutenant, vom 31. Juli bis 11. August als Eskadrons-Kommandant, vom 12. mit 20. August als Divisions-Kommandant (die Division zu zwei Eskadrons) und vom 21. August bis 6. September als Regiments-Kommandant.

Am 15. Dezember 1843 erfolgte die Beförderung des Prinzen zum Generalmajor und Brigadier der 1. Armeedivision; am 8. Oktober 1844 wurde er zum Referenten der 2. Sektion im kgl. Kriegsministerium ernannt. Diese Sektion hatte zu bearbeiten: das Personelle und Materielle der Leibgarde der Hartschiere, des Generalstabes (d. i. der Generalität), des General-Quartiermeisterstabes mit der Armeebibliothek, mit dem Konservatorium der militärischen Memoires und Karten und mit dem topographischen Bureau; der Infanterie,

Kavallerie, Invaliden, Veteranen, Pensionisten; die Dekorationen und Belohnungen, die Pensionierungen; das Kadettencorps nebst allem auf den Unterricht der Armee Bezüglichen, das Armeeremontierungs- und Gestütwesen, das Monturdepot; Vorstand war der Chef des General-Quartiermeisterstabes. Am 31. März 1848 erfolgte die Ernennung zum Artilleriecorps-Kommandanten unter gleichzeitiger Beförderung zum Generallieutenant, wodurch die Leitung seiner eigenen Waffe in des Prinzen Hände gelegt wurde. Als die politischen Verwickelungen jener Zeit zur Mobilisierung des Heeres führten, übernahm Se. K. Hoheit am 20. November 1850 das Kommando der 2. Division beim 1. am oberen Main und an der nördlichen Reichsgrenze stehenden Armeecorps und nach dessen Auflösung am 10. Dezember 1850 wieder das Artilleriecorps-Kommando, dann am 4. August 1856 das Kommando der 1. Armeedivision. Es kam das Jahr 1859; fast schien es, als ob das Bundesverhältnis mit Österreich wiederum zu einem Kriege gegen den alten Erbfeind führen sollte, auch Bayern machte sich bereit, „am Rheine den Po zu verteidigen“, und sein mobilgemachtes Heer rückte an die westliche Grenze; Se. Königliche Hoheit hatte sein Hauptquartier zu Weißenhorn. Doch damals marschierte man wieder nach Hause. Unter Beförderung zum Feldzeugmeister (General der Artillerie) wurde darauf der Prinz am 6. Juni 1861 zur Generalinspektion der Armee versetzt und am 12. August des gleichen Jahres zum Vorstand der Infanterie-Beratungskommission ernannt.



Se. K. Hoheit Prinz Luitpold im Familienkreise. (S. 276.)

Die Schöpfung des deutschen Bundes war keine glückliche Organisation gewesen, so daß die Auseinandersetzung der unhaltbaren Zustände nur mit dem Schwerte erfolgen konnte. Bayern stand mit Hannover, Sachsen und sämtlichen süddeutschen Staaten auf Seite Österreichs. Als die mobile Armee unter dem Oberbefehle des Prinzen Karl den Vormarsch gegen Norden antrat, wurde eine Reserve-Infanterie-Division gebildet und mit dem Schutze der Operationslinie des Heeres und der nördlichen Landesgrenze, speziell der Provinz Oberfranken beauftragt; ihr Kommando übernahm Se. K. Hoheit Prinz Luitpold am 9. Juli 1866. Der Ausgang der Schlacht bei Königgrätz und die Gefechte von Roßdorf und Zella am 4. Juli hatten die Lage durchaus verändert, weshalb Se. K. Hoheit das besetzte Coburg räumen ließ und seine Bataillone um Lichtenfels konzentrierte. Kaum waren diese Verfügungen

getroffen, als ihn ein Telegramm des Oberkommandos mit der Hälfte der Division nach Schweinfurt abrief, wo diese im Laufe des 10. Juli während des Gefechtes bei Kissingen eintraf. Nach dem Gefechte erhielt der Prinz den Befehl, mit dem Teile seiner Reservedivision und der 4. Division (Hartmann) vor Schweinfurt bei Poppenhausen Stellung zu nehmen, da die Absicht war, mit der gesamten Armee dem Feinde das Vordringen über den Main zu verwehren. Am 12. Juli rückte die Reservedivision hinter den Main und wurde am 13. Juli aufgelöst, worauf Se. K. Hoheit Prinz Luitpold an Stelle des bei Kissingen auf dem Felde der Ehre gefallenen Generallieutenants Freiherrn v. Zoller das Kommando der 3. Division übernahm. Sein Generalstabschef war Oberstlieutenant Karl v. Orff, jetzt General der Infanterie z. D.

Die preußische Armee hatte inzwischen den Befehl erhalten, sich Frankfurts zu bemächtigen, war in Gewaltmärschen dahin abgerückt und schwenkte nun wiederum ostwärts ab. Das 8. Bundesarmeecorps wich vor ihr an die Tauber zurück und suchte, hinter diesen Fluß gedrängt, die Vereinigung mit den über Würzburg entgegen marschierenden Bayern. Im Westen vor dieser Stadt kam es nun noch zu lebhaften Zusammenstößen.

Am 24. Juli gewannen die Bayern von neuem Fühlung mit dem Feinde. Am Morgen des 25. Juli war die 3. Division von Roßbrunn nach Helmstadt vorgeschoben worden. Feldmarschall Prinz Karl hatte die Absicht, die beiden Armeecorps (das 7. [bayerische] und das 8. Bundesarmeecorps) an der Würzburg-Bischofsheimer Straße zu vereinigen und sandte der 3. Division den Befehl, gegen Süden auf Unter- und Ober-Wertheim vorzurücken. Dabei war die Voraussetzung, daß das 8. Armeecorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen seine Stellung behaupten würde; allein dieses zog in der Richtung auf Würzburg ab und gab die rechte Flanke der Bayern dem Stoße der vorrückenden Preußen Preis, welcher mit aller Wucht auf die 3. Division traf. Die Aufforderung des Feldzeugmeisters an die aus ihrer Stellung bei Steinbach nach Wertheim zurückgehenden Badenser, ihn zu unterstützen, blieb erfolglos, die schwache 3. Division mußte den Kampf gegen die Division Beyer bei Helmstadt allein aufnehmen und wurde sofort auf das heftigste angegriffen. Auf dem Rückzuge durch das unwegsame, jede Umsicht hemmende Waldterrain geriet sie in Unordnung, der taktische Verband löste sich auf und ein Gegenstoß wurde unmöglich. „Umsonst hielt der Feldzeugmeister“ — so berichtet das Werk des bayerischen Generalstabes über den Feldzug 1866 — „selbst in der vordersten Linie, wobei der als Ordonnanz-Offizier seines erlauchten Vaters funktionierende Oberlieutenant Prinz Ludwig, mit Wort und Beispiel die Leute zum Stehenbleiben und mutigen Ausharren ermahnend, durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer verwundet wurde; umsonst suchten die Offiziere entgegenzuwirken, alle Anstrengungen, das Gefecht zum Stehen zu bringen, blieben fruchtlos.“ Prinz Luitpold machte nun noch einen letzten Versuch, den nachfolgenden Feind durch einen Gegenangriff des 2. Bataillons des 11. Regimentes zurückzudrängen, allein das mörderische Feuer der Preußen vom Waldsaume aus warf ihn zurück. Nach zweistündigem Gefechte waren 7 Bataillone kampfunfähig, und dem Divisionär verblieben nur noch 4½ Bataillone, 4 Eskadrons und 2 Batterien; der Rückzug wurde daher fortgesetzt. Preußische Reiterei brach hervor; das 2. Chevaulegersregiment ritt dagegen an, mußte aber der Übermacht weichen. Indessen hatte sich die Infanterie in Vierecke formiert und feuerte auf die feindlichen Reiter, worauf die Preußen der 3. Division nicht weiter folgten. Der Kampf zog sich nach Üttingen hinüber gegen die 1. Division (Stephan) und endete am Abende vor Roßbrunn, wo die 2. Division (Feder) Stellung genommen hatte.



† I. K. Hoheit Prinzessin Auguste Ferdinande. (S. 276.)

Am folgenden Tage entspann sich der Kampf von neuem, Feldmarschall Prinz Karl wollte mit den vereinigten beiden Armeecorps durch einen keilförmigen Angriff die Preußen zu einem exzentrischen Rückzuge gegen Tauberbischofsheim und Wertheim zwingen; allein seine Absichten vereitelte der abermalige Abmarsch des 8. Armeecorps, welches auf Würzburg zurückging. So mußte er sich auf die Behauptung des Plateaus von Waldbüttelbrunn beschränken, was zu Gefechten bei Üttingen, Roßbrunn und Hettstadt führte. Die 3. Division griff dabei in die eigentliche Aktion nicht ein.

Nach Abschluß des Friedens trat der Prinz in seine frühere Stellung bei der Generalinspektion der Armee wieder ein, führte darauf 1867 das Kommando über das Armeecorps, welches zwischen Iller und Lech zu Manövern zusammengezogen worden war, und wurde am 8. Januar 1869 als Nachfolger seines erhabenen Oheims, des Prinzen Karl, zum Generalinspekteur der Armee ernannt. Als solchem wurde ihm 1870 bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich die Vertretung Bayerns im Großen Haupt-



quartiere der verbündeten deutschen Heere zu Teil und in diesem wohnte er den Schlachten von Gravelotte und St. Privat (18. August), Beaumont (30. August), Sedan (1. September) und der Belagerung von Paris (18. September 1870 mit 28. Januar 1871) an. Am 5. März 1871 übernahm er wieder das Amt eines Generalinspekteurs der bayerischen Armee und am 30. März 1876 aus Anlaß seines 40. Dienstjahres verlieh ihm Se. Majestät der König die höchste militärische Würde, indem er ihn zum Generalfeldzeugmeister (d. i. Feldmarschall) ernannte. Am 1. November 1889 feierte das 1. Feldartillerieregiment das 50jährige Jubiläum Sr. K. Hoheit als Allerhöchst seines Inhabers.

In fremden Armeen bekleidet Se. K. Hoheit die Würde des Chefs beim k. preußischen Magdeburgischen Feldartillerieregiment Nr. 4, beim k. sächsischen 3. Infanterieregiment Nr. 102, beim k. württembergischen Feldartillerieregiment Nr. 29 und des Inhabers beim k. u. k. österreichischen 7. Feldartillerieregimente. An Kriegsdekorationen zieren die Brust Sr. K. Hoheit: das Großkreuz des k. bayerischen Militärverdienstordens seit 1866, das königlich preußische Eiserne Kreuz II. Klasse, das großherzoglich mecklenburgische Militärverdienstkreuz II. Klasse, die fürstlich lippeschaumburgische Militärverdienstmedaille, der kaiserlich russische Georgsorden 4. Klasse, das Großkreuz des königlichen Ordens vom Stern von Rumänien mit Schwertern für 1870/71; an militärischen Ehrenzeichen: das Ehrenkreuz des königlich bayerischen Ludwigsordens, das österreichische Offizierdienstkreuz, die Kriegsdenkmünze für 1870/71 aus Bronze, das Armeedenkzeichen 1866, die österreichische Kriegsmedaille.

Nur einmal war es Sr. K. Hoheit beschieden, unsere braven Truppen vor dem Feinde zu kommandieren, damals als der Bruderzwist unter den deutschen Stämmen auf dem Schlachtfelde begraben wurde. Das Walten des Schicksals verlieh nicht unseren Fahnen den Sieg; aber aus dem Kampfe ging unser Heer mit vollen Ehren hervor und mit ungeschwächtem Vertrauen blickte es auf seine Führer, an deren Spitze der erlauchte Prinz stand. Es folgte nun eine Zeit der Umformung und Neuorganisation, der stillen und geräuschlosen Arbeit in den Amtsstuben und Beratungszimmern, der emsigen Arbeit auf den Exerzierplätzen. Ein neues Wehrgesetz, neue taktische Vorschriften wurden unter den Auspizien Sr. K. Hoheit entworfen und durchgeführt, in denselben Tagen, da kurzsichtige und übelberatene Parteigänger die Umwandlung der Armee in eine Volkswehr begehrten, während der Erbfeind bereits in die Schranken trat. Die unsterblichen Verdienste Sr. K. Hoheit zu jener Zeit zu erörtern, kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein; nur kurz sei darauf hingewiesen, daß seinem Walten der heiße Dank Bayerns und Deutschlands für den vortrefflichen Zustand unseres Heeres, für die hohe Stufe kriegerischer Ausbildung und Vortrefflichkeit gebührt, mit der es den Lorbeer auf den französischen Siegesfeldern brach. Und als das Reich gefügt war, und die Einheit die gleichheitliche Durchführung aller Normen in den Heeren der verbündeten Fürsten erheischte, so schwer wir uns auch von mancher liebgewordenen und im Feindesfeuer erprobten Einrichtung trennen mochten, leitete wiederum der erlauchte Generalinspekteur den Übergang in die neuen Formen, so daß die bayerischen Truppen nicht bloß ebenbürtig an kriegerischem Ruhm und soldatischer Tüchtigkeit, sondern auch vollkommen ebenmäßig und gleich in Ausbildung und Schulung neben den Bundesgenossen im Gliede stehen.

Höhere Fügung rief nach schwerer Krisis den Allerhöchsten Herrn an das Steuer des Staates. In dessen Führung bewährt er vor allem die erste Tugend des Soldaten, die sein ganzes Leben erfüllende und kennzeichnende unerschütterliche Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. Und wenn jetzt in festlicher Stunde das ganze Land huldigend an den Thron herantritt, so erneuert allen voran die ihm so viel verdankende Armee dem Allerdurchlauchtigsten Prinz-Regenten den Schwur unverbrüchlicher, mit ihrem Blute besiegelter Treue, ihm, ihrem ersten Soldaten!

Eine Episode aus dem Leben Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten.

Von J. N. Schwäbl.

Am 23. September des Jahres 1857 ging es in dem Marktflecken Eggenfelden lebhaft zu. Rege Geschäftigkeit herrschte in allen Straßen, vor allem auf dem breiten, freundlichen Marktplatze, und was nur die Hände frei hatte, griff zu, die Straßen und Häuser zu zieren. Denn der Ort sollte ja heute die große Ehre und das seltene Glück haben, ein geliebtes Mitglied des Königlichen Hauses zu beherbergen: die Ankunft Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold, der von Passau aus auf dem Rückwege nach München sich befand, war auf die dritte Nachmittagsstunde angekündigt. Aber auch in dem eine halbe Stunde von Eggenfelden entfernten Bauernhofe „Zellhub“ war alles lebendig geworden. Der Besitzer wollte es sich nicht nehmen lassen, den hohen Reisenden vor seinem Hofe feierlichst zu begrüßen und mit einem von Herzen kommenden Beweise altbayerischer Liebe und Treue zum Königshause zu überraschen. Und so arbeitete denn das Gesinde des Hofes schon stundenlang daran, einen Triumphbogen zu errichten und zu verzieren, der die Straße hart am Hofe überspannte. Als dann die dritte Nachmittagsstunde allmählich heranrückte, da erschienen die Knechte und Mägde in der malerischen Arbeitstracht des Thales, mit Sensen, Sicheln, Drischeln u. s. w. ausgerüstet, und wurden zu beiden Seiten der Straße vor der Ehrenpforte aufgestellt; von ihren Hochrufen begrüßt, sollte der Prinz durch dieselbe fahren. Allein vom hohen Turme der nahen Kirche zu Eggenfelden, König Ludwig I. hatte sie einst die „Perle des Rotthales“ genannt — war schon längst die dritte Stunde verkündigt worden, aber der sehnlichst Erwartete war noch immer nicht erschienen. Es schlug vier Uhr, halb fünf — fünf Uhr. Die ausgesandten Späher kamen stets ohne die gewünschte Kunde zurück. Dagegen war von Eggenfelden bengalisches Feuer eingetroffen. Denn bereits war die Dämmerung eingetreten, und sollte die ganze Ovation nicht

zu Wasser werden, so war Beleuchtung unumgänglich notwendig. Endlich — Se. Königliche Hoheit hatten zu Thurnstein dem Grafen von Geldern Besuch abgestattet und sich dort längere Zeit aufgehalten — endlich kam die Meldung, der Wagen sei in Sicht. Nun wurde es Ernst; alles begab sich in freudiger Erwartung an seinen Platz. Schon vernahm man in gespanntester Aufmerksamkeit das Rollen der Räder und den Hufschlag der Pferde durch die stille Abendluft, und bald erstrahlte auch die nächste Umgebung im zauberhaften Lichte. Doch, welche Enttäuschung! Als der Wagen in den Bereich des Lichtes kam, sah man aus demselben deutlich eine Hand winken — abwinken, und als er noch näher kam, erklärte der Adjutant, Se. Königliche Hoheit befänden sich, ermüdet von den Anstrengungen der langen Reise, seit Eintritt der Dunkelheit im Schlummer. So mußte denn der gute Wille für das Werk gelten — die Ovation war trotz alledem zu Wasser geworden.

Nach kurzer Fahrt nahm der Königliche Prinz, von den begeisterten Jubelrufen der treuherzigen Bevölkerung empfangen, Absteigequartier auf der Post zu Eggenfelden. Nachdem die Empfangsfeierlichkeiten und die Vorstellung der amtlichen Würdenträger des Ortes vorüber waren, machte der Adjutant dem Prinzen Mitteilung von der so gut gemeinten, durch ihn aber verhinderten feierlichen Begrüßung eines Bauern an der Landstraße. Und nun zeigte sich die liebenswürdige Huld, die herablassende Freundlichkeit und Leutseligkeit des Prinzen in ihrem schönsten Lichte. Er äußerte nicht nur sofort sein lebhaftestes Bedauern, den guten Leuten die Freude wider Wissen und Willen verdorben zu haben, sondern gab auch, nachdem er auf Befragen erfahren, daß der Hof etwa nur 20 Minuten entfernt sei, Befehl, dem Anwesensbesitzer die Mitteilung zukommen zu lassen, daß er am Morgen des andern Tages vor seiner Abreise von Eggenfelden „Zellhub“ besuchen werde.

Neumaier, so hieß der wackere Mann, befand sich am Abend selber in Eggenfelden. Da es ihm nicht vergönnt war, den Prinzen vor seinem Anwesen feierlich begrüßen zu können, wollte er ihm wenigstens vereint mit den Bewohnern des Marktes seine Huldigung darbringen und an ihrer Freude teilnehmen. Er saß eben in einer Brauerei beim Abendtrunke, indem er mit vielen anderen Gästen die Ereignisse des Tages besprach, wobei es auch nicht an stichelnden Reden über seine unbemerkt gebliebenen Veranstaltungen fehlte, die aber nicht so böse gemeint waren. Plötzlich erschien der „Herr Assessor“ und teilte dem nichts Ahnenden mit, daß Se. Königliche Hoheit ihn morgen zum Entgelt für den Ausfall der Ovation auf seinem Hofe besuchen werde. „Heiliger Gott!“ war alles, was der sonst so resolute Mann im ersten Schrecken über diese unerwartete Nachricht hervorbringen konnte. Hatte ihm die Freude über die plötzliche Wendung der Dinge die Sprache geraubt? Warum war ihm bei der Ankündigung einer solchen Auszeichnung der Schreck in alle Glieder gefahren?

Ach, der Mann, der alles aufbot, dem durchreisenden Prinzen seine unentwegte Bayerntreue zu bezeigen, er, der beim Anblick des Prinzen über die Freude seines Herzens sein eigenes Selbst vergaß, er befand sich in den mißlichsten Umständen. Und die ganze Umgegend wußte es nur zu wohl. Vier seiner Pferde waren der Rotzkrankheit erlegen, zehn Kühe der Maul- und Klauenseuche zum Opfer gefallen. Die alten Stallungen waren niedergerissen worden und deren Neuherstellung hatte große Summen verschlungen; die gefallenen und geschlachteten Tiere aber hatten noch nicht wieder ersetzt werden können. Nur ein alter, blinder Gaul — ihn hatte die tückische Seuche wie zum Hohne verschont! — und einige magere Kühe standen im Stalle, während die Schaf- und Schweinstallungen gänzlich leer waren.

Und in diesem Zustande sollte er jetzt dem Prinzen seinen Hof zeigen? Armer Mann! Du teiltest mit so vielen anderen warmherzigen Patrioten das Geschick, an Lieb' und Treue reich, an Gütern aber arm zu sein!

Während nun Neumaier noch immer wie betäubt dasaß und ins Leere starrte, fanden seine Freunde bald das richtige Wort.

„Neumaier“, begann einer derselben, der Lithograph im Orte (Neumaier hatte als Bürger des Marktes 1848 erst den Hof käuflich erworben), „Neumaier, nur nicht verzagt! Den Kopf in die Höhe! Wir verlassen Dich nicht. Der hohe Besuch und die seltene Auszeichnung gilt nicht allein Dir, sondern ehrt auch uns, uns alle, das ganze Rotthal.“

„Ja, so ist's“, hieß es nun auf allen Seiten, denn alle fanden sofort heraus, wie die Worte des Lithographen eigentlich gemeint waren.

„Wär' ja do' a Schand“, ereiferte sich der Nachbar Neumaiers, der Müller „im Haus“, „wenn ma an Prinzen auf'n Glaubn lassatn, a Rotthalerhof schaugat a so aus!“

„Na, des derf net sei'“, pflichtete man ihm allseitig bei.

„Und justament net!“ fuhr der Müller fort, „Zellhuaber, i' leih' Dir für morg'n meine Roff'.“

„Bravo, bravo!“ erscholl es in der Runde und dazwischen hinein von verschiedenen Seiten:

„Und i' meine Küah'“ — „J' meine Schaf' und meine fett'n Baganer[1])! — 's G'flüglat hat er eh' no' beinand'.“ —

Der Leser dieser Zeilen wird sich nun unwillkürlich an den russischen Minister Potemkin erinnern, der einst seiner Kaiserin Katharina II. auf der Reise in die Krim blühende Gegenden und reiche Dörfer, lachende Bilder und allgemeine Wohlhabenheit vorzuzaubern wußte, während doch das Land arm und ausgesogen war. Allein es war eben nur eine flüchtige Erinnerung; bei näherer Betrachtung hinkt ein etwaiger Vergleich nach mehr als einer Richtung. Dort handelte es sich für einen um seine allmächtige Stellung besorgten Minister darum, das im Lande herrschende allgemeine Elend durch Trug und Blendwerk zu verdecken, hier aber wollten die biederen Bewohner eines Thales den Ruf der daselbst herrschenden allgemeinen Wohlhabenheit nicht dadurch aufs Spiel setzen, daß man dem hohen Gaste einen einzelnen vom Unglück heimgesuchten Hof zeige. Dort leitete Selbstsucht den Lügner und Betrüger, hier aber waren Heimatliebe und Heimatstolz die Beweggründe zu einer anscheinend ähnlichen und im Grunde doch so ganz und gar verschiedenen That. Doch, wir wollen ja nur Geschehenes berichten.

Man kann sich denken, wie nun in „Zellhub“ die Nacht über von vielen, vielen Händen gearbeitet wurde. Wie Neumaier selbst, der beim Anblicke der werkthätigen Liebe seiner Landsleute bald wieder sich selbst gefunden hatte, so bot auch seine rührige Gattin alles auf, den hohen Gast würdig empfangen zu können. Da wurde gescheuert und geputzt, dort

[1]) Ungarische Bakonyerschweine.

verschönert und verbessert; der Innenraum des Gehöftes war bei hellem Mondlichte bald fein säuberlich gekehrt, und nun kamen auch die Tiere aus der Nachbarschaft, die „ungewohnten Ställe füllend“. Unter den erfahrenen Händen des Lithographen und des Pyrotechnikers, der des Abends die Beleuchtung besorgt hatte, verschönerte sich die Ehrenpforte noch mehr, Weg und Eingang in den Hof wurden geziert und im Innenraume weißblaue Fähnchen aufgesteckt. Ganz besondern Eifer verwandte man aber auf die Ausschmückung der oberen „Stube“; denn in ihr sollte der Prinz zu Gast geladen werden. Nachdem der größte Theil der Arbeit geschehen, begab man sich zur kurzen Nachtruhe. Der letzte zu Bette war Neumaier, auch der erste wieder auf, und bald war es auf dem Gehöfte wieder lebendig, aber auch auf der Straße vor demselben. In Scharen kamen die Bewohner Eggenfeldens und der übrigen Nachbarschaft herbei, denn in der ganzend Gegend hatte sich die Kunde von dem Glücke, das „Zellhub“ widerfahren sollte, wie ein Lauffeuer verbreitet. Auf der nächsten Anhöhe wurden Böller aufgepflanzt, ein Musikcorps postierte sich seitwärts der Ehrenpforte und diese selbst war bald wieder wie den Abend vorher von den farbenreichen Gruppen der Knechte beflankt. Freude und Stolz malte sich auf aller Antlitz und in weihevoller Stimmung sah man dem Erscheinen des gefeierten Gastes entgegen. Kaum war nun dessen Wagen in Sicht, als auch schon Böllerschüsse weithin durch das Thal rollten; die Musik fiel mit schmetternden Tönen ein und ein vielhundertstimmiges „Hoch!“ empfing den hohen Herrn, der, von der Liebe und herzlichen Begeisterung des Volkes getragen, mit gewinnender Leutseligkeit und sichtbarem Wohlgefallen die eigenartige Scenerie betrachtete und sich dann dem Hofe zuwandte. Am Eingange empfing ihn der jetzt von Glück strahlende Besitzer mit einer kurzen Ansprache und dessen weißgekleidetes Töchterchen mit einem kleinen Gedicht, zu dessen Schluß sie ihm ein gefülltes Weinglas kredenzte. Als der Prinz das Glas vor aller Augen an die Lippen führte, erhoben sich neuerdings jubelnde Hochrufe der freudig bewegten Menge. Alsdann entschwand der Gefeierte den Versammelten durch den Thorbogen, der ins Gehöft führt. Was man vorausgesehen, das geschah nun: Der Prinz besichtigte das ganze Gehöft, interessierte sich für alles und war des Lobes voll über die schönen reinlichen Stallungen und die wohlgenährten Tiere. Wohl regte sich in Neumaier etwas wie Schamgefühl ob des unverdienten Lobes und es war ihm einen Augenblick, als wanke ihm der Boden unter den Füßen. Aber er war ja wider Willen zum Vertreter des oberen Rotthales geworden und sein Unglück hatte er ja nicht verschuldet. Ein Blick auf seine Freunde zerstreute die aufsteigenden Bedenken. Daher fand er auch unbefangen den Mut, den erlauchten Besuch zu bitten, ein ländliches Frühstück einnehmen zu wollen. Huldvollst nahm dieser die Einladung an und begab sich in die obere Stube. Diese war, soweit es die Jahreszeit zuließ, in einen wahren Blumenhain verwandelt und in einer Weise dekoriert, die das Staunen des Prinzen hervorrief. Ebenso sprach er seine Verwunderung über die reich besetzte Tafel aus, begnügte sich jedoch mit zwei Tassen Kaffee. Nach viertelstündigem Aufenthalte verließ der hohe Gast den Hof, nicht ohne dem Besitzer und seiner Familie für ihre Aufmerksamkeit und ihren herzlichen Empfang wiederholt gedankt zu haben.

Der Geschichtskundige aber, der von Eggenfelden aus „Zellhub“ zuwandert und, kurz ehe er den Hof erreicht, über das liebliche Thal hinweg Postmünster herüberwinken sieht, erinnert sich, daß dort der niederbayerische Volksheld vom Jahre 1705, Plinganser, geboren wurde. Er sieht, daß die alte Treue lebt, wenn er an der Straßenseite des Gehöftes eine große weiß-blau umrahmte Tafel gewahrt mit der Inschrift

„Seine Königliche Hoheit Luitpold,
Königlicher Prinz von Bayern

haben am 24. September 1857 um 8 Uhr Morgens in diesem Hause huldvolle Einkehr, ein ländliches Frühstück zu nehmen geruht, welcher echten Wittelsbacher Herzensgüte zu unvergänglichem Danken und Denken die hochbeglückten Besitzer Wilhelm Neumaier und dessen Gattin Johanna, geb. Meindl aus Braunau, diese Gedächtnistafel geweiht.“

Unsere Bilder. Die Wahl unserer heutigen Illustrationen war einzig durch die Absicht bestimmt, bei der Verherrlichung des erhebenden Landesfestes mitzuwirken. Wir bringen vor allem die königliche Residenz zu Würzburg, und zwar in der prächtigen Form unmittelbar nach ihrer Vollendung. Unser Bild ist die Kopie eines Blattes aus einem kostbaren Kupferwerke, betitelt: Die sowohl wegen prächtiger Schönheit als unvergleichlicher Bevestigung Welt berühmte hochfürstlich und Bischöffliche Residenzstadt Würzburg in Franken in Grundriß und Prospekt und dann nach denen Verwunderns würdigen Residenz-Palästen, Kirchen, Klöstern, Marktplätzen und andern illustren, publiquen Gebäuen, so von verschiedenen Bischöffen, Henrico, Gerhardo, Julio, Joh. Philippo Christof Franzisco und sonderlich Joh. Philippo Franzisco von Zeit zu Zeit verherrlichet worden und von dermalen regierenden Hochfürstlichen Gnaden Friederico Carolo durch Aufführung neuer Werke der Ruhm und Zierde desselben immer vergrößert wird, auf das akurateste abgezeichnet von Salomon Kleiner, Churfürstl. Mayntzischen Hoff-Ingenieur nun aber in Kupfer gebracht und verlegt von Johann Andreas Pfeffel der Röm. Kays. Mayst. Hoff-Kupferstecher in Augsburg Anno MDCCXL Cum Priv. Sacr. Caesar. Maj.“ Wir verdanken die Überlassung des Werkes der Güte des historischen Vereins für Unterfranken und den freundlichen Bemühungen der Herren Universitätsprofessor Dr. Th. Henner und Dr. Gottfried Ziegler in Würzburg. — An das Bild der Geburtsstätte reiht sich eine Gruppe von Bildnissen Sr. Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten. Sie beginnen mit dem von Riegel gemalten Brustbilde des Prinzen als Kind, es folgt der Prinz als Artillerieoberst zu Pferd von F. Grether; ferner der Prinz im Kreise seiner Familie auf der Veranda der Villa Amsee bei Lindau von Straub und Federle. Wir konnten nicht umhin, auch das Bild J. Kgl. Hoheit der Prinzessin Auguste Ferdinande, der am 25. April 1864 nach 20 Jahren und 10 Tagen glücklichster Ehe verschiedenen Gemahlin Sr. Kgl. Hoheit beizufügen. Wir wählten hierzu das besonders wohlgelungene Porträt von J. N. Heigel, die Prinzessin im Negligeeanzuge, das jüngste Kind im Wickelkissen auf den Armen haltend und in einem Lehnstuhle sitzend. Die Reihe der Porträts schließt mit der Gegenwart durch Wiedergabe des Bildnisses Sr. Königlichen Hoheit nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstängl. Der Verlag hat uns in entgegenkommendster Weise die Reproduktion des Bildes gestattet.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Konrad Triener oder die Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Die Dräxel und der Impler warfen sich bei diesen Äußerungen bedeutsame Blicke zu, hielten es jedoch für besser, zu schweigen; Pinzenau aber, welchem diese Bewegung der Patrizier nicht entgangen war und der jedes Mißtrauen zu ersticken suchte, nahm wieder das Wort.

„Es ist schon längst des Herzogs Wille, die Verfassung der Stadt abzuändern, und daß bei einer solchen Umgestaltung derselben die Zünfte nicht übel fahren werden, dessen kann ich euch versichern. Aber bedenkt, ihr Herren Bürger, daß es jetzt nicht an der Zeit ist, Verbesserungen im Innern der Stadt vorzunehmen, da ihr nach außen hin euer Augenmerk zu richten habt; seid ihr glücklich in euren Entwürfen gewesen und habt ihr die Selbständigkeit der Stadt bewahrt, dann wird es der Herzoge wichtigstes Augenmerk sein, euren Wünschen hierin zu entsprechen. Zuvor aber wäre es unklug und gefährlich, euch auch im Innern Feinde zu erregen; deswegen seid ihr ja auch nicht hierher zusammengekommen, sondern um das Beste der Gemeinde zu wahren, und dieses würde sicherlich gefährdet, wolltet ihr zugleich im Innern der Stadt Zerwürfnisse anregen."

„Ja, das Beste der Stadt ist unser Hauptzweck, Herr Pinzenau," sprach Stromair, „das andere gibt sich dann später; laßt uns aber jetzt zur Sache kommen! Morgen ist großer Rat, es muß da etwas geschehen! Was? Wie? Das muß noch besprochen werden."

„Seid Ihr einig, so ist dieses bald entschieden," erwiderte Pinzenau und sah nach der Thür, durch welche in diesem Augenblicke Mänher und Konrad (die wir soeben verlassen haben) eintraten; die Versammelten begrüßten sie jeder nach seiner Art, und Pinzenau wendete sich verbindlich an Mänher, indem er dessen regen Eifer für die gute Sache lobte.

„Da bringe ich euch einen alten Bekannten," sagte der Ratsherr, auf den Waffenschmied zeigend, „der ebenfalls bereit ist, dem Herzog Ludwig zu dienen," setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Ihr auch da, Meister Triener," sprach Pinzenau zu Konrad und reichte ihm die Rechte, „wenn so biedere Bürger zusammenstehen, so muß die Sache gelingen."

„Ja, Euch, Triener, können wir wohl brauchen," brüllte Haitfolk mit seiner tiefen Stimme, „Ihr versteht es, mit den Waffen zu hantieren und, wenn's not thut, auch mit der Feder etwas auszurichten. Ha, das war neulich ein Schuß im Stachelschützen draußen, ich glaub's den jungen Leuten gern, wenn sie mit Euch so viel Aufhebens machen, daß den Herren das Lachen sauer werden soll."

Dieser rohe Ausbruch Haitfolks war in dem Durcheinandertönen der Stimmen verschwommen, und es verging eine geraume Zeit, bis man endlich wieder auf den Zweck der Zusammenkunft zurückkam.

Um endlich die Versammelten zu einem Beschlusse zu vereinigen, begann Pinzenau abermals:

„Da ich euch, ihr lieben Bürger der Stadt, in der Hauptsache ganz einig sehe, so will ich euch denn im Vertrauen eröffnen, wozu Herzog Ludwig und sein Herr Vater gesinnt sind. Sie werden keinen Anstand nehmen, selbst in die Stadt zu kommen, sobald ihr die Anhänger Ernsts und Wilhelms entfernt habt; denn nur dann mögen sie erkennen, daß euer Wille fest ist, und eure Gesinnungen lauter sind. Im innern Stadtrate sitzen einige besonders gefährliche Männer, und diese müßt ihr vorerst unschädlich machen, um die Hände frei zu bekommen; ich meine den Sluder, Ebner, Sentlinger und Katzmair; was den Bürgermeister Hälmberger betrifft, so lenkt er sich auf unsere Seite."

„Der hält es mit jedem," schrie Haitfolk dazwischen.

Pinzenau aber, fuhr, ohne seiner zu achten, fort:

„Es sind zwar noch viele da, die den Söhnen des Herzogs Johann sehr geneigt sind, wie die Pütrich, Ridler, Pötschner, Ligsalz, Barth und andere; auch diese wären besser entfernt. Im gelindesten Falle aber müssen sie so eingeschüchtert werden, daß sie es nicht wagen, zu Ernst und seinem Bruder zu halten."

„Wie viele Zwiste und Wirren würden wir da entfachen," entgegnete ihm nun Ulrich Drächsel, „wenn wir alle diese Geschlechter entfernen wollten? Müßten wir dadurch nicht notwendig den Ernstschen Anhang verstärken, anstatt ihn zu schwächen?"

„Bedenket aber auch," fiel ihm Pinzenau ins Wort, „daß gerade diese es sind, welche jede freie Bewegung der Stadt hemmen können und werden, und daß die Bürgerschaft nur dann vermag, kräftig zu handeln, wenn sie diese bedeutenden Männer nicht mehr zu fürchten hat."

„Ich stimme Euch bei," sprach der Impler, „diese Geschlechter lassen nicht von den jungen Herzogen, und darum ist es besser, ‚fort mit ihnen', als daß wir sie uns über die Schultern hereinsehen lassen."

„Ich muß Euch da recht geben," fügte Mänher hinzu, und mehrere erklärten sich ebenfalls gegen Drächsel, so daß dieser überstimmt wurde.

„Wer aber soll nun fort?" fragte Stromair. „Denn das geht nicht an, daß wir die reichen Geschlechter, die Ernstisch gesinnt sind, alle verbannen."

„Das will ich ja auch nicht sagen," entgegnete Pinzenau, „nur die müßten fort, die am festesten an den Herzogen hängen. Der Konrad Sluder, Mathias Sentlinger, Hans Rudolph, Ulrich Ebner und Georg Katzmair müssen aus dem Rate und aus der Stadt, denn von ihnen ist das Schlimmste zu fürchten. Nicht minder gefährlich sind der alte Pütrich und seine Neffen, Ridler, die anderen könnt ihr um Geld strafen, dessen ihr in diesen Zeitläufen ohnehin bedürfen werdet."

„Ich halte dafür, es sei jetzt genug," sprach nun Triener, „wenn wir die fünf Stadträte verbannen, warum sollen wir uns Feinde erregen, deren Entfernung uns schaden kann, deren Gegenwart aber uns gleichgültig sein wird? Der alte Pütrich, sowie sein übriges Geschlecht, die Ridler und die anderen, die noch zu Ernst sich hinneigen, leben von den Geschäften der Stadt zurückgezogen, und es ist daher von ihnen nichts zu fürchten. Würden wir durch die Verbannung so vieler und durch die Einziehung ihres Vermögens nicht einen Beweis geben, daß es mehr auf letzteres, als auf das gemeine Beste abgesehen ist? Ein solches Verfahren müßte unsere Worte als lügenhaft darstellen, würde die edel Denkenden von uns abwenden und uns die Rache aller dieser Geschlechter aufregen, welche gewiß auch mächtige Freunde finden würden, um sich das Ihrige wieder zu verschaffen."

„Ihr sprecht wie ein Ehrenmann," sagten beide Drächsel mit einem dankbaren Blicke gegen Triener, „und es ist auch unsere Ansicht, daß es bei der Verbannung der Stadträte sein Bewenden haben soll."

„Man sieht da schon die Geschlechter," brummte Haitfolk mürrisch, „am Ende steht dann das Ding auf den alten Füßen."

„Da irrt Ihr Euch, Meister Haitfolk," entgegnete ihm Pinzenau mit besänftigendem Ton, wenn Ihr wähnt, man spiele da nicht redliches Spiel; ich weiß am besten, wie die Drächsel gesinnt sind, und da ich mir die Sache jetzt mehr überlegt habe, so muß ich ihren Worten beipflichten; denn, wenn auch vielleicht in der ersten Zeit die Partei Ernsts und seines Bruders durch die Entfernung so vieler Geschlechter eingeschüchtert würde, so wären es gewiß die Bürger selbst, welche jene wieder zurückzuberufen wünschten, da sie von ihnen den meisten Erwerb beziehen. Wenn Ihr die Reichen verbannt, und die Armen hier behaltet, so sehet zu, wie es Euch ergehen mag."

„Meinetwegen können sie dableiben," sagte Haitfolk verdrießlich, „wenn wir Verrat wittern, so schnüren wir ihnen die Kehle zu, daß sie das Plaudern für immer verlernen, aber so leer dürft Ihr sie nicht entwischen lassen; zahlen sollen sie wenigstens, damit wir Geld in die Stadtkammer bekommen."

Gern hätte Konrad abermals zu Gunsten Pütrichs gesprochen, denn es war ihm ein süßes Gefühl, den stolzen Patrizier jetzt fühlen zu lassen, daß er dem geringen Handwerker etwas zu danken habe, aber indem er bedachte, daß er die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verdächtig machen könnte, und zugleich sah, daß auch von den anderen dem Antrage Haitfolk kein Widerspruch entgegengesetzt wurde, behielt er seine Rede bei sich und wartete einen günstigeren Zeitpunkt ab, seine Meinung geltend zu machen.

Als nun nach langen Erörterungen die einzelnen Geldstrafen bestimmt waren, und ausgemacht worden, daß morgen der Rat der Dreihundert, nämlich der Große Rat, worin sich die Anhänger des Ingolstädters sämtlich befanden, diesen Antrag stellen und nötigenfalls auch mit Gewalt ins Werk setzen sollte, so trennten sich die Verschworenen, um noch unter dem Schleier der Nacht die zerstreuten und aus Vorsicht nicht erschienenen Genossen von den gefaßten Beschlüssen in Kenntnis zu setzen.

Im Implerhause aber waren Herr v. Pinzenau und die beiden Drächsel beim Impler zurückgeblieben; als sich die anderen allmählich entfernt hatten, und Pinzenau auf den Gesichtern der drei Patrizier den Unmut las, welcher sie erfüllte, begann er:

„Ärgert euch nicht, Freunde! Man muß dem Bürgervolk eine Weile die Leine etwas nachlassen; hat einmal mein Herzog die Stadt im Besitz, dann seid versichert, daß die Geschlechter bei Ehren bleiben und daß eure treuen Dienste nicht vergessen werden."

„Wir hoffen auch“, sprach der Impler, „daß Stephan und Ludwig nicht undankbar gegen uns handeln werden; denn ich wollte lieber meinen Kopf lassen, als den Zünften zur Freiheit die Hand bieten.“

„Laßt den Haitfolk schreien,“ entgegnete Herr v. Pinzenau; „ist er doch nur wie ein leerer Wagen, der auf dem Straßenpflaster gezogen wird.“

„Da lob' ich mir den Triener,“ erwiderte Niklas Drächsel, und so plauderten die vier noch lange fort, bis sie sich endlich gegen Morgen trennten; Pinzenau aber ritt bei Anbruch des Tages gen Ingolstadt, um dem Herzog den Erfolg seiner Sendung zu berichten.

Es mochte gegen Mittag des andern Tages sein, als wildjubelnde Volkshaufen die Stadt durchzogen, und aus dem verworrenen Geschrei so vieler Kehlen ließ sich deutlich der Ruf: „Es leben die Herzoge von Ingolstadt“ vernehmen. Das niedere Volk ist in allem unmäßig, in der Freude, wie im Schmerz, und dies bewies sich auch hier; es lag in einem Freudenrausche und der rohe Ausbruch dieses Jubels wurde auf der Straße durch tobendes Schreien, in den Schenken durch übermäßiges Essen und Trinken gefeiert.

Die Familie Pütrich hatte sich kaum zu Tische gesetzt, und Katharina war soeben von dem Vater hart ins Verhör genommen, warum ihre Augen rotgeweint seien, aber die Tochter beantwortete seine Fragen mit stetem Kopfschütteln, und so erschöpfte sich seine Weisheit, ohne daß er ein Geständnis erlangt hatte; da brach plötzlich in den Straßen das wilde Treiben der Menge los, und Pütrich ahnte sogleich, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse. Er blieb auch nicht lange in Zweifel, denn alsbald stürzte Hans Katzmair zur Thür herein, und mit dem Rufe: „Alles ist verloren“, warf er sich auf einen Stuhl nieder. Pütrich blieb auf seinem Lehnsessel regungslos sitzen, und den Becher, den er eben zum Munde führen wollte, auf halbem Wege in der Hand haltend, blickte er den Patrizier mit stierem Blicke an. Frau Elisabeth war blaß geworden wie eine Leiche, nur Katharina saß ruhig da, und ihre Miene verriet nicht die geringste Spur von Erstaunen oder Schrecken.

„Nun, was gibt's denn?“ fragte endlich Pütrich, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. „Ihr seht ja ganz blaß aus, Herr Katzmair, und wozu diese Mummerei?“

Katzmair hatte nämlich Kutte und Kapuze, wie sie damals das niedere Volk trug, angethan, um auf der Straße von der ausgelassenen Menge nicht Schmähungen oder noch Ärgeres erdulden zu müssen. Der Aufforderung des alten Patriziers Folge leistend, begann er dann:

„Es ist gleich erzählt; als heute der innere und äußere Rat versammelt waren, um über das Verhalten der Stadt gegen die Söhne Johanns zu beschließen, entstand unter dem großen Rate zuerst eine dumpfe Unruhe, als man in Vorschlag brachte, man solle die Freiheitsnotel ermäßigen. Bald aber artete diese Unruhe in ein wildes Geschrei aus, und alles rief über Verrat in der Stadt; man beschuldigte die inneren Stadträte der Feigheit und verlangte Bestrafung. ‚Die Anhänger der Herzoge müssen fort‘, tönte es durch die Bänke, und man drohte mit dem Äußersten, wenn diesem Verlangen nicht entsprochen würde. Alle Bande der Ordnung waren zerrissen, man sammelte die Stimmen nicht mehr wie sonst, sondern die Parteien schieden sich auf zwei Seiten, und da für Ludwig und seinen Vetter bei weitem die Mehrzahl war, so kam es dahin, daß die den jungen Herzogen anhängenden Stadträte verbannt wurden; dieses Los widerfuhr meinem Vater, dem Sluder, Sentlinger, Ebner und Rudolf, ihre Güter sind eingezogen, und wenn sie die aufgehende Sonne noch hier erblickt, so sind sie des Todes.“

„Das ist schändlich,“ rief Pütrich zornig aus, „aber Gottes Rache wird dieses Gezücht erreichen.“

„Das undankbare Volk,“ fuhr Katzmair fort,“ seine größten Wohlthäter so zu behandeln; aber wir wollen es ihnen gedenken; flugs geht's nach Landshut, wo die Herzoge auf Besuch bei ihren Vettern sind; um ihrer willen erdulden wir solche Schmach, sie sollen uns wieder zu Ehren bringen. Dieses Handwerkervolk soll den heutigen Tag verfluchen, oder ich will nicht Hans Katzmair heißen.“

„Auch der Triener — der Triener auch wider die Herzoge?“ unterbrach Pütrich verwundert seine Rede.

„Erstaunt Ihr darüber, Herr Pütrich? Ich nicht,“ antwortete Katzmair mit einem spöttischen Blicke auf Katharina; „aber er soll es bereuen, Jungfrau Katharina,“ fuhr er fort zur jungen Pütrich gewendet, welche ihren Unwillen bemeisternd, ernsthaft ihm erwiderte:

„Fürwahr, Herr Katzmair, es wäre besser, Ihr würdet jetzt vorerst auf Eure Sicherheit bedacht sein, als daß Ihr Euch in Drohungen erschöpftet.“

„Ihr habt recht, Katharina,“ sprach Katzmair mit beißendem Ton, „lebt daher wohl, aber ich bitte Euch beim Scheiden noch um ein tröstliches Wörtchen.“

„Ich habe für mich keinen Trost, wie könnte ich andere trösten,“ antwortete die Jungfrau und entzog dem Jüngling die Hand, welche er gefaßt hatte. „Lebet wohl, Herr Katzmair, und Gott mag Euch vor Unheil bewahren.“

„Wie sich doch das Mädchen ziert,“ sagte Pütrich ärgerlich, „gib dem Junker Deine Hand und sage ihm, daß Du ihn lieb hast, wie es einer Braut geziemt.“

„Braut?“ fragte die Jungfrau erblassend, „daran denkt Ihr jetzt Vater?“

„Ein närrisch Ding, dieses Mädchen,“ sprach nun Pütrich verdrießlich, und zu dem Patrizier gewendet, „seid nur nicht böse auf sie, Herr Hans, sie hat ihre Launen.“

„So gehabt euch denn alle wohl,“ entgegnete Katzmair, „ich komme bald wieder zurück, und dann schleiche ich mich nicht mehr über diese Schwelle, sondern kecken Mutes werde ich auftreten, fordernd, was mein ist.“

Mit diesen Worten zog er die Kapuze über den Kopf und verließ das Haus, indem er durch die Watmangergasse mit möglichster Unbefangenheit eilte, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen.

Herr Pütrich ließ aber nun erst in langen Reden seinen Unmut über Katharinens Benehmen und seinen Groll über die Ereignisse des Tages sich ergießen, bis er endlich in den gewohnten Mittagschlummer sank, worauf seine Gemahlin mit Katharinen in größter Stille das Zimmer verließ und in der Nebenstube nun ihrerseits den mütterlichen Zuspruch begann“.

„Sei ein braves Kind,“ sprach sie zur Tochter, „und laß das Weinen; es ist nun einmal nicht zu ändern, Konrad hat Dich nicht wahrhaft lieb gehabt, sonst hätte er nicht diesen Schritt gethan, der ihn für immer von Dir trennen muß.“

„Ach," seufzte Katharina, und eine Thräne rollte ihr abermals über die bleiche Wange, „die Triebfedern unserer Handlungen liegen oft tiefer, als daß sie das menschliche Auge so leicht erschauen könnte. Mutter, denkt nicht Böses von ihm, ihn hat die Verzweiflung so weit gebracht, man hat ihn verachtet und ich habe ihm meine Liebe versagt, was ist nun natürlicher, als daß er sich dahin wendete, wo man ihn zu schätzen und zu ehren weiß, und wo er vergessen wird, was ihm Leides geschehen. Mag er auch handeln, wie er will, Konrad kann kein unedler Mann sein. Darf ich ihn auch nicht mehr sprechen, so will ich doch seiner in Liebe gedenken; denn ich bin gewiß, daß er auch meiner nicht vergessen wird."

Inzwischen war es in den Häusern der Verbannten lebhaft zugegangen; denn in ängstlicher Eile wurde das Kostbarste zusammengerafft, damit man nicht in der Verbannung mit einschlugen. Daselbst waren bei Herzog Heinrich seine Vettern Ernst und Wilhelm, sowie Ludwig „im Barte" auf Besuch; erstere in der Absicht, den jungen Herzog für ihre Sache zu gewinnen, letztere, um ihn von einem Bündnis mit denselben abzuhalten. Da das gegenseitige Mißtrauen durch die letzten Vorfälle ohnehin schon auf eine bedeutende Höhe gestiegen war, so herrschte unter den Verwandten eine Spannung, welche dem jungen Heinrich am lästigsten fiel, da er einerseits sich für die Söhne Johanns bereits heimlich entschieden hatte, anderseits aber doch auch Ludwig gegenüber, als seinem Gaste, die Maske nicht abnehmen konnte oder wollte. Man suchte demnach seine Gesinnungen so gut als möglich zu verbergen und vertrieb sich die Zeit mit Jagd und anderen Belustigungen, indem man die Irrungen, so unter den Verwandten obwalteten, den Räten zur Schlichtung überließ.



Füssen. (S. 284.)

Mangel und Not kämpfen müsse. Die Zeit war den Stadträten jedoch kurz zugemessen, indem schon gegen 5 Uhr abends die Söldner der Stadt auf dem Marktplatze sich aufstellten, wo sich auch die Verbannten mit ihren Angehörigen einfinden mußten, um sicher aus dem Gebiete Münchens geleitet zu werden. Der Zug setzte sich durch die Dienersgasse am Schneeberg[1]) vorbei, dem Muggenthaler Turm[2]) und durch die vordere Schwabingerstraße[3]) in Bewegung, und die Neugierde und die Schadenfreude, hatte eine Menge Volkes herbeigelockt, welches die Straßen bis an unseres Herrn Thor[4]) anfüllte und mit triumphierendem Geschrei und Verwünschungen die Abziehenden begrüßte. Schweigend zogen diese in Begleitung der Söldner bis an den Burgfrieden beim Siechenhause in Schwabing, wo ihre Begleiter zurückkehrten, sie aber die Straße nach Landshut

[1]) Schneeberg am Eck der Gruftgasse.
[2]) Der ehemalige La Rosée-Turm.
[3]) Residenzstraße.
[4]) Ehemaliges Schwabingerthor.

Es saßen die Herzoge eben jetzt auf der Trausnitz beim Mahle und waren guter Dinge, als des Herzogs Heinrich Hofmeister Ahamer eine Gesandtschaft von München anmeldete, welche vor die Herzoge Ernst und Wilhelm gelassen zu werden bitte.

„Wenn es Euch genehm ist, Vetter," sprach Ernst zu Heinrich, „so wollen wir sie gleich hier anhören; denn was sie auch bringen mögen, so sind wir ja Verwandte, die keine Geheimnisse vor einander haben sollen."

Diese Worte sprach er mehr gegen Ludwig hingewandt, und die Betonung derselben zeigte deutlich seinen inneren Argwohn und Unmut; Ludwig jedoch, so streitsüchtig er sonst auch war, verstand seinen Vorteil zu gut, als daß er es in einem Augenblicke, wo er vielleicht Wichtiges erfahren konnte, zu Erörterungen kommen lassen wollte, die ihn dieser Gelegenheit berauben möchten; er schwieg daher und gab sich den Schein der ungeheucheltsten Unbefangenheit, indes Heinrich befahl, die Gesandten vorzuführen. (Fortsetzung folgt.)

Ein bischöflicher Ehrentag aus alter Zeit.

(Geschildert von Karl Zettel.[1])

Es war am Sonntag vor Walpurgi im Jahre 1464 um die neunte Frühstunde, als es in der alten Bischofsstadt Eichstätt am inneren Westenthore beim sog. Kapelbäckerhause eine gar zahlreiche und bunte Versammlung zu schauen gab. Da harrten zunächst am Thore, ungeduldig hin und wieder trippelnd, die Herren vom Domkapitel, fast lauter stattliche und wohlbeleibte Männer, angethan mit heller Pelztoga und gleichfarbigem langen Pelzkragen, der zur Hälfte ein reichgesticktes Chorhemd verdeckte; ihre stolze und unzufriedene Haltung verriet die adelige Herkunft. Einige jüngere von den Kapitularen ließen die beweglichen Blicke über die gläubige Menge dahinschweifen, die sich, soweit es die bischöflichen Gardisten zuließen, mehr schaugierig als gehobenen Sinnes herangedrängt hatte.

Zusammengekauert auf einem mit schwerer Seide überzogenen Prunkstuhle saß ein altes Männlein mit kleinen, klugen, zwinkernden Augen, das hohe Barett tief gegen das Genick gesetzt, so daß einige spärliche Grauhaare ungehindert über die Stirn laufen konnten. An einem der hageren Finger, die auf der vergoldeten Stuhllehne spielten, blitzte ein mächtig großer Brillantring. Der Mann war Propst des Klosters Rebdorf, Johannes Herdenius. Um ihn kreisten wie Planeten um ihren Fixstern die Patres und der gesamte Konvent, welcher wieder von einem Halbkreise eingeschlossen war, den der Propst, der Dechant und das Kapitel des Kollegiatstiftes sowie die Kapläne und Kanoniker des Wilibaldchores gebildet hatten. Hinter diesen standen bescheiden des zweiten Ordens Vikare sowie die Klerisei des St. Lazarusspitals und von St. Walpurg. Nicht fern von der großen Stiege, die heutzutage zur Kirche der hl. Britin emporführt, streckten die Scholaren ihre Hälse und husteten und pusteten in den grauen Februarhimmel hinauf, nicht achtend des Rektors und Succentors, welche unablässig Stille geboten. Den Fahnenträgern schlug der ungezogene Wind die unteren Zipfel, Trobbeln und Quasten in die geröteten Backen, was jedesmal von einem halbunterdrückten Lachen des nächststehenden Volkes begleitet war.

Mit schwerer heiserer Stimme aber ordnete da und dort der alte Kustos sowohl den Laienschwarm als die geistlichen Körperschaften, der vielgeplagte Mann; denn das war kein geringes Stück Arbeit, in eine so neugierige und erwartungsvoll ungeduldige Masse nur einige Ordnung und ehrerbietige Haltung zu bringen; freilich half ihm der Eichstätter Rat gar wirksam, und der gewandte Hofmeister Lorenz v. Schaumberg that auch das Seine, indem er in seiner blaugrünen Amtstracht mit hageren Beinen umhersprang, indes seine seidenen Mantelflügel im Winde flatterten, nicht unähnlich einer rastlosen Libelle, die schwankenden Leibes von Weide zu Weide gaukelt.

Auch der Viertelmeister, welcher schon tags zuvor auf einer mächtigen Trommel die ehrsame Bürgerschaft eingeladen hatte, in Harnisch, gewappnet, zu erscheinen, war vollauf beschäftigt, die mühsam gebildete Spalierreihe in stand zu erhalten. Dem Armen liefen dicke schwere Schweißtropfen über die aufgedunsenen Wangen und mündeten auf dem blankgeputzten Harnisch aus, wo sie in verschiedenen Schlangenwindungen zusammenflossen, um schließlich im Lederkoller zu versickern.

Von den Dachgiebeln flaggten Fahnen aller Art und verdeckten neidisch gar manches artige Gesichtchen an den Fensterbrüstungen, von denen grellfarbige Tücher und Teppiche herabhingen, zum Teil mit sinnigen Erbauungssprüchen versehen, welche in Schriftzeichen aus blendendem Goldpapier erglänzten. An einem Hause zappelte ein großes aus Blumen gebildetes W an einem Bande von Goldbrokat wie ängstlich hin und her, weil der betreffende Dekorateur dem ungeschlachten Winde nicht anfangs gleich Rechnung getragen hatte. Rosen und Nelken hatte die liebe Natur noch nicht zu spenden; statt ihrer rahmte finsteres Föhrengewinde und frisches Fichtengrün die kleinen Fensterstöcke der Bürgerhäuser in der „Westen" ein.

Da schlägt ein schwerer Hammer zehnmal an die Uhrglocke im Walpurgisturm, und mit dem letzten Schlage ertönen alle Glocken und Glöcklein der Altmühlstadt. Das Volk hängt starren Blickes am Westenthor. Plötzlich erklingen drei helle Fanfaren, und die Thorflügel öffnen sich langsam knarrend. Da sieht man, aber noch von weitem, einen gedrängten Zug von Berittenen; Helme und Halsringe blinken durch die zerrissenen Nebelschwaden: seidene reichfaltige Gewandungen wehen lustig im Winde — schon sind einzelne zu erkennen. Immer näher kommen die Reiter; allen voraus aber ritt der neugewählte Fürst und Bischof von Eichstätt selbst, Herr Wilhelm v. Reichenau, der heute seinen prunkvollen Einzug in die Stadt zu halten im Begriffe ist. Auf einem weißgrauen Rosse, fest im Sattel sitzend, blaß von Gesicht, von langer, hagerer Statur, ein ungewöhnlich hohes rotes Barett in die spärlichen Locken gedrückt, gewährt er das Bild hohen fürstlichen und geistlichen Ernstes; ein rotseidener Mantel wallt von den knochigen Schultern und streift, von einer Seite des Pferdes herabhängend, die Straße; mit fester Hand hält der Reichenauer die Zügel; der Sattelknauf ist aus getriebenem Silber, alles übrige Reitgezeuge von feinem Weißleder und mit Silberbuckeln beschlagen. Man reitet im kurzen Trabe; neben dem neuen Herrn von Eichstätt reitet zur Rechten Herr Ulrich v. Öttingen, links Hans v. Werberg, beide Augsburger Domherren und hinter ihnen gegen 1000 Herren und Knechte, Kleriker und adelige Laien.

Wie nun der neugewählte Bischof beim erwähnten Thore ankam, segnete er, seinen langen Arm aus dem Seidenmantel hervorstreckend, vom Pferde aus, das ob des Aufenthaltes unwillig seine Nüstern in die Höhe warf, den Klerus und das gesamte Volk mit dreifachem Kreuzzeichen. Hierauf ward er vom Pferde gehoben, und, umgeben vom Dompropste, Domdechant und den zwei ältesten Domherren mit dem superpellicium und der mitra choralis geschmückt. Alsbald setzte sich der Festzug in wohlgewiesener Ordnung in Bewegung durch die Stadt nach dem „alten Hofe", nach dem hohen Dom. Infel und Stab trugen der älteste und jüngste Kanoniker; ihnen folgte der ehrwürdige Fürst, geleitet von einzelnen Vertretern der höheren und niederen Priesterschaft, den Bürgermeistern mit dem inneren Rat in voller Amtstracht, der ganzen geharnischten Reiterschar des einheimischen und benachbarten

[1]) Unter Zugrundelegung des Buches: „Geschichte der Stadt und des Bistums Eichstätt," von Sax, k. Regierungsdirektor.

Adels, den Wappnern und den hervorragenden Gliedern der Gemeinde. Mildernst erklang der Choralgesang „hic est fratrum amator“, angestimmt von des „Cantorius“ kräftiger Kehle, durch die vollbelebten Gassen und mischte sich mit dem hochfeierlichen Schalle der Dom- und Sturmglocke; eifersüchtig pfiff der Wind manchmal mit ungebärdigem Schnauben darein und stülpte Kappen und Kragen über die Köpfe, die sich mit mühevoller Hast aus der unfreiwilligen Vermummung herausarbeiteten.

Nachdem man in der Domkirche angelangt war, durchwogte altwürdiger Sang des „Te Deum“ von mächtig anschwellenden Orgeltönen begleitet, die hohen Kirchenhallen. Jetzt war der Augenblick gekommen wo der Bürgermeister im Namen des Rates die Thorschlüssel der Stadt sowie 60 Pfund Pfennige überreichte und gebeugten Knies um die Bestätigung der alten städtischen Freiheiten bat.

Hast durch die Korridore der weiten Feste hin- und wiederlaufen, nicht länger mehr zusehen, um sie nicht zu stören; denn sie hatten Kopf und Hände voll Arbeit, da in einer Stunde das große Prunkmahl beginnen soll. Schon prüfen die Pauker und Pfeifer, die Fiedler und Zinkenisten, eigens aus Nürnberg bestellt, ihre Instrumente; es sollen nämlich von den Burggehöften aus, bald weihevolle, bald heitere Weisen emporsteigen zu den Ohren der vornehmen Tafelgäste.

In der Stadt unten ging es lebhaft her. Besonders waren es die Weinstuben, in welchen an diesem Tage den fränkischen Sorgenbrechern der verschiedensten Namen weidlich zugesetzt wurde; mußte man ja doch die Freude über den neuen Herrn mit einem artigen Räuschlein besiegeln. Namentlich in der Schenke zur „Grünen Gans“ fluteten die Wellen der Festfreude hoch empor, so daß sie Wilibald Borzner, der gute Schenkwirt, kaum mehr zu dämmen im stande war. Wir



Wie dieses Kind erscheint, so geht die trauer Magd,
Die öfters nur ums Geld den Herrn und Frau beklagt.

Und so, wie dieses Kind, pflegt sich bey traur und Leiden,
In Augspurg ebenfals ein Handwerks-Weib zu kleiden.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Nunmehr ging der Fürst in großer Begleitung zu Fuß aus dem Dome über die Altmühlbrücke nach der Wilibaldsburg, dem eigentlichen Herrensitze der damaligen Fürstbischöfe, woselbst ihn seine Hofbediensteten in aller Ehrfurcht empfingen. Freilich mag diese ergebene Haltung bei den meisten dieser Leute eine bloß äußerliche und erzwungene gewesen sein. Während des mehrmonatlichen Interregnums führten nämlich Herren und Diener von der Hofhaltung ein gar behagliches Leben.

Im großen Burgsaale nun belehnte Wilhelm die vier Erblehensmänner, nahm den „Vierundzwanzig“ des inneren und den „Zwölfen“ des äußeren Rates sowie der Gemeinde den Schwur der Erbhuldigung ab und schloß damit den ceremoniellen Akt der Stuhlbesteigung.

Wir aber, geneigter Leser, wollen nun das weitere fürstliche Gepränge verlassen und selbst dem Speise- und Küchenmeister, dem Buttler und Oberspießer, welche in erregtester

wollen einen Blick in die größere Zechstube werfen. Über gewaltigen eichenhölzernen Tischen hatten sich Eichstätter Bürger in behaglicher Breite mit den Ellbogen aufgestemmt; etliche von ihnen steckten noch in ihrem Blechharnisch, indem sie, unbekümmert um das Schmollen ihrer Ehefrauen, heute geraden Weges vom Dome zur Kanne geeilt waren.

„Beim heiligen Wilibald!“ rief jetzt einer aus dieser Gesellschaft, es war der wohlehrsame Bürger, Gerber Hans Picklmaier, „wie der selige Herr einer gewesen ist, kommt nimmermehr. Das war ein Rittersmann, voll trotziger Kraft! Stets hat er den eisernen Panzerrock unter dem geistlichen Hemd getragen und war zu jeglicher Fehde bereit!“

„Ja — und ein mächtig langes Rapier,“ fiel nun der Kandelgießer ein, „ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen“.

„Und wie er die Geißelbrüder,“ quälte sich eine heisere Stimme hinter dem Ofen hervor, „wie er diese hinausgejagt

hat aus Land und Bistum! Das war ein lustiger Einfall! Ich hab' aus Freude darüber ein paar Schweine mit Rotwein gebrüht!"

Ein polterndes Gelächter nahm beifällig die Worte des Meisters vom Schlachtmesser auf.

„Und recht und klug und brav wie er war!" unterbrach der Gerber und streckte seine Hand nach dem Henkel der Weinkanne, die heute mit frischem Rosmarin umzogen war, „der Trunk soll ihm noch wohlthun im Grabe, dem alten Herrn!"

Es klirrten Gläser und Krüge, und der kräftige Rote gurgelte durch die erprobten Kehlen.

„Aber auch dem neuen Herrn wollen wir eins ausbringen!"

Mit diesen Worten erhob sich der Pfister und las eine Geschrift ab.

„Herrn Wilhelm v. Reichenau
Segne Gott und Unsre Frau,
Daß er gut sein Regiment
Führ' bis an sein Todesend'!"

„Ja, ja, und den Gelbschnäbeln ihre Mägdlein läßt," ergänzte mit schwerem Gelächter der derbe Fleischer und richtete die großen grauen herausquellenden Augen auf den Eingang zur Nebenstube hin, wo ein blühend frischer Gesell, ein wagemutiger Scholar, eben seine Gugel rückwärts schlug und mit der rosigen Walpurgis, des Wirtes Töchterlein, schäkerte, in der guten warmen Meinung, die zechende Nachbarschaft werde über ihrem eifrigen Geplauder nicht acht haben auf seine süße Kurzweil.

Blitzschnell enthuschte die Jungfrau nach der Küche, während es der arme Bursch geraten fand, die Flucht zu suchen. Auf dem Hausflur rannte er in seiner hastigen Verwirrung drei Stadtpfeifern in die Hände. Nach einigen groben Musikantenflüchen und Faustſtößen auf den Rücken des guten Jungen traten sie in die Zechstube. Der jüngste von ihnen sprang auf einen Stuhl und rief mit eintönig schnarrender Stimme:



So wird dem Bräutigam das Hochzeitshemd gesandt,
Dafür drückt er der Magd ein Goldstück in die Hand;

Die Kindsmagd sieht sich um, es scheint, sie wolle sagen,
Sie möchte lieber das als ihre Docke tragen.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson

„Ja, ja, der Bäcker macht Verse, weit schönere als unser Hofpoet, der spitznasige Schuldenmacher!" rief der Tuchner Werzelbock, „der hat sich mit seinen Reimereien noch keinen Hälbling verdient!"

„Also," fuhr selbstgefällig schmunzelnd der Pfister weiter, „also unserm gnädigsten Fürstenherrn, Bischof Wilhelm, ein dreimaliges Hoch!"

Die warme Zechgesellschaft in der ganzen Trinkkemenate fiel jauchzend ein.

„Ist aber von viel zu ruhiger Gemütsart," meinte der lebhafte Kandelgießer, nachdem sich wieder einige Ruhe eingestellt hatte, „unser neuer Herr; er ist seine Lebezeit nur über Büchern und Schriften gesessen — wenn die anderen adeligen Herren vom Dome längst beim vollen Humpen versammelt oder auf die Jagd geritten waren. Er liest immer dicke, dicke Rollen ab und treibt allerlei Studia."

„Das kann uns gleich sein," fuhr der Tuchner dazwischen, „wenn er nur der Stadt ihre Privilegien nicht schmälert."

„Wir pfeifen euch, ihr Bürgersleut',
Gar lustige Tänzelweisen heut';
Es lebe unser neuer Herr,
Der Stadt zu Nutz, dem Stift zur Ehr'!"

Kaum war der Spruch gethan und die weichen Töne auf die Straße gedrungen, da lief alt und jung, Mann und Weib, was eben in der Nähe der „Grünen Gans" sich herumtrieb, insonderheit Eichstätts Jungfräulein neugierig gaffend zusammen und drängte sich zu den Fenstern des Schenkhauses; jetzt wußte man, was im Werke war. Der Blechner und der Kandelgießer holten schnell ihre Eheweiber von Haus und Herd weg, die nun, sie mochten zanken oder nicht, im Hausrocke und mit der Kochhaube von ihren bereits stark angezechten Männern rücksichtslos fortgezerrt und auf freiem Platz zu einem Ringeltanz genötigt wurden. Kaum hatten die Pfeifer das wahrgenommen, als sie aus der düster qualmenden Stube an das steinerne Bänklein vor dem Hause eilten. Nicht drei Minuten waren verstrichen, als schon an die 60 Paare unter

ausgelassenem Johlen und Jauchzen den Marktbrunnen umkreisten. Lächelnd sah das hölzerne Standbild des heiligen Willibald aus einer Nische vom ersten Stock der „Grünen Gans" herab; sprangen ja seine Schäflein frohmutig herum auf lustiger Weide und ehrten in ihrer Festfreude einen seiner würdigen Nachfolger: Wilhelm.

Indessen hatte in einem andern Teile der Stadt ein marktschreierischer Quacksalber aus dem Venedigerlande unter absonderlichem Mienen- und Gebärdenspiel die Anpreisung seiner Waren begonnen; sein „Schragen" zusamt aller „Täuscherei" war von einer gaffenden Menge umdrängt; seine Schüler und Schreiber aber, acht getaufte Juden, liefen in allen Straßen umher und schlugen große gelbe Briefe des Meisters an, worin seine Geschicklichkeit und sein Glück in überschwenglichster Weise gerühmt war. Gauklerbanden zogen mit Musik durch die Straßen, allenthalben von einem Knäuel fröhlicher Menschen umwogt.

Inzwischen war es 4 Uhr geworden, und der Lärm und das Toben der Volksmenge schien den höchsten Grad erreicht zu haben, als sechs Diener des Stadtrates mit Schellengeläute ankündigten, daß die fürstliche Tafelei auf der hohen Burg in einer Stunde beendigt sein werde, und die Bürger der Stadt die festliche Beleuchtung ihrer Behausungen vorbereiten sollten. Ein stürmisches Jauchzen des Beifalls beantwortete die obrigkeitliche Kundgebung.

Um 6 Uhr abends funkelte und flimmerte die ganze Bischofsstadt; tausende von Ampeln, Spiegelsonnen, durchleuchtete farbenprächtige Glaskörper u. s. w. warfen eine Zauberhelle auf Plätze und Straßen. Freudenfeuer sendeten da und dort von höhergelegenen Punkten ihren schwarzen Qualm zum nächtlichen Himmel.

Gegen 7 Uhr fuhr der neugewählte Fürst in einem schwerfälligen Prunkwagen, zur Seite berittene Kavaliere, unter dem Jubel der Eichstätter Bürgerschaft durch die im Vollglanze der Illumination schimmernde Stadt. Erst spät, gegen die mitternächtige Stunde, verrauschte allgemach die Freude des seltenen Festtages.

Seit jener Zeit sind bald fünfthalb Jahrhunderte vorübergezogen. Vieles ist anders, ganz anders geworden. Auch der Krummstab in Eichstätt ist nicht mehr mit dem Schwerte der weltlichen Fürstengewalt vereinigt, aber wieder thront auf dem Stuhle des heiligen Willibald der Sprosse eines edlen fränkischen Geschlechts, Bischof Franz Leopold Freiherr v. Leonrod.

Füssen.

Von Adolph Müller.

Im südlichsten Teile des schönen Bayerlandes, wo die Alpenberge ihre uralten Häupter erheben und der schäumende Lechfluß in die bayerischen Gaue sich den Weg bahnt, liegt in herrlicher Umgebung das Städtchen Füssen.

Unser Städtchen gehört zwar erst seit Anfang dieses Jahrhunderts zum bayerischen Staate, aber es darf doch jetzt als gut bayerische Stadt auch im „Bayerland" erwähnt werden. Freilich nicht eine lange geschichtliche Abhandlung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Lechstadt will der Verfasser in dieser Zeitschrift veröffentlichen, sondern nur in kleinem Rahmen von Füssen das berichten, was bemerkenswert sein könnte.

Wer das Stadtwappen Füssens kennt, der wird auch für die Erklärung des Namens Füssen die nötigen Anhaltspunkte gewinnen. Füssen hat in seinem Wappen drei ‚Füsse' und damit ist wohl die einfachste Erklärung für den Namen Füssen gegeben. Füssen hat seinen Namen von seiner Lage erhalten: es liegt zu den ‚Füssen' der herrlichen Alpen. Aber Füssen verdankt seiner Lage nicht bloß den Namen, auch die Entstehung und das Wachstum der Stadt Füssen hängt wesentlich mit ihrem für eine Ansiedelung sehr günstigen Platze zusammen. Es mag wohl gewiß sein, daß die Römer bis in die Gegend des heutigen Füssen gekommen sind, und es fand auch der heilige Magnus sicher bereits deutsche Ansiedler, als er im 8. Jahrhundert am Platze des heutigen Füssen seine Zelle erbaute. Diesem Gottesmanne, der zuletzt genannt wurde, gebührt wohl mit Recht die Statue, welche ihm an einem laufenden Brunnen in der Stadt Füssen gesetzt worden ist. Der heilige Magnus hat durch Erbauung seiner Zelle den Anlaß gegeben, daß die Zahl der bisher noch wenigen menschlichen Wohnungen sich mehrte und nach und nach der Ort, an welchem der heilige Magnus sein Klösterlein gebaut, zu einer Stadt sich herausgestaltete. Da auch über Füssen seit den frühesten Zeiten die Hauptverkehrsstraße nach Italien über die Alpen ging, so wurde Füssen bald ein Stapelplatz für die Kaufmannsgüter, welche die Augsburger Kaufleute nach Italien führten oder von Italien nach Deutschland heimbrachten. Noch jetzt weisen ältere Häuser der Stadt in ihren Untergeschossen gewölbte Räumlichkeiten auf, die wohl einst als Warenniederlagen mögen gedient haben. Seine Blütezeit hatte Füssen im 15. und 16. Jahrhundert, zu jener Zeit, da der italienisch-deutsche Handel besonders lebhaft getrieben wurde. Füssen stand damals schon unter der Oberhoheit der Fürstbischöfe von Augsburg, welche der Stadt mannigfaltige Vorrechte gewährten. Erwähnenswert aus jener Zeit ist auch, daß Kaiser Maximilian für die Stadt eine besondere Vorliebe zeigte und sich viel in jener Stadt auf dem Schlosse, dessen wir noch gedenken werden, aufhielt. Bedeutende Persönlichkeiten haben den Kaiser Max in Füssen besucht und Männer, wie die Patrizier Willibald Pirkheimer und Conrad Peutinger und besonders der berühmte Prediger Geiler von Kaisersberg haben mit dem Kaiser daselbst manch' wichtige Unterredung gepflogen. Noch ist ein Brief aufbewahrt, den der letztgenannte Prediger an Wimpfeling über seinen Aufenthalt beim Kaiser Max in Füssen geschrieben hat. Bald nach dem Tode des Kaisers Maximilian im Jahre 1519 begann Füssen seinem Verfalle entgegen zu gehen. Schon zur Zeit des Bauernkrieges, in den es wiederholt hineingezogen wurde, mußte es viele Einbuße erleiden und 100 Jahre später hat es, wie viele andere deutsche Städte, die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges voll und ganz verspürt. Was Füssen auszustehen hatte durch die Schweden, welche wiederholt vor seinen Thoren erschienen, erzählt uns in schlichter und treuherziger Weise ein ehrsamer Füssener Bürger, der Färbermeister Hans Feigele. Nur langsam

konnte sich die Stadt nach Abschluß des Westphälischen Friedens wieder erholen, aber den früheren Wohlstand hat die Stadt nicht mehr erlangt. In besonderer Weise ist im vorigen Jahrhundert der Name der Stadt Füssen für immer mit der Geschichte Bayerns verknüpft worden. Im Jahre 1745 wurde nämlich zwischen den Bevollmächtigten der Kaiserin Maria Theresia und dem Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern auf dem Schlosse von Füssen der „Füssener Friede“ unterzeichnet, welcher den Krieg über die österreichische Thronfolge beendete. Im Gasthause zur „Post“ ist noch ein altes Gemälde zu sehen, welches aus Anlaß dieses Friedensschlusses gemalt wurde. Es stellt die Stadt Füssen vor und zeigt im Vordergrunde das bayerische und das österreichische Wappen. Folgende darauf befindliche Inschrift nennt uns die Veranlassung, wegen welcher das Bild gemalt wurde:



Bayerische Jäger. (S. 287.)

Europa singt das Freuden-Lied
was man so bald geglaubet nimmer
geschahe doch, es wurde Fried
und zwar anheüt in diesem Zimmer
hier wurd der Tapfren guelphen hauf
Mit oesterreich gesöhnet aus
es grüne bayrn und dem nichts gleich
das höchste Hauß Von oesterreich.

Füessen den 24. April 1745.

(Nach diesem Friedensschluß, der auf dem Schlosse in Füssen stattgefunden hat.)

Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts hatte die Stadt viel zu leiden unter den napoleonischen Kriegen. Weit über 100000 Mann hat das Städtchen innerhalb drei Jahren beherbergen müssen.

Als die geistlichen Besitztümer verweltlicht wurden, entging auch die Stadt Füssen samt dem Kloster, welches vom heiligen Magnus einst gegründet, im Laufe der Jahrhunderte zu einer mächtigen Genossenschaft herangewachsen war, dem allgemeinen Geschicke nicht. Durch den Reichsdeputationshauptschluß ging Füssen am 25. August 1803 an Bayern über. Das St. Magnuskloster wurde 1802 samt seinen Rechten und Besitzungen dem fürstlichen Hause Wallerstein als Entschädigung angewiesen und kam im Jahre 1839 durch Kauf an den kgl. b. Kämmerer Christoph Friedrich Freiherrn v. Ponickau, dessen Familie es noch gegenwärtig besitzt.

Unter Bayerns Krone hat für die Stadt ein neues Leben begonnen. Der kunstsinnige Kronprinz Maximilian hatte im Jahre 1832 die ungefähr eine Stunde von Füssen entfernte Burg Hohenschwangau erworben und die Ruine in neuer Schönheit erstehen lassen. Als der Kronprinz später König wurde, verweilte er viel in Hohenschwangau, und seine hochselige Gemahlin, die edle Königin Maria, hatte ihren liebsten Aufenthalt in der herrlichen Ritterburg. Es war natürlich, daß die Stadt Füssen mit dem königlichen Hofe in innige Berührung kam, welche sich noch steigerte, als König Ludwig II. das Königsschloß Neu-Schwanstein der Ritterburg Hohenschwangau gegenüber erbaute. Wissen die alten Füssener Bürger jetzt noch viel zu erzählen vom König Max, aus dessen Händen gar manche ihren Schulpreis empfangen haben, von den Festlichkeiten auf Hohenschwangau anläßlich der Vermählung des Königs, von den bildschönen Prinzen Ludwig und Otto, welche gar oft durch Füssens Straßen geritten, so gedenken die jüngeren in Verehrung noch des verstorbenen Königs Ludwig II. Eine allbekannte und bei den Füssenern beliebte Erscheinung war auch die freundliche Königin Marie, der viele aufrichtige Thränen nachgeweint wurden, als ihre Leiche durch Füssen nach München überführt wurde. Auch der gegenwärtige Landesregent hat schon einmal die Stadt mit seinem hohen Besuche beehrt, festlich begrüßt von der gesamten Bürgerschaft.

Zum neuen Aufschwung der Stadt hat viel die im Jahre 1863 gegründete Seilerwarenfabrik beigetragen und die im Jahre 1889 von Oberdorf nach Füssen gebaute Bahn wird noch mehr den Wohlstand der Stadt vermehren.

Nachdem wir aber der Gegenwart jetzt ganz nahe gerückt sind, wollen wir der Stadt in ihrer jetzigen Gestaltung noch einen Besuch abstatten und besonders jene Merkwürdigkeiten ins Auge fassen, welche sie sich aus der Vergangenheit bewahrt hat.

Für die allernächste Umgebung Füssens hat der erst kurz gegründete Verschönerungsverein vieles gethan, besonders durch Anlage von Wegen und Herstellung geeigneter Ruhe- und Aussichtspunkte. Gleich oberhalb der Stelle, an welcher der Lech brausend durch enge Felswände in das bayerische Gebiet fließt — Mangfall wird jener Ort genannt — ist ein prächtiger Ruhepunkt ausgewählt. Ein schöner Felsen liegt seitwärts davon, der in einer Nische die Büste des Königs Max zeigt und Marienfelsen genannt wird. Die dankbaren Bürger haben diesen Felsen so benannt und diese Büste aufgestellt aus Dankbarkeit für die vielen Wohlthaten und Gunsterweise, welche der König Max und die Königin Marie ihrer Stadt stets hatten zu teil werden lassen. Wenden wir uns von Mangfall aus der Stadt zu, so fällt uns sogleich das massig gebaute St. Magnuskloster auf, dessen Geschichte wir schon oben kurz berührten. In die frühesten Zeiten fällt seine Entstehung. Pipin der Kleine, König von Franken, wird als erster genannt unter den weltlichen Fürsten, welche die Zelle des hl. Magnus mit Gütern und Gründen beschenkte, Karl der Große hat dann noch gemehret, was sein Vater gegeben. Oft ist das Magnuskloster zerstört und ausgeplündert worden, stets ist es im neuen Glanze wieder erstanden. Die jetzige Gestalt hat das Kloster im Jahre 1711 unter dem Abte Gerhard I. erhalten. Es hat in seinen Räumen manch hohen Gast beherbergt; der letzte mag Papst Pius VI. gewesen sein, der im Jahre 1782 im Kloster übernachtete und von einem Erker desselben aus das Volk segnete. Eine besondere Erwähnung verdient die im Erdgeschoß sich befindende, dem Kloster angebaute St. Annakapelle. Sie ist wahrscheinlich einst die Klostergruft gewesen und enthält außer den Grabdenkmalen einiger Klosteräbte und geistlichen Herren sehr schön gearbeitete Epitaphien der Edlen v. Freyberg und Schwangau, Taxis u. a.

Auch ein nach Holbein gemalter Totentanz mit schönen Sprüchen und Zeichnungen hängt in der genannten Kapelle. Eine Wendeltreppe führt von hier aus in die mit dem Kloster verbundene St. Magnuskirche. Auch diese Kirche, welche jetzt die Stadtpfarrkirche ist und über der einstigen Zelle des heiligen Magnus erbaut wurde, ist, wie das Kloster, mehrfach zerstört und wieder aufgebaut worden. Ihre letzten Erbauer waren die Äbte Gerhard I. und Dominikus. Ersterer begann im Jahre 1701 den Bau der Kirche, letzterer vollendete ihn im Jahre 1717. Die Kirche, deren Grundanlage die Kreuzform bildet, ist im neuitalienischen Stile gebaut und großartig gehalten. In der Mitte der Decke zeigt sich eine römische Kuppel, während das Langhaus der Kirche von mächtigen Pfeilern getragen wird. Das Gewölbe und die Seitenwände sind mit reichem Schmucke und schönen Gemälden ausgestattet. Letztere stellen Begebnisse aus dem Leben des hl. Magnus dar. Auch diese Kirche könnte von manchen in der Geschichte bekannt gewordenen Männern erzählen. Vor ihrem Hochaltare stand einst voll Bewunderung der schon genannte Papst Pius VI., von ihrer Kanzel herab hat Bischof Sailer gar oft gepredigt, auf ihrer Orgel soll einst Mozart sein berühmtes Requiem begleitet haben.

Ehe wir von der schönen Kirche scheiden, dürfen wir nicht die Krypte vergessen, welche unter dem Presbyterium der Kirche stehen. Lange war der Eingang, welcher von der in der Kirche sich befindenden Klostergruft aus in die Krypta führt, zugemauert. Zufällig entdeckte man denselben und gewahrte, daß er ein uraltes Baudenkmal erschlossen habe, eine romanische, ziemlich räumliche Krypte aus dem 10. oder 11. Jahrhundert. In Mitte derselben ruht auf Pfeilern, welche sehr alte romanische Formen zeigen, ein Tonnengewölbe. Unter demselben stand vielleicht der Sarg des hl. Magnus, dessen Gebeine sich jedoch nirgends mehr finden. Nur mehr der Kelch, die Stola, das Manipel und der Reisestab des Heiligen werden in einer Kapelle der Kirche, der Magnuskapelle, noch aufbewahrt. —

Noch einen letzten Zeugen von Füssens Vergangenheit wollen wir jetzt betrachten: es ist das auf einem Hügel erbaute, die Stadt hoch überragende Bergschloß der Fürstbischöfe von Augsburg, welches wir schon öfter genannt haben. Diese Burg ist ein merkwürdiges Baudenkmal der Vorzeit und hat sich in ihrer Altertümlichkeit bis auf unsere Zeit erhalten. Der Fürstbischof Friedrich I. von Augsburg hat im Jahre 1322 die ehrwürdige Feste erbaut. Die Burg besteht aus drei Flügeln, die mit Türmchen und Zinnen geschmückt sind, und ist teilweise mit einer Ringmauer umgeben. Die Ringmauer ist unterbrochen durch zwei allein stehende Türme; mehrere Thore muß man durchgehen, bis man in den weiten Burghof gelangt, der noch ganz mittelalterliches Gepräge trägt. Aber auch das Innere der Burg, die Stiegen, Gänge, Gelasse und Säle, ja selbst die Kirche zeigen noch ganz altertümliche Formen. In den Sälen sind einige sehr schöne, alte Deckenschnitzereien und in einer Kapelle der Burg finden sich drei wertvolle Altarfiguren, die heilige Dreifaltigkeit darstellend, nebst schönen Altarflügeln.

Dem Kunstsinne und der Freigebigkeit König Ludwigs I. ist es zu danken, daß in der alten Feste vieles erhalten und bewahrt wurde. Eigentlichen kriegerischen Zwecken hat die Burg nicht gedient; sie war der sichere Aufenthaltsort der Fürstbischöfe von Augsburg und ihrer Pfleger. Zur Zeit der napoleonischen Kriege ist die Burg des öfteren als Kriegsspital verwendet worden.

Herrlich ist die Aussicht, welche man von den Türmen der Burg aus genießt. Es war ein herrlicher Maitag, als wir um die Mittagsstunde von einem Turme des Burgschlosses aus hinausschauten in die herrliche Landschaft. Unter uns liegt das freundliche Städtchen, dessen Häuser sich bis an den Fuß des Schlosses hindrängen. Dort ist der Friedhof mit Dominico Quaglios Grab, der 1837 bei Erneuerung des Schlosses in Hohenschwangau verunglückte, ganz in der Nähe steht das Franziskanerhospiz. Über dem Lech, dessen Rauschen hinausdringt bis zur einsamen Höhe, fangen die Berge an, die kleineren zuerst, bis hinter ihnen die gewaltigen Bergriesen aufsteigen und den großartigen Hintergrund bilden zur ganzen herrlichen Gegend. Die Trauchgauer Berge sind am äußersten Ende der Gebirgskette sichtbar, dann kommt der Tegelberg, an dessen Fuß Neuschwanstein erbaut ist, der gewaltige Berg-

koloß Säuling, der Schwarzenberg und die Tiroler Berge. Uns gegenüber liegt ein Hügel, an dessen Spitze drei Kreuze stehen. Es ist der Calvarienberg. Ein Füssener Stadtpfarrer hat ihn mit vielen Mühen und Opfern hergestellt und mit schönen Kapellen, Stationen und Grotten geschmückt. König Max verweilte oft auf diesem Berge, und auch König Ludwig II. besuchte ihn bisweilen.

In der Mitte des Berges ist eine liebliche Muttergotteskapelle, deren Madonna die Unterschrift trägt: Patrona Bavariae. Guido Görres hat zu Ehren dieser Patrona Bavariae ein schönes Marienlied gedichtet, das Hofmusikus W. Aiblinger in Musik setzte. Die Urschrift dieses Liedes wird auf dem Füssener Musikchore aufbewahrt und bei feierlichen Gottesdiensten auf dem Calvarienberge wird jedesmal dieses Lied gesungen. Immer noch schaut das Auge hinaus in die blühende Landschaft und kann sich nicht satt sehen. Im Brautschmucke liegt die Landschaft da, die hellfarbigen, grünen Buchen, die zwischen den dunklen Tannen hervorschauen, sind gleichsam der bräutliche Strauß im Brautgewande der Natur. Jetzt klingen von der am Fuße des Schlosses liegenden Pfarrkirche in herrlichen, melodischen Klängen die Glocken herauf und mahnen zum Gebet. Ergriffen von all' dem Schönen schieden wir von der Stätte.

Lebe wohl, lieber Leser! Solltest Du einmal nach Füssen kommen oder schon dort gewesen sein, Du wirst mit mir jenem fleißigen Pfarrer Recht geben, von dem mehrere ungedruckte Beschreibungen von Füssen und seiner Umgebung im Pfarrarchive aufbewahrt liegen, und der sagt: Unser liebes Vaterland Bayern steht in Bezug auf anmutige Gegenden sowohl im Flachlande als Hochlande keinem andern Lande nach. Füssen steht aber nicht bloß hinsichtlich seiner schönen Umgebung, sondern auch wegen seiner geschichtlichen Vergangenheit würdig in der Reihe der bayerischen Städte, was der Verfasser den Lesern des Bayerlandes zeigen wollte.

Kleine Mitteilungen.

Die bayerischen Jäger. In dem Augenblicke, da sich die einstigen Angehörigen des ehemaligen kgl. bayerischen 3. Jägerbataillons zu einem Erinnerungsfeste in Eichstätt, der freundlichen Bischofstadt im romantischen Altmühlgrunde, versammeln, bringt das „Bayerland“ als Festgabe ein Uniformbild der bayerischen Jäger. Es ist die Wiedergabe der in den einstigen Uniformen zusammengestellten Gruppe vom Jubiläum des 1. Jägerbataillons zu Kempten nach einer Aufnahme von Herrn v. Zabuesnig daselbst. Die Bataillone der freiwilligen Jäger, die infolge des königlichen Aufrufs vom 28. Oktober 1813 zu einer Zeit der allgemeinen Begeisterung entstanden, sind der Stamm der Jägerbataillone. Die freiwilligen Jäger bedeckten den Kopf mit einem Tschako von schwarzem Filz mit Boden, Seitenbändern, Vorder- und Hinterschirmen von schwarzem Leder mit der Kokarde, gelber Schlinge, und gelben Bataillebändern; der an der Schlinge befindliche Knopf trug die Nummer des Kreises, dem sie angehörten. Sie hatten einen grünen Rock mit hellgelbem Kragen und Vorstoß, vorn von einer Reihe gelbmetallener Knöpfe geschlossen, dann weite grüne Pantalons mit gelbem Passepoil. Ihre Bewaffnung war gleich der Infanterie, die geübteren Schützen führten Stutzen. Ihre Offiziere trugen dieselbe Uniform mit dem Gradabzeichen und dem Portevee der Linie, überdies eine silberne, die Unteroffiziere eine weißwollene Borte um den oberen Rand des Tschakos; die zu Ende des Jahres 1815 aus den freiwilligen Bataillonen formierten Jägerbataillone erhielten eine der Linie gleiche Ausrüstung und Bewaffnung, dann den blauen Rock, jedoch mit grasgrünem Ausputz, grasgrünen Hosen, das Lederzeug war schwarz. Die Karabinierkompagnie trug grüne Huppen und als besondere Auszeichnung bewilligte ihnen der König, kleine messingene Jagdhörner auf den Patrontaschen zu führen. Der Ehrgeiz, diese Auszeichnung zu allen Zeiten zu tragen, brachte einzelne dazu, sie auf den Rockschößen anzubringen, so daß bald alle Karabiniers diese Messinghörner hatten. Am 15. März 1824 wurden die Schützenhörner aus citronengelbem Tuch geschlagen und auf den Rockschößen aufgenäht für die Mannschaft, dieselben aus Goldstickerei für die Offiziere genehmigt. Seit dem 28. August 1818 waren die grünen Hosen mit den hohen schwarzen Gamaschen nur mehr für Gala bestimmt und wurden den 6. April 1820, also ein halbes Jahr vor der Bildung des 3. Bataillons, durch kornblaue Pantalons mit grünem Passepoil ersetzt; die Offiziere hatten bei jedem Anzug nur die schwarze Degenkuppel.

Anstatt der Kasketts erhielten die Jäger am 22. Juni 1829 Tschakos von schwarzem Filz mit Lederboden, Vorder- und Hinterschirmen. Am oberen Rande war die Kokarde durch eine gelbe Schleife festgehalten, oberhalb der Kokarde war ein grüner Pompon mit dem Kompagniezeichen. Bei schlechtem Wetter trug man den Tschako in einem Futteral von schwarzer Wachsleinwand, der Tschako der Offiziere war feiner gearbeitet, die Kokarde mit Silber durchwebt, die Schlinge von Gold. 1845 verschwand der Tschako und machte dem Helme Platz. 1847 wurde der Frack abgeschafft und an seine Stelle trat der Waffenrock, 1869 kamen die Schnurgeflechte, 1879 die Quaste in Wegfall, der 1868 eingeführte leichte Helm machte schließlich der Pickelhaube Platz, die 1856 eingeführten „Wings“ der Achselklappe. Bereits im Jahre 1826 war die Holzkappe von der Schirmmütze verdrängt worden, im gleichen Jahre hatten auch die Unteroffiziere ihre „Stöcke“ abgelegt. Die Bewaffnung der Jägerbataillone bildete anfänglich das sog. „österreichische Gewehr“, 1839 das Zündhütchengewehr, 1848 der Dornstutzen mit Spitzgeschoß, von 1862 ab das Podewilsgewehr, welches 1867 in das Hinterladungsgewehr verwandelt wurde. Im Jahre 1869 empfingen die Jäger das Werdergewehr.

Kanonenguß in Straubing (1424). Im Anschluß an den Aufsatz in Nr. 15 des „Bayerland“, Jahrgang 1891 über die ersten Kanonen in Bayern, dürfte es einiges Interesse bieten, von einem bisher unbekannten Straubinger Kanonenguß, oder wenigstens den Vorbereitungen zu einem solchen aus dem Jahre 1424 zu berichten.

Die diesbezüglichen Aufzeichnungen sind enthalten in einer Rechnung des Johann Kastenmeyr, Landschreibers in Niederbayern für das Jahr 1424, welche dem Archive des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg angehört.

Johann Kastenmeyr stammte aus einer angesehenen Familie Straubings und war Landschreiber des Herzogs Johann von Straubing-Holland († 6. Jan. 1425 im Haag in Holland) für dessen bayerische Landesteile, deren Haupt- und Regierungsstadt Straubing war.

Neben anderen interessanten Nachrichten finden wir in dieser Rechnung unter der Rubrik: „Nota waz auf die Puchsn get,“ die folgenden Angaben:

In Straubing war im Jahre 1424 bereits eine alte, wahrscheinlich unbrauchbar gewordene Kanone vorhanden, die in einem eigens hierzu erbauten Ofen umgeschmolzen wurde. Die Rechnung

erzählt uns hierüber: „Item in der Wochen Augustini (28. Aug.) zerbrach man die Puchsen und gie damit vmb wol vier tag". (Man brauchte dabei ein Fuder „zullobner scheiter, damit sy derhitzt wart".)

Zum Guß einer neuen Kanone wurde sodann ein besonderer Schmelzofen gebaut, auf dessen Dimensionen man aus der Zahl der hierzu verwendeten Ziegelsteine — es waren nicht weniger als 14000 — schließen kann. (Um demselben größere Festigkeit zu verleihen und ihn zu schützen, wurde er mit Balken gebunden und mit einem Dache versehen, welche Arbeit ein Zimmermann mit einem Gesellen besorgte.)

Unterdessen war aber auch der Büchsenmeister mit seinen Gesellen nicht unthätig, sie arbeiteten nämlich an der Form für die Kanone, oder wie es hier gewöhnlich heißt: „an dem Model". Eine hölzerne Hütte, speziell zu diesem Zwecke errichtet, schützte dabei sie und ihr Werk vor der Unbill der Witterung. Zur Anfertigung der Form wurden laut Rechnung 81 Fuder Lehm verwendet, auch Hanf war nötig, sowie Kohle, rauhe Steine, eiserne Stangen, Draht, Unschlitt und anderes mehr. Auch von Anschaffung eines Zirkels lesen wir, und daß von Meister Ott, dem Maurer 100 Stück „große Puchsenstain" erworben wurden, worunter wohl Geschosse zu verstehen sind. Daß auch Bleikugeln als Geschoße verwendet wurden, geht aus einer Notiz hervor, wonach für 3 Zentner 39 Pfund Blei „zu puchsenkugeln 2 Pfund 7 Schilling Regensburger Pfennige ausgegeben wurden. Ein Binder band hierauf den Model mit 28 Reifen, nachdem schon vorher zur größeren Festigkeit desselben vier eiserne Ringe und fünf Bänder „zu dem Rock" (Mantel) und fünf Ringe „zu dem Kern" verwendet worden waren. Derselbe Binder liefert ein „groß Potung, darinn man den Model setzen soll". Auch die Grube, welche die Form zum Gusse aufnehmen soll, ist unterdessen gegraben und ausgezimmert worden.

Leider reichen die Eintragungen[1]), aus welchen zu schließen, daß es auf einen ganz gewaltigen Guß abgesehen war, nicht mehr weiter, nicht bis zum Vollzuge des Gusses selbst. Das letztangegebene Datum ist St. Lucia (13. Dez.), um welchen Tag noch an der Form gearbeitet wurde, nachdem schon vor dem Sonntag nach Kreuzerhöhung, welches Fest auf den 14. September fällt, mit den Arbeiten dazu begonnen war, und stets vier bis sieben, in einer Woche sogar neun Arbeiter dabei beschäftigt waren.

Jedenfalls ist der Guß nicht mehr im Jahre 1424 vor sich gegangen; ob er dann im Frühjahre 1425 stattgefunden, ist leider nicht festzustellen. Vielleicht unterblieb derselbe auch ganz, oder es geriet die Arbeit wenigstens auf längere Zeit ins Stocken, da ja Herzog Johann, der jedenfalls den Guß befohlen hatte, am 6. Januar 1425 starb.

Von großem Interesse ist noch, daß uns der Name des Büchsenmeisters — „Dietz" — gegeben ist. Auch seine Besoldung finden wir verzeichnet, obwohl nicht zu ersehen, für welchen Zeitraum dieselbe gilt; wir lesen nämlich: „Item geben Maister Dietzen Puchsenmeister an seinen Sold vnd Lon 10 Pfund Regensburger Pfennige".

Ein später wieder durchstrichener Eintrag erzählt, daß 200 ungarische Gulden für Kupfer nach Wien gesendet wurden.

Der Ort des projektierten Gusses und der Vorbereitungen zu demselben war wohl, wie aus einer Notiz hervorzugehen scheint, ein Hof des herzoglichen Schlosses (jetzt Kaserne) in Straubing.

Bestimmt war die große Büchse wahrscheinlich zum Kampfe gegen die Hussiten, für welchen wir auch an anderer Stelle der Rechnung Verwendungen unter der Rubrik: „Hussenkrieg" aufgezeichnet finden.

[1]) Die spätesten Einträge der Rechnung überhaupt stammen von Lichtmeß 1425.

Wenn es also auch nicht sicher ist, ob dieser Kanonenguß wirklich vollzogen worden, so dürften doch auch diese wenigen Nachrichten nicht ohne Wert für die Vervollständigung der Geschichte der Feuerwaffen in Altbayern sein.

F. Ebner.

Die Strafen des Centgerichtes zu Rieneck bestanden in der großen Buße mit 6 fl. 24 Schillingen und der kleinen mit 14 Schillingen 4 Pfennigen. Letztere wurde verhängt, wenn jemand einen andern einen Schelm, losen Mann, Hundsquint, eine Vettel 2c. 2c. schalt oder fluchte, die erstere bei Ausdrücken wie Dieb, Bösewicht, Hochsaiger, Hutler, Zauberin 2c. 2c. oder wenn einer den andern blutrünstig schlug oder nach ihm warf. Bei Mord, Raub, Brandstiftung, fließenden Wunden, Zauberei 2c. wurde auf Leib- und Lebensstrafen erkannt. — Nach Vorschrift sollte ein Centgraf haben: ein Pferd, Schwert, Glen (Handspieß), zwei Wappenhandschuhe und ein Häublein, auch wenn er es vermöge, einen Panzer und ein Koller.

Zwei Volkssagen aus der Gegend von Gemünden a. M. Im Volke erzählt man sich, daß in Seyfriedsburg einmal ein Hirte lebte mit Namen Säufritz, der in der Saale einen Gegenstand fand, mit dem er sich unverwundbar machen konnte. Er zog in den Krieg, verrichtete gewaltige Heldenthaten und kehrte reich an Ruhm und Schätzen nach Seyfriedsburg zurück, wo er ein prächtiges Schloß baute und herrlich und in Freuden lebte. In der Nähe des Klosters Schönau hauste ein grimmiger Drache, der ringsum schreckliche Verwüstungen anrichtete. Der tapfere Säufritz erschlug das Ungetüm, und heute noch wird dort eine Wiese, die früher Wald gewesen, Lindwurm genannt. Eines Tages sah Säufritz ein furchtbares Gewitter heranziehen, während seine Leute mit Heuen beschäftigt waren. Er rief ihnen zu, schleunigst nach Hause zu gehen und alles eilte ins Schloß zurück. Nur eine Magd wollte sich in ihrer Arbeit nicht stören lassen und rief keck entgegen: „Mag es donnern und blitzen — ich muß meinen Heuhaufen spitzen". Da erbebte die Erde von einem Donnerschlage, ein Blitz verzehrte Magd und Heu und zertrümmerte das Schloß bis auf den Grund. — Ein anderer Held, von dem die Volkssage spricht, ist kein geringerer, als Kaiser Friedrich der Rotbart. Im Guckenberge, der aber nicht mehr zu finden ist, sitzt er und muß dort ausharren, bis sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen ist. Eines Tages kam des Weges ein Bäckerjunge und sah am Berge ein Männlein stehen, welches ihn herbeirief und mitgehen hieß. Er führte den Jungen durch eine herrliche, von fröhlichen Menschen belebte Landschaft zu einem großen schönen Saale, in welchem er den Kaiser am Tische sitzen sah. Dort mußte er seine Ware abgeben, wurde pünktlich bezahlt und beauftragt, sich fortan täglich mit seinem Brotkorbe einzufinden. Nach einiger Zeit fiel der Meisterin die Schnelligkeit auf, mit der das Brod täglich an den Mann gebracht wurde. Sie fragte den Jungen und ließ ihm keine Ruhe, bis er ihr alles erzählte. Als derselbe hierauf wieder zum Guckenberge kam, war der Eingang verschwunden, und niemals kam das Männlein wieder. — In diesen Sagen liegt ein schöner Sinn. Die erste will zeigen, daß man gegen höhere Gewalt sich nicht auflehnen solle, die zweite, daß auch Neugierde und Schwatzhaftigkeit von der gerechten Strafe erreicht werden und beide geben Zeugnis von der Treue, mit welcher das Volk die Erinnerung an liebgewordene Namen ungemessene Zeiten hindurch bewahrt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Konrad Triener oder die Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Nicht lange darauf erschienen die fünf Verbannten, an ihrer Spitze Konrad Sluder, ein Mann von riesigem Wuchse und ehrwürdigem Aussehen; denn über die Brust wallte ihm ein langer weißer Bart herab, und die buschigen weißen Augenbrauen, unter denen ein lebhaftes stechendes Auge hervorblitzte, verliehen ihm eine Würde, die jedem Achtung einflößte. Er verneigte sich zuerst vor Ernst und Wilhelm, dann vor dem Landshuter mit einer unmerklichen Verbeugung und grüßte zuletzt den Ingolstädter.

„Nun, unser wackerer Sluder, und ihr, werte Herren von München, was für Botschaft bringt ihr uns von dort?“ fragte Ernst mit fröhlich scheinender Laune und lehnte sich behaglich in den geräumigen, hohen Lehnstuhl zurück.

„Nicht als Boten sind wir hierher gekommen,“ begann nun Sluder mit fester Stimme, „gnädigste Herzoge und Herren, sondern als Verbannte; verbannt, weil wir treulich zu euch hielten und nicht Felonie begehen wollten an unseren rechtmäßigen Gebietern.“

„Was, verbannt?“ hatten Ernst und Wilhelm zugleich ausgerufen und waren von ihren Sitzen aufgesprungen.

„Ja verbannt,“ fuhr Sluder fort, „und was noch mehr ist, die Stadt ist euch abtrünnig geworden und hat sich eurem Oheim zugewandt, obwohl euer seliger Vater, Herr Herzog Johann, und er die gemeinschaftliche Herrschaft beschworen und geführt hatten.“

„Solche Früchte trägt uns also der Vergleich zu Göppingen?“ rief Ernst zornig aus; das sieht meinem Oheim ähnlich und meinem lieben Vetter Ludwig; es ist wieder einer ihrer Kunstgriffe.“

Bisher war der junge Herzog von Ingolstadt stumm dagesessen, und nur bei den ersten Worten Sluders hatte eine flüchtige Verlegenheit seine Wange gerötet; doch wußte er sich schnell wieder zu fassen und blickte mit ruhiger Miene vor sich hin, während Sluder den Verlauf der Dinge erzählte; als aber nun Ernst öffentlich vor Heinrich und den Stadträten dessen Vater und ihn als Urheber oder wenigstens Teilnehmer an diesem Vorfalle anschuldigte, da trieb ihm der Zorn das Blut ins Gesicht und, rasch vom Sitz sich erhebend und gegen Ernst hintretend, rief er:

„Das lügt Ihr, Vetter! Wir haben keine Schuld an diesen Dingen; Euer eigener Hochmut ist Ursache davon; hättet Ihr die Freiheiten der biedern Stadt bestätigt, wie es Euer seliger Vater und der meinige gethan haben, so säßet Ihr heute ruhig zu München und hättet nicht nötig, bei den Verwandten herumzureisen und sie aufzureizen, daß sie uns die Eisen warm machen sollen. Aber ich will dieser Schmähung gedenken, und daß Ihr nicht umsonst mir diese schuldgegeben haben sollt, so sage ich Euch hier ins Angesicht, daß ich von jetzt an Euch Widerpart leisten will, und nicht leiden werde...“

Herzog Ludwig hatte gleich im Anfange, als er die Ader auf Ludwigs Stirn anschwellen und dessen Antlitz sich röten sah, dem Ahnmer den Wink gegeben, die Stadträte aus dem Saale zu entfernen, um nicht die Zwistigkeiten der Verwandten aller Welt offen darzulegen, und als jetzt auf Ludwigs zornigen

Ausbruch Ernst und Wilhelm demselben mit gleicher Erbitterung antworten wollten, so nahm er das Wort und sprach:

„Haltet ein, Vettern, und mißbraucht nicht das Recht der Gastfreundschaft; ihr alle steht hier unter meinem Dache, und ich will nicht zugeben, daß einer von euch gekränkt werde. Euch aber, Vetter von Ingolstadt, mag ich es nicht verhehlen, daß Ihr falsches Spiel treibt; denn anstatt die widerspenstige Stadt zu züchtigen, begünstigt Ihr derselben frevelhaftes Betragen und suchet so den Vettern ihr gemeinschaftliches Erbe zu schmälern. Dies ist nicht edel gehandelt von Euch, und ich erkläre hiermit im voraus, daß ich, so die Wahrheit meiner Vermutungen sich beurkundet, den Herzogen zu ihrem Recht verhelfen werde."

„Ihr mögt dies halten, wie es euch gut dünkt," erwiderte Ludwig trotzig, „wenn ihr mich verlangt, so wisset ihr mich jederzeit zu finden; übrigens weiß ich schon längst, daß ihr heimlich zusammenhieltet und Pläne machet gegen mich. Allein ich will nun offen handeln gegen euch und ihr sollt erfahren, daß Ludwig von Ingolstadt auch der Mann ist, der seine Drohungen erfüllen kann."

Mit diesen Worten verließ er die Vettern, gab Befehl zur Abreise, und eine Stunde später ritt er von Trausnitz in die Stadt hinab, wo ihm Warmund v. Pinzenau begegnete, der soeben von Ingolstadt anlangte; von diesem ließ er sich nun berichten, während er über Moosburg der Stadt München zuritt.

„Da stürmt er jetzt fort, der Trotzkopf," sprach Herzog Ernst, als Ludwig den Saal verlassen hatte, „und ich versichere Euch, Vetter Heinrich, ehe acht Tage vergehen, haben wir Morden und Brennen im Lande."

„So gibt es doch für unsere Schwerter einmal Arbeit," antwortete ihm der junge und kampfeslustige Herzog von Landshut, „habe ich ja doch noch nie einem ehrlichen Treffen beigewohnt und mir die Sporen verdient."

„Wünscht Euch solche Zeiten nicht!" erwiderte ihm der sanfte Wilhelm, „wir verspüren freilich die Schrecken des Krieges am wenigsten, aber der Landmann weint über seine zertretenen Fluren und die Mutter flucht der Ehrsucht der Fürsten, welche ihr den Sohn mordete."

„Du hast recht, Bruder Wilhelm," sprach Ernst, „und wenn es anders möglich ist, so will ich den Krieg verhindern; die Münchner sind verführt von den Ingolstädtern, und warum sollen sie jetzt die Schuld allein tragen? Denn unser Oheim und Vetter ziehen sich immer bei Zeiten aus der Schlinge."

„He, man lasse mir den Maxlrainer kommen," rief er dem fern stehenden Pagen zu, und indem er sich wieder zu dem Bruder und Vetter wandte, fuhr er fort:

„Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, daß die Sache ohne Blutvergießen abgemacht werden kann; mir sind die traurigen Zeiten unter unserm Vater Johann und Großvater Stephan noch in zu frischem Andenken, als daß ich nicht das Äußerste versuchen sollte, einen friedlichen Vergleich zustande zu bringen. Ich schicke jetzt den Maxlrainer spornstreichs zu unserm Schwager Wenzel nach Prag; dieser soll sein kaiserliches Ansehen brauchen und die Sache vor sein Gericht ziehen."

„Da geb' ich Euch wenig Aussicht auf eine baldige Entscheidung. Ihr kennt ja Euren kaiserlichen Schwager selbst," entgegnete ihm Heinrich mit lächelnder Miene, „ich würde nicht lange verhandeln, sondern frisch zu Rosse sitzen und die Sache ausfechten; aber Ihr könnt ja thun, wie Ihr wollt."

„Was befehlt Ihr, gestrenger Herr Herzog?" fragte der eintretende Maxlrainer, und als Ernst ihm bedeutete, er solle sich sogleich zu einem Ritte nach Prag rüsten, in wenigen Stunden müsse er aufbrechen, entgegnete ihm der treue Ritter:

„Nehmt nicht zur Ungunst, gestrenger Herr Herzog, daß ich Euch meine Meinung offen und frei sage, wie ich es denke. Gebt mir Befehl, zu satteln und den Ingolstädtern nachzureiten; ich nehme zehn Reisige mit mir und in wenigen Stunden bringe ich Euch den Herzog zurück, wo Ihr dann ihn festhalten könnt, bis er Urfehde geschworen."

„Pfui, das wäre ein Bubenstück," rief Ernst entrüstet, „wozu ein Wittelsbacher seinen Namen nicht leiht; es bleibt dabei, Du reitest nach Prag und dies in wenigen Stunden, mache Dich fertig."

Beschämt zog sich der dienstfertige Ritter zurück, und die Herzoge ließen dann nochmals die Stadträte vorführen und sich den ganzen Hergang der Sache umständlich erzählen. Dann aber wurden eiligst die Briefe an den Kaiser und seine Gemahlin, der Herzoge Schwester, ausgefertigt, und bald trabte der Maxlrainer mit einigen Reisigen aus den Thoren von Landshut und eilte Regensburg zu. Auch die beiden Herzoge machten Anstalten zur Abreise; und nachdem ihnen Heinrich abermals seine thätige Hilfe sowohl zum friedlichen Vergleiche, als zum Beistande im Felde verheißen hatte, verließen sie die Trausnitz, um sich nach Landsberg zurückzubegeben und auf jeden Fall zum Streite zu rüsten.

Als das Gerücht von Ludwigs Ankunft in der Ludwigsburg [1]) zu München sich verbreitet hatte, strömten sogleich zahlreiche Volkshaufen herbei, um dem Herzog durch ihr Jubelgeschrei die Freude auszudrücken, welche sie ob seiner Anwesenheit empfanden, und Ludwig versäumte auch nicht, an den Fenstern der Burg sich den im Hofe Harrenden zu zeigen und sie mit freundlichen Grüßen zu gewinnen.

Bald meldete sich auch ein Ausschuß der Bürger bei ihm an und auf sein Geheiß traten die inneren Stadträte ein, worunter sich jetzt Haitfolk, Stromair, Triener und der Impler befanden, an ihrer Spitze Ulrich Halmberger, der Stadt Bürgermeister, welcher sich klug der Partei der Herzoge von Ingolstadt zugewendet, ehe der losbrechende Sturm auch seine Herrlichkeit vernichtet hatte. Dem Herzoge wurde nun die Lage der Stadt dringend anempfohlen, und er versprach auch, daß sein Vater und er alles aufbieten wollten, um dieselben bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Ehe er die Räte entließ, machte er sich anheischig, zur Bestärkung des gegenseitigen Vertrauens mit München ein Schutz- und Trutzbündnis in der Art zu schließen, daß kein Teil ohne Vorwissen und Einwilligung des andern sich einem gütlichen Vergleiche oder rechtlichen Ausspruche unterwerfen wollte, beide Teile sich aber wechselseitigen Schutz gelobten. Er gab auch sogleich seinen Räten Befehl zum Vollzuge dieses Versprechens, und noch an demselben Tage, dem Dienstag nach Mariä Geburt im Jahre 1398, wurde die Urkunde ausgefertigt und beschworen. Zur Feier dieses freudigen Ereignisses gab die Bürgerschaft dem Herzoge am folgenden Tage einen großen Ball auf dem Rathaussaale, und alle wetteiferten, Ludwig ihre Ergebenheit und Zuneigung zu beweisen.

[1]) Alter Hof.

(Fortsetzung folgt.)

Im Winter auf dem Wendelstein.

Von Arthur Achleitner.



Der Lieblingsberg aller Deutschen ist der sagenumwobene Wendelstein, ein Berg, der volkstümlich geworden ist im Laufe der Zeit, wie kein zweiter mehr in der gewaltigen Alpenkette vom Montblanc bis zum vom Isonzo umrauschten Triglav. Kein Berg mehr außer dem salzburgischen Untersberg, dem Sitze Kaiser Karls des Großen, dem wuchtigen Watzmann bei Berchtesgaden und dem eisumgürteten Dachstein, wo der Aar noch haust, ist so besungen wie der Wendelstein an der völkerverbindenden Römerstraße nach dem Süden. Der Berg ist Sankt Wendelin geweiht, Wendelin ist der Alpenpatron, und wie St. Leonhard hauptsächlich den Rossen seinen Schutz verleiht, so patronisiert Wendelin das Rind- und Kleinvieh. (Max Haushofer meint im Gegensatz zu Dr. Sepp, daß der Name Wendelstein auf die zahlreichen „Wändeln“, kleine Felswände, zurückzuführen ist.)

Der Wendelstein beherrscht die lieblichsten Thäler, seine Schönheit besingt das munterste Völkchen, das in den Alpen zu finden ist. Unter den steinbeschwerten Holzdächern der schmucken Dörfer klingt das Preislied auf den Wendelstein wie auf den vielen lustigen Almen, wo blauäugige Sennerinnen die weitberühmte Milchwirtschaft pflegen. Es singt und klingt vom Wendelstein bis zu den prächtigen Seen, die wie Edelsteine in den Rahmen dieses Alpengaues eingefügt erscheinen. Wie ein König unter den vielen Zacken und Schroffen steht im Vorlande dieser kühngezackte Berg als Front gegen das Flachland, ein Wächter am breiten Alpenthore, durch das der tirolische Inn dem bayerischen Lande entgegenfließt.

Tausende wallfahren stockbewaffnet diesem Felsenmekka zu; freiheitdürstend klimmen die Bergfahrer der lichten Höhe zu, wo der Blick hinein sich richtet in die glitzernde Eiswelt der Centralalpen, in ein Meer von Gletscherzinnen und Bergspitzen, wo das Auge erschrocken in schaurige Abgründe starrt und dann hinüber sich wendet in das schier unermeßliche Flachland, auf die tausendfältigen Wohnstätten der Menschen, auf Wälder und Felder und Wasserspiegel, bis im weiten blauen Bogen der Horizont das farbenprächtige Bild abschließt.

Diesem gepriesensten Berg des bayerischen Hochlandes gilt die letzte Wanderung im alten Jahre. Nach kurzer Bahnfahrt ist Schliers, das liebliche Dörflein am blauen See erreicht, dann geht's auf hartgefrorenem Sträßlein ins Leitzach-Thal, bis der Weg abzweigt nach Birkenstein mit seinem sanftklingenden Glöcklein in der Gnadenkapelle, das zum Abendsegen ruft.

Erstaunt sehen die zu ihrer späten Feldarbeit in blaue Zwillichhosen gekleideten Mädchen mit dem zierlichen Miesbacher Hütl auf dem Kopf auf den späten Wanderer, der knapp vor Eintritt der Finsternis die Bergfahrt noch unternehmen will. Eine Warnung tönt aus dem Holz herüber, wo ein alter Bauer den gefallenen Baumriesen der Äste entkleidet, doch ein übermütiger Juhschrei antwortet ihm, dann nimmt der düstere Hochwald uns auf.

Still wird's jetzt, es bimmeln die traulichen Glocken des Almviehes nicht mehr, verklungen ist der lustige Sang der Vögel. Ein Rabe fliegt krächzend seinem Horst zu, frühzeitig das hohe Nachtlager aufsuchend. Nur muntere Meisen suchen piepsend noch nach einer Abendmahlzeit, und melancholisch pfeift der Dompfaff seiner aschgrauen Gefährtin ein einfaches Lied.

Schritt für Schritt geht es langsam aufwärts im Abendschatten, es knirscht das Geröll unter dem schweren Tritt der derb benagelten Bergschuhe und in regelmäßigem Tempo klappert die Eisenspitze des Bergstockes auf den Felsplatten auf. Nach einstündiger anstrengender Wanderung gibt der Hochwald uns frei, einige Fichten geben uns das Geleite, dann beginnt der Rayon der Almweiden. Hell flimmert von den „nassen Wiesen“ der Neuschnee entgegen, durch den der Wanderer den Weg sich bahnen muß. Wo sonst Herdengeläute ertönt, jetzt ist's still. Der Schnee lacht nicht, düster liegt er wie ein Leichentuch über die Almen gebreitet. Über den „Miesing“ ist der glitzernde Abendstern heraufgeklettert, der jetzt sein flimmernd Licht zu uns herübersendet, indes die Sonne Abschied nimmt und hinter der „Roten Wand“ herniedersinkt. Sonst mag hier der treuherzige Gruß eines almerischen Dirndls den Wanderer erfreuen, jetzt liegen die Almhütten verlassen, düster, schneebedeckt da, an die Vergänglichkeit des Lebens gemahnend.

Es wird dunkel, ein Zwielicht tritt ein, ein Kampf des schwindenden Sonnenlichtes mit der düsteren Nacht, der dem verwöhnten Städter allerdings einiges Unbehagen verursachen kann. Dafür flammt es in Millionen Sternen am dunklen Himmel auf, so nahe, daß man manches Sternlein greifen zu können vermeint, ein herrliches Geflimmer, durch das die Milchstraße sich hindurch windet.

Am fernen Westen erlöschen die letzten rötlichen Schimmer, die Nacht hat den Tag bezwungen, schwarzgrau umhüllt sich das Firmament, auch der stellenweise fußtiefe Schnee verliert seine Leuchtkraft. Bleibt der Wanderer aufatmend stehen, so fällt der Blick tief hinab ins umschattete Thal. Anheimelnd blinkt aus den Fenstern im Dörflein rötlichgelbes Licht, um das die Buben und Mädeln jetzt wohl versammelt sitzen mit Kunkel und Spinnrad. Hier oben rauscht der Nachtwind, daß es wie seufzend durch die Föhren und Tannen zieht, im Geschröff der

nahen Felswände, die sich längs des kaum mehr zu erkennenden Pfades ziehen, rumort es, als stritte der entfesselte Bergwind mit dem Felsen, der es wagt, ihn aufzuhalten mit ehernen Armen.

Immer weiter über den eisbedeckten Pfad, vorsichtig Tritt für Tritt, nachdem der Bergstock das Terrain erprobt. Die Nägel rutschen, sie fassen ab und zu nicht fest genug, so daß ein Sturz fast unvermeidlich erscheint; aber der treue Freund, der Bergstock, hilft zur rechten Zeit, wenn der Wanderer ihn zu behandeln versteht.

Im Bereiche der Latschen bleibt der Schnee zurück, mehrere Wege führen zusammen, das mitgenommene Laternchen läßt die Aufschrift des Wegweisers, den der sorgsame Alpenverein hier angebracht, erkennen. Noch sechs Serpentinen eisbedeckten Weges, die dem müden Wanderer recht sauer werden, dann — ach wie wohlig blinkt ein traulich Licht aus dem Touristenhause, das zwischen die Felsgrate eingebettet ist!

Nach dreistündigem anstrengenden Marsche (im Sommer geht's leichter und kürzer) ist die gastliche Schwelle erreicht, hier findet der müde Wanderer selbst in rauher Winterszeit alles, was man billigdenkenderweise verlangen kann. Flaschenbier aus der Pschorrbrauerei zu München erquickt den ausgetrockneten Gaumen, während in der Pfanne auf dem großen Kochherd der fette Schmarrn sich fester krustet. Nach gründlicher Atzung, 1724 m über dem Meere in warmer Stube, wird das Pfeiflein hervorgesucht und in Brand gesetzt. Dann wird's immer behaglicher, je wilder der Nachtwind an den Holzbalken vor den Fenstern des Wendelsteinhauses rüttelt. Um den wärmespendenden Herd sitzen wir und sind guter Dinge, und gar bald erklingt das Preislied auf den Wendelstein, das kein Geringerer als der alte Herzog Max, der Vater von Kaiserinnen und Königinnen, aus dem Volksmunde gesammelt und mit anderen Liedern zu einem Volksbüchlein vereinigt hat. Dann ging's ans Erzählen der Sagen und alten Prophezeiungen vom Wendelstein, der einst in sich zusammenstürzen wird, weil seine Pyramide voll Höhlen und Donnerlöcher sei. So auf der Kogler Alm, wo die Glockenkuh durch die dünne Rasendecke einbrach und in ein tiefes Donnerloch fiel. Die Sennerinnen waren nicht wenig erstaunt, die Kuh in der schwarzen Tiefe zu wissen. Ludwig Steub erwähnt nach dem vom Benefiziaten Seb. Dachauer einst im oberbayerischen Archiv für Geschichte veröffentlichten Berichte („Wanderungen" S. 140) des weiteren: „Von den Almerinnen war die flinkeste bald auf dem vier Stunden langen Wege, um dem Koglerbauer im Thale bei Brannenburg die Unglücksbotschaft zu überbringen. Dieser bot sofort seinen Sohn und einige Nachbarn auf und die stiegen, so schnell sie konnten, mit starken Seilen und einer Leiter die hohe Alm hinan. Als sie diese erreicht hatten, ließen sie den Sohn mit einem Licht am Seile hinab, allein das Licht erlosch nach kurzer Zeit und der Jüngling verlangte, wieder heraufgezogen zu werden. Er glaubte, gleichwohl entnommen zu haben, daß das Loch (nach Dachauer sind Donnerlöcher vom einschlagenden Blitz entstanden) sehr tief sei, und daß die Kuh, welche unbeschädigt scheine, unten auf dem Schnee liege. Die Bauern hielten nun keine Rettung mehr möglich und begannen, große Steine hinabzuwerfen, um das Tier zu töten, auf daß mit seinem Leben auch das Geläute der Glocke aufhöre und das andere Vieh nicht mehr in Gefahr verlocke. Aber nach jedem Steinwurf hob die Glocke stärker zu schallen an, so daß die Leute endlich ihr Vorhaben als undurchführbar aufgaben und wieder nach Hause gingen. Am andern Morgen hielten sie gleichwohl noch einen Rat und faßten den Beschluß, die Kuh in der Tiefe zu schlachten, die Haut aber mit dem Fleische an die Oberwelt zu ziehen. Sonach stiegen sie am dritten Tage abermals zur Alm und brachten längere Seile, längere Leitern und eine Laterne mit. Zwei kräftige Bursche gelangten nun auch mit diesen neuen Mitteln glücklich bis auf den Boden des Schlunds und fanden da das verlorene Tier, welches äußerlich ganz unbeschädigt in einer geräumigen Höhle auf Schnee und Eis stand. Da meinten sie aber doch, es sei eines Versuches wert, ob es nicht lebendig hinaufzubringen sei und schnürten es vorsichtig in die Stricke ein. Darauf fingen oben sieben Männer zu ziehen an und brachten den Liebling der Herde, freilich mit großer Mühe, wieder an das Licht des Tages. Die Kuh kam unverletzt oben an, schien sehr vergnügt wieder ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen zu können und lebte noch lange Zeit in großer Achtung, da sie wegen ihres Wertes jedermann schätzte. Die Tiefe aber wurde gemessen und betrug 69 Fuß".

Der gespenstische Ritter vom Rackasee soll auch einmal am Wendelstein gesehen worden sein, er haust aber für gewöhnlich am Gipfel des dem Wendelstein benachbarten Breitenstein, wo der schauerliche Rackasee liegt. Der See ist vertrocknet und verwachsen, vor alters war er verrufen weit um im Lande (Dr. Sepp, Altbayer. Sagenschatz), kein Vogel nahm darüber seinen Flug, kein Hirt wagte sich in seine Nähe, und faßte je sich einer das Herz, so schaute er in der Tiefe eine versunkene Ortschaft. Wenn es dunkelte, fing der See zu brausen an. Der Blitz schlug mit besonderem Gekrach in den See. Während eines Gewitters kommt dann der wilde Reiter, mit fliegendem Mantel dahergestürmt. Einmal hatte ein Bauer da oben zu arbeiten, als plötzlich der Reiter mit solcher Hast vorbeigaloppierte, daß die Steine unter den Hufen seiner Rosse aufflogen und einer sogar den arbeitenden Mann verwundete. Die Umwohner sagen, „das wird wohl der Gutsherr des Schlosses sein, das hier ehemals gestanden, aber im See versunken ist".

Einmal kam zu der ½ Stunde davon gelegenen Schmiede mitten in der Nacht ein schwarz geharnischter Ritter und lud den Schmied ein, ihm den Weg nach dem Rackasee zu zeigen. Dem Schmied war's gar nicht heimlich zu Mute, der mitternächtliche Reiter beschenkte ihn dafür mit einer Hand voll Goldes; doch als sie nahe kamen, erhob sich im See ein fürchterliches Tosen. Auf der Stelle ließ der Unbekannte den Schmied heimkehren, nur möge er beileibe nicht umschauen. Kaum war der Schmied einige Schritte weg, so hörte er einen Lärm, als ob die Welt zu Grunde ginge. Nun konnte er sich nicht länger halten, kehrt sich um und sieht den Ritter in feuriger Gestalt in den See hineinfahren, daß die hellen Flammensäulen auffuhren. Der Schmied bekreuzte sich und gelangte halb tot vor Schrecken nach Hause, wo es ihn aufs Krankenlager warf. Das empfangene Geld fand sich in Kohlen verwandelt.[1]

(Schluß folgt.)

[1]) Dr. Sepp meint, Rackasee erinnere entfernt an die Raschasas oder Riesen und böse Geister der Inder, näher an altheidnisch Recchio, Recke, den menschlichen Sturmhelden. Mundartlich könnte Rackasee auch als Rackersee aufgefaßt werden, altnordisch ist Räcke der Verbannte.

Soldatenwerbungen im vorigen Jahrhundert.

Nach den Akten im Stadtarchiv von Augsburg bearbeitet von A. Baetz, kgl. Major a. D.

Friedrich Wilhelm I. ist bekannt in der Geschichte als ein Regent, der weise Sparsamkeit mit soldatischer Strenge verband. Durch kluge Wirtschaft und treffliche Ordnung des ganzen Staatshaushaltes hatte das vor ihm noch wenig mächtige Reich eine verdoppelte Stärke gewonnen.

Der einzige Aufwand, den er sich gestattete, war der auf sein Leibregiment der „langen Kerle“, für das er sogar große Summen verschwendete.

Nebenbei, als nicht ganz in diesen Rahmen gehörend, sei noch bemerkt, daß unter der Regierung dieses zweiten Königs von Preußen die Armee nicht wie vorher von fremden Hilfsgeldern abhängig war, sondern aus den Landesmitteln unterhalten wurde.

Die eine Hälfte der Armee bestand aus Landesangehörigen, welche ausgehoben, die andere Hälfte aus Männern, welche angeworben wurden.

Mit Staunen liest man, daß König Friedrich Wilhelm I., dessen Reich 2½ Mill. Einwohner zählte, bei seinem Tode eine wohlgefüllte Schatzkammer und ein wohldiszipliniertes Heer in der Stärke von 83,000 Mann hinterließ.

Wie schon bemerkt, hatte dieser sparsame Fürst eine Schwäche, das war der Aufwand für sein Leibregiment, wovon aber wieder die größten Summen auf die Werbungen entfielen. Wie diese langen Kerle geworben, quasi gefangen wurden, und was das Werben kostete, soll in folgenden, auf Grund der im hiesigen Stadtarchiv verwahrten Akten erzählt werden.

Am 29. August 1731 wurde — scheinbar von Halle, Provinz Sachsen — an Math. Johann Wagner, wohnend in Altdorf nächst Landshut von seinem Vetter Georg Wagner, auch aus Altdorf, durch einen guten Freund, den ihm Gott in seiner Not hat zugeschickt, ein Brief gesandt, in welchem der Georg Wagner, ein Hüterssohn, schreibt, d. h. schreiben läßt, daß er recht angeführt wurde, und zwar nennt er folgende Personen:

1. den Wirt in Altdorf, den Maurer allda, dann ist noch dabei gewest der Lohnrößler und der Bärenwirt von Landshut und zwei Offiziere, auch aus Landshut. Die — so lautet der Brief — haben mich verkaufen helfen an den König von Preußen in das Prinz Leopoldsche Regiment. Er teilt ferner mit, daß er gerade mit Feldarbeit beschäftigt war, da sei der Maurer zu ihm gekommen und habe gesagt, es seien vom Grafen Preysing Bediente da, die wollten einen großen Kerl haben als Heiducken, er solle sich sehen lassen, er bekäme ½ fl. als Trinkgeld. Wie er nun ins Wirtshaus zu den vermeintlichen Preysingschen Bedienten gekommen sei, haben sie ihm alle zugeredet, daß er einwilligen soll.

Er that's. Jetzt reue es ihn bitter. Er ersucht nun seinen Vetter, zur Regierung zu gehen, auch zum Grafen Preysing, und zu sagen, daß die Brandenburger im Land herum reisen und auf den Namen des Grafen Preysing die Leute verführen. Noch besser wäre es, es käme an die rechte Glocke, nämlich an den Kurfürsten.

Die Brandenburger, teilt er weiter mit, versprechen viel und halten nichts. Sie haben ihm 70 fl. Lohn des Jahres versprochen, und jetzt bekomme er in 5 Tagen 30 Krzr. Den Vetter läßt er in dem Briefe bitten, alles zu thun, was in seinen Kräften steht, sein Vater wird auch nicht nachlassen und den Maurer, den Lohnrößler und den Bärenwirt verklagen. Er, der Wagner Gg., der Gekaperte, weiß, daß von den Zuhelfern jeder 100 fl. wegen seiner Person bekommen habe und die 2 Offiziers noch mehr.

Es möchte auffallend erscheinen, daß er den Brief nicht an seinen Vater, sondern an seinen Vetter richtete. Nach einigem Nachdenken und Zurückdenken, wie es beim gewöhnlichen Menschen mit Lesen und Schreiben vor 50 Jahren ausgesehen hat, kommt man zu der Idee, daß der Viehhüter von Altdorf höchst wahrscheinlich nicht hat lesen und schreiben können, — wie auch sein Sohn — und der Brief deshalb an jemand gerichtet werden mußte, der diese Künste inne hatte. Zum Glück war dies bei einem Vetter der Fall.

Diese Angelegenheit kam auch wirklich an die große Glocke, an den Kurfürsten Karl Albert von Bayern, und zwar ziemlich rasch, wenn man die damaligen Postverhältnisse und Straßen ins Auge faßt.

Nämlich am 24. September desselben Jahres schreibt Kurf. Durchlaucht von Bayern — und legt die Abschrift des Briefes von Georg Wagner, Hüterssohn von Altdorf bei — an die Wohlweisen, Ehrenfesten, Getreuen rc. rc. der freien Reichsstadt Augsburg, daß ein Augsburger Patrizier, Namens Georg Joseph v. Closterpaur den Wagner mit Beihilfe zweier bayrischer Oberoffiziers des in Landshut liegenden General Baron Valaisischen Regiments zu Fuß, Namens Koller und Pongraz, als einen Heiducken für den Herzog zu Sachsen-Eisenach angeworben, um darnach zu den Preußen zu kommen. Solch Benehmen — fährt Kurfürstl. Durchlaucht fort — sei recht falsch und schändlich, und er sei nicht gewillt, seine Unterthanen und Landeskinder entführen zu lassen. Er ersucht die Stadt Augsburg, den Closterpaur in Arrest zu nehmen und denselben so lange und so viel darin zu lassen, bis der entführte Hüterssohn von Altdorf wieder zur Stelle gebracht sei. Der Kurfürst teilt dem Magistrat der Stadt Augsburg zugleich auch mit, daß er in seinen Landen eine verschärfte Generalia erlassen habe des Inhaltes, wer eines seiner Landeskinder in fremde Dienste bringet oder verleitet, fremde Kriegsdienste zu nehmen, gegen den solle mit dem Strange wirklich vorgegangen werden. Zugleich ersucht er, dies in Augsburg publizieren zu lassen.

Wahrscheinlich zu gleicher Zeit erging an das Baron Valaisische Regiment zu Fuß in Landshut der Befehl, die beiden Fähnriche Koller de Kollegg und Pongratz zu vernehmen und zu inhaftieren wegen der von Jakob Wagner von Altdorf, Vater des Georg Wagner, gestellten Klage.

In diesem Protokoll gibt Fähnrich Koller an, er heiße Johann Adelbert Bonaventura Koller de Kollegg, geb. zu

Kranzberg,[1]) und sei seit 1. April 1721 Fähnrich. Er gibt ferner an, daß er mit Fähnrich Pongratz und einem fremden Herrn gegen 4 Uhr nachmittags nach Altdorf gekommen sei und allda gespielt, gegessen und getrunken habe. Des Obermüllers Sohn von Altdorf habe er durch den Maurer Kreitmaier kommen lassen, um denselben zu mustern. Die wahre Ursache aber sei gewesen, daß sein Vetter Closterpaur, den er kurz zuvor in Augsburg kennen gelernt, ihm mitgeteilt hatte, daß er für den Herzog zu Sachsen-Eisenach einige Heiducken und Stallburschen aufnehmen bezw. anwerben solle, und er, nämlich Koller, habe gedacht, des Obermüllers Sohn könne dafür tauglich sein. Auf des Closterpaurs Verlangen habe man also den Müllerssohn gerufen.

Nachdem Koller gegessen und getrunken, sei er nach Hause gegangen.

Der Hüterssohn Gg. Wagner sagte endlich zu, aber von Brandenburg wurde nichts gesprochen, nur von Heiduck-werden beim Herzog zu Sachsen-Eisenach.

Nachdem sich Wagner verdingt, verlangte er, seine Eltern noch zu sehen und zu sprechen, welche auch geholt wurden. Die Mutter hatte keine anderen Bedenken, als daß sie ihren Sohn zum Hüten nötig hätten. Um dieses Bedenken zu verscheuchen, gab ihr Closterpaur ein Goldstück, um sich einen Hüter zu dingen.

Im Laufe des Gespräches und der Verhandlungen wurde noch oftmals betont, ein Brandenburger darf der Wagner nicht werden, sondern ein Heiduck, was wiederholt zugesagt wurde.

Fähnrich Koller wurde weiter befragt, ob sein Vetter Closterpaur nicht auch den Sohn des Lorenz Schwaiger als Reitknecht angeworben habe, was mit „Ja" beantwortet wurde.



Das Mägdgen voller Staat, zeigt das Ihr nichts gebricht:
Just als wie eine Frau im Heiligtag Gesicht.

Will aber Kält und Frost des Sommers Anmut rauben,
So trägt sie ungesäumt die Artischockenhauben.

Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Er gibt bei der weiteren Vernehmung noch zu, daß er andern Tags in einer Kutsche mit seiner Frau, Fähnrich Pongratz und seinem Vetter Closterpaur wieder im Wirtshaus zu Altdorf gewesen und bis nachts 2 Uhr geblieben sei. Den Tag zuvor sei der Müllerssohn, ohne sich anwerben zu lassen nach Hause gegangen. Von Closterpaur sei der Maurer beauftragt worden, des Hüters Sohn zu holen; nach einer Stunde sei dieser mit noch einigen Kameraden gekommen.

Es hätte nun Closterpaur den Hütersjohn gefragt, ob er nicht Lust habe, beim Herzog zu Sachsen-Eisenach einen Heiducken abzugeben um den schönen, schon besprochenen Lohn (70 fl.).

Die schwäbische Sprache des Closterpaur verstand der Anzuwerbende nicht, darum habe Koller ihm die Sache klar gemacht.

Dann, ob es ferner wahr sei, daß Closterpaur dieselbe Nacht mit den beiden Neuangeworbenen in einer Kutsche nach Freysing gefahren sei, was auch bejaht wurde. Man sieht, die kurfürstl. Polizei hat der Angelegenheit ziemlich vorgearbeitet.

Closterpaur habe seinem Vetter, Fähnrich Koller, gesagt, er eile deshalb so, daß er den frisch Geworbenen recht bald die Livree geben könne, um sich darin den Eltern zeigen zu können. Wenn sie dann allenfalls nicht mehr Lust hätten, so könnten die Leute ihrer früheren Beschäftigung wieder nachgehen.

Aus Höflichkeit seien er, Koller, und Fähnrich Pongratz mitgefahren; erstens weil Closterpaur ihnen in Landshut so viel Höflichkeit erzeigt, und dann habe ja die Reise nach Freysing sie nichts gekostet.

Auf ferneres Befragen, wie sein Vetter eigentlich heiße und wo er wohne, erklärte Koller, daß er laut Legitimation J. G. J. v. Closterpaur heiße und vonseiten seiner, des Koller Ehefrau mit der v. Rehlingschen Familie und deshalb auch mit ihm befreundet und in Augsburg ansässig sei.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Kranzberg, ein Pfarrdorf an der Ammer hatte schon 1197 einen eigenen Richter und 1226 einen Pfarrer. Es stand da ein Schloß des Grafen von Kranzberg, welches von den Schweden niedergebrannt und dessen Material zum Ausbau des Turnierhauses, der späteren Hofreitschule in München, verwendet wurde.

Die Schlacht von Mühldorf.

von Dr. Manfred Mayer.

Kaiser Ludwig gantz offenbahr,
Ein fromer Furst von Bayern war
Wider ihn zog gewaltiglich
Hertzog Friderich von Oesterreich
Mit einer grossen Höres Macht
Bey Mülldorff da geschah die Schlacht.

Durch den am 24. August 1313 plötzlich zu Siena in Italien erfolgten Tod Heinrichs VII. aus dem Hause Luxemburg war der Kaiserthron erledigt worden. Sofort erschollen im Reiche die Rufe: „Hie Lützelburg, hie Habsburg", ähnlich, wie man den Gegensatz der Parteien in der Zeit des Kampfes der Hohenstaufen mit den Welfen in die Worte: „Hie Welf, hie Waiblingen" gekleidet hatte.

So nahte die Zeit der Wahl, der Oktober des Jahres 1314, heran. Die Gegner hatten sich auch diesmal getrennt gelagert, die luxemburgische Partei auf der „alten Wahlstätte, der Frankenerde, unmittelbar vor den Mauern Frankfurts", die habsburgische zu Sachsenhausen. Wiederum standen sich zwei Vettern gegenüber, die Enkel König Rudolfs von Habsburg, wie einst die beiden Konrade, die Brudersöhne aus dem Geschlechte der Salier im Rheinthale zwischen Mainz und Worms.

Hatte damals, als die engere Wahl auf zwei Fürsten des fränkischen Stammes gefallen war, die großmütige Versöhnung der beiden Urenkel des in der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde gebliebenen Konrad das Reich vor dem Bruderkampfe gerettet, so gestaltete sich diesmal die Lage ernster, wo die Krone dem bayerisch-österreichischen Stamme gesichert schien. Der Wittelsbacher, Herzog Ludwig von Bayern, wurde von den luxemburgisch Gesinnten, der Habsburger, Friedrich von Österreich, von den Anhängern seines Hauses zum Oberhaupt des Reiches erklärt. Die Doppelwahl war vollzogen. Um den Alleinbesitz jenes Amtes, dessen Inhabers heiligste Pflicht es war, Schutz- und Schirmherr des Friedens im Reiche zu sein, entbrannte ein heißer, erbitterter Kampf.

Fast acht Jahre hindurch hat er Deutschlands südliche Gaue — in Franken, Schwaben, Bayern, dem Elsaß — verwüstet, da sollte endlich die Entscheidung in jener offenen Feldschlacht fallen, die der „bayerisch-österreichische Stamm zum größten Teil nur unter sich, um das Schicksal des Reiches schlug".

Dies war sich auch der erste Bayer, der erste Fürst aus dem erlauchten Geschlechte der Wittelsbacher bewußt, der die römische Königskrone getragen. Am 23. September lagerte Ludwig bei Anzing, einem Weiler nördlich von Winhöring und datierte hier eine Urkunde „vor unserm Streit".



Man stirbt, wenn man gelebt. Es ist so der Gebrauch;
Und wie das Alter stirbt, so stirbt die Jugend auch.
Vor dir gewalt'ger Tod, liegt alles in dem Staube,
Helm, Lanze, Ordensband, Hut, Kron und Bischofshaube.

Schlußvignette zu Augsburger Trachten in Kinderfiguren von Nilson.

Diesen wollen wir an der Hand der Werke jener Männer schildern, welchen das Verdienst gebührt, den geschichtlichen Kern der Schlacht aus der sagenhaften Umhüllung gelöst zu haben, nämlich Pfannenschmids, v. Weechs, Würdingers und Riezlers. Sie würdigten wiederholt die Quellen, die uns für die Schlacht von Mühldorf vorliegen. Es sind dies aus der Reihe der Zeitgenossen auf bayerischer Seite: Die Fürstenfelder Chronica de gestis principum, das Chronicon de ducibus Bavariae, die Vita Ludovici IV.; auf österreichischer Seite: Der in zwei Fassungen überlieferte „Streit von Mühldorf", die Salzburger Annalen, eine Zwettler Fortsetzung der Melker Annalen, das Geschichtswerk des Abtes Johann von Viktring. Außerdem verdienen Beachtung die Chronik des Peter von Zittau, Johann von Winterthur und besonders Mathias von Neuenburg. Von späteren Quellen dürfen Ebrans von Wildenberg Chronicon Bavariae, Ulrich Füeterers Bayerische Chronik sowie Veit Arnpeks Chronicon Baioariae und dessen deutsch geschriebene

„Bayerische Chronik eines Ungenannten“ um so mehr beigezogen werden, als die Ahnherren des Ritters v. Wildenberg, wie urkundlich erwiesen, an den Schlachten von Gammelsdorf und Mühldorf teilnahmen.

In Ludwigs Lager waren seine Vettern, die Herzoge Heinrich der Ältere und Otto von Niederbayern, König Johann von Böhmen, Herzog Bernhard von Schlesien-Fürstenberg und Hilfstruppen des Kurfürsten Balduin von Trier. Selbst am 27. September hat er noch neuen Zuzug erhalten.

Das habsburgsche Heer war nicht vereinigt. Ein Teil desselben stand unter Friedrichs Bruder Leopold bei Alling, vier Stunden westlich von München. Der Gegenkönig selbst war, verstärkt durch ungarische Hilfsscharen, heidnische Kumanen, sowie Truppen des Erzbischofs Friedrich von Salzburg und der Bischöfe Albrecht von Passau und Dietrich von Lavant, durch niederbayerisches Gebiet bis zur salzburgischen Enklave Mühldorf vorgedrungen, hatte diese Stadt besetzt und sich von hier aus nordwestlich nach den Gefilden zwischen Inn und Isen gewendet.

Die vereinte bayerisch-böhmische Streitmacht war aus dem Lager bei Anzing auf die Höhen nördlich der Isen vorgerückt. Die Entscheidung so bald als möglich herbeizuführen, war für diese nach der Lage der Verhältnisse von größter Bedeutung. Im Kriegsrate war's besonders König Johann von Böhmen, der hierzu drängte. Dagegen forderte die Sachlage für Friedrich, eine Schlacht vorerst nicht anzunehmen und die Vereinigung mit den aus Schwaben heranrückenden Truppen seines Bruders Leopold abzuwarten. Dies hatten auch erfahrene österreichische Befehlshaber geraten, wie Marschall Dietrich v. Pilichsdorf, die Brüder Ulrich und Heinrich v. Waldsee, sowie der Erzbischof Friedrich. Dagegen verharrte der König auf der gebotenen Annahme der Schlacht. Ludwig hatte nämlich schon am 27. September die Isen zu überschreiten versucht, war aber durch feindliche Bogenschützen davon abgehalten worden.

So nahte der Morgen des 28. September heran. Nach der Sitte der Zeit hörte man dies- und jenseit des Flusses die Messe, empfing das Abendmahl und erteilte Ritterschläge. Ludwig bewerkstelligte den Übergang über die Isen. Da standen sich die feindlichen Heere auf der „bunten Wiese“, der sog. Feh oder Gickelfeh, zwischen Neufahrn, Mettenheim, Lohheim und Altmühldorf gegenüber.

Der Wittelsbacher führte den Oberbefehl über das Heer selbst. Abseits stand er im blauen, mit weißen Kreuzen, vielleicht Rauten, überjäeten Waffenrocke auf flüchtigem Pferde, umgeben von elf gleich gekleideten Gefährten. Ob wohl König Adolfs von Nassau jähes Ende bei Göllheim, oder Ottokars, des Böhmenkönigs, Tod auf dem Kruterfelde den römischen König zu einer Vorsicht mahnte, die der Herzog noch bei Gammelsdorf verschärft hatte? Das Reichsbanner flatterte in den Händen Konrads v. Schlüsselberg. Das erste Treffen befehligte der jugendliche König Johann von Böhmen, das zweite Herzog Heinrich von Niederbayern, der mit seinem Bruder Otto erst am Morgen des Tages die Ritterwürde erhalten hatte.

Die Schlachtordnung des Habsburgers war in vier Abteilungen gegliedert. Die Steiermärker unter Ulrich und Heinrich v. Waldsee; eine Rotte mit dem von einem elsässischen Herrn v. Geroldseck getragenen Reichsbanner unter Friedrich selbst, der mit den Abzeichen der königlichen Würde geschmückt war; Österreicher unter seinem Bruder, dem Herzog Heinrich, mit dem den Händen des Marschalls von Pillichsdorf anvertrauten Landesbanner; die Truppen der Kirchenfürsten. Diese warteten fern vom Schlachtfeld in Mühldorf den Ausgang des Kampfes ab. Die Aufstellung der Ungarn laßt sich aus den Quellen mit Sicherheit nicht ermitteln.

Unter Kriegsgeschrei und Trompetengeschmetter stießen die Feinde gegeneinander, zunächst die Böhmen auf Österreicher und Steirer. Gegen Mittag schien sich das Kriegsglück auf Seite der letzteren zu neigen. König Johann war aus dem Sattel geworfen, Baron Plichta v. Zirotin, seit seinen Jugendjahren ein tollkühner Streiter, lag tot auf der Wahlstatt, 500 böhmische Ritter sollen sich bereits den Österreichern ergeben haben. Dagegen brachte das tapfere niederbayerische Fußvolk Herzog Heinrichs den Kampf zum Stehen. Unerbittlich erlegte es mit kräftigen Hieben und Stößen die Pferde der österreichischen Ritter. Selbst niederbayerische Herren waren abgesessen, um das Fußvolk zu unterstützen. Da brach im Rücken der Bayern eine kühne Reiterschar aus dem Hinterhalte hervor. Schon jubelten die Österreicher, Leopold sei mit seinen Helmen eingetroffen. Doch welche Enttäuschung! Mit unerschöpfter Kraft stürzten sich die Ritter des Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Geschlechte der Hohenzollern auf die kampfesmüden Österreicher. Diese wandten sich zur Flucht. König Ludwig des Bayern Feldherrntalent hatte, wie fünf Jahre früher bei Gammelsdorf, die Schlacht nach achtstündiger Dauer entschieden.

In der Kriegsgeschichte bezeichnet sie einen Wendepunkt. Das Übergewicht des Fußvolkes kam in ihr wie bei Göllnheim zur Geltung, es finden sich bei der Reiterei erste Anklänge an das Gefecht zu Fuß. Als die letzte große Ritterschlacht auf deutschem Boden war sie noch ohne Anwendung der Feuerwaffen geschlagen worden. Ebenso verschieden, wie die Stärke der Heere in den Quellen angegeben wird, — das Übergewicht lag auf Seite Ludwigs — ebenso mannigfach benannten die Zeitgenossen die Schlacht, nach Dornberg, Ampfing, Mühldorf oder der „Feh-Wiese“. Man nannte diese nun irrig die „Fechtwiese“.

Um die Vesperstunde wurde der Gegenkönig als Kriegsgefangener vor Ludwig geführt. Er, der in der Schlacht die glänzendste Tapferkeit bewiesen hatte und sich den Ruhm eines vorzüglichen Ritters und kühnen Mannes erworben hatte, war gezwungen worden, seine Waffen vor Eberhard v. Mosbach, einem Dienstmanne des Nürnberger Burggrafen an dem Vorabende jenes Tages zu strecken, an dem 50 Jahre früher der erste Habsburger, König Rudolf, an die Spitze des Reiches berufen worden war. Der Sieger empfing den Besiegten mit den Worten: „Vetter, wir sehen Euch gerne“.

Diesen Augenblick stellt auch das von E. Herrmann aus Dresden, einem Schüler des Malers Cornelius, in den Arkaden des königlichen Hofgartens verfertigte Wandgemälde mit der von dem großen Dichterkönig und Kunstmäcen, Ludwig I., selbst gewählten Unterschrift: „Sieg Kaiser Ludwigs des Bayern bei Ampfing 1322“ dar.[1]) Der kriegsgefangene Gegenkönig

[1]) Abbildungen desselben finden sich bei: Georg Kainz, Geschichtsbilder zur Verbreitung der Geschichtskunde im Volke; in den Freskogemälden aus der Geschichte der Bayern in den Arkaden des Hofgartens als Lithographien herausgegeben von „einigen der Maler“. Vgl. J. Frhr. v. Hormayr, Die geschichtlichen Fresken in den Arkaden des Hofgartens.



Architekturbilder aus Schweinfurt. (S. 299.)

wurde zuerst auf die nahe Burg Dornberg, sodann nach Trausnitz an der Nab gebracht und seine Bewachung dem nordgauischen Vizedom Steiglin anvertraut.

Letzteres wurde in dem am Michaelistage gehaltenen Kriegsrate bestimmt. In diesem mag man auch übereingekommen sein, das Schlachtfeld nicht, der Sitte der Zeit entsprechend, drei Tage zu behaupten, sondern sich aus Vorsicht auf den geschützten Lagerplatz bei Anzing zurückzuziehen. Es waren nämlich über Leopolds Stellung beim bayerischen Heere noch keine Nachrichten eingelaufen. Dieser war jedoch, als er die Botschaft von Ludwigs Siege vernommen, sengend und brennend nach den österreichischen Besitzungen in Schwaben zurückgekehrt. Selbst das Kloster Fürstenfeld, dessen Leute die Boten Leopolds und Friedrichs aufgefangen hatten, entging nur mit knapper Not der Verwüstung.

Jener prächtige Sieg, durch den sich der Wittelsbacher Fürst auf dem Felde der Ehre die römische Königskrone erstritten, er ist in der Litteratur und durch die Sage vielfach verherrlicht worden. Ich erinnere nur an K. W. Vogts historisch dramatische Dichtung „Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne,“ an L. Uhlands „Ludwig der Bayer“ an Ch. Freiherrn v. Aretins „Ludwig der Bayer, ein vaterländisches Schauspiel“. Zwei weitere kleinere Arbeiten tragen den Titel: „Ludwig IV., genannt der Bayer, ein Schauspiel in fünf Akten“, ein Nationalschauspiel in fünf Akten.

In ihnen begegnen uns jene Persönlichkeiten, welchen die Sage hervorragenden Anteil an dieser Schlacht, dem volkstümlichsten Ereignisse der ganzen bayerischen Geschichte, zugeteilt hat, der aus nordgauischem um Altdorf und Kastl begüterten Geschlechte entsprossene Ritter, Seifried der Schweppermann, und sein Schwager, der Pfleger von Neustadt a. D., Ritter Albrecht Rindsmaul. Ersteren hat die Erinnerung der Nachwelt so innig mit ihr verbunden, daß bei der fünften Säkularfeier der Schlacht von Mühldorf, am 28. September 1822, als „Denkschrift“ eine eigene Monographie von David Popp, „Seifried Schweppermann und das Geschlecht der Schweppermanne“, erschien. Wer kennt nicht die schöne Sage, welche Konrad Maurer, Joseph Freiherr v. Hormayr und A. Schöppner mitteilen, es hätten dem alten Feldherrn beim Kundschaftsritt gegen den Feind die Füße in den Steigbügeln gezittert, daß die Sporen klirrten, und die Jugend den alten Helden aus der Schlacht von Gammelsdorf darob verspottete. Welchem Kind im Bayernlande hat nicht an einem rauhen Winterabend das liebe Großmütterchen, auf der Ofenbank sitzend, erzählt: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ An welcher Wiege wäre nicht von der freudigen Mutter das Lied vom alten Schweppermann gesungen worden? Wer kennt nicht die schlichten Worte der Sage, mit denen Friedrich der Schöne den Streit entschied, der sich unter den Rittern wegen seiner Gefangennahme entfacht hatte, indem er auf den das Familienwappen, einen Rindskopf mit Ring in der Nase, zeigenden Schild des Ritters Rindsmaul klopfend, rief: „Diesem Kuhmaul hab' ich mich gelobt; das konnt' ich heute weder mit Stechen noch mit Schlagen von mir bringen!“?

Weniger bekannt ist dagegen die folgende: Auf dem Heimwege sei des Kaisers Pferd in einem Tannenwalde im Vilsthale gestürzt und nicht eher wieder aufgestanden, bis Ludwig gelobt, der heiligen Jungfrau Maria zu Ehren zu Sattlern eine Kapelle zu bauen, in welcher dann das Sattelzeug des Fürsten aufgehängt worden sei.

So hat die Sage auch jenes Kirchlein in ihren Kreis gezogen, das dem Patrone der Böhmen, dem heiligen Wenzel zu Ehren, an dessen Festtage die Entscheidungsschlacht geschlagen worden war, wirklich im nahen Wimpassing erbaut wurde.

Auf österreichischer Seite haben die Grafen Wurmbrand eine an diese Schlacht anknüpfende Wappensage, rühmen sich die Grafen von Trautmansdorf noch jetzt der 23 Kämpfer, die ihr Geschlecht Friedrich dem Schönen gestellt.

Die bayerischen Adelsfamilien der Grießenbeck und Trainer sowie die Stadt Landshut leiten ihre Wappensagen aus der Schlacht von Mühldorf her. Von Münchens Zünften beanspruchen die Bäckerknechte, ihren Fürsten in der Schlacht herausgehauen zu haben.

„Unglikh thet ob den Kaiser schweben,
Der Feind hett ihn gar hart umbgeben,
Da solches die Beken-Knecht erfahen,
Theten sie sich dem Kaiser nahen.
Triben mit ihrer Gegenwöhr
Zurukh das österreichisch Hör
und erretöten den Kaiser baldt,
gewunnen die Schlacht mit großen Gwalt.“

Auf dem nun abgebrochenen Bäckerhandwerkshause, das im Thale zu München in der Nähe der Hofbrücke stand, waren folgende Reime zu lesen:

„Als man ain tausent drey hundert Jahr
und zwey und zwainzig zöhlen war,
Nach der Geburt Christi hinforth
Hat sich begeben an den Ort.
Weil die statt noch war schmal und klein,
stundt an der stött ein Linden fein.
Gar offt die Bekhen-Knecht besonder,
Hielten ihr Versamblung darunder,
Brachten ihren Rathschlag zue hauff,
Ein Bruederschafft zu richten auf,
In der Ehr unser lieben Frauen,
Thetten die sach fleißig anschauen,
Legten die ding dem Kaiser fur
und als er verstund ihr begür
verwilligt er ihnen herzlich gehrn,
Thet sie auch noch dazue hoch verehren,
Als der so ihn vergünstigt war,
dieweil sie ihn aus der Gfar
Erst in der schlacht erröttet haben,
thet sie darzue noch mehr begaben
Ließ ihnen pauen das häuslein klein,
gab ihnen Brieff und sigl drein,
vergunt ihnen auch darneben ehrlich
zufiehren des Reichs Adler herrlich,
den sonst kein Handwerk fiehren darf,
ob es gleich künslich und scharf,
so thet die Bruederschafft pauen,
zum Lob Gottes, und unser Frauen,
und sich hernach erstrekhen thet,
bis auf drey hundert Märkt, und stätt.

Die drei jüngeren Lobsprüche auf die Bäcker hat Meichelbeck in seiner historia frisingensis II, b, 163 ff. überliefert.

Wohl hat das Bäckerhaus der Vergrößerung der Haupt- und Residenzstadt weichen müssen, nichts desto weniger lebt das Andenken des siegreichen königlichen Feldherrn aus der Schlacht von Mühldorf auf anderen Gebäuden Münchens fort. Das „Hotel Bellevue“ zeigt uns Ludwig des Bayern

Bild, geschmückt mit den Abzeichen der kaiserlichen Würde, der Beschreibung ähnlich, wie sie uns sein Zeitgenosse, der Paduaner Albertus Mussatus, entworfen, das Isarthor Ludwigs feierlichen Einzug in die Stadt.

Der Sieg von Mühldorf hat Ludwigs Stellung im Reiche gesichert. Als dessen rechtmäßiges Oberhaupt ward er in der Folge in den Streit mit der Kurie verwickelt. In ihm vertrat er das deutsche Nationalbewußtsein im Gegensatze zu dem damals von französischen Ideen beherrschten Papsttume. Wie Ludwig am 17. Januar 1328 in St. Peter von dem berühmten „Sciarra Colonna, damals dem ersten Manne Roms, zum Kaiser gekrönt wurde“, hat nach dem gleichzeitigen Villani Fr. Gregorovius in seiner Geschichte der Stadt Rom lebendig geschildert, ein Charakterbild dieses durch sein „großes wechselvolles Geschick“ und seine „menschlich liebenswürdigen Eigenschaften“ zum Liebling der Sage gewordenen Kaisers Riezler in seiner bayerischen Geschichte trefflich entworfen. Im Reiche ist Ludwig durch einsichtsvolle Hebung des Bürgertums dem Zeitgeist vorangeeilt, für sein Geschlecht hat er das Beste geleistet. Von seinen Feinden schlicht der „Bayer“ genannt, hat er durch sein vaterländisches Wirken und namentlich durch sein am 3. Januar 1346 publiziertes Rechtsbuch diesen Zunamen in einen wohlklingenden Ehrentitel verwandelt.

Auf der bunten Wiese bei Mühldorf hat er sich die Krone erstritten, auf dem grünen „Kaiseranger“ bei Fürstenfeld hat ihn der Tod ereilt (11. Oktober 1347).

Kleine Mitteilungen.

Alt-Schweinfurt. Es war in Nr. 3 des „Bayerland“, 2. Jahrgangs, als wir unseren Lesern das Bild des Rathauses von Schweinfurt gaben, der Rückertstadt, wie sie in jenen Tagen des Festes genannt wurde. Wir ergänzen heute das Bild durch eine Reihe von Skizzen, welche sich zumeist dem einstigen Schweinfurt widmen. Die Stadt hat ihre Mauern größtenteils niedergeworfen und freie Bahn für Licht und Luft, unbehinderte Entfaltung für Handel und Gewerbe damit geschaffen. Nr. 1 zeigt das reizende Weingut „die Petersstirn“, den Lieblingsplatz der Bewohner der Stadt; sie nennen ihn mit Stolz, und in der That, es ist ein wunderschöner Fleck Erde mit seinem Blick auf den glitzernden Fluß, die fleißige Stadt, die lachenden Fluren und in der Ferne aufblauenden Höhen. Bild 2 gehört der Vergangenheit, ein Architekturbild, das alte Pfandhaus, welches beim Bahnbau verschwand. Die Chronik meldet, daß es 1772 eingerichtet wurde nach Muster des Nürnberger Leihhauses, um die bedrängten Schuldner vor der Bedrückung und Ausbeutung zu schützen. Auch das Fischerthor oder Fischerpförtlein (Nr. 3) ist verschwunden. Voll reizvoller Originalität ist das Bild (Nr. 4) der sog. Pfarrhäuser; der Turm von St. Johann überragt das Geschiebe und Geschachtel von Dächern, Giebeln und Altanen. Ein stimmungsvolles Bild ist der Sammetturm (Nr. 5), der noch erhalten ist. Der Blick von den in den Stadtgräben und auf dem Walle nunmehr sich ausbreitenden üppigen Gärten auf die Stadt, die über die Mauerkrone ragenden Häuser ist ein äußerst malerischer. Nr. 6, das Brückenthor, grüßte einst den Wanderer mit der Inschrift:

Gott lasse stets in Teutschlands Grenzen
Die neue Friedenssonne glänzen.

Nr. 7 zeigt das Oberthor, das einst die Kissingerstraße schützte. Die steinerne, 1726 erbaute Brücke trug die Inschrift:

Aurea pax vigeat, libertas nostra perennet
Annos tot quot Pons continet hic lapides.
(Holder Friede gedeihe, es dauere unsere Freiheit
So viel Jahre, als hier Steine die Brücke enthält.)

Friedenssehnsucht des Bürgers atmet auch die Inschrift des Mühlthors (Nr. 8.):

Undique pacis erant, ut tempora grata beatae
In terris, haec est porta parata nova
(Als die willkommenen Tage des seligen Friedens geleuchtet
Allerorten, da ward neu hier die Pforte gebaut.)

Nr. 9 weist die Außenseite des Spitalthors, und zwar den alten Thorturm und das neue eigentliche Spitalthor, Nr. 10 ist das „alte Gymnasium“, ein ehemals stattlicher Bau mit schönen Giebeln. Es wurde 1631 von König Gustav Adolf von Schweden errichtet und trug nach ihm den Namen „Gustavianum“. Das Gymnasium wurde 1800 aufgelöst und 1829 als Ludovicianum neu errichtet. Den Bildern von Alt-Schweinfurt fügen wir in Kürze die chronologische Aufzeichnung der wichtigsten Begebenheit aus der Geschichte der Stadt bei. Wir danken die Zeichnungen teils Originalaufnahmen, teils Skizzen seiner Hand nach Gemälden des städtischen Museums sowie das Textmaterial Herrn Lieutenant Sixt vom k. b. 3. Chevaulegerregiment.

Anno 790 kommt die Markung „Swinvurt“ durch eines Hilterich Schenkung an das Stift Fulda. 930 Swinvort im Besitze des Grafen Gottwald II. von Henneberg. 952 ist Bertold von Henneberg Markgraf in Ostfranken auf Schwinfurt und ist Schweinfurt als Stadt erwähnt, östlich von der heutigen Stadt zwischen „Marienbach und Peterstirne“. 1003. Schweinfurt wird auf Befehl Heinrichs II. zur Bestrafung des aufrührerischen Markgrafen Hezilo zerstört; nach dieser, sowie einer weiteren Zerstörung 1253 siedelten sich immer mehr Bürger um die neue auf dem „Zürch“ erbaute Burg an. 1112 fällt die Stadt an das Reich, nachdem Eberhard, Bischof von Eichstädt, der letzte Markgraf von Schweinfurt gestorben. 1130 begann die „Reichsfreiheit“. 1240 Bau der Stiftskirche zu St. Johannis. 1253 wird Schweinfurt im Kriege zwischen Würzburg und Henneberg zerstört und 1259 an dem heutigen Orte von Henneberg und Würzburg wieder aufgebaut und zwischen beiden geteilt, kommt wieder an das Reich 1275. Die neue Stadt Schweinfurt hatte nach Rudolfs von Habsburg Urkunde 1282 unzweifelhaft Stadtrecht, ihre Einwohner waren Bürger und reichsunmittelbar. 1361 unter Karl IV. erhält die Stadt das Recht, ihre Gesetze, Gebote und Gewohnheiten zu mehren, zu bessern und zu ändern; freie Wahl des Reichsvogtes, eigene Verwaltung des Gemeinwesens; Recht, Juden aufzunehmen. 1384—1388 wird Schweinfurt vom Bischof Gerhard von Würzburg erobert, von Burggraf Friedrich V. belagert. 1401. Privilegium Kaiser Rupprechts. Die Stadt Schweinfurt erhält das Recht, fremde Leute unter die Bürger aufzunehmen, Zollfreiheit in Franken. Anlegung und Bezollung der Mainbrücke, Geleitsrecht. 1430 Abbruch der „Burg“ auf dem Zürch. 1437 die Stadt, welche bisher nur auf ihren Besitz innerhalb der Stadtmauern beschränkt war, vergrößerte ihr Gebiet durch Kauf aller Güter des Deutschen Ordens, welche zum „Deutschhause in Schweinfurt“ gehörten und in 25 Dörfern um die Stadt herum lagen. Außerdem erhielt die Stadt sehr beträchtliche Erbzinsgüter und Gülten zu Zell, Weipoltshausen und in dem damaligen Dorfe Insungen im jetzigen Waldbezirke Jensing. 1430—1447 bürgerliche Unruhen; der Rat wird durch 24 Vertreter der Gemeinde

verstärkt. 1495. Schweinfurt pflichtet dem „ewigen Landfrieden" bei und wird unter die Glieder des „Fränkischen Reichskreises" eingereiht. 1499 wird die Reichsvogtei von der Stadt einem Schutz- und Schirmherren übertragen, dessen Amt ein Untervogt verwaltet. — Schirmherren aus den Häusern Henneberg, Hessen, Brandenburg, Pfalz bis 1568. Zur Reichsvogtei gehören auch Gochstein, Sennfeld, Oberndorf, Schonungen, Zell, Weipoltshausen u. a. 1514 Bürgervertrag. Verfassung der Stadt: der regierende Rat besteht aus 6 Bürgermeistern, 6 Schöffen und 12 Senatoren; die Achterherren aus der Gemeinde. — Kein Geburts- oder Standesprivilegium. 1525 öffnete man dem „hellen Haufen" der aufständischen Bauern die Thore; die Bauern plündern dann Schloß Mainberg. Die Stadt unterwirft sich dem Oberbefehlshaber des kaiserlichen und fürstlichen Heeres, Georg Truchseß von Waldburg. Die Stadt erklärt sich für die Reformation (die Reichsdörfer Gochheim und Sennfeld schon 1540). Die von M. Johann Sutellius entworfene Kirchenordnung wird vom Rate angenommen, und ist hiermit die Einführung der Reformation in Schweinfurt vollendet. 1545 tritt die Stadt dem Schmalkaldischen Bunde bei. 1553, Mai. Markgraf Albrecht Alcibiades besetzt Schweinfurt. 1554. Die fränkischen Bundestruppen erobern und zerstören die Stadt, in der sich Albrecht gehalten, sie brachen mit Schießen, Brennen und Plündern zu den Stadtthoren herein und gebärdeten sich wie in einer feindlichen Stadt. Fast die ganze Stadt, soviel ihr noch aus der langen Belagerung und Beschießung unversehrt war, ging dabei durch Feuer zu Grunde. Erst am neunten Tage gelang es, dem Brennen und Plündern ein Ende zu machen. Von den 662 Gebäuden stand kaum eines noch unverletzt, und die Zahl der Bürger war von 716 auf 115 gesunken. Mit dem Wiederaufbau begann man sogleich, doch erst im Herbste 1562 war die Hauptkirche wieder vollständig brauchbar hergerichtet, 1564 wurde das „Mühlthor" vollendet und am 15. Mai 1572 das neue Rathaus fertig und eingeweiht, letzteres erhielt 1570 den Grundstein. Seit 1555 sind die Ratsprotokolle der Stadt sämtlich erhalten und bilden eine ergiebige, zuverlässige Quelle der Schweinfurter Spezialgeschichte. 1568. Die Schutz- und Schirmherrschaft, zuletzt bei Pfalzgraf Friedrich III. wird an das Reich übertragen. Die Stadt erhält das Recht, einen Untervogt zu setzen und zu entsetzen. 1572. Vertrag mit dem Bischof Friedrich von Würzburg. Der Bischof begibt sich aller Rechte über die Stadt Schweinfurt und sichert den Bürgern freien Verkehr im Hochstift. Die Reichsvogtei ist auf die Stadt beschränkt. — Die Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld werden durch „Schutzvertrag" von 1575 dem Bischofe von Würzburg als Schirmherrn untergeben. 1609, Juli. Die Stadt tritt der Union bei. 1618. Schweinfurt gelangt zur Ausübung des „Blutbannes". 1625, August, September. Kaiserliche Truppen unter Wallenstein in Schweinfurt. 1631, August: Kaiserliche Truppen unter Aldringer in Schweinfurt. 2. Oktober ritt Gustav Adolf durch das Mühlthor ein, ging aber bloß auf den Wall und erklärte sofort, die Befestigungswerke seien ungenügend und müßten durchaus verbessert werden, was dann auch geschah. — Die Stadt erhält schwedische Besatzung. Gustav Adolf (der abermals 1632, den 10. März und 20. Oktober seinen Einzug in Schweinfurt hielt), schenkt der Stadt 18 würzburgische Dörfer (1639 an Würzburg zurückgegeben) und die Vogtei über Gochsheim und Sennfeld; errichtet zu der Trivialschule ein Gymnasium (Gustavianum). 1634, Oktober 1.—4. Der kaiserliche General Octavio Piccolomini rückt vor Schweinfurt. Der schwedische Kommandant verweigerte die Übergabe, und die Stadt wurde vom 1.—4. Oktober mit Granaten und Bomben beschossen, bis am 5. Oktober die Besatzung auf freien Abzug accordierte und am gleichen Tage die Kaiserlichen einzogen. 1644. Die Kaiserlichen unter Gallas besetzen Schweinfurt. 1647, den 25. April, wird die Stadt nach einer mehrtägigen Belagerung und Einnahme durch die Schweden unter Wrangel mit schwedischer Besatzung versehen, welche bis zum Juni 1650 bleibt. — Eine getreue Schilderung dieser Belagerung ist von dem Augenzeugen, Stadtarzt Bausch, mit erläuternden Abbildungen vorhanden. 1648. Durch den Westfälischen Frieden werden die Rechte des Bischofs von Würzburg auf Gochsheim und Sennfeld (1572) aufs neue bekräftigt. 1671. Ende der Hexenprozesse im Gebiete von Schweinfurt. 1724. Sammlung der Schweinfurter Statuarrechte. 1776. Änderung des Regiments durch Beschluß des Reichshofrates. Innerer Rat aus vier Bürgermeistern, vier Schöffen, acht Ratsherren (der Geheime Rat und die Zwölfer), äußerer Rat aus acht Assessoren, zur Beratung wichtiger Angelegenheiten. 1789, 16. Mai: Friedrich Rückert, geboren in Schweinfurt. 1796, Juli bis September. Durchzüge der Sambre-Maas-Armee unter Jourdan, Bernadotte, Kleber, Mortier u. a. September: Kaiserliche Truppen in Schweinfurt, abermals 1797 im Mai und 1800. 1800. Das gallo-batavische Heer Augereaus im November in Schweinfurt, unter Wattier, Duchesne u. a. bis 1801, April. 1802, 6. September. Die Stadt von Bayern militärisch besetzt. 5. Dezember. Zivilbesitznahme für Bayern durch den General-Landeskommissär v. Hompesch. Bestätigung durch den Reichsdeputations-Hauptschluß 1803, 25. Februar 1810, den 26. Mai. Die Stadt mit Gebiet wird dem Großherzogtum Würzburg einverleibt. 1814, 19. Juni. Schweinfurt kommt mit dem Großherzogtum Würzburg an das Königreich Bayern.

Bayerische Treue. Bekanntlich hat die aufopfernde Liebe des Grafen Ferdinand von Arco dem Kurfürsten Max Emanuel bei seinem Rückzuge aus Tirol das Leben gerettet, indem er sich erbat, auf der rechten Seite seines Herrn reiten zu dürfen, wodurch der lauernde Scharfschütze getäuscht ward. Einen ähnlichen Zug der Treue berichtet uns die Geschichte schon aus früherer Zeit. Herzog Heinrich der Stolze hatte Krieg mit dem Grafen Otto von Wolfratshausen; in der Nähe von München ward er von diesem mit überlegener Macht umzingelt und sah sich unrettbar verloren. Da sprengte ein gemeiner Reiter aus seinen Reihen herbei und erbot sich, mit dem Herzog die Pferde zu wechseln. Es geschah. Des Grafen Krieger hielten nun den Reiter auf prächtig gesatteltem Pferde für den Herzog, drangen auf ihn ein und durchbohrten sein treues Herz, das freiwillig fur seinen Herrn und Fürsten brach. Der Herzog entkam glücklich.

W. A.

Der größte Schatz. Als Herzog Stephan II. bei seinem Schwager, dem Galeazo Viskonti zu Mailand weilte, und dieser von seinen Reichtümern und seiner Macht sprach, sagte ihm Stephan dagegen: wenn er seinerseits auch nicht so viele Reichtümer besitze, so habe er doch einen größeren Schatz an seinen Unterthanen, indem er keinen wüßte, in dessen Schoß er nicht sicher schlafen könnte.

W. A.

Der Landesbrautzug vom 16. Oktober 1842. Wir haben an die Schilderung jenes merkwürdigen Zuges den Wunsch nach Mitteilung über die Schicksale jener glücklichen Brautpaare geknüpft. Unser Wunsch hat bereits aus der Pfalz Erfüllung gefunden; ein Brief aus Göllheim, von Herrn K. Esselborn teilt uns mit, daß sein Oheim, Herr Peter Schmitt, in körperlicher und geistiger Frische am 1. März seinen 74. Geburtstag feiere. Seine Ehefrau Katharina, geb. Joos hat bereits im Jahre 1871 das Zeitliche gesegnet. Das Brautpaar aus Pirmasenz ist nicht mehr am Leben.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 26. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2 — für das Quartal bezogen werden. [illegible] wird ein Portozuschlag erhoben. | 2. Jahrgang 1891.

Konrad Triener oder die Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

In jener Zeit war der Saal des Rathauses zwar noch nicht so schön geschmückt mit den Wappen berühmter Geschlechter und mächtiger Städte und mit der freundlichen Decke, die sich wie der besternte Himmel darüber wölbt; aber der Eifer und die Emsigkeit der Bürger hatte ihn für heute in einen Garten umgewandelt, und aus dem dunklen Grün der Tannenbäume, welche an den Wänden hingerankt waren, blickten die farbigen Panner hervor, die sich Münchens Söhne bei so mancher Gelegenheit glorreich erobert hatten, und in strahlendem Feuer zeigten sich über dem Mittelfenster des Saales an der Thalseite die Namenszüge Stephans und seines Sohnes. Liebliche Musik durchrauschte den weiten Saal und in gemessenen ernsten Schritten bewegten die Tanzenden sich durch denselben. Herzog Ludwig verschmähte es nicht, mit den Frauen der Bürger zu tanzen, und diese herablassende Freundlichkeit, welche ihm schon früher die Herzen der Münchner zugewendet, steigerte jetzt ihren Jubel zu toller Freude, welche den Gedanken an die mahnende Zukunft, die im blutigem Gewande heraustauchte, keinen Raum gab, sondern jede Miene strahlte von Lust und Wonne. Nur ein Mann stand in einer Ecke des Saales unbeachtet und unbemerkt, denn das Dunkel der Bäume, welche die Strahlen der an den Wänden flimmernden Lichter von ihm abhielten, umgab ihn mit seinem Schatten; anscheinend gedankenlos starrte er in das bunte Gewirr, doch verriet ein öfter sich wiederholendes Verziehen der Gesichtsmuskeln, daß sein Inneres nicht dieselbe Ruhe genieße, die sich auf seinem Antlitze zeigte. Plötzlich schlug ihm eine Hand sanft auf die Schulter und weckte ihn aus seinen Träumen auf. Herzog Ludwig war es, der zu ihm sprach:

„Nun, Meister Triener, was ist Euch denn, wollt Ihr allein Euch nicht freuen, daß ich nun Herr in München bin, und Ihr seid doch sonst, wie ich weiß, mir mit Liebe zugethan gewesen!“

„Gestrenger Herr Herzog,“ antwortete ihm Konrad mit schwermütigem Tone, „meine Gesinnungen gegen Euch sind dieselben geblieben; aber seit einiger Zeit ist mir die Freude so gram geworden, wie der Sommer dem Winter, und ich kann wirklich sagen, daß mich nichts mehr freuen könnte, als der Tod.“

„Ei, wer wird in Euren Jahren solche Reden führen!“ erwiderte ihm der Herzog mit fröhlicher Laune. „Schaut dorthin, wie Greise und grauhaarige Männer sich des Lebens freuen, und Ihr steht hier, als wolltet Ihr Wermut in den Honig schütten. Ich weiß gar wohl, wo Eure Krankheit sitzt — aber Ihr müßt sie mit männlichem Mute ertragen; es kann ja auch noch geholfen werden; ich werde Euer nicht uneingedenk sein.“

Hiermit verließ er den hocherglühten Waffenschmied und wendete sich zu anderen Bürgern, deren Einfluß und Wichtigkeit er kannte, und indem er jedem etwas Angenehmes zu sagen wußte, erreichte er seinen Zweck, die Bürger gänzlich an sich zu ketten, vollständig; ja mancher, der den geschehenen Umschwung der Dinge bisher getadelt oder wenigstens mit Mißmut angesehen hatte, wurde durch Ludwigs Benehmen entzückt und

fühlte sich zu ihm hingezogen. Wie denn auch stets der Gegenwärtige diesen Vorteil vor dem Abwesenden voraus hat, daß er allein handeln und wirken und so sich ins Licht stellen kann, so war es auch hier der Fall; denn allmählich traten die Söhne Johannes' in den Hintergrund, und die Bürger erblickten nun in Ludwig und seinem Vater Stephan ihre angestammten rechtmäßigen Herren.

Auf Triener hatte übrigens Ludwigs Äußerung keinen Eindruck gemacht; denn er wußte zu gut, daß in Angelegenheiten des Herzens ein dritter niemals glücklich wirken könne, und traurig wie zuvor zog er sich von der lärmenden Festlichkeit zurück, als er glaubte, daß in dem Gewühl der allgemeinen Freude ihn niemand vermissen würde. Konrad hatte gewähnt, die Trennung von Katharina mit mehr Fassung ertragen zu können, als es in Wirklichkeit geschah, und überdies lebte in ihm doch noch immer ein leises Bewußtsein, daß er der jungen Pütrich nicht gleichgültig gewesen sei. Dieses Gefühls konnte er sich nicht erwehren, und wo er sich befand, malte sich vor seine Seele Katharinas Bild, in deren Zügen er Spuren tiefen Grams zu sehen meinte. Zwar entging er diesen schmerzlichen Erinnerungen, wenn er sich mit aller Kraft den Geschäften, die ihm nun oblagen, hingab, allein es blieben dennoch gar manche Stunden unausgefüllt, die er seinem Grame widmen konnte, so daß er an einer Schwermut zu leiden anfing, deren Keim ohnehin schon in ihm lag.

Von den breiten Stufen des Saales hinabgestiegen, schlug er seinen Pfad an der Peterskirche über den Gottesacker ein und plötzlich stand er in der Watmangergasse vor dem Pütrichhause, zu dessen Fenstern er sehnsüchtig hinaufschaute. Doch hier war alles finster und still, und tief seufzend lenkte er seiner Behausung zu.

Die Festlichkeit auf dem Rathause aber endigte erst, als der Morgen zu grauen anfing, und Herzog Ludwig war kaum in der Burg angekommen, als ein Bote ihm Briefe von seinem Vater Stephan überbrachte. Nachdem er sie flüchtig durchlesen, sprach er zu dem eben eintretenden Pinzenau:

„Auf, Herr Pinzenau, und laßt satteln! Wir müssen sogleich fort nach Ingolstadt; die Vettern haben sich an den Kaiser Wenzel gewendet, und sie hätten in der That nichts Besseres thun können; denn bis von Prag aus etwas geschieht, wollte ich den Erdkreis erobern. Alles ist bereitet; mein Vater ist nicht lässig gewesen; die Söldlinge warten auf meine Ankunft und da will ich nicht lange zaudern."

So sprach er zu dem Hofmeister und, nachdem er einige Befehle erteilt und seinen eifrigen Anhängern seine plötzliche Abreise hatte kundgeben lassen, ritt er mit einem Teile seines Gefolges Ingolstadt zu.

Die Münchener aber schritten jetzt mit regem Eifer zur Rüstung, um einen feindlichen Besuch getrost abwarten zu können; das Angerthor wurde mit der unermüdlichsten Thätigkeit binnen kurzer Zeit mit drei Türmen versehen, die übrigen Türme und Thore wurden sorgfältig untersucht und das Schadhafte ausgebessert; die Stadtgräben wurden mit Wasser ausgefüllt, die Zugbrücken wurden aufgezogen und nur dann herabgelassen, nachdem die Einlaß Begehrenden streng ins Auge gefaßt und ausgeforscht worden waren. Neue Söldner nahm die Stadt in ihren Sold, die einzelnen Stadträte wurden ihnen als Hauptleute vorgesetzt, und zum Heere Ludwigs stieß der Impler mit einer wohlgerüsteten Schar.

Diese Anstalten waren noch kaum im Beginnen, als schon Boten meldeten, Ludwig habe mit bewaffneter Hand Pfaffenhofen überrumpelt, und bald kam auch Kunde, daß er Dachau, Mannhofen, Pasing, Zinneberg, Gelting und Grünwald mit seinen Scharen überfallen habe.

Diese Wirren dauerten nur bis Martini 1398; denn plötzlich erschien wider alles Erwarten der Herzoge von Ingolstadt der kaiserliche Befehl, daß beide Teile bei Strafe der Acht die Waffen beiseite legen und eine gütliche Entscheidung von dem Tage zu Ingolstadt, welcher hiermit anberaumt wurde, abwarten sollten.

Obwohl Herzog Ludwig und sein Vater die Macht Kaiser Wenzelaus' nicht gar hoch anschlugen, so hielten sie doch jetzt für besser, die Waffen ruhen zu lassen; denn sie waren noch zu wenig gerüstet, um der vereinten Kraft der Söhne Herzog Johanns und des Herzogs Heinrich von Landshut die Spitze zu bieten, und zudem hatte ihnen auch Pfalzgraf Rupert zu wissen gemacht, daß er ebenfalls gegen sie zu Felde ziehen würde, wenn sie nicht dem vorzüglich auf sein Betreiben erlassenen kaiserlichen Befehl augenblicklich Folge leisteten.

Der Tag zu Ingolstadt nahm auch gegen Ende des Jahres 1398 seinen Anfang, und zuerst versuchte man einen Vergleich unter den Streitenden zu stande zu bringen. Herzog Ernst aber ließ sich mit Ludwig und dessen Vater auf gar nichts ein, behauptend, „er habe mit ihnen nichts zu rechten, da bereits der Tag zu Göppingen ihre Streitigkeiten ausgeglichen habe; nur mit denen von München habe er jetzt zu thun und gegen diese verlange er das Recht".

Dessenungeachtet verfocht Ludwig die Sache der Münchner mit regstem Eifer, und die Abgeordneten dieser Stadt konnten bei ihrer Rückkehr die Heftigkeit nicht genug rühmen, mit welcher der Bärtige ihre Rechte verteidigte: „Er wolle eher tot sein, sagte er, als daß er ihnen etwas raten oder zugeben wolle, das ihnen nicht mit Ehren wäre, oder ihre Freiheiten schmälerte".

Damit nun Ernst und Wilhelm auch den Einwand nicht mehr machen konnten, sie hätten nicht mit Ludwig, sondern mit der Stadt München zu schaffen, so ließ dieser sich von derselben ganze und förmliche Vollmacht erteilen, sie zu vertreten, und nach langem Hadern verstand man sich endlich dahin, daß zwölf Männer aus der Ritterschaft und den Städten, welchen der Vitztum Konrad Preisinger als Obmann gegeben ward, einen Ausspruch thun sollten.

Obwohl nun Ernst mit der Auswahl seiner Spruchmänner abermals Schwierigkeiten machte, vorgebend, daß seine Räte noch nicht angelangt wären, und dagegen sein Vetter Ludwig Männer um sich habe, „die schwarz weiß machen könnten an einem Rechten," so ernannte er doch am Sonntag nach dem heiligen Christfest 1398 die Ritter Anton v. Kammer zu Tetzendorf, Hanns Gumpenberger, Wilhelm Maxlreiner, Wieland den Swelcher, und zwei von den Städten, nämlich Wernher Ringenwirth von Landsberg und Konrad Schmidmeir von Ingolstadt, zu seinen Spruchmännern.

Herzog Ludwig wählte im Namen der Stadt München den Georg Waldecker, den Schweizer v. Gundlfing, Jakob Rammelsteiner, Albrecht Erlacher, Ulrich Rynder von Rain und Nikolaus Rymschaier von Ingolstadt, als solche aus. Nachdem die beiderseitigen Wahlen geschehen, nahm endlich das Recht seinen Anfang.

Herzog Ernst klagte nun gegen die Bürger von München „wie sie ihm Huldigung und Schwur verzögern und hatten ihn dazu gebrannt und die Seinen gefangen und erschlagen, davon hätte er Schaden genommen von 400000 fl. Zugleich hatte sich Ernst auch bitter beklagt, daß die Münchner außer all dem noch dazu mit Herzog Ludwig ein Bündnis geschlossen hätten, was zwar die Münchner gar nicht in Abrede stellten, dabei jedoch sich auf ihre Freiheitsbriefe beriefen, wonach ihnen derlei Briefe erlaubt seien, wenn ihre Rechte verletzt wurden.

Die Unterhandlungen aber zogen sich in die Länge, und als sich endlich der Tag zu Ingolstadt zerschlagen hatte, nahm es Kurfürst Rupert von der Pfalz über sich, auf einem andern Tage zu Heidelberg den Streit zu schlichten, was zwar auch nicht gelang, doch mußten die Fürsten selbst während dieser ganzen Zeit unthätig bleiben, und nur die verbannten Bürger befeindeten die Stadt mit jedmöglicher Neckerei, woran auch Ernst und sein Bruder mittelbar wenigstens teilhatten.

Inzwischen war das Jahr 1401 verstrichen und als die vielen Rechtstage nicht vermocht hatten, die Ruhe herzustellen, und als auch jetzt keine Anzeichen einer baldigen Ausgleichung vorhanden, da traten die verbannten Bürger sowohl, als auch viele andere, welche freiwillig die Stadt verlassen hatten, enger zusammen und, auf keine fremde Hilfe mehr harrend, begannen sie nun ein Verfahren, welches ihrer Vaterstadt nach kürzerer oder längerer Zeit verderblich werden mußte.

In allen Städten und Märkten, durch welche die Straßen nach der Stadt führten, und woher derselben die Zufuhr kam, belegten sie die Güter Münchens mit Beschlag, und sie konnten dieses um so leichter ausführen, da alle die Orte in Herzog Ernsts Gewalt sich befanden, und er ihnen dabei seinen heimlichen Schutz angedeihen ließ. In Landsberg, Dachau, in dem zurückempfangenen Pfaffenhofen, in Wolfratshausen und Weilheim wurden auf diese Weise ungeheure Gütermassen, den Bürgern Münchens angehörig, von den Verbannten in Beschlag genommen und diese suchten sich nun durch den Verkauf derselben den Verlust zu ersetzen, den sie durch Entziehung ihres Vermögens erlitten hatten.

Dieses Beginnen brachte auch die Stadt bald in eine bedenkliche Lage, denn die Menge des Volkes innerhalb derselben war so groß und die Zufuhr gering, so daß bereits das niedere Volk den Mangel zu fühlen und darüber zu murren begann, woraus sich für die Zukunft noch Schlimmeres befürchten ließ.

Obschon der Stadtrat jedes Mittel versuchte, diesem Übelstande abzuhelfen, und deshalb auf allen Wegen und Straßen Münchens Söldner streiften, wobei es nicht selten zu hitzigen Kämpfen kam, wenn beide Parteien aneinander gerieten, so reichte dennoch die Zufuhr nicht hin, und der Preis der Lebensmittel stieg auf eine solche Höhe, daß die ärmere Bevölkerung jetzt schon mit dem Hunger kämpfen mußte, wenngleich der Stadtrat, zum Schaden der Stadtkammer, ihr die Nahrungsmittel zu mäßigerem Preise reichte.

Um jedoch in München desto sicherer Uneinigkeit und Mißtrauen zu erregen, hatten die Verbannten arglistigerweise die Gütersendungen an die Geschlechter verschont und sie hatten dadurch auch bald ihren Zweck erreicht; denn, als das Volk dieses einmal bemerkte, begann es, über Verrat zu klagen, und ließ Drohungen laut werden, von deren Erfüllung sie zur Zeit nur das strenge Regiment des Stadtrates abhielt. Allein auch unter diesem fing jetzt Eifersucht und mit ihr Zwietracht zu keimen an, und heller blickende Männer konnten wohl von da an schon bemerken, welchen Ausgang die Sache noch nehmen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Soldatenwerbungen im vorigen Jahrhundert.

Nach den Akten im Stadtarchiv von Augsburg bearbeitet von A. Baetz, kgl. Major a. D.

(Fortsetzung.)

Er, Koller, habe von einer Werbung für Brandenburg nichts gewußt, noch an einem Gewinn oder Lohn teilgenommen.

Closterpaur habe des fernern auch noch davon gesprochen und auch eine Legitimation gezeigt, wonach er auch Tafeldecker und andere Diener anwerben solle.

Weiter erzählt Fähnrich Koller, wie er von Freysing zurückgekommen, sei er gleich von seinem Oberst, Herrn v. Schmidthofen, auf die Hauptwache in Arrest gesetzt worden. Kaum sei er drei Stunden in Arrest gewesen, kam eine Stafette von Closterpaur an ihn, des Inhalts, er solle gleich nach Freysing kommen; man habe ihn aber nicht des Arrestes entlassen.

Er habe gehört, daß sein Vetter gegen seine Zusage die beiden Engagierten wo andershin — nach Nürnberg — entführt habe. Er, Koller, habe gebeten, man möge ihn unter Begleitung des Adjutanten Paßmann, wenn man ihm nicht traue, nach Freysing gehen lassen, um die zwei Kerle wieder herzubringen, oder auch, er wolle seinen Vetter dort gefänglich anhalten lassen. Dies sei ihm aber auch abgeschlagen worden.

Lieutenant und Adjutant Paßmann, pflichtmäßig vernommen, gibt diese Aussagen als richtig zu. Oberst v. Schmidthofen bemerkte, es sei nicht gebräuchlich, einen wegen schweren Verbrechens Verhafteten auf einige Zeit freizulassen. Er habe dem Quartiermeister die Erlaubnis gegeben, mit Fähnrich Kollers Frau nach Freysing zu gehen, um in der Angelegenheit etwa eingreifen zu können.

Dieses Protokoll kam zugleich mit dem kurfürstl. Schreiben an den Rat der Stadt Augsburg. Durch Dekret erhielt jetzt der Bürgermeister (der amtierende), Namens Leonhard Benedikt Amman, vom Geheimen Rat den Auftrag, den Closterpaur vor sein Amt zu citieren und sich seiner Person zu versichern. Der Bürgermeister erhielt aber in der Wohnung des Closterpaur den Bescheid, derselbe sei nicht in Augsburg und käme erst in drei oder vier Wochen nach Hause. Dies war am 6. Oktober, aber schon am 8. Oktober berichtet der Bürgermeister, daß er den Gesuchten in den „Drei Mohren" ausgekundschaftet, durch sechs Mann von der Hauptwache habe arretieren und aufs Rathaus ins sogenannte blaue Himmelsstübl bringen lassen.

Als ihm der Arrest angekündigt wurde, that Closterpaur sehr verwundert und bat, man möge ihm den Schimpf nicht anthun, er wisse nicht, warum er arretiert werden solle.

Ein guter Freund Stadtgardehauptmann Nik. Fried. v. Langenmantel, der gerade bei ihm war, erbot sich auch, ihn

zum Rathaus zu begleiten. Der Liebesdienst wurde aber vom Unteroffizier, der die Patrouille führte, nicht angenommen, sondern der größeren Sicherheit halber begleitete er den Closterpaur mit seinen sechs Mannen selbst bis zum amtierenden Bürgermeister.

In diesem Himmelsstübl, so genannt weil der Inhaftierte sonst nichts als den blauen Himmel sah — wenn er überhaupt blau war, — wurde er nun vorderhand verwahrt und von vier Mann bewacht. Diese vier Mann standen aber nicht etwa vor, sondern waren bei dem Arrestanten ständig in dem Zimmer. Diese Art Bewachung bot gewiß die möglichste Sicherheit, aber für beide Teile auch recht viele Unbequemlichkeiten, die meisten natürlich für den Inhaftierten.

Nun ist der Attentäter wirklich festgesetzt. Der amtierende Bürgermeister aber fragt beim hohen Geheimen Rat an: 1. ob er dem Closterpaur das kurbayerische Schreiben bekannt machen soll; 2. ob der Arrestierte an dem dermaligen Ort, wo er nicht gut verwahrt sei, bleiben oder wohin er gebracht werden soll; 3. von wem und auf welche Kosten er zu essen und zu trinken bekomme und ob das, was er verlange, zugelassen werden darf.

Als Closterpaur vor dem Bürgermeister als Arrestant erschien, warf er diesem die Ausdrücke hin, die Stadt solle zusehen, was für Folgen seine Arretierung habe, er sei kgl. preuß. Offizier, habe das Patent bei sich, er wolle noch heute die Ursache seines Arrestes erfahren. Dies berichtet der Amtsbürgermeister dem hohen Geh. Rat und fügt noch bei, er sei besorgt, daß er von den Anhängern des Closterpaur insultiert werden möge, der Geh. Rat möge ihn schützen, wenn ihm aus seiner Pflichterfüllung Schaden erwachsen solle.

Noch am selben Tage erläßt der Geh. Rat ein Dekret, welches anordnet, daß zur größeren Sicherheit der Closterpaur in ein oberes Stüblein des Rathauses kommen und dort wohlverwahrt werden solle. Der Amtsbürgermeister solle unter Beiziehung eines Stadtsekretärs dem Häftling das kurfürstliche Schreiben bekannt machen. Verpflegen soll er sich selbst, und was er an Speise und Trank verlange, soll ihm gereicht werden. Auch soll das kurbayer. Generale betr. Verleitung und Anwerbung kurbayer. Unterthanen in fremde Kriegsdienste bekannt gemacht werden. Dieses Generale wurde auch ein paar Tage später durch öffentlichen Anschlag publiziert.



Turm an der Mariengasse zu München. (S. 312.)

Es ist nun am Platze, sich mit der Person des Herrn Joh. Georg Josef v. Closterpaur etwas näher bekannt zu machen. Ein Geburtsjahr und einen Geburtsort zu finden, ist bis jetzt nicht möglich gewesen, doch möchte er um die kritische Zeit, d. i. 1731, in den vierziger Jahren gestanden haben. Seiner eigenen Aussage und seinen Rechtfertigungsschriften nach war er Jurist. Er selbst nennt sich Advokat. Durch ein Attest des Magistrates Augsburg wird bestätigt, daß Joh. Gg. Jos. v. Closterpaurs verstorbene Frau Mutter eine geb. v. Langenmantel von Westheim gewesen sei.

Wegen Überfluß an Advokaten oder aus anderen Gründen scheint er keine einträgliche Praxis gehabt zu haben. Da zu gleicher Zeit die Werbung von vielen Mannschaften im Schwange war, so suchte er ein Patent als Werbeoffizier, und zwar vom Könige von Preußen zu bekommen. Er erhielt auch ein solches, mußte aber vorher als gemeiner Soldat in der preußischen Armee dienen. Als Soldat hat er 1724 auch geheiratet, und zwar eine Johanne Regina Amberger, eine Augsburger Bürgerstochter. Die Hochzeit war in Lauterbach. Es muß dieses Lauterbach jenes sein, welches südlich von Ziemetshausen an der Zusam liegt.

Weil Closterpaur seine Hochzeit dem Hochzeitsamt in Augsburg nicht anzeigte, verlor er das Bürgerrecht, erhielt dasselbe aber wieder inhaltlich Ratsdekrets vom 10. Juni 1727. In der Bittschrift an den Rat um Wiederverleihung des Bürgerrechtes unterschreibt er sich als J. G. J. v. Closterpaur, bürgerl. Mehrer Gesellschafter.

Im Jahre 1731 muß seine Frau aber schon tot und seine finanziellen Verhältnisse zeitweise nicht sehr in Ordnung gewesen sein. Man wird in der fortschreitenden Erzählung dies sehr oft gewahr werden, wie auch daß er mit seinen nächsten Verwandten nicht auf gutem Fuße stand. —

Am Tage der Inhaftierung des ꝛc. Closterpaur, d. i. am 8. Okt. 1731 wurde dies an Sr. Kurfürstl. Durchlaucht nach München berichtet.

In dieser Zeit der Zersplitterung des Deutschen Reiches und wo sich jeder kleine und kleinste Fürst mit einer Hausmacht oder Armee umgab, wimmelte es, aber hauptsächlich in den Reichsstädten, -städtchen, ja Reichsdörfern von Werbern aller Art. Hatte ja der 10. deutsche, auch schwäbische Kreis allein 103 Herren und Herrinnen, deren Armeebruchteile zumeist geworben werden mußten; denn den Steuerzahlern schien das Zahlen für Angeworbene doch noch bequemer, als ihr und ihres Fürsten Eigentum selbst zu schützen und zu verteidigen.

Aber die Werber des Königs von Preußen thaten es allen übrigen zuvor, hauptsächlich was prompte Bezahlung anlangt. Das Absteigequartier derselben waren die Gasthöfe zu den „Drei Mohren" und „der Mohrenkopf". Beständig waren zwei preußische Werbeoffiziere um beregten Zeitraum in Augsburg. [1])

Ein Hauptmann v. Salmuth wohnte im „Mohrenkopf". Joh. Gg. Jos. v. Closterpaur wohnte als Advokat in einer sehr bescheidenen Wohnung in der Bäckengasse, als Werbeoffizier aber wohnte er in den „Drei Mohren".

Als er bei seiner Vernehmung durch den Amtsbürgermeister aufgefordert wurde, sein Patent als preuß. Offizier zu zeigen berief er sich auf Hauptmann v. Salmuth, oder man solle ihm erlauben, dorthin gehen zu dürfen, um es zu holen, was aber abgeschlagen wurde. Weiter gab Closterpaur an, er wolle nicht hoffen, daß Se. Kurfürstl. Durchlaucht von Bayern wegen des Hütersohnes Mitteilung geschehe, weil er als preuß. Offizier wegen dieses Menschen nichts zu thun gehabt oder gehandelt habe. Aber bei der Protokollaufnahme gab er die Erklärung ab, daß er den ꝛc. Wagner als Heiducken für den Herzog zu Sachsen-Eisenach angeworben habe, und setzt bei:

Er wisse nicht, wie er Mißfallen erregen konnte, da der Wagner ein freier Mensch und für kurbayer. Dienste nicht engagiert gewesen sei. Zur Zeit pflege jeder Potentat seine Unterthanen zu versteigern, wenn solches das Glück derselben befördere. — Eine Anschauung, welcher zu jener Zeit nahezu allgemein gehuldigt wurde, am meisten aber in Kurhessen.

Er habe den Wagner nur als Heiducken für den Herzog zu Sachsen-Eisenach angeworben, das beweise das Schreiben des herzoglichen Stallmeisters Wilke. Sollte der lange Kerl von dem Wilke weiter verhandelt worden sein, so könne er nichts dafür. Eine Verleitung in fremde Kriegsdienste könne man ihm nicht zumuten, da er doch früher Advokat gewesen sei, wie er durch Staatsdekret sich ausweisen könne. — Es spricht jetzt Closterpaur davon, daß er Advokat gewesen, später werden wir hören, daß er es noch sei.

Wie er den Wagner zurückschaffen könne, nach dem Willen und den Worten kurfürstl. Durchlaucht, sei ihm unerfindlich, besonders da er in Augsburg mit dem Stallmeister Verdrießlichkeiten hatte. Daß er den Wagner nicht verkauft und nicht verhandelt, auch keinen Profit dabei gehabt habe, darauf könne er einen körperlichen Eid schwören.

Es sei ihm, wenn er dem Herzog zu Sachsen-Eisenach schöne große Leute bringe, die zu Heiducken, Bedienten ꝛc. ꝛc. passen, eine Hofratsstelle versprochen worden mit 500 Thlr. Gehalt. Seine Aussagen, behauptet Closterpaur, seien reine Wahrheit, und er bitte, daß sich Se. kurfürstl. Durchlaucht besänftigen lasse. Er bittet auch zugleich, man möge ihn ungekränkt lassen und bürgerlich schützen, und beruft sich auf seine Eigenschaft als Augsburger Bürger und bürgerl. Mehrer Gesellschafter. Closterpaur deponiert ferner, sein Reitknecht, der Lorenz Schwaiger, den er erst kurz zuvor angeworben, sei ein treuloser Mensch, der ihm mit Geld und Montur durchgegangen sei, und man halse ihm auf, er hätte auch diesen verführt. — Man wird später finden, daß dies vage Ausreden waren.

Den Beweis, daß Closterpaur kgl. preuß. Offizier wirklich ist, hat er erbracht, das Patent ist datiert Berlin 21. Januar 1723 und unterschrieben von Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.

Bei seiner ersten Vernehmung deponiert Closterpaur ferner, daß nächstens ein Schreiben von Prinz Leopold von Dessau eintreffen werde, unter dessen Regiment er engagiert sei. Er bittet nochmals, diese Sache in Betracht zu nehmen und ihn seines Arrestes zu entlassen.

Was seinen Unterhalt anbelange, so sei er durch Rechtsbeschluß genötigt, dies selbst zu thun, er thue dies jedoch mit Protest und Reservation. Er sei aber auch erbötig, Kaution zu stellen, wenn man ihn des Arrestes entlasse.

Es findet sich auch ein Schreiben, quasi Patent, von einem herzogl. sachsen-eisenachschen Stallmeister ausgestellt für Closterpaur, worin er ermächtigt wird, nach einem ihm eingehändigten Maß Leute als Kutscher, Vorreiter, Heiducken zu engagieren. — Man gebrauchte damals alle möglichen Schliche und Ränke, um große Leute zu bekommen. Wir werden am Schlusse dieser wahrhaftigen Erzählung finden, daß die Stadt Augsburg, wie die meisten an Preußen grenzenden oder abhängigen Fürstenhäuser, lange Kerle auftrieb, um selbe Sr. Majestät zum Präsent zu machen. Daß Closterpaur wirklich Advokat war und seine Advokatie ausübte, beweist ein Senatsdekret vom 9. August 1731, in welchem es heißt, daß Closterpaur eine Forderung des Christ. Heiß gegen den Kupferstecher Baumgartner vertritt und Arrest einiger Kapitalien für Heiß beantragt, es solle sich der Heiß um einen ordentlichen Advokaten umsehen und Closterpaur seine Deserviten summarisch bescheinigen.

Das erste mit Closterpaur aufgenommene Protokoll wird am 9. Oktober an Se. Kurfürstliche Durchlaucht nach München geschickt. Ein paar Tage darauf, 11. Oktober, bittet der Internierte um Schreibmaterial, da er einigen Parteien, die er in Prozeßsachen bedient, Mitteilungen machen will. Dies wird vom Rat erlaubt, aber nicht, daß ihn gute Freunde, wie Phil. Joh. Schaus und Notar Götz, besuchen dürfen. Doch wurde wegen der Korrespondenz der Vorbehalt gemacht, daß

[1]) Heute noch heißt die Straße zwischen Bäckengasse und Schwibbogenstraße die Werbehausstraße.

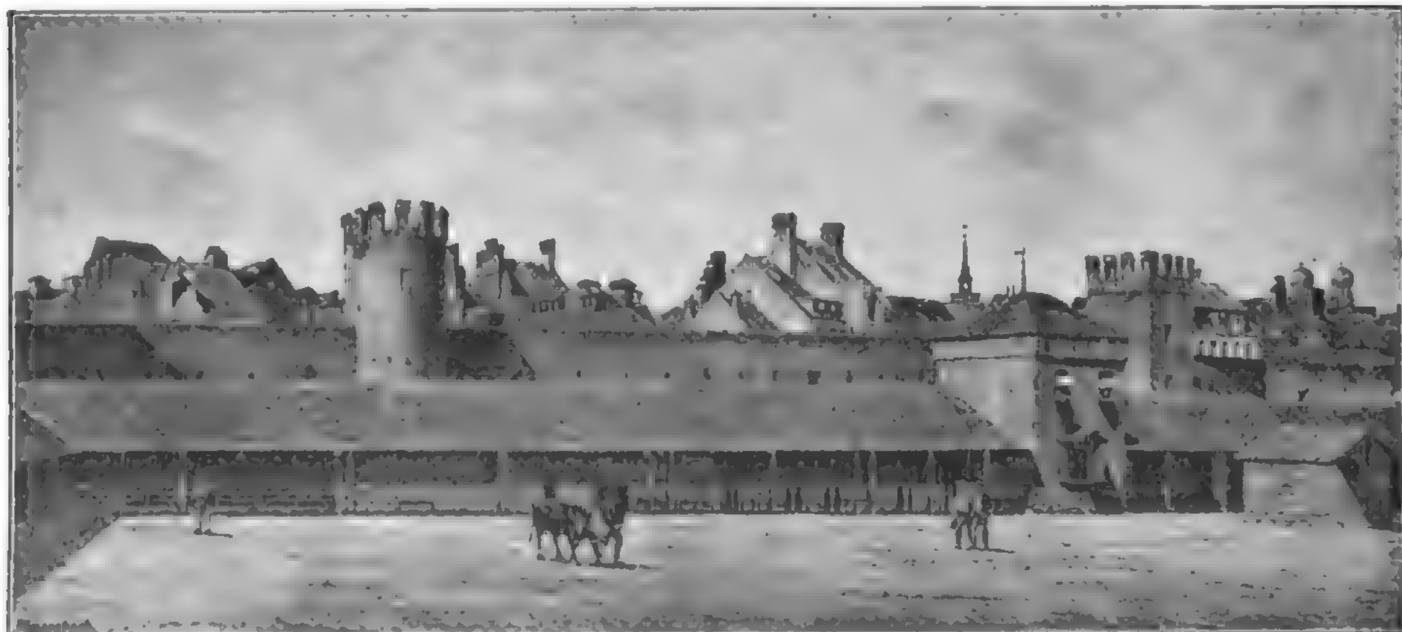
alles, was er bekomme oder absende, Bürgermeister Amman vorerst lesen muß.

Nach kurzer Zeit, 14. Oktober, bittet er den Amtsbürgermeister, man möge ihn doch nicht so enge halten, daß er seine Angelegenheiten besser besorgen könne. Diese Bitte wird auch nach München berichtet und um gnädige Resolution gebeten. Mittlerweile kam von München zurück, worin das Notifikationsschreiben von der Arretierung des Closterpaur wegen Debauchierung eines ziemlich langen Kerls in fremde Kriegsdienste unter falschem Prätext bestätigt und das Protokoll erwartet wird.

Am 15. Oktober kam von München schon wieder ein Schreiben des Inhalts, der Kurfürst könne die Verantwortung des Closterpaurs nicht annehmen. Er habe von seiner Regierung in Landshut Meldung, daß Genannter seinen zwei Offizieren mit Trinken stark zugesprochen, bis sie ihm halfen, den gebe, wenn der Churfürst von Bayern einen kgl. preußischen Offizier in Arrest nehmen lasse. Der Brief kam aber auch nicht an seine Adresse.

Am 23. Oktober 1731 erhält Bürgermeister Amman vom Geh. Rat den Auftrag, mit Zuziehung eines Stadtsekretärs, den Closterpaur zu vernehmen, ob er sich gegen Barzahlung auf eigene Rechnung ferner beköstigen wolle und könne, damit man widrigenfalls Kurfürstliche Durchlaucht benachrichtigen könne. Dann soll des Closterpaurs Magd vernommen werden, ob sie ihrem Herrn ein Schreiben gegeben habe, ohne es vorher dem Amtsbürgermeister zu zeigen. Letzterer möge große Vorsicht anwenden, daß ohne sein Wissen weder etwas an Closterpaur gelange oder abgeschickt werde.

Unter anderm wird an den Rat berichtet, daß sich Closterpaur in der Gegenwart des Einspännigen Steidle und des Jos. Bened. Bernard habe Injurien gegen den Frz. Joseph



Der ehemalige Kälbermarkt zu München. (S. 312.)

Hütersssohn unter falscher Vorspiegelung anzuwerben. Die beiden Offiziere seien noch im Arrest und werden ihren Lohn empfangen. Der Kurfürst beharrt darauf, daß Closterpaur den Wagners Görg von Altdorf wieder zur Stelle schaffe, und er hofft, daß Augsburg bis dahin den Closterpaur in Arrest belasse.

Eine weitere schlimme Nachricht kommt für den Advokaten-Werber. Kapitän v. Salmuth schreibt an seinen Herrn Bruder, wie er alles Mögliche gethan, aber die Herren vom Rat reflektieren gar nicht auf ihn. Er habe in der Angelegenheit auch an Fürst Leopold ausführlich geschrieben. Auch der Herzog zu S.-E. habe den Stallmeister Wilke arretieren lassen wegen der Werbegeschichte und will, wenn die Augsburger es verlangen, denselben dahin ausliefern. Hätte Closterpaur diesen Brief erhalten, hätte es seinen Trotz eher gebrochen. Aber dieser und andere Briefe gelangten nur zum Amtsbürgermeister und von da an den Geh. Rat; wiederholt bittet er den Amtsbürgermeister, für ihn zu bitten, daß er entlassen werde, da seine Dienstgeschäfte unter seinem Arrest leiden.

Auch an Kapitän v. Salmuth schreibt er, und zwar am 17. Oktober, einen italienischen Brief, seine Befürwortung für Freilassung erbittend, und fügt bei, was das für einen Affront v. Imhof zu schulden kommen lassen. Nach weiterer Aussage des Steidle habe Closterpaur so schandbare Ausdrücke gegen Rat und Stadt gebraucht, daß er dies gar nicht wiederholen könne. Diese und namentlich die gegen den Ratsverwandten und einflußreichen Frz. Jos. v. Imhof gebrauchten wurden dem Closterpaur stark aufs Kerbholz geschnitten.

Auf kurfürstliches Ersuchen wird Closterpaur am 24. Okt. wieder verhört und gab zu Protokoll: Er sei bevollmächtigt gewesen, für den Herzog zu S.-E. Leute anzunehmen. Man könne ihn nicht beschuldigen, unter falschem Prätext bayerische Landeskinder verführt und in fremde Kriegsdienste gebracht zu haben. Wegen des Wagners bemerke er, daß derselbe nicht schreiben könne, es sei auch nicht beglaubigt, daß dieser jemand beauftragt habe, zu schreiben, auch sei der Freund in der Not, von welchem im Briefe die Sprache ist, gar nicht genannt. Diese Sache kann von einem übelgesinnten Menschen herrühren, der ihm und den zwei bayerischen Offizieren eine Intrigue spielen wolle. Sollte aber die Sache mit Wagner wirklich sich so verhalten, so könne man ihm die Schuld nicht geben, denn er habe bona fide gehandelt, für den Herzog und nicht für den König von Preußen geworben.

In Altdorf könne niemand sagen, daß er nach dem Hüterssohn geschickt, ihn überredet, ihm zugetrunken oder ihn mit Geld verführt habe. Wenn Wagner in Preußen sei — vielleicht habe der Herzog den langen Kerl dem König von Preußen verehrt — so sei die Herbeischaffung ihm unmöglich, denn allbekannt ist die große Begierde des Königs nach großen Leuten, und was er daran wendet, solche zu bekommen. Er habe den Wagner nicht verführt, vielleicht eher die zwei bayerischen Offiziere.

(Fortsetzung folgt.)

Im Winter auf dem Wendelstein.

Von Arthur Achleitner.

(Schluß.)

Doch genug der Sagen. Der müde Wanderer hat die Wahl und kann sich unter den vielen prächtig eingerichteten Zimmern des Unterkunftshauses das schönste aussuchen. Das Haus wurde 1881 vom Verein Wendelsteinhaus erbaut, 1887—1888 vergrößert und enthält 15 Zimmer mit 36 Betten und Schlafräume mit 54 Matratzen.



Die städtische Handelsschule in München. Nach einer Photographie von J. Seiling. (S. 312.)

Die Sonne steigt um „Virgili und Eligi" erst spät über die Felszinnen zur Tagesarbeit empor. Langsam weichen die Schatten der Nacht und machen der Dämmerung Platz. Wir klettern nach kurzem Frühstück aufwärts der Spitze zu. Kaum ist die erste Wendung erreicht, da zeigt sich der Wendelstein von seiner unangenehmsten Seite. Ein schmaler, tief ausgetretener Pfad durch eine Schneebahn, die der wüste Dezemberwind in grimmer Wut hingeweht haben mochte, führt über den Hang zum „Kamin" empor. Thalwärts, in jäh abstürzender Schlucht, nichts als Schnee; wer vom Pfad „abreitet", der ist verloren. Was im Sommer ein „Damenweg" genannt werden darf, jetzt hat der Pfad Ähnlichkeit mit einer „Glocknerwanderung". Aber mutig vorwärts, es muß gehen, wenn nicht anders, so auf allen Vieren. Vom Drahtseil durch die finsteren Felswände, genannt „Kamin", ist nichts zu sehen, der Schnee verdeckt alles, es helfen die Hände den Füßen, dann wieder muß der Bergstock einen Aufschwung ermöglichen, noch ein Satz, und die Kluft ist durchwandert. Jetzt beginnt der alte „Stangensteig" zur linken Seite. Den schmalen oft handbreiten Steig, den ab und zu auf kurze Strecken ein Drahtseil erleichtert, nehmen nur gewandte Alpinisten, schwindelfreie Bergsteiger, welche die greuliche Tiefe zur Linken, wo die Wand jäh abstürzt, nicht geniert, und die sich wie Katzen an den schmalen Felsenweg anzuschmiegen verstehen. Hier hat gar mancher erschrocken Kehrt gemacht und auf den Gipfel verzichtet. Seit aber ein neuer Weg auf der rechten Seite

zur Spitze führt, ist es auch dem weniger Gewandten ermöglicht, den Gipfel zu erreichen.

Steil windet sich der schmale Gemsenpfad zum sturmumtosten Grat empor, noch wenige Schritte und das Kreuz auf der Wendelsteinspitze ist erreicht. Wir freilich kommen an dem frühen Dezembermorgen weniger rasch vorwärts, der „Stangensteig" erfordert trotz des Drahtseiles in dem Dämmerlichte große Vorsicht, und oben auf dem Grate begrüßt uns ein Wind, der einen schier umzureißen droht. Das pfeift um die Ohren und dringt selbst durch die Lodenjoppe bis ins Mark. Aber was macht das aus in dem Gefühle, auf freier Bergspitze zu stehen, wenn man die meisten Mitmenschen noch in den warmen Federn weiß!

Der Wind artet in Sturm aus, schwere Wolken jagen am immer heller werdenden Firmament in wilder Jagd umher. Es wird doch, zum Kuckuck, nicht schneien wollen! Wir suchen Schutz an der kleinen Holzkapelle neben dem neuen Kreuze, dort lagern wir und lauern auf Frau Sonne, die nach menschlicher und kalendarischer Berechnung jeden Augenblick emporsteigen muß. Das Morgenrot über dem Glockner verspricht nicht viel, da wird es warten heißen, bis die Wolken dort im Osten überstiegen sind. Bei solchem Bergwind aber auf frosterstarrter, wenige Schuh breiter Felsplatte zu liegen, ist just nicht so angenehm, wie zu Hause am behaglichen Kamin zu sitzen. — Ein Schluck Enzian bessert die Stimmung.

Inzwischen richtet der Blick sich nach Süden, in furchtbarer Wildheit stürzt der Wendelstein zur grausigen Tiefe hinab, bis der Blick auf den Häuserchen und dem grünbedachten spitzen Kirchturm von Bayerisch-Zell haften bleibt, das in idyllischer Einsamkeit im eng umschlossenen Thale liegt, einer Krippe gleich. Schmal windet sich das Sträßlein zwischen die Vorberge durch ins tirolische „Landl", dann schieben sich die Berge zusammen, Spitze rückt an Spitze, sie vereinigen sich zu einem Felsenmeere, an dessen weitem Ende die weißblinkende Kette der Centralalpen aufragt. Auf blauen Schründen steigen die Gletscher in die Höhe. Da plötzlich wird's licht, ein Meer von Licht übergießt die Tauern, hell leuchten die Firnfelder auf, es blitzt die Pasterze herüber, helles Sonnengold umstrahlt die Spitze des Großglockners, die Venedigergruppe grüßt in hehrer Majestät, von Spitze zu Spitze fliegt der junge Morgen, trunken folgt ihm das Auge hin zu den Zillerthaler Fernern, dann küßt der junge Sonnenstrahl die Zinken der Achenergruppe, goldig erstrahlen die Zacken des Karwendels, in flüssiges Gold getaucht ragt kühn am äußersten Westen die Zugspitze, der höchste Berg Deutschlands, auf, die imposante Kette abschließend mit jähem Ruck. Dann grüßt Frau Sonne das nebelverhüllte Flachland, aus dessen Wohnstätten, wie drunten in den schmalen Thälern, zaghaft Rauchsäulchen sich emporwinden, zum Zeichen, daß häusliche Thätigkeit herrscht am heimischen Herd.

Nur 1839 m sind wir auf dieser Spitze überm Meere und doch, welch erhabener Blick eröffnet sich in die stolze Alpenwelt. Von der Schweizer Grenze bis zum Böhmerwald, vom Glockner bis ins Schwabenland! Alles in strahlendem Sonnenglanze, welch reicher Lohn für die freilich nicht unbeschwerliche Winterbergfahrt. Vergessen ist jedes Mühsal, verschwunden die Müdigkeit, vergessen die Kälte, unbeachtet bleibt der tosende Bergwind, der wie erbost den Eindringling hinabweisen will von der lichten Höhe, als sei es ein sträflich Unterfangen, so spät im Jahre das Auge zu laben im trunkenen Blick in die majestätische Alpenwelt.

* * *

Ein letzter Sonnenstrahl, vorbei ist's mit der Herrlichkeit, die Sonne verhüllt ihr Antlitz, neidische Wolken schieben sich vor, vom Thale herauf wogt dichter Nebel, der zum raschen Abstieg mahnt. Ein letzter Blick in die Runde, ein Gruß hinüber zur majestätischen Glocknerspitze und dann hinab in vorsichtigen Tritten.

Ein freundlich Abschiedswort noch dem Einsiedler im Touristenhause, der als Pionier der Meteorologie den Winter über hier hausen muß, und dann geht's im matten Tageslicht abwärts, dem Thale zu und heim an den Isarstrand.

Der Wendlstoa'.

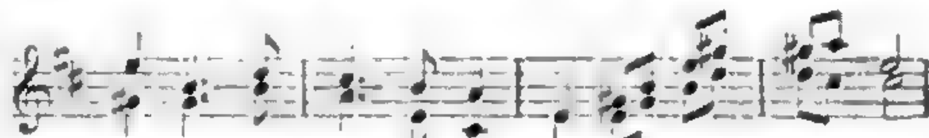
Schnell und leicht.



Glaubt's mir', daß i oft moa', tria = ri tr = ral trai = ra,



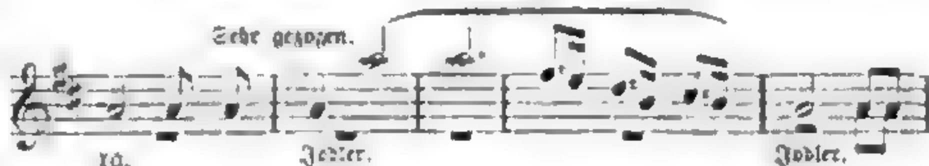
ü = ber mein' Wen = del = stoa', tria = ri tra = ra,



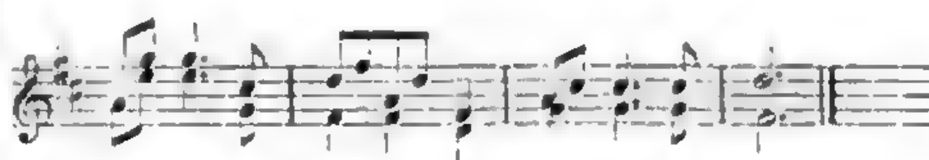
geht mir koa' an = d'rer Platz, tra rai = ral trai = ra,



Er is' mei' größ = ter Schatz, tra rai = trai = ra, tralle=







Drob'n da thuat's mi freu'n,
Singa und Juchhe schrei'n,
Drob'n, wo's klea' Kircherl steht
Un's Wölkerl umigeht.

Wenn i erst aufi schau',
Wo's Lüfterl is' schö' blau,
Sieh' i die Stadt, die schö',
Mit die zwoa Kirchturm steh'.

Dort is' der Kini' z'Haus,
Schaut wohl in d' Berg oft 'naus, —
Sollt' amal kemma 'rei',
Wurd' eahm nit z'wider sei'!

Beziehungen Augsburgs zur Geschichte der klassischen Litteratur.

Von Lorenz Werner.

Augsburgs Vergangenheit, seine geschichtliche Bedeutung als Gemeinwesen, als Kunststadt und Handelsplatz ist männiglich bekannt. Man weiß auch, daß es auf allen Gebieten geistigen Strebens eine ehrenvolle Rolle gespielt hat. Bei allen Geistesschlachten, welche unsere Nation zu schlagen hatte, stand es im Vordertreffen. Schon lange vor der Reformation, deren Geschichte ja aufs engste mit Augsburg verflochten ist, zeichnete es sich in dieser Hinsicht aus. Von gesundem Urteil gab es bereits im 14. Jahrhundert anerkennenswerte Proben; während z. B. in Nürnberg die Juden zu dieser Zeit vollständig ausgerottet wurden, nahmen in Augsburg die Bürger sie in Schutz, und auch an den späteren Hexenprozessen, den dunkelsten Punkten in den Chroniken deutscher Städte, beteiligte sich die Stadt nur in kaum nennenswertem Grade.



Karl Gustav von Schweden in der Schlacht von Warschau. (S. 312.)

Weniger bekannt ist der Anteil, den Augsburg an der zweiten Blütenperiode der deutschen Litteratur genommen hat, insofern als einige Koryphäen derselben auf längere oder kürzere Zeit mit der Stadt in Fühlung traten. Es kann und soll hier nicht die Rede davon sein, daß dieselbe einen Einfluß auf deren Werke gehabt, sondern nur davon, wie sich die Peripherien ihres äußeren Lebens mit dem Weichbilde der Stadt berührt haben. Wenn wir mit den meistgenannten Größen jener Litteraturepoche beginnen, so müssen wir allerdings gestehen, daß von den beiden Dioskuren nur Goethe die Stadt betreten hat. Schiller unternahm von Thüringen aus nur wenige Reisen; ein paarmal nach Böhmen, und zwar nach Karlsbad zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit, dann nach Eger, um Studien über den Dreißigjährigen Krieg zu machen; kurz vor seinem Tode nach Berlin, um der Aufführung seines „Tell“ anzuwohnen. Einmal allerdings kam er auch in die schwäbische Heimat nach Württemberg zu seinen noch lebenden Angehörigen, aber ohne die Stadt zu besuchen, in deren Mauern er bei seinen geschichtlichen Studien im Geiste gar oft gewesen sein mag. Auch der andere Dichterfürst, der bei seiner ersten italienischen Reise in die Nähe Schwabens kam, sah die Stadt bei dieser Gelegenheit nicht, da er den nächsten Weg über München nahm. Dagegen erschien Goethe im Jahre 1790 auf seiner zweiten Reise nach Venedig in Augsburg (worüber bereits J. Herzfelder in diesen Blättern in seinem trefflichen Aufsatze „Goethe in Bayern“ berichtet hat.) Er setzte seine Reise über „Buchenlohe und Kaufbeuren“ fort, um über die Schweiz nach Italien zu gelangen.

Bekanntlich hat Lessing, der in Begleitung eines braunschweigschen Herzogs das Land der Hesperiden besuchte, über diese Reise nur die dürftigsten Anhaltspunkte hinterlassen. Aus denselben geht jedoch hervor, daß er nicht nach Augsburg gekommen sei; dagegen war dies der Fall bei Eva König, welche später Lessings Gattin wurde, mit welcher derselbe aber damals, als sie im Frühling 1771 auf einer Reise Augsburg berührte, bereits den Herzensbund geschlossen hatte. Lessing erhielt von ihr im März dieses Jahres einen aus Augsburg datierten Brief; in demselben spricht sie sich über die Zustände des Kurfürstentums Bayern aus, welches sie eben passiert hatte.

16 Jahre vor Eva Lessing, am 6. Oktober 1755, war ein Geistesverwandter ihres Gatten, der Begründer der archäologischen Wissenschaft, J. J. Winckelmann, auf seiner Reise nach Italien in Augsburg erschienen. Seine Stimmung muß

zu dieser Zeit eine gute gewesen sein; denn die Umgebung Augsburgs, die besonders in ihrem nördlichen Teile sich nicht gerade durch besondere landschaftliche Reize auszeichnet, entlockt dem feinsinnigen Ästhetiker nicht nur keinen Tadel, sondern er fühlt sich sogar zur lauten Anerkennung, allerdings mehr über die Menschen als über die Natur, hingerissen. In einem Briefe (vom 20. Dezember 1755), den er auf seiner Reise von Dresden nach Rom schrieb, heißt es:

„In Neuburg a. D. hat es mir am besten gefallen. Ehe ich aufgestanden bin, ist der Rektor (der Jesuiten, bei denen er wohnte), zu mir gekommen, hat sich vor mein Bett gesetzt, und wir haben so zu zwei Stunden mitsammen geplaudert. In Neuburg ließ ich meine Sachen und ging zu Fuß bis Augsburg, sieben Meilen."

Winckelmann nahm seinen Weg von da ab über Ettal nach Innsbruck, und von diesem Wege sagt er:

„Meine angenehmste Reise ist in Tirol gewesen und in demjenigen Strich von Bayern, welchen man von Augsburg ab zu passieren hat".

Nicht in gleichem Grade erbaut war Winckelmann bei seinem Aufenthalte innerhalb der Stadt, und zwar bloß von einer Richtung des damals reich entwickelten Kunstlebens. Die Massenproduktion, die sich dabei entfaltete, brachte es mit sich, daß vieles Minderwertige in die Welt hinausging, und auch die dortige „Kaiserliche Akademie der freien Künste," wie sie sich langatmig nannte, hatte einen dilettantenhaften Charakter. Aber es muß auch gesagt werden, daß sich daneben ein gesundes künstlerisches Schaffen regte, wie das damals Aufsehen erregende Prachtwerk „Ehrentempel deutscher Gelehrten" beweist, das die in ganz Deutschland unübertroffen dastehenden Kupferstecher Augsburgs erscheinen ließen. Dieser letzteren Richtung galt selbstverständlich Winckelmanns Abneigung nicht. Auch die kaiserliche Akademie scheint in der Folge Gnade vor seinen Augen gefunden zu haben, da er von Rom aus, als er sich bereits mit seinem Lebenswerke „Geschichte der Kunst des Altertums" beschäftigte, wissenschaftliche Beiträge für deren Zeitschrift sandte. — Winckelmann nahm dauernden Aufenthalt in der ewigen Stadt, die zu seiner zweiten Heimat wurde. Einmal aber, im Jahre 1768, regte sich die Sehnsucht, nochmals das Land seiner Kindheit und Jugend zu schauen, und zwar so stark, daß er die weite Reise in die deutsche Heimat antrat. Als er aber Italiens Boden hinter sich hatte, beschlich ihn das Heimweh nach Rom. Bereits bis nach Regensburg, wohin er über Wien gelangte, gekommen, mußte er umkehren, aber nicht, um seine geliebte Adoptivheimat noch einmal zu erblicken, sondern in Triest von der Hand eines ruchlosen Mörders zu sterben.

Eine eigentümliche Episode, eine Art litterarisches Kuriosum, spielte nicht lange darauf, jedoch ohne mit diesem Vorfall in Zusammenhang zu stehen, sich in Augsburgs Mauern ab. Zwar kommt es auch heutigestags nicht selten vor, daß Spektakelgeschichten, die sich in der Gegenwart ereignen, dramatisiert, und daß also Personen, die noch leben, in Rollen auf die Bühne gebracht werden. Ferner wissen wir, daß dies zu seiner Zeit auch Goethe mit seinem „Clavigo" gethan; auch würde es demnach niemand besonders verwundern, zu hören, daß sich Beaumarchais in einem französischen Stücke auf einem französischen Theater dargestellt sah; denn es hatte ihn bereits ein Franzose, Namens Marsollier, als Bühnenfigur benutzt; und in der That wurde Beaumarchais im Theater des Temple zu Paris Zeuge seiner eigenen Aufführung, wobei indes die Namen Beaumarchais' und Clavigos durch Anagramme ersetzt waren. Wie sehr aber mußte dieser erstere erstaunen, sich auf deutschem Boden, in einem von einem Deutschen verfaßten Stücke, und zwar unter seinem eigenen Namen zu sehen! Natürlich war dieses Stück der Goethesche „Clavigo". Wie aber müssen erst wir uns wundern, wenn wir von Beaumarchais hören, daß sich dieses Kuriosum in Augsburg zutrug, wo er im Herbste 1774 auf einer Rückreise von Wien nach Frankreich sich aufhielt und das Theater besuchte. Er schreibt u. a. an Marsollier: „Ich habe diese erste Probe Ihres dramatischen Genies wiedergesehen, obwohl ich auf meiner Durchreise, à Augsbourg en Suabe, mich ein zweites Mal habe aufführen sehen, mich, den Lebenden, aber gespielt unter meinem eigenen Namen. Das, glaube ich, mag noch keinem andern begegnet sein."

Ein anderer Ruheloser war um das Todesjahr Winckelmanns nach Augsburg gekommen, eine Natur, in der sich die erhabensten wie gemeinsten Empfindungen nebeneinander lagerten. Chr. Fr. Daniel Schubart, der überall, wohin er auf seinem Wanderleben kam, infolge seines leidenschaftlichen Temperaments mit den geistlichen und weltlichen Behörden in Konflikt geriet, glaubte nach seiner selbstverschuldeten Ausweisung von Heilbronn, in Augsburg den Platz gefunden zu haben, wo er nach seinem Geschmacke leben könnte. Allein auch hier vertrug er sich nicht mit seinem Geschicke. Durch die offensive Haltung der von ihm herausgegebenen „Deutschen Chronik", noch mehr aber durch seinen lockeren Wandel erregte er das Ärgernis der geistlichen Obrigkeit. Auch in Augsburg wurde ihm daher die Stadt verwiesen, und er ging nach Ulm, wo ihn jedoch das Schicksal erreichte. Er hatte dort mutwilligerweise die falsche Nachricht verbreitet, die Kaiserin Maria Theresia sei vom Schlage gerührt worden. Ein österreichischer General wurde beim Nachbarherrn, dem strengen Herzog Karl von Württemberg, klagbar, und dieser ließ Schubart aufheben und ohne Verhör auf der Feste Hohenasperg gefangen setzen. An Leib und Seele niedergebeugt, verlebte der Unglückliche hier volle zehn Jahre, innerhalb welcher ihn bekanntlich einmal der jugendliche Friedrich Schiller aufsuchte. Durch das Zwischentreten König Friedrichs II. von Preußen, auf den er einen prächtigen Hymnus gedichtet hatte, wurde er endlich von seinem schrecklichen Lose befreit.

Daß Schubart sich mit fast allen Behörden überwarf, so lange er der Freiheit sich erfreute, darf übrigens nicht lediglich auf Rechnung seines tollkühnen Freimuts und seines wüsten Lebens gesetzt werden. Der Zopf der hohen Obrigkeit wurde in jener Zeit des allgemeinen politischen Marasmus auch minder stürmischen Drängern als Schubart zu lang; sonst wären damals nicht die „Abderiten", jene Satire auf die öffentlichen und privaten Verhältnisse deutscher Miniaturrepubliken, entstanden. Offenbar haben Typen in süddeutschen Reichsstädten, vielleicht auch aus jener am Lech, in der Wielands Frau, Anna Dorothea, geb. v. Hillenbrand, das Licht der Welt erblickt hatte, bei den Personen dieses Romans als Modell gedient. „Da ist zu Anfang des Romans die Neugierde, die sich zudringlich dem Fremden naht; die Leidenschaft in wissenschaftlichen und kirchlichen Streitfragen; dann der Kunstenthusiasmus, groß in seiner Selbstbefeuerung, wie in seiner Abkühlung. Was hätte aus diesem Roman werden können, wenn

ihn der Verfasser nicht in Thracien, sondern auf deutscher Erde hätte spielen lassen!" Wer es aber versteht, die Maske an den Personen zu lüften, der bekommt ein ebenso zutreffendes als köstliches Sittenbild der damaligen Zeit zu schauen. — Wie durch seine Gattin, so stand **Wieland** auch durch seine Jugendgeliebte Sophie, später verehelichte La Roche, zu Augsburg in einer Beziehung. Dieselbe war zwar keine geborene Augsburgerin, sondern laut dem Taufbuch der evangelischen Gemeinde zu Kaufbeuren in dieser Augsburg benachbarten kleinen Reichsstadt geboren; aber ihr Vater siedelte in ihren Mädchenjahren nach Augsburg über, so daß Sophie daselbst mehrere Jahre gelebt hat. Ihre Berührung mit der deutschen Dichterwelt ist eine vielfache, ja sie zieht sich durch drei Generationen hindurch.

Sophie selbst blieb Wielands platonische Freundin bis zu dessen im Jahre 1813 erfolgtem Tode. Ihre Tochter Maximiliane heiratete P. Brentano, den späteren Vater der genialen Geschwister Elisabeth, Christian und Clemens. Ihre Enkelin Bettina, d. i. Elisabeth Brentano, wurde die Gattin des Dichters Ludwig Achim v. Arnim, eines geistvollen Vertreters der romantischen Schule. Bettinas allerdings etwas fragwürdiger Ruhm ist verknüpft mit ihrem Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", das im Jahre 1835 erschien.

Damit haben wir die Schwelle des 19. Jahrhunderts bereits weit überschritten, und wir können uns nun leichter einem Manne zuwenden, dessen Geburtsjahr zwar noch in das vorige Jahrhundert fällt, dessen Dichterthätigkeit aber völlig der Zeit der Epigonen angehört. Naheliegend ist es, daß der in Franken geborne Graf von **Platen** durch seine vielfachen Reisen nach dem Süden mit Augsburg in Berührung gekommen ist. In der That war der Dichter dreimal daselbst anwesend: Das erste Mal im Jahre 1815 auf der Rückkehr vom Feldzuge nach Frankreich, den er als blutjunger Offizier mitgemacht hatte. Es war in den Tagen vom 7. bis 10. Dezember, also in der Zeit des Advents, daß er in sein Tagebuch schrieb: „In Augsburg ging ich vor dem Ausmarsch (zurück nach München) sehr früh in den Dom. Ich hatte ihn (von außen) erleuchtet gesehen und fand (im Innern) eine große Menge Menschen, welche beteten und sangen, was sie bis Weihnachten jeden Morgen wiederholen. (Platen kannte als Protestant die sog. Noratemesse nicht.) Diese versammelte, in Gesang ergossene, vom magischen Lampenschimmer halbbestrahlte Menge, knieend unter den alten Hallen und hohen Schwibbögen der Domkirche, gewährt einen erhebenden Anblick." — Das zweite Mal erschien Platen nicht zufällig, sondern um seinen vertrautesten Freund, den Grafen Friedrich Fugger, zu begrüßen. Dies geschah im Jahre 1824 auf der Rückkehr von Venedig, wo er eben die schönsten seiner Sonette gedichtet hatte. Graf Friedrich gehörte keiner der Augsburger Linien, sondern der in Dillingen seßhaften gräflichen Familie an, wohnte aber als in Augsburg garnisonierender Offizier bei seinen hohen Verwandten im Fuggerhause. Platen teilte bei diesem Besuche dem Freunde, damit dieser es bespreche, sein im Manuskript fertiges Stück „Der Schatz des Rampsinit" mit. Der Besuch dauerte nicht lange, hatte aber einige üble Nachwirkungen zur Folge. Abgesehen davon, daß der Kondukteur des Nürnberger Postwagens, mit dem Platen reisen mußte, ihm verweigerte, zu warten, bis sein Mantel kam, der ihm nachgetragen wurde, so begrüßte den Offizier, weil er den Urlaub überschritten hatte, in Nürnberg ein mehrwöchentlicher Kasernarrest. — Solches hatte er nicht mehr zu befürchten, als er das dritte Mal das Weichbild unserer Stadt betrat. Platen war vom König Ludwig mit einem zweijährigen Urlaub und einer entsprechenden Pension bedacht worden und konnte sorglos sich auf den italienischen Süden freuen, dem er entgegenzog. Er traf am 4. September 1826 in Augsburg ein und beriet sich mit Graf **Fugger** über die Herausgabe der „Verhängnisvollen Gabel", die bei Cotta in Augsburg gedruckt werden sollte. Da der Dichter nicht anwesend bleiben konnte, so lange dies geschah, übernahm der allzeit gefällige Freund die Aufgabe, Drucklegung und Revision zu besorgen. Wer da weiß, mit welch' peinlicher Genauigkeit Platen auf das Äußere seiner Verse bedacht war, wie ihm z. B. die Vorsetzung des metrischen Schemas als etwas Unerläßliches erschien, und wie er mitten im Drucke noch wegen eines einzigen Wortes oder einer Silbe Bedenken erhob, der begreift die Aufgabe, die dem Revidierenden gestellt war. Dieselbe erhöhte sich noch für den Faktor der Cottaschen Buchdruckerei. Dies war noch der nämliche Mann, der den Goetheschen Werken das typische Gewand gegeben hatte: **Reichel**, „der Sorgfältige". Mit diesem Namen zeichnete denselben der Olympier von Weimar aus, als er, sonst von so gemessener Hoheit, ihm in der fürstlichen Form einer eigens geprägten Denkmedaille seine Anerkennung zum Ausdruck brachte. Reichel verstand es auch, den subtilen Anforderungen Platens vollauf gerecht zu werden, wie dies aus einer Reihe Platenscher Briefe hervorgeht. Auch Fuggers Ruhe und Gelassenheit, die zu Platens gereiztem Wesen einen ausgleichenden Gegensatz bildet, kam demselben bei Erfüllung seiner Aufgabe wohl zu statten. Überhaupt war Graf Fugger eine wahrhaft vornehme Natur und mit Feinsinn und Verständnis für alles, was die Kunst bietet, ausgestattet. Insbesondere liebte er die Musik und versuchte sich selbst nicht ohne Glück als Tondichter. Auch für militärische Dinge hatte er Sinn und Neigung und war hierfür weit mehr geeigenschaftet als sein Freund. Ende 1832 entschloß er sich z. B. plötzlich, mit den bayerischen Truppen auszumarschieren, die nach Griechenland beordert waren. Er sprang für einen Offizier, „der lieber zu Hause bleiben wollte," freiwillig ein. Platen riet in heftiger Weise davon ab, da das Klima Griechenlands ungesund sei. Fugger aber ließ sich nicht von seinem Vorsatze abbringen, und es ist wahrscheinlich, daß er in Griechenland den Grund zu seinem frühen Tode legte, der am 16. September 1838 erfolgte. Doch war es ihm, nach Augsburg zurückgekehrt, noch gegönnt, die Werke des Dichters zu ordnen und dieselben, größtenteils mit eigner Hand abgeschrieben, an Cotta zu übermitteln.

Seit drei Jahren schon ruhte das Irdische Platens im Garten des Grafen von Landolina zu Syrakus unter der Erde. Noch in seinem Todesjahre hatte er einen weiteren Besuch in Augsburg in Aussicht gestellt und seinem „besten und treuesten Freunde" einen Festgesang gesendet, „dem Grafen Friedrich Fugger," aus welchem wir zum Schlusse das stolze Wort entnehmen:

„Kaisern wohlthun schmückt den bescheidnen Bürger,
Doch es gibt Almosen, an denen der Dank
Fester klebt (Ehrgeizigen dünkt
Klein die Welt), und Deines Stamms Altvordern deuteten wahrlich
Nicht umsonst Goldgruben aus,
Sandten kein Kauffschiff, von deutschen Wimpeln umflattert, umsonst
Nach dem noch jungfräulichen indischen Weltmeer."

Kleine Mitteilungen.

Alt- und Neu-München. Die modernen Städtebilder sind im fortwährenden Wechsel begriffen. Was durch Jahrhunderte dem Auge vertraut und gewohnt war, ändert sich in wenigen Wochen und in Bälde ist die Erinnerung, das Bild von einst, entschwunden. Unsere heutigen Darstellungen von Alt- und Neu-München liefern hierfür sprechenden Beweis. Alt-München ist repräsentiert durch einen Turm aus der Mariengasse und eines der wenigen Überbleifel der einstigen Stadtbefestigung, welche sich bis in unsere 70er Jahre erhielten. Lebsché hat den Turm in einer Skizze für die Nachwelt gerettet; er entbehrt keineswegs des architektonischen Reizes und zeigt in seinen Formen, wie so viele Befestigungsbauten der Vorzeit, morgenländische Einflüsse. Der Turm fiel im Jahre 1873; die andere ebenfalls von Lebsché skizzierte Partie trägt den prosaischen Namen „Kälbermarkt", der jedoch den praktischen Vorteil hat, über die einstige Bestimmung des Platzes zu belehren. Türme und Mauern sind verschwunden und auf dem geebneten weiten Platze erheben sich zwei mächtige Gebäude, der Jugend, dem Unterrichte bestimmt. Das eine derselben ist das zweite protestantische Schulhaus; das von uns in Abbildung gebrachte ist die erst im verflossenen Jahre eingeweihte neue städtische Handelsschule. Vorüber sind die Zeiten, da sich jede Stadt hinter Wall und Mauer vergraben mußte; auf den Ruinen und Trümmern der einstigen beengenden Umgürtung erheben sich heute diese beiden palastähnlichen Gebäude, welche die Stadt errichtete, damit die Jugend in ihr die Waffen und Rüste des Wissens empfange. Wenn wir unser Auge auf dem Bilde der Handelsschule weilen lassen, werden wir nicht umhin können, dem schönen Renaissancebau bedeutende monumentale Wirkung zusprechen zu müssen. Er fügt sich würdig in die Reihe jener prächtigen Gebäude, welche die opferwillige Gemeinde München für ihre Schulen schuf. Es gibt wenig Städte, die hierin München den Rang streitig machen könnten. Ein sehr wertvoller Schmuck ist in der Anstalt geborgen: die Robert Langerschen Fresken, welche beim Abbruche der Schloßwirtschaft zu Haidhausen durch die Bemühungen des Malers und Chemikers Herrn Keim gewonnen und der Stadt zum Geschenke gemacht wurden. Der neue Bau bildet ein würdiges Heim für die Schule, welche unter der ausgezeichneten Leitung ihres Rektors, des städtischen Schulrates Dr. Rohmeder, zu einer für ganz Deutschland als Vorbild dienenden Musteranstalt geworden ist. — Der Plan des Gebäudes rührt von dem städtischen Bauamtmann Löwel her, die Leitung des Baues war dem bewährten städtischen Bauführer Assistenten Rottmann anvertraut.

Karl Gustav, König von Schweden in der Schlacht von Praga. Zu den gewaltigsten Männern, welche dem wittelsbachischen Stamme entsprossen, gehört Karl Gustav, König von Schweden, der Sohn Johann Casimirs, Pfalzgrafen von Zweibrücken, der Besieger der Dänen und Polen. Wir bringen heute im Bilde den gefahrvollen Moment aus der Schlacht von Warschau, als die Säbel der Tartaren todesdrohend über dem Haupte des kühnen, königlichen Leuen schwebten. Es war in jener furchtbaren dreitägigen Schlacht von Warschau 18.—20. Juli 1656, welche auch unserm Gedächtnis besonders eingeprägt zu werden verdient, da in ihr ein Wittelsbacher König, Karl Gustav, und ein Hohenzoller, der Große Kurfürst, gemeinsam die Feinde schlugen, obwohl ihr Heer, 14000 Schweden und 16000 Brandenburger, um die Hälfte schwächer war, als die 60000 Mann zählende Armee ihres Gegners, Johann Kasimirs von Polen. Da man sich gleich am ersten Tage überzeugte, daß der Feind in der Front wegen seiner Verschanzungen und der Enge des Terrains nicht zu überwältigen sei, so ward beredet, ihn in der Flanke zu umgehen. Der Kurfürst, der den linken Flügel befehligte, dehnte sich in dieser Richtung weiter aus, brachte seine Artillerie auf einen wohlgelegenen Hügel und verteidigte sich mannhaft gegen die wütenden Angriffe der Polen, bis der König mit dem Centrum unter dem rechten Flügel im Angesichte und unter verschiedenen Versuchen des Feindes, seine Bewegungen zu stören, treffenweise abmarschiert war und sich hinter den Brandenburgern herumgezogen hatte, so daß er selbst nunmehr auf dem linken Flügel stand. Es war Mittag geworden, bis diese meisterhafte Bewegung (welche vordem niemals unterm Feuer des Feindes unternommen) ausgeführt war, als große Tartarenschwärme, die vom rechten polnischen Flügel hinter mehreren Anhöhen im Bogen heruntergesprengt, gegen die linke Seite und den Rücken der Schweden unerwartet hervorbrachen. Mit schneller Besonnenheit führte ihnen Karl Gustav aus der Reserve das Leibregiment des Kurfürsten von Brandenburg entgegen und wagte sich selbst mit einigen Schwadronen so weit in die wilden Haufen, daß er sich, von den Seinigen entfernt, plötzlich von sieben Tartaren angegriffen sah. Nur der Rittmeister Trabenfels war an seiner Seite; zwei Gegner tötete der König mit seinen Pistolen, einen dritten, der nach dem Zügel seines Pferdes griff, warf er durch einen kräftigen Säbelhieb über den Kopf vom Rosse und eilte nun zur Rettung des Trabenfels, der, nachdem er sich ebenfalls zweier Tartaren entledigt hatte, in der Gefahr war, den beiden übrigen zu erliegen, die nun beim Anblick des nahenden Königs die Flucht ergriffen. Die Kühnheit und Schnelligkeit Karl Gustavs hatte so auch diese Gefahr entfernt, und der dritte Schlachttag endete mit der völligen Niederlage der Polen, die so eilig flüchteten, daß niemand an die Verteidigung der Hauptstadt dachte, in welche Wittelsbach und Hohenzollern ihren Einzug hielten, während der Polenkönig sich nach Lublin rettete.

Vorspann. Vor 50 Jahren fiel Mitte Januar so massenhafter Schnee, daß laut Bericht des „Korrespondenten von und für Deutschland" vom 12. Januar 1841 der Verkehr auf der Nürnberg-Fürther Bahn nur dadurch möglich wurde, daß man Pferde vor die Lokomotive spannte.

Freie Bühne. Vor 50 Jahren war dieser Begriff in einem andern Sinne als heute zu nehmen; selbst königliche Bühnen waren damals frei für Schaustellungen, die man nunmehr als eine grauenhafte Entweihung des Musentempels betrachten würde. Vor 50 Jahren, am 14. Januar 1841 hob sich der Vorhang des kgl. Hof- und Nationaltheaters zu München vor dem berühmten französischen Athleten Jean Dupuis, der 500 Gulden jenem geboten hatte, der ihn niederzuringen wisse, eine Gefälligkeit, welche ihm der Hausknecht vom „Faberbräu" erwies. Isar-Athen begrüßte den heimischen Sieger, als wenn er einen Kranz in den olympischen Spielen gewonnen hätte.

Launen der Natur. Der vergangene Winter geberdete sich, als wenn eine neue Eiszeit über die Welt hereinbrechen sollte. Hoffen wir, daß die Natur nicht so verkehrt sein werde, wie vor 100 Jahren. Am 24. Mai 1791 verzeichnete man in München 2 Grad Wärme und am 15. Juni desselben Jahres fand ein starker Schneefall in München statt.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Konrad Triener oder die Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. v. Badhauser.

(Fortsetzung.)

Thomas Haitfolk hatte durch sein rohes, übermütiges Betragen gegen seine Amtsgenossen sich die meisten derselben zu Feinden gemacht, und doch durfte man es nicht wagen, diesen Mann zu beleidigen oder gar zur Rechenschaft zu ziehen, da der Pöbel auf seiner Seite, und von Haitfolks tollkühnem Wesen das Ärgste zu befürchten war; mithin schwieg man still und belauerte sich mit gegenseitigem Mißtrauen, bis der Zeitpunkt gekommen sein würde, wo man offen gegen einander auftreten könnte.

Bei dieser erbitterten Stimmung des Volkes gegen die Geschlechter, indem es diese im Einverständnisse mit den Verbannten wähnte, war an Herrn Johann Pütrich ein Faß mit Wein ungefährdet in die Stadt gelangt, und als er es eben von dem Waghause im Thale heimschaffen ließ, sammelte sich ein Volkshaufe um ihn, welcher zuerst unter einzelnen halblauten Bemerkungen diesem Geschäft zuschaute, bald aber den Eigentümer mit Schmähungen überhäufte; als die Menge, durch die Ruhe und Gelassenheit Pütrichs ermutigt, in ihrem Unwesen fortfuhr, gab er dem Frechsten darunter einen Schlag auf den Kopf, den dieser dadurch entgalt, daß er dem Alten Mantel und Krause abriß und ihn so zum Gelächter des Volkes machte.

Wütend über diese Beschimpfung, zog der greise Patrizier den Degen und wollte auf seinen Gegner eindringen, woran ihn jedoch die Menge verhinderte, welche ihm die Waffe aus den Händen wand und ihn jetzt nur desto mehr höhnte.

Inzwischen kamen Raimund Mänher und Konrad Triener des Weges, und als letzterer den bedrängten Pütrich ersah, da ließ er sich von dem treuen Freunde, welcher ihm abriet, mit dem störrischen Pöbel anzubinden, nicht länger halten, sondern mit nervigen Armen brach er sich Bahn durch den Haufen, und zwischen den Patrizier und das Volk sich stellend, rief er:

„Zurück, und rühret keine Hand an diesen ehrbaren Bürger, oder ich will dem, der es wagen würde, eine Lehre geben, die er nie mehr vergißt!“

„He, Meister Waffenschmied, kümmert Euch nicht um Dinge, die nicht Eures Handwerks sind, sondern bleibt hübsch bei Eurem Amboß,“ sagte ein kleiner dicker, in Lumpen gehüllter Kerl, der wohl von irgend einem Pfründenbrode unverdientermaßen lebte, und machte Miene, Konrad vom Platze zu drängen. Dieser versetzte ihm jedoch einen Schlag auf die Schulter, daß jener taumelnd zu Boden fiel, und das Schwert ziehend, rief er:

„Wer will noch das Schicksal dieses Wichtes teilen?“

Scheu blieb die Menge stehen, als sie den entschlossenen Ernst des Waffenschmieds sah, und nur im Hintergrunde ließen sich einige Stimmen hören, mit dem Rufe:

„Verrat! Zerreißt den Hund!“

Während dessen hatte sich auch Mänher, besorgt um das Leben des Freundes, durch den Haufen gearbeitet, und zum Volke gewendet, sprach er:

„Schämt ihr euch nicht, euren Mut an schwachen Greisen zu bewähren, ihr Memmen, anstatt draußen im Felde zu zeigen, daß ihr wert seid, daß man euretwegen ein Schwert

zieht? Ihr gottloses, aufrührerisches Gesindel, schaut her! Auf diesem Fasse ist der Stadt Insiegel aufgedrückt, und ihr erfrecht euch, dasselbe zu verachten? Doch seht zu, die Strafe für euren Ungehorsam wird noch kommen. Wenn ich aber auch hiervon nichts sagen wollte, so hat euch euer Undank geschändet, denn dieser Mann ist Johann Pütrich, dessen Geschlecht unsere Stadt so vieles dankt, und ihr lohnt es damit, daß ihr ihn höhnet und euer Gespött mit ihm treibt?"

Diese Worte machten Eindruck auf den leicht beweglichen Pöbel und einige sagten:

„Der Mänher hat recht; laßt sie ihres Weges ziehen!"

Es öffnete sich auch jetzt der enge Kreis, und Triener führte mit Mänher den Patrizier in seine Behausung. Schrecken und Zorn hatten die Glieder des Alten gelähmt, und seine beiden Beschützer waren genötigt, ihn unter den Armen zu fassen und gleichsam zu tragen.

Seltsam und wehmütig ward Konrad im Herzen, als er die Schwelle betrat, die er nimmer zu betreten glaubte, und es war, als ihnen beiden an der Thür Frau Elisabeth und Katharina bleich und bebend entgegen kamen, ihm nicht möglich, den Vorfall zu melden, was Mänher überlassen blieb. Herr Pütrich wurde sogleich zur Ruhe gebracht, und seine beiden Begleiter wollten in dem Augenblicke des ersten Schreckens die Frauen nicht verlassen, sondern leisteten freundlichen Beistand, bis der eiligst herbeigerufene Bader erschien. Mänher, welcher Triener das Glück, mit Katharina vielleicht einige Worte ungestört wechseln zu können, freudig gönnte, entfernte sich jetzt unbemerkt aus dem Hause, und als nun Katharina den Waffenschmied hinausgeleitete und ihm Worte des Dankes sagen wollte, da stockte ihre Stimme und mit thränendem Blicke reichte sie ihm die Hand, mit Mühe sprechend:

„Ein armes Mädchen, wie ich, kann Euch nur mit Thränen danken, ehrsamer Herr, für die Freundschaft, die Ihr seinem Vater erwiesen."

„Ehrsamer Herr," erwiderte Triener, indem er Katharinas Hand in der seinigen festhielt, und ihr mit durchdringendem Blick in das Auge schauend, sprach er wehmütig:

„Sind wir denn einander gar so fremd geworden, Katharina, daß Ihr des Meisters Konrad Euch nimmer erinnert?"

„Nein," erwiderte diese, „Ihr seid mir nicht fremd geworden — aber ach! die Zeiten haben sich entfremdet und verändert — Ihr seid zu Ansehen und Würden gelangt und doch," fuhr sie ängstlich fort, „geht Ihr einen gefährlichen Weg, und Euer guter Engel mag Euch bewahren."

„Eure Warnung kommt zu spät," entgegnete der Waffenschmied düster, „für die Verzweiflung gibt's keine Gefahr mehr."

„O, flieht, flieht! Glaubt mir, das Verderben ist vielleicht näher, als Ihr es wähnt," bat sie in dringendem Tone; er aber starrte sie an und sprach:

Fliehen, und mein unglückliches Leben noch mit einem Meineide beflecken? Nein, Katharina, das könnt, das dürft Ihr mir nicht raten; ich habe dem Herzog Ludwig Treue gelobt und werde sie nur mit meinem Tode brechen."

„So bleibt denn, Meister," sagte sie nach einer Pause, „so will ich Euch als treue Freundin beweinen."

„Lebt wohl, Katharina, lebt wohl," stammelte Konrad mit abgewandtem Gesicht, „sehen wir uns wieder?"

Katharina aber antwortete nicht mehr, sondern riß sich los, wohl mit blutendem Herzen, und eilte zurück zu ihrem Vater ans Krankenbett.

Triener stand allein, und überließ sich seinen schmerzlichen Gefühlen. Eine Stunde später ritt er an der Spitze einer kleinen Schar auf der Straße nach Ingolstadt hin, um dem Herzog Stephan eine Erklärung der Münchener in Bezug auf die Verbannten zu überbringen. Es war nämlich abermals ein Rechtstag anberaumt worden, und man hoffte auf Seite der jungen Herzoge nun endlich eine Ausgleichung, um so eher, da Ludwig mit König Rupert in Italien sich befand; allein, wenn auch der händelsüchtige Sohn Herzog Stephans fern weilte, so war er dennoch vermögend, seine Anhänger zu ermuntern, so wie Warmund v. Pinzenau andererseits unablässig bemüht war, den Herzog Stephan zu bereden, daß er von seinen bisherigen Forderungen nicht abstehen möge. Das Schreiben, welches Triener nach Ingolstadt brachte, war auch ganz geeignet, dem Pinzenau Stoff zu geben, einen Vergleich so lange zu verzögern, bis Ludwig aus Italien zurückgekehrt wäre, dessen List und Gewandtheit in Staatsgeschäften eine günstige Wendung hoffen ließen.

In jenem Schreiben hieß es nämlich, Herzog Ernst handle immerfort feindlich gegen die Stadt, während doch bekanntermaßen Waffenstillstand sei, bis ein rechtlicher Spruch geschehen wäre. Nun aber hätten jene fünf verbannten Geschlechter in den Städten des Herzogs Ernst sich selbst Recht verschafft und unzählige Güter, der Bürgerschaft zu München gehörig, mit Beschlag belegt, wodurch derselben ein unendlicher Schaden erwachsen sei; dieses Beginnen habe der Herzog selbst begünstigt, und man wende sich daher an Herzog Stephan mit der Bitte, daß er dieses abstellen möge; denn es wäre unerhört und ganz gegen die uralten Privilegien der Stadt, daß ein Bürger außerhalb derselben Recht nehmen oder belangt werden könne, wenn nicht in Sachen, die unbeweglich Gut oder Erbschaft betreffen.

Sogleich forderte nun Stephan auf des Pinzenauers Rat, daß Herzog Ernst zuvor die in Besitz genommenen Güter solle zurückstellen lassen, ehe er daran denken dürfe, daß man sich zu einem Vergleiche herbeilassen würde, und die Verhandlungen hierüber füllten den Zeitraum bis zum Mai 1402 aus, wo Ludwig aus Italien zurückkehrte.

Als Triener wieder in München angelangt war, empfing er die Nachricht, daß Herr Johann Pütrich seinen Lebenslauf beendet habe und bereits zu seinen Vorfahren in die Gruft bei St. Peter gesenkt worden sei. Obgleich der Waffenschmied dem verstorbenen Patrizier aus mancherlei Gründen abhold war, so berührte ihn dennoch diese Nachricht schmerzlich; denn er bedachte, was Katharina in dieser Zeit gelitten haben möchte, und die schutzlose Lage der beiden Frauen in solcher Zeit beängstigte ihn sehr, bis er durch die Kunde, daß sie im Klarissinnenkloster am Anger, wo eine Schwester von Pütrich Nonne war, eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, beruhigt wurde, obwohl ihm dadurch jede Hoffnung geraubt war, die junge Pütrich zu sehen und zu sprechen.

An dem alten Geschlecht hatte die Ernstisch gesinnte Partei zwar einen eifrigen Genossen verloren, allein dennoch schöpfte sie jetzt mehr als je Hoffnung, bald einen glücklichen Ausgang der Wirren herbeigeführt zu sehen; denn unter Ludwigs Anhängern lockerten sich die Bande der Eintracht mit

jedem Tage mehr, und es herrschte eine Spannung und ein Mißtrauen unter ihnen, die einem völligen Bruche ähnlich war. Durch die Unthätigkeit Herzogs Stephan entmutigt und überdrüssig des langen Verhandelns, während dessen die Verbannten unter Ernsts Schutze ihr Unwesen ungestraft forttrieben, sodann wohl auch einen schlimmen Ausgang befürchtend, neigten sich einige, besonders der Bürgermeister Helmberger, schon ziemlich auf die Seite der Söhne Johanns und wünschten sehnlichst, daß diesem jahrelangen Zustande einmal ein Ende gemacht werden möchte.

Hätte sich das niedere Volk jetzt für Ernst plötzlich entschieden, so wäre die Sache schnell abgemacht gewesen; aber dieses bekannte sich eigentlich zu gar keiner Partei, sondern fühlte sich recht behaglich bei diesem Zustande der Verwirrung, indem es unter Haitfolks Leitung sich manche Ausschweifung erlaubte und stets danach strebte, die Reichen zu plündern und die Angesehenen zu verjagen, wie es auch stets der Wunsch des Pöbels ist, das höher Stehende neidisch zu vernichten.

Hatten auch manche bereits im Herzen den Ingolstädtern abgeschworen, so war doch die Partei dieser noch zu stark, als daß sich jetzt schon ein öffentlicher Abfall wagen ließ, und es knüpfte daher Helmberger mit noch mehreren ihm Gleichgesinnten heimliche Verbindungen mit den jungen Herzogen an, und seit dieser Zeit schien der Stadt kein freundlicher Stern mehr leuchten zu wollen.

So waren die Verhältnisse, als im Mai des Jahres 1402 Kaiser Rupert, von Ludwig und anderen Fürsten begleitet, von seinem Römerzuge zurückkehrte, nach München kam und dann auch Ingolstadt besuchte. Da er die Sachlage so betrübend sah und ihn die Geschäfte des Reiches schleunig wieder abriefen, übertrug er es dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, die Sache nun mit allem Ernste zu schlichten, und verhieß hierzu seinen kräftigsten Beistand. Ludwigs Gegenwart hatte zwar seine Anhänger wieder ermutigt und ihren Eifer angeregt, aber bald hatten sie Ursache, sich zu beklagen und Hilfe und Schutz nur mehr in sich selbst zu suchen; denn nicht lange nach des Bärtigen Ankunft sandte ihm seine Schwester Isabeau aus Frankreich Botschaft und rief ihn zu sich, indem sie ihm glänzende Hoffnungen in Aussicht stellte; Ludwig ließ sich durch ihre Versprechungen locken, vergaß des Bündnisses, das er in München feierlich beschworen, und ungeachtet des Flehens und der Vorstellungen Pinzenaus schied er gegen Ende August aus Bayern, um sich in Frankreich zu vermählen.

Daß Ludwig die Stadt verlassen, machte zwar einen tiefen Eindruck, aber noch brach es den Mut von Männern nicht, welche das, was sie begonnen, nun auch ausfechten wollten, und die selbst von einer freiwilligen Unterwerfung nichts Gutes zu erwarten hatten, da sie die Rachelust der stolzen Geschlechter kannten. Nebenbei verhieß Pinzenau noch alles vom Herzog Stephan, welcher, seinem Bündnisse treu, die Stadt jeder Zeit schirmen werde; aber auch die Hoffnung auf Ludwigs Vater ging verloren, als des Burggrafen rastloser Eifer im Dezember des Jahres 1402 zu Freising einen Vergleich zustande brachte, wonach den Herzogen Ernst und Wilhelm Bayern-München zufiel, und Herzog Stephan den Teil von Bayern-Ingolstadt erhielt, den er schon früher von der gemeinschaftlichen Regiegierung besessen hatte.

Der Ingolstädter fügte sich; denn, obwohl er herrschsüchtig war, hatte doch die Klugheit größere Macht über ihn, als daß er es versuchte, den Vergleich umzustoßen.

Man kann sich denken, welche Bewegung das neue Ereignis, als es kund ward, in München verbreitete; die Stadträte versammelten sogleich die Zunftführer und eröffneten ihnen die Botschaft; sie erschreckte, aber entmutigte dennoch nicht. Die Zünfte entschlossen sich, die Sache auf das Äußerste zu treiben; man verwarf jeden Vergleich und rüstete sich zu einer verzweifelten Gegenwehr. Nochmals war die Flamme heldenmütiger Begeisterung und hingebenden Gemeinsinns in der Brust der meisten aufgelodert; jedoch bald erlosch dieser Funke wieder, erstickt von der Kälte, womit so mancher und voran allen der Stadt-Bürgermeister selbst, der sich bereits heimlich der Partei der Münchener Herzoge zugewendet, an dem allgemeinen Wesen teilnahm.

(Schluß folgt.)

Soldatenwerbungen im vorigen Jahrhundert.

Nach den Akten im Stadtarchiv von Augsburg bearbeitet von A. Baeß, kgl. Major a. D.

(Fortsetzung.)

Wenn auch Wagner in preußischen Diensten sei, so habe er dort freien Gang und Handel, während er scharf eingeengt sei. Er könne weder sein Hauswesen besorgen, sein Kind, und seine Freunde und Verwandten nicht sehen und seinen Geschäften nicht nachgehen. Er käme in Schaden und Nachteil, würde nahrungslos, während Wagner nicht das Geringste einbüße, da er keinen Heller von zu Hause habe. Derselbe habe jetzt mehr Sold als sonst Lidlohn. Wenn Wagner bei der Garde in Potsdam ist, hat er nicht alle 5 Tage 30 Kreuzer, sondern 10, 15 auch mehr Thaler per Monat. Jener hat also Profit, er habe Schaden, und doch solle er sich selbst beköstigen und könne sich doch nichts verdienen. Bis jetzt habe er sich durch die Advokatie bitter genug ernährt. Er protestiere hiermit gegen alle schon verursachten und noch kommenden Schäden.

Zuvörderst bitte er, seines Arrestes entlassen zu werden, wenn nicht, möge man ihn und seine Familie anständig unterhalten. Der Wagner könne auch freiwillig bei den Preußen Handgeld genommen haben und möge vielleicht wegen des guten Soldes und Pflege gar nicht zurück. Man möge ihm erlauben, sich wegen des Falles brieflich erkundigen zu dürfen, um Klarheit in diese Sache zu bringen.

Von geringer Wichtigkeit sind die Aussagen der Magd des Closterpaur. Sie konnte ihren Herrn nur in Gegenwart der Wache sprechen und von ihm befragt werden. Es handelt sich um das Schreiben an Kapitän v. Salmuth. Die Magd bejaht, dieses Schreiben und jenes, worin Closterpaur um Geld ersucht, erhalten und übermittelt zu haben.

Kurfürstliche Durchlaucht in München war trotz alles Bittens des Closterpaur nicht zu erweichen. Vom 24. Oktober

datiert, kam ein Schreiben vom München nach Augsburg, des Inhalts, daß Closterpaur so lange und viel und scharf festgehalten werden soll, bis er den malitiös entführten Wagner herbeigeschafft habe, auch soll Closterpaur befragt werden, was und wie viel er den beiden in Landshut in Verwahr gehaltenen zwei Offizieren gegeben und was er weiters versprochen habe.

Closterpaur erwidert auf Befragen mit der Bitte, sich des andern Tages schriftlich verantworten zu dürfen. Er glaube auch, daß seine letzte Protokollaussage noch nicht zu Handen von Kurfürstlicher Durchlaucht gekommen sei, worin er sich aber irrt. Es war alles schleunigst nach München geschickt worden.

In seiner Rechtfertigungs- und Bittschrift, datiert vom 30. Oktober, bringt Closterpaur folgendes vor:

Dem Fähnrich Pongratz in Landshut habe er weder Geld gegeben, noch versprochen.

Fähnrich Koller hat über das Spezifizierte nichts empfangen und wurde ihm auch nichts versprochen.



Hauptmann Freiherr Karl v. Gravenreuth. (S. 321.)

Nach diesen kurzen Äußerungen wird er unverschämt und sagt:

Sehr wundern muß es ihn, was die Stadt Augsburg bei seiner Arretierung für Principia festhält. Weil der Kurfürst ein mächtiger Nachbar sei, gehe man ihn an Handen. Also Macht geht über Gerechtigkeit! Er mache sich daher einige egard auf seinen Herrn, den König von Preußen, und auf ihn selbst. Aber Se. Majestät von Preußen habe einen langen Arm, so daß dessen Hand wohl nach Augsburg langen dürfte. Das Prinzip der Stadt wird sie in Konflikt mit dem König von Preußen bringen, für den er übrigens alles gern, ja auch den Tod erleiden wolle.

Noch am selben Tage, 30. Oktober, sendet der Inhaftierte durch den Amtsbürgermeister eine zweite Schrift an den Rat, worin er ersucht, man möge ihm alle gegen ihn während seines Arrestes erlaufenen Akten in copia geben, damit er diese Angelegenheit an den König von Preußen senden könne. Se. Majestät wird seine, des Closterpaurs, Sache ausfechten und ihm zur Satisfaktion verhelfen. Auch bitte er um seine Schriften und Bücher, damit er noch einige Angelegenheiten, die er von dem hiesigen Staat als erste Instanz abzuthun hat, bereinige, einen Anwalt bestelle für Sachen, die er im Arrest nicht selbst erledigen kann. Der Weg Rechtens könne niemand verwehrt werden, und jeder muß sich verteidigen dürfen. Die Stadt Augsburg habe ihn ferner anhalten lassen, weil er einen hospitalischen Unterthanen für den Herzog zu S.-C. angeworben, weil dieser für Preußen zu klein gewesen wäre. Er wurde angehalten, diesen wieder frei zu geben, dies habe er gethan. Das Handgeld habe der Kerl zwar beim Amtsbürgermeister hinterlegt, aber nicht die aufgewandten Kosten.[1]) Er hoffe, wenigstens die hinterlegte Barschaft zu erhalten.

Schon am gleichen Tage wird an Kurfürstliche Durchlaucht nach München Bericht erstattet unter Beilage der Protokolle und Memoration des Closterpaur und ersucht, Durchlaucht möge responsieren, wie es mit der Verköstigung des Closterpaur stehe, dieser habe kein Vermögen und nähre sich nur dürftig mit der Advokatie. Auch scheine derselbe bei Sr. Maj. von Preußen Assistenz zu suchen und bittet deshalb die Stadt, die Sache in den Weg zu richten, damit sich der Rat nicht die Ungunst Sr. Majestät von Preußen zuziehe. Am nächsten

¹) Unter aufgewandten Kosten sind die Nebenausgaben für die Unteroffiziere und Sergenten zu verstehen, die neben ihrer Löhnung noch Geld für Fahrten, Spaziergänge, Wirtshausbesuche, Regalierungen nötig hatten. Jeder Werbeoffizier schickte monatlich eine Konsignation für diese Ausgaben ein.

Tage, 31. Oktober, schickt Closterpaur ein langes Memorial an den Rat, worin er sich über seinen engen Arrest bitter beschwert, man könnte glauben, er sei ein großer Übelthäter und nicht ein kgl. preußischer Offizier. Auch habe man ihm seinen Degen durch einen Gefreiten abfordern lassen, aber den gebe er nicht her, eher sein Leben. Seinem Dienst als preußischer Werbeoffizier könne er nicht nachgehen, Briefe werden durchgelesen und aufgehalten. Auch die Fürsprache des Pflegers, Herrn v. Stetten, sei umsonst gewesen. Sein Patent halte man für verjährt. Es geschehe ihm härter als Durchlaucht von Bayern wolle. Es scheine, die Stadt Augsburg lege eine Gehässigkeit wegen der preußischen Werbungen an den Tag. Er habe den geworbenen Wagner nicht hintergangen. Weil er auch in Kurbayern geworben und nicht allein in Augsburg, deshalb verfahre man so streng gegen ihn. Man thue ihm allen Tort an, aber an Se. Majestät von Preußen habe man nichts berichtet.

Dieses Thun möchte die Stadt nach Überlegung nicht wohl verantwortlich finden. Im Reich sei z. B. eine große und weitläufige Konfusion, durch den Fall Closterpaur könne noch Ärgeres entstehen. Dadurch, daß er auch Advokat sei, glaube er, seine Lieutenantsstelle nicht zu entehren. Der Advokat werde einem Offizier gleich geachtet, weil es einem Soldaten wohl ansteht, wenn er zu mehrerem verwendet werden kann. Als preußischem Offizier könne ihm wegen des Wagner die Stadt nicht das mindeste in den Weg legen. Weil ihm aber mit anderer Unglück — er meint die beiden verhafteten bayerischen Offiziere — nicht geholfen ist, will er jetzt wahrheitsgemäß darthun, wie sich die Angelegenheit mit dem Hüterssohn zugetragen hat.

Er habe gemäß seines Werbepatentes den Wagner in Ordnung als preußischen Soldaten engagiert, aber nicht direkt, sondern so, daß ihm der Kerl auf sichern Grund und Boden eingeliefert wurde.

Dafür habe Closterpaur für Fähnrich Koller einen Wechsel im Betrage von 500 fl. ausgestellt, den er, als Wagner abgeliefert war, einlöste. Auch bekam Koller überdies noch ein Pferd mit Sattel und Zeug als Präsent, was er durch Dankbriefe beweisen könne. Diese Aussage des Closterpaur wollte man in München haben, da der Thatbestand dort schon bekannt war.

Closterpaur glaubte nicht, in Gefahr zu kommen, da ihm diese Leute, nämlich Wagner und Schweiger schon vor einem halben Jahre angetragen wurden, und Geld verlangt wurde, um sie in preußische Dienste zu bringen. Die beiden bayerischen Offiziere hätten eine Kaution von 100 Thalern aufgerichtet, daß ihm in Bayern nichts passiere bei Anwerbung. Dies könne er durch einen Augsburger Bürger beweisen. Ja der bayerische Offizier — es ist dies Fähnrich Koller, sein Vetter, den er jetzt so in die Tinte reitet — habe ihn in Augsburg abgeholt und begleitet. Der König von Preußen wird rechtmäßig angeworbene Leute nicht mehr hergeben oder sich abzwingen lassen. Der König wird sich jetzt schlechte Hoffnung machen, daß er die ihm von Augsburg versprochenen zwei großen Leute wirklich bekommt. Er bitte wiederholt, daß man ihn des Arrestes entlasse und ihm für alle Schmach, Kosten, Versäumnis genügend Satisfaktion gebe. Es werde alles dem König, seinem Herrn, berichtet werden, was auch vom Kapitän v. Salmuth, mit dem sich Closterpaur trotz aller Vorsicht durch seine Magd in Korrespondenz zu setzen wußte, besorgt wurde.

Man könnte sagen, mitten in den Akten erscheint ein Schriftstück, welches der Sache ein ganz anderes Aussehen gibt und die Spitzfindigkeit des Closterpaur in helles Licht setzt. Es ist dies ein Brief des Fähnrich Koller de Kallegg vom 26. August 1731. Dieser schreibt u. a. Sogar die Stabsoffiziere des Regiments in Landshut wissen von der Werbung in Altdorf. Der Vater des Gg. Wagner ist zu Gericht gegangen. Fähnrich Koller hat dort das Feuer durch ein Geschenk an die Frau Gerichtsschreiberin gedämpft. Er werde jetzt angehalten, weil er den Wagner zu einem Heiducken beschwatzt habe. Er, Koller, ersucht, ein Certifikat durch den Überbringer des Briefes zurückzusenden. Er bitte, ihn nicht sitzen zu lassen, indem er sonst sicher kassiert werde. Anbei sende er Konto für seine gehabten Auslagen und erwarte sicher die Bezahlung und keine Unerkenntlichkeit und dadurch Beförderung seines Unglücks.[1])

Konto,

was ich wegen gestellten Heiducken von meinem Herrn Vetter Closterpaur zu fordern habe.

Versprochener Massen über extra Unkosten 100 Ducaten, gleich	416 fl. 40 kr.
Baar vorgeschossen	70 fl. — kr.
Für das Gefährt am ersten Tag nach Altdorf	1 fl. 45 kr.
Per Post von Landshut nach Freysing . .	4 fl. 30 kr.
Von da mit Lohnfuhrwerk zurück . . .	3 fl. 15 kr.
Was Fähnrich Pongratz der Mutter des Wagner gegeben	3 fl. 20 kr.
und des kleinen Stalljungen seinem Vater	1 fl. — kr.
Dann habe ich wegs des von Altdorf zu Verhör genommenen Amtmanns zu Gericht gehen müssen und Unkosten	2 fl. 12 kr.
Dem Gerichtsschreiber seiner Frau ein Geschenk von 2 Max'dor, gleich	13 fl. 20 kr.
Von Landshut dem Herrn Vetter entgegen zu fahren für Lohnfuhrwerk	3 fl. 15 kr.
Dort abzuwarten und Unkosten gehabt . . .	5 fl. 14 kr.
In der Nacht per Post zurück	4 fl. 30 kr.
Summa	529 fl. 1 kr.

Das ist also der Wechsel von 500 Gulden, den Closterpaur einlöste. Am 2. November wird die von Koller eingelaufene Rechnung sowie Brief und das mit Closterpaur aufgenommene Protokoll nach München gesandt. Des andern Tags bittet Closterpaur in einem Schreiben wiederholt, man möge ihm doch seine Akten und die seiner Parteien zukommen lassen, um die Angelegenheit betreiben oder betreiben lassen zu können. In einem andern Schreiben am selben Tage ergeht er sich in Beschimpfungen des Rates und wirft ihm Parteilichkeit u. a. vor. Ja, es kommt am gleichen Tage noch eine Beschwerdeschrift an den Geh. Rat, worin es heißt, Kapitän v. Salmuth habe Monatgelder — 170 fl. — für ihn,

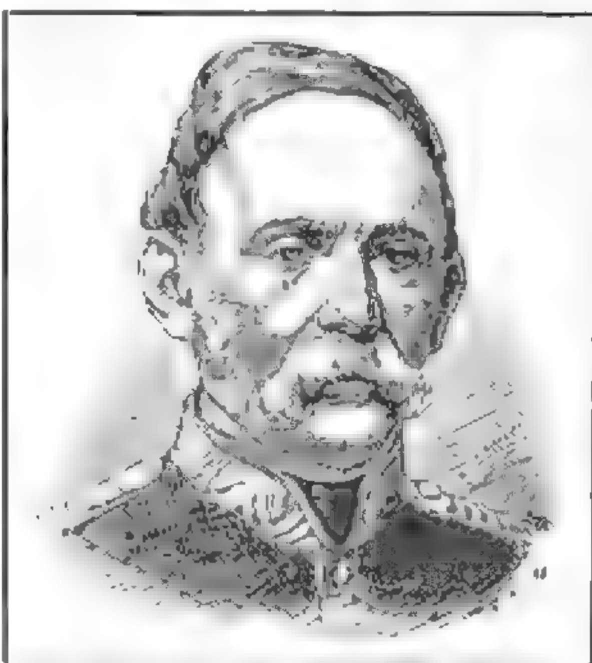
[1]) Das Unglück trat auch ein. Aus der Geschichte des 15. Inf.-Regiments (den Stamm dieses Regiments bildete das Baron Valaisische Regiment zu Fuß) ist ersichtlich, daß Koller 1732 kassiert wurde. Pongratz starb als Oberlieutenant 1736 in Burghausen.

aber, da er seiner Pflicht als preußischer Werbeoffizier nicht nachkommen könne, käme er nicht zu seinem Monatgeld, und Werbegelder dürfe er nicht angreifen. Er sei schon beim Wirt der Patrizierstube stark in der Kreide und müsse für sein kleines Kind und seine Magd sorgen. Er bitte, daß ihm der Rat einen Vorschuß gebe à conto seines Gehaltes von 55 Thalern monatlich, oder, daß seine Schulden gezahlt und sein Kind standesgemäß unterkomme. Der Magistrat faßt hierwegen keinen Beschluß, sondern sendet die Schriften am 8. November nach München und fragt an, wie es mit der Beköstigung des Malefikanten gehalten werden solle.

Nun kommt am 10. November ein Schreiben des Prinzen Leopold von Dessau, damals schon der alte Dessauer genannt, nach Augsburg, worin er ersucht — das Schreiben ist datiert: Gardelegen, 24. Okt. 1731 — ihm den Grund der Arretierung des kgl. preußischen Lieutenants v. Closterpaur anzugeben, indem derselbe wie Hauptmann v. Salmuth zu seinem Regiment gehöre und auf Werbung kommandiert sei.

Daß Closterpaur wirklich beim Wirt der Patrizierstube in der Kreide sitzt, beweist eine Rechnung des Christian Mausilen, die derselbe an den hohen Rat sendet — der Betrag ist 28 Gulden 4 Kreuzer — und um Bezahlung bittet.

Es wird jetzt die Sache etwas kritischer. Nämlich, am 10. bzw. am 11. November schreibt der bayerische Landrichter von Friedberg, er habe vom Hofkriegsrat in München den Auftrag, den Closterpaur nach München in den Taschenturm einzuliefern; er werde deshalb am kommenden Erchtag (Dienstag), den 13. ds., früh 7 Uhr, den genannten mit vier Reitern auf der Lechbrücke in einer Chaise erwarten.


Graf Casimir v. Gravenreuth, Generallieutenant. (S. 321.)

Am gleichen Tage lief auch ein kurfürstliches Schreiben ein, worin um Überlieferung des Closterpaur ersucht wird, da sich derselbe noch weiterer Verführung von Landeskindern schuldig machte und nach Gerechtigkeit bestraft werden solle. Daß Closterpaur wirklich noch Leute angeworben — einen Joh. Egger von Machtlfing und Emmeran Schmid von Erling — berichtet der Stadtbaumeister Egger in Weilheim und setzt bei, diese beiden seien zu einem Closterpaur, einem verdorbenen Kaufmann nach Augsburg gebracht und von da weiter, nämlich zu den Brandenburgern verhandelt worden; am Schluß sagt Egger, daß der Closterpaur dem Lande Bayern höchst schädlich sei. Der hohe Rat von Augsburg saß jetzt zwischen zwei Stühlen, dem Kurfürsten von Bayern und dem Könige von Preußen. Nach München abliefern, wo wegen Beköstigung gesorgt wurde, oder nicht, um in keinen Konflikt mit Preußens König zu kommen! Man fing an, zu lavieren, wollte es jedem recht machen und — nun wir werden es am Schluß sehen.

Es wird also am 12. November nach München und Friedberg geschrieben, man möge mit der Überlieferung des Closterpaur noch an sich halten, man habe gerade kein Bedenken gehabt, aber Kurfürstliche Durchlaucht habe die Schreiben vom 3. und 8. November noch nicht erhalten, anderseits sei ein Schreiben des Prinzen Leopold von Dessau eingelaufen, der gegen die Auslieferung express protestiere. Auch wisse dieser Prinz nicht, warum Closterpaur arretiert sei. Derselbe gehöre wie Hauptmann v. Salmuth zu seinem Regimente und sei auf Werbung kommandiert.

Weiter fügt der Geh. Rat die Ausrede bei: Closterpaur habe sich noch nie als Offizier in preußischen Diensten legitimiert, sondern als Bürger und Advokat. Kurfürstl. Durchlaucht möchten es nicht ungnädig aufnehmen, wenn mit Ablieferung noch gezögert werde. Man bittet um weitere gnädigste Entschließung. Dem Häftling dagegen schreibt der Magistrat, er könne nicht für seine Schulden und Verköstigung aufkommen, er möge sich in seinen Ausgaben reduzieren.

Daß die Magd des Closterpaur Schreiben hin- und herträgt, und der Amtsbürgermeister Amann dies nicht hindern kann, bringt diesen beinahe um seine Stellung. Nun wird der Magd im Betretungsfalle ernstliche Strafe angedroht; auch die Bitte des Hauptmanns v. Salmuth, den Closterpaur sprechen zu dürfen, wird abgeschlagen. Ebenso später den Kreishauptleuten Langenmantel und Welser.

Mittlerweile belaufen sich die Schulden desselben auf 263 Gulden 20 Kreuzer, was er dem Rat anzeigt. Zugleich fügt er an, er habe alles seinem gnädigsten Herrn, dem König von Preußen berichtet, der werde bewirken, daß er seines schimpflichen Arrestes entlassen und Satisfaktion erhalten werde. Auch werde sich Se. Majestät den Schimpf nicht gefallen lassen, der ihm durch Arretierung eines seiner Offiziere angethan sei. Der Fähnrich Koller hatte den Wagner geworben, ihn nach Augsburg gebracht, da habe er ihn erhandelt. Das Schreiben des Prinzen Leopold müsse dem Rat doch die Augen geöffnet haben und Augsburg hätte triftige Gründe, sich mit dem König von Preußen gut zu stellen, ihn also des Arrestes zu entlassen; der Kurfürst von Bayern werde es ihnen nicht verargen.

Nachdem der Wirt der Patrizierstube, Mausilen, an Closterpaur geschrieben, daß der Magistrat nicht für Schuldentilgung haftet, so teilt er mit, daß er auch nichts mehr geben könne. Dies bringt den Arrestanten arg in Harnisch. Ganz entkräftet schreibt er, wie man mit ihm verfahre, sei unverantwortlich, einer der Leib und Leben verspielt, würde nicht so eng und hart gehalten. Es scheine, man wolle Komödie mit ihm spielen. Erst fordere man eine Schuldenkonsignation, dann sagt man, er bekomme nur Arrestantenkost, und jetzt gar nichts mehr. Nicht einmal seine nächsten Anverwandten lasse man zu ihm 2c. 2c. Man sage, er habe sich gegen Bürgermeister v. Imhof verfehlt, das sei falsch. Imhof habe einen Haß auf ihn, desgleichen die Frau des Geh. Rates v. Rehling, die mit anderen aussage, Closterpaur habe ihren Vetter, Fähnrich Koller, verführt.

Diese Philippika scheint gewirkt zu haben, denn am 26. November erhält Mausilen den Auftrag, den mittlerweile erkrankten Closterpaur mit einer mittleren Kost auf Ratsrechnung zu verpflegen. Am selben Tage berichtet der Medicus Dr. Sebastian v. Bingen, daß Closterpaur wirklich krank sei,

wenig Appetit habe, am Leib abnehme, Zwicken im Magen und Bluterbrechen habe. Er brauche in der Kost auch einige Abwechslung.

In München kann man sich zur Freilassung des Closterpaur nicht entschließen, im Gegenteil das kurfürstliche Schreiben, welches am 4. Dezember in Augsburg eintrifft, besagt, daß man trotz König von Preußen und Prinz Leopold auf der Auslieferung beharrt. Was Atzung und Unkosten des Closterpaur anlangt, wird seinerzeit gehörige Resolution erteilt werden. Der Ausantwortung werde Magistrat wohl keine ferneren Hindernisse entgegensetzen. Auch der Landrichter von Friedberg kündigt wieder auf Befehl an, daß er mit Wagen und Reitern den gefährlichen Menschen an der Lechbrücke früh 7 Uhr erwarte.

(Schluß folgt.)

Die Jachenau.

Von J. Minutti.

Auf dem Ostgipfel des wegen seiner leicht gangbaren Wege und des prächtigen Fernblicks immer besuchten Herzogstandes schauen wir über den dunkeln, ernsten Walchensee zu zahlreichen Bergen hinüber, die ein langgedehntes Thal eingrenzen, welches jeder Freund des bayerischen Oberlandes als die Jachenau kennt. Sie beginnt bei Fahrenbach am östlichen Seeufer und reicht bis hinauf nach Länggries.

Wenn man nicht mit Unrecht, Bayerischzell am Fuße des Wendelstein als den Mittelpunkt und den Inbegriff echt oberländischen Thuns und Lebens preist, so muß als die zweite Heimstätte echter alter Bergessitte die Jachenau in Geltung bleiben. Dort finden wir den arbeitsamen, bedürfnislosen Holzknecht in urwüchsigster Kraftgestalt; der Wilderer, scharf an Auge und Mut, geht auch auf den schwindligsten Steigen der Beute nach, kernfrische Mädchen — so wie unser Bild sie zeigt — thun sich in dem sauber gehaltenen Hause um, schmücken Laube und Fenster mit Nagerln und Goldlack und lassen in den ruhigen Abendstunden Zitherschlag, Lied und Juhschrei ertönen, daß es an den Bergwänden hallt.



Jachenauertracht in den dreißiger Jahren.

Der Künstler, der Dichter, der wahre, echte unverfälschte Vorbilder aus den Bergen holen will, sucht dazu mit Vorliebe die Jachenau auf.

Die in diesem langen weiten Thal spärlich verstreuten Ansiedelungen reichen in ein hohes Alter zurück und hängen eng mit dem Kloster Benediktbeuern zusammen, welches samt der Kirche im Jahre 742 unter Papst Zacharias und Herzog Thassilo durch den hl. Bonifazius eingeweiht wurde.

So erzählt uns Pfarrer Lindermayr in seiner verdienstvollen Schrift über die Jachenau und berichtet weiter: In des Klosters Umgebung wurde das Land eifrig kultiviert, und die nachfolgenden Äbte des Stiftes folgten hierin werkthätig ihren Vorgängern; Abt Conrad dehnte die Kulturbestrebungen auf die zum Stift gehörigen Gebirgsthäler aus, wie dann seine Nachfolger Holzarbeiter dorthin entsandten, welche anfangs vom Kloster Nahrung und Unterstützung bekamen.

Dieser Kulturfleiß wurde 1185 namentlich auf das walddichte, wilde Thal, welches dazumal Nazareth hieß, verwendet. Erst später erhielt es den Namen Jachenau, von dem Flüßchen Jachna, welches vom Walchensee kommt und bei Länggries von der Isar aufgenommen wird. Die im Lohn des Klosters stehenden Arbeiter bauten sich alsbald in jenem Thale die sog. Holzerhütten, deren erste beim nachmaligen „Kriener am Berg“ gestanden haben soll.

Diese Mannen säumen nicht, ihre Holzerhütten mit einem „Gartl“ zu umgeben und allerhand Blumen darein zu pflanzen, die dann wieder an Sonn- und Feiertagen als Hutschmuck den „Büschl“ lieferten, wenn zum Gottesdienst nach Benediktbeuern gewandert wurde. Auch etwas Gemüse wurde angebaut, und der Abt feuerte den Kultursinn durch Schenkung einiger Kühe und Schafe noch besonders an. Es wurden für Sommergetreide Äcker, sog. Neubrüche mit Saaten aus den Getreidekästen des Klosters angebaut, und es war erhebend, als die für ihren Fleiß belohnten Thalbewohner nach günstigem Wachstum ihr erstes Erntedankfest begingen.

Ein starker Menschenschlag gedieh im Thal der Jachenau, der sich blühend fortpflanzte, als das Kloster die Erlaubnis zum Heiraten und Ansässigmachen gab und den Leuten ein, wenn auch beschränktes Eigentumsrecht, ein Nutznießungsrecht auf den durch ihre Mühen kultivierten Grund und Boden verlieh, wie zu den Ansiedelungen auch Bergteile gelegt wurden.

Außerdem wies das Kloster die sog. Gemeindewuhrwaldungen an, in welcher das nötige Holz zu Wasserwuhren an der Jachna, zu Brücken u. dgl. geschlagen werden durfte.

Alsbald ließ das Kloster Benediktbeuern seinen Holzknechten in Nazareth eine Kapelle bauen für den Fall, daß sie im Sommer wegen zu heftigen Regens oder im Winter wegen zu starker „G'wahten" den Weg bis Benediktbeuern nicht zu machen vermöchten.

Auf Wunsch des Bischofs Udelschalk von Augsburg wurde 1192 diese Kapelle in eine Kirche umgebaut, in welcher zu bestimmten Zeiten ein Pater aus dem Kloster des heiligen Amtes waltete. Auch eine Mahl- und Sägemühle baute das Kloster, ebenso ein Wirtshaus und ließ Fahr- und Fußwege verbessern, was denn auch an einzelnen Stellen Ansiedelungen bewirkte.

Mit der Mehrung der Bewohner blieben auch die Streitigkeiten nicht aus. Die zum Kloster Benediktbeuern und zu jenem in Schäftlarn gehörigen Bauern stritten wegen Teilung von Grund und Boden. Lange dauerte der Streit und wurde erst unter dem vortrefflichen Pfleger von Tölz, Kaspar Winzerer, glücklich entschieden und beendet. (1457.)

Im Jahre 1582 machte Abt Johannes Benedictus mit dem Kloster Schlehdorf einen Tausch; am Walchensee tauschte er das kleine Landhäuschen am Urfeld ein, wo hernach der Klosterjäger von Benediktbeuern wohnte; unter dem Abt Magnus wurde es zu einem Soldanwesen umgewandelt. Der letzte Klosterjäger von Benediktbeuern zu Urfeld war bei Aufhebung des Klosters (1803) Wolfgang Heiß, welcher dann Forstwart wurde und 1847 im Ruhestande verstarb. Der jeweilige Jäger von Urfeld hatte auch die Verbindlichkeit, öfter im Walchensee die Insel, Sassau genannt, in einem eigens hierzu gebauten Bretterschiff zu besuchen.

Auf jener Insel entstand 1704 ein Holzbau zum Schutz der Klostergeistlichen und ihres Besitzes.

Die Isarwinkler stahlen auf dem Benediktbeuernberge gern und viel Holz, was ihnen unter Herzog Ernst 1313 streng untersagt wurde. Als sich aber in späteren Zeitläuften dieselben Gelüste wieder geltend machten, wurde 1639 ein Forstwarthaus am Ochsensitz gebaut; das brachte Besserung.

Im Jahre 1681 drangen Müller und Sägmüller von München darauf, daß die Jachenauer Bauern einen niederen und bestimmten Holzpreis feststellen sollten. Die Jachenauer gaben die sehr kluge Antwort, daß sie damit vollkommen einverstanden seien, wenn hierauf nur auch in München um einen wohlfeileren und immer bestimmten Preis das Getreide gekauft werden könnte. Das Holz könne nicht wohlfeiler werden, wenn nicht auch der Getreidepreis herunterginge!

Zur selbständigen Pfarrei ward Jachenau unterm 16. Januar 1806 erhoben.

Der Jachenauer Hauptbeschäftigung und vorzüglichster Nahrungszweig ist, wie wir gesehen, die Holzarbeit, die auf steilen Bergen verrichtet werden muß und viele Unfälle mit sich bringt.

Der Winter dauert im Thal der Jachenau lange, ist er aber weg, dann geht das Wachstum rasch. Obst gibt es wenig, aber Erbsen und (weiße) Bohnen gedeihen, wie auch Bienenzucht gepflegt wird.

Die Tracht der Jachenauer nähert sich jener der Tyroler; die im reinen Gebirgsstil gebauten Häuser mit ihren flachen Legschindeldächern, Rebenumrankungen, Laubengängen und buntfarbigen frommen Bemalungen zeigen Reinlichkeit und auch Wohlstand.

Karl Stieler, der genaue und viel zu früh dahingegangene Kenner des bayerischen Berglandes, sagt über die Jachenau:

„Es ist ein langes waldiges Thal, das eintönig wäre, wenn ihm nicht der vollendete Gebirgscharakter und der echte uralte Schlag seiner Bewohner Reiz verliehe. Durch die letzteren ist es fast zum Prototyp des bayerischen Hochlandes geworden; wo man von alter Bergessitte spricht, denkt man zuerst an diese Stätte und wenn Peter Heß oder Bürkel bayerische Bauern malten, dann waren sie fast immer in der Jachenau daheim.

Auch die Tracht hat sich dort besonders gestaltet, sie ist komplizierter, man möchte fast sagen, altmodischer als in den übrigen Teilen des Gebirges. In den früheren Zeiten trug man lange Röcke von grünem Stoff mit gelber Naht, die Hüte hatten breite Krempen mit breitem Bande, und wenn auch jetzt die ‚Mode' leichtfertiger wird, so finden sich doch noch reichliche Überreste der Vorzeit.

Fast niemand zog aus diesem Thale weg, weil es allen dort wohl erging, und fast niemand ließ sich neu dort nieder, weil ihm die alten Ansiedler fest geschlossen gegenüberstanden. Wer ein Weib begehrte, fand es daheim, und so lebte die ganze Bewohnerschaft wie eine einzige große Familie. Trotz dieser Umstände degenerierte die Bevölkerung keineswegs, sondern erhielt ihren Schlag vielmehr in Echtheit und Frische; denn man sah hier strenger auf Mäßigkeit und gute Sitte, als manchmal irgendwo anders.

Wenn man das Thal entlang geht, das von der Jachna, jetzt Jachen, durchströmt wird, so kommt man vielleicht nach einer Stunde an die erste Wohnstätte. Ein Dorf kann man es nicht nennen, denn neben dem Wirtshaus und der Kirche stehen höchstens drei bis vier Häuser, die mit geschnitztem Altan umgeben und mit einem frommen Reime geziert sind. Hier ist der Mittelpunkt für die geistlichen und leiblichen Freuden dieses Erdenthals; wenn eine Hochzeit gefeiert wird, wenn man eine Leiche zu Grabe trägt, versammelt sich hier die Gemeinde.

Auf der ganzen Strecke von fünf bis sechs Stunden liegen nicht mehr als 36 Häuser. Wo die Menschen so recht auf einander angewiesen sind, da müssen sie auch innerlich sich enger aneinander anschließen und deshalb ist es kein Wunder, wenn ihre Sitte einfach und ihr Herz getreu bleibt.

Niemals aber geht diese Einfachheit in Roheit oder Unbildung über, denn die paar Rekruten, die etwa nach München müssen, können allzeit vortrefflich lesen und schreiben, und auch jene, die daheim bleiben, wissen mancherlei von der Welt, ohne daß sie dieselbe gesehen haben.

Das zweite Wirtshaus, das auf der andern Seite des Thales steht, heißt ‚Zum Bäcken'. Von dort ist's nicht mehr weit nach Länggries, das am Fuße der Benediktenwand und am Ufer der Isar liegt."

Kein Naturfreund, kein Freund genußvoller, still-einsamer Gebirgswanderungen soll versäumen, einen Gang durch die Jachenau zu thun. Und hat er's einmal gethan, er wird gern wiederkommen! ...

Nur mache diese Wanderschaft nicht im heißen Hochsommer, sondern im Frühjahr oder Herbst. — Das Frühjahr bietet dort Bilder von entzückender Schönheit. Wenn auf den Berghängen das erste helle Grün mit den gelben Schlüssel-

blumen und weißen Schneeglöcklein auflebt, wenn auf den Höhen das Schwarz der Tannen milder wird, wenn die Kirschbäume sich in weiße Blüten hüllen, wenn von dem Bergstock der Benediktenwand die eisigen Wasser zum Thal zu fließen anfangen, dann ist die Zeit gekommen, in der milden Sonne beim lustigen Rauschen der Jachen in deren neu erwachtes Thal zu wandern.

Nicht geringere Schönheiten zeigt uns dort der Herbst, in welchem die Jachenau noch einmal ihr glänzendstes Festgewand anlegt. Da leuchten die Matten und Hänge mit einem Schimmer von Grün, als wollten eben die ersten Spitzen aus der Erde dringen; die Laubwaldungen prangen dann in einem unnennbaren Farbenspiel und über den mit dem Neuschnee eingedeckten Feldgraten wölbt sich der Himmel im reinsten mildesten Blau. Das Bett der Jachen ist um jene Zeit leer kaum hörbar fließt ihr spärliches Wasser nach Länggries hinaus. Das ist der immer fröhliche sang- und klangreiche Ort, an welchem der Jachenauer Wanderer sich zur Rast setzt.

Die Gravenreuths.

Von Heinrich Leher.

Endlich haben auch wir in fremden Weltteilen Fuß gefaßt. Man rechnet Afrika zur Alten Welt, und dennoch ist es der jüngst erschlossene Teil der Erde. Wir sehen an ihm sich Ereignisse vollziehen, welche der Erschließung Indiens, Amerikas ähneln. Die Anfänge sind klein und dünken wenig lohnend; wer vermag jedoch das Ende zu ahnen. Als das erste englische Banner in Ostindien aufgepflanzt wurde, dachte niemand, daß diese Flagge einst über das ganze unermeßliche Reich herrschen würde. Doch nicht diese Betrachtung soll es sein, welche uns hier beschäftigt; wir wollen zunächst nur der Freude Ausdruck geben, daß unter den deutschen „Conquistadoren“, so nannten die Spanier ihre heldenhaften Kapitäne, welche Indien und Amerika der Krone Hispaniens beifügten, auch bayerische Namen in erster Linie strahlen. Ist es ja Eigenart des bayerischen Stammes, daß, wo nur immer des Reiches Sturmfahne weht, das bayerische Schwert ihr todesmutig Bahn bricht. Es ist vor allem dem 3. kgl. bayerischen Infanterie-Regiment die Freude zu teil geworden, zwei Offiziere, unter den „Afrikanern“ zu wissen. Der eine ist Dr. K. W. Schmidt, Reservelieutenant des 3. Infanterie-Regiments, welcher sogar während Wißmanns Reise nach Deutschland als stellvertretender Reichskommissar in Ostafrika fungierte, der zweite ist Karl Freiherr v. Gravenreuth, Hauptmann des kgl. bayerischen 3. Infanterie-Regiments.



Werneck. (S. 323.)

Simbra mrima, den Löwen der Küste, haben ihn die Suaheli genannt, den tollkühnen Degen, den Verteidiger von Bagamoyo, den Besieger der wilden Mafiti. Um die Waffenthaten unserer braven Landsleute in ihrem vollen Maße würdig zu schätzen, ist es gut, sich zu erinnern, welch' schwere Niederlagen von denselben Stämmen die an Kämpfe und Kriege in fernen Ländern gewöhnte britische Armee im Kampfe gegen die Zulus erlitt. Die von Gravenreuth trotz ihrer Übermacht besiegten Mafiti sind ein den Zulus nahe verwandter, in Tapferkeit ihnen aber ebenbürtiger Volksstamm. Wir wollen uns dessen recht bringlich erinnern, um in uns den deutschen Erbfehler zu besiegen, das Eigene viel zu gering zu schätzen. „Simbra mrima“, der „Löwe der Küste“, diesen stolzen Namen hat sich ein bayerischer Offizier, der Sprößling eines edlen bayerischen Geschlechtes an ferner Küste erkämpft, trotzend dem Tode in der Schlacht, trotzend dem viel gefährlicheren Gifte der Fieber, der mit Hunderten von Krankheitsstoffen gefüllten Lüfte der Tropen. — Der begeisterte Empfang, den Freiherr v. Gravenreuth bei seiner Rückkehr im Heimatlande gefunden, die Auszeichnungen und Gnadenbeweise, mit welchen ihn sein Herrscher beglückt, haben ihm bewiesen, daß es auch ein dankbares Vaterland gibt, das die Verdienste seiner tapferen Söhne wohl zu würdigen weiß. Auch das „Bayerland“ will nicht säumen, seinem Landsmanne den Tribut der Bewunderung zu spenden, und es glaubt dies am besten zu thun, wenn es dem ganzen Lande erzählt, welchem Geschlechte der „Löwe der Küste“ entsprossen.

Wenn wir nach dem Ursitze des Geschlechtes suchen, so haben wir uns jenem Teile des Egerlandes zuzuwenden, der zu Ausgang des 14. Jahrhunderts vom Burggrafen Johann III. zu Nürnberg der Oberhoheit des kaiserlichen Burggrafen von Eger entrissen und dem Burggrafentum Nürnberg einverleibt wurde. Von diesem Zeitpunkte an wurde der ursprünglich die Eigenschaft eines Reichslehens besitzende adelige Sitz Gravenreuth von der Familie dieses Namens als Rittermannlehen zur gesamten Hand vom Burggrafentum Nürnberg zu Lehen

getragen. Mit den Lehnsbüchern des Burggrafen Johann III., welcher im Jahre 1398 zur Regierung gelangte, beginnt die Reihe der noch erhaltenen burggräflich Nürnbergischen Lehnsbücher und sofort treten in denselben auch die Gravenreuth als Lehenmannen auf. Ulrich Gravenreuter zu Gravenreut wird 1398 am sechsten Tage nach Pfingsten mit dem Hofe zu Tiefenbach, und sein Sohn Hans 1404 am zweiten Sonntage nach Ostern mit Tiefenbach und dem Hofe zu Gravenreuth, „der vom Reiche fürbaß geht“, belehnt. Mit obigem Ulrich beginnt die urkundliche direkte ununterbrochene Stammreihe der Familie bis auf die Gegenwart, doch kommen einzelne Glieder bedeutend früher vor. So ist ein urkundlich 1314 zu Curbalsdorf — jetzt Korbersdorf — sitzender Gravenreuter unzweifelhaft ein Vorfahre der Familie, die bis ins 17. Jahrhundert Besitzungen zu Korbersdorf hatte. Etwa um 1340 wird im Achtbuche der Burggrafen von Nürnberg, Henricus Gravenreuter, als im Streite mit Rudisch Ayngel, dem Bürgermeister der Stadt Eger, aufgeführt; auch dieser ist ein Glied dieser Familie. Der erste des Namens ist Wernherus de grauinriuth, der als Zeuge in einer Schenkungsurkunde des Grafen Gebhard von Sulzbach um das Jahr 1180 erscheint, doch ist die Abstammung der Familie von diesem, wenn nicht ausgeschlossen, so doch bis jetzt nicht nachweisbar.



Das Wappen der Gravenreuth.

Außer dem Stammsitze Gravenreuth — zwischen Eger und Wunsiedel gelegen — besaß die Familie in dessen Nähe jahrhundertelang Güter zu Tiefenbach, Haag, Korbersdorf, Seussen, Haingrün, Wöllsau, Lorenzreuth, Oberredwitz u. a., später zogen einzelne Glieder herab in die Oberpfalz, wo sie zu Trüglersreuth, Püchersreuth, Eberhardsbühl, Steinbühl, Calmreuth, Schlammersdorf, Guttenthau, Menzlas u. a. m. ansässig waren. Alle diese Güter sind nicht mehr Eigentum der Familie. Das Stammgut Gravenreuth wurde von Christian Martin von und zu Gravenreuth, brandenburg-bayreuthischem General, Geheimrat und Oberschenk, im Jahre 1739 an den Gemahl seiner Tochter Sophie Wilhelmine, den Oberjägermeister Philipp Sigmund v. Schirnding verkauft. Die Familie zog weiter nach Süden und ist z. Z. mit den ein Reichsratsfideikommiß bildenden Gütern Affing und Obergriesbach im Bezirke der Rentämter Aichach und Friedberg angesessen.

Nach Ulrich v. Gravenreuth dürfen wir als zweiten Stammherrn der Familie Johann Christof Ernst v. Gravenreuth betrachten. Er wurde geboren am 22. Mai 1674 zu Gravenreuth und erwählte sich früh das Kriegshandwerk; der Dienst in der sächsischen Leibgarde genügte seinem Thatendrange nicht, er trat in das kaiserliche Regiment Bayreuth, dessen Oberstinhaber sein Lehnsherr, Markgraf Christian, war. Johann Christof Ernst vollführte seine ersten Waffenthaten in den Schlachten und Kämpfen des spanischen Erbfolgekrieges unter den Augen des großen Prinzen Eugen von Savoyen, der den jungen tapfern Offizier in seine Gunst nahm. Die Wälle von Alt-Breisach wissen von seiner Tollkühnheit zu erzählen (9. November 1704), wenn auch der Versuch, es durch Überrumpelung, den Franzosen zu entreißen, nicht gelang. Der Schauplatz seiner nächsten Thaten ist Oberitalien, wo er am 9. September 1706 im Treffen von Castiglione in feindliche Gefangenschaft gerät, aber bald wieder befreit wird. 1718 zum Generalwachtmeister befördert, zog er im Spätherbste dieses Jahres mit dem Regimente nach Sizilien. In Milazzo bei Messina von den Spaniern belagert, fiel er dem Lazarettyphus zum Opfer am 24. März 1719; ein vielversprechendes Heldenleben hatte zu früh geendet. Mag wohl das Auge des Sterbenden im Blick von Milazzo südwärts geschaut haben, welchen Ruhm sein Nachkomme einst auf afrikanischer Erde finden werde?

Von seinen Söhnen war der ältere, Julius Ernst, der Stifter der Schlammersdorfer Linie, welche mit dessen Urenkel Moriz Carl im Jahre 1845 im Mannesstamme erlosch; der jüngere Sohn, Johann Adam, brandenburg-bayreuthischer Generalmajor und Gouverneur der Stadt Bayreuth, stiftete die Guttenthauer Linie, welche sich später in die ältere gräfliche und die jüngere freiherrliche Linie spaltete. Johann Adams älterer Sohn, Friedrich Wilhelm Erdmann, trat in königlich französische Militärdienste und starb als Kommandant des Regiments Nassau-Saarbrücken, kurz nach Ausbruch der großen Revolution 1790 zu Metz. Seine Witwe Marie-Catherine-Victoire, geborene de La Roue d'Argentieux floh, durch die Revolution gefährdet, mit ihren Kindern nach Deutschland. Ihr ältester Sohn war Carl Ernst, geb. 28. März 1771, Gesandter und nachmaliger Generalkommissar des Ober-Donaukreises, der zweite, Casimir, geb. 15. Februar 1786, Generallieutenant, ein dritter Sohn, Heinrich, starb als Major 1815 in Rußland an den Folgen einer schweren Verwundung. Diese gräfliche Linie ist mit dem Sohne Carl Ernsts, dem erblichen Reichsrate Maximilian Ernst auf Affing und Obergriesbach, am 18. Juli 1874 im Mannesstamme erloschen; dessen noch lebende Witwe, Marie, geb. Freiin v. Gise, ist die letzte des gräflichen Namens.

Von dem jüngeren Sohne des oben genannten Johann Adam Heinrich Leonhard, kaiserl. Kammerherrn, churbayr. Geheimrat und Gesandten am fränkischen Kreise stammt die jüngere freiherrliche Linie ab, welche in der Person des Maximilian Freiherrn v. Gravenreuth, Domkapitulars zu Eichstätt, eines Enkels des Heinrich Leonhard nach dem Tode des letzten Grafen von Gravenreuth die Familiengüter und erbliche Reichsratswürde an sich brachte. Des Freiherrn Maximilian jüngerer Bruder Casimir, kgl. bayr. Kammerherr, gest. 1881, hinterließ aus seiner Ehe mit Emilie, geb. Gräfin Joner-Tettenweiß, zwei Söhne, von denen ihm der ältere, Casimir, schon im gleichen Jahre mit Hinterlassung von zwei minderjährigen Söhnen im Tode nachfolgte, während der jüngere, Karl, das durch sein Verhalten in Ostafrika bekannt gewordene Mitglied der Familie ist. Des Freiherrn Karl älterer Neffe ist unter Vormundschaft Besitzer der Fideikommißgüter und nach erlangter Volljährigkeit Mitglied der Kammer der Reichsräte. Außer den Genannten sind noch die Söhne des verstorbenen jüngsten Bruders Ludwig des oben genannten Freiherrn Maximilian am Leben, nämlich Ferdinand, kgl. Offizial bei der Generaldirektion der kgl. bayr. Staatsbahnen, und Maximilian, kgl. Kämmerer und Bezirksamtsassessor a. D., 1884—1887 Mitglied des Reichstages für Aichach.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Werneck in Unterfranken. Urkundliche Belege haben wir über Schloß Werneck erst aus dem 13. Jahrhundert. Als erster Besitzer desselben erscheint Bodo v. Ravensburg. Dieses lag unterhalb Würzburg am Main.

Ritter Bodo und sein Vasall Ritter Heinrich Fuson hatten mit den Knechten Herold und Konrad in der Nacht vom 3. auf 4. Dezember 1202 den Würzburger Bischof Konrad Grafen von Querfurt meuchlings ermordet, als er sich aus der Domkirche in seinen Hof Marmorstein begeben wollte. Die Mörder flohen. Aber bald wurde über sie durch ein Schreiben des Papstes Innocenz III. vom 23. Januar 1203 der Kirchenbann ausgesprochen. Der fränkische Adel und die Würzburger Bürgerschaft hatten sofort nach vollbrachtem Morde mit gewaffneter Hand das Schloß Ravensburg erobert und geschleift, um den am Bischofe begangenen Frevel zu rächen.

Bodo und seine Helfer waren in Deutschland ihres Lebens nicht mehr sicher und eilten daher nach Rom, beim Papste die Verzeihung ihrer Missethat zu erbitten. Sie erhielten sie auch am 18. April 1203, mußten aber eine schwere Buße übernehmen. Gleich nach der Beichte beim Kardinal Hugo ließ sie der Papst einige Tage hindurch bloß mit den Hosen bekleidet und mit Weidenbüschen um den Hals öffentlich Buße thun. Dann durften sie zeitlebens nur gegen Ungläubige oder zur Verteidigung ihres eigenen Lebens Waffen gebrauchen und keine mit Pelz verbrämten oder bunten Gewänder tragen und keine öffentlichen Spiele besuchen. Nach dem Tode ihrer Frauen durften sie nicht mehr heiraten; auch mußten sie vier Jahre lang in Palästina gegen die Sarazenen kämpfen, wozu Bodo als der ältere und reichere der Mörder noch einige Männer auf seine Kosten mitzunehmen hatte. Auf der Reise nach Palästina sollten alle vier barfuß und in wollener Kleidung gehen, jährlich vor den Festen Ostern, Pfingsten und Weihnachten 40 Tage lang streng fasten, an den Vorabenden der Feste der Heiligen ebenfalls bei Wasser und Brot fasten und täglich 100 Vaterunser knieend beten. Wenn sie während ihrer Reise von Rom in ihre Heimat Würzburg kamen, mußten sie, bloß mit Hosen bekleidet und mit Weidenbüschen um den Hals in die Dom- oder Stiftskirche gehen, um sich von den Chorherren Rutenstreiche geben zu lassen, und so auch während ihres Aufenthaltes in Würzburg an den vier Hauptfesten.

Dieser strengen Buße unterwarfen sich die Mörder bereitwillig und machten auch die Pilger- und Kriegsfahrt nach Jerusalem. Ritter Bodo kehrte von da nach mehrjährigem Aufenthalte wieder nach Würzburg zurück, versehen mit Empfehlungsbriefen des Papstes. Bischof Heinrich IV. nahm ihn wieder zu Gnaden auf und beschenkte ihn, da seine Schlösser zerstört und seine Güter eingezogen waren, mit der Hälfte des Schlosses Werneck. Bodo lebte nun zurückgezogen in Würzburg und starb da am 7. April 1224 bußfertig. In der Domkirche wurde er begraben. Für Abhaltung seines Jahrtages erhielten die Domherren 32 Solidi von Bodos Allodialgut zu Opferbaum bei Werneck.

Bei seinem Aufenthalte zu Jerusalem hatte Bodo auch den kurz vorher gegründeten Orden der Deutschherren kennen gelernt und nach seiner Rückkehr in die Heimat war er für die Ausbreitung des Ordens sehr besorgt. Er schenkte deshalb dem ehrlichen Spitale zur hl. Maria des deutschen Ordens von Jerusalem sein Schloß Werneck, das nach seinem Tode auch an den deutschen Orden überging. Allein seine Schwäger Konrad v. Reichenberg und Konrad v. Schmiedefeld machten Ansprüche auf Werneck. Die dadurch entstandenen Mißhelligkeiten wurden durch König Heinrich am 4. August 1224 zu Würzburg beigelegt. Die Deutschherren traten Schloß Werneck an die Schwäger Bodos ab, erhielten dafür aber Weinberge bei Ravensburg und Gerbrunn.

Konrad v. Reichenberg aus dem Geschlechte der Wolfskel bot die ihm gehörige Hälfte von Werneck dem Würzburger Bischofe Hermann v. Lobdenburg zum Verkaufe an, der sehr gern das in Mitte seiner Diöcese gelegene Schloß annahm. Im Dezember 1250 kam der Kauf zu stande. Konrad erhielt 400 Mark Silber und eine lebenslängliche Pension. Ob die andere Hälfte des Schlosses damals schon im Besitze des Bischofs war oder erst später angekauft wurde, läßt sich nicht feststellen.

Das Dorf Werneck verdankt seine Entstehung wohl den zum Schlosse gehörigen Leibeigenen. Im Anfange dieses Jahrhunderts gab es im Dorfe Werneck nur 20 Familien, die sich aber in den letzten 40 Jahren um das Dreifache vermehrten.

Bischof Otto Wolfskel v. Reichenberg (1335—1345) verkaufte Schulden halber das Schloß Werneck 1339 an den Würzburger Domherrn Albrecht v. Heßberg um 2000 Pfund Heller, aber mit dem Rechte des Rückkaufes.

Albrecht v. Heßberg nahm am Schlosse bedeutende bauliche Veränderungen vor. Im Jahre 1348 hatte er bereits 500 Pfund Heller verbaut. Sein Stammwappen war 1525 noch an den großen Kemenaten zu Werneck zu sehen.

Albrecht wurde 1372 von einem Teile des Domkapitels zum Bischofe gewählt. Allein er unterlag seinem Gegner Gerhard v. Schwarzburg, bisher Bischof von Naumburg, der vom Papste ernannt worden war. Bei der Übergabe der Stadt Würzburg verlor Albrecht seinen ganzen Hausrat und alle Vorräte an Getreide und Wein; der Papst entzog ihm selbst die geistlichen Pfründen und Bischof Gerhard zog die dem Albrecht gehörigen Schlösser Werneck und Trimberg, auf denen sich Albrecht drei Jahre lang verborgen hielt, als verwirkte Lehen ein. Unter solchen Umständen blieb nun Albrecht nichts anderes übrig, als sich mit Bischof Gerhard zu versöhnen, was auch am 17. August 1376 geschah. Albrecht erhielt seine geistlichen Pfründen zurück, mußte aber auf die Schlösser Werneck und Trimberg verzichten, wie auch auf das Bistum. Er starb zu Würzburg am 22. Oktober 1382.

Im folgenden Jahrhundert wechselte Werneck mehrmals seinen Besitzer, indem es Bischof Johannes v. Egloffstein 1405 an Dietrich v. Bickenbach verpfändete und dann an den Ritter Hans v. Bibra verkaufte. Im Jahre 1445 wurde es versetzt an Michael v. Seinsheim, bis es der Bischof Rudolf v. Scheerenburg (1466—1495) um die Summe von 28000 Gulden wieder für das Hochstift einlöste, bei dem es bis zur Säkularisation blieb.

In Werneck hatte der schon genannte Bischof Gerhard sein Hauptquartier aufgeschlagen, als der fränkische Städtebund sich gegen ihn empörte und am 11. Januar 1400 3000 Mann stark von Würzburg nach Bergtheim auszog, um die in den dortigen Kirchhofsgaden lagernden Vorräte der Würzburger Dom- und Stiftsgeistlichkeit wegzunehmen. Dompropst Johann v. Egloffstein rückte mit den bischöflichen Streitkräften von Werneck nach Bergtheim, wo die Vorhut des bischöflichen Heeres aufgestellt war. Der Kampf war hitzig, und schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Städter, als noch zur rechten Zeit die Ritter des Kantons Baunach 63 Pferde stark eintrafen und die aufgelösten Reihen des bischöflichen Heeres wieder herstellten. Die Städter verloren, 1100 blieben tot, 400 wurden gefangen, die übrigen retteten sich durch die Flucht.

Im November 1440 wälzten sich die Scharen der Herzoge Friedrich und Wilhelm von Sachsen, welche sich auf die Seite des Würzburger Domkapitels wider ihren zum Bischofe von Würzburg gewählten Bruder Sigmund gestellt hatten, vor das Schloß Werneck, mußten aber nach vergeblicher Belagerung weiter ziehen. Da sie bei Bergtheim von Sigmunds Truppen geschlagen wurden, zogen sie heimwärts wieder am Schlosse Werneck vorüber.

Am Bauernkriege 1525 beteiligten sich auch die Bauern des Bezirkes Werneck, rückten vor das Schloß Werneck, das sie eroberten, ausplünderten und niederbrannten, was für sie leicht war, da der bischöfliche Amtmann Georg Leitschacher, genannt Steyrer, beim Anrücken der Bauern mit der Besatzung das Schloß verließ und nach Würzburg flüchtete.

Nach Unterdrückung des Bauernaufstandes reiste Bischof Konrad v. Thüngen im Lande umher, um von neuem die Huldigung seiner Unterthanen entgegenzunehmen. Am 8. Juli 1525 kam er nach Schloß Werneck und ließ mehrere Bauern mit dem Schwerte hinrichten. Zum Wiederaufbau des Schlosses Werneck wurden 1526 die Bürger von Heidingsfeld verurteilt.

Nach 28 Jahren wurde Schloß Werneck zum zweiten Male niedergebrannt durch den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, der es von Schweinfurt aus überfiel, niederbrannte und die Besatzung mit ihrem Hauptmanne Franz v. Lignitz gefangen nahm.

Während des Dreißigjährigen Krieges zog der Schwedenkönig Gustav Adolf an Werneck vorüber und lagen zuweilen kaiserliche Truppen im Standquartier daselbst, aber ohne Schaden für das Schloß. Einen solchen brachte ihm der Zahn der Zeit, es wurde baufällig.

Der Fürstbischof Friedrich Karl v. Schönborn entschloß sich daher, an Stelle des alten Schlosses Werneck eine neue prachtvolle Sommerresidenz zu bauen. Der unter der Leitung des Obristen Neumann 1732 begonnene Bau wurde mit einem Kostenaufwande von 368429 fl. 34 kr. 1745 zu Ende geführt. Den feierlichen Abschluß bildete die vom Fürstbischofe selbst unter Assistenz seines Weihbischofes, Dr. Bernhard Mayer, des Abtes Christof Balbus von Klosterschwarzach und des Chorherrnpropstes Sigmund Dorreth von Klosterheidenfeld am 29. August 1745 vorgenommene Einweihung der Schloßkirche zu Ehren der heiligen Schutzengel.

Das im französisch-italienischen Stile erbaute Schloß hat in seinen drei Stockwerken 100 Zimmer und zwei Säle. An den mittelbaren, 268 Fuß langen Hauptbau schließen sich zwei nach Norden gerichtete Seitenflügel an, deren jeder durch einen Turm flankiert ist. Die architektonische Schönheit des Schlosses wird noch erhöht durch den unmittelbar sich anschließenden reizenden Schloßpark mit einem Flächenraume von 140 Tagwerken.

Der fürstliche Erbauer konnte sich nur noch ein Jahr an seiner herrlichen Sommerresidenz erfreuen, da er schon am 25. Juli 1746 verschied. Die folgenden Fürstbischöfe verweilten während der heißen Sommermonate gern in Werneck. Der letzte Fürstbischof Georg Karl v. Fechenbach hat für den Verlust seines weltlichen Fürstentums das Schloß Werneck als eine seinem Range entsprechende Residenz erhalten, während das Gebiet des Hochstiftes an den Kurfürsten Max Joseph von Bayern fiel, dessen Truppen am 3. September 1803 in Franken einrückten. Bischof Georg Karl erließ dann am 28. November von Werneck aus eine Proklamation, worin er seine Unterthanen ihres Eides entband. Bald danach vertauschte Georg Karl Werneck mit Schloß Veitshöchheim bei Würzburg und siedelte später nach Bamberg über, wo er am 9. April 1808 verstarb.

Die Verödung des Schlosses Werneck dauerte aber nicht lange. Denn als am 1. Februar 1806 das ehemalige Bistum Würzburg dem früheren Großherzog Ferdinand von Toscana mit dem Titel Großherzog von Würzburg übergeben wurde, brachte die großherzogliche Familie die Sommermonate auf Schloß Werneck zu. Für die Gemeinde Werneck stiftete Ferdinand eine Schloßkaplanei mit dem Range einer Pfarrkuratie. Als aber Würzburg wieder an Bayern kam, wurde sie aufgehoben und der Schloßkaplan pensioniert. Nach dessen Tode 1828 mußte die Gemeinde die Mittel zur Besoldung eines Kuraten aufbringen, dem jedoch die Wohnung im Schlosse erhalten blieb. Dieses, der königlichen Civilliste einverleibt, blieb jetzt verödet.

Nun stellte sich aber das Bedürfnis ein, auch für Unterfranken eine Irrenanstalt zu errichten. Dazu trat nun König Max II. am 29. September 1853 das Schloß Werneck an den Kreis ab, um 155000 fl. Nach Beschaffung der nötigen Einrichtung und vorgenommenen Umbauten konnte im September 1855 die neue Heilanstalt eröffnet werden.

(Nach Würzburger Geschichtsschreibern).

König Ludwig I. und Goethe. Goethe konnte sich, wie bereits im „Bayerland" erzählt, der besonderen Gunst Sr. Majestät des Königs Ludwig von Bayern erfreuen. Der König schrieb von Rom den 26. März 1829 an Goethe, sagte ihm, daß er sich in Rom ein Besitztum gekauft, und zwar die Villa de Malta mit umliegenden Gärten in der Nähe von Villa Ludovisi am nordwestlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, so daß er das ganze Rom überschauen könne und gegen Nordwest einen freien Anblick von St. Peter habe. „Es ist eine Aussicht," schreibt der König, „welche zu genießen, man weit reisen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenstern meines Eigentums habe. Ich hatte Rom in 12 Jahren nicht gesehen, ich sehnte mich danach, wie man sich nach der Geliebten sehnt; von nun an werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht." Goethes Freund Eckermann bemerkt: „Der König sprach in diesem Briefe von den erhabenen Kunstschätzen und Gebäuden mit der Begeisterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und dessen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geschmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg so schön und menschlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von so hohen Personen nicht erwartet." „Da sehen Sie einen Monarchen," sagte Goethe zu seinem Freunde, „der neben der königlichen Majestät seine angeborene schöne Menschennatur gerettet hat; es ist eine seltene Erscheinung und deshalb um so erfreulicher." „Hier in Rom," schreibt der König weiter, „erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunst, die Natur, sind meine täglichen Genüsse, Künstler meine Tischgenossen." Der König schreibt auch, wie er oft an dem Hause vorbeigehe, das Goethe früher bewohnte, und wie er dabei seiner gedenke. — „Ich wollte nur," fuhr Goethe im Gespräch zu seinem Freunde fort, „daß des Königs Gedichte jetzt da wären, damit ich in meiner Antwort etwas darauf sagen könnte. Nach dem wenigen zu schließen, was ich davon gelesen, werden die Gedichte recht gut sein. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er uns in so prächtigem Gefäß uns den Gehalt eines hohen Gemüts zu geben hat, so läßt sich recht viel Treffliches erwarten."

Der Lachsfang in Sinn und Saale hatte seine besonderen Vorschriften, war richtiges Regale und mußten daher alle gefangenen Lachse in die Hofküche nach Würzburg abgeliefert werden. Fürstbischof Adam Friedrich v. Seinsheim gab sogar 1758 für die Lachsfischerei in beiden Flüssen eine eigene Eidesformel.

Alter Pfälzer Vers.

Drei Schlösser auf einem Berge,
Drei Kirchen auf einem Kirchhofe,
Drei Städte in einem Thal,
So sind Pfalz und Elsaß überall. W. A.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Konrad Triener oder die Bürgerunruhen zu München (1398 bis 1403).

Eine historische Erzählung

von F. X. v. Badhauser.

(Schluß.)

Die Städte Pfaffenhofen, Ingolstadt, Nürnberg, Neustadt, Vohburg und andere wurden zwar schleunigst zum Beistande, wozu sie sich in einem älteren Bündnisse anheischig gemacht, aufgerufen, und in der Stadt wurden Lebensmittel in möglichst großer Anzahl angehäuft, um Truppen und Einwohner vor Hunger zu sichern. Dazu kam, daß die strenge Winterzeit einen schnellen Vollzug des Vergleichs von seiten der jungen Herzoge gehindert hatte; als jedoch gegen Ende Februar der Frost sich minderte und alle Anzeichen eines baldigen Frühlings sich zeigten, da zogen sie mit Heinrich vor die Stadt und schlugen ein Lager auf dem Gasteigberge, während ein Teil ihres Heeres ein anderes bei Pasing errichtete, und so versuchten sie nun, München allmählich einzuschließen.

Die Natur schien der Stadt noch zu Hilfe kommen zu wollen, indem ein ungeheures Hochwasser die Isarbrücke weggerissen hatte, und die hohe Flut jetzt den Übergang unmöglich machte, so daß die Münchner noch Zeit hatten, von diesseits Boten nach Ingolstadt zu senden und Hilfe von dem Herzoge noch einmal zu verlangen. Die Stadt glich indessen einer schwimmenden Festung; denn die breiten Stadtgräben waren durch das Hochwasser bedeutend angeschwollen, und das Isar-, Türken-¹) und Schifferthor²) selbst die bedrohtesten Punkte, drohten hinwieder den Belagerern mit den gähnenden Schlünden der Donnerbüchsen, wenn jene es wagen sollten, sich der Stadt zu nähern.

Mit dem Volke, welches bei Pasing lagerte, hatte man aber Unterhandlungen angeknüpft und es durch Sendungen an Wein und Speisen dahin gewonnen, daß es nichts Feindliches gegen die Stadt vornahm.

Während in solcher Weise alle Anstalten zu einer kräftigen und erfolgreichen Verteidigung getroffen wurden, schlich im Innern der Stadt die Schlange des Verrates umher. Die Ernstisch Gesinnten atmeten bereits freier, als sie der Herzoge ernstliche Rüstung sahen, und Ulrich Helmberger mit seinen Freunden unterließ nichts, was nachteilig auf den Mut des Volkes wirken und seinen Abfall begünstigen konnte.

Obschon die Ludwigsche Partei ihrerseits alles aufbot, um die Eintracht und das Vertrauen zu beleben, so hatten doch die Bemühungen des Bürgermeisters einen besseren Erfolg, und kaum mehr wollte die Menge sich den Befehlen ihrer Führer fügen.

Es war eine fürchterliche Märznacht — der Sturm wütete, kein Stern leuchtete in der rabenschwarzen Finsternis, als ein Mann, geschützt durch eine eiserne Sturmhaube und einen schwarzen Harnisch über einem Koller von Gemsleder, mit lautlosen Tritten durch den Zwinger der Stadt hinwandelte und die Wachen besichtigte. Alles schien in tiefer Ruhe zu liegen, und nur hie und da tönte der Ruf einer Wache durch das Geheul des Sturmes. Der nächtliche Wanderer war auf seinem Umwege bis zum Türkenthore gekommen, wo unter der

¹) Türkenthor, gegenüber dem Sternedergäßchen.

²) Einlaß.

Böschung des Thorbogens ein flackerndes Feuer brannte und Raymund Mänher, an die Wand gelehnt und in seinen Mantel eingehüllt, regungslos in die Flammen blickte. Da dieses Thor, sowie das Isar- und Schifferthor dem Feinde die gelegensten waren, so glaubte auch der Stadtrat, ihnen die meiste Sorge widmen zu müssen, und die einzelnen Stadträte hielten nun selbst dabei abwechselnd die Wache. Mänher fuhr beim Herannahen des Bewaffneten aus seiner sorglosen Ruhe auf und wollte eben den Kommenden anrufen, als er beim Scheine des Feuers Triener erkannte, dessen bleiches Antlitz unter der Sturmhaube geisterhaft hervorschaute.

„Bist Du es Konrad," sagte der Ratsherr mit halblauter Stimme, und nachdem er einen Blick nach den Wachen geworfen, welche an der Mauer und auf dem Turme oben sich befanden, zog er ihn zu sich auf eine Bank unter dem Bogen des Turmes nieder, wo sie von dem stürmischen Unwetter mehr geschützt waren.

Nach einer Pause begann er sodann:

„Weiß es Gott," sagte er, „wir haben unsere Schuldigkeit gethan; aber der Herr ist davongegangen und hat uns unbekümmert verlassen. Triener, was wird unser Schicksal sein?"

„Flucht oder Tod" versetzte dieser; „ich bin entschlossen zum Tode. Das Volk, von unseren Feinden gewonnen, wird bald gegen uns aufstehen, und die Stadt wird uns den brüderlichen Herzogen überliefern."

„Darum laß uns fliehen," erwiderte Mänher geängstigt; „was kettet uns an den Ingolstädter noch? Indem Ludwig nach Frankreich entwich, und Herzog Stephan stille steht, haben sie uns der geschworenen Eidespflicht entbunden, Feigheit und Verrat sind hier eingeschlichen; warum, Konrad, sollen wir allein aushalten?"

„Weil hier mein Platz ist," versetzte der Waffenschmied; „bin ich auch des Eides los, bin ich doch meiner eingesetzten Ehre nicht ledig; ich will, ich muß hier bleiben, wo ich einst glücklich gewesen, ach, das Grab meines Glückes gefunden habe! Aber, Katharina soll nicht vernehmen, daß ich von dieser Stätte gewichen bin, daß ich geflohen sei und das Leben höher gehalten habe, als meine Liebe! Nein, Mänher, ich will bleiben und sterben."

„Ich weiß, Du bist ein schwärmerischer Trotzkopf, Konrad, sagte der Ratsherr fast ärgerlich, Du bleibst und stirbst, und so ist Katharina Dir sicher verloren, und wird dann erst recht die Beute des Katzmair. Fliehst Du aber, welche Hoffnungen bleiben Dir! Du wirst zwar verbannt — aber in Ingolstadt findest Du freundliche Aufnahme, und ein tüchtiger Waffenschmied findet überall Ehre und Reichtum; Katharinas Vater ist tot, die Mutter war Dir nie abhold, und somit steht der jungen Pütrich nichts mehr im Wege, Dir in die Verbannung zu folgen und Dich für Deine Treue zu belohnen."

„Freund," entgegnete Konrad Triener, „Du bemühst Dich vergebens, mir durch eine heitere Zukunft das Leben wieder wert zu machen; ich bin desselben zu überdrüssig, als daß ich es zu verlängern wünschte; Katharina hat mich nicht geliebt, deswegen will ich recht bald an der Stelle liegen, wo sie vielleicht über mein unglückseliges Geschick weinen wird. Mein Entschluß ist gefaßt; nicht ich fliehe, aber Du, Du sollst fliehen und auf Deine Rettung bedacht sein, ehe es zu spät wird. Bei unserer alten Freundschaft, wenn Du fliehst, kann noch manches gut werden. Kannst Du nicht gar vielleicht mein Leben, und das noch anderer retten? Sieh, Raymund, Du hast am Hofe zu Ingolstadt mächtige Freunde und bei Herzog Stephan selbst stehst Du in hohen Gnaden. Du gehst von hier aus zu ihm; sein Fürwort, wozu Du ihn bewegen kannst, wird uns vor der Strafe bewahren. Wir sind ja gegen Ernst und Wilhelm nicht eidbrüchig, da wir ihnen niemals Treue geschworen, und somit kann auch ihr Zorn keine Sühne verlangen, wie sie meineidigen Unterthanen gebührt. Zudem sind die Herzoge nicht grausam, sondern milden Herzens, und nur die Einflüsterungen der Verbannten haben ihren Unmut so sehr angeregt; spricht der Oheim ein günstiges Wort für uns, so werden sie ihm die Bitte nicht abschlagen."

Diese Rede des Waffenschmieds, obwohl er für sich Gnade weder hoffte, noch anstrebte, fand bei dem Ratsherrn Anklang, und nach einigem Bedenken und Nachsinnen erwiderte er ihm:

„Du magst richtig rechnen; allein, wenn ich auch glücklich nach Ingolstadt gelange, kann nicht hier indessen etwas Entscheidendes geschehen, und zu spät des Herzogs Bote kommen?"

„Dann ist es Fügung des Himmels, gegen welche wir nicht murren dürfen," erwiderte ihm Triener.

Der andere war überredet, er verließ in folgender Nacht München und eilte an die Donau nach Ingolstadt, wo eben seine Bemühungen für die bedrängten Genossen zu spät Gehör fanden. Erst gegen Mittag wurde Mänhers Flucht ruchbar, da die Ludwigsche Partei alles aufgeboten hatte, um diese Nachricht so lange als möglich geheim zu halten; allein Helmberger scheute sich nicht mehr, diese Kunde öffentlich auszustreuen und laut über Verrat und Feigheit zu schmähen. Dem Rate war der Bürgermeister zwar schon länger verdächtig, aber das gegenseitige Mißtrauen hatte ihn stets noch vor Untersuchung gesichert; als er aber jetzt auf das Rathaus gehen wollte, wohin man den gesamten Rat eiligst zusammenberufen hatte, da begegnete ihm Haitsolk, welcher bei seiner Roheit und seinem Übermute dennoch standhaften Mut und eiserne Treue besaß und dieser konnte sich nicht enthalten, dem Bürgermeister wegen seines zweifelhaften Benehmens bittere Vorwürfe zu machen. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, dessen Entscheidung Helmberger dem Rate anheimzugeben drohte, und Haitsolk war damit wohl zufrieden, da er einmal Gelegenheit bekam, seinen Groll rücksichtslos vertoben zu lassen. Der Rat war beisammen mit Ausnahme der Dráchsel, und nachdem man vergebens ihr Erscheinen abgewartet hatte, begann endlich Haitsolk, seine Klagen über die Lässigkeit und das rätselhafte Verhalten des Bürgermeisters auszuschütten. Seine Worte fanden günstige Aufnahme, und bald tobte wilder Streit durch den Saal, wobei Helmbergers Sache eine üble Wendung zu nehmen drohte; denn es kamen Thatsachen zur Sprache, welche der Bürgermeister im Angesichte so vieler nicht zu leugnen wagte. Seine blasse Miene verriet die Angst seiner Seele, und er schien bemüht, die Sitzung in die Länge zu ziehen, indem er verlangte, es solle ein jeder, der eine Klage gegen ihn zu haben glaubte, sie vortragen und der Weg des Rechtes eingeschlagen werden.

„Was soll man Euch noch das Recht gönnen," schrie Haitsolk, „Ihr seid ein Verräter und diesem gebührt der Strick!"

Die Freunde des Bürgermeisters aber forderten eine rechtliche Untersuchung, und so verstrichen einige Stunden mit stürmischem Streiten, als plötzlich ein Schuß fiel und gleich darauf

mehrere erfolgten, welche Grabesstille und Erstarren im Saale hervorriefen. Dann sprangen jedoch alle auf und eilten der Treppe zu, welche auf den Markt hinabführt, mit dem Rufe: „Verrat, wir sind überfallen“.

Als sie aber unten angelangt waren und das Thor entriegelten, blickten ihnen die Lanzen der Feinde entgegen; denn diese hatten beim Schifferthor heimlichen Einlaß gefunden und in möglichster Stille das Rathaus besetzt; indem das Volk, dem die Führer fehlten, ohnehin schon zaghaft, nicht den geringsten Widerstand leistete.

„Es lebe Ernst und Wilhelm“ tönte es nun durch die Straßen, und die Stadträte, welche zuerst Miene gemacht hatten, sich zu verteidigen, bald aber diesen Versuch unterließen, da sie die Fruchtlosigkeit jedes Widerstandes einsahen, lieferten ihre Schwerter aus und ergaben sich dem Führer der Feinde, Hanns v. Gumppenberg, welcher sie fesseln und auf den offenen Marktplatz führen ließ.

Bald hernach kamen Ernst und Wilhelm mit Heinrich von Landshut und begleitet von den Verbannten und manchen anderen Bürgern, die sich freiwillig entfernt hatten, sowie von vielen Adeligen umgeben auf den Platz geritten, und nachdem sie die Gefangenen mit finsterem Blick gemustert, wendeten sie sich der Ludwigsburg zu, welche sie seit beinahe fünf Jahren nicht mehr betreten hatten. Schmerzlicher traf die Verhafteten die höhnische Freude ihrer verbannten Mitbürger, welche jetzt im vollen Genusse der Rache schwelgten, und die triumphierenden Mienen derselben verkündeten ihnen, daß sie kein günstiges Urteil zu hoffen hätten.

Man trennte sofort die Stadträte und verteilte sie an verschiedene feste Plätze der Stadt, da das Schottenstübchen [1]) und das Schergenstübl [2]) nicht mehr ausreichten.

Konrad Triener kam in den Türkenturm zu festem Gewahrsam. Er war während des ganzen Vorganges gleichmütig geblieben, und als er jetzt in seinem einsamen Kerker saß, da betrachtete er die Sonderbarkeit der menschlichen Zufälle; denn gerade unter diesem Turm, der ihm jetzt zum Gefängnis diente, hatte Mänher ihn zur Flucht zu bewegen gesucht.

Die Nacht hatte sich allmählich über den Himmel ausgebreitet und die Sterne flimmerten so herrlich durch die dicken Gitter in seine Kammer herein, daß ihn ein sehnsüchtiges Gefühl ergriff, welches sein Gemüt zu Gott erhob, und süßen Frieden im Herzen, sank er endlich in tiefen Schlummer, aus welchem ihn am frühen Morgen die Wachen störten, um ihn vor Gericht zu bringen. Der innere und der äußere Rat, sowie die Dreihundert waren versammelt, und den Vorsitz hatte heute der Oberrichter Jörg Öttlinger, als Beamter der Herzoge. Die Gefangenen wurden vorgeführt und des Hochverrats angeklagt; der Oberrichter fragte nun im Rate herum, welche Strafe sie verdient hätten, und da wurde über zehn von ihnen das Todesurteil gesprochen, nämlich über Haitfolk, Impler, Stremair, Triener und noch sechs andere, deren Namen die Geschichte nicht bewahrte.

Als der Rat also zu Recht erkannt, wandte sich der Oberrichter an den Freimann mit den Worten:

„Sprich zu, Freimann, welchen Tod sie verdient haben!“

[1]) Arrest im Turme der Ludwigsburg am Eingange der Burggasse.
[2]) Arrest für Bürger im Rathause.

Welcher ihm antwortete:

„Sie haben nach der Anklage einen andern Tod verdient, man soll aber mit dem Schwert Hintz sie richten und enthaupten!“

Zum letzten Male erhob sich nun Öttlinger und fragte im weiten Kreise herum mit lautem Rufe:

„Ist jemand inner Landes oder außer Landes, wie er auch genannt sei, niemand ausgenommen oder hintangesetzt, der wider das gehaltene Recht Einspruch machen kann?“

Es ertönte aber keine Stimme zu gunsten der Verurteilten und somit wurde der Gerichtsbrief besiegelt und die Gefangenen in ihren Gewahrsam zurückgebracht, um am Abend ihre Strafe zu erleiden.

Nachdem Triener seine Seele dem Himmel anheimgegeben, und der Priester sich entfernt hatte, wünschte er nun auch die Spanne Zeit seines Lebens allein zu sein, und als man seiner Bitte um Schreibzeug willfahren, schrieb er an Mänher noch einige Zeilen, worin er von dem treuen Freunde noch herzlichen Abschied nahm und ihn bat, sein Andenken soviel wie möglich vor Schmähungen zu bewahren, denn nicht seien sie Verräter gewesen, wie man sie bereits geheißen und als solche gerichtet habe.

Als er dieses Schreiben zusammengefaltet und nun begonnen hatte, — an Katharina zu schreiben, da pochte es leise an die Thür; obwohl ihm jetzt in seinen letzten Augenblicken diese Störung höchst unangenehm war, so hieß er dennoch den Pochenden eintreten.

Es traten zwei Frauengestalten in dunklen Frauenkleidern ein, und Konrad erkannte sogleich Katharina und Frau Elisabeth, obwohl dichte Schleier ihr Antlitz verbargen.

„Katharina!“ stammelte er und sank auf seinen Stuhl nieder, da seine Kniee wankten, „Ihr überrascht mich, ehe mein Herz stark genug ist, diesen Besuch zu ertragen.“

„Ich löse Euch mein Wort, Konrad,“ sprach die Jungfrau, indem sie den Schleier zurückschlug und dem Waffenschmied ein Antlitz zeigte, in welches der Gram tiefe Furchen gegraben hatte.

„Ich habe Euch gewarnt — es war nicht eitle Furcht von mir; über unsere Schwelle ging der Verrat; doch, Ihr bliebet standhaft und nun, o Gott, ist es so weit gekommen,“ fuhr sie fort und blickte mit Thränen auf ihn, der sein Gesicht in die Hände verbarg, als könnte er dadurch dem wütenden Schmerze seiner Seele entrinnen.

Endlich erhob er das Haupt, und ihre Hand an die Lippen drückend, sprach er:

„Katharina! Dies ist die froheste und bitterste Stunde meines Lebens. — Ich muß von dieser Welt, ich muß von Euch scheiden, und ich bin es, der Euer Lebensglück zerstört hat; vergebt mir darob! Ich that es in unseliger Liebe zu Euch.“

„Konrad,“ erwiderte ihm die Jungfrau mit wankender Stimme:

„Ihr habt daran keine Schuld; aber auf mir lastet ein furchtbarer Vorwurf. Ihr seid unglücklich geworden durch mich; ich weiß es, ich habe Euch der Verzweiflung in die Arme geworfen und dem Tode. O, verzeiht mir und einem Manne, der Schuld an Eurem Verderben trägt!“

„Ich habe ihm verziehen,“ sagte Konrad mit finsterer Stirne.

Katharina aber, welche seinen Irrtum sogleich bemerkte, fuhr fort:

„Wie konntet Ihr Euch selbst so täuschen, wie mögt Ihr auch jetzt noch glauben, daß meine Liebe einem andern zugewendet sei? Nein, für meinen verstorbenen Vater bitte ich Euch, der Euch so tief gekränkt, der unserer Liebe so entgegen gewesen, und welchem gehorsam, ich Euch und mich unglücklich gemacht habe."

„Ihr habt mich geliebt? Ihr liebt mich noch, Katharina?" rief der Waffenschmied mit blitzenden Augen, und seine Wangen färbten sich mit dem längst entflohenen Rot der Freude. Als Katharina mit stummem Nicken die Frage bejahte, faltete er krampfhaft die Hände, und zum Himmel aufschauend, sprach er mit verzweiflungsvollem Tone:

„Schmerzlich ist es, zu sterben und geliebt zu sein! Jetzt erst fühle ich die Schrecken des Todes, da ich scheiden muß von dem, was mir mein Liebstes gewesen im Leben auf Erden, und was mir zu spät die Gnade des Himmels geschenkt hat! O, Katharina! nur einen Trost gib dem Sterbenden, und ich will den Schmerz der Trennung ertragen mit dem Gedanken, daß Du jenseits ungeteilt mein sein sollst. — Wirst Du keinem andern Deine Liebe schenken?"

„Ist Liebe nicht die innigste Harmonie der Seelen," entgegnete ihm die Jungfrau mit flüsternder Stimme," und kann der Tod dieselbe stören? Nein, Konrad, unsere Seelen bleiben ewig umschlungen, und hinter diesem Schleier will ich im Kloster der Klarissinnen unserer Liebe gedenken und dem Gebete leben, bis Gott mich wieder mit Dir vereinigt."

Diese Worte hatte Katharina mit ruhiger Fassung und Ergebung in ihr Schicksal gesprochen. Als sie jedoch Konrad wieder anblickte und den schmerzlichen Kampf seines Herzens, welches sich in seinem Gesichte ausprägte, sah, da brach auch ihr der Mut, und schluchzend fiel sie in die Arme des Geliebten, mit Mühe die Worte stammelnd:

„Und doch überwältigt mich mein Leiden".

Konrad fand für seine Gefühle keine Worte mehr, sondern mit stürmischer Hast riß er die Geliebte an die pochende Brust und in seliger Umarmung vergaßen sie für den Augenblick alle ihre Leiden.

„Kinder," sprach endlich Frau Elisabeth, welche bisher im Winkel der Stube geblieben war, „macht Euch bereit zum Scheiden — schon höre ich unten im Turme Geräusch."



Graf Carl Ernst v. Gravenreuth. (S. 332.)

„O, Gott," stöhnte Konrad, „so muß ich mich losreißen; noch eine Bitte habe ich an Dich, diesen Brief hier Mänher zu senden; er war mein treuer Freund und tröstete mich oft in meiner Verzweiflung; und hier," fuhr er fort und nahm Katharina sanft bei der Hand, „ist ein angefangenes Schreiben an Dich; nimm es zum Andenken, denn ich habe nichts anderes zu bieten. Und nun, in Gottes Namen, leb wohl, liebe Seele! lebe wohl!"

Mit diesen Worten preßte er sie nochmals in die Arme; da öffnete sich die Thür und Bewaffnete traten ein, den Waffenschmied zum Richtplatz zu führen.

Triener setzte die ohnmächtig Gewordene sanft auf einen Stuhl, wandte sich an Frau Elisabeth und bat um ihren Segen; nachdem sie ihm diesen erteilt und mit Thränen ihn umarmt hatte, warf er nochmals einen schmerzlichen Blick auf Katharina und schritt dann stolz dem Tode entgegen; mit ihm starben die übrigen neun Gefährten.

Also endeten die Unruhen zu München beim Regierungsantritte der Herzoge Ernst und Wilhelm.

Katharina erlag dem Grame noch während ihres Noviziats im Klarissinnenkloster am Anger und ihre Mutter folgte ihr nach einigen Jahren in die Gruft.

Raymund Mänher fand am Hofe Stephans und später Ludwigs in Ingolstadt eine neue Heimat; die ganze Familie der Mänher aber verließ ihre Vaterstadt und ließ sich in den Märkten Ried und Aurolzmünster, später zu Eggenfelden nieder.

Trauervoll waren die Schicksale der Anhänger der Ingolstädter Partei; aber Mänher genoß unter den Herzogen Ernst und Wilhelm die lange vermißte Ruhe, welche zwar später noch einmal durch Ludwigs kriegerischen, unruhigen und fahrenden Sinn gestört, jedoch durch die Tapferkeit der Münchener Bürger, besonders der Tuchmacherzunft, bei Alling und Blutenburg (21. September 1422) wieder gesichert wurde.

Die Geschlechter kamen nun wieder zu dem vorigen Ansehen und benutzten nach wie vor ihre Reichtümer zum gemeinen Besten, bis endlich Geschlecht um Geschlecht ausstarb, und mit neuen Jahrhunderten neue Familien auflebten.

So rauschen die Zeiten vorüber, und nur die Erinnerung bleibt, den Enkeln das Dasein und die Thaten der Ahnen zu melden, stets mahnend, daß es heilsam sei, an den angestammten Herrschern in Treue festzuhalten.

Soldatenwerbungen im vorigen Jahrhundert.

Nach den Akten im Stadtarchiv von Augsburg bearbeitet von A. Baeß, kgl. Major a. D.

(Schluß.)

Am gleichen Tage wird nach München berichtet, wie man wohl die Auslieferung bethätigen wolle, aber Closterpaur habe sich gegen einige Personen in der Obrigkeit hier Verbrechen zu schulden kommen lassen und stehe in Untersuchung. Man müsse auch, um aus aller Verantwortung zu kommen, den Brief des Prinzen Leopold beantworten. Schließlich wird wieder gebeten, wegen der Abführung noch zuzuwarten. Ebenso wird Bericht nach Friedberg gemacht. Am gleichen Tage wird ein Brief an den Prinzen Leopold abgeschickt, dem die kurfürstliche Requisition beigelegt wird. Um sich aber weder der königlichen noch prinzlichen Huld zu entschlagen, schreibt der Rat, habe man den Closterpaur noch nicht ausgeliefert. Derselbe habe sich aber seit 1723 noch nie als preußischer Offizier geriert oder legitimiert, sondern als Advokat; wollte auch in den Rat gewählt werden. Zur Zeit sei er in Untersuchung, weil er sich gegen Personen und hiesige Obrigkeit verfehlt habe. Auch hier bittet der Magistrat wieder um Bescheid, um die Angelegenheit in die Länge und sich aus der Patsche zu ziehen. Das Befinden des Closterpaur verschlimmert sich. Dr. v. Bingen berichtet, die Krankheit sei nicht simuliert, auch rühre sie von keiner Gemütsaffektion, sondern sei morbus realis (wirkliche Krankheit).

Wegen der Krankheit und da Closterpaur entschieden die Anwerbung des Egger und Schmid leugnet, wird nach München berichtet. Wieder fügt Closterpaur die Bitte an, ihn des Arrestes zu entlasten, weil dies der König von Preußen gern sähe und die Stadt dann keine Ungnade erfahre. Daß er den Wagner richtig erhandelt habe, könne der Wirt Sedelmaier „Zum Mohrenkopf“ bezeugen.

Weil das Kind und die Magd Distler des Closterpaur thatsächlich nichts zu leben haben und schon auf die Mildherzigkeit guter Menschen angewiesen sind, dekretiert der Rat, für beide seien wöchentlich 2 Gulden zu geben. Es solle aber mit dem Bruder des Closterpaur (hochgräflich Fuggerscher Kanzler) wegen Alimentation konferiert werden.

Der Bruder, Ignaz, aber gibt am 15. Dezember die Erklärung ab, daß er für das Kind nichts thun könne, desgleichen die Verwandten mütterlicherseits, nämlich die Langenmantel und Westheim. Später kommt das Kind, ein Knabe, ins katholische Waisenhaus zur Pflege. Nachmals taut das Herz des Bruders auf und streckt demselben 322 fl. 10 kr. vor. Auch Hauptmann v. Salmuth leiht nach und nach 194 fl. 56 kr.

Der Wirt Sedelmayer „Zum Mohrenkopf“ wird vernommen, sagt aber, er wisse nichts von Kautionstellen, er sei ab- und zugegangen, wohl wissend, daß die Herren es nicht gern haben, wenn man hinstehe und zuhöre. Abends sei die Offiziersgesellschaft zum Roten Thor hinaus ins Bayerische geritten. Daß er von der Kaution nichts wisse, beschwört er sogar. Diese Aussagen werden dem Closterpaur zugeschickt.

Vom 18. Dezember 1731 ist ein kurfürstl. Schreiben datiert, in welchem es heißt: Durchlaucht wolle jetzt, da der Gefangene krank sei, von der Auslieferung absehen; wenn er gesund sei, erwarte er ihn sicher in München. Dr. Bingen wird aufgefordert, zu melden, ob sein Patient reisefertig sei, aber dieser meldet, daß er denselben noch nicht für transportfähig halte. Alle diese kurzen Aufforderungen werden schriftlich durch zwei Instanzen ausgefertigt, es wird geschrieben ohne Ende. So am 22. Dezember wieder nach München. Aber dies Schreiben hat noch einen andern Grund. Da heißt es 1. wenn der Closterpaur gesund sei, werde er abgeliefert, Kurfürstliche Durchlaucht möge dann 2. die Kosten, die schon erwachsen, refundieren, und 3. Durchlaucht möge nach der Auslieferung die Stadt männiglich vertreten.

Am 11. Januar 1732 meldet der Amtsbürgermeister Amman, daß der Gefangene sehr krank sei, und Dr. Bingen gebe zu bedenken, daß die bei Closterpaur im Zimmer untergebrachte Wache, ein Gefreiter und vier Mann, leicht auch erkranken könne. Man könnte die Wache nebenan unterbringen und einen Posten vor die Thür stellen. Aber der Rat will davon nichts wissen, er will seines Schützlings sicher sein. Die Wache bleibt, sie wird reskribiert, aber sie soll sich ruhig verhalten.

Nachdem aber Dr. Bingen berichtete, Closterpaur habe Scharlachfieber, kommt die Wache doch aus dem Zimmer. Closterpaurs Magd pflegt jetzt ihren Herrn, geht auch zu Bürgermeister Amman, sagt dort, sie wolle ja auch für das Kind sorgen, aber sie habe keine Mittel. Vor sieben Wochen habe sie für Holz und Licht 3 fl. erhalten. Von ihrem rückständigen Lohn wolle sie jetzt gar nicht reden. Bürgermeister Ammann sagt am Schlusse seines Berichts, er fürchte, das Ganze werde eine kitzliche Sache werden.

Ein Schreiben Sr. Majestät König Friedrich Wilhelms I. de dato Berlin, 17. Dezember 1731, kommt am 3. Januar 1732 an den Rat der Stadt Augsburg. In diesem heißt es: „Ehrenfeste, Liebe, Getreue, Wohlweise, der Closterpaur ist mein Offizier, ich erwarte, daß ihr ihn des Arrestes sogleich entlasset, ihm die Unkosten ersetzt und gebührende Satisfaktion gebet.“ Nun war guter Rat teuer.

Am Tage des Empfanges des kgl. Briefes wurde sogleich die Antwort von einem geschickten Ratskonsulenten abgefaßt, in welchem es heißt, der Magistrat kannte Closterpaur nicht als preußischen Offizier; er habe sich vorher nicht legitimiert. Er wurde auf kurfürstliche Requisition hin arretiert, weil er bayerische Unterthanen verführte und an Preußen verhandelte. Ihn wegen dieser Hinterlist zu arretieren und festzuhalten, habe Magistrat keine Bedenken gehabt. Der Rat solle seinen Arrestanten nach München ausliefern, dagegen habe er Bedenken. Man habe nach München geschrieben, Kgl. Majestät habe den Closterpaur für sich requiriert, aber die Antwort lautete: „Kurfürstliche Durchlaucht wolle denselben haben, Closterpaurs Arrest sei nicht so hart, wie Kapitän v. Salmuth berichtet habe, sondern so — man setzte aber nicht bei, erst seit kurzem — wie es honorablen Personen gezieme“.

Oftgenannter habe sich auch anderer Vergehen schuldig gemacht, und die Beleidigten müssen doch auch ihr Recht haben. Man lebe der Hoffnung, Majestät werde wegen dieses Handels nicht ungnädig werden und dem Magistrat nicht zumuten, die Kosten zu bezahlen.

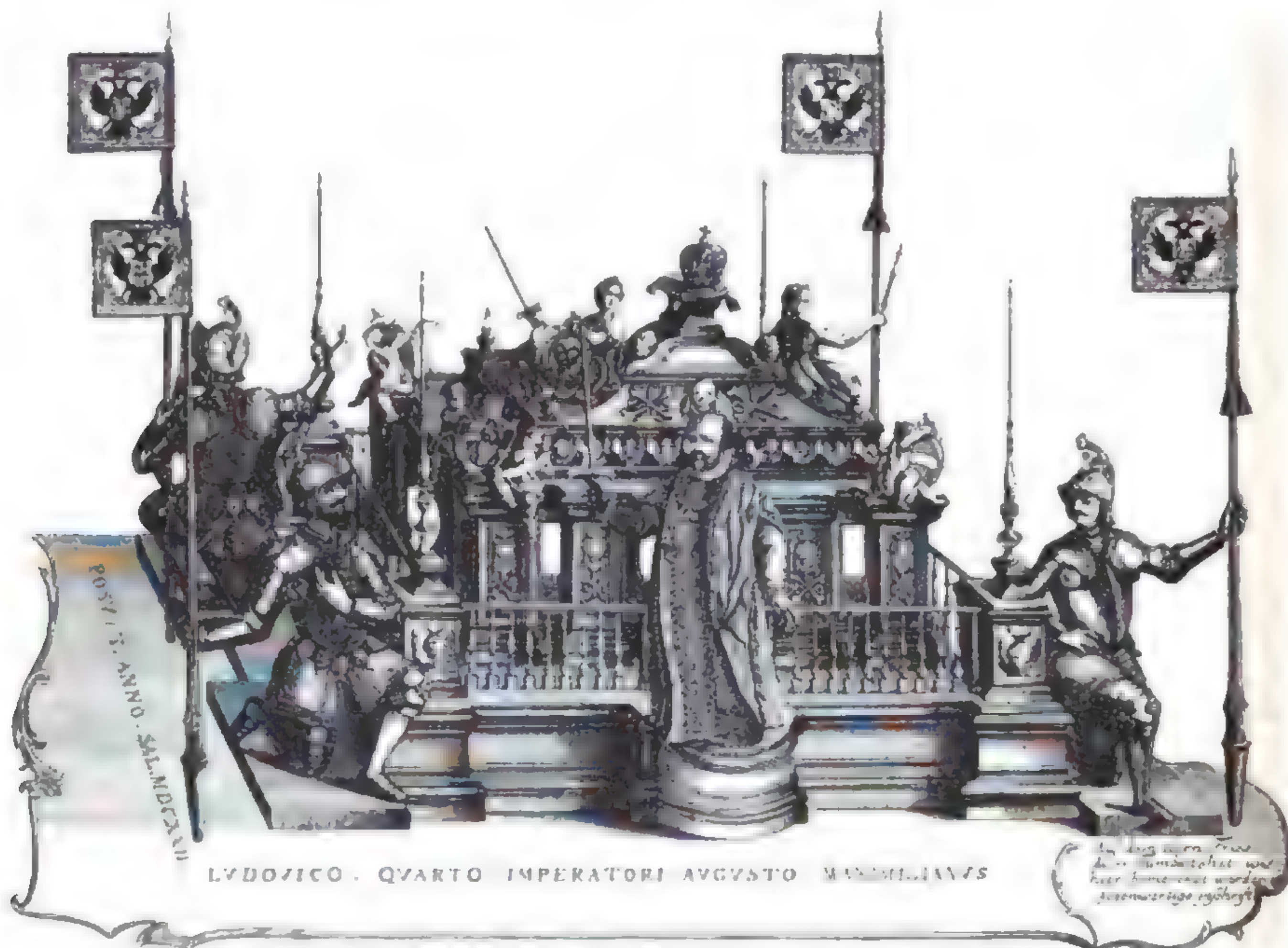
Ähnliche Mitteilungen, bezw. Berichte gehen auch nach München, und heißt es am Schluß, Durchlaucht möge

erkennen, daß z. Z. von einer Extradition des Closterpaur wohl nicht die Rede sein könne, und auch gebeten, bezüglich der Arrestkosten gnädigen Bescheid zu erlassen.

Ende Januar 1732 bessert sich das Befinden des Gefangenen.

Vom 16. Januar 1732 datiert, kommt am 30. desselben Monats von Berlin ein Schreiben Sr. Majestät von Preußen, worin er sagt, er habe die Schreiben erhalten und auch nichts anderes gedacht, als daß Closterpaur nicht nach München abgeliefert werde, weil dies eine Beleidigung seiner Person sei. Er habe an Closterpaur ein Schreiben gerichtet und ihn nach Berlin citiert, um dort Rede und Antwort zu geben. Majestät möge sich noch kurze Zeit gedulden. Das Befinden des kranken Arrestanten wird mittlerweile besser, aber Dr. Bingen meint, wenn man jenen nicht bald des Arrestes entlasse, könnte derselbe Hypochonder werden.

Am 7. Februar läuft von Closterpaur eine sechs Seiten füllende Beschwerdeschrift beim Geh. Rat ein. Er sagt u. a., wie man ihn behandle, thue man bloß mit Leuten, die auf Leib und Leben einliegen, er fürchte, er bekomme auch noch die Gliederkrankheit; sein Kind sei ohne Hilfsmittel u. s. w. So, wie er gehalten, wolle es der Kurfürst gewiß nicht. Er solle nach Berlin zu seinem Könige, man lasse ihn nicht aus dem Arrest.



Das Grabdenkmal Kaiser Ludwig des Bayern. (S. 336.)

Er, der König, versichert, daß die Justiz so administriert werde, daß sowohl der Hof zu München als Magistratus zufrieden gestellt werde. Closterpaur soll sich unverzüglich auf den Weg machen. Am gleichen Tage, 30. Januar, kommt noch ein königliches Schreiben, de dato Potsdam, 20. Januar 1742, worin sich der König ausdrückt, er finde es sehr befremdlich, daß Closterpaur noch nicht aus dem Arrest entlassen sei. Er hoffe von der Klugheit und Billigkeit des Magistrats, daß er seinen Offizier nicht länger inhaftieren, sondern entlassen und satisfazieren werde.

Die Angelegenheit wird nun bänglich. Sogleich wird alles nach München berichtet und Sr. Majestät von Preußen in einem Schreiben dargestellt, wie Majestät vielleicht allzu mild über des Closterpaur Vergehen berichtet wurde. Genannter könne dem hiesigen Forum nicht entzogen werden. Diese Beschwerde erzielte wenigstens, daß Magistrat am 9. Februar nach München schrieb, was geschehen solle. An diesem Tage lief wieder eine Ordre von Berlin ein vom Datum des 16. Januar 1732, daß Lieutenant v. Closterpaur sich sofort nach Berlin begeben und schleunigst reisen solle. Es wird ihm auch bekannt gemacht, daß nach Augsburg im gleichen Sinne geschrieben worden. Hauptmann v. Salmuth geht wiederholt zum Magistrat, um eine endliche Resolution zu erwirken, und sagt, wenn dies nicht bald geschehe, müsse Se. Majestät glauben, er habe sich nicht genügend um die Sache angenommen. Aber weil von München noch nichts da ist, erhält er noch keinen endgültigen Bescheid.

Die Beschwerdeschrift des Closterpaur, eine Abschrift der Ordre, dann die Äußerungen des Hauptmann v. Salmuth, was Se. Majestät denken müsse, wie seine Autorität geachtet

werde, daß einer seiner Offiziere, der den Befehl erhält, vor ihm zu erscheinen, diesem Befehle gar nicht folgen dürfe, werden am 22. Februar mit dem Anhange nach München geschickt, daß, da die Stadt jetzt arg ins Gedränge komme, man um baldgnädigste Finalresolution bitte. Man habe auch dem Hauptmann v. Salmuth versprochen, daß er ehestens eine positive Entschließung erhalte. Wieder am 28. Februar kommt aus Berlin, datiert vom 15. Februar, ein Schreiben Sr. Majestät nach Augsburg, worin der König bemerkt, er habe es nicht ungern gesehen, daß man dem Hofe von München von der Sache und seinem Schreiben Kenntnis gegeben habe. Er versieht sich nun von der Stadt Augsburg, daß man seinen Offizier frei lasse.

Zugleich kommt endlich von München ein Schreiben, worin der Kurfürst einwilligt, daß Closterpaur entlassen wird, aber unter dem Vorbehalt, daß er den Georg Wagner wieder zur Stelle bringe.

Dieses kurfürstliche Schreiben wird am 8. März 1732 dem Closterpaur in Abschrift übergeben, und ihm zugleich aufgetragen, für die künftige Verpflegung seines Kindes zu sorgen, zu sagen, wie er seine Schulden — welche der abgetretene Bürgermeister Amman total mit 596 fl. 38 kr. berechnet — bezahle, dann die Unkosten des Doktors und Apothekers, sowie des Krankenwärters bereinige, wenn sie der Kurfürst nicht bestreite. Weiter wird ihm mitgeteilt, daß die Untersuchung wegen Beleidigung der Herren Holzapfel und v. Imhof auf deren Antrag niedergeschlagen sei. Man werde an Se. Majestät von Preußen über sein Auftreten und Benehmen hier berichten, auch bitten, die Stadt künftig mit seiner Person zu verschonen.



Grabstein Kaiser Ludwigs IV. in der Frauenkirche zu München. (S. 336.)

Aber der Advokat und kgl. preußische Offizier dreht jetzt den Spieß um und richtet eine Beschwerdeschrift an den Magistrat, worin es heißt, er wolle weniger sich darüber beklagen, wie man seine Person behandelte, als darüber, daß man seinen König nicht respektiert habe. Wenn ein einfacher Bürger für einen andern bittet, quasi des andern Nichtschuld bestätigt, wird auf ihn gehört, aber auf den König von Preußen nicht. Es kommt aber schon eine Zeit, wo er, nämlich Closterpaur, satisfaziert wird. Wenn die Augsburger nach Leipzig und Frankfurt zur Messe ziehen oder aus den Berliner Schreibstuben, wo Augsburger Geld genug liegt, wird er von seinem König schon Ersatz bekommen.

Von Schuldenzahlen will er nichts wissen, und wenn die Stadt sein Kind versorge, wird dies der König von Preußen gern sehen. Aus Liebe zur Vaterstadt wolle er überhaupt verzichten, in Berlin alles zu erzählen, wie man mit ihm verfahren, um ein gutes Einvernehmen zwischen der Stadt und dem Könige zu erzielen, auch nicht, wie es im Schreiben Sr. Kgl. Majestät heiße, auf der von der Stadt zu leistenden Satisfaktion bestehen. Oder aber, sagt er in einem Schreiben vom 22. März, da er gar kein Geld habe, und Hauptmann v. Salmuth ihm keines vorstrecken kann, möge ihm Magistrat die nötigen Reisemittel vorstrecken; er wolle dies dann als Satisfaktion ansehen. Dies lehnt aber der Magistrat entschieden ab und sagt, seine Unverschämtheit wolle man nach Berlin und München berichten, was auch geschieht, nach München aber sehr mild. Die Stadt bittet zugleich um Kostenentschädigung beim Kurfürsten.

Nebst diesem Schreiben nach Berlin lief noch ein anderes. In diesem heißt es, als Majestät vor kurzem in Augsburg waren, habe man ihm wegen Kürze der Zeit das übliche Geschenk nicht machen können. Der Rat bittet jetzt, daß Majestät zwei lange große Kerls, wie sie der König gern habe und anwerben lasse, annehme. Man habe sich große Mühe gegeben, solche Leute aufzutreiben, jetzt sei es gelungen. Die beiden haben sich freiwillig erboten, sieben Jahre zu dienen. Die Stadt bitte devotest, das Geschenk anzunehmen und ihr in Huld u. Gnaden gewogen zu sein.

Da die Posten langsam gingen, kreuzten sich oft die Schreiben. In Berlin waren die Augsburger Schriften noch nicht eingetroffen. Es kommt deshalb erst am 27. März ein Brief von Sr. Majestät des Inhalts hier an, daß sich der König sehr wundere, daß Closterpaur noch immer in Haft gehalten sei. Er hoffe, daß man nimmer zögere, seinen Wunsch zu erfüllen. Der Hof in München sei zufriedengestellt. Was bei Sr. Majestät von Preußen sehr oft vorkam, geschah auch hier. Die Diplomatie wurde aufgeboten, damit der Wagner

der Garde erhalten blieb, was auch geschah; und niemand dürfe zweifeln, daß dem Genannten nicht Recht gesprochen würde. Wenn noch länger gezögert werde, wird Majestät Gelegenheit finden, sich zu ressentieren.

Der Rat entschuldigte sich demütigst damit, daß die Vergehen des Closterpaur gegen Imhof und Holzapfel nicht so klein seien, d. h. man will den Gefangenen nicht freigeben, bis man weiß, wer die Kosten zahlt.

Es erhielt vom König jetzt auch Hauptmann v. Salmuth eine Spezialordre, den Rat zu drängen, den Inhaftierten frei zu lassen und darüber zu wachen, daß demselben aller Schaden ersetzt werde. Salmuth thut höchst erstaunt, wie der Rat dieses Begehren, das auch Closterpaur stellte, impertinent und unverschämt nennen könne. Er erwarte, daß genannter ehestens frei, und auch ihm der an Closterpaur gegebene Vorschuß rückersetzt werde, damit er dies ehestens Sr. Majestät melden könne.

Am 1. April schreibt auch Closterpaur in selber Weise an den Rat. Es drängen ihn seine Creditores; entweder soll Magistrat die Kosten samt und sonders decken oder ihm 800 fl. geben. Er wolle nicht den Nachklang haben, daß ein kgl. preußischer Offizier Schulden stehen lasse. Da er durch den Arrest wenigstens 1500 fl. Schaden habe, ersucht er, daß die Stadt sich gütlich mit ihm vergleiche. Wegen der Kosten wendet der Rat sich wieder nach München, aber kurfürstliche Durchlaucht erwidert: „Ihr habt zwar den Closterpaur auf unser Ansuchen arretiert, aber laut Protokolls auf seine Kosten, wir wollten ihn dann nach München haben, da habt ihr ihn behalten, da er sich noch mehreres zu schulden kommen ließ; ihr habt euch zweimal entschuldigt, als wir ihn verlangten, und werdet solchem nach und aus dem, was auch ex actis mehreres bewußt sein kann, von selbst ermessen, was gestalt wir bei solchen Sachen Beschaffenheit die angezogenen Kosten von 599 fl. 38⅓ kr. nit übernehmen mögen, sondern selbst tragen oder bei dem Closterpaur erholen möget". Von München etwas zu bekommen, war also keine Aussicht. Das Schreiben war datiert vom 18. April 1732 und kam am 6. Mai hier an.

Inzwischen war von Sr. Majestät von Preußen ein Schreiben, vom 12. April datiert, am 19. April beim Rat eingetroffen, worin der Empfang der beiden Rekruten angezeigt, und bemerkt wird, Se. Majestät werde der Stadt seine königliche Huld angedeihen lassen. Dem Closterpaur habe er Ordre gegeben, daß er sich gegen die Stadt bescheiden und gebührlich verhalten solle; er zweifelt auch nicht, daß man dem Closterpaur keinen Anlaß zu Klagen geben werde, wenn er sich in seinen Schranken hält.

Nun endlich wird der Gefangene seiner Haft entlassen, aber unterm 28. Mai an Se. Majestät von Preußen, unter Verdankung der huldvollen Annahme der zwei langen Kerls im Schreiben bemerkt, daß man zweifle, der Closterpaur werde sich seiner Lieutenantscharge gemäß aufführen, und zwar wegen seiner schon zur Gewohnheit gewordenen üblen Conduite. Nochmals bittet Magistrat, die Stadt mit der Anwesenheit des Closterpaur zu verschonen. Die Bitten nutzen aber nichts, wie wir sehen werden.

Nachdem bekannt geworden ist, daß v. Closterpaur frei und ledig sei, stürmen die Gläubiger auf den Magistrat ein und bitten um Bezahlung der Schulden. So am 29. Mai die Feldwebel Deysert und Balk, der Cafetier Kolb, drei Stubenheizer und der Bierbrauer Lankmeyer. Am 31. Mai kommt Christ. Mausilen, Wirt auf der Geschlechterstuben, mit einer Rechnung von 193 fl. 42 kr. — Die Creditores werden durch Ratsdekret vom 14. Juni zur Geduld gewiesen.

Am gleichen Tage trifft ein Schreiben, datiert vom 7. Juni aus Potsdam hier ein, worin Se. Majestät sagt, wegen der Klagen gegen Closterpaur werde er den Beleidigten volle Satisfaktion verschaffen.

Immer müssen noch diese Klagen von Imhof und Holzapfel herhalten, obgleich die beiden, wie früher bemerkt, ihre Klagen und Beschwerden zurückgezogen hatten.

Aber dem Schreiben war eine Spezialordre beigelegt, des Inhalts, Closterpaur solle schleunigst nach Berlin kommen und könnte derselbe bei dieser Gelegenheit das in Augsburg bestellte Silberzeug mitbringen. Letzteres ist so ein markanter Zug von des Königs Sparsamkeit und praktischem Sinn.

Als man dem Closterpaur diesen Befehl einhändigen lassen wollte, hieß es beim Wirt Sedelmaier „Zum Mohrenkopf", derselbe sei mit Hauptmann v. Salmuth vor etwa 14 Tagen nach Preußen abgereist.

Am 19. Juli kommt Closterpaur wieder nach Augsburg, wird zum Amtsbürgermeister Morell citiert und erhält jetzt die berührte Spezialordre. Die Antwort lautete, er habe eine Kopie der Ordre in Berlin erhalten. Magistrat werde von Berlin nächstens auch eine Antwort bekommen. Zugleich zeigt er seinen neuen preußischen Werbpaß de dato Potsdam, 28. Juni 1732. An diesem Tage sei er auch von Potsdam abgegangen.

Am 28. August bittet Wirt Mausilen wieder um gnädige Bezahlung seines Kontos. Endlich wird am 8. September 1732 an das Einnehmeramt expediert: Dem Mausilen als auch der übrigen wegen Closterpaur zu fordern habender Bürger und Stadtbediensteten sind ihre Contis zu zahlen, wobei aber doch hiesiger Stadt aller solcher Bezahlungen willen gebührender Regreß vorbehalten sein solle.

So hätten denn die Höfe von München und Berlin gleichmäßig triumphiert, der Magistrat Augsburg bestritt die Kosten des Streites. Die Quittungen der bezahlten Gläubiger sind die letzten Blätter des Aktes Closterpaur, der einen sehr merkwürdigen Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte des letzten Jahrhunderts bildet.

Die Gravenreuths.

Von Heinrich Leher.

(Schluß.)

Aus dieser Reihe von Ahnen sind es zwei Männer, welchen wir uns zuzuwenden haben, die in bedeutender Weise in Bayerns Geschichte eingreifen. Wir glauben, daß der Hinblick auf diese Ahnen viel dazu beitrug, unserm Karl v. Gravenreuth die Begeisterung zu seinen afrikanischen Thaten einzuflößen.

Karl Ernst Graf von Gravenreuth, Grund- und Gerichtsherr auf Affing, Ederrieth, Schönleiten und Rain, kgl. bayr. Kämmerer, erblicher Reichsrat, wirklicher Staatsrat in außerordentlichen Diensten, Großkreuz des Civilverdienstordens der bayerischen Krone, Generalkommissär und Präsident der

Regierung für den Ober-Donaukreis (Schwaben und Neuburg), verdient unsere Beachtung in besonderem Grade, da er sich um Bayern dadurch unvergeßliche Verdienste erwarb, daß er es durch unvergleichliche diplomatische Geschicklichkeit verstand, die von den bayerischen Waffen auf den blutigen Schlachtfeldern zu Beginn dieses Jahrhunderts erkämpften Erfolge für die Vergrößerung des Reiches aufs glücklichste auszunützen.

Der Graf, geboren am 26. Mai 1771, empfing seine erste Erziehung am Herzoglich Zweibrückenschen Hofe gemeinschaftlich mit Herzog Karl, dem früh verstorbenen Bruder König Max Josefs I. Karl Ernst bezog nach dem Tode des Prinzen die Universität zu Göttingen, wo er sich jene staunenswerte Fülle von Kenntnissen in der Rechtswissenschaft und Diplomatie erwarb, welche ihn zu der ausgezeichneten Rolle befähigte, die er später im politischen Leben spielte. Er erschien zuerst als Herzoglich Zweibrückenscher Gesandter auf dem Kongreß zu Basel und folgte dem Kurfürsten Max Josef, als derselbe die Regierung der bayerischen Stammlande übernahm. Es gibt wohl keinen besseren Beweis für die Wertschätzung seiner Talente durch seinen Souverän als die im Jahre 1805 erfolgte Ernennung zum Armeeminister. In dieser Stellung galt es, die Interessen des Landes und des Heeres gegenüber den maßlosen Ansprüchen des übermächtigen Frankreichs zu wahren, galt es, die so teuer und blutig bezahlten Erfolge bestens auszunützen. Der Menschenkenntnis und dem Scharfblicke Gravenreuths, sowie seiner gesellschaftlichen Begabung gelang es, das Wohlwollen Napoleons zu gewinnen und mit Glück gegen dessen politischen Berater Talleyrand zu operieren, welcher Bayern weniger günstig gesinnt war und es 1806 nur mit Tirol entlohnen wollte. Er weigerte in Gegenwart des Kaisers die Unterschrift des von Talleyrand vorgelegten Entwurfes, sondern deutete auf der Karte auf das Algäu und Lindau, welche der französische Minister Württemberg zugedacht hatte. Er wußte, die Berechtigung Bayerns mit solcher Beredsamkeit nachzuweisen, daß der Kaiser unmittelbar zu seinen Gunsten entschied. Gleichen Einfluß übte er bei der Abtretung Ansbachs an Bayern. Sein Bild ist daher bei uns bezeichnend mit einer Skizze der Stadt Lindau geschmückt. Es wäre ein ausgiebiges Feld, die Verdienste zu preisen, welche sich Graf von Gravenreuth in den vielen andern hochbedeutenden Stellungen erwarb, mit welchen ihn das Vertrauen seines Königs beehrte. Er starb am 29. September 1826. Seine irdische Hülle ruht in der Gruft zu Affing.

Unser Blick wendet sich von dem Staatsmanne weg zu dem Kriegshelden, den dieselbe Familie dem Lande schenkte, zu Karl Ernsts Bruder Casimir, Grafen von Gravenreuth. Geboren am 15. Februar 1786, fand er seine Erziehung in der Militärakademie zu München. Am 19. August 1803 empfing ihn das churbayerische Artilleriecorps als Unterlieutenant. Wir folgen bei Erzählung seiner kriegerischen Laufbahn den Aufzeichnungen des verdienstvollen Militärschriftstellers Münich. Die Feldzüge von 1806 in Schlesien gaben dem jungen Offizier die erste Gelegenheit zur Auszeichnung. Vor Glogau erwarb er sich das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Bravour im Gefechte von Carowahne, sowie das Zeugnis des Generals Wrede über sein Verhalten im Feldzuge gegen Österreich verschafften dem erst 20jährigen Oberlieutenant den Max Josef-Orden. Wrede schrieb über ihn unterm 8. Juni 1806 „daß der brave Oberlieutenant v. Gravenreuth bei der Artillerie von Anfang des Feldzuges mit der ihm größtenteils untergeordnet gewesenen Halbbatterie Caspers die wichtigsten und ausgezeichnetsten Dienste geleistet habe". Der General hebt hervor, daß sein tapferes und einsichtsvolles Benehmen in den Tagen vom 19.—20. April bei Biburg a. d. Abens, bei Landshut, bei Neumarkt a. R., bei Salzburg, bei Wagring und St. Johann, bei Wörgl „bei der ganzen Division so bekannt ist, daß jedes Mitglied derselben ihm die vollste Gerechtigkeit widerfahren läßt. Fast bei allen Gelegenheiten hat dieser tapfere Offizier sein Geschütz dem stärksten Kleingewehrfeuer ausgesetzt, selbst gerichtet und nicht selten, da ihm ein großer Teil seiner Artilleristen totgeschossen oder blessiert worden war, selbst geladen. Sowie ich überhaupt die Tapferkeit der braven gesamten Batterie Caspers nicht genug beloben kann, so fühle ich mich vorzüglich verpflichtet, dem Oberlieutenant Baron v. Gravenreuth zu bezeugen, daß er persönlich die ausgezeichnetsten Beweise von Einsicht und Tapferkeit in diesem Feldzuge abgelegt hat, und ich seinem wirksam angebrachten Feuer mehrmalen den glücklichen Ausgang verschiedener Affairen mit zu verdanken habe, daher ich den sehnlichsten Wunsch hege, daß dieses mein pflichtgemäßes Zeugnis ihm dazu dienen möge, in den Max Josef-Orden aufgenommen zu werden." Wem es bekannt ist, wie selten Wrede Zeugnisse ausstellte, der wird den Wert eines solchen um so höher zu schätzen wissen. Die Aufnahme erfolgte auch einstimmig. Obwohl ihm ein Prellschuß einer Kartätsche in der Schlacht von Wagram eine üble Fußwunde hinterlassen hatte, zog er dennoch als Batteriekommandant in den russischen Feldzug. Was half die Tapferkeit in den Schlachten von Polozk, Bononia, Wilejka, an den Ufern der Wilia bei Danuzew, bei Wilna? Der Feind hätte die Geschütze nie berührt; die Elemente, ein Winter von einer Strenge und Kälte, wie er selten in Jahrhunderten wiederkehrt, entriß sie den braven Artilleristen. An der mit Glatteis bedeckten Fläche des Ponariberges war das Schicksal der Batterien besiegelt; die wenigen zu Gerippen abgezehrten Pferde, die zu Tode entkräftete Mannschaft war außer stande, trotz der verzweiflungsvollen Anstrengungen die Geschütze hinaufzubringen. Die Kanonen wurden vernagelt, die Munitionswagen zerstört. Die Offiziere und Mannschaften hatten Übermenschliches geleistet; ihr König und ihr Vaterland aber begrüßten sie mit jenen Worten, mit welchen in Schillers Don Carlos König Philipp Medina Sidonia empfängt (III. Akt, Scene 7.)

Medina Sidonia (nähert sich wankend und kniet vor dem König nieder mit gesenktem Haupte):

Das großer König
Ist Alles, was ich von der spanischen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

König (nach einem langen Stillschweigen):

Gott
Ist über mir — ich habe gegen Menschen,
Nicht gegen Sturm und Klippen sie gesendet.
Seyd mir willkommen in Madrid!
(Er reicht ihm die Hand zum Kusse.)

In die Heimat zurückgekehrt, meldete sich Gravenreuth zum Übertritt in die Kavallerie. Er erhielt die 5. Eskadron im Chevauleger-Regiment Leiningen (nunmehr 5. Chevauleger-Regiment), dessen Name mit den Schlachten der Befreiungskriege in ruhmreicher Weise verknüpft ist. Gravenreuth und seine Eskadron gehörten zu jener erlesenen Schar, welche in

der Schlacht von Brienne die große französische Batterie erbeuteten, eine Waffenthat, deren Gedenken mit Recht ein Freskogemälde im kgl. Nationalmuseum aufbewahrt. Gravenreuths Eskadron lieferte fünf Kanonen ab. Baljouan, Troyes, Vendeuvre, Bar und Arcis sur Aube waren ebenfalls Zeugen seiner Tapferkeit. Das Jahr 1815 fand ihn als Major im 1. Husaren-Regimente, die Vernichtung Napoleons bei Waterloo und der schnelle Friedensschluß verhinderte das Regiment, seine Säbel mit dem Feinde zu kreuzen. 1836 erhielt er das Kommando über das Chevauleger-Regiment „Taxis“. 1841 erbat er seinen Abschied, den ihm König Ludwig I. bewilligte, mit der ausdrücklichen Willensmeinung, daß „sein Austritt aus meinem Heere ein wahrer Verlust für dasselbe ist“. Er schied als Generalmajor à la suite aus dem Dienste. Es war ein überglücklicher Tag seines Lebens, als ihn Max I. bei einem Besuche in Regensburg, wo der General im Ruhestande lebte, nach der Tafel beim Fürsten Thurn und Taxis mit den Worten begrüßte: „Herr Generallieutenant, ich freue mich, Sie morgen zu Tisch bei mir zu sehen!“

Am 20. Oktober 1865 schloß der 80jährige Greis seine Augen zum ewigen Schlummer. Er wurde zu Burglengenfeld an der Seite seiner Gattin beigesetzt.

Wir können am Schlusse unseres Artikels nicht umhin, Frau Gräfin Maria von Gravenreuth unsern Dank für die Überlassung des Porträts des †Grafen Karl Ernst von Gravenreuth auszusprechen, sowie Freiherrn Max v. Gravenreuth für die freundliche Beihilfe durch Beischaffung des historischen Materials.

Im nördlichsten Bayern.

Berg und Thal im Frankenwald. Von Ludwig Zapf.



Ruine Nordeck von L. Zapf.

Wenn wir — hinter uns die gewaltigen Berge der Centralgruppe des Fichtelgebirges — auf der Burgstelle oder der „Schüssel“ des Waldsteins stehen, von wo aus das Auge bereits die Grenzen des Königreichs gegen Böhmen, Sachsen und Thüringen überfliegt, so sehen wir gegen Norden jenseit der scheinbaren Fläche des Vogtlandes aus den den nördlichen Gesichtskreis in mattem Blau einfassenden Höhenzügen einen länglichen, abgeplatteten Berg hervortreten, der die anderen überragt. Es ist der Döbraberg — die südlichste Höhe des Frankenwaldes, ein vorgeschobener Posten, grüßt die Nordwacht des Fichtelgebirges, unsern Standpunkt.

Von der dazwischen liegenden, von unserer Felszinne aus fast als Ebene erscheinenden welligen Niederung von etwa vier Stunden im Durchmesser, nimmt jede der beiden eben genannten Gebirgsmassen ihren Anteil in Anspruch. Links von uns zieht sich, von hier aus fast unmerklich, die große Wasserscheide zwischen Elbe- und Rheingebiet, genau ausgedrückt zwischen Saale und Main, von Süden nach Norden, dort, weithin sichtbar, eben durch den Döbraberg bezeichnet, der als mächtiger Markstein Main- und Saaleland trennt. Von dieser westlichen Flußscheide zweigt sich, von uns aus etwa halbwegs zum Döbraberg, ein gegen Osten ins Vogtland vorspringender und dann nördlich laufender Höhenkamm ab, der die Wasser des oberen Saalethales von dem ansehnlichsten vogtländischen Zuflusse der Saale, der selbstständig gerade nach Norden strömenden Selbitz, abteilt, die sich in die Saale erst ergießt, wo letztere, gegen Westen gewendet, die nördliche Landesgrenze bildet. Der scheidende Hügelkamm markiert zugleich die orographische Grenze. Das Land südlich von ihm ist der Nordfuß des Fichtelgebirges; was jenseit des Kammes liegt, graviert zum Frankenwald. Es ist dieser Hügelrücken zugleich eine ethnographische Grenzlinie. Der Bauer von Meierhof, der auf seiner Wölbung pflügt, überschaut zwei Stammesgebiete mit verschiedenen Mundarten; nördlich klingen thüringische, südlich fränkische Laute. Diese aber nur bis an den Waldsteinzug; jenseit dieses mächtigen, langgestreckten Granitwalles beginnt das baiwarische Volkselement, das sich vom Fichtelgebirge bis zu den Alpen erstreckt.[1]) — Das gebirgige Land im Westen der Wasserscheide zwischen Saale und Main dürfen wir dem Frankenwalde bis an die Steinach- und Mainebene zuerkennen. Keine oro- oder hydrographische Binnenscheide macht sich hier bemerkbar, die Rinnsale durchschneiden gleichmäßig den Westrand, bald zu raschen Bächen werdend, die zwischen tiefeingeschnittenen

---

[1]) S. meine „Ethnographische Karte des nordöstlichen Oberfranken“ in Beitr. z. Anthrop. u. Urgesch. Bayerns. Bd. VIII

Waldschluchten der Niederung zueilen. Sie wurden einst gern zur Anlage von Triebwerken aufgesucht, und wenn die Hammerwerke nun größtenteils anderen gewerblichen Zwecken dienen, so finden sich Mühlen noch zahlreich im Gange. Auch mancher Edelsitz ward auf vorspringenden Kuppen in den versteckten Bergeinschnitten aufgerichtet. Vom Steinachthal aus betrachtet erscheint der westliche Abfall dieses Hochplateaus als eine Reihe von Kegelbergen, welche scharfe Thalrisse von einander trennen. Diese waldigen, oft reizvollen Gründe wiederholen sich bis zum Südwestabhang des Fichtelgebirges.

In edlen Formen überragt das in duftiges Blau gekleidete granitne Fichtelgebirge im Süden das nördliche Hügelland, den ohnedies niedrigeren Höhen des südöstlichen Frankenwaldes, welche die Landschaft gegen Norden abschließen, fehlt dieser Adel; es sind einförmige gedehnte Thonschieferwälle ohne auszeichnende Erscheinung; und wenn der Döbraberg, von fern gesehen, sich dominierend emporhebt, so verflacht er sich, wenn man ihm von der Ost- und Südseite näher gekommen, zu einem unscheinbaren Höhenrücken. Auf der Mainseite ragen infolge der Abschüssigkeit der Halden allerdings die Bergkuppen schroffer empor, vielfach ausgedehnte Umsichten darbietend. So namentlich die Radspitze bei Seibelsdorf; aber schon vom Hohberg auf der Wasserscheide erblickt man mit dem Feldstecher die Türme von Banz und zeigt sich das Panorama des Fichtelgebirges in prächtigen Linien. Im ganzen vermögen die Gebirgsansichten des Frankenwaldes mit denen des eben genannten Hochlandes einen Vergleich nicht auszuhalten. Die landschaftliche Schönheit kommt hier in den Thälern zur Geltung.

Möge der Leser des „Bayerland" nun auf zwei Wanderungen durch den südöstlichen Teil des bayerischen Frankenwaldes sich mir anzuschließen geneigt sein. Wir wollen einen seiner Berge — eben den Döbraberg, der vom Waldstein aus unsere Aufmerksamkeit erregt, — besteigen, dann aber eines der munteren Wasser aufsuchen, die durch lauschige Waldgründe dem schönen Main zufluten.

Wir sitzen in einem Wagen der Lokalbahn Münchberg—Helmbrechts. Die Lokomotive „Eschenau" pustet munter, wie selbst von Wanderlust ergriffen, in den blauen Morgen hinein. Unser Blick ist gegen Süden gerichtet und im Rahmen des geöffneten Fensters erscheint eine Reihe malerischer Veduten: Wiesengrün, in dem helle Teichspiegel aufblitzen, Nadelwäldchen mit ihren schlanken Stämmen und laubreiche Dörfchen, in der Zusammenstellung wechselnd, immer aber abgeschlossen von dem gleichen prächtigen Hintergrunde, dem duftigblauen Gebirgszuge, den die Felskrone des Waldsteins ziert und über den westlich von dieser die Bogen des Schneeberges und Ochsenkopfes herüberschauen. Da sind wir plötzlich von hohen Fichtenstämmen umringt und wie es sich wieder lichtet, geht es bei gebremsten Wagen langsam in einen Thalgrund zu einem aus umlaubten Höfen bestehenden Dorfe hinab — der Höhenwall zwischen Saale und Selbitz ist überschritten, das Fichtelgebirge verschwunden, das Gebiet des Frankenwaldes mit der Haltestelle Hildbrandsgrün erreicht. Vom unteren Selbitzlande ziehen sich die auf „grün" endenden Siedelungen herauf bis hierher, den Weg der frühmittelalterlichen Einwanderer aus Thüringen bezeichnend, die in diesem Thalbecken sich ausbreiteten und namentlich in ihrer Mundart auffällig von den Saaleanwohnern sich unterscheiden. Helmbrechts, das auf der Anhöhe droben nun in Sicht gekommen, scheint mit einer weiteren Gruppe in, einem Personennamen angehängten, „s" ausklingender Orte die Sitze altthüringischer Kolonen anzudeuten. Zur Linken ziehen sich die Erhebungen der großen westlichen Wasserscheide hin, darunter der schon oben erwähnte Hohberg. Dort drüben soll einst eine große Schlacht geschlagen worden sein; die Geschichte weiß nichts von ihr, nur die Örtlichkeiten „Kriegholz", in dem kleine Verschanzungen, dreizinkige Fußangeln, Eisenäxte gefunden wurden, und „Kriegswiese" illustrieren die bezügliche Volkssage. Und doch hat diese markante Züge. Drei Tage lang hat der Müller unten an der Selbitz mit blutigem Wasser gemahlen. Der „General" war müde geworden und wollte im Gehölz schlafen; streng gebot er den Seinen, ihn ungestört zu lassen. Da kam der Feind heran. Die Soldaten wagten nicht, den Schlummernden wachzurufen. Der General aber hatte ein kleines Hündlein; das nahmen nun die Soldaten und warfen es ihm auf den Schoß. Davon erwachte der General, im Zorn aber riß er das Hündlein in Stücke. Dieses nun läßt sich im Walde sehen, wenn „Krieg wird". In der Kriegswiese liegen Gefallene begraben; ein Licht bewegt sich von da nachts in den Grund hinab. Die Sage ist wohl aus einem Zusammenstoß von Thüringern und Slawen erwachsen, der in der Volksphantasie allmählich zur blutigen Schlacht wurde. Auch weiter unten am Selbitzufer, vor Helmbrechts, ist, „die alte Schanze" genannt, noch ein 400 Schritt langer „Graben" vorhanden, wie sich deren auch in Thüringen vorfinden (Eisels Sagenbuch Nr. 890). Der Umstand, daß im Selbitzbecken die slawischen Ortsnamen in weit geringerer Zahl vorhanden sind, als längs der Saale und daß nach statistischen Erhebungen die blonden Haare hier vorwiegen, läßt ein intensiveres Verdrängen des Wendentums längs dieses Flußlaufes voraussetzen, als es drüben auf der fränkischen Seite geschehen ist.

Doch, der Zug hat die Höhenlage vor Helmbrechts erreicht und das Fichtelgebirge, in die Ferne gerückt, erscheint wieder; diesmal im rechten Wagenfenster, denn die Bahn hat mittlerweile einen großen Bogen beschrieben. In Helmbrechts hat solche ihren Endpunkt erreicht, und wir entsteigen dem Waggon. Dampfessen qualmen da und dort, eine rege industrielle Thätigkeit verkündend, und wenn sich die Einwohnerzahl des Städtchens, nun 4132, seit zwanzig Jahren verdoppelt hat, so ist diese Steigerung vorzugsweise der Neuzeit, dem Eintritt der Schienenverbindung mit der großen Südnordbahn (1886), zuzuschreiben. Seitdem hat sich dies Gemeinwesen so rapid entwickelt, daß man an das Wachstum amerikanischer Städte erinnert wird. Eine ansehnliche neue Straße, wie aus dem Boden gestampft, hat die Lokomotive geschaffen, da und dorthin erweitert sich die nachts nun durch Gas erleuchtete Stadt. Die Volkszählung von 1890 ergab der von 1885 gegenüber ein Mehr von 800 Seelen. Die Lage der Stadt oben auf der Bergterrasse, weit vom Selbitzlaufe abgelegen, läßt auf ein besonderes Gründungsmotiv schließen, und man führt dies auf einen Soldaten Helmbrecht zurück, der, auf einsamer Wanderung begriffen, hier einen Räuber getötet und in dessen Höhle große Schätze gefunden habe, während auch eine in alter Zeit viel aufgesuchte Heilquelle, an der später eine Kapelle errichtet gewesen, die Niederlassung hier oben hervorgerufen haben kann.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Das Grabmal Ludwig des Bayern. Wohl ist es eigentlich ungewiß und nur vermutungsweise kann die Stätte bezeichnet werden, an welcher Ludwig der Bayer, der erhabene Sproße wittelsbachschen Stammes, auf dessen Haupte einst des deutschen Reiches kaiserliche Krone ruhte, in ewigem Frieden schlummert. Die Liebfrauenkirche zu München birgt das Denkmal, welches die Nachkommen dem kaiserlichen Ahn errichteten. Wir folgen bei Beschreibung desselben dem verdienstvollen, bis heute noch nicht übertroffenen Werke „Die Domkirche zu Unser Lieben Frau in München, beschrieben von Anton Mayer, Benefiziat an der Domkirche (München, Verlag von J. G. Weiß). Das erste Grabmal Kaiser Ludwig des Bayern befand sich schon in der alten Frauenkirche, da es im Jahre 1438 gemeißelt wurde, ein herrlicher Grabstein von rotem Untersberger Marmor mit dem „Kayserpild", gemacht von „Meister Hanns dem Steinmaissel". Auf dem Steine befindet sich Ludwig der Bayer im kaiserlichen Ornate äußerst kunstreich abgebildet, er sitzt auf dem Throne, liebliche Engelsgestalten breiten hinter ihm einen prachtvollen Teppich. Die Linke hält den Reichsapfel, leider fehlt die rechte Hand. Unter ihm reichen sich zwei Gestalten die Hände. Man hielt die beiden Figuren früher für Ludwigs Gemahlin Beatrix und seinen Sohn Stephan. Spätere Forschungen ergaben, daß die eine der Figuren keine Frau, sondern ein Mann in reicher Haustracht sei, den Schwertgurt um die Lenden, aber ohne Wehr, das Barett auf dem Haupte, doch Sporen an dem sichtbaren Fuße. Weitere Forschungen ergaben nahezu mit Bestimmtheit, daß man die Bildnisse Herzog Ernsts und seines Sohnes Albrecht III. vor sich habe; das Denkmal wäre nicht allein der Erinnerung an den kaiserlichen Ahn, sondern auch an die Wiederversöhnung zwischen Vater und Sohn errichtet, welche durch die grausame Ermordung der unglückseligen Agnes Bernauer in tödlichen Zwist geraten waren. Mayer deutet das Steinbild also: da ist Herzog Ernst, der bekümmerte Vater, zu sehen, wie er die Waffen von sich geschleudert hat und im Friedenskleide mit offenen Armen dem Sohne entgegeneilt; hatte er ihn doch selbst zur Versöhnung geladen und er mochte wohl längst die That des kalten Stolzes bereut haben, die er an Agnes vollbracht. Albrecht aber hat das blutige Racheschwert in die Scheide gesteckt, hält es nur mit der Linken noch und reicht die Rechte dem Vater dar. Da springt an ihm der bayerische Leu wie freudig empor, fast wäre des Wappentiers Miene eine schmeichelnde zu nennen — das mochte wohl Bayerns Freude über die Aussöhnung der beiden Fürsten und das Ende trüber Tage bedeuten. Zu den Füßen am Estrich des Steinbildes finden sich auf seinen Schildchen auch noch die Buchstaben E. A. (Ernst. Albrecht.) zur Hebung aller Zweifel. Der Stein trägt an der Kante eine Inschrift, welche besagt: Im Jahre des Herrn 1347, am dritten Tage nach Dionysius (12. Oktober), starb der allerdurchlauchtigste römische Kaiser Ludwig, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, ist hier begraben mit den nachgenannten Fürsten Herzog Johannes, Ernst, Wilhelm, Adolf, Albrecht dem Jungen (III.), alle Fürsten in Bayern. — Die Kunstrichtung des 17. Jahrhunderts wölbte über diesen Stein das noch heute vorhandene Monument oder Mausoleum. Kurfürst Maximilian I., welcher die Erinnerung an den großen Kaiser überaus hoch schätzte, wollte seinen Gefühlen dadurch für allen Zeiten sichtlichen Ausdruck geben, indem er den Flamänder de Witt, besser bekannt unter dem Namen Peter Candid, beauftragte, den Entwurf eines majestätischen Denkmals zu fertigen. Wohl vereinte sich Candids Kunstrichtung nicht mit dem Stile des ursprünglichen Denkmals, welches so rücksichtslos in die Formen der Renaissance gepreßt wurde, daß hierbei die rechte Hand des Kaisers verloren ging. Der in der Kunstgeschichte Bayerns unvergeßliche Erzgießer Johann Krumper, ein Sohn Weilheims, leitete die Ausführung des Werkes, dessen Erzbilder heute noch sprechende Zeugen seiner Geschicklichkeit sind. Das Mausoleum mißt 16½ Fuß in der Länge, 11 Fuß in der Breite und 13 Fuß in der Höhe; es bildet einen Sarkophag aus feinstem schwarzen Marmor, mit je einer Öffnung an den schmalen und je dreien an den langen Seiten versehen, umgeben von schlankem, zierlichem Gitterwerk. Je zwei Genien halten Wappen und Insignien des Kaisers. Hoch oben auf dem Trauergebäude ruht auf einem Kissen die Kaiserkrone, neben ihr sitzen zwei allegorische Figuren, die Tapferkeit und Weisheit des Kaisers versinnbildend; die Tapferkeit hält das Schwert in der Hand, gleich als wollte sie das Stammhaus Bayern schützen, das in dem Wappenschilde dargestellt ist, das sie in der Linken vor sich hinhält. Die Klugheit oder Weisheit aber trägt Scepter und Reichsapfel — eine Hindeutung auf die weise Regierung des Kaisers. Auf dem Gesimse unter den Engeln steht mit Metallschrift: „Ludwig IV., dem erlauchten Kaiser, ließ Maximilian, Herzog von Bayern, Kurfürst des hl. römischen Reiches, auf Befehl seines Großvaters Albert V. und seines Vaters Wilhelm V. dieses Denkmal setzen im Jahre des Heiles 1622". Sehr treffend bemerkt Mayer, man sehe in dieser Inschrift wieder ganz den demütigen Sinn Maximilians, der auch von diesem Mausoleum keine Ehre für sich in Anspruch nahm, sondern dieselben seinem Ahn und Vater zuwandte. Vier große Metallleuchter stehen an den Ecken des Sockels. Von wunderbarer Schönheit sind die Statuen des Herzogs Albrecht V., der in altdeutscher Tracht rechts, und des frommen Herzogs Wilhelm, der im Ritterkleide des goldenen Vließes links steht, sowie die vier Gewappneten, welche in eherner Faust die an metallenen Schaften angebrachten Paniere halten. Die Inschriften derselben erinnern an vier deutsche Kaiser und ihre Gemahlinnen, nämlich 1. Karl den Großen (gest. 814) und seine Gemahlin Hildegardis, 2. Ludwig den Frommen (876) und dessen Gemahlin Irmengard, 3. Karl den Dicken (887) und Kaiserin Richardis, 4. Ludwig der Bayer und dessen Gemahlin Margaretha.

Das Denkmal hat nunmehr seinen Platz unter dem Musikchore gefunden. Diese Versetzung vollendet nun in richtiger Weise, was 1860 bei der Restauration des Presbyteriums nur halb gethan wurde. Nahezu 230 Jahre hatte das Monument den Abschluß desselben gebildet und jede Aussicht auf Chor und Hochaltar verwehrt. Man glaubte, einen Mittelweg gefunden zu haben, indem man es im Schiffe der Kirche unmittelbar vor den Aufgang zum Chore stellte. Die Erfahrung bewies, daß die Änderung nur wenig Besserung herbeigeführt habe. Nach eingehender Prüfung entschied man sich jetzt, das Denkmal unter dem Musikchore aufzustellen, eine Änderung, welche auch von künstlerischem Standpunkte aus zu begrüßen ist. Das Denkmal wirkt dort mehr für sich und leidet nicht so sehr unter der Umgebung. In der Versetzung des Denkmals eine Zurücksetzung, einen Verstoß gegen die Pietät zu erblicken, wird wohl am besten durch den Hinweis widerlegt, daß sich an derselben Stelle in der Karwoche das castrum doloris, das heilige Grab, erhebt.

Familiensegen. Das Taufbuch von Altdorf meldet: „Donnerstag, 31. Dezember 1696, starb hier Hans Kräusel der Ältere eines ehrsamen Landgerichts Vierer auch gewesener Bauer zu Oberrüden, dem seine 2 Ehefrauen 23 Kinder geboren; von denen er wieder 103 Enkel und 38 Urenkel, somit 164 direkte Nachkommen erlebte.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Der verlorene Sohn.

Einer alten Chronik nacherzählt

von Georg Schamberg.

Kein Gebiet unseres, an landschaftlichen Schönheiten gewiß nicht armen Bayerlandes bietet eine solche überraschende Abwechselung idyllischer und pittoresker Landschaftsbilder und zugleich eine solche Fülle historischer und kulturgeschichtlicher Reminiscenzen, als das Gebiet der Altmühlalpe. Leider liegt dieses Gebiet abseits der großen Heerstraße und Verkehrswege, so daß der rote Bädeker nur als seltene Erscheinung zwischen den tannengrünen Forsten und trutzigen Römertürmen auftaucht.

Zu den lieblichsten Punkten des ganzen Gebietes zählt das kleine freundliche Städtchen Beilngries; unweit desselben erhebt sich das Schloß Hirschberg, einst der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes, jetzt die Sommerresidenz des Bischofs von Eichstädt. Vor einigen Jahren weilte ich, auf einer Ferienreise begriffen, mehrere Tage in Beilngries. Ein alter Foliant, der mir durch Zufall in die Hände geriet, erregte meine Aufmerksamkeit. Seinen wurmstichigen, vergilbten Blättern verdanke ich nachstehende Geschichte.

I.

Es war an einem Sonntag Nachmittag im Monat Mai des denkwürdigen Jahres 1633; der Gottesdienst in der kleinen Gottesackerkirche war zu Ende, der Priester hatte den Segen gespendet, unter den letzten Klängen verließ die andächtige Menge das feierliche Düster der Kirche und trat hinaus ins Freie.

Welch ein Anblick, der sich von dem hochgelegenen Hügel, auf dem die Kirche stand, jedem Auge darbot! Im goldenen Sonnenglanze lag ein wunderbares Frühlingsbild aufgerollt, inmitten grünender Wiesen und Felder, durch welche die Altmühl wie eine silberne Schlange sich windet, das Städtchen mit seinen Wällen und Thoren und seinen roten anheimelnden Ziegeldächern.

Über dem Städtchen, wie ein Fürst auf seinem Thron stolz niederblickt auf seine Vasallen, das Schloß Hirschberg mit seinen schlanken Türmen. Rings, im Rahmen, umgaben die waldbegrenzten, duftumwobenen Berge dieses herrliche Bild, über dem ein Hauch tiefsten Friedens lag.

Wohl jedes Menschenherz, und wenn es noch so grambeschwert, hätte froher atmen müssen bei dem Anblick dieses stillen Paradieses, das auf dieser kleinen Erdenscholle ausgebreitet lag.

Doch schien es nicht so. Denn die ehrsamen Bürger der Stadt Beilngries, die jetzt den Hügel herabschritten, blickten gar finster in die blaue Ferne und dann auf die drohenden Mündungen der Kartaunen, die von den Wällen der Stadt herabblickten.

Ein tiefer Kummer sprach aus allen Mienen. Selbst die sonst so geschwätzigen Weiblein gingen stumm und gedankenvoll neben einander her. Hatte doch eben der glaubensfromme Pater Sommer in der Kirche verkündet, daß die feste Stütze des katholischen Glaubens, Regensburg, in die Hände der Feinde gefallen, und die baldige Ankunft der Schweden zu erwarten sei. Darum blickten auch die Bürger so finster darein; bisher hatte Gottes Hand die Stadt wunderbar beschützt vor

jeder Gefahr, doch jetzt, wo die Wetterwolken so drohend sich zusammenzogen, war wohl nicht leicht an Rettung zu denken.

Mehrere Bürger, unter denen Jörg Thanner, der Hufschmied, Johannes Winkler, Meister der ehrsamen Schneiderzunft, und Benedikt Engel, Färbermeister, schritten nicht mit den anderen Kirchengängern durch das Thor, sondern schlugen den Weg längs des Stadtgrabens ein.

Sie unterhielten sich lebhaft über die Verhältnisse des unglücklichen Krieges, der schon seit 15 Jahren Deutschland verwüstete. Sie waren ungefähr in der Nähe des obigen Thores, allwo eine starke Verschanzung sich erhob, angelangt, als sich ein neuer Begleiter zu ihnen gesellte.

Es war dies Paulus Hofer, Schreiber des bischöflichen Gerichtes.

Nach den üblichen Begrüßungen nahm das kleine Männchen eine wichtige Miene an und begann sehr geheimnisvoll:

„Meine werte Herren, habe Ihnen eine große Neuigkeit mitzuteilen, maßen ich heute eine seltsame Nachricht erhalten, den verstoßenen Sohn unseres Bürgermeisters betreffend.“

Ein allgemeiner Laut der Überraschung wurde hörbar. Das kleine Männchen fuhr nach einer Pause fort:

„Wurde ein übelbeleumundetes Individuum, so wegen des Vagabundierens im Banne der hiesigen Stadt aufgegriffen, in das Stockhaus abgeliefert und nachdem derselbe fein säuberlich befragt und inquiriert worden, hat er angegeben, daß er bloß deswegen das Gebiet der Stadt betreten, weil er von einem gewissen Franz Forster, so zur Zeit als Soldat bei der kaiserlichen Armee sich befinde, einen Brief an die tugendsame Ehefrau unseres werten Bürgermeisters abzugeben habe. Besagten Brief hat aber Delinquent verloren oder absichtlich vernichtet.“

„Also, es lebt noch, das saubere Früchtchen!“ rief mit sichtlicher Entrüstung Meister Winkler, der Schneider. „Na, er wird dem Galgen nicht entgehen! Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht und —“

„Pfui, Meister Winkler!“ schnitt der behäbige Meister Thanner die spruchreiche Suada des dürren Schneiders ab, „schämt Euch, so von dem Jungen zu reden. Wissen wir denn überhaupt, was eigentlich Gottloses der junge Mann vollbracht, und wenn auch — richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“

„Da habt Ihr recht, Nachbar!“ pflichtete Benedikt Engel dem Hufschmied bei.

„Aber, meine werten Herren,“ wandte sich der kleine Schreiber an die drei Streitenden, „ich möchte gebeten haben, mir doch nähere Auskunft über das Schicksal des jungen Mannes zukommen zu lassen, da ich mich zu jener Zeit nicht in unserer Stadt befand.“

Jörg Thanner, an den hauptsächlich diese Frage gerichtet, zuckte mit den Achseln:

„Das wenige, was ich von der ganzen Geschichte erfahren, will ich Euch gern erzählen:

Als vor 10 Jahren auf hohen Wunsch des bischöflichen Gerichts und mit allseitiger Zustimmung der Bürger Herr Jonathan Forster zum Bürgermeister gewählt wurde, war sein einziges Kind, besagter Franz, ein feines, zartes Bürschchen von 17 Jahren, sehr gescheit, sittsam und gottesfürchtig. O, es war gar lieblich anzusehen, wenn er Sonntags an der Seite seines Vaters in die Kirche ging. Die Augen aller ruhten mit Wohlgefallen auf dem schlanken Burschen. War aber auch der Stolz und die Freude seiner Eltern.

Da starb der damalige bischöfliche Pfleger und Herr v. Seefried, der jetzt noch zum Heile der Stadt das Regiment führt, trat an seine Stelle. Von der Zeit an ging eine seltsame Veränderung mit Franz vor. Der sonst so heitere, frische Jüngling wurde still, fast wie menschenscheu zog er sich von dem Kreise seiner Kameraden zurück. Man konnte sich den Grund dieser Stimmung nicht erklären; der Vater war besorgt um die Gesundheit seines Sohnes. Wohl flüsterten da und dort einige Stimmen: des bischöflichen Pflegers hübsches Töchterlein, die holdselige Anna v. Seefried, hätte es mit ihren blauen Augen und ihren blonden Flechten dem jungen Forster angethan. Wer aber konnte diesem Gerüchte Glauben schenken; wie hätte sich der sittsam bürgerliche Franz erlauben können, seine Augen zu dem schönen stolzen Grafenkinde zu erheben.

Es kam die Zeit, wo Franz die Universität Ingolstadt beziehen mußte, um seines Vaters Lieblingswunsch, Gottesgelahrtheit zu studieren, zu erfüllen. Vater und Mutter hofften viel von dieser Veränderung, die heilsam für die Gemütsstimmung ihres Sohnes werden konnte. Franz selbst ging, wie es schien, mit leichterem Herzen aus seiner Vaterstadt.

Die Briefe, die in den ersten Monaten aus Ingolstadt anlangten, waren mit Beteuerungen inniger Liebe im Tone der kindlichsten Achtung geschrieben, voll Hoffnung auf eine glückliche Zukunft.

Plötzlich hörten die Briefe auf; dafür drang schlimme Kunde an das Ohr des Vaters. Aus dem stillen Franz war ein wilder Raufbold geworden, der, statt die Hörsäle zu besuchen, in den Kneipen mit lüderlichen Gesellen herumtobte.

Das war ein harter Schlag für die Eltern; ebenso hart als unerklärlich. Schon rüstete sich der Vater zur Abfahrt nach Ingolstadt, um den ungeratenen Sohn zu holen, als dieser plötzlich selbst erschien. Eines Abends sprengte er in Begleitung eines andern Gesellen durch das Thor, zum Erstaunen aller ihm Begegnenden, die in dem abenteuerlichen Kostüm, mit dem federngeschmückten Hut, mit dem breiten Haudegen an der Seite, kaum mehr den Sohn des Bürgermeisters erkannten. — Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im ganzen Städtchen.

Franz und seine Begleiter ritten aber nicht vor des Bürgermeisters Haus, sondern stiegen in dem Gasthaus „Zur Krone“ am Marktplatze ab.

Vergebens wartete Jonathan Forster und sein Weib auf das Erscheinen des Sohnes. Wohl hatte der Vater geschworen, den ungeratenen Sohn die ganze Strenge seines Zornes fühlen zu lassen, die Bitten und Thränen seiner Gattin stimmten ihn milder. Wenn er nur kam, nur um Verzeihung bat, dann war ja alles wieder gut. Er kam aber nicht.

Mit finsteren Blicken durchschritt der Bürgermeister das Zimmer; weinend saß sein Weib über das Gebetbuch gebeugt und betete. Stunde um Stunde verrann. Franz kam nicht. Aber um die elfte Stunde kam ein Bote des Grafen von Seefried; der den Bürgermeister eilends in das Amtshaus entbot, wo der Graf wohnte. Von bangen Ahnungen erfaßt, stürzte Jonathan Forster fort. Er achtete nicht der Leute, die sich vor dem Amtshause versammelt hatten, er sah nicht, wie sie bei seiner Ankunft erschraken, hörte nicht, wie sie vor ihm zurückwichen.

„Mein Sohn, mein Franz!“

Das war sein einziger Gedanke. Mit diesem eilte er die breite Treppe empor und auf die offene Thür des Saales zu. Wie angewurzelt blieb er aber an der Schwelle stehen. War's möglich? War der sein Sohn, der mit bleichem Gesichte und wirrem Haare, die Kleider zerrissen und blutbefleckt, in Ketten gefesselt und von Dienern bewacht, in der Mitte des Saales stand. Und der blutige Leichnam zu seinen Füßen?

Jonathan Forster wankte, die Sinne wollten ihm vergehen. Er sah nicht mehr, wie Franz die gefesselten Arme nach ihm ausstreckte, er gewahrte nicht mehr, wie die gebietende Gestalt des Grafen auf ihn zutrat, um ihn zu stützen. — Doch bald hatte er seine Fassung wiedergefunden. Fest und ruhig wandte er sich an den Grafen.

„Ihr habt mich rufen lassen, edler Herr? Was ist Euer Befehl?“

„Ich bedauere Euch, unglücklicher Vater, daß gerade Ihr, der bravsten und redlichsten einer, einen solchen Verbrecher, wie dieser dort, zum Sohne haben müßt.“

Dabei zeigte der Graf auf Franz, der mit zusammengepreßten Lippen, starr vor sich hinsah.

„Er und sein Spießgeselle“, fuhr der Graf fort, „drangen vor einer halben Stunde in mein Haus, meinen Namen, meine Ehre zu schänden, meine Tochter zu entführen. Aber die Wachsamkeit meiner treuen Diener vereitelte den schurkischen Plan. Euer Sohn wurde nach harter Gegenwehr überwunden und gefesselt; sein Spießgeselle mußte den Frevel mit dem Leben büßen. Doch, weil ich Euch ehre und bedauere, will ich Gnade vor Recht ergehen lassen. Euch, dem Vater, will ich den Verbrecher zur Bestrafung übergeben. Bindet ihn los!“

Mit einem Blick des Mitleids auf den Bürgermeister verließ der Graf den Saal.

Jonathan Forster war während dieser Worte wie zu Stein erstarrt; keine Muskel zuckte in seinem Gesichte, krampfhaft preßte er das Sammetkäppchen an seine Brust — er schien leblos.

Erst als der losgebundene Franz mit einem lauten Aufschrei zu seinen Füßen stürzte, wurde der Bürgermeister wieder lebendig. Hoch richtete er sich auf, die stattliche Gestalt schien zu wachsen, drohend erhob er die Hand und ein Blick der tiefsten Verachtung fiel auf den am Boden Knieenden.

„Nenne mich nicht mehr Vater, Du hast keinen Vater, keine Mutter mehr! Verflucht die Stunde, in der Du geboren wurdest, verflucht Du selbst. Flieh in den dunkelsten Winkel der Erde, Deine Schande zu verbergen. Hinweg! Verworfener!“

„Vater, sei barmherzig!“ bat Franz noch einmal mit herzzerreißender Stimme.

Stumm zeigte der Bürgermeister nach der Thür.

Franz richtete sich langsam auf; einen Blick noch auf die drohende Gestalt des Vaters — dann stürzte er davon.

(Schluß folgt.)

Der „Pegnesische Blumenorden“ zu Nürnberg.

Im vergangenen Jahre beherbergten die Mauern unserer bayerischen Hauptstadt eine Anzahl von Männern aus allen Gauen Deutschlands und unseres Nachbarstaates Österreich, welche zusammengekommen waren, um in einer Hauptversammlung des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ sich über Grundzüge dieser Gesellschaft zu beraten, deren Hauptzweck in der Reinigung der deutschen Sprache von fremden Anhängseln, welche durch ein gut deutsches Wort ersetzt werden können, besteht. Ein löbliches Bestreben, wenn dabei vermieden wird, über das Ziel hinauszuschießen, welcher Fehler im Laufe der Zeiten schon von vielen gemacht worden ist, der aber, wie wir wohl mit Recht behaupten können, vom „Allgemeinen deutschen Sprachvereine“ nicht gemacht wird, und darauf gründen sich auch die von dem Verein errungenen vielfachen Erfolge. Was diesem Bestreben hauptsächlich im Wege steht, ist die leidige Macht der Gewohnheit und eine gewisse Trägheit, welche die Mehrzahl des Volkes abhält, den eigenen Worten die geeignete Aufmerksamkeit zu widmen, denn diese allein kann bewirken, daß reines Deutsch gesprochen wird. Andrerseits haben sich namhafte Gelehrte und Schriftsteller ablehnend verhalten; aber der hierzu veranlassende Grund ist ziemlich durchsichtig. Würden diese Herren sich dem Vereine anschließen, so entstände von selbst die Verpflichtung, die eigenen Werke einer gründlichen Sichtung zu unterziehen; denn sie sind sich bewußt, seither meist den durch die allgemeine Übung verzeihlichen Fehler gemacht zu haben, dem reinen Deutsch nicht die gebührende Würdigung haben angedeihen zu lassen. Nicht jedermanns Sache ist es, einen gemachten Fehler einzugestehen. Würden die Werke jener Herren heute erst geschrieben werden, wer weiß, ob nicht gar viele deutsche Schriftsteller begeisterte Anhänger der vom „deutschen Sprachverein“ aufgestellten Grundsätze wären, statt sich denselben gegenüber ablehnend zu verhalten.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hierüber uns in weitläufigeren Erörterungen zu ergehen; das Gesagte ergab sich nur von selbst aus dem Umstande, daß wir erwähnen wollten, es habe bei der in München stattgefundenen Hauptversammlung des „deutschen Sprachvereins“ einer der Gäste aus Nürnberg Grüße des „Pegnesischen Blumenordens“ als des noch lebenden Urahnen aller deutschen Sprachvereine überbracht. Und der „Pegnesische Blumenorden“ ist es ja, von dem hier gesprochen werden will.

Frage: Was ist der „Pegnesische Blumenorden?“

Antwort: Es ist der älteste noch bestehende litterarische Verein Deutschlands, denn, 1644 in Nürnberg an der Pegnitz gegründet, hat er sich trotz der Zeiten Sturm und Graus seit fast ein vierteltausend Jahren erhalten bis auf den heutigen Tag, während alle seine Vorgänger und Hunderte von Nachfolgern seitdem sich wieder aufgelöst haben.

Mit Beginn des 17. Jahrhunderts, insbesondere veranlaßt durch die italienischen Akademien, welche die Säuberung ihrer Muttersprache von fremdsprachlichen Beimengungen anstrebten, entstanden in Deutschland litterarische Vereine, sog. Sprachgesellschaften, welche sich das gleiche Ziel wie jene steckten, aber demnächst auch die deutsche Dichtkunst pflegen wollten. Eine Nachbildung der florentinischen accademia della crusca (Akademie der Kleie), welche „das reine Mehl der italienischen Sprache von der Kleie fremder Anhängsel säubern wollte,“

war die im Jahre 1617 entstandene „fruchtbringende Gesellschaft des Palmenordens,“ welcher 63 Jahre bestand. An diesen reihten sich an die Straßburger „Aufrichtige Tannengesellschaft,“ welche nur kurze Zeit ihr Dasein fristete, während die „Teutschgesinnte oder Rosengesellschaft“ Philipps von Zesen, 1642 in Hamburg gegründet, sich bis ins 18. Jahrhundert erhielt, und der vom Holsteiner Pastor Rist gegründete „Schwanenorden“ mit des Gründers Tode zu Ende kam.

Herr Georg Philipp Harsdörffer, ein Nürnberger Patrizier, war es, der, obschon Mitglied des „Palmenordens“, im Jahre 1644 in der Vaterstadt des Hans Sachs den Grund zum „Pegnesischen Blumenorden“ legte, „damit er seinen Landsleuten Anlaß gebe, als geborene Teutsche, sich der Reinigkeit der teutschen Sprache sowohl im Reden als im Schreiben zu befleißigen“. Mitgründer war der von Meißen nach Nürnberg gekommene Pastor Johann Klai. Bezeichnend ist es, daß der gekrönte „Pegnesische Blumenorden“ mitten unter den Greueln des Dreißigjährigen Krieges entstand, und wohl erklärlich ist, daß das durch das Eindringen der vielen fremden Kriegsvölker entstandene Sprachgemengsel das unabweisbare Bedürfnis klarlegte, das Möglichste zu thun, um von der deutschen Sprache zu retten, was zu retten war. Groß mag die Zuversicht Harsdörffers auf Erreichung seiner Absicht nicht gewesen sein, denn er meinte, „wenn ja dieser Endzweck, wie er wohl vorausgesehen, bei dem gemeinen Volke nicht könnte erhalten werden, so möchten doch diejenigen, welche durch gute Künste und Wissenschaften sich von dem Pöbel zu unterscheiden pflegen, mit ihm, ihre Mutter-Sprach zu verbessern, sich angelegen sein lassen“.



G. Ph. Harsdörffer

Klai erzählt uns die Entstehung des „Pegnesischen Blumenordens“ in folgender Weise:

Bei Gelegenheit einer Doppelhochzeit, nämlich des Herrn Erasmus Tetzel von Kirchsittenbach mit Anna Felicitas Haller von Hallerstein und des Herrn Hieronymus Wilhelm Schlüsselfelder mit Salome Tetzel hatten er und Harsdörffer je ein Hochzeitsgedicht verfaßt, und ließ sich nicht unterscheiden, welches das bessere sei, welchem der beiden Dichter demnach der dafür ausgesetzte Blumenkranz gebühre. Bescheiden wollte letzteren jeder dem andern überlassen, und schließlich einigten sie sich dahin, jeder solle aus dem Kranze eine Blume wählen, die sein Merkmal in einer zu errichtenden Blumengesellschaft bleiben werde; die übrigen Blumen sollten denen zugeteilt werden, welche dem Blumenorden beitreten würden, jedoch mit der Bedingung, „daß sie fortan unsrer Mutter-Zung mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen sich bedienen. Dieweilen aber diese Blumen mit der Zeit verdorren, so soll eine jede derselben, soviel deren dem Kranze einverleibet, mit Seiden auf ein weißes Band gestickt werden solcher Gestalt, daß man an einem Ende die Blume, an dem andern aber den Hirtennamen dessen, der solche belieben werde, sehen solle.“ Man nannte den Verein deshalb auch lange Zeit den „Pegnitzschäferorden“.

Harsdörffer wählte sich das Maiblümchen und den Namen Strephon, Klai den Klee und den Namen Klajus. Das Gesellschaftszeichen war die Panspfeife mit der Umschrift: „Mit Nutzen erfreulich“, welcher nach Strephons Tode noch beigesetzt wurde: „Melos conspirant in unum“. Dazu kam noch als Sinnbild die Granadill oder Passionsblume.

Die ersten weiteren Mitglieder waren:

1. Herr Samuel Hund, kurfürstl. sächsischer Rat, unter dem Namen Myrtillus, die Heidelbeerblüte führend,

2. Herr Sigmund v. Birken, auch Bethulius genannt, welcher den Namen Floridan und das Tausendschön wählte,

3. Herr Joh. Hellwig, medicinae doctor, als Montano mit dem Feldnägelein,

4. Herr Christoph Arnold, diaconus, als Lerian mit der Heckenrose,

5. Herr Johann Sechst, Korrektor, als Alcidor mit dem Veilchen,

6. Herr Magistrats-Registrator Friedrich Lochner als Periander I mit der Schlüsselblume.

Auch Frauen und Jungfrauen fanden ihren Platz im „gekrönten Pegnesischen Blumenorden“, als Diana, Daphne, Chlorinde, Phöbe u. s. w.

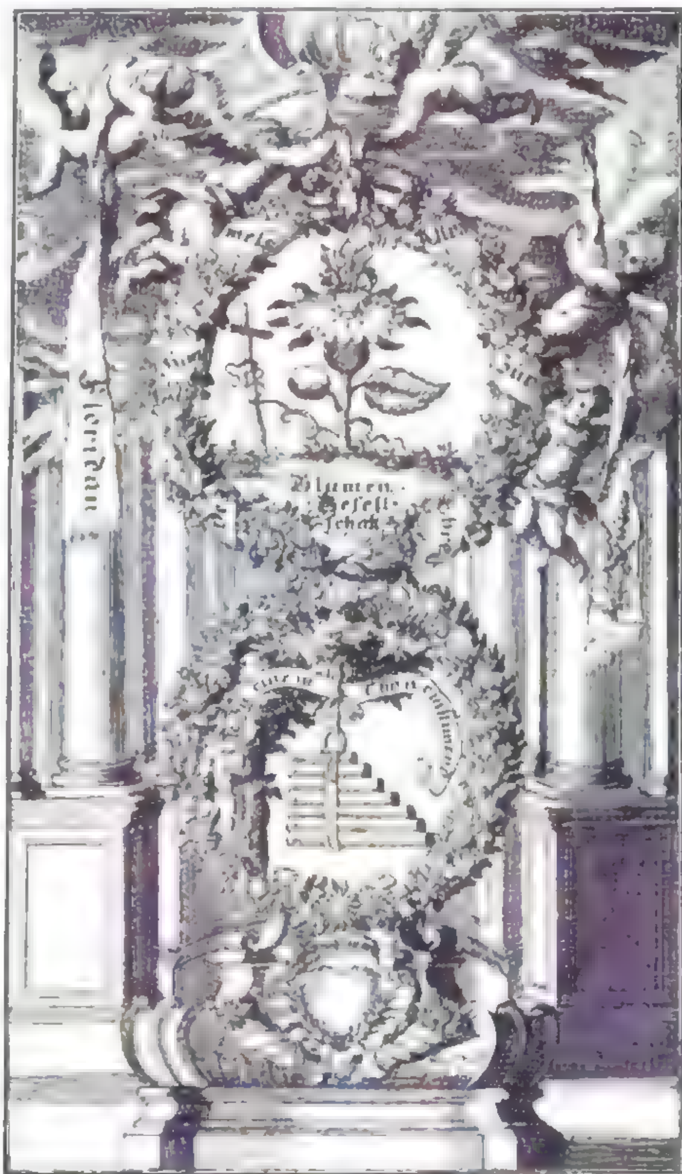
Harsdörffer, der erste Ordensvorsteher, war ein für die damalige Zeit gelehrter und weitgereister Mann. Er schrieb in seinem Leben (1607—1659) nicht weniger als 47 Bände zusammen, die uns großenteils erhalten sind. Sein Hauptwerk sind die „Frauenzimmer-Gesprächspiele". Der Geist der damaligen Dichtung wies ihn hauptsächlich auf die Schäfergedichte und -spiele hin, die in einer Unzahl von Allegorien, seltsamen Reimen, Nachahmung von Naturlauten als den Stimmen der Vögel, des Bachs, des Wiederhalls und sonstiger Spielereien manches Absonderliche zu Tage förderten oder auch seiner Weltbildung Gelegenheit, sich zu zeigen, boten. Eines seiner Bücher ist noch in aller Munde, aber verhältnismäßig wenige wissen, wovon sie sprechen, wenn sie dessen Erwähnung thun. Es ist des Harsdörffer „Poetischer Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen," Nürnberg 1647, gewöhnlich der „Nürnberger Trichter" genannt.

Daß ein solches Buch möglich war, kennzeichnet den Geist der damaligen Dichtkunst, und wir dürfen es seinem Verfasser daher nicht übel nehmen, wenn in seine Bücher eine stattliche Reihe von Geschmacklosigkeiten unterlaufen. Eine kleine Probe mag folgen aus seinem Gedichte über die Nachtigall:

die Syrene in dem Luffte,
das flüchtige Pfälterlein,
der edelste unter denen die den
Fittig schwingen,
sie kann ihre Stimme nach den
Lispelbächen zwingen,
den Reuter zu dem Pferd
Siegs- und Trauerlieder singen,
bald schluffelt sie die Klag,
bald führt sie hohe Terzen
mit dem Gegenhall zu scherzen,
wie der Trompete hall Tart-tar-
ra-ra-raritet;
so hat auch ihr Getön der gleiche Ruf geführet;
bald wie das Wässerlein den schroffen Kies durchfeuffelt,
ihre Meisterstimm bunt wirbelnd ausgekreusselt,
daß jedes Tones Art in ihrem Ton sich findet.
u. s. w.

Nach Harsdörffers Tode war der Orden nahe daran, wie so viele andere von der Bildfläche zu verschwinden, bis Sigmund v. Birken (Floridan) 1662 die Vorstandschaft annahm und somit als zweiter Gründer desselben bezeichnet werden kann. Mit der Vorstandschaft des Altdorfer Professors Daniel Omeis trat der Blumenorden in die Reihe der Gelehrtengesellschaften.

Es ist selbstverständlich, daß im Laufe der Zeiten der Orden seine Höhen- und Neigungspunkte durchzumachen hatte. Einige Male hatte es gewaltig den Anschein, als wollte ihn infolge entstandener Teilnahmslosigkeit dasselbe Schicksal erreichen, wie die Schwestergesellschaften, deren wir oben Erwähnung gethan; aber er raffte sich immer wieder empor durch den Eifer einzelner, die ihn zu neuem Leben erweckten. Besonders zu erwähnen ist hier Herr Christian Führer VII von und zu Haimendorf, der 1709 als Lilidor I Vorstand wurde. Unter seiner Vorstandschaft tauchte sogar das von einem früheren Schüler des Professor Omeis, nachmaligem Professor Erhard Reusch in Helmstedt, der unter dem Namen Ergasto auswärtiges Ordensglied war, vorgeschlagene Unternehmen auf, dem „Pegnesischen Blumenorden" die Rolle zuzuteilen, welche die Académie française bei unseren westlichen Nachbarn erfüllt. Es sollte z. B. ein Glossarium der deutschen Sprache nach den verschiedenen Mundarten, ein vollständiges Wörterbuch und eine Grammatik der deutschen Sprache in Angriff genommen werden. Der Gedanke war zwar schön, aber es kam anders. Die Anfänge zur Ausführung verliefen im Sande, denn Mangel an Zeit, Ausdauer und wohl auch an den hierzu erforderlichen bedeutenden Geldmitteln ließen den von einzelnen gezeigten Eifer matt werden, und als bleibendes Denkmal ausdauernden Fleißes kam nichts weiter zu stande als eine ausführliche Geschichte des „Pegnesischen Blumenordens" von der Hand des Mitgliedes Amaranthes, des Predigers an der Kirche zum hl. Geist, Professors M. Joh. Herdegen. Dieses Werk erschien zur Feier des 1744 stattgefundenen 100jährigen Jubelfestes des Ordens.



Das Ordenswappen des pegnesischen Blumenordens.

Von nun an trat diese mehr als litterarische Privatgesellschaft in einem Kreise von Freunden der Dichtkunst, Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei freundschaftlicher Besprechung und geselliger Unterhaltung auf. Manchmal war sie nahe daran, sich aufzulösen, aber immer wieder trat eine wohlthuende Erweckung ein, welche einzelnen pflichteifrigen Vorständen wie Florando I (Professor der Poesie und Beredsamkeit Joachim Negelein), Lilidor II (Al. Ulrich Fürer), dem Prediger Heinrich Hartlieb, Schaffer Panzer, Professor Siebenkees und anderen zu danken war; aber im ganzen genommen, entwickelte der Orden sich allgemach zu einer Gelehrtengesellschaft, die in der litterarischen Unterhaltung die Dichtkunst als Nebensache behandelte. Wenn auch Wieland bei seiner Wahl zum

Ehrenmitgliede sich ausdrückte, „es sei ihm besonders angenehm und ehrenvoll, auf diese Weise einem Vereine anzugehören, der nicht bloß mit den Blumen- und Eichenkränzen der Vorfahren prunke, sondern noch jetzt so manche würdige Männer in seiner Mitte habe“, mag doch Schiller in seinem Gedichte über die deutschen Flüsse an den Blumenorden gedacht haben, wenn er die Pegnitz sagen läßt:

„Ganz melancholisch bin ich vor Langeweile geworden,
Und ich fließe nur hin, weil es so hergebracht ist.“

Mit der im Februar 1813 erfolgten Wahl des Dekan und Kirchenrat G. E. Friedrich Seidel, zum Vorstande, wachte der Orden aus seinem Schlummer wieder auf. Er war es, der die schöne Litteratur wieder als dasjenige Gebiet bezeichnete, auf welches der Orden sein Hauptaugenmerk richten müsse. Und so geschah es auch. Wenn auch eigene Abteilungen für 1. Wissenschaftliches überhaupt; 2. Geschichte; 3. Dichtkunst im Orden bestanden, war es doch hauptsächlich die dritte, welche besonders gepflegt wurde, sowohl in eigenen Arbeiten, als im Vortragen und Beurteilen von Werken anderer. dabei zu vernachlässigen. Zur Zeit umfaßt er 136 ordentliche, 19 korrespondierende und 9 Ehrenmitglieder, zu denen die besten Namen unseres Schrifttums zählen.

Bei den allwöchentlich an den Freitagen im Vereinslokale (der „Blume“, d. h. dem Hause der Naturhistorischen Gesellschaft, Schildgasse Nr. 12) stattfindenden Ordensversammlungen, die von den jetzigen Vorständen, Herrn Oberarzt Dr. Wilh. Beckh und Postmeister A. Schmidt, geleitet werden, werden nach Abmachung des Geschäftlichen eigene Arbeiten und Werke anderer vorgetragen und besprochen. Durch die Liebenswürdigkeit der Nürnberger Buchhändler sind am Tische des Hauses stets die neuesten Erzeugnisse der Tageslitteratur zu finden und in den Bereich der Beurteilung zu ziehen. Eine eigene, vom Ordensrat und spanischen Konsul, Herrn Knapp, von Zeit zu Zeit aufgelegte Reimchronik verzeichnet außer dem Sitzungsprotokolle die Verhandlungen und Ereignisse im Orden. Während des Winterhalbjahres finden regelmäßig vier bis fünf öffentliche, jedem frei zugängliche öffentliche Versammlungen statt, in denen von Mitgliedern Vorträge aus dem



Der Irrgarten des „Pegnesischen Blumenordens“. Nach einem im Archive des Ordens befindlichen Stiche.

Die seither nur alle Vierteljahre stattfindenden Ordensversammlungen fanden von nun an monatlich statt und erfreuten sich lebhaften Besuchs. Große Verdienste erwarben sich hierbei die Ordensräte Dr. Lorsch und Pfarrer Wilder. Das Verdienst des 1838 erwählten Ordensvorstandes, Freiherrn Kreß von Kressenstein war es, daß mit einer Anzahl von Spielereien, wie Schäfernamen, Blumen und Ordensbändern aufgeräumt wurde. Den althergebrachten Namen und das Wappen des Ordens aber behielt man, frommem Brauche getreu, bei.

Die Geschichte des Ordens hat bis zum Jahre 1744 der oben genannte Amaranthes, Prediger Herdegen, bis 1844, Dr. W. B. Mönnich genauer verzeichnet; es ist dem 250jährigen Jubelfeste des Ordens, das 1894 stattfinden wird, vorbehalten, sie bis auf die Jetztzeit zu ergänzen, und will dieser Arbeit nicht vorgegriffen werden, doch können wir nicht umhin, einiges jetzt schon zu erwähnen.

Das Leben des Ordens ist seit 1844 stets mehr erblüht. Der Umstand, daß der in Nürnberg außerdem bestehende „litterarische Verein“ sich im Jahre 1874 mit dem „Pegnesischen Blumenorden“ zu einem Ganzen vereinigte, hat viel dazu beigetragen, ihn lebenskräftig zu machen. Die Ordensleitung durch den leider verstorbenen k. Oberstudienrat, Rektor Dr. Heerwagen, welcher 22 Jahre lang (bis 1885) den Vorsitz führte, war eine derart musterhafte, daß der Orden sich immer mehr heben mußte. Dieser ist jetzt ein Heim und Hort vaterländischer Dichtkunst geworden, ohne die anderen Wissenschaften Bereiche der Dichtkunst, der schönen Wissenschaften und der Künste gehalten werden, und welche stets zahlreich, besonders von der Damenwelt besucht werden. Hieran schließen sich meist gemeinschaftliche Abendessen, bei denen so manche von Geist und Humor beseelte Tischrede ihre Blüten treibt. Wir fügen noch bei, daß erst im vergangenen Jahre ein schönes Büchlein aus dem Blumenorden hervorging, das unter der Überschrift: „Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden“ u. a. eine Reihe jener geistvollen Vorträge enthält, welche der als Ehrenvorstand verstorbene kgl. Oberstudienrat Dr. Heerwagen, seinerzeit im Orden hielt. Alljährlich findet auch das sog. Pegnesische Irrhainfest statt, welches in seiner eigenartigen Durchführung eine hervorragende Rolle in den Festlichkeiten Altnürnbergs spielt und die Mitgliedschaft des Ordens, sowie erlesene Gäste desselben sowohl aus Nürnberg selbst, als aus den Nachbarstädten Fürth und besonders Erlangen zu altherkömmlicher ländlicher Feier versammelt.

Es ist hier wohl nötig, zu sagen, was der „Irrhain“ eigentlich ist, und müssen wir zu diesem Zwecke etwas weiter ausholen.

Die Versammlungen des „Pegnesischen Blumenordens“ fanden, dem schäferlichen Anstriche der ersten Zeit seines Bestehens entsprechend, anfangs auf einer mit Bäumen besetzten Insel der Pegnitz, südlich der Weidenmühle bei Nürnberg statt. Man nannte diese Örtlichkeit „das Poetenwäldchen“. Mit der Zeit, und wohl auch wegen der immerhin etwas entfernt liegenden Örtlichkeit, mußten mehr in und näher an Nürnberg

berg gelegene Versammlungsplätze gewählt werden, auch traten Hindernisse für weitere Benutzung des Poetenwäldchens ein. Der Orden wollte jedoch nicht darauf verzichten, seine Versammlungen zuweilen im Freien unter Bäumen abzuhalten, und so gelang es dem Ordensvorsteher Myrtillus, (Pfarrer Limburger von Kraftshof), von der Reichsstadt Nürnberg einen oberherrlichen Wald-Verlaß im Jahre 1681 zu erwirken, kraft dessen dem Orden der „Pegnitzhirten“ eine Waldabteilung, eine Meile nördlich von Nürnberg bei Kraftshof gelegen, zu alleiniger Benutzung überlassen wurde; durch die Freigebigkeit reicher Mitglieder entstand aus diesem wüsten Waldstriche eine Sehenswürdigkeit Nürnbergs. Er wurde mit einer dichten Verzäunung umhegt, ein eigener Gärtner aufgestellt, und durch Anlagen labyrinthischer grüner Gänge ein Irrgarten angelegt, der wohl im stande war, des Weges Unkundige stundenlang irrezuführen, bevor sie den in der Mitte befindlichen Tempel erreichten. Den Eingang bildete eine 13 Schuh hohe, 8 Schuh breite verschließbare Pforte, mit Säulen, Hirtengestalten und Inschriften versehen. Ein langer Laubengang führte zum sog. Friedhof, einem freien Platze, an dessen umgrenzenden Bäumen Gedächtnistafeln verstorbener Ordensmitglieder angebracht waren. Bei dem Irrgarten waren Freiungen, in welchen die Mitglieder des Ordens sich Hütten bauen lassen durften, deren Pforten mit dem Namen und Sinnbilde der Besitzer geschmückt waren; hier befand sich auch die Versammlungshalle.

Die Zeit hat freilich von diesen Anlagen wenig übrig gelassen, doch besteht das alleinige Benutzungsrecht dieses Waldabschnitts, um welchen noch eine Hecke gezogen ist, und zu dessen Eingangsthür, freilich ohne bildlichen Schmuck, der Orden den Schlüssel hat, auch jetzt noch fort; aber die künstlichen Laubgänge sind bis auf wenige Spuren derselben verschwunden. Auch der von riesigen Bäumen umsäumte, mit Denksteinen und Gedächtnistafeln versehene Friedhof besteht noch. Statt der Mitgliederhütten sind aber neben dem Brunnen eine offene Küche und mehrere Gerätehütten entstanden, in denen die Tische und Bänke verwahrt werden, welche alljährlich beim Irrhainfeste aufgeschlagen werden.

Der Verlauf dieses, alter Übung nach im Beginne des Sommers und bei eintretender Vollmondzeit stattfindenden Festes ist folgender. Die am Friedhof versammelten Mitglieder und Gäste machen unter Führung des Ordensvorstandes und mit Musikbegleitung einen Rundgang durch den Hain. Zurückgekehrt, singen sie ein hierfür verfaßtes Festlied, alsdann begrüßt der Vorstand mit dem nun 200 Jahre alten weingefüllten Pokale die Mitglieder und deren Gäste, weist auf die Ziele und die Vergangenheit des Ordens hin und gedenkt in Trauer der im verflossenen Jahre verstorbenen Ordensmitglieder. Hierauf folgt gewöhnlich ein von einem Ordensmitgliede verfaßtes Festspiel am grünbelaubten Naturtheater, worauf das junge Volk zum Tanze auf grünem Wiesgrunde eilt. Selbstverständlich sind hierbei Speise und Trank nicht vergessen.

Das alles hat einen, wie gesagt, eigenartigen, noch an die alte Pegnitzschäferzeit erinnernden Anstrich, gibt aber dem Feste einen ganz gewaltigen Reiz, und ein Wunder ist es nicht, wenn hierbei der Irrhain von fröhlichen Leuten alljährlich dicht gefüllt ist; insbesondere stellen sich die Musensöhne der Universität Erlangen sehr zahlreich dabei ein, und es weicht keiner, bis die Nacht dem Feste den Schluß macht.

Wie bereits gesagt, wird der „Pegnesische Blumenorden“ im Jahre 1894 sein einvierteltausendjähriges Jubelfest feiern. Es ist vorauszusetzen, daß dieses ein der alten Noris würdiges, dem Alter und Ansehen des Ordens entsprechendes sein wird. Diesem selbst aber wünschen wir von ganzem Herzen ein ferneres Blühen und Gedeihen zu seiner und damit auch seines Heimatlandes Bayern Ehre.

Die südostbayerische Moränenlandschaft.

Von Prof. Dr. Max Haushofer.

Die erste Anregung zum Studium der bayerischen Eiszeit gab eine Karte, welche Oberst F. Stark 1873 in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins erscheinen ließ. Seither ist es auch dem Laien keine allzu befremdliche Vorstellung mehr, sich eine Zeit zu denken, in welcher das bayerische Alpenvorland von mächtigen Gletschern bedeckt war. Mancherlei merkwürdige Funde und Forschungen berufenster Männer vertieften und verschärften die Thatsache der Eiszeit. Zu erwähnen sind vor allem die Mitteilungen von Prof. v. Zittel in der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften; das Buch von Prof. A. Penck über die Vergletscherung der bayerischen Alpen und F. Baybergers ausführliche Arbeit über den vormaligen Inngletscher (in Petermanns Geogr. Mitteilungen XV. Bd.).

Wenn jemand mit der Eisenbahn von München nach Rosenheim fährt, gleitet sein Blick während der ersten Stationsstrecken über die anscheinend endlose Hochbene hin; nur im Süden sieht er wie ein Traumbild die Alpenkette ragen. Hat er aber die Station Zorneding hinter sich, so gewinnt die Landschaft ein anderes Gesicht. Der Reisende sieht niedrige Höhenzüge den Horizont unterbrechen; bald zeigen sich zwischen dem Gehügel auch Moore, hinter welchen dann wiederum Höhen aufsteigen.

Man ist in einem Gebiete, welches die Geographie als Moränenlandschaft bezeichnet; eine Landschaft, die vom Eise gebildet ist, vom Eise jener gewaltigen Gletscher, die vor Jahrtausenden aus den Alpenthälern herabflossen, dann vor den Alpen sich ausbreiteten und mit ihren Vor- und Rückwärtsbewegungen, mit den Schuttmassen, die sie auf ihrem kalten Rücken herabtrugen und bald da, bald dort aufhäuften, der Erdrinde hier ihren eigentümlichen Charakter verliehen.

Das erste, was uns an dieser Moränenlandschaft auffällt, ist eine gewisse launenhafte Unregelmäßigkeit. Wir sehen Hügel, die sich bald in ostwestlicher, bald in südnördlicher Richtung entlang ziehen, bald als kreisrunde Erhöhungen, dann wieder als langgestreckte Dämme sich zeigen. Wir sehen Thälchen, die keinen Aus- und Eingang haben, sondern als flache Gruben erscheinen. Sobald wir durch eine unversehrte Moränenlandschaft hinwandern und uns fragen, durch welche Naturmächte diese Landschaft gestaltet worden sein kann, müssen wir

uns zur Antwort geben: hier hat weder Feuer noch Wasser gewaltet; hier ist keine Zusammenfaltung, keine Zerreißung, keine Biegung und Brechung der Erdrinde zu bemerken, sondern nur Schutt und abermals Schutt, der durch eine über der Erde thätige schaufelnde und schiebende Gewalt zum Landschaftsbilde gemodelt worden ist. Und wenn wir die Wissenschaft und Geologie befragen, so klärt sie uns darüber auf, daß keine andere Naturkraft diese Gebilde geschaffen haben kann, als das Eis jener gewaltigen Gletscher, die in grauer Zeit das ganze Gebiet der europäischen Alpen erfüllten, deren mächtigster als ein einziger zusammenhängender kristallener Strom von den Schneegipfeln der Berninagruppe herabreichte bis über Wasserburg heraus.

Zwei große Gletscher waren es, welche in jener Periode, als die Eisentwickelung ihren Gipfelpunkt erreichte, die Gestaltung des ostbayerischen Alpenvorlandes beherrschten: der Inngletscher und der Salzachgletscher. Eine 1000—1400 m hohe Eismasse drängte sich bei Kufstein aus enger Thalspalte in das Alpenvorland heraus, breitete sich fächerförmig aus und vereinigte sich östlicher mit den kleineren Eismassen, die aus dem Großachenthale hervorkamen. Und aus dem Salzachthale, gleichfalls die Eismassen kleinerer Seitenthäler in sich aufnehmend, trat ein entsprechend großer Gletscher hervor, der unterhalb Tittmoning sein Ende erreichte.

Dieses Bild der Vereisung zeigt sich aber nur in der Periode der stärksten Gletscherbildung. In den Anfängen sowie gegen das Ende der Eiszeit zu müssen wir uns kleinere, aber zahlreichere Gletscherzungen aus den einzelnen Alpenthälern hervordringend denken, von welchen jede wiederum ihren selbständigen Einfluß auf die Bodengestaltung nahm.

Es hat im bayerischen Alpenvorlande, wie anderwärts, wohl mehrere Vergletscherungen gegeben, doch ist nur die Spur der letzten dieser Vergletscherungsperioden deutlich auch für den Laien zu erkennen.

Die Glacialgeologie hat wie vielleicht wenige andere Zweige der Naturwissenschaft, die schöne Eigentümlichkeit, daß ihre Beweisführung auch dem Laien vollkommen klar ist, weil er heute noch mit eigenen Augen jene Vorgänge beobachten kann, auf deren Ergebnisse sich die Glacialgeologie stützt. Die gigantischen Gletscher der Vorzeit haben das, was sie waren und was sie schufen, mit wenigen, aber ungemein deutlichen Zeichen der Moränenlandschaft eingegraben. Wer sich über diese Zeichen einmal belehren ließ, findet sie leicht fast überall, wo sie überhaupt vorhanden sind.

Man muß aber, um diese vor Jahrtausenden geschriebene Steinschrift gleich zu erkennen, auch gesehen haben, wie die Gletscher der Gegenwart ihre Geschichte schreiben. Nur durch die beständige Vergleichung des Feststehenden aus der Vergangenheit mit dem Beweglichen aus der Gegenwart wird der Blick für die Erkenntnis dieser Naturerscheinungen genügend geschärft. Wer einmal die ausgedehnten Schutthalden aufmerksam durchwandert hat, die ein mit flacher Zunge ausgehender großer Gletscher der Gegenwart, wie etwa der Mittelberggletscher im Ötzthaler Fernergebiet, gebildet hat, dem erst werden die Gesichtszüge der Moränenlandschaft so deutlich, daß er sie auch da erkennt, wo die Pflanzenwelt und die menschliche Kultur seit Jahrtausenden ihren grünen Schleier über jene steinerne Schrift gezogen haben.

Wenn wir nun hinter Zorneding in die Moränenlandschaft hineinfahren, so ist es, wie erwähnt, zunächst die allgemeine Veränderung des Landschaftsgesichtes, welche uns auffällt. Auf der kurzen Strecke nach Grafing kreuzen wir mehrere Endmoränen des vormaligen Inngletschers, zwischen welchen die Bahn hindurchführt.

Die bedeutendsten Erhebungen in der letzten Endmoräne des Inngletschers finden wir bei Helfendorf, Egmating, Haus und Schnaitsee, wo sich überall die Schutthügel über 600 m Seehöhe erheben.

Jenseit Ostermünchen gewinnt die Landschaft wieder ein verändertes Gesicht. Aus dem Gebiete der Randmoränen trägt uns der Bahnzug in ziemlichem Gefäll hinunter in ein weites Becken. Hier sind die Wirkungen des ehemaligen Gletschers verdeckt teils durch die ausgedehnten Torfmoore der Gegend, teils durch das zerstörende und schaffende Wirken des Alpenstroms, der sie durcheilt. Unser Auge aber glaubt noch, in dieser weiten Fläche einen verschwundenen See zu erkennen, der einst hier seine Wogen branden ließ und an stillen Tagen die makellos weiße Schneepyramide des Großen Venedigers spiegelte, welche man durch die Lücke des Innthales herüberschimmern sieht.

In der Entwickelung der Gletscherforschung waren es bekanntlich die erratischen Blöcke oder Findlinge, welche zuerst auf den Gedanken brachten, daß einst ungeheure Eismassen als gewaltige Transportkräfte dienten, um diese fremdartigen, offenbar weither gereisten Felstrümmer an die Plätze zu legen, wo sie sich jetzt befinden.

Die Findlinge mit ihrem exotischen Aussehen sind das auch dem Laien am meisten in die Augen springende Kennzeichen der Moränenlandschaft. Obgleich sie als gutes Baumaterial seit vielen Jahrhunderten verwendet werden, finden wir sie im ostbayerischen Alpenvorlande noch millionenweise umherliegen. Wir sehen, wenn wir mit der Bahn in die Moränenlandschaft hineinfahren, die ersten Findlinge in der Nähe von Grafing nächst dem Bahndamme liegen. Wir dürfen aber nur einen kleinen Spaziergang in der Moränenlandschaft machen, um hunderte dieser Zeugen vergangener Erdgeschichte zu finden. Seltener sehen wir sie in Häuser eingemauert, weil da ihr charakteristisches Gesicht durch Kalk und Mörtel häufig verdeckt ist. Dagegen finden wir sie ungemein häufig in jenen rohen mörtellosen Cyklopenmauern, mit welchen in der Nähe von Ortschaften mitunter die Straßen gesäumt sind. Wir finden sie ferner häufig verwendet an den steilen Auffahrtswegen zu den Tennen unserer Bauernhäuser. Die größten und flachsten entdecken wir als Schwellen vor den Bauernhäusern oder als Stufen und Randsteine an den Ziehbrunnen. Auch der Block, in welchem der kleine Amboß zum Dengeln der Sensen steckt, ist mitunter ein Findling. Zahllos können wir sie endlich in den als Bauvorrat für künftige Zeiten aufgestapelten Steinhaufen entdecken, sodann an Feldrainen, Hügelrändern und Waldsäumen.

Mit dem merkwürdigsten dieser Findlinge müssen wir uns eingehender beschäftigen. Wenn wir, von Wasserburg ausgehend, die Anhöhen östlich der Stadt erstiegen haben, beginnt die Moränenlandschaft ihre Züge zu entschleiern. Wir wandern auf der Straße nach Frabertsham entlang und kommen an dem ganz versumpften Straßer See vorüber. Nur ein fahles Schilfmeer deutet noch an, daß hier einst ein Wasser Wellen

schlug. Bei den Häusern von Weigelham verlassen wir die Staatsstraße, die sich hier nach Südosten wendet, und gehen gerade nach Osten auf die wenigen Häuser von Schönberg los.

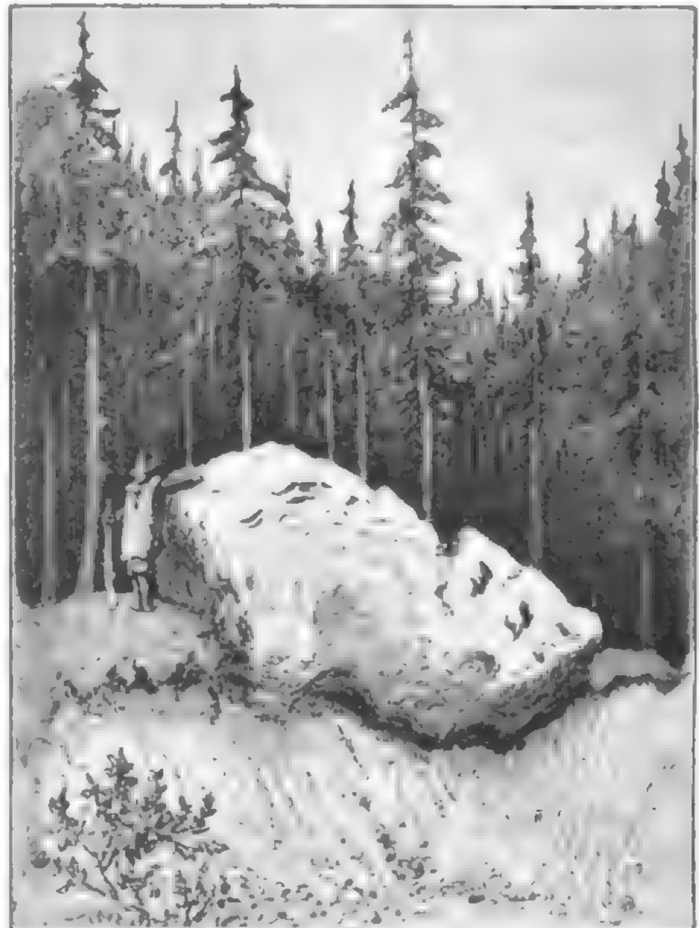
Die Kirche dieses Ortes macht von weitem den Eindruck hohen Alters, aber wir können uns ihretwegen nicht aufhalten, sondern wandern auf schlechtem Sträßchen noch eine Viertelstunde weiter nach Thalham. Zahlreiche Findlinge bestätigen uns, daß wir auf altem Gletscherboden sind. Hinter Thalham nimmt uns der Schatten des Streitholzes auf, in welchem wir eine Viertelstunde lang fortwandern, um dann wieder ins Freie zu gelangen, wo das kleine Dorf Reichertsham, rings von Wald umgeben, liegt.

Von hier müssen wir uns südwärts wenden. Wir gehen etwa zehn Minuten lang in dieser Richtung fort, erst über Wiesen, dann durch Wald. Wo das Sträßchen über den Abhang eines niedrigen Moränenhügels sich hinabwindet, stehen wir an einer Stätte, die durch die Sage geheiligt ist.

Hier liegt der Bräundelstein.

Am Rande einer Kiesgrube, teilweise schon in dieselbe hinabgesunken, sehen wir einen mächtigen dunkelblau-grauen Felsblock, sehr unregelmäßig gestaltet, etwa mannshoch und ungefähr doppelt so breit und so lang. Es ist wohl einer der allergrößten Findlinge, die sich in der oberbayerischen Moränenlandschaft aufzählen lassen. Schon daß er seinen eigenen Namen erhielt, spricht für den Eindruck, den er von jeher dem Volke gemacht hat.

Der Name Bräundelstein wird verschieden gedeutet. Manche behaupten, er käme daher, daß in der Umgebung von Wasserburg der Teufel Bräundel genannt werde, und daß somit dieser Name nichts anderes bedeute als Teufelsstein, wie ja in der That die Sage von diesem Steine geht, daß der Böse hier sein Wesen treibe und zuweilen höllisches Gold auf dem Stein ausbreite. Uns ist immer nur bekannt geworden, daß der oberbayerische Bauer mit dem Namen Bräundel sein braunes Roß bezeichnet. Deshalb möchten wir einer andern tieferen Deutung den Vorzug geben, einer Deutung, welche



Der Bräundelstein. Originalzeichnung von M. Haushofer.

den Bräundelstein als Brunhildenstein bezeichnet und demnach mit der heidnischen Göttersage in Verbindung bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Im nördlichsten Bayern.

Berg und Thal im Frankenwald. Von Ludwig Zapf.

(Schluß.)

Wir verlassen die rührig aufstrebende Stadt, einen am Ostfuße des Kirchberges — der, nebenbei bemerkt, eine schöne Aussicht, namentlich gegen Süden bietet — hinziehenden Fußpfad einschlagend. In hochgeschwungener Linie erhebt sich unser Wanderziel, der Döbraberg mit seinem Aussichtsturm, im Nordwesten, ein Rückblick zeigt uns das lichtblaue Fichtelgebirge, nördlich bekrönen das Schützenhaus von Helmbrechts unter Baumwipfeln und weiterhin das um das alte noch bewohnte Burggebäude angebaute Städtchen Schauenstein die Höhen. Der Weg führt bald bergauf und bergab, anmutige Thälchen kreuzend, und wenn wir schließlich beim „Kriegshammer“ — der morsche Rest eines alten Gebäudes drüben an der Straße erklärt diese Benennung — aus der Thalsohle zum Pfarrdorf Döbra hinansteigen, haben wir den Bergstock damit schon selbst beschritten, denn vom Dorfe aus erreichen wir ohne wesentliche Steigung den Höhepunkt inmitten des Waldrückens (796 m), auf dem sich der erwähnte Holzturm und vor ihm ein Signalgerüst für die europäische Gradmessung erheben. Letzteres, u. a. mit den gleichen Vorrichtungen auf dem Ochsenkopf im Fichtelgebirge, dann im Erzgebirge korrespondierend, spricht für die geographische Bedeutung dieser Höhe. — Der Weg vom Bahnhof Helmbrechts bis hierher hat 1¾ Stunden in Anspruch genommen.

Mit dem Schlüssel zum Turm haben wir uns in Döbra — wo für des Wanderers Labung in zwei Gasthöfen gesorgt ist — versehen und erfreuen uns nun des praktischen Baues, den selbst nicht schwindelfreie Besucher behäbig ersteigen können. Oben aber — welch herrliches Rundbild liegt vor uns ausgebreitet!

Zunächst fällt unser Blick wieder auf die malerische Bergkette des Fichtelgebirges im Südosten — er reicht zum Böhmerwald — über das Erzgebirge, den Franken- und Thüringerwald — gelangt zur Rhön und hierauf zum Frankenjura, um sodann wieder beim Fichtelgebirge anzulangen. Der Himmel ist wolkenlos, die Luft klar, auf zahllosen Kuppen und Bergzügen in wechselnden Formen und Formenabstufungen haftet

forschend das Auge. Wie vom Waldstein sehen wir auch von hier aus die Festen Coburg und Heldburg, entdecken wir das Turmpaar von Banz, nadelgleich aufragend. Dann beschäftigt sich der begehrliche Blick mit den näher gelegenen Landstrichen und sucht all die Türme und Ortschaften auf, die aus Thaleinschnitten herauf oder von Hügellehnen herab im Sonnenglanze schimmern. Nördlich liegt unter uns zunächst der ansehnliche Markt Schwarzenbach a. W., hinter ihm lagern lange, dunkle Waldrücken des Frankenwaldes, von deren Säumen da und dort wieder weiße Mauern herüberleuchten. Immer aber wieder schweift das Auge der blauen, rätselhaften Ferne zu, und wir danken der Alpenvereins-Sektion „Frankenwald," welche uns den heutigen Naturgenuß ermöglicht hat. Am Sedantage 1887 schwang sich vom Aussichtsturm eine riesige Fahne stolz in den Lüften: — unter Musik- und Liederklang wurde der eben vollendete Bau seiner Bestimmung übergeben.

Das Monotone, das im Charakter der östlichen Frankenwaldzüge so ausgesprochen hervortritt, macht sich für uns, die wir vom Fichtelgebirge gekommen, beim Betreten der Höhe allerdings fühlbar. Gleichförmig, ohne Unterbrechung, zieht sich der Waldrücken hin, keine Felsgruppe, mit Moos bedeckt, von Farnkraut umkränzt, keine Ruine mit ihren geschichtlichen Erinnerungen zeigt sich, wie auf jenen reizvollen Höhen. Der Döbraberg ist lediglich Aussichtsberg; das große Rundbild aber, das die isolierte Erhebung gewährt, erfüllt uns gleichwohl mit jener vollen Befriedigung, die ein gelungener Reisetag mit sich bringt.

Freilich, nicht immer ist man vom Himmel begünstigt, wie heute. Einmal standen wir hier oben, da reichte der Blick kaum stundenweit, nur einzelne unbestimmte Bergkonturen waren in dem nebligen Glast zu erkennen, der auf der weiteren Umgebung lag; und, nach Döbra zurückgekehrt, hielt uns hier ein schweres Gewitter drei Stunden lang an den Wirtstisch gebannt. Wir wollten uns in Ermangelung einer Fahrgelegenheit — Pferde gibt es in Döbra nicht — schon mit dem Gedanken vertraut machen, eingeregnet einen langen Nachmittag und die Nacht in dem einsamen Bergdorfe verbringen zu müssen, als die herniederrieselnden Tropfen auf einmal golden durchleuchtet wurden, das Unwetter gegen das Saalthal hinabzog und über den mächtigen östlichen Gesichtskreis schillernd der Bogen des Friedens sich wölbte. —

Von einem Berge des Frankenwaldes in eines seiner Thäler — so lautet unser Reiseprogramm. Wir könnten uns nun vom Döbraberg nordöstlich zu dem längs des Abhanges des Waldgebirges sich hinziehenden Höllenthal oder nordwestlich zur Langenau hinter Geroldsgrün wenden — beides sind beliebte Ausflugsziele, insbesondere auch der Kurgäste des benachbarten Bades Steben. Bevor die Selbitz in die Saale sich ergießt, durchzieht sie, die bisher meist von sanften Geländen Umböschte, die etwa eine Stunde lange Felsenpforte des Höllenthals. Dieser Paß hat wohl weniger der hohen steilen Waldufer halber seinen unheimlichen Namen erhalten, als wegen des mächtig ergreifenden Chores, in dem hier die breit über Steingeröll flutenden und dieses schäumend umbrandenden Wogen das Abschiedslied des schönen Flüßchens singen. Ein Brausen und Tosen zwischen den grünen Waldwänden, das die Sinne gefangen nimmt! — Für mich hatte es nie etwas Höllenmäßiges, diese Stimmen schienen mir immer ein feierlicher Choral, ein Lob- und Preisgesang, den die unentweihte Natur in dieser Einsamkeit dem Schöpfer darbringt. Inzwischen legte die Industrie Hand an diese einzigartige Naturscenerie; eine Fabrik ist zur Ausnutzung der „schönen Wasserkraft" im Thale erstanden, eine Turbine im Flußbett eingelegt — ob der Gesang der Wasser nun noch in jener Fülle und Frische ertönt? — Der Langenau-Bach zieht der Rodach, dem Main zu. Die Frankenwaldeinschnitte der Mainseite haben gemeinsame Grundzüge — eine sammetgrüne schmale Thalsohle, von einem raschen klaren Bache zwischen Erlen durchplätschert, jäh ansteigende Waldufer zu beiden Seiten; so bieten sie im abendlichen Sonnenglanz immer die gleiche goldgrüne Perspektive gegen Südwesten. Das Langenauer Thal, zu dem man hinter Geroldsgrün, dem Sitze der weltbekannten Faberschen Schiefertafelfabrik, tief niedersteigt, ist von hoher Anmut. Ein am Eingang gelegenes gastliches Forsthaus mit kleinen Anlagen ist den Stebener Badegästen wohlbekannt. Man ist hier mitten im Bereiche der herrlichen Nadelwaldungen, die den Reichtum des Frankenwaldes bilden.

Zu diesem oder jenem der genannten Thäler könnten wir nun unsere Schritte lenken; ich habe indessen einen andern Waldgrund hierzu ausersehen, in dem, reich an natürlicher Schönheit, wir zugleich auf interessante Reste vorgeschichtlicher und geschichtlicher Vergangenheit stoßen.

Wir schlagen diesmal die Richtung nach Nordosten ein, und zwar von Stadtsteinach aus, wohin wir von der Bahnstation Untersteinach aus durch die grüne Steinachaue in einer mäßigen Stunde gelangt sind. Diese unsere Thalwanderung beginnen wir jedoch mit der — Ersteigung einer Höhe. Wir können diese nicht unbesucht am Wege liegen lassen, so verlockend auch die Waldschlucht an ihrem Fuße, aus der die „wilde Steinach" hervorströmt, sich aufthut. Doch wir werden uns noch sattsam ihrer schattigen Kühle, ihrer murmelnden Wellen erfreuen dürfen, wenn auch erst nach dem Umwege über den Berg.

So geht es denn in steiler Steigung, doch auf guter Straße die „Grünbürg" hinan, eine in das Thal vorgeschobene, gegen Nordosten aber mit dem Plateau verbundene Waldhöhe, deren von der oberen Terrasse aus aufsteigender Kegel schon in der Urzeit als ein die Umgegend beherrschender und einen freien Rundblick gestattender Punkt erkannt und demnach gewürdigt wurde. Zwei vorgeschichtliche gut erhaltene Wälle gürten diese Kuppe, durch einen Zwischenraum von 6 m geschieden. Die von dem oberen Wall in kurzem erreichte Fläche der „Walleithe," wie der Kegel genannt wird, ist rund 100 Schritt lang, 25 breit. Der Blick von ihr aus nach Süden über den Steinachgrund hinab und auf seine Umgebung ist fesselnd, das geistige Auge aber, das forschend in die Vergangenheit zu dringen versucht, stößt auf keinen sichern Ruhepunkt. Unten in der nordwestlich von der Grünbürg gelegenen Niederung finden sich in verschiedenen Dörfern alte Rundwälle, aus welchen Gefäßscherben slawischen Charakters gehoben wurden. Auch ein Abschnittwall auf dem „Rauhen Stein", nordöstlich von der Grünbürg an einem steilabfallenden Uferrande errichtet, ergab wendische Scherben. Gleichwohl müssen wir die sehr ansehnliche Befestigung des Berghauptes, auf dem wir stehen, ihrem Charakter nach einer weit älteren, der vorslawischen Zeit, zuweisen, nachdem anderwärts in gleichartigen Anlagen entsprechende Funde gemacht wurden. Hier blieben Nachgrabungen erfolglos. Eine reiche, bunte

Flora, deren Formen im Saallande drüben meist fehlen, bedeckt die Abhänge der Wallleithe, sich von dem besonnten Grün des Waldes fröhlich abhebend.

Wir folgen einem schmalen Steige, der, nachdem wir die Straße wieder gekreuzt, durch Buschwerk jäh in einer Bodenmulde gegen die Steinach zu hinabführt. Er wendet sich plötzlich nach links von dem Grunde ab und führt uns in den Wald, in diesem wieder aufwärts ziehend, und wir befinden uns auf dem fußbreiten Pfade bald so hoch an der schroff absinkenden Wand, daß wir wohl in etwas sehr unbehaglicher Stimmung in die Tiefe zur Rechten hinabblicken würden, wenn die dichtgeschlossenen Fichtenstämme der Halde nicht ein Gefühl der Sicherheit hervorriefen. Durch ihre Reihen schaut, ebenso hoch und ebenso jäh abfallend, die jenseitige Waldwand herüber. Doch, es geht nun abwärts, und bald treten wir unten auf die Thalsohle heraus.

Das Flüßchen kommt uns in grüner, erlenbesetzter Au entgegen. Wald, nur Wald, wohin wir blicken, malerisch sind die Bergformen des linken Ufers gegen Südwesten gruppiert. In der Bachaue stehen Gebäude, ein nun zur Papierfabrik umgewandeltes Hammerwerk. Hier ist klassischer Boden der Absbergschen Fehde, von der u. a. auch in Nr. 23 des I. Bandes des „Bayerland“ berichtet wurde. Dort, oberhalb der Fabrik, liegen die Ruinen der Burg Nordeck im Walde, wo — man wolle jene Nr. aufschlagen — ein Nürnberger, Baumgärtner, 1522 in dem Turmverließ voll eklen Gewürmes lag, hier unten, auf demselben Wege, den wir nun verfolgen, wurde der Danziger Kaufmann König zu Roß der Gefangenschaft entgegengeführt. Manch glänzenderen Reiterzug als diesen mag die Schlucht gesehen haben, als die schöne stattliche Burg droben noch Hennebergisches, dann — Mitte des 12. Jahrhunderts — des Bischofs von Bamberg Eigentum war. Es läge nahe, wie es auch, wenn man sich ein erweitertes Wanderziel gesteckt, meist geschieht, sofort „zur Nordeck“ hinaufzusteigen, wir aber wollen auf dem Rückwege dort oben einkehren.

So schreiten wir denn fürbaß gen Osten, dem klaren, vielfach gewundenen Gewässer entlang. Der Grund scheint zuweilen durch eine Bergwand abgeschlossen, da thut sich das Thal nach Südosten hin auf und dieselbe Scenerie umgibt uns wieder wie vordem. Tiefblau wölbt sich der unbewölkte Himmel über den Höhen. Eine gute Stunde haben wir so zurückgelegt. Da zeigen sich nach einer Biegung des Weges auf einem waldfreien Rücken Häuser — das Dörfchen Wildenstein — und auch im Grunde vor uns werden Gebäude sichtbar — der Waffenhammer. Zwei mächtige Felspfeiler, den beiderseitigen Höhenrücken angefügt, sperren hier den Grund thatsächlich ab, nur die Steinach hat ihren Weg durch den schmalen Paß zwischen ihnen gefunden, ihre Flut füllt ihn aus. Auf dem nördlichen Felshaupte stand Burg Wildenstein, das „große Ding“, von welchem König beim Vorüberreiten nicht gewußt, sei es Kirche oder Schloß. Unter dem Wildenstein pochte der Hammer schon im 13. Jahrhundert. Das Edelhaus ist verschwunden bis auf die Grundmauern, der Hammer pocht noch heute. Die Sage will wissen, einst habe ein Handelsweg durch den engen Grund geführt, und wer durch den Steinachpaß wollte, habe den Wildensteinern zollen müssen.

Wir suchen den kleinen Garten mit der einladenden Laube auf, um hier ein paar Stündchen in angenehmer Rast zu verbringen und bei Kulmbacher Bier das ländliche Mittagsmahl, dem freilich zuweilen die leckere Forelle nicht fehlt, einzunehmen. Blumenglanz und Wellenrauschen um uns, ist's im Schatten der Gartenlaube hier gut sein. Erfrischt und erquickt erheben wir uns dann zu einem Spaziergang in die Umgebung; zunächst durch den Felsenpaß, wobei wir das Wasser auf geländerlosen Bohlen mehrmals kreuzen müssen. Jenseit der Felsen aber ist die landschaftliche Scenerie noch malerischer als auf der Westseite; denn die oben auf und an der hoch emporsteigenden kahlen Halde klebenden Häuschen, vor uns die pittoresken Felsen und der schäumende Bach zwischen ihnen, sie bilden ein Ganzes, an welchem das Auge unwillkürlich und gern haftet. Auf der südlichen Höhe laden eine Ruhebank und der hübsche Blick ins Thal zum Verweilen ein.

Aus der guten Zeit der von Wildenstein — und wir wollen sie im frühen Mittelalter auch bei diesem Adelsgeschlechte voraussetzen — ist nichts bekannt geworden, wo aber im 16. Jahrhundert der Name „Wildenstein“ auftaucht — der Stammsitz war bereits frühzeitig verlassen und dem Verfalle preisgegeben worden, — da ist in der Regel nichts Erfreuliches damit verknüpft.

Oberhalb Wildenstein setzt sich der Grund, in den verschiedene Seitenthäler einmünden, deren Rinnsale schließlich die Steinach bilden, in noch immer anmutiger Weise fort, ohne jedoch mehr die Romantik zu erreichen, wie sie hier sich zeigt. Wir wenden den Schritt daher wieder rückwärts, suchen indessen einen an den südlichen Halden sich hinziehenden Waldweg auf, der, über Nordeck führend, von Wildenstein bis in die Nähe von Stadtsteinach dem Wanderer fast ununterbrochen Schatten gewährt. Wie angenehm! Unten im sonnigen Grunde wallt das Flüßchen nun mit uns in gleicher Richtung hin, uns umfängt das Dämmerlicht des Forstes und seine wohlthuende Kühle.

Nordeck, mitten in dieser Waldstille gelegen, ist eine hochinteressante Schloßruine, mit ihren epheuumrankten Mauern und ihren gebrochenen Türmen malerisch auf dem in das Thal vorspringenden Felssockel sich erhebend. Der mächtige runde Turm, in welchem Baumgärtner gelegen, erinnert an die Nürnberger Thortürme. Ein Durchbruch der Mauer gestattet das Betreten des ehemaligen Verließes, nun ein unbedeckter, von der Waldflora freundlich überkleideter Raum. Wir versetzen uns hier, indem wir Baumgartners plastischer Schilderung seines Aufenthaltes in diesem Gefängnisse gedenken, lebhaft in jene schlimme Zeit zurück. Dann ruhen wir uns im Burghofe aus, während im Gezweige, das überall hereinragt, die Meisen zirpen und durch die Wipfel eine geheimnisvolle Stimme flüstert.

Ein Weg führt zu der, wie wir wissen, unten gelegenen, von hier aus jedoch nicht sichtbaren Fabrik hinab. Wir aber wählen einen der an der Halde weiterziehenden Wege und nehmen schließlich auf der „Hohenlaß“, die uns noch einen Blick auf die romantische Waldlandschaft mit Nordeck gestattet, Abschied von einem der schönsten Thäler des Frankenwaldes, dessen Fortsetzung in südlicher Richtung, wie schon oben angedeutet, nun zur breiten, fröhlichen Aue sich erweitert.

Kleine Mitteilungen.

Ein Gruß aus dem Westen des Reiches. Willst du die ganze Seligkeit des Wortes Heimat kennen lernen, dann mußt du in die Ferne ziehen. Von ihr getrennt, lehrt dich ein unsagbares Sehnen, wie du mit tausend Banden an sie gefesselt bist. — Der Bayern-verein in Aachen erfreut uns soeben durch die Zusendung eines Liedes, welches der Lieblingsgesang unserer Landsleute in der alten Kaiserstadt geworden ist. Das schöne Lied verdient, im ganzen Lande bekannt zu sein; es ist eine Widmungsgabe von Josef Starmanns in Aachen an den Verein. Sangeslust und Freude an Musik ist ein Grundzug unseres Volkscharakters, und so hat bereits ein Landsmann, der in Aachen wirkende Zitherlehrer Joseph Kinigl aus München, eine schwungvolle Marschweise zu dem Liede komponiert. Der Wortlaut der Dichtung ist folgender:

Das ist mein Bayerland!
Das ist mein Vaterland!
Wo frei zu Bergeshöh'n der Jäger zieht,
Wo hoch der Adler haust,
Wo frisch der Bergwind saust,
Zum Felsengrat die schnelle Gemse flieht.

Das ist mein Bayerland,
Mein teures Heimatland,
Wo man beim hellen Klang der Zither singt,
Wo Alpenrosen blüh'n,
Rotwangig Dirnen glüh'n,
Von Alm zu Alm der munt're Jodler klingt.

Wo Inn und Donau fließt
Und reiche Städte grüßt,
Wo Stadt und Weiler fröhlich Volk belebt;
Ein Volk, voll Mut und Kraft,
Ein Volk, das emsig schafft,
Ein Volk, das stets nach Edlem, Schönem strebt.

O schönes Bayerland,
Du trautes Vaterland,
Des Herzens Freudengrüße bring' ich Dir!
Wo ich auch immer sei,
Dir halt' ich ewig Treu
Und nimmer stirbt Dein teures Bild in mir.

Ein Hoch dem Bayerland!
Ein Hoch dem Vaterland!
Ein Hoch, soweit das Löwenbanner rauscht!
Soweit durch Flur und Wald
Ein bay'risch Lied erschallt,
Soweit man freie Bayernsprache tauscht!

Die Kleidung der Geistlichen vor 100 Jahren. Interessant für unsere Zeit dürfte nachfolgendes, unter dem Freisinger Fürstbischofe, Max Graf von Törring 1787 in diesem Betreffe erlassene Generale sein, das, nach Hinweglassung der Einleitung wörtlich lautet: „1 mo Kein Geistlicher soll andere Beinkleider, Westen, oder Strümpfe tragen, dann allain von schwarzer Farbe. 2do Kein Geistlicher soll im Publiko anders, als mit einem Collari erscheinen. 3tio An hohen Festen, und bey andern Feierlichkeiten soll auch der Rock schwarz sein. Sonst aber, weil die schwarze Farbe wenig dauerhaft, sohin zu kostbar ist, mag 4to der Rock eine andere, jedoch nur dunkle Farbe haben; 5to Damit aber diese dunkle Rockfarbe desto ehender in Gang gebracht, und dabey Niemand in zu grosse Kösten gesetzet werden möchte; so erlauben Se. Hochfürstlichen Gnaden, daß die Geistlichen mit dunkelgefarbten Röcken in folgender Ordnung nicht nur einhergehen, sondern auch vor Höchstihrer Person erscheinen mögen: und zwar: a. die Dechanten und Kammerer mit dunkelblauen Röcken, gelb metallenen Knöpfen, schwarz stehenden Krägen und Aufschlägen; b. Pfarrer und Beneficiaten ebenso, nur mit Knöpfen von der Rockfarbe; c. Cooperatores und Supernumerarii mit aschengrauen Röcken mit schwarzen Krägen und Aufschlägen, wie auch mit schwarzen Knöpfen. 6to Gold und Silber auf Kleider oder Hüten zu tragen, wird gänzlich verboten. 7mo Sollte jemand auch diese so gemäßigte Verordnung übertreten, und mit zu weltlichen Kleidern erscheinen; so soll jeder Dechant und Kammerer, ja auch jeder frequentirende geistliche Rath, wenn er auf das Land hinauskömmt, hiemit berechtigt sein, dem Geistlichen eine solche verbotene Kleidung wegnehmen zu lassen, solche zu verkaufen, und das erlöste Geld unter die Armen auszutheilen. Gegeben in der Hochfürstlich-geistlichen Regierung zu Freising den 13. August 1789." Diese Verordnung scheint indes nicht viel Anklang gefunden zu haben, da Bischof Conrad von Freising (1790—1803) dieselbe, da „viele in ganz hellfärbigen Kleidern und Strümpfen, mit gestutzten Westen, neumodischen Knöpfen mit Gold, Silber, Schattenrissen, oder anderen Figuren &c. mit weißen, oder buntfärbigen maschenreichen Halstüchern einherzugehen, kein Bedenken tragen", unterm 20. Juni 1798 wieder neu einzuschärfen sich veranlaßt fühlt und des weiteren beifügt: „Den Gebrauch der geistlichen Tonsur wollen wir hiemit nachdrucksamst angeordnet haben". Ferner: „Bey geistlicher Verrichtungen sollen alle und jede niemals in Stiefeln, sondern nur mit Schnallen-Schuhen erscheinen: auf dem Lande allein, wenn der weite Weg und die üble Witterung es notwendig machen, mag eine Ausnahme stattfinden, Bandelschuhe zu tragen, soll allerdings verbothen sein." G in W.

Ein Denkmal für Alldeutschland, wie es in unseren Tagen im Denkmale auf dem Niederwalde Verwirklichung gefunden, war vor 50 Jahren bereits der Traum des Architekten Heideloff. Die Idee Heideloffs war folgende: Auf dem Moritzberge, als dem fast genauen Mittelpunkte Deutschlands, in der Nähe der altberühmten Stadt Nürnberg erhebe sich ein nach jeder Seite 300 Fuß langes, 60 Fuß hohes, 10eckiges Kastell, in Gestalt einer gewaltigen Feste des Mittelalters, mit 10 runden Türmen nach der Zahl der Heerhaufen des deutschen Bundes, geziert mit den Wappen der verbündeten Fürsten und Völker und mit ihren Bannern bepflanzt. Die Plattform dieses Kastells bildet das Fundament eines altdeutschen achteckigen Tempels mit gewaltigen, die Standbilder der Helden des Vaterlandes tragenden Pfeilern und vier Thoren, über denen die Inschriften: „Gott mit uns," „Eintracht siegt", „Deutschlands Einheit," „Deutschlands Stärke". Im Innern des Tempels steht in einem hohen Kreuzgewölbe der Altar des Vaterlandes, auf dem die Banner der deutschen Heere geweiht werden. Oben auf diesem Tempel endlich ragt die 100 Fuß hohe Bildsäule der Germania von Bronze, gestützt auf das deutsche Schwert und mit der Linken ein Bündel Pfeile emporhaltend, deren Spitzen bei Nacht zu Fest- und Kriegesflammen lodernd dargestellt werden können. Heideloff dachte sich bei diesem Denkmal jährlich am 18. Oktober große Volksversammlungen mit kriegerischen Waffenspielen und anderen Festergötzungen.

Der Selbstmord wurde im Mittelalter äußerst streng beurteilt. Eine Nürnberger Chronik meldet: „1422 ist Hanns Trager, ein alter Mann und gewesener Knecht in der Waag, der in seinem Haus sich selbst erhenkt, öffentlich ausgeschleift und verbrannt worden. 1477 hat sich Christine Prünstnerin, eine Gürtlerin, in ihrem Hause erhängt. Man hatte sie hernach ausgeschleift und auf einer Wegscheide verbrannt."

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Der verlorene Sohn.

Einer alten Chronik nacherzählt

von Georg Schamberg

(Schluß.)

Regungslos stand der Bürgermeister einen Augenblick und sah nach der Thür, in der sein Sohn verschwunden, dann ging ein Zittern durch seinen Körper — lautlos brach er zusammen.

Seit jener Unglücksnacht hat man nichts mehr von Franz erfahren", endete Jörg Thanner mit einem tiefen Seufzer seine Erzählung.

Schweigend hatten alle zugehört. Im Auge des weichmütigen Färbermeisters schimmerte eine Thräne.

„Und die Tochter des Grafen, was ist mit ihr geworden?" fragte der Schreiber nach einer Pause.

„Sie lebt noch," antwortete Thanner, „aber einsam und zurückgezogen. So viele Freier auch schon vorgesprochen, sie blieb unvermählt."

„Seltsam!" murmelte der Schreiber kopfschüttelnd.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu; die Gebetglocke ertönte. Langsam entblößten die Bürger die Häupter und, sich gegenseitig eine geruhsame Nacht wünschend, verloren sie sich in den stillen Straßen.

Es war um die zehnte Stunde desselben Abends. Der Mondschein lag bereits auf den stillen Straßen. Hier und da drang noch ein Lichtschein durch die Ritzen der Fensterläden. Auf den Wällen lehnten schlaftrunken die Posten und blickten teilnahmslos hinaus in die mondbeschienene Landschaft, über die seltsame Schattengestalten flogen, so oft eine Wolke am Monde vorüberging ....

In einem Zimmer des hohen Amtshauses brannte noch helles Licht. Es war im Zimmer der Gräfin Anna. Sie hatte sich einen hohen Lehnstuhl an das Fenster gerückt. Vor ihr auf dem Tische lag ein aufgeschlagener, kunstvoll gebundener Foliant mit zierlich bemalten Pergamentblättern.

Es war ein wunderbar schönes Haupt, das in den dunklen Sammetpolstern des Sessels ruhte, sanft beleuchtet von dem milden Lichte der Lampe. Feingeschnittene edle Züge, große träumerische Augen, eine hohe blendend weiße Stirn, umrahmt von blonden Flechten, die wie Gold leuchteten, vollendeten das prächtige Bild. Ein wunderbarer Schimmer von Geist und Hoheit lag auf diesen Zügen, die keine niederen Gedanken nahen ließen. Der Foliant, der vor ihr auf dem Tische lag, war eine Sammlung jener süßen Lieder aus der Zeit der Minnesänger, die Stelle, auf welcher der Blick der Gräfin ruhte, ein Lied des Johannes Hadlaub. Es lautete:

Ich zog mir einen Falken
länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet,
wie ich ihn wollte gar —
Und ich ihm sein Gefieder
mit Golde wohl umwand,
Stieg er hoch in die Lüfte
flog in ein anderes Land.

Seither sah ich den Falken,
so schön und herrlich fliegen,
Auf goldrotem Gefieder
sah ich ihn sich wiegen.
Er führt an seinem Fuße
seidene Riemen fein:
Gott sende sie zusammen,
die gerne treu sich möchten sein.

Die Gräfin hatte das Gedicht halblaut gelesen. Tief ergriffen neigte sie das Haupt; mit schmerzlichem Tone wiederholte sie die Schlußzeilen:

Gott sende sie zusammen,
die gerne treu sich möchten sein.

Ihre zarten Lippen preßten sich krampfhaft zusammen, vor Weh und Leid ....

Plötzlich fuhr die Gräfin empor, zitternd griff sie nach der Lehne des Sessels, starr blickten die blauen Augen hinaus in den mondbeschienenen Garten ....

Jenes bleiche Gesicht dort zwischen den Beeten — wer war das? ....

Er, er, der sie einst entführen wollte, der Verstoßene, der Verfluchte, er — den sie nie vergessen konnte.

„Franz!“ wollte sie, von Schmerz und Freude überwältigt, rufen, aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Weinend sank ihr Haupt auf das Lied des Minnesängers.

Der Schatten im Garten war verschwunden.

Um dieselbe Stunde saß in der hohen, braungetäfelten Wohnstube des Bürgermeisters dessen Ehefrau noch über die Postille gebeugt. Der Schmerz um den verlorenen Sohn hatte ihr das Haar frühzeitig gebleicht. Mit zitternder Stimme betete sie den Abendsegen. Ihr innigstes Gebet galt ihrem Sohne.

„Nur einmal noch laß mich ihn sehen, lieber Gott“ — flehte sie in der Angst ihres Herzens — „einmal noch, bevor ich hinunterfahre in die Grube, laß mich die Hände auf sein Haupt legen und des Vaters Fluch in Segen verwandeln!“

Da öffnete sich leise die Thür.

„Mutter!“ bat eine wohlbekannte Stimme. „Mutter!“

Selig verklärt richtete beim Tone dieser Stimme die weißhaarige Frau sich empor, verlangend streckte sie die Arme aus.

„Franz!“ ....

Der verlorene Sohn hing am Halse der Mutter ...

Als der erste Freudentaumel des Wiedersehens vorüber, machte sich der Sohn sanft los Mit zitternden Händen schraubte die Mutter die Lampe auf, um den Wiedergefundenen nach Herzenslust zubetrachten. Aber, wie sah der einst so zierliche Franz aus! Die Uniform der Pappenheimschen Kürassiere, unter denen Franz gedient, hing in Fetzen von seinem Körper; düsteres Feuer brannte in seinen tiefliegenden Augen; Fieberblässe bedeckte sein Gesicht, über die Stirn zog sich eine breite schlechtvernarbte Wunde.

Mit Schrecken sahen es die Augen der treuen Mutter.

„Du bist krank, Franz,“ klagte diese und nahm das bleiche Gesicht des Sohnes in ihre zitternden Hände ...

„Nein Mutter, mir ist wohl! so wohl! Nun will ich gern sterben — nun ist alles gut,“ schluchzte Franz in die Kniee sinkend. Heiße Thränen fielen auf den Unglücklichen nieder ....

„Aber, der Vater? Wird er verzeihen?“

Aber, ehe sie noch denken und raten konnten, da war er schon eingetreten und stellte sich mit abwehrenden Händen vor die Gattin ...

„Flieh, Unseliger,“ rief er mit zornfunkelnden Augen, „flieh diese Schwelle, die Du entweiht, ehe ich die Hand nach der Waffe strecken muß, um selbst das Amt des Richters zu vollziehen!“

„Laß mich sterben, Vater!“

Mit diesen Worten stürzte Franz zu seinen Füßen.

Schon riß der Vater einen Degen von der Wand und hob ihn zum tödlichen Streiche, als die Mutter sich dazwischen warf, den Sohn zu schützen. Jonathan Forster ließ den Degen sinken und wandte das Gesicht.

Leise führte die Mutter den Sohn vor die Thür.

Franz taumelte besinnungslos die Treppe hinunter und trat durch das Hausthor .... einige Schritte wankte er noch vorwärts, dann sank er auf das Pflaster. Die Wächter, die ihn später fanden, brachten ihn in das Siechenhaus. Am nächsten Tage machte das Ereignis die Runde durch das Städtchen.

Auf allen Straßen standen neugierige Gruppen. Einige wagten sich auch ins Siechenhaus, den armen Franz, der im Fieberdelirium lag, zu sehen. Das Gefühl des Zornes hatte einer besseren Stimmung Platz gemacht, man bemitleidete jetzt Franz so sehr, als man ihn zuerst verfluchte ....

Doch war dieses Ereignis wieder verdrängt durch andere schlimme Nachrichten. Immer näher kamen die Horden der Schweden, sengend und brennend. Aus den umliegenden Ortschaften kamen fast täglich Zeugen, welche Kunde von schrecklichen Verwüstungen brachten.

Mit Furcht und Bangen sah die Stadt ihrem unabwendbar drohenden Schicksal entgegen und rüstete sich zu einem Verzweiflungskampfe.

Die Wachen wurden verstärkt; jede Nacht war ein Teil der Bürger unter Waffen; schußbereit standen die Kanonen.

So kam der erste Pfingsttag heran. Mit klopfendem Herzen gingen die Bürger zur Messe, jeden Augenblick befürchtend, die Lärmkanonen werden die Andacht stören. Doch Tag und Nacht verlief ruhig, auch der zweite Pfingsttag. Dagegen Morgen krachte die Alarmkanone, die Sturmglocke tönte und die erschrockenen Bürger eilten an ihre Plätze auf die Mauer ....

„Die Schweden! ....“

Ja, jene dunklen Massen, die im Altmühlthale heraufsprengten, das waren schwedische Reiter. Graf von Seefried und der Bürgermeister Jonathan Forster waren die ersten auf der Mauer.

„Bürger!“ rief Graf von Seefried mit lauter Stimme, „wir wollen nicht die Schmach auf uns ruhen lassen, die Stadt preiszugeben, so lange noch ein Arm sich rühren kann. Weiter helfe uns Gott im Himmel!“

Begeistert stimmten die Bürger ein. Gleich darauf flog die erste Kugel den Schweden entgegen.

Diese waren immer näher gekommen, schon hörte man ihre Trompetensignale, schon sah man die Helme in der Sonne blitzen. Plötzlich hielten sie. Ein Parlamentär, von einem Trompeter begleitet, sprengte vor das Thor und forderte die Stadt im Namen des Herzogs Bernhard von Weimar auf, sich zu ergeben.

„Schonung des Lebens und Eigentums wird jedem zugesichert, doch hat die Stadt im Falle des Widerstandes die strengste Züchtigung zu erwarten,“ — schloß der Offizier.

„Wenn der Herzog die Stadt will, so mag er sie nur erobern,“ war die lakonische Antwort des Grafen.

Der Offizier ritt zurück. Der Kampf begann. Zuerst sprengten die schwedischen Reiter in breiten Schwärmen, mit lautem Schlachtruf, um die Bürger einzuschüchtern, gegen die

Stadt. Ein wohlgezielter Kugelregen empfing sie. Rasch wendeten sich die Pferde wieder. Ein Teil der Reiter stieg von den Pferden, um, mit dem Fußvolk vereinigt, vorzudringen zum Sturm.

Scheiden wir einen Augenblick vom Kampfplatz und kehren wir in das Siechenhaus zurück.

Franz hatte das Fieber, dank seiner kräftigen Natur, glücklich überwunden. Ein langer, tiefer Schlaf hatte sich auf die Augen des Unglücklichen gesenkt, nach den langen, schweren Nächten des Deliriums ein doppelt süßer Schlaf. Er träumte von seinem Mütterchen, von den Tagen seiner Kindheit und von einem schönen, holden Mädchenbilde.

Die Sturmglocke scheuchte ihn aus seinen Träumen; er hörte den Donner der Kanonen und wohlbekannte gellende Töne: „Die schwedischen Trompeter. Der Feind!"

Wild richtete sich der Kranke auf in seinem Bette. Erstaunt blickte er um sich: er war nicht auf dem Schlachtfelde .... Langsam kam das Gedächtnis: in der Vaterstadt und der Feind vor der Thür!

Der Gedanke gab ihm Leben und Kraft. — Franz sprang aus dem Bette. Seine zerfetzte Uniform lag noch am Boden — er zog die bunten Lumpen an und stürzte ins Freie. In dem großen Tumulte, der auf den Straßen herrschte, merkte niemand auf Franz, der ohne Kopfbedeckung, ohne Waffen auf die Mauer eilte. Er sah den Grafen und seinen Vater, wie sie die Bürger mit beredten Worten aufmunterten zur Ausdauer, denn eben jetzt rückte die ganze Macht der Schweden zum allgemeinen, verderbenbringenden Sturme an.

Mit kundigem Blick hatte Franz die Gefahr erkannt; nur eines konnte noch Rettung bringen: Ein Ausfall in die Flanke des Gegners. Entschlossen trat Franz auf den Grafen zu. Wohl starrte der Graf wie ein Gespenst auf ihn, aber jetzt war nicht Zeit zum Staunen und Fragen. Mit wenigen Worten teilte Franz seinen Plan mit. Ehe noch der Graf entscheiden konnte, raffte Franz einen Degen vom Boden auf und wandte sich an die Bürger:

„Wer Mut hat und Vertrauen, die Vaterstadt zu retten, der folge mir."

Im Nu hatte sich eine ansehnliche Zahl um ihn gesammelt. Graf von Seefried hieß einen Teil der Reiterei aufsitzen. Rasch hatte sich auch Franz auf ein Pferd geschwungen. Die kleine Seitenpforte öffnete sich und mit dem Feldgeschrei: „Gott und Vaterstadt!" stürzte die kleine Schar, Franz an der Spitze, in die Flanke der Schweden.

Solch ungestümen Anprall hatten diese nicht erwartet. Zwar waren sie mächtig genug, ihm zu begegnen, aber die gespenstige Gestalt Franz', der, alle hinter sich zurücklassend, auf den dichtesten Haufen der Feinde zusprengte, machte diese stutzen. Nach kurzer Gegenwehr räumten sie das Feld, verfolgt von den Bürgern ....

Die Trompete blies zum Sammeln — alle kamen, bis auf einen, — Franz.

Eine Kugel war ihm durch die Brust gedrungen. Zwei Bürger hoben ihn auf ihre Schultern, er atmete noch. Das große Thor wurde geöffnet, alles strömte den Siegern entgegen. Aber der Jubel verstummte, als die Träger den blutenden Franz niedersetzten.

Tief ergriffen trat der Bürgermeister zu seinem Sohne. Franz schlug die Augen auf, er sah seinen Vater; bittend streckte er die Hände nach ihm aus:

„Verzeih!"

Da beugte sich die hohe Gestalt des Bürgermeisters nieder und küßte weinend die bleiche Stirn des Sohnes ...

Scheu machte die Menge einer ehrwürdigen, weißhaarigen Frau Platz — es war die Mutter, an ihrer Seite des Grafen Tochter Anna.

Mit letzter Kraft richtete sich Franz auf. Er sah in das thränenfeuchte Auge seiner Mutter — und neben ihr stand das Mädchen, das er geliebt mit einer Liebe, die ihn so selig und so elend gemacht. Anna kam zu ihm, sie grollte ihm nicht — sie liebte ihn ....

Ein müdes Lächeln verklärte seine Züge, „Anna," stammelten die bleichen Lippen, dann sank er zurück. Er war tot ....

Stumm preßte Graf von Seefried seine Tochter an sich, dann reichte er dem Bürgermeister über der Leiche des Sohnes die Hand. Sie hatten sich verstanden. Die Morgensonne schien friedlich auf das Gesicht des Toten.

Der verlorene Sohn hatte seine Heimat gefunden.

Die südostbayerische Moränenlandschaft.

Von Prof. Dr. Max Haushofer.

(Fortsetzung.)

Bei näherer Betrachtung erwies der Stein sich als ein Glimmerschieferblock, welcher seinen Ursprung aus den Centralalpen nicht wohl verleugnen kann. Die Oberfläche ist sehr unregelmäßig gestaltet; auf seiner höchsten Erhebung aber zeigt der Stein jene schüsselartigen, offenbar von Menschenhand eingegrabenen Vertiefungen, die sich oft auf alten Opfersteinen finden. Unstreitig haben wir hier eines der ältesten, bis in die heidnische Vorzeit hinaufreichenden Denkmäler vor uns. Manche Altertumsfreunde wollen auf dem Steine auch Rinnen entdeckt haben, die zum Abfließen des Blutes der hier geschlachteten Tier- oder Menschenopfer dienen sollten. Ich untersuchte diese Rinnen genau und habe die Ansicht, daß dieselben nicht wie die schüsselförmigen Vertiefungen von Menschenhand herrühren, sondern ein Werk der Natur sind.

Jetzt ist der Bräundelstein rings von Fichtenwald umgeben. Man kann sich aber lebhaft vorstellen, daß der mächtige finstere Block einen ungleich großartigeren Eindruck machen mußte zu einer Zeit, als hier kein Wald stand, als man vom Rande dieses Hügels weit in die Umgebung schauen konnte. Wenn man so wie bisher fortfahren wird, Kies unter dem Steine herauszugraben, wird derselbe über kurz oder lang vollends in die Kiesgrube herabsinken, was sehr zu bedauern wäre. Heute erscheint er noch als ein imponierender Zeuge, der deutlich nicht bloß an uralten heidnischen Mythus, sondern

zugleich auch an die gewaltige Thätigkeit jener riesenhaften Eismassen erinnert, welche ihn aus seiner Alpenheimat so weit herausgeführt haben.

Die gekritzten Geschiebe und Gletscherschliffe, welche wir ebenfalls als bezeichnende Merkmale der Moränenlandschaft ansehen, sind naturgemäß weit schwerer zu entdecken. So brillante Gletscherschliffe, wie sie bei Berg am Starnberger See aufgedeckt worden sind, wird man im Gebiete des Inn- und des Salzachgletschers wohl erst aufsuchen müssen. Gekritzte Geschiebe aber finden sich in unserer Landschaft für den, der sie suchen mag, ohne Schwierigkeit. Ich habe einen Stein mit sehr hübschen eingekritzten Spuren seiner vormaligen Gletscherwanderung im Hause des Bürgermeisters zu Frauenchiemsee eingemauert gefunden; er gehört also gewissermaßen zu den Akten der Bürgermeisterei. An den Chiemsee-Ufern liegen heute noch unzählige solcher gekritzter Steine; selbst der Wellenschlag von Jahrtausenden vermochte nicht, die Spur der Gletscherthätigkeit von ihnen wegzuwaschen. Jene Gletscherschliffe, die davon Zeugnis geben, wie die Eismassen der Vorzeit sich durch die Thore der Alpenthäler ins freie Alpenvorland herausdrängten — die müssen, wie gesagt, erst aufgesucht werden. Tausendjähriger Wald und Alpenmatten sind ja größtenteils über diese Spuren gewachsen, so daß es immer eines besonders glücklichen Zufalls oder mühsamer Wanderung braucht, sie zu finden. Einzelne wurden indessen doch schon bei Häring im Unterinnthal, am Eckbühl bei Neubeuren, bei Wildbichl und Hohenaschau gefunden.



Die Riesenkessel im Chiemsee. Originalzeichnung von M. Haushofer.

Ein weiteres Kennzeichen der Moränenlandschaft sind die sogenannten Gletschermühlen oder Riesenkessel. Sie sind freilich nicht unmittelbar eine Wirkung des Eises, sondern das Werk von raschen und gewaltigen Wildwassern. Letztere können aber in manchen Fällen nur als die Abflüsse großer Gletscher gedacht werden. Die Riesenkessel sind bekanntlich runde Löcher in großen Felsplatten; in den meisten dieser Löcher liegen kugelförmig zugeschliffene Steine, welche keinen andern Schluß zulassen, als den, daß die Löcher durch eine kreisende Bewegung der darin liegenden Steine ausgeschliffen worden seien.

Die unzweifelhaft merkwürdigste Bildung dieser Art in der ganzen bayerischen Moränenlandschaft kann man am südöstlichen Ufer des Chiemsees bei Hagenau entdecken. Ungefähr 1 m unter dem Seespiegel zeigt sich ein höchst merkwürdiger Anblick. Der ganze Seeboden ist ein platter, von großen Spalten durchsetzter Fels; in diesen Platten aber sieht man Hunderte und aber Hunderte von solchen Riesenkesseln; und fast in jedem liegt noch der Stein, der einst als Mühlstein dieser natürlichen Schleifwerke gedient hat. Die ganze sichtbare Strecke dieser unterseeischen Mühlwerke ist etwa ½ km lang; wie breit sie ist, läßt sich nicht beurteilen, weil in Tiefen von 2 m der Seegrund nicht mehr recht unterscheidbar ist. Es macht einen ganz eigenen Eindruck, diese Steine, die einst viele Jahre hindurch sich gedreht haben mögen, nunmehr so regungslos in der grünen Tiefe liegen zu sehen.

Etwa 8 km westlich von dieser Felsbank, an der gegen Osten vorspringenden Spitze von Herrenchiemsee, lassen sich nur ganz vereinzelte solcher Spuren eines ehedem stark fließenden Wassers entdecken. Immerhin sind sie deutlich genug, um uns zu sagen, daß wir es hier entweder mit einem ganz gigantischen vorweltlichen Strome zu thun haben, oder mit einem vormaligen Gletscher, zu dessen beiden Seiten starke Gletscherflüsse abströmten und diese unterseeischen Bildungen schufen. Für einen Strom von 7 bis 8 km Breite und etwa 60—80 m Tiefe wird es aber wohl schwer werden, eine genügende Erklärung zu finden. Wir müssen uns deshalb die Entstehung dieser Felsbildungen in jene Zeit denken, in welcher der Chiemgletscher entweder bei seinem Vorschreiten oder bei seinem Abschmelzen den Raum zwischen dem Hagenauer Felsabhange und der Insel Herrenchiemsee ausfüllte.

Wenn wir die charakteristischen Erscheinungen der Moränenlandschaft verfolgen, müssen wir noch etwas ausführlicher auf die Hügel und Thäler derselben zurückkommen. Die Moränenhügel sind nicht überall gleich deutlich unterscheidbar. Im Süden, wo die Moränenlandschaft an das Gebirge stößt, mag es auch für einen Kenner der Landschaft manchmal schwer werden, einer völlig mit Pflanzenwuchs bedeckten Erhöhung anzumerken, ob sie Schüttinsel ist oder flacher Felsbuckel.

Lassen wir diese zweifelhaften Erhebungen außer Betracht und ersteigen wir einen dieser Moränenhügel, nämlich die als Landmarke weithin kenntliche Erhebung, welche unter dem Namen des Ratzinger Berges, 693 m hoch, sich zwischen dem Simsee und dem Chiemsee lang hinstreckt.

Ein Panorama wie auf dem Hohen Peißenberge darf man freilich nicht von ihm erwarten. Die Voralpen stehen ihm viel zu nahe, um über sie hinweg in die Centralalpen sehen zu können. Schön aber ist der Doppelblick, den er nach den beiden Seen gewährt: westwärts nach dem einsamen Spiegel des Simsees und weit hinaus bis zu den Hügeln um Grafing, östlich über die Landzungen und Buchten des Chiemsees hin. Der Name Weingarten, den eines der höchstgelegenen Anwesen auf diesem Berge trägt, läßt darauf schließen, daß hier einst Weinbau getrieben worden sei. Jetzt ist keine Rebe mehr zu sehen; man kann sich auch denken, daß der Ratzinger Ausbruch ein ziemlich saurer Tropfen gewesen sein muß. Das Gelände ringsum zeigt überall die Spuren alter Kultur; die umliegenden Ortschaften Greimharting, Prien, Hirnsberg, Fraßdorf, Riedering, Söllhuben gehören ohne Zweifel zu den ältesten des ganzen Vorlandes.

Für uns erscheint der Ratzinger Berg von besonderem Interesse, deshalb, weil er nebst einigen weiter nach Nordosten vorgeschobenen Hügeln die Grenzscheide bilden dürfte, die zwar nicht während der Zeit der stärksten Vereisung, wohl

aber im Rückgange der Eiszeit den Inngletscher von dem beträchtlich kleineren Chiemgletscher schied. Er ist wohl die mächtige Mittelmoräne zwischen den beiden Eiszungen, die ihn vermutlich erst zwischen sich auftürmten, um ihn dann als eine große Schuttinsel einzuschließen. Ein anderer weiter nach Nordost vorgeschobener Teil dieser Mittelmoräne mag der Hügel bei Altersham (643 m) gewesen sein und als östlichster erscheint der Hügel bei Haiming nächst Obing (618 m). Inselgleich ragen auf der Gletscherkarte von Oberst Stark diese Anhöhen aus dem vereinigten Eismeere des Inn- und Chiemgletschers hervor.

Die Thäler der Moränenlandschaft sind zweierlei Art. Die erste Art sind, wenn es erlaubt ist, sich recht deutlich auszudrücken, einfach Gruben zwischen Schutthügeln, Gruben, wie wir sie im kleinen in der Nähe jeder großen Stadt sehen können, an solchen Plätzen, wo Schutt abgeladen wird. Die Gruben zwischen den Schutthügeln sind entweder mit Wasser oder mit Moor oder mit fruchtbarer Erde in ihren tieferen Teilen ausgefüllt. Ob das eine oder das andere der Fall ist, hängt in der Hauptsache von der Verbindung solcher Grubenthäler mit benachbarten Gruben ab. Wo ein Ablauf des Wassers nach benachbarten Grubenthälern möglich ist, wird das Moränenthal zum trockenen Becken, durch welches sich oft ein vielgewundener Bach zwischen saftigen Wiesen durchschlängelt. Selten findet man indessen ganz trockene solche Gruben; fast in jeder deutet die Sumpfdistel an, daß Wasser da ist, welches keinen Abfluß findet.

Wer in unserer Moränenlandschaft das auffallendste Bild dieser Schuttgruben empfangen will, muß von der Station Endorf in nordöstlicher Richtung nach Eggstädt wandern — aber nicht auf der Straße, sondern quer durch Wald und Wildnis. Da mag er im Zeitraum einer Stunde durch vielleicht 50 winzige Moränenthälchen wandern, die mit See, Sumpf oder Wald ausgefüllt sind. Wem der Spaziergang zu mühsam oder zu naß ist, der kann übrigens auf der Bahnstrecke von Endorf nach Prien von seinem Sitz im Waggon aus ein paar höchst charakteristische solcher Moränengruben sehen: finstre, rings von dichtem Wald umstandene, winzige Thälchen, in welchen zwischen fahlem Röhricht ein melancholischer schwarzer See eingebettet liegt. Eine dieser Gruben erhielt eine Breite von 15 km: das Becken des Chiemsees; aber auch andere erfreuen sich recht ansehnlicher Dimensionen, wie das 6 km lange und 2 km breite Freimoos bei Halfing, das noch um 3 km längere Thal des Simssees, das 6 km im Durchmesser haltende Freimoos zwischen Eggstädt und Seebruck; oder das 10 km lange Becken des Waginger Sees.



Landschaft bei Stein im Alzthale. Originalzeichnung von M. Haushofer.

Die andere Klasse von Thälern sind die Flußthäler. Die großen Alpenströme haben, soweit ihr Überschwemmungsgebiet reicht, die Spuren der Eiszeit verwaschen oder vertilgt. Aber am Rande der Moränenlandschaft sind uns die deutlichen Spuren mächtiger Strombetten erhalten geblieben: die Furchen, welche einst die großen Abflüsse der vorzeitlichen Eismassen sich gegraben haben. Schon auf der Karte von Stark ist ein altes Rinnsal angegeben, welches bei Kirchseeon die Moränenlandschaft verläßt und nordwärts zieht.

Ein anderes höchst merkwürdiges Rinnsal ist dasjenige, in welchem der ehemalige westliche Abfluß des Salzachgletschers seinen Ausweg nach Norden gesucht hat, bis er sich mit der Alz vereinigte oder die letztere in sich aufnahm. Dieses großartige, jetzt trocken liegende Flußbett kreuzt man, wenn man

von Altenmarkt in östlicher Richtung zu wandert, bei dem stattlichen Dorfe Palling, welches in dem ehemaligen Strombette unter dem felsigen Uferrande desselben liegt. Der Platz, wo der Gletscherfluß sich vom Eise trennte, liegt weiter südöstlich; das breite Stromthal aber läßt sich deutlich abwärts verfolgen bis dahin, wo es mit der Alz zusammenkommt. Namentlich am westlichen Ufer dieses Strombettes, das als bewaldeter und felsiger Absturz sich langhin streckt, läßt sich deutlich erkennen, mit welcher Wucht einstmals der Gletscherfluß hier seinen Weg in die Erdrinde sich eingerissen hat.

In diesem Strombett aufwärts wandernd, erreichen wir bei Polsing die Endmoräne des Salzachgletschers. Wenn wir unsere Wanderung durch diesen östlichsten Teil unseres Gebietes fortsetzen, gewinnen wir wiederum andere Eindrücke. Die Erhöhungen in der Randmoräne des Salzachgletschers überragen zwar noch stellenweise, namentlich bei Rettenbach, Kammer und Weißenkirchen, die Höhe von 600 m, nehmen aber im Innern des Salzachgebietes an Höhe bedeutend ab, so daß der kegelförmige Hügel von Kay bei Tittmoning, obgleich nur 464 m hoch, schon den Eindruck einer ganz hervorragenden Aussichtswarte macht.

In der Moränenlandschaft des Salzachgletschers dominiert das Landschaftsbild des Waginger Sees. Von jeder Höhe aus erkennt man den tiefen Einschnitt des Salzachthales. Weit mehr als im Inn- und Achengebiet kommen die Hochkalkalpen zum Vorschein, den südlichen Abschluß der Landschaft bildend. Die so überaus edel gestalteten Berge der Berchtesgadener Gebirgsgruppe zeigen ihre scharfen und kühnen Umrisse, und wie um uns recht daran zu erinnern, daß wir auf einem ehedem vereisten Boden hinwandern, grüßen uns von Süden her drei wirkliche Gletscher: das Blaueis am Hochkalter, die vergossene Alpe und das Eisfeld des fernen steirischen Dachsteins.

Aber die Zeit schreitet vor; und wenn wir noch einen Blick in die Übergangszeit von der Gletscherperiode bis zur geschichtlichen Zeit werfen wollen, müssen wir auf eine eingehendere Betrachtung des Salzachgebietes verzichten. Während wir aber von Laufen aus wieder auf Dampfesflügeln die Moränenlandschaft durcheilen und in der Abendsonne die Feste Hohensalzburg schimmern sehen, entrollen sich vor unseren Augen Bilder, in welchen die eisigen Gefilde der Vorzeit sich nach und nach mit menschlichem Leben erfüllen.

Nach der Berechnung der Glacialgeologie fällt die Zeit der stärksten Vereisung während der letzten Eisperiode in das zwölfte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Das Ende der Eiszeit in unserm bayerischen Alpenvorlande müssen wir uns in jenem Jahre denken, in welchem der letzte unserer großen Gletscher in der Thalsohle bis an die Landesgrenze zurück gerückt war. Wie lange dies aber währte, darüber kann auch die Gletscherforschung noch keinen bestimmten Aufschluß geben. Wir wissen zur Zeit noch nicht, ob der Rückgang der großen Eismassen mit beschleunigter oder mit verzögerter Geschwindigkeit stattgefunden hat.

Manche Anhaltspunkte aber sprechen dafür, daß die Zeit, in welcher etwa der Chiemsee von seinem rückgehenden Gletscher vollständig freigelassen worden ist, nicht weiter zurückliegt, als 6 bis 7000 Jahre.

Zwischen jener Zeit, in welcher die Gletscher ihre Steinschrift schrieben, und jenen Jahrhunderten, aus welchen wir die frühesten Funde menschlicher Kultur in unserm Gebiete finden, ist eine große Lücke. Die prähistorischen Funde lassen vermuten, daß die jüngere Steinzeit etwa um das Jahr 2000 vor Christus zu Ende ging. Wie lange sie gedauert haben mag, darüber haben wir absolut keine Vermutung. Wir wissen nur, daß ihr noch eine ältere Steinzeit voranging, eine Periode, in welcher die Ansiedler unseres Gebietes noch keine geschliffenen, geglätteten, sondern bloß roh behauene Steinwerkzeuge besaßen. Die Dauer dieser Periode wird wohl ebenfalls in tiefstes Dunkel gehüllt bleiben.

Nun werden aber in jedem unserer Leser die Fragen aufgetaucht sein, um welche Zeit etwa unsere Moränenlandschaft zuerst nach dem Rückgange der Gletscher von Menschen besiedelt worden sein mag, welcher Art diese Menschen gewesen sein mögen, woher sie kamen und wovon sie lebten?

Die Geologie ist äußerst vorsichtig in ihren Vermutungen über die Bewohnbarkeit der Landschaft während der Eiszeit. Und sie hat darin Recht. Sie liest aus dem abgeschliffenen, zermalmten und zerkratzten Gestein, das die Unterlage und die Seitenwände jener Gletscher bildete oder auf ihnen herabgeführt ward, nur das heraus, was unwiderleglich in dieser steinernen Schrift geschrieben steht.

Wir dürfen uns jener strengen Vorsicht entschlagen und etwas kecker auf dem Fahrzeuge unserer Vermutung in die vorgeschichtliche Zeit hineinsteuern.

Während der Eiszeit, oder besser gesagt, während ihres Ausganges, kann es schon gewesen sein, daß zuerst Menschen die Alpenvorlande betraten. Während der Eiszeit? — möchte man fragen. Sollte das keine Übertreibung sein? — Doch nicht. Denn aus mancherlei Thatsachen läßt sich schließen, daß sehr große, aus den Alpen herabdringende Eismassen mit einem für abgehärtete Menschen erträglichen Klima wenigstens vereinbar waren. Selbst wenn zur Zeit der stärksten Vergletscherung das Klima noch ein grönländisches gewesen sein sollte, war die Landschaft schon bewohnbar; wir dürfen uns sogar denken, daß die Lebensweise der damaligen Altbayern zwischen Salzach und Inn eine wesentlich höhere gewesen sei, als jene der grönländischen Eskimos. Gegen den Ausgang der Eiszeit aber, als die großen Gletscher schon mitten in der Periode des Abschmelzens waren, als die Endzunge des Inngletschers nur mehr als breiter bläulicher Abhang das Innthal bei Kufstein verschloß: in jener Zeit muß das Klima unserer Alpenlandschaften schon ein dem heutigen ganz ähnliches gewesen sein.

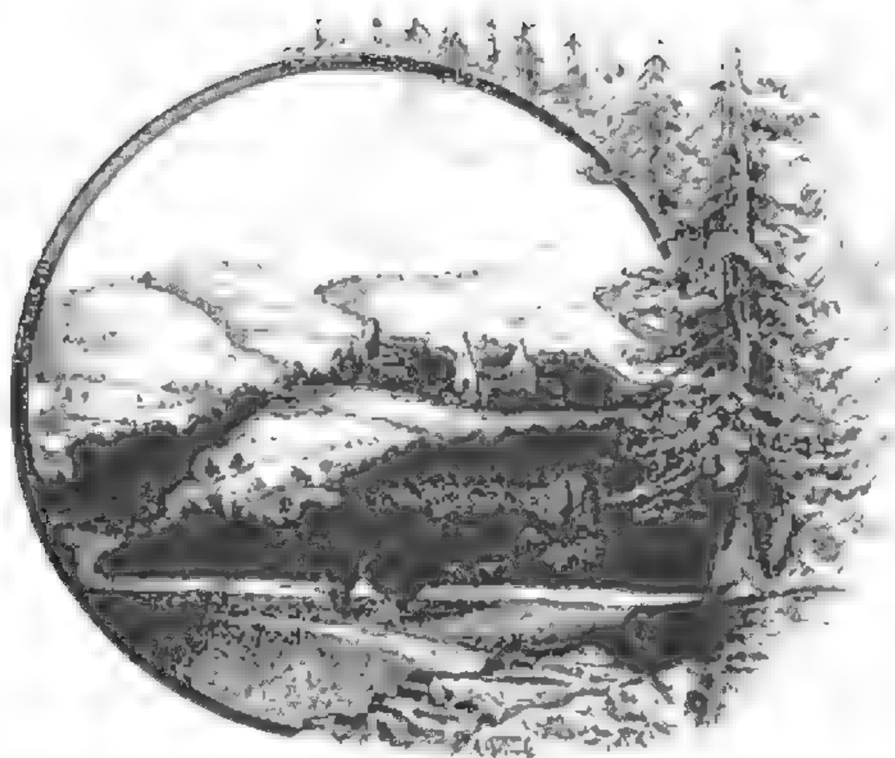
Denn um eine Eismasse von etwa 1800 qkm Oberfläche und 100—1000 m Dicke abzuschmelzen, wie sie die Endzunge des Inn- und Achengletschers zwischen Neubeuern, Helfendorf, Haag und Traunstein etwa gehabt haben mag, dazu bedurfte es schon einer ordentlichen Wärme in den Sommern jener Zeit.

So können wir uns leicht denken, daß die ersten Einwandrer in der Moränenlandschaft anlangten zu einer Zeit, als der Inngletscher eben erst bis in die Nähe von Wasserburg abgeschmolzen war, als der Achengletscher etwa den halben Chiemseespiegel freiließ und der Salzachgletscher sein Nordende vielleicht zwischen Laufen und Tittmoning fand.

(Schluß folgt.)

Das Münster auf dem Disibodenberge.

Von Dr. Georg Hager.



Ein eigener Reiz umspinnt alle Klosterruinen. Es waltet da eine ganz andere Stimmung als im verfallenen Burggemäuer. Wir glauben wohl, die Mönche zu sehen, wie sie bald fleißig der Handarbeit obliegen, bald in der Schreibstube vor großen Folianten sitzen und das Wissen des Altertums oder die Geschichte der eigenen Zeit der Nachwelt überliefern, bald in langer Reihe im Chor der Kirche stehen und feierlich ernst die Psalmen singen. Im Burghof dagegen mögen wir erwarten, den schweren Tritt der Ritter zu hören, oder, wenn uns das Glück hold ist, die Maid auf hohem Söller zu begrüßen. Dort war der Sitz angestrengter geistiger Arbeit, vielleicht die Quelle der Kultur für die ganze Umgegend, hier wurde körperliche Übung und Mannestugend hochgehalten. Die Bekämpfung der menschlichen Natur und die Pflege der Welt und der Minne bezeichnen das innerste Wesen dieser Gegensätze. Und doch begegnen wir auch im Kloster den Rittergestalten; auf dem Boden der Kirche liegen verwitterte Grabsteine, worauf geharnischte Männer und Frauen in faltigem Gewande ausgehauen sind. Sie haben im Leben dem Heiligen manche Hube vergabt, um sich im Tode die Ruhe bei den frommen Vätern zu sichern. So führen uns die alten Grabdenkmäler aus der Stille des Klosters hinaus ins frohe Treiben der Welt, und ein Gang durch die heiligen Hallen kann die verschiedensten Seiten des menschlichen Lebens vergegenwärtigen.

Ernst ist das Bild, das solche Ruinen bieten, aber der Ernst wird gemildert durch das stille Walten der Natur, die mit üppigem Grün die Trümmerstätten umkleidet. Da klettert der Epheu heran, um mit seinen dunklen Blättern das öde Grau milde zu verdecken, Himbeer- und Brombeersträucher wuchern empor und selbst Bäumchen, winzige Tannen, zitternde Espen senken ihre Wurzeln in die größeren Zwischenräume und streben froh dem Sonnenlicht entgegen.

Eine der eigenartigsten Klosterruinen, die ich gesehen habe, liegt auf dem Disibodenberg in der Nordspitze der bayerischen Rheinpfalz. In dem Winkel, welchen der Glan mit der Nahe bildet, erhebt sich eine große Bergkuppe, auf drei Seiten ziemlich steil abfallend, gegen Osten aber sanft abgedacht.

Ein Oktober-Nachmittag war's, als ich von Standernheim aus den Berg hinanstieg. Leise schüttelte der Herbstwind die gelb werdenden Blätter der mächtigen Bäume, welche in dichtem Bestande auf der Höhe wurzeln. Ab und zu glitt ein Sonnenstrahl durch das Dickicht, bald wieder verscheucht durch ziehende Wolken. Ich folgte dem Pfade, der links um den Berg herumführt, vorüber an verwitterten Mauertrümmern und halb eingestürzten Gewölben. Nichts mahnt noch an ein Kloster. Erst beim Betreten des Plateaus merken wir, daß wir auf geweihtem Boden stehen. Sockelmauern, in Form eines Kreuzes, lang hingestreckt, deuten einen Kirchenbau an, daran schließen sich die Reste des Kreuzganges. Gartenanlagen bilden einen anziehenden Schmuck; aber die Menschenhand drängt sich in ihnen nicht störend vor, im Laufe der Jahre haben sie ein gutes Stück ungepflegter Natur in sich aufgenommen. Der Schutt ist entfernt und die Mauern sind abgeglichen. Dies und die Anlagen, welche so trefflich in das Ganze sich einfügen, verleihen dem Bilde den eigenartigen Charakter: alles Rauhe ist aus demselben gebannt, die Spuren der Zerstörung sind verhüllt.

Ich wandelte den Plan der Kirche auf und ab und suchte nach Anhaltspunkten, mir das Münster im Geiste wieder aufzubauen; eben stand ich auf dem Platze, wo einst der Kreuzaltar sich befunden hatte und noch Reste des Lettners zu schauen sind, da trat ein Herr auf mich zu und fragte, was die hier liegenden Trümmer wohl bedeuteten. Ich erklärte sie ihm. Im Laufe des Gesprächs gab er sich als schottischer Pastor zu erkennen, der im nahen Kreuznach im Bade weilte. Begeistert erzählte er mir von dem hl. Disibod, dem Irländer, der gegen Ende des siebenten Jahrhunderts auszog, das Christentum zu predigen und der endlich auf dem Berge sich zur Ruhe setzte und ein Kloster baute, das zu den frühesten in deutschen Landen gehörte.

Ein merkwürdiges Volk, diese Iren! Mit glühendem Eifer hatten sie sich in die christliche Lehre versenkt, in Scharen verließen ihre Mönche die Heimat, um den Heiden die Botschaft des Heils zu bringen. Und da war wieder ein Stammverwandter dieses Inselvolkes gekommen und erörterte mit würdigem Ernste, daß es die wahre, reine, unverfälschte Heilsbotschaft gewesen sei, die jene Wandermönche lehrten. Es ging gegen Abend, Dämmerung senkte sich allmählich nieder, wir waren allein auf dem Berge, und er stand gleich einem Prediger auf der Stelle des Kreuzaders, ein zweiter Disibod.

Im zehnten Jahrhundert verfiel das Kloster und wurde in ein Stift für Chorherren verwandelt. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts aber hielten wieder Mönche Einzug; sie kamen von St. Jakob bei Mainz.

Am 30. Juni 1108 wurde der Grundstein zum Bau eines neuen Münsters gelegt, von dem noch heute die Sockelmauern 2—3 Fuß hoch über den Boden ragen. Langsam schritt der Bau fort. Im Jahre 1130 konnte der Stephansaltar im südlichen Teile (Kreuzflügel) der Kirche, und 1135 der gegenüber liegende St. Petersaltar geweiht werden. 1138 wurden die Altäre der hl. Bekenner und des hl. Johannes des Evangelisten auf der Nord- und Südseite des Chores konsekriert. Am 1. April 1138 erhob man den Leichnam des

hl. Disibod im alten Münster und übertrug ihn am 1. November des folgenden Jahres in das neue Münster; zugleich mit ihm siedelten die Mönche vom alten ins neue Kloster über. Endlich 1143 fand die Weihe des Haupt- und Kreuzaltares statt; hinter ersterem wurden am 29. September d. Js. die Gebeine des heiligen Gründers in einer Tumba beigesetzt; hinter der Tumba stand der bereits 1138 geweihte Benediktusaltar; derselbe war also, wie damals häufig in Klöstern, der östlichste Altar der Kirche.

Das Münster stellte sich dar, als eine flach gedeckte dreischiffige Pfeilerbasilika mit Querhaus, jenseit dessen sich die Seitenschiffe neben dem Hauptchor als Kapellen fortsetzten und innen und außen gerade abschlossen, während der Hauptchor mit halbrunder Apsis endigte. (Ein, freilich nicht fehlerfreier Grundriß findet sich in dem Schriftchen: Der Disibodenberg. Blätter der Erinnerung für Einheimische und Fremde. Kreuznach, R. Voigtländer.) Die Kreuzflügel hatten ebenfalls Apsiden. Den Hauptchor verbanden mit den Nebenchören je zwei auf Pfeilern ruhende Arkadenbögen; diese beiden Pfeiler haben attisch profilierten Sockel und gegen die Nebenchöre hin Halbsäulenvorlagen mit attischen Eckknollenbasen, deren kräftige Form an die Basen im Mainzer Dome erinnert; an den Seitenwänden entsprechen denselben Wandpfeiler mit eben solchen Vorlagen. Die kreuzförmigen Vierungspfeiler waren in den Ecken, welche gegen die Nebenchöre hin gewendet sind, mit Viertelssäulen ausgestattet, welche ihre Gegenstücke an den Wänden der Nebenchöre fanden. Aus allen diesen Anzeichen dürfen wir folgern, daß die Nebenchöre mit Kreuzgewölben überspannt waren. Von der Überwölbung dieser Bauteile bei sonst flacher Decke sind zahlreiche Beispiele gerade aus jener Zeit auf uns gekommen. Im Langhaus wurden die sieben Arkaden von sechs Pfeilern getragen, deren quadrate Sockelplatten noch größtenteils vorhanden sind; die attische Sockelgliederung hat sich jedoch nur an dem östlichsten Pfeiler der südlichen Reihe erhalten. Der Sockel besteht an Chor und Querschiff aus zwei durch eine Schräge verbundenen Platten und darüber der attischen Basis. Das Äußere der Apsiden war durch zwei Lisenen belebt. Von den ornamentalen Details seien noch erwähnt: das Bruchstück eines Kämpfers aus Platte und Schmiege, letztere mit Schachbrettmuster verziert, sowie das Fragment eines Rundbogenfrieses, gegliedert durch Abstufung und einen Rundstab. Andere Bauteile werden in einem Gewölbe nahe der alten Klosterpforte aufbewahrt.

Interessant erscheinen die Reste des Lettners, einer etwa 15 Fuß hohen Scheidewand, die westlich an den beiden den Vierungspfeilern zunächst stehenden Pfeilern des Langhauses vorbeizog und die Klosterkirche von der Laienkirche trennte; der Mönchschor reichte somit wie in zahlreichen anderen Münstern jener Zeit noch ein Stück ins Langhaus hinein. Von den Seitenschiffen aus führten Thüren durch den Lettner. An der Westseite desselben stand im Mittelschiffe der für den Laiengottesdienst bestimmte Kreuzaltar, dessen Fundamente noch vorhanden sind, und der von einem Bogen überspannt war, wie der untere Teil eines durch Kehlen und tauförmig gewundene Rundstäbe gegliederten vorspringenden Pfeilers beweist. Das Mittelstück des Bogens hat sich erhalten; es ist ähnlich dem Pfeiler profiliert und an der Stirnseite mit zwei Drachen im Relief verziert.

Die Mauern sind Füllmauern mit Quaderverkleidung; auch die Vierungspfeiler waren in dieser Technik hergestellt. Als Material ist Sandstein verwendet, der vom Rasberge vor Weiler stammen soll.

Die Anlage von Nebenchören läßt erkennen, daß die Bauschule, welche im Zusammenhange mit der Hirsauer Klosterreform entstand und vom Ende des elften bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts einen großen Teil Süd- und Mitteldeutschlands beherrschte, nicht ohne Einwirkung auf den Bau blieb. Die Zusammenstellung: Hauptapsis, gerader Schluß der Nebenchöre und Querschiffapsiden ist selten; viel häufiger enden auch die Nebenchöre in Apsiden oder schließen alle drei Chöre gerade. Von den Details zeigt das Bruchstück eines Kämpfers (Schmiegegesims mit Schachbrettornament) ein in jener Schule außerordentlich beliebtes Motiv. Dennoch dürfte der Einfluß derselben nur ein indirekter sein.[1])

Der Kreuzgang stieß an das nördliche Seitenschiff der Kirche; an seiner Ostseite lag wie gewöhnlich der Kapitelsaal und hinter diesem die Marienkapelle, die in keinem Benediktinerkloster fehlen durfte; in ihr wurde der kürzere Gottesdienst für die Kranken gehalten, dem auch diejenigen Mönche, welche mit der Verwaltung viel beschäftigt waren, anwohnen konnten.

Die Schicksale des Klosters wechselten mannigfach. Im 13. Jahrhundert geriet es in solche Schuldenlast, daß die Benediktiner dasselbe allmählich verließen. 1259 übergab es der Erzbischof von Mainz den Cisterciensern, welche wieder geordnete Verhältnisse schufen. Im Landshuter Erbfolgekriege hatte die Abtei schwer unter Plünderung zu leiden (1504) und 55 Jahre später fiel sie den Anforderungen einer neuen Zeit zum Opfer, indem sie in den Besitz des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken überging. Zwar machte man von katholischer Seite wiederholte Versuche, den Disibodenberg zurückzuerhalten, aber der Erfolg dieser Bemühungen war von kurzer Dauer. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts standen ansehnliche Teile der Gebäude, namentlich der Kreuzgang und der Chor der Kirche; von da an aber wurde die Ruine von den Leuten der Umgegend als Steinbruch benutzt, und bald war es öde geworden auf dem Berge.

Nur Freunde des Altertums und der Natur steigen heute hinauf, um Herz und Sinn zu erquicken. Reizend ist die Aussicht, die dem Auge da oben sich bietet. Wir schauen hinab in die gesegneten Thäler der Nahe und des Glan mit ihren anmutig gelegenen Dörfern und Städtchen und hinüber zu bergigen Höhen bis zum Hunsrück und Idarwald. Und wendest Du Dich ab von dem lieblichen Blick in die Ferne, so siehst Du die Trümmer des Münsters, von Epheu überrankt und umrahmt von Buschwerk und stattlichen Laubbäumen. Köstlich ist's, hier einsam sitzend, des Vergangenen zu gedenken und dem Fallen der Blätter zu lauschen.

Es war dunkel geworden, als ich durch die halb zerstörte Klosterpforte trat und ins Thal hinabstieg. Das Wetter hatte umgeschlagen: drohend ballten sich die Wolken, Regen strömte nieder und die Windsbraut fuhr um den Berg.

---

[1]) Was Trithemius in den Annales Hirsaugienses über die Beziehungen des Klosters zu Hirsau angibt, hält vor der Kritik nicht stand.

Aus der Türkennot.

Die einstige Kirche der Karmeliter zu München, nunmehr Studienkirche birgt in ihrer Sakristei ein Gemälde. Wenn wir den Wert desselben nur vom künstlerischen Standpunkte aus beurteilen würden, so wird das Bild unsere Beachtung nicht in dem Maße verdienen, wie es die historischen Erinnerungen rechtfertigen. Das einfache, schlichte, fast verblichene Bild hängt über einer Thür. Während Peritzhoff noch im Jahre 1865 seinen ruinösen Zustand beklagte, scheint es in neuerer Zeit Säuberungsversuchen unterzogen worden zu sein. Das Bild verdiente als Gedächtnistafel eines merkwürdigen Ereignisses aus der Geschichte der bayerischen Reiterei die sorgfältigste Behütung. Es stellt einen Augenblick aus der für die deutschen Waffen so glücklichen Schlacht bei Sct. Gotthard an der Raab in Ungarn dar, in welcher der österreichische Feldherr Montecuculi am 1. August 1664 die Osmanen aufs Haupt schlug, obwohl das türkische Heer dem seinen an Zahl weit überlegen war. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft, und lange schwankte das Zünglein der Wage des Erfolgs. Schon war der größte Teil der das Centrum bildenden deutschen Infanterie durch eine Scheinflucht der Türken gegen die Raab zu unvorsichtigem Nachdrängen verlockt und, plötzlich von allen Seiten mit stets wachsenden feindlichen Massen umklammert, in ordnungslose Flucht aufgelöst. Wenn es nun hauptsächlich mit Hilfe der wackeren deutschen Reiter und einiger in Ordnung gebliebener und gut postierter Kreisregimenter nicht gelungen wäre, das Gefecht festzuhalten, bis französische und kaiserliche Regimenter, von Montecuculi und Coligny endlich nach wiederholter Aufforderung von beiden Flügeln dem bedrängten Centrum zu Hilfe geschickt, eintrafen und die allmählich ermattenden Türken vollends besiegen halfen, so hätte ohne Zweifel der ganze Feldzug des Jahres 1664 eine für den Halbmond höchst günstige Wendung genommen.

Für Bayern ist diese Schlacht wegen der ruhmvollen Beteiligung zweier Prinzen aus dem Hause Wittelsbach doppelt merkwürdig. Pfalzgraf Philipp von Sulzbach, nachmaliger kurbayerischer Feldmarschall hielt an der Spitze österreichischer Kürassiere den ersten verderblichen Anprall der Türken aus und Pfalzgraf Johann von Birkenfeld, welcher bei Magersdorf ein württembergisches Regiment befehligte, schickte die wütend anstürmenden Janitscharen mit blutigen Köpfen heim. Die bayerische Reiterei, die am Gefechte Anteil nahm, bestand aus drei Kompagnien, unter Oberst Hönig und den Rittmeistern Pendler und Everhard, sämtlich erprobte Offiziere. Die Kompagnie des Rittmeisters Rottern genoß die Auszeichnung, zu ständigem Dienst in Montecuculis Hauptquartier verwandt zu werden. Sie leisteten das Möglichste an Bravour und Ausdauer. Zwei dem Feinde abgenommene Fahnen und eine Standarte trug die allerdings mehr als dezimierte Reiterschar als Siegestrophäe davon. Mit Gnadenkettlein und goldenen und silbernen Bechern lohnte Kurfürst Ferdinand Maria den Offizieren, mit Geldgeschenken bis zu 30 Gulden den Reitern die Bewährung bayerischer Tapferkeit. Im Gewühle des heißesten Kampfes gelobte nun ganz im frommgläubigen Geiste jener Zeit der Rittmeister Jakob Pendler zu Ehren der Mutter Gottes ein Bildnis, seine Standarte und für seine Kompagnie eine ewige an jedem 1. August zu lesende Messe.

Gewissenhaft beeilte er sich, sein Gelöbnis zu erfüllen, denn erst gegen das Ende des Jahres 1664 kehrte das bayerische Hilfscorps aus Ungarn zurück, und schon 1665 war laut Inschrift das Bild vollendet. Dasselbe ist auf Leinwand gemalt, bedeckt mit Einrechnung der Widmungsschrift etwa 24 Quadratfuß und ist mit einem leichten Holzrahmen eingefaßt. Die Farben erscheinen sehr frisch, die Konzeption ist lebendig und klar, die Zeichnung ziemlich korrekt. Wir sehen den Rittmeister Pendler mit seiner Kompagnie gegen türkische Kavallerie eine Attacke ausführen. Sie haben eben nach damaliger Taktik den Anritt gemacht und geben mit ihren schweren an Riemen hängenden Luntenmusketen Feuer gegen die nur mit langen Lanzen, Säbeln und Pistolen bewaffneten Türken, um dann erst zur eigentlichen Blutarbeit mit dem Säbel überzugehen. Die Türken ihrerseits warten natürlich die Salve nicht ruhig ab und haben sich zum Teil schon Bahn in die bayerischen Reihen gebrochen. Die Mitte des Bildes nimmt der tapfere Pendler ein, er schwingt ein riesiges, mindestens handbreites Schwert. Die Mutter Gottes, der er sich verlobt, schwebt segnend über den christlichen Streitern. Pendler aber fördert durch fleißige Arbeit das Gelingen seiner Wünsche. Bereits liegen mehrere Türkenleichen vor ihm, und sein wuchtiger Hieb hat soeben einem feindlichen Aga den linken Arm an der Mitte so radikal abgesäbelt, daß er wie ein vom Stamm getrennter Zweig zu Boden fällt. Eine große, blutrote türkische Fahne mit dem Halbmond ist schon in den Händen der bayerischen Reiter. Der Hintergrund gewährt eine Aussicht auf den Lauf der Raab und einen Teil des türkischen Lagers. Das Gemälde verdient durch sein Alter, wegen des dargestellten Gegenstandes und der Art seiner Entstehung die Beachtung aller Geschichtsfreunde. Vor allem wird es dem Kriegshistoriker wegen der klaren Komposition, die einen Überblick über die taktische Situation gewährt, dann wegen der genau ausgeführten Details der Bewaffnung und Uniformierung eine wertvolle Gabe sein, um so mehr als es nahezu das einzige aus jener Kriegsepoche unter Ferdinand Maria ist.

Von Pendler, dessen frommer Gesinnung wir die interessante Erinnerung an die „Türkennot“ verdanken, noch die kurze Mitteilung, daß er 1669 Oberstwachtmeister, 1682 Oberstlieutenant wurde und 1684 in letzter Charge quittierte, jedoch wegen 54jähriger treuer Dienste auf Lebenszeit eine Rittmeistergage bezog. Die am unteren Rande des Bildes nebst dem Pendlerschen Wappen mit der Jahreszahl 1665 angebrachte Widmung lautet wörtlich:

„Dise Tafel hat zu Lob und Ehr der Allerheylligist Mutter Gottes der heyl. Scapulier Brüederschaft zu sondern Namen der wohlen Edl Gestreng Herr Jakob Pendler von Penfelden aus Westphalen der Churfürstl. Dl. in Bayern Rittmeister in Fechten mit den Tirkhen bey St. Gotthart den 1. August Ao. 1664 an den Flus Rabenitz in Hungarn gehabten Treffen Sambt der hirob hangenden Standart (dieselbe ist nicht mehr vorhanden) verlobt auch der Ganzen Compagnie zu sondern Throst ein Jerlich Ewig heylige Meß den 1. August zu Lesen gestift, dero Seelen Gott Genedig vnd Barmherzig sein wolle, Amen.“

Kleine Mitteilungen.

I. Bayerische Nationaltrachten. Wir haben in den letzten Jahren in München manchen großartigen Festzug geschaut, wir erinnern an den Zug beim deutschen Schützenfest, an den imposanten Zug aus Anlaß der Centenarfeier. Ihre Erinnerung bleibt eine unvergeßliche. Der sonnenbeglänzte Morgen des 12. März begrüßte abermals einen Festzug. Er fesselte das Gemüt durch die Erhabenheit seiner Veranlassung, die Darbringung der Glückwünsche des Landes zum 70. Geburtstage des Regenten, er entzückte nicht minder das Auge durch die farbenreiche Pracht seiner Gruppen. — Es hatte sich eine freiwillige Jury bestellt, welche urteilte, wer den Preis der Schönheit im Zuge erhalten solle; niemals hat eine so zahlreiche Jury existiert, und dennoch war ihr Spruch ein einstimmiger und erfolgte unmittelbar ohne jede Debatte. Die Jury zählte über 100000 von Mitgliedern, nämlich alle Zuschauer, und sie alle, alle bekannten einmütig, die Krone des Zuges bildeten die Gruppen der Landleute. Da ward es wieder offenbar, welch herrliche Trachten unser Vaterland in seinen einzelnen Kreisen berge; als sie vorüberzogen in ihren malerischen Kostümen, welch ein wechselvolles entzückendes Bild war da zu bestaunen. Man kam sich ordentlich kläglich vor in der prosaischen Tracht der modernen Gewandung, die weder in Form noch Farbe reizvoll ist und in ihrer traurigen Nüchternheit einen wunderlichen Abstand gegen die phantasiereichen, farbenfrohen Trachten der Landleute bildete. Leider verschwinden die Trachten, Gott sei's geklagt, aber wir glauben, daß dieser Landesfestzug viel beigetragen habe, sie noch für geraume Zeit zu erhalten. Möge die Frist eine möglichst lange sein, möge alles geschehen und alles aufgeboten werden, jene zu ermuntern, welche der alten, schönen Tracht ihrer Ahnen treu bleiben. Das „Bayerland“ wird der Erhaltung der Landestrachten sein besonderes Augenmerk widmen und in Wort und Bild denselben eifrigste Berücksichtigung schenken. Wir werden zunächst einige der hervorragendsten Gruppen des Festzuges im Bilde vorführen. Wir beginnen mit der Gruppe des Bezirksamtes **Friedberg**. Wenn uns der schnelle Eisenbahnzug von München nach Augsburg führt, gewahren wir bei Station Kissing hinter dem sanften Höhenzuge, welcher an die Paar herantritt, einen schlanken Kirchturm hervorragen, der über die Hügel emporstrebt und in die Lechebene herausgrüßt. Es ist der Kirchturm des Dorfes **Ottmaring**. Lieber Leser, wenn Du ein recht behäbiges, reinliches, hübsches altbayerisches Dorf sehen willst, dann verlasse in Kissing oder Friedberg die Eisenbahn und wandle nach Ottmaring. Ein frischer Trunk und sonstige gute leibliche Nahrung wird Dich nach der Mühe der kurzen Wanderung im reinlichen Wirtshause erquicken, diese Zusicherung wird Dir den Entschluß hierzu erleichtern, und es wird Dich nicht gereuen. Du wirst Dich wohl befinden unter den freundlichen, lieben Bewohnern. Du wirst Dich dann durch den Augenschein überzeugen, daß die Tracht, welche wir im Bilde vorführen, noch heute die landesübliche ist. Wir schreiten zur Erklärung unseres Bildes, der Nachbildung einer photographischen Aufnahme des Herrn Seiling in München, Prielmayerstraße. Das Arrangement und die treffliche Aufnahme der Gruppe sind dem geschickten Photographen vorzüglich gelungen. Die sechs Mädchen der ersten Reihe zeigen die Tracht, wie sie bei Hochzeiten getragen wird, der kurze Rock ist von schwerer Seide,



Trachtenbild aus Ottmaring.

mit Vorliebe sind dunklere Farben, z. B. kirschrot gewählt, die seidene Schürze ist hellblau oder grün, das Jäckchen, mit gebauschten Ärmeln in der Farbe des Rockes, ist mit Münzen statt der Knöpfe besetzt; das Mieder ist schwarz, mit reicher Goldstickerei und silbernen Haken, an welche das kostbare in vielfachen Reihen sich schlingende Silbergeschnür befestigt ist. Die Silberketten tragen zahlreiche Thaler, jeder einzelne derselben ist von einem Kranze silberner Ringe eingefaßt, niemals fehlt ein Paar silberner Eicheln sowie eine gestanzte Medaille mit Emblemen der Landwirtschaft; eine weitere Zierde des Mieders ist der silberne pfeilartige Schnürstift in Filigran mit Steinen. Um den Hals schlingen sich meist zwei Ketten mit mehrfachen Schnüren und breiten Schließen in Goldfiligran mit farbigen Steinen. Über die Schulter und Brust breitet sich ein weißes, lang gefranstes Seidentuch in reichem Blumenmuster von äußerst gefälliger Zeichnung; die Liebe zum Schmuck befestigt auch dieses Tuch mit mehreren goldenen Nadeln und Broschen. Das in der Mitte gescheitelte Haar ist am Hinterhaupte im breit geflochtenen Zopfe genestelt, und auch an den Seiten führen die Zöpfchen am Ohre vorbei. Der überaus umfangreiche Myrtenkranz wird vielfach durch sehr zierlich gearbeitete große Filigrannadeln, welche kronenartig in die Figur gesteckt werden, ersetzt. — An den höchsten Feiertagen tritt an Stelle des Kranzes die von Frauen und Jungfrauen getragene Barthaube; von dem gedrückten, kleinen cylinderförmigen Häubchen wallen vier breite Bänder von schwarzem Moiree, das Ende derselben ist breit golden befranst. In welch geschmackvoller Weise die Mädchen die Bänder zu ordnen wissen, tritt auf unserem Bilde deutlich hervor. Die Barthaube wird nur an den höchsten Festtagen getragen, im allgemeinen wird das schwarze Kopftuch benutzt. Die Tracht der Männer ist schwarz; das lederne Beinkleid ist an den Taschen zierlich gestickt und steckt in den hohen glänzenden Stiefeln. Die Weste ist von geblümtem Sammet, der Festrock ist von schwarzem Tuche, bis über die Kniee reichend, die Knöpfe sind von Silber, die Weste ist mit einer Doppelreihe von „Zwanzigern" besetzt.

Neujahrsbettelei. Im Jahre 1605 wurden die Türmer von Sct. Sebald in Nürnberg nebst ihren Ehegesponsinnen vier Tage lang bei Wasser und Brot ins Lochgefängnis gelegt, weil sie wider Pflicht und geschehene Verwarnung das Neue Jahr gesammelt hatten.

Das Namenstag-Ansingen in dem Geigenmacherorte Mittenwald. Manche Gebirgsthäler der bayerischen Alpen sind infolge ihrer Abgeschlossenheit noch Stätten echten, alten Volksgeistes, und man findet hier Sitten und Gebräuche, deren Alter nur an Generationen gemessen werden kann.

So existiert im oberen Isarthale, als dessen Hauptort der durch seine Geigenindustrie wohlbekannte Markt Mittenwald dominiert, heute noch die alte Sitte des Namenstag-Ansingens, ein Brauch von ebenso beträchtlichem Alter als sinniger Tendenz und reizender Wirkung.

Bekanntlich begehen die Katholiken ihr Namensfest sehr feierlich. Da lassen nun in der Nacht zum Namenstage die Kinder den Eltern, die Burschen den Mädeln und umgekehrt, oder die Freunde sich den Tag ansingen; d. h. auf Veranlassung des Veranstalters, bezw. der Veranstalterin finden sich in der Mitternachtsstunde vier bis sechs oder mehr stimmbegabte junge Leute vor dem Hause des — oder der — zu Ehrenden zusammen, und sobald der letzte Glockenschlag der Mitternachtsstunde verklungen, erschallt — getragen von der Begleitung von Saiteninstrumenten (Guitarre oder Geigen) — durch die heilige Stille der Nacht gar feierlich das nachfolgende Lied, und es ist ein eigentümlicher unbeschreibbarer Zauber, welchen die Töne dieser ureigen aus dem Volke stammenden und vom Volksgeiste belebten und erhaltenen Melodie auf jeden Hörer ausüben, namentlich dann, wenn durch die ruhende Luft der Nacht der Gesang — aus der Ferne weithin zu uns getragen — in ersterbender Weichheit, wie die sanften Harmonien eines Traumes unsern Sinn umzittert.

Melodie zum Namenstag-Ansingen.

Langsam und getragen.

Wa-chet auf ihr Men-schen-kin-der, wa-chet
auf in schneller Eil' — denn der Tag, er kommt schon
wie-der zu un-serm See-len-heil. Laßt uns den
(die
Hei-li-gen N. lo-ben hoch in dem Him-mel da
Hei-li-ge N.)
dro-ben, auf daß er bei Gott für uns bitt' um Ver-
(auf daß sie ...)
-zeih-ung uns'rer Sünd'.

F. X. Bronner.

Die Hoffart der Dienstmägde ist eine uralte Klage und beschäftigte auch den wohlweisen Rat zu Nürnberg, der am 5. August 1568 folgende Verordnung beschloß und am 8. August männiglich verkünden ließ: Nachdem ein ehrbarer Rath in täglicher Erfahrung und den Augenschein gesehen hat, daß unter den Haus-

mägden allhie viel überflüssige Kostlichkeit und Hoffart in ihren Kleidungen und Gewändern, auch etwan ihren Herrschaften eingebrochen, das dann je zu Zeiten zu viel Beschwerd und Unrath hat gedient, zudem daß es auch oft dem Allmächtigen als eine unnothdürftige, sündliche Gewohnheit mißfällig. So ist ein ehrbar Rath aus guten Ursachen und zur Abstellung dieser Kostlichkeit daran kommen, ernstlich und vestigelich zu gebieten, daß hinfüro eine Dienstmagd, die mit Diensten zu dieser Stadt, auch zu Wöhrd und Gostenhof verpflicht ist, kein Haarband, oder ander Gebänd von Perlein, desgleichen auch an und unter ihren Kleidungen als scheuben Röckh, Unterröckh, Mänteln, Kitteln, Gollern oder sonsten kain Sammet oder Seiden wie das Namen hab, zu bremen, auch kein Gold zu bleiden oder leisten in ihren Schleiern, Steuchlein, Gollern oder Hembden tragen oder gebrauchen, daß sie hinfüro ainich gewässerte oder ungewässerte Schamlotene noch machiere Unterröckh, prustlein Voller oder aufgesetzte Prust. Desgleichen gefutterte einfache Husecken wurschet Schurzitechh, Marderfellen auf und überschlagen an ihren Kleidungen und Prustlein. Dergleichen auch kein guldene Borten mit Silber oder Gold beschlagen nit tragen noch ihresgleichen entlehnen sollen. Da sie aber zu Hochzeiten oder Tänzen berufen oder geladen wurden, so sollen ihnen arrase oder wurschete Scheuben, doch daß dieselben mit ainichem Sammeth nicht verbremt und unten herum mit einer wullen Umleg belegt sei, zutragen zugelassen sein. Dann welche Dienstmagd das in einem oder mehr Stucken überfaren, darum gerügt, oder fürbracht und dessen überwunden wurde oder unüberwunden mit ihrem Eide und Rechten nicht benehmen mocht, die soll darum gemeiner Stadt zu unablässiger Puß von einer jeder Überfaren for drei Gulden verfallen sein und geben.

Doch soll das hiebei verleibte Gesetz allein auf die Hausmagt und kein Kramjungfrau oder die so in den Kramen dienen, verstanden werden und sollen sich danach dieselben Kramjungfrauen ander gestalt und hoher nit bekleiden dann den Handwerksfrauen und Jungfrauen vermöge hievor begriffener Ordnung zugelassen und vergunnt ist bei obgemeldeter Straf und Pön.

Freie Bühne. Wir haben unter dieser Spitzmarke in Nr. 26 das 50jährige Jubiläum des Ringkampfes des französischen Athleten Jean Dupuis und seiner Besiegung durch den Hausknecht Simon Meisinger vom Faberbräu erwähnt. Wir können uns kaum vorstellen, wie sehr jenes Ereignis damals die Gemüter bewegte; die Zeitungen schrieben Leitartikel, als wenn es sich um eine große Staatsaktion handle; auch die bildenden Künste säumten nicht, sich der Verewigung des merkwürdigen Kampfes zu widmen. Sieger und Besiegter wurden porträtiert und ihre Bilder fanden massenhaften Absatz. Ein sehr originelles Blatt bildet die heute von uns in Nachbildung gebrachte Lithographie. In Mitte des Bildes das Kämpferpaar. Die Figürchen der Gruppe veranschaulichen den Eindruck auf französische Kreise; es schwebte Krieg in der Luft, der kleine Thiers rumorte gewaltig und hatte soeben die Befestigung von Paris beschlossen. Die Meldung aus München ruft gewaltige Panik hervor, wenigstens in der ergötzlichen Phantasie des Zeichners unseres launigen Blattes. Im Kampfe mit dem Allbezwinger der Menschen, dem Tode, erwies sich Jean Dupuis stärker als sein Sieger; während Meisinger schon nach wenigen Jahren starb, erreichte Dupuis das hohe Alter von 97 Jahren, er verschied erst im Jahre 1888.

Der Wettkampf

Eine der schaurigsten Hinrichtungsarten des Mittelalters war das Lebendigbegraben, welches sich in Nürnberg bis ins 16. Jahrhundert erhielt. Müllners Annalen berichten: „1481 ist Katharina Hillin von Pflaumbach Erchtags vor Valentini, und Katharina Heinzen, Brunners zu Immeldorf Weib, Donnerstag nach Dionysii beide Diebereien halber lebendig vergraben und gepfählt worden. 1508 wurde der Kerzenmacherin Tochter lebendig vergraben. Als 1519 Meister Diepolt, der Henker des Schellen Clausen Tochter, eine Diebin, unter dem Galgen lebendig begraben sollte, hat sie sich so sehr gesträubt, daß sie sich ihre Haut an den Armen, Händen und Füßen so sehr aufgerissen, daß sie den Henker sehr erbarmt und er den Rat gebeten, keine Weibsperson mehr lebend begraben zu lassen.“ Seitdem wurden ihnen die Ohren abgeschnitten oder sie wurden ertränkt. Gleichwohl wurde noch 1522 die Keßlerin, die ihren Mann und Enkel vergiftet, auf einem Wagen ausgeführt, mit glühenden Zangen gerissen, und unter dem Galgen lebendig begraben. Die Chroniken der alten Zeit belehren uns, wie glücklich wir in der Gegenwart leben; wie ungerechtfertigt in manchen Beziehungen unsere Klagen über die bestehenden Zustände. Jeder Blick nach rückwärts zeigt uns, wie weit die Menschheit nach vorwärts geschritten ist.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Für Liebe den Tod.

Historische Erzählung von Alphons Steinberger.

Soeben hatte die junge Herzogin einen Brief ihres Gemahls aus seinem Lager vor Augsburg erhalten. Der Inhalt des Schreibens mochte kein besonders erfreulicher sein; besorgt richtete das Hoffräulein Helika ihre Blicke auf die Herrin, die mit Trauer und Schwermut in den schönen und sonst so freundlichen Zügen des Antlitzes, heute einer vom Herbstwinde überschauerten Rose glich.

„Oh, diese unseligen Fehden!“ rief die Fürstin unmutig aus, „immer Kampf und Streit, nicht einmal das junge Glück der Ehe bleibt von den abscheulichen Zwisten verschont!“

Teilnahmsvoll, mit fragendem Blicke näherte sich die Hofdame ihrer Gebieterin.

„Was der Brief meines Gemahls enthalte, willst Du wissen? Der Kampf mit dem Augsburger Bischofe, schreibt der Herzog, ziehe sich in die Länge, noch sei kein Ende abzusehen, und die Rückkehr nach München stehe noch in weitem Felde! Du staunst, Helika? Es ist so, wie ich Dir sage! So werden wir denn hier in Wörth nicht bloß den Winter, vielleicht auch den Frühling und Sommer verbringen müssen!“

Die Herzogin erhob sich von dem schweren, reich mit Schnitzwerk versehenen Sessel, der in der Nähe des Erkers stand, und sah durch das festverschlossene Fenster in die Winterlandschaft hinaus. Man stand in Mitte des Januar des Jahres 1256, mit großer Kälte war der neue Monat ins Land gezogen. Langsam floß unten durch die Ebene der Donaustrom, seine Ufer hatten, soweit man blickte, das Schneetuch angezogen, er selbst führte manche Eisscholle sein Bett hinab.

Plötzlich trat die Herzogin vom Fenster des Erkers zurück, ging zu dem eichenen, mit schwerem Teppiche bedeckten Tische in Mitte des Saales und schlug mit einem kleinen Hämmerchen an ein Metallbecken. Ein älterer Diener erschien am Eingange der sich öffnenden Thür.

„Bring mir mein Schreibzeug und Pergament!“ befahl die Herzogin, während sich das Kammerfräulein an ein Fenster begab, dort Platz nahm und eine Handarbeit ergriff.

Als die Fürstin nach wenigen Minuten das Gewünschte erhalten hatte, schickte sie sich alsbald zum Schreiben an.

Ihr edler Vater, der Herzog Heinrich von Brabant, hatte seinem einzigen Kinde Maria eine gar sorgfältige Erziehung angedeihen lassen; die jugendschöne Gemahlin des Bayernherzogs Ludwig war des Lesens und auch des Schreibens in nicht gewöhnlichem Grade kundig, ja, selbst die lateinische Sprache verstand sie wenigstens bis zu dem Grade, daß sie die kirchlichen Gebete der Missa gar wohl lesen und erklären konnte.

Sie tauchte das Schreibrohr in den Tintennapf und schrieb „ihrem“ Ludwig einen Brief voll Sehnsucht und Liebe. Ob er ihrer noch gedenke, ob er wohl — wie sie selbst nach ihm — das glühende Verlangen empfinde, wieder an ihrer Seite weilen, plaudern und scherzen zu dürfen?

Nachdem sie den Brief zierlich und sorgfältig geschrieben, bog Maria das feine Pergament zweimal zusammen und fügte ihr Siegel an. Schon im Begriff, das Schreiben einem reitenden Boten zu übergeben, griff die junge Fürstin, wie von einer augenblicklichen, besonders heilsamen Idee erleuchtet, nach

einem zweiten, kleineren Blatte und schrieb nach kurzem Besinnen folgendes darauf:

„Lieber Ritter Ortlinger!

Seht doch, daß der Herzog bald nach Hause kehrt, dann erfülle ich, um was Ihr mich so oft gebeten! Ich liebe ja so sehr! meinen Ludwig!“

„Das wirkt gewiß!“ murmelte die Herzogin leise vor sich hin, indem sie den kleinen Brief sorgfältig zusammenlegte und verschloß; „der gute, ehrliche Ritter! Warum soll ich am Ende nicht seine Bitte erfüllen und ihm das vertrauliche ‚Du‘ wie den anderen Hofleuten gewähren? Ist er doch, meinem Ludwig so treu und ohne Falsch ergeben, längst würdig dieser Auszeichnung!“

Eine Viertelstunde darauf ritt ein herzoglicher Kurier durch den Burghof über die Schloßbrücke ins Freie hinaus, gegen Augsburg zu.

Die Herzogin, den schlanken Leib in ein dichtes Wollkleid von hechtgrauer Farbe gehüllt, stand am Fenster und sah lange dem dahinsprengenden Boten nach, bis er hinter dem Vorsprunge eines schneebedeckten Waldes verschwand. Einige Raben flogen krächzend an den Fenstern des Schlosses vorbei, einen Moment lang überflog es die Herzogin wie leises Schaudern, seltsames Denken überkam sie plötzlich. Die weiße Schneedecke draußen auf den Fluren schien sich auf einmal blutig rot zu färben, alles tauchte sich in diese unheimliche Farbe, da wandte die Fürstin ihre Blicke von der Landschaft hinweg in die Kammer herein.

„Helika,“ sprach sie mit weicher Stimme zu ihrer Gesellschafterin, „glaubst Du an Ahnungen?“

„Frau Herzogin“ ...

„Antworte mir,“ entgegnete die Herrin ungeduldig, indem sie ihre schlanken Finger zwischen Kleid und Gürtel zwängte.

„Gewiß glaube ich daran, aber“ ...

„Nun?“

„Es gibt auch Fälle, in denen bloße Täuschung vorlag! Gesicht und Gehör sind oft falsche Kundschafter.“

Die Züge der Herzogin verloren auf einen Moment den ängstlichen Ausdruck, ein schalkhaftes Lächeln umspielte den schönen, in feinen Linien gezogenen Mund.

„Wie gelehrt Du sprichst,“ scherzte die Fürstin, „man glaubt, einen Weltweisen zu hören, wie den Platon oder Vergilius! Übrigens,“ sie wandte sich dabei rasch um und schritt auf das lodernde Kaminfeuer zu, „Du magst ja recht haben!“

— — — — — — — — — —

Bereits dunkelte es, als dem Herzog Ludwig vor Augsburg die Ankunft eines Kuriers aus Donauwörth gemeldet wurde.

„Du bringst mir Nachricht von der Herzogin?“ fragte der Fürst den Boten.

Dieser verneigte sich und zog, während ein Knecht das schäumende Pferd absattelte und in Pflege nahm, aus seiner ledernen Tasche den für Marias Gemahl bestimmten Brief. Der Herzog erbrach das Schreiben und las es rasch durch, bemerkte aber zugleich, daß der Bote mit den Fingern der linken Hand, die noch teilweise in der Tasche steckte, einen andern Brief zu halten suchte.

„Noch ein Brief?“ fragte der Herzog mit scheinbar gleichgültiger Miene, obwohl ein seltsames Gefühl der Beängstigung, das ihn stets vor Ausbruch einer großen Erregung ergriff, sich auch diesmal seiner bemächtigte.

Der Bote, in eine gewisse Verlegenheit geratend, wollte, wie es schien, die Folgen seiner Unvorsichtigkeit dadurch abwenden, daß er rasch den Brief in die Tasche zurückfallen ließ und ein mehr ängstliches, als sicheres: „Jawohl, Herr Herzog“ stammelte.

„Gib her,“ donnerte ihn Ludwig an, und schon im nächsten Momente hielt er den Brief, welchen Maria in der ganzen Unschuld und Einfalt ihres Herzens dem Ritter Ortlinger geschrieben hatte, in seinen vor Wut bebenden Händen. In seinem Gesichte aber ging während des Lesens eine grauenerregende Veränderung vor. Das Gesicht, anfänglich, wie mit Blut übergossen, wurde auf einmal erdfahl, und ein schreckliches Grinsen überflog seine Züge. Dann aber riß er blitzschnell den Dolch, welchen er am Gürtel hängen hatte, heraus, und ehe sich's der Bote versah, war derselbe mitten durchs Herz getroffen.

„Hier, Schurke, Dein Botenlohn!“ schrie der Wütende.

Der Todesschrei des unglücklichen Opfers hatte den in der Nähe befindlichen Vertrauten des Herzogs, den Grafen Lechstein herbeigeführt.

„Herr Herzog,“ rief dieser, zu Ludwig gewendet, der in dumpfer Betäubung mit stierem Blicke vor sich hinsah, „um Gott und aller Heiligen willen, was soll das?“

Der Angeredete schwieg eine Weile, dann lachte er bitter.

„Komm mit mir ins Zelt, dann soll Deine Neugierde befriedigt werden,“ sprach er mit heiserer Stimme und entfernte sich mit dem Grafen von dem Orte der schauerlichen That, indes herbeieilende Knechte die Leiche hinwegschafften.

Lechstein, ein schwacher Charakter, der überdies dem Ritter Ortlinger wegen eines früheren Vorfalles bei einem Turnier übel gesinnt war, verstand es durchaus nicht, seinen wütenden Herrn zu beruhigen; im Gegenteil gab er durch so manche Bemerkungen der wild lodernden Rachsucht des Herzogs nur neue Nahrung.

Von einem Schlafe während der bald eintretenden Nacht war keine Rede; stöhnend warf sich Ludwig zwischen den Decken seines Ruhebetts umher, mit fiebernder Sehnsucht des Rufes der Wache harrend, welcher den nahen Morgen verkündete. Fürchterlich tobte es in der Brust des von wütendster Eifersucht gefolterten jungen Ehemannes. Also sie, die Rose von Brabant, die schöne, herrliche Maria, stand im Briefwechsel mit einem seiner Gefolgsleute, im Verhältnisse zu dem Ortlinger! Wie Schuppen fiel's ihm jetzt auf einmal von den Augen!

War's nicht im Herbste des vorigen Jahres, als jener ihr beim Sturze vom Jagdpferde als der erste beisprang, sie emporrichtete, ihr in Unordnung geratenes Kleid in die rechten Falten legte, sie wieder in den Sattel hob? Und er, der Thor, sah dabei nichts, nichts, als den Beweis treuer Ergebenheit für die Gemahlin seines Herrn!

Rache! rief es in ihm, als ob schlangenhaarige Furien ihn umkreisten, Rache zuerst an ihr, der Buhlerin, dann an ihm, dem Ehr- und Pflichtvergessenen!

* * *

Noch lag tiefe Nacht auf der Erde, es mochte um die vierte Morgenstunde sein, als die Herzogin Maria aus schwerem Schlafe plötzlich aufschreckte. „Mein Gott,“ sprach sie halblaut mit zitternder Stimme vor sich hin, indem sie sich in dem breiten Ehebette halb aufrichtete und den Schweiß, der

auf der weißen Stirn sich bemerkbar machte, wegtrocknete „welch' schrecklicher Traum! Helika!"

Das Kammerfräulein, welches auf Befehl der Herzogin in einer Nebenkammer bei geöffneter Thür schlief, lag in so tiefem Schlummer, daß es den ersten Ruf ihrer Herrin nicht vernahm.

„Helika!" rief Maria lauter, da erwachte jene. Rasch verließ die Gerufene das Bett, warf ihren Nachtmantel um und trat ans Lager der Herrin.

„Frau Herzogin," sprach das Mädchen, mit aller Kraft ihre Schlafsucht bemeisternd, „hier bin ich, ist Euch unwohl?"

„Nein, Helika," erwiderte Maria, ihre Finger, wie hilfesuchend um die Hand der Vertrauten schließend, „aber ich träumte so schwer, so schrecklich!"

„Beruhigt Euch, Frau Herzogin, betet zum Heiland, er wird Euch Ruhe senden!"

Maria schien den Rat ihrer Hofdame zu befolgen, sie lehnte ihr schönes Haupt in die Kissen zurück und kreuzte, leise die Lippen bewegend, die Hände über der Brust. Helika aber entfernte sich, nachdem sie noch einige Minuten am Lager der Herrin geweilt, leise wieder aus der Kammer und suchte die eigene Ruhestätte auf. Bald herrschte gleich wie vorher Stille in den beiden Gemächern, und die beiden Frauen schliefen den erquickenden Schlaf bis zum späten Morgen.

Nachdem die Kammerzofe die Herzogin bei ihrer einfachen Toilette bedient hatte, begab sich Maria wie sonst in ihr Speisezimmer und nahm in Gesellschaft Helikas mit gutem Appetit warme Milch und etwas Eierspeise zu sich.

„Du hattest recht," begann sie nach einigem Stillschweigen die Unterhaltung, „ein Vaterunser, in banger Stunde fromm gebetet, stärkt wunderbar."

„Aber, was träumtet Ihr, Frau Herzogin? Oder erinnert Ihr Euch nicht mehr daran?"

Die Angeredete blickte, in tiefes Sinnen verloren, zu Boden. „Was meinst Du?" fragte sie nach einer Weile ihre Gesellschafterin.

„Ob Ihr Euch noch an den Traum erinnert, Herrin, der heute Nacht so schwer Euch ängstigte?"

„Ja, der Traum! Oh, er war so schauerlich! Doch, ich will ihn Dir ..."

„Nein, lieber nicht, ich bitte," unterbrach Helika, wie abwehrend die Sprechende.

„Und warum?" Maria richtete ihre milden, in freundlichem Blau schimmernden Augen fest auf die ängstliche Hofdame.

„Weil ich auf Träume nichts gebe, sie kommen von Wallungen des Geblütes ..."

„Ei, wie gelehrt," scherzte die Fürstin, „man glaubt, einen graubärtigen Philosophen in Dir vor sich zu haben! Freilich," fügte sie mit gewinnendem Tone bei, die schlanke Mädchengestalt Helikas zugleich mit freundlich bewunderndem Blicke streifend, „müßte man bei solchem Glauben die Augen verbunden halten!"

„Ihr spottet, Herzogin!"

„Ich? Und ist mir so bange im Herzen! Aber, laß Dir den Traum erzählen," fuhr Maria plötzlich in ernstem, ganz verändertem Tone fort, „ich muß ihn Dir erzählen, ich bedarf Deines Urteils, Helika, Deines Trostes, hörst Du?"

„Nun denn, wie Ihr es wollt!"

„Heitern Sinnes wandelte ich, so träumte mir, auf einer zu beiden Seiten mit Bäumen besetzten Straße dahin; auf einmal stand ich in einer Art Halle, Dunkel herrschte darin und große Kälte; ich erinnere mich noch ganz genau — so lebhaft war der Traum, — daß ich meinen Mantel fest um Brust und Arme zog; da wird es heller und heller, und meine selige Mutter in weißem Kleide steht urplötzlich vor mir, die Augen ganz rot geweint und mich zu sich heranwinkend, als ob sie mich schützen oder aus großer Gefahr befreien wollte; ich will der Aufforderung folgen, aber in meinen Gliedern liegt es wie Blei, und ich kann mich nicht von der Stelle bewegen; da erwache ich!"

Helika hatte mit innerem Grauen diese Schilderung des unheimlichen Traumgesichts angehört; mit Mühe kämpfte sie gegen die Erregung an, die sich wider ihren Willen auf dem blaß gewordenen Antlitze bemerkbar machte.

„Nun, Helika, Du bist so ruhig? Rede doch, sage Deine Gedanken!"

„Merkwürdig, Frau Herzogin, allerdings merkwürdig! Aber, ich erkläre mir den seltsamen Traum ganz natürlich!"

„Wie? Sage es mir!"

„Euer Geist war gestern zu sehr erregt!"

„Gestern? Wie so?"

„Das Briefschreiben, der Unmut über des Herzogs langes Fernbleiben ..."

„Meinst Du? Ach, wenn es so wäre!"

„Gewiß, Herrin, es ist so! Tröstet Euch doch und beruhigt Euch! Denkt an das baldige Wiederkommen Eures Gemahls, des Herzogs!"

„Horch, was ist das?" rief da die Fürstin plötzlich.

Vom Turme des Schlosses vernahm man den starken Ruf des Wächters, der in sein Horn stieß; bald darauf sah man eine Anzahl Reiter von Süden her auf der Straße nach Donauwörth eiligen Laufes einhersprengen. Wer mochte das sein? Der Herzog? Sollte er so rasch der Bitte Marias, seines treuen Weibes, willfahren und in ihre liebenden Arme eilen?

Die Herzogin, fast außer sich vor freudiger Erwartung, zog ihr feines, aus Linnen gewobenes Tuch aus der Gürteltasche und trat ans Fenster.

„Ja, gütiger Gott," rief sie jubelnd, „er ist es, Ludwig ist's! Ich kenne die Federn seines Hutes, die Gangart seines Pferdes, des ‚Kalifen'!"

Maria riß trotz der Kälte des Tages das kleine Fenster auf und begann, je mehr sich die Reiter, der Herzog an der Spitze, dem Schlosse näherten, mit dem Tuche zu winken. Doch eigentümlich! Keiner der Herankommenden erhob die Blicke zur Burg, gesenkten Hauptes, in finsterer Haltung jagten sie alle auf ihren schäumenden Rossen des Weges einher.

Das ganze Schloßpersonal war unterdessen durch die signalisierte Ankunft des Herzogs alarmiert worden, die Zugbrücke wurde niedergelassen und der Schloßhauptmann, einer der treuesten Diener und schon hochbejahrt, machte sich zu dem so unerwarteten, plötzlichen Besuche seines Gebieters bereit.

Kaum war der Herzog durchs Burgthor geritten und hatte einem Knappen die Zügel des stark ermüdeten Pferdes zugeworfen, als der Schloßhauptmann sich dem Herrscher näherte, um ihm den ersten Willkomm zu entbieten. Aber was war es mit dem Fürsten? Er sah bleich aus wie der

Tod, das Haar hing ihm wild über die Stirn herein, die Augen leuchteten in unheimlicher Glut.

„Da," rief er dem alten Diener mit schrecklicher Stimme entgegen, „nimm das als Lohn für die treue Bewachung meiner Ehre!"

Und schon blitzte der Dolch in der Rechten des Unseligen und durchstach im nächsten Augenblicke den Hauptmann.

Ein lautes Geschrei, mehr der Todesangst als der Entrüstung, entstand auf diese Schreckensthat hin unter der versammelten Dienerschaft. Die Herzogin, welche unterdessen sich anschickte, ihren Gemahl auf der Haupttreppe zu empfangen, vernahm das Getümmel und verworrene Geschrei und sandte Helika besorgt in den Burghof hinab, zu sehen, was die Ursache des Lärmens sei.

Kaum aber wurde der wütende Herzog dieser gewahr, als er auch auf sie losstürzte und die Unglückliche, welche ihm als vertrauteste Gesellschafterin seiner Gemahlin nur zu gut bekannt war, gleichfalls durch einen Dolchstich zu Boden streckte.

„Um Gottes Willen," schrie jetzt alles durcheinander, „rettet, helft, der Herzog ist wahnsinnig geworden!"

„Verwegene ihr," rief dieser dazwischen, indem er mitten unter die aufgeregte, zu allgemeiner Flucht sich anschickende Menge trat, „wahnsinnig? Ich? Ihr wißt nicht, was ihr sagt, wohl aber ich, was ich thue! Soll der regierende Herzog nicht das Recht haben, sein ehebrecherisches Weib und dessen Helfershelfer nach altem, echt germanischem Rechte zu bestrafen? Auf, führt mich zu eurer Frau!"

Der Rasende aber wartete nicht erst auf die Befolgung oder Nichtbefolgung dieses Befehles, er wußte ja, wo Maria zu finden war.

Oder sollte sie sich, im Bewußtsein ihrer Schuld, vor ihm verborgen haben? Oh, er würde sie zu finden wissen, bis in die Hölle ihre Spuren verfolgen!

Doch nein! Sie verbarg sich nicht vor ihm, sie hatte die eiserne Stirn, ihm mit der Miene der Unschuld entgegenzutreten!

„Mein Herr und Gemahl," sprach Maria mit sanfter, wenn auch zitternder Stimme, „was soll Euer Thun bedeuten?"

Der Herzog wollte ihr entgegnen, doch der hoheitsvolle Anblick der so tief gekränkten Frau entwaffnete einen Augenblick die sinnlose Wut; aber bald kehrte in Ludwigs Brust der frühere, von dem Dämon blinder Rache geleitete Anfall zurück und mit bebender Stimme befahl er:

„Führt die Buhlerin zum Tode!"

„Bei des Herzogs Zorn," fuhr er beim Anblicke der entsetzten Umgebung in geschärftem Tone fort, den Boden zugleich wild mit dem Fuße stampfend, „in einer Stunde muß der Befehl vollzogen sein!"

Der Schreckliche wandte sich ab und begab sich in einen entlegenen Teil des Schlosses, woselbst er sich in einer Kammer einschloß, mit der strikten Weisung, ihn für die nächsten Stunden allein und ungestört zu lassen.

Maria aber stand unbeweglich, gleich einem Gebild aus Stein oder Erz! Ihre Blicke richteten sich starr ins Leere, als suchten sie irgend einen Anhalt zu gewinnen für die Möglichkeit, daß dies alles nur ein Traum, ein wilder, schrecklicher Traum, eine Fortsetzung des heute nacht Geträumten sei, doch viel grauenvoller, viel furchtbarer als vorher; sie schritt die Steintreppe hinab, da trug man ihr die sterbende Helika entgegen.

„Herrin," stöhnte die zu Tode Getroffene, „ich sterbe, für Euch sterbe ich! Oh, ich habe Euch ...," da verglaste sich ihr Auge, sie war tot.

Jetzt erst kam eigentlich die Herzogin zu sich, ein fürchterliches Erwachen! — Helika, ihre treueste Dienerin, ihre Freundin, getötet, gemordet! Sie selber zum Tode bestimmt. Warum? Sie wußte es nicht!

„Allmächtiger Gott," stammelte die unglückliche Frau mit Lippen, aus denen alles Blut gewichen war, „was soll das? Hat die Hölle ihre Teufel geschickt, um ein unschuldiges, treuliebendes Herz zu Tode zu martern?"

Da erblickte die Geängstigte unter der Menge, die lautlos, in tiefen Schmerz versunken umherstand, den Schloßkaplan. Auf ihn eilte sie jetzt zu, und die zitternden Hände, wie um Hilfe flehend, zusammenfaltend, rief sie in einem Tone, der einem jeden bis in das innerste Herz drang:

„Oh, rettet mich, Kaplan! Was steht Ihr da, regungslos, ohne Fassung! Seid Ihr ein Mann, ein Christ, ein Priester, so dürft Ihr nicht schweigen, so müßt Ihr laut Eure Stimme erheben gegen die Gewaltthat, die man an Eurer .... ah!" stöhnte sie und stürzte ohnmächtig zu Boden.

„Zu Hilfe!" scholl es durcheinander, aber schon ließ sich in der Ferne der Scharfrichter mit den Knechten blicken.

„Ich rate euch, Leute," rief jetzt Graf Lechstein, indem er vortrat und einen scheuen Blick auf die noch regungslos liegende Herzogin warf, „ich rate euch, dem Befehle des Herzogs nicht zu widerstreben! Er weiß, warum er so handelt, so handeln muß!"

„Er weiß?"

„Jawohl! Der Herzog besitzt die Beweise von der — Untreue seiner Gemahlin schwarz auf weiß! Er hat Briefe aufgefangen!"

Der furchtbaren Anklage folgte keine Erwiderung mehr; stumm entfernte sich einer nach dem andern, nur diejenigen blieben, welche für die Ausführung des gräßlichen Befehls zurückbleiben mußten!

Unterdessen saß der Herzog in der Ecke des kleinen Gemaches, in das er sich eingeschlossen hatte, und starrte düstern Blickes vor sich hin; starke Kälte herrschte in der Kammer, was kümmerte ihn, den vor Rache Glühenden der Frost? Zwar zitterte der Mann heftig, doch es war dies mehr die Folge der furchtbaren, fast zum Wahnsinn treibenden Aufregung, als etwa äußerer Einwirkung.

Was sollte jetzt aus ihm werden? Sein Glück lag in Scherben, es konnte ihm nimmer ein neues kommen!

Da fühlte er plötzlich stechenden Schmerz in der Gegend des Herzens, unwillkürlich preßte er die Linke an seine Brust und berührte dabei mit den Fingern die Briefe, die sich durch das schwarzsammetne Wams deutlich fühlen ließen. „Ah," stöhnte er, „die Briefe! Oh Verrat, Verrat!"

Der Herzog riß das Kleid auf und bekam das Schreiben an den Ritter Ortlinger zu fassen.

„Lieber Ritter Ortlinger," las er halblaut vor sich hin, die Wut drohte ihm fast den Atem zu benehmen, „seht doch, daß der Herzog bald nach Hause kehrt, dann erfülle ich, um was Ihr mich so oft gebeten! Ich liebe ja so sehr!"

„Die Bübin!“ rief Ludwig und schleuderte den Brief zu Boden; doch er besann sich und hob das kostbare Dokument wieder auf; „meinen Ludwig!“ las der Herzog mit flüchtigem Blicke auf dem Pergamentblatte; er drehte dasselbe um: „Ich liebe ja so sehr! — meinen Ludwig!“

Da erhob der Lesende ein Lachen, das so schauerlich klang, als tönte es aus einem Grabe herauf; gleich danach aber verzerrte sich das Gesicht des Herzogs, als würde es von den Geißeln der Furien zerfleischt. Er taumelte nach der Thür des Gemaches, das Schloß war zugefallen! Herrgott im Himmel, wenn es zu spät wäre! Mit der Macht der Verzweiflung riß er an dem grausamen Hemmnisse, die Nägel seiner Finger bogen sich und das Blut rieselte unter ihnen hervor; da ward endlich, eine Ewigkeit schien verflossen zu sein, von außen geöffnet. Der Eingeschlossene und nunmehr Befreite stürmte hinaus, die steile Treppe hinab, durch die Gänge fort, fort in den Burghof. „Haltet ein,“ schrie er keuchend, „haltet ein, ich muß“ .... Da stürzte der Mann wie vom Blitze getroffen zu Boden: eben trug man Marias entseelten Körper vorbei.

Die südostbayerische Moränenlandschaft.

Von Prof. Dr. Max Haushofer.

(Schluß.)

Von Osten her waren sie gekommen, diese Einwanderer, an der Donau herauf. Als sie an der Salzach, der Alz und dem Inn südwärts vordrangen, fanden sie ein breites ödes Waldgebiet, stellenweise von lieblich grünenden Matten unterbrochen, reich an jagdbarem Wilde. In diesem Waldgebiete hausten sie als Jäger und Fischer, mit dürftigen Steinwaffen bewehrt. Je weiter sie nach Süden vordrangen, um so spärlicher erschien die Vegetation; die hochstämmigen Fichtenwaldungen verschwanden; bald sahen die kecken Eindringlinge nur mehr niederes Krummholz und Alpenkräuter und endlich standen sie vor einer Landschaft von kahlen Schutthügeln, welche nur von Moos grünlich angeflogen waren; zwischen diesen Schutthügeln aber lagen schimmernde Wassertümpel oder ausgedehnte Sümpfe von weißgrauem Lehm. Da war fließendes und stehendes Wasser in allen Formen: wildschäumende Ströme, krystallklare Bäche; Wasser, das aus dem Boden hervorbrach und im Boden verschwand. Wenn aber der Wanderer einen der höchsten, am weitesten gegen Mittag vorgeschobenen Schutthügel erstieg, begrüßte ihn ein mächtiger und erschreckender Anblick. Denn vor ihm lag eine gewaltige flimmernde Seefläche, die in ihrer ganzen Breite abgeschlossen war durch eine jäh abfallende Eiswand. Wundersam blau schaute der Absturz dieser Eiswand her; er war unterwaschen und zerhöhlt vom Wasser; von Zeit zu Zeit hörte der staunende Beschauer ein fernes Krachen, er sah, wie ein Teil der Eiswand einstürzte. Im Wasser aber schwammen hügelgroße, seltsam gezackte Eistrümmer. Und soweit der Blick auch spähte: er sah im Osten und im Westen Eis; die Wolken schienen auf demselben zu liegen. Gegen Süden aber stieg die Eisfläche allmählich an; sie war übersäet mit Steinblöcken, und in Tausenden von Rinnsalen schoß dort das Wasser über sie herab, um rauschend über den Eisabhang in den See zu stürzen. Weit gegen Süden aber, wo die Eisfläche am höchsten anstieg, sah der Wanderer rötlichgraue Felsberge aus dem Eise hervorragen. Und wo die Eisfläche zwischen diesen Felsbergen herabstieg, brach sie als blaue zerklüftete Mauer ab. In tiefes Sinnen mochte der Wanderer versinken beim Anblick dieser eisigen Welt. Ihm und vielen nachfolgenden Geschlechtern sollte es noch ein 1000jähriges Rätsel bleiben, was hinter jenen schreckhaft schönen Eisgefilden sich berge.



Der Chiemseegletscher im Rückgang der Eiszeit. Originalzeichnung von M. Haushofer.

So mochte der Eindruck gewesen sein, den die ersten Einwanderer in der Moränenlandschaft empfingen. Und nun lebten sie Jahrhunderte, Jahrtausende lang ein gleiches geschichtsloses Dasein, indem sie als Jäger in den fröhlich heranwachsenden Wäldern dem Auerstier, dem Bären und dem Luchse folgten. Aber heute noch, nachdem abermals Jahrtausende verflossen sind, lebt eine ganz dunkle Erinnerung an jene Zeit in den tiefsten Tiefen des Volksgemütes fort. Das ist die unbändige Jagdlust, die jetzt noch im Herzen des Wilderers gegen das Gesetz ankämpft. Daß die Leidenschaft des Wilderns mit so unausrottbarer Zähigkeit dem oberbayerischen Landvolk, in den Bergen wie im Alpenvorland, innewohnt, begreift man nur, wenn man bedenkt, daß dieser Stamm Jahrtausende hindurch nur Jagd und Fischerei getrieben hat, daß die weidmännischen Instinkte von Geschlecht zu Geschlecht ins Blut übergingen.

Während aber die Menschen ein geschichtsloses Dasein hinlebten, ging in der Natur die Umwandlung der Landschaft

fort. Jahr um Jahr mußten die Gletscherzungen zurückrücken, weiter gegen das Gebirge hin; Jahr um Jahr rückte die Pflanzenwelt weiter vor auf jenen Gebieten, die vor kurzer Zeit noch vom Eise bedeckt gewesen waren. So mächtig ist das Grün in der Natur, daß keineswegs Jahrhunderte dazu gehören, um eine vorher völlig kahle Landschaft mit angehendem Pflanzenwuchs zu bedecken. Auf den vom Gletschereis verlassenen Boden trugen die Stürme aus den benachbarten Waldungen Pflanzenteile herüber, die verwitternd in kürzester Zeit eine fruchtbare schwarze Erde bilden. Wie rasch solcher Humus entsteht, können wir beobachten, wenn wir im Frühsommer im Gebirge über die zusammengesunkenen Schneefelder hinwandern, die in den tieferen Lagen über und über mit schwarzem Humus angeflogen sind.

Für die Ansiedler der Moränenlandschaft mögen aber die Abflüsse der Gletscher lange Zeit große und schreckliche Erscheinungen gewesen sein. Wir sind kaum im stande, uns mit allem Aufwande der Phantasie Vorstellungen von der zerstörenden Wucht jener Gletscherflüsse zu machen. Der Innstrom in seiner heutigen Erscheinung ist ein winziger Zwerg gegen jene unbändige Wassermasse, die beim Rückgange des Gletschers unter seinem Eise hervorgeschossen kam und sich in zahllosen, stets veränderlichen Rinnsalen den Weg aus der Moränenlandschaft heraus bahnte. Wir können uns aber denken, daß solche reißende und wasserreiche Ströme in den ersten Jahrtausenden der Ansiedelung fast unüberwindliche Hindernisse für den Verkehr zwischen den verschiedenen Teilen der Moränenlandschaft boten. Die einzige Brücke über seine Abflüsse bot der Gletscher selbst. Aber auch sein Fuß mag wegen der Steilheit und wegen der vorgelagerten meilenbreiten Gletschersümpfe oft genug unzugänglich gewesen sein. Und so mögen zu einer Zeit, als der Inngletscher bis in die Gegend von Neubeuren zurückgegangen war, wohl nur die erfahrensten Jäger der Moränenlandschaft die Kühnheit besessen haben, ihr Steinbeil als Eispickel zu gebrauchen und sich über die Gletscherzunge einen Weg von Nußdorf nach Brannenburg zu suchen.

Endlich zogen sich aber die Gletscher ganz ins Hochgebirge zurück; die Moränenlandschaft ward eisfrei. In dem sonnigen Thale von Reichenhall sahen die Ansiedler nur mehr droben zwischen dem Lattengebirge und dem Untersberge über einer riesigen weißen Moräne den Eisabbruch des Hallthurngletschers stehen; ein anderes Gletscherende war weit im Westen sichtbar unter der prächtigen Steilwand des Reitalphorns.

Wie schreckhaft aber die Gletscher während ihres Rückganges noch den Bewohnern der Moränenlandschaft gewesen sein mögen, können wir uns leicht vorstellen, wenn wir uns daran erinnern, mit welcher fast abergläubischen Furcht noch am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts die Bevölkerung mancher Alpenthäler ihren Eiswüsten gegenüberstand.

Übrigens müssen wir uns auch gegenwärtig halten, daß der Rückgang der Gletscherzungen für den Bewohner der Moränenlandschaft ein hochwichtiges und erfreuliches Ereignis war, eine Huld der Natur, die dem Menschen Jahr um Jahr ein erweitertes Arbeitsfeld darbot. Daß dieses Ereignis auf die ganze Lebensanschauung und wohl auch auf die mythischen Vorstellungen jener Menschen den einschneidendsten Einfluß nahm, können wir uns leicht denken. Das Eisgebiet der Alpen war für die damaligen Menschen eine unwirtliche schreckhafte Welt, in welche wohl ein besonders Verwegener einmal einen halben Sommertag lang hineinwanderte, um, wenn die Sonne in Mittagshöhe stand, wieder umzukehren und sich über den von tausend Bächen überrieselten Gletscher den Heimweg zu suchen. Ein langer und mühsamer Weg war's; und wer von ihm zurückkam, konnte von einer fremden furchtbaren Welt erzählen, in die er geblickt hatte.

Nachdem die Landschaft bis zum Fuße der Alpen selbst eisfrei geworden war, müssen wir uns dieselbe weit reicher bewässert denken, als sie heutzutage ist. Wir müssen uns namentlich vorstellen, daß ausgedehnte Flächen, die heutzutage Moor sind, damals Wasser waren. Es gibt dafür ein paar überaus wertvolle Anhaltspunkte.

Wenn man sich in Grassau (bei Marquartstein) erzählt, daß die großen Chiemseemöser einst See gewesen seien, und daß dieser See bis nach Grassau hinauf gereicht habe, wo man jetzt noch die Ringe sehen könne, an welchen einst die Schiffe angebunden wurden, so ist das ja nur eine sagenhafte Behauptung. Aber das ist noch deutlich in der Erinnerung aller alten Leute, daß man einst Grabenstädt zu Schiff erreichen konnte, während jetzt kilometerweit Sumpf und Röhricht zwischen dem See und dem Orte sich ausdehnt. Die Verwandlung stehender Gewässer im Torfmoor kann unter günstigen Verhältnissen so rasch geschehen, daß die Erinnerung der Menschen ihr folgen kann.

Man hat die Beobachtung gemacht, wie schnell Entwässerungsgräben in Torfmooren wieder zuwachsen können.

Charakteristisch ist ferner die Thatsache, daß wir an mehreren Stellen der Moränenlandschaft heute noch die Bezeichnung See finden, wo jetzt nur mehr Torfmoore sind. Wiederholt kommt insbesondere die Bezeichnung Egelsee an solchen Orten vor.

Aber noch einen andern Nachweis haben wir für die ehedem weit reichere Bewässerung der Moränenlandschaft. Im Jahre 1845 kaufte ein Traunsteiner Bürger einen Torfstich im sog. Treuchmoos. Seine Arbeiter fanden bald darauf beim Torfgraben ein Schiff aus Eichenholz, das klaftertief unter dem Torf begraben lag. Das Schiff war schwarz vor Alter, seine Höhlung künstlich ausgebrannt, das eine Ende etwas aufgebogen, wie man das noch vor wenigen Jahren an den letzten Einbäumen des Chiemsees beobachten konnte. Dieses versunkene Schiff erzählt uns in deutlichster Sprache, daß die großen und zahlreichen Torfmoore der Moränenlandschaft noch zu einem guten Teile Seebecken gewesen sind in einer Zeit, als schon kunstfertige Menschen an ihren Ufern wohnten. Sobald wir aber diese Moore in Gedanken in Seespiegel verwandeln, gewinnt die Landschaft eine wunderbare Schönheit. Denn dann sehen wir eine meilenbreite Seefläche südlich vom Aiblinger Moränenhügel bis an den Fuß des Breitensteins schimmern; dann blinken als große rauschende Wasserflächen die Moore bei Halfing und bei Eggstätt, das Demelmoos bei Traunstein, das Weitmoos nördlich von Teisendorf, das Schönramer Moos südöstlich vom Waginger See, das Eilersdorfer und Adelstättner Moos bei Högel. Und unzählige kleinere Torfbecken verwandeln sich in blitzende klare Wasserspiegel — vom Fuße des Untersberges bis zum Ettaler Mannl säumen den Rand des Gebirges diese großen und kleinen Seen, jeder ein anderes Landschaftsbild weisend. Von einem Aussichtspunkte, wie ihn die Rampenwand bei Aschau oder der Hochgern bei Marquartstein bietet, muß damals die

Landschaft ein Ansehen gehabt haben, wie es sich nur etwa mit dem der finnländischen Seenplatte vergleichen läßt.

Ein poetisch empfindender Mensch jener Zeit mochte wohl recht haben, wenn er seine Heimat als das Land der Tausend Seen bezeichnete.

Daß diese überaus zahlreichen Gewässer einen tiefgreifenden Einfluß auf die Lebensweise der Bevölkerung nehmen mußten, können wir uns leicht vorstellen. Fischreich waren wohl die meisten — wie ja die Reste derselben heute noch fischreich sind; so mag wohl neben der Jagd die Fischerei der erste Erwerbszweig für die Ansiedler der Moränenlandschaft gewesen sein; und jahrhundertlange Kämpfe um Jagdgründe und Fischwasser sind der Inhalt des politischen Lebens jener fernen Zeit!



Chiemseemöser bei Mittenkirchen. Originalzeichnung von M. Haushofer.

Noch war der Brenner mit dicken Eismassen belastet, als schon lange über die östlichen niedrigen Alpenpässe, über den Semmering und den Rottenmanner Tauern, eine Berührung zwischen den nördlich und den südlich der Alpen wohnenden Volksstämmen stattfinden konnte. So erscheint es uns als unzweifelhaft, daß durch sehr lange Zeiträume hindurch alles, was die Einwohner der Moränenlandschaft an Elementen neuer Gesittung erhielten, ihnen von Osten her zugetragen ward: neue Waffen und Geräte, neues Wort, neuer Lebensbrauch.

Mit einer gewissen Sicherheit dürfen wir nach all' dem vermuten, daß das Volkstum in Altbayern verschiedene Altersklassen umfaßt. Die Ansiedelungen in der Moränenlandschaft sind vielleicht um 1000 oder mehr Jahre jünger, als diejenigen, welche nordwärts von dieser Landschaft gelegen sind; und die Ansiedelungen im Hochgebirge sind vielleicht wieder um 1000 Jahre jünger, als jene der Moränenlandschaft. Man wird mir vielleicht entgegenhalten: die Ansiedelungen, Haus und Acker und Weg und Steg sind zwar jünger; nicht aber die Familien; die müssen notwendig, wenn man jeder ihrer Ahnen hinzurechnet, gleichalterig sein.

Dem ist aber doch nicht ganz so. Ein Volk verjüngt sich, wenn es in andere Gegenden und andere Lebensbedingungen übersiedelt. Darum ist das Volk in den Alpen wirklich ein jüngeres, als das Volk im Flachlande. Worin sich das ausspricht, ist schwer zu sagen. Es ist eine ganze Reihe von Schattierungen und Unterschieden der äußeren Erscheinung, der Sprache und Gebärde, der Arbeits- und Genußsitte.

Und als endlich der Erzschritt römischer Kohorten in diese Landschaft eindrang, da mochte sie im großen schon jenen Anblick geboten haben, den sie heute bietet: ein aus Wald, Wiese und Ackerland bestehendes Gelände, mit Einzelhöfen und Dörfern, bewohnt von einem rauhen und einfachen Volke, das Eggarten- und Almenwirtschaft treibt, das aus weitgestreckten Waldungen Holz und Wild gewinnt und Fische aus seinen Seen, die es in ausgehöhlten Baumstämmen befährt. Wieder gewinnt die Landschaft ein etwas verändertes Aussehen durch die Straßenzüge der römischen Eroberer, durch ihre Wachttürme und Kastelle, durch die Kolonialstädte, die an den Ufern der Salzach und Saalach, des Chiemsees und des Innstroms erstanden. Säulen und Statuen schimmerten im norischen Waldgebiet, aus deren Marmor hellenischer Schönheitssinn wehte. Und auch dieses Gesicht der Landschaft wich wieder einem andern, als der brandgeschwängerte Hauch der Völkerwanderung darüber hinblies und eine waffenklirrende Flut reisiger Germanenstämme die römische Kultur mit ihren Heerstraßen, Kastellen, Villen, Altären und Götterbildern in den

großen Schutthaufen der Weltgeschichte warf. Gras und junger Wald überwuchs die Heerstraßen und die Marmorbauten der zertrümmerten Städte. Das bayerische Alpenvorland ward wieder zur Wildnis; nur da und dort stand noch ein alter Wartturm, dessen gewaltige Quaderkraft dem Feuer und dem Eisen der germanischen Eroberer Trotz geboten hatte. Düster und rätselhaft nur klingt die Sage von der Völkerschlacht auf dem Heufelde aus jenen Zeiten herauf.

Und Jahrhunderte mußten vergehen, ehe die Landschaft wieder ein anderes Gesicht gewann, ehe die braunen und grauen Hütten auf den Moränenhügeln sich in weiße weithin schimmernde Steinbauten verwandelten, ehe an den Seen und Stromufern die langen Fronten der Klöster entstanden, und die Kirchtürme, die jetzt, entweder mit ehrwürdigen Satteldächern oder mit nadelförmigen Spitzen oder launig gerundeten zwiebelförmigen Kuppeln, von Hügel zu Hügel als Landmarken erscheinen. Aber wie auch der Mensch auf sein irdisches Arbeitsfeld einwirken mag, wie sehr er sich auch bemüht, es durch Brücken und Stromregulierungen, durch Fabrikschlote und Torfstiche, durch Dämme und Einschnitte und Bahnhöfe zu verändern: das alles erscheint als winzig und pygmäenhaft gegen das, was die Natur geschaffen hat. Und hinter dem Kulturgesichte, welches wie eine Maske der Erde aufgelegt ward, schaut groß und starr hervor das alte Eisgesicht der Moränenlandschaft.

Auf Hohen-Berneck.

Von Ludwig Zapf



Ihnen und der lieben Lesern des „Bayerland" ist es wohl nicht unerwünscht, das so herrlich gelegene Schloß, oder vielmehr seine Ruine kennen zu lernen, an dessen Thor in der Nacht vom 18. Mai 1495 der in Nr. 23 Jahrgang I abgedruckte schlimme Fehdebrief eines Fräuleins von Wallenrod angeschlagen war. Auf der Höhe angelangt, treten wir aber unwillkürlich an die Kante der steil abfallenden Bergwand und schauen um uns und in die Tiefe und auf die jenseitigen Höhen — das Landschaftsbild ist so bezaubernd schön, daß wir uns zunächst mit ihm beschäftigen müssen. Wir sind von der Nordseite heraufgekommen, durch den duftigen Fichtenwald — jetzt, gegen Süden, welcher Blick! Wie reizend an der aus der Waldschlucht kommenden Ölschnitz ist tief unten das um den Schloßberg sich schmiegende Städtchen Berneck mit seinen roten Dächern hingelagert, überragt von dem mächtigen Bergfried des alten Schlosses Berneck auf der ersten Terrasse des Berges, die ganz in Laubgrün eingehüllt ist. Zur Frühlingszeit umwogt den Besucher dort der Duft des blühenden Holunders, mit dem ein Teil der Berghalde bepflanzt ist. Drüben die Eisen-, Bad- und Mühlleite drängen sich dicht heran in ihrem Laub- und Nadelholzgewand, ebenso zur Rechten über der Knodenschlucht und weiter hinaus die starren Wände der Kirchleithe und Zottasche. Lautes Wellengeplätscher, hier oben freilich nicht mehr vernehmbar, belebt jene grünen Thalgründe. Die Tiefe gähnt herauf zu uns, jäh stürzt die kahle Wand ab, unten nur einmal unterbrochen durch den ihr abgerungenen, von der Kolonnade aus — Berneck ist ja ein vielbesuchter Kurort — zum Ölschnitzwalde führenden Promenadenweg. — Wir wenden uns nun der Burg zu. Während von Altberneck drunten nur noch der hohe Turm vorhanden ist, zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Dach und Uhr und einem Aufgang von unten aus versehen — die frühere Pforte öffnete sich wie bei allen alten Burgen gegen den oberen Raum des mit dem Turm durch einen besonderen Zugang verbundenen Hauptgebäudes, — stehen wir hier vor der malerischen Ruine eines Schlosses, das erst im 15. Jahrhundert erbaut, nach den Niederlagen des Markgrafen Albrecht Alcibiades aber von den Bundständischen im folgenden Jahrhundert gebrochen worden ist. Von 1553 an wurde das Haus dem Verfall überlassen wir aber bedauern seinen Untergang. Es war ein geschmackvoller Bau, die Sandsteinfassungen der Mauern, der noch erhaltene Rest des gegen Süden gerichteten Balkons, der äußere Thorbau mit dem groß und schön in Stein ausgeführten Wappen der von Wallenrode zeugen hiervon. In der Eingangsmauer befinden sich Öffnungen für die Zugbrücke, nun gestattet eine feste, hölzerne Überbrückung das Beschreiten des Burghofes und Gebäudes. — Hohenberneck gelangte aus Wallenrodeschem Besitz an die von Wirsberg und dann in markgräfliche Hände. Eine zwischen den beiden Schlössern gelegene Kapelle wurde, nach der auf eingemauerter Platte enthaltenen Inschrift von Veit von Wallenrod, dem Vater der drei unter sich so feindseligen Fräulein, im Jahre 1480 erbaut.

Salamander huschen da- und dorthin, Vogelsang erschallt; hinter der Ruine beginnt sofort der von wohlgebahnten, immer noch in die Höhe ziehenden Pfaden durchkreuzte Forst oder vielmehr Park, und wer nicht durch die Anlagen des Schloß-

berges niedersteigen, sondern jenen Wegen folgen will, der wird von dem Aussichtspunkte Engelsburg aus das oben gezeichnete Stadt- und Landschaftsbild verkleinert wiederfinden. Und wie hier, so eröffnen sich an und auf den südlichen und westlichen Höhen überall anmutige Ausblicke auf Berg und Thal, den Kurort und die Ruinen, — Punkte, die mit richtigem Verständnis zugängig gemacht und zu Ruheplätzen umgeschaffen sind.

Zaubert uns der Söller an dem stolzen Burgbau von Hohenberneck in der herrlichen Naturumgebung romantische Bilder vor, so werden wir jäh ernüchtert, wenn wir jenes Fehdebriefes der Maria von Wallenrod gedenken, in dem sie ihre Schwestern Helene und Kunigunde des Eigennutzes und der Übervorteilung anklagt — und wie ihr Helene gedroht, ihr ein Messer im Leibe umzukehren, so werde sie beiden dafür sicherlich den roten Hahn aufs Dach setzen. „Leib um Leib, Kopf um Kopf, Blut um Blut, Gut um Gut!“ — Statt zärtlicher Geschwisterliebe bitterer, wilder Haß — er verscheucht das Bild des Friedens und Glückes, das hier unwillkürlich sich aufgedrängt!

Werfen wir noch einen Blick auf Altberneck hinab. Die alte Feste ging von den „Waltboten“, die hier (1093) zuerst saßen, an die Herzoge von Meran, die Grafen von Orlamünde, die Burggrafen von Nürnberg und endlich an die Edlen von Wallenrode über. Die Volkssage läßt die Ritter von Altberneck nachts in einem Gemache des verfallenen Schlosses zechen, und als einmal dem Pfarrer von Berneck, der lustige Gesellschaft bei sich hatte, der Wein ausgegangen, schickte er frevlen Mutes die Magd mit dem Kruge zum alten Schlosse hinauf, sich ihn von jener Zechergesellschaft füllen zu lassen. Dem zagenden Mägdlein wurde seine Bitte droben gewährt, den Pfarrer aber fand man morgens tot.

Das rote Neujahr.

Eine historische Skizze von der bayerischen Westmark.

Von M. Stolzen.

Der Winter des Jahres 1634 brachte unsägliches Elend über die Landschaften des Untermains. Im September dieses Jahres waren bei Nördlingen nach heißem Kampfe die schwedischen Scharen von den Kaiserlichen aufs Haupt geschlagen worden, und die Truppen der siegreichen Partei wälzten sich, verheerenden Wogen gleich, dem unglücklichen Frankenlande zu, das in diesem unglückseligen Kriege der Hauptttummelplatz der streitenden Mächte war. Während der einstige Erbe des Kaiserthrones, der Ungarnkönig Ferdinand, in Begleitung seines spanischen Vetters Don Fernando sich gegen Miltenberg und Gelnhausen zu wendete, drang General Götz gegen Würzburg vor, der Marschall Piccolomini nahm Schweinfurt, und der Kroatengeneral Isolani mit seinen Horden beunruhigte und verwüstete die Gegend von Nürnberg. In kürzerer Zeit, als Gustav Adolf auf seiner Siegerbahn die betreffenden Länderstrecken der schwedischen Herrschaft unterworfen hatte, wurden sie jetzt wieder von den Kaiserlichen besetzt.

Die Verbündeten Schwedens, die dessen Macht gebrochen sahen, unterwarfen sich widerstandslos der kaiserlichen Gnade; der Heilbronner Bund, den der schwedische Kanzler mit so großer Mühe und Staatskunst zu stande gebracht, löste sich auf, und angstvoll erwarteten nicht nur die früheren Verbündeten Schwedens, sondern auch die Länder, deren Herrscher stets Freunde des Hauses Habsburg geblieben waren, die Annäherung der kaiserlichen Scharen. Mord, Raub und Brand bezeichneten die Wege der zügellosen Soldateska, und Leichen, Blut und Ruinen waren überall die Spuren, die sie zurückließen. Nicht besser machten es übrigens schon zu jener Zeit auch die schwedischen Soldaten, und das Angedenken an deren Greuelthaten hat sich in manchen Gegenden bis auf den heutigen Tag im Volke erhalten.

Eine der Städte, die wohl am meisten unter dem Ungemach dieses Krieges zu leiden hatten, war Aschaffenburg; nicht weniger als fünfmal wurde es in diesen unseligen Kämpfen im Sturme genommen, nicht zu gedenken der vielfachen Fälle, wo es den Parteien freiwillig seine Thore öffnete. Bald im Besitze der Schweden, bald in dem der Kaiserlichen und Ligisten, wurde es von beiden mit der gleichen Härte behandelt, und seine Beherrscher, die geistlichen Kurfürsten von Mainz, konnten nur wenig thun, um das Elend zu lindern, da es ihnen, wenn auch nicht am Willen, so doch an der nötigen Macht hierzu gebrach. Die Stadt selbst, hoch am Mainufer gelegen, war nur mit schwachen Befestigungen versehen, und selbst das feste Schloß, die Johannisburg, war unvermögend, dem schweren Geschütz eines andrängenden Gegners auch nur kurze Zeit zu widerstehen.

In den ersten Tagen des Dezember besetzten die Truppen des kaiserlichen Feldmarschalls Philipp Graf von Mansfeld Aschaffenburg, und die ganze Armee desselben lag teils in der Stadt, teils in der nächsten Umgebung, den durch Heerzüge, Seuchen und Teuerung schon ohnehin schwer heimgesuchten Bewohnern noch die letzten Bedürfnisse der Nahrung und Notdurft wegnehmend. — Die Kirchen und größeren Gebäude waren mit Kriegern angefüllt und von der steinernen Kanzel vor der Stiftskirche herab, die vor nicht langer Zeit den Schweden als Predigtstuhl gedient, hielten die kaiserlichen Feldgeistlichen religiöse Ansprachen an die Streiter des Kaiserhauses. Am Galgenberge ließ der kaiserliche Generalissimus Verschanzungen aufwerfen, denn in der kaum fünf Stunden entfernten Festung Hanau kommandierte der kriegserfahrene und verwegene Schwedengeneral Jakob v. Ramsay, ein Schotte, dem eine Überrumpelung der Kaiserlichen, ungeachtet ihrer großen Überlegenheit, wohl zuzutrauen war.

Mit in dieser Gegend ungewohnter Strenge war der Winter über das Land gekommen, mit Eis bedeckt ging der Main, die Bäche waren fest gefroren und Bäume und Sträucher standen im weißen Winterkleide. Der Feldmarschall hatte beschlossen, gegen die noch im Besitze der Schweden befindliche starke Festung Hanau offensiv vorzugehen, und zu diesem Behufe von Aschaffenburg einen großen Teil seiner Truppen gegen die Kinzig zu vorgeschoben. Das sog. Freigericht wimmelte von Soldaten des Kaisers: in Alzenau der hohen Mark

Wilmundsheim lag das Dragoner-Regiment des Grafen Wartenberg, eines Schwagers des Marschalls, in Hörstein vier Regimenter unter Kommando des Generalwachtmeisters Bönninghausen, in Wasserlos drei Regimenter, unter den Obersten Wend v. Kratzenstein, Loon und Hasenbein, in Kälberau ebenfalls drei Regimenter unter den Obersten Graf Rittberg und Bredau, endlich in Michelbach zwei Regimenter unter dem Oberstlieutenant v. Nassau. Die Hungersnot und die Seuchen, die das Freigericht schon so schwer geprüft hatten, wurden durch diese zahlreiche Einquartierung natürlich nur verstärkt, und man kann sich ungefähr einen Begriff von dem Elend machen, das auf dieser Gegend lastete, wenn man in Merians Theatrum europaeum jene Stelle liest, wo es u. a. heißt: „In einem Dorfe, zwischen Aschaffenburg und Gelnhausen gelegen, hat sich zugetragen, daß daselbsten die Einwohner vor Hunger in das nächste sichere Stättlein flohen" 2c. 2c. — Die Annäherung der Kaiserlichen konnte dem tapfern Kommandanten von Hanau kein Geheimnis bleiben, war er doch durch seine Kundschafter besser bedient, als diese selbst, und waren die Vortruppen der Feinde kaum 2½ Stunden mehr von der Festung entfernt. Wegen der drohenden Bewegungen der kaiserlichen Truppen hatte der tapfere Herzog Bernhard von Weimar sich über Darmstadt und Frankfurt gegen Hanau gewendet, um diesem bedrängten schwedischen Bollwerk Beistand zu leisten, und hatte dessen Vorhut unter dem französischen Obersten Bouillon bereits am 30. Dezember die Reichsstadt Frankfurt erreicht. Ramsay, der hiervon benachrichtigt worden war, ließ dem Obersten das Ersuchen zugehen, sich am nächsten Tage abends mit einer starken Reiterabteilung nach Hanau zu verfügen, um einen erfolgreichen Schlag gegen die kaiserlichen Truppen ausführen zu können. Diesem Ersuchen wurde seitens des französischen Obersten entsprochen, und der Erfolg krönte das geplante kühne Unternehmen.

Es war am Sylvesterabend des Jahres 1634, als sich auf dem Glacis vor dem Hospitalthore Hanaus eine dunkle Reitermasse in Reihen ordnete, die noch durch eine aus der Festung hervorquellende Kavallerie-Abteilung verstärkt wurde, und der sich am Nürnberger Thore noch eine Truppe Infanterie anschloß. Es waren die französischen Reiter des Obersten Bouillon, denen seitens des Kommandanten noch zwei Reiterkompagnien und eine Abteilung schwedische und schottische Musketiere zugeteilt worden war. Bereits war die Dunkelheit der Nacht hereingebrochen, und das Licht der Fackeln beleuchtete phantastisch die Reiter in ihren Schlapphüten und bunten Leibröcken mit dem breiten Bandelier, die stampfenden und schnaubenden Pferde und die schwedischen Musketiere mit den am Riemenwerk hangenden Patronen und den schweren Büchsen. Einen eigentümlichen Gegensatz hierzu bildeten die Schotten, die, auch in der Ferne den Sitten ihrer bergigen Heimat getreu, in den würfeligen Tartan und Plaid gekleidet waren und auf dem Haupte die blaue Mütze mit der Feder trugen. Außer der Muskete waren sie noch mit dem Dirk und der Lochaber Axt bewaffnet. Die schmetternden Klänge der Trompeten und die gellenden Töne der Bag-pipe — des schottischen Dudelsacks — erklangen, denn eben setzten sich zwei Reiter an die Spitze des Zugs, sich von einem Dritten verabschiedend. Der letztere war der tapfere Gouverneur von Hanau, General Ramsay, während die beiden Führer der abmarschierenden Truppen zwei noch junge Männer waren: der Oberst Bouillon und der Bruder des regierenden Grafen von Hanau, der kühne Graf Jakob Johann, derzeitiger Verweser der Grafschaft. Kurze Kommandoworte erschallten, in schmale Reihen brachen die Truppen ab und, sich in Marsch setzend, verschwanden sie bald den Augen der Nachblickenden im Walde, der damals noch bis in die unmittelbare Nähe Hanaus herantrat.

Zwei Stunden später hatten die Truppen Kahl erreicht, wo die Infanterie zur Besetzung der Brücke, eventuell zur Deckung des Rückzugs zurückgelassen wurde. In scharfem Trabe nahmen die Berittenen die Richtung nach Alzenau, in dessen Nähe sie gegen Mitternacht anlangten. Tiefdunkel hing der Himmel über dem Städtchen, nur die Sterne strahlten in ewiger Klarheit. Im Orte selbst waren auch bereits die Lichter erloschen — war doch die Neujahrsnacht für die Bewohner nur der Übergang des Jammers und Elends von einer Zeitperiode zur andern. Nur da, wo das Leben kommen oder scheiden wollte, flammte schwacher Lichtschein aus den Fenstern. Aber oben auf der Burg erglänzten die Scheiben im hellen Scheine der Kerzen: der kurmainzische Pfleger feierte mit seinen militärischen kaiserlichen Gästen die Neujahrsnacht. Um die im Saale aufgestellten Tafeln saßen die kaiserlichen Offiziere, obenan der Kommandant Graf Wartenberg, und feierten in fröhlichem Gelage die Jahreswende. — Eben schlug die Glocke 12 Uhr, und im fröhlichen Geklirre klangen die Weinkelche zusammen. Prosit Neujahr! Vom Thorturme des Schlosses erklang dumpf das Horn des Wächters und in rauhen Tönen klang es herüber:

Hat zwölf geschlagen;
Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Jetzt, wo 's neue Jahr beginnt
Und das alte schon verrinnt:
Zwölf Uhr ist das Ziel der Zeit,
Mensch, bedenk die Ewigkeit!

Weitere Hornstöße erfolgten, brachen aber gell und jäh ab. Wütender Galopp erklang durch die Straßen des Städtchens und ehe der Thorwart noch das Thorgatter fallen lassen konnte, hatten die Reiter bereits den Schloßhof erreicht. Mit der ganzen Sorglosigkeit, die damals der österreichischen Kriegführung eigen war, hatten die kaiserlichen Offiziere jegliche militärische Vorsichtsmaßregel versäumt und waren von den Schweden und Franzosen mitten im fröhlichen Festgelage überfallen worden. Bestürzt eilen die Überraschten nach ihren Waffen, aber schon öffnen sich die Saalthüren, und die feindlichen Offiziere, gefolgt von einer Masse ihrer Reiter drängten in den Saal, den Säbel in der Faust. „Ergebt euch, ihr Herren!" ruft ihnen der tapfere Hanauer Graf zu. „Vous êtes nos prisonniers", ergänzte der Franzose. Doch Mut war von jeher den Österreichern nicht abzusprechen, und so stürzten sie sich mit geschwungenem Degen auf die überlegene Zahl der Feinde. Vergebliches Bemühen! Der Knall von Schüssen mischt sich in das Geklirr der Klingen, stets neue Feinde dringen auf die Stätte des Kampfes vor. Der Graf Jakob Johann ersticht einen kaiserlichen Hauptmann, da und dort sinkt einer der Angegriffenen, vom Stahl oder dem Geschoß durchbohrt, und in dunklem Strome fließt das Blut über die Dielen des Festsaales. Bald ist jeder Widerstand bewältigt, und nur wenigen Glücklichen gelang es, zu entfliehen. Durch Nacht und Nebel flieht barhäuptig eine Gestalt der nahen Kälberau zu — es ist der kaiserliche Oberst Graf

Wartenberg, — der Schwager des Marschalls, der ebenfalls glücklich entkommen. Vae victis!

Während sich oben im Saale des Schlosses die eben beschriebenen Ereignisse in wenigen Minuten abspielten, hielt unten im Städtchen der Schnitter Tod eine nicht minder reichliche Ernte. Aufgeschreckt durch den Hufschlag der feindlichen Rosse und das Geklirr der Waffen, stürzten die kaiserlichen Reiter, noch schlaf- und weintrunken, aus ihren Quartieren, um den Sammelplätzen zuzueilen. Nach kurzer Gegenwehr wurden sie niedergemacht, und auch von ihnen fanden nur einzelne ihr Heil in der Flucht. Jeder Widerstand war bald gebrochen, und nun begann ein unheimliches nächtliches Werk. Die siegreichen, von Blut berauschten Reiter stürzten in die Häuser, nahmen als gute Beute, was nur irgend des Mitnehmens wert erschien, und hieben jeden nieder, der sich ihrem Beginnen widersetzte.

Bei der großen Nähe des Feindes konnten die Schweden und Franzosen sich nicht zu lange bei ihrer Arbeit verweilen. Die Trompeten erklangen zum Sammeln, zu dem man Beleuchtung weiter nicht nötig hatte, denn die Soldaten hatten bereits den roten Hahn auf die geplünderten Häuser gesetzt. In glühendem Scheine schlug das Feuer aus den Giebeln der Dächer und beleuchtete mit blutigem Strahle die Krieger, die sich auf die beutebeladenen Pferde schwangen und in Marsch setzten, wobei die klugen Tiere stets im Bogen auswichen, wo ihnen ein Leichnam mit verglasten Augen und den Degen noch in der krampfhaft geschlossenen Faust im Wege lag. Weithin erleuchteten die Flammen des Brandes taghell die Gegend, und die Wellen der Kahl flossen zwischen ihren eisbesetzten Ufern wie geschmolzenes Kupfer hinab den Fluten des Mains zu — ein blutiger Neujahrsgruß!

Acht Standarten, 800 Pferde, die Kasse des Regiments, der Wagen des Grafen Wartenberg nebst Bespannung und eine große Anzahl von Gefangenen waren von den Siegern erbeutet worden, die noch vor Tagesanbruch unbehelligt wieder in Hanau anlangten.

Als gegen Morgen die kaiserlichen Truppen mit bedeutender Macht in Alzenau eintrafen, fanden sie keinen Feind mehr, als die wenigen beim Angriffe gefallenen Schweden und Franzosen, deren Leichen nun friedlich neben denen der niedergemachten Einwohner und der Besatzung lagen, grell beleuchtet von der Lohe der brennenden Gehöfte, in deren Schein im Morgenwinde sich das von dem Feinde als Siegeszeichen auf dem Thorturme der Burg aufgepflanzte schwedische Banner wie zum Hohne lustig schwenkte. Weit hinaus ins Land kündete der Brand den furchtbaren Anbruch des neuen Jahres 1635, eines Jahres, das neue Not und neues Elend in noch größerem Maße dem unglücklichen Untermaingaue bringen sollte.

Kleine Mitteilungen.

Über ein in Bayern im Jahre 1348 stattgehabtes Erdbeben berichtet ein Benediktiner von Weihenstephan bei Freising und eine Aufschreibung in Passau. Ersterer gibt als Tag den 25. Januar an und sagt: „Es war ein heller sonniger Wintertag. Da bedeckte sich nachmittags plötzlich das Firmament mit dichten Wolken, und es entstand ein Erdbeben, dergleichen nie gesehen und gehört wurde. Wir sahen die Kirchen und hohen gemauerten Gebäude auf einmal hastig wanken, so daß die kleineren Glocken auf den Türmen von selbst stark zu lauten anfingen. Die Fenster klirrten gewaltig, die Bäume im Walde schlugen mit den Gipfeln aneinander, das Wasser in Bächen und Flüssen lief aufwärts und trat aus seinem Bette, die klarsten Bäche wurden aufgewühlt und trübe. Die Menschen waren wie wahnsinnig und von heftigem Kopfweh befallen. Die auf dem Wege waren, wurden vom Schwindel befallen und verirrten sich, die Stehenden aber fielen zu Boden und konnten sich nicht wieder auf die Füße erheben. Bald darauf wütete die Pest im Vaterlande“.

Die passauische Nachricht besagt: „Im Jahre 1348 ward Passau von einem gewaltigen Erdbeben heimgesucht. Die Häuser und Kirchen schwankten, so daß die Glocken zu läuten anfingen. Viele Häuser und Kirchen wurden arg beschädigt. Die Leute, von gewaltigen Kopfschmerzen befallen, taumelten hin und her. Zeitgenossen behaupten, daß seit der Kreuzigung Christi kein solches Erdbeben stattgefunden. Bald darauf zog vom Oriente eine fürchterliche Seuche über das Abendland hin, die in Passau derart wütete, daß täglich 150—180 Menschen starben. Der Schrecken und die Verzweiflung, die sich unter den Bewohnern verbreitete, ist unbeschreiblich. In langen Zügen brachen sie auf und, bis zum Gürtel entblößt, zogen sie von Kirche zu Kirche und schlugen sich mit Geißeln derart, daß das Blut auf das Kirchenpflaster herabrann. Selbst das zarte Frauengeschlecht, dem diese öffentliche Bußübung durch die Scham verboten war, geißelte sich abends bei verschlossenen Kirchenthüren.“ Die erwähnte Seuche nun ist keine andere, als der sog. „schwarze Tod“. Diese Pestkrankheit war in China ausgebrochen und hatte sich seit 1334 über Indien, Syrien und Armenien nach dem Abendlande verbreitet. Von Cypern kam sie nach Italien, Frankreich, Polen und England, ja bis Grönland. In Deutschland trat sie 1348 auf; im Fuldaer Lande wütete sie von 1350—1364. Viele Menschen starben schon vor bloßem Schrecken plötzlich, die meisten aber erst nach einigen Stunden, nachdem Zunge und Gaumen schwarz geworden waren, nach Austrocknung des Schlundes, heftigem Kopfschmerz und bei schmerzlichen Beulen des Unterleibes, viele wurden bewußtlos und viele starben ohne den Empfang der hl. Sakramente. Aus jenen bösen Tagen datiert die Verehrung der 14 Nothelfer. Die erste Nachricht davon ist die vom 12. September 1348, an welchem Tage der Münchener Bürger Nikolaus Schrenk für den 14 Nothelfer-Altar der Peterskirche in München eine Stiftung machte.

Die Herrschaft der Herren von Sickingen in den Ortschaften um Landstuhl in der Rheinpfalz war in ein Groß- und Kleingericht geteilt. Zum ersteren gehörten die Dörfer Bann, Kindsbach, Queidersbach, Linden, Krückenbach, Horbach, Hermersberg, Harsberg, Weselberg und Zeselberg, zum letzteren die Dörfer Hauptstuhl, Mühlbach, Langwieden, Martinshöhe, Gerhardsbrunn, Knopp, Oberarnbach, Mittelbrunn, Schauerberg, Kirchenarnbach, Obernheim und Scharhof. In den Sickinger Ortschaften wohnten früher Bauern und Hintersassen. Die Bauern waren Herren oder Eigentümer des ganzen Bezirks der Ortschaften mit Ausnahme der herrschaftlichen Waldungen. Die Hintersassen besaßen nichts und waren entweder Handwerker oder Taglöhner und mußten für Wasser und Weide jährlich 1 fl. 30 kr. an die Bauern entrichten. Diese Abgabe bestand noch 1818. Mit den Gütern der eigentlichen Sickinger Bauern hatte es folgende Bewandtnis: Der Bau eines jeden Ortes war nach Verhältnis seiner Ausdehnung in eine bestimmte Anzahl von Losen verteilt, welche sich über Berg und Thal erstreckten. In den Orten des ehemaligen Kleingerichts

enthielt ein solches Güterlos circa 100 Morgen, jeden zu 128 Ruten gerechnet; aber in den Orten des Großgerichts, wo viele Felsenberge sind, bestand ein Los aus 120 bis 200 Morgen. Nach der Anzahl dieser Lose wohnten in einem Orte mehr oder weniger Bauern, d. h. 14 bis 20, bisweilen auch einige mehr. Selten besaß ein Bauer weniger als ein halbes Los, die meisten hatten ein ganzes; manche waren noch stärker begütert. Es war Grundsatz, möglichst darauf zu halten, daß die Güter nicht zerstückelt würden, weshalb auch nur der älteste Sohn das Gut erbte. Die übrigen Kinder mußten sich mit einer Geldsumme zufrieden geben, die der Erbe zu bezahlen hatte. Übrigens kam es doch vor, daß in einigen Orten die Einwohner 1/4, 1/10 oder 1/8 Los besaßen. In Hinsicht auf den Bau dieser Losgüter, welche, obwohl zum größten Teile auf dem Bergrücken gelegen, im allgemeinen sehr furchtbar sind, wurde gewöhnlich nur die Hälfte gebaut, die andere blieb brach liegen, um als Weide zu dienen und um später bebaut zu werden. In Landstuhl selbst bestand keine Losmannschaft. — Nach einer alten Notiz mußten die Jurati (wahrscheinlich die selbständigen stimmberechtigten Einwohner) der Filialen der Pfarrei Landstuhl dem Herrn Visitator einige Albus, dann den Pferden Sr. Hochwürden Stroh und Heu liefern, und zwar, wie es heißt: „Stroh bis an den Bauch und Heu bis an die Ohren“.



Nationaltracht in Egling.

Bayerische Nationaltrachten. Unser heutiges Bild zeigt ein ländliches Paar aus Egling, Festzugsgruppe des Bezirksamtes Landsberg. Die Tracht der Männer weicht nur wenig von der beim letzten Bilde der Gruppe des Bezirksamts Friedberg beschriebenen Kleidung ab; das Bild selbst, eine vorzügliche Aufnahme des Herrn Photographen Bscherer in München, Blumenstraße, wirkt vortrefflich. Bei der männlichen Tracht sind besonders die hübschen Stickereien an den Beinkleidern bemerkenswert. Die weibliche Tracht weist den Typus der Dachauerinnen mit geringer Abänderung. Besondere Aufmerksamkeit verdient der zierlich geblumte, bunte Stoff des Kleides, die altertümliche Form der Schuhe, das originelle Dessin der Strümpfe.

Beispiele des Bahrrechts aus dem 16. Jahrhundert. Es ist merkwürdig, daß das Bahrrecht, eine Art von Gottesurteil, das bei Totschlägen im Mittelalter sehr gebräuchlich war, sich in Nürnberg bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts erhielt. In den Chroniken Nürnbergs finden sich hierüber folgende zwei Beispiele:

„Anno 1576 in der Nacht des Palmsonntags wurde bei St. Jacob in dem Gasthause ‚Zum goldenen Beile‘ ein Schmiedeknecht, gen. der Niederländer, jämmerlich erstochen. Der Thäter war ein Kürschnergeselle Sebastian von Wien, Sohn eines Büttners daselbst. Der Ermordete wollte sich in kurzem verehelichen. Ursprünglich hatte man, als der That verdächtig, einen Zimmermann und drei Kürschnergesellen verhaftet. Sie leugneten entschieden ihre Schuld; der ehrbare Rat jedoch, vermeinend, es müsse der rechte Thäter unter ihnen sein, ließ am nächsten Tage den Leichnam vom Gottesacker auf einem Karrlein in die Stadt hereinführen in St. Moritzens Kapelle, da wolle man ein Bahrrecht halten, die vier Gefangenen darüber führen, ob vielleicht der Entleibte (wie denn zuvor oftenmals geschehen) eine Anzeigung mit seinem Blute geben wolle. Als nun solches in der Gemeinde auskommen, versammelte sich eine große Menge Volks auf St. Sebalds Kirchhof und vor dem Rathause, so daß man verursacht wurde, den Leichnam unter das Rathaus zu tragen und in die Mitte des Hofes unter freiem Himmel zu stellen. Nun wurden die vier vermeintlichen Totschläger, der Zimmermann und die drei Kürschner, unter denen auch Sebastian von München, ein Fechter, gewesen, ein jeder insonderheit im Beisein des Stadtrichters und der Schöffen, auch anderer Herren über den Leichnam des Entseelten geführt. Jeder mußte seinen Finger an des Entleibten Wunden legen, desgleichen auch dessen Hand in seine Hand nehmen und bei einer Viertelstunde halten. Welches sie alle vier gethan. Er gab aber kein Zeichen, darauf wurden sie wieder ins Loch geführet, aber bald wieder ausgelassen. Nachmals kam der Thäter an den Tag, aber er war am Morgen, als das Thor geöffnet worden, in eines Büttners Fell davongekommen“.

Anno 1599, den 2. März, wurde eines armen Hörnleinswächters Weib tot im Fischbach bei dem weißen Turm gefunden. Da sie etliche Verwundungen am Leibe wies, fiel der Verdacht auf ihren Mann, der auch deswegen in Verhaft gezogen wurde. Da er aber aufs lebhafteste seine Unschuld beteuerte, wurde ihm die Leiche am folgenden Tage auf einer Bahre im Zwinger beim Spittlerthore im Beisein etlicher Schöffen und anderer des Rats, auch sonst vieler Leute vorgetragen. Er erhielt ernstlichen Zuspruch, daß er sie, so er an ihrem Tode unschuldig sei, berühren solle. Er schritt gutwillig hin zur Bahre, legte dem Körper die Hand auf die Brust und rief Gott an, er möge, wenn er an ihrem Tode schuldig sei, ein Zeichen gegen ihn geben. Da man nun keine Furcht und Unbeständigkeit an ihm verspürt, ließ man ihn frei und sagte ihm, man wolle der Sache weiter nachfragen.“

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Des Löwen Handstreich.

Nachdruck verboten.

Historische Erzählung von Hugo Arnold.

Ein herrlicher Herbsttag lag über der bayerischen Hochebene. In tiefdunklem Blau, dabei bis in unendliche Weite dennoch durchsichtig schimmernd, spannte sich über sie das Himmelsgewölbe, an dem nur vereinzelte weiße Wolkenschifflein langsam dahinsegelten; in goldigen Strahlen flutete das Sonnenlicht, glitt mit spiegelndem Glast über die Wiesen und Äcker und wallte in purpurner Schattierung um die ernsten düsteren Forsten, die von Süden gegen Westen die Fluren säumten und in deren sattes Grün bereits zahlreiche Flecken von bleichem Gelb und blaßem Rot sich mischten, das nahe Scheiden der guten Jahreszeit verkündigend. Und in weiter Ferne zog über den schwarzen Wipfelmauern den Horizont entlang die duftige Kette der Alpen, deren hohe Häupter schon der blinkende Schneemantel umfloß. In tiefster Stille lag die Landschaft, kein Lufthauch war zu spüren, nur die Sonnenstrahlen flimmerten und tanzten und ein Weih stieg kreischend von einer Eiche auf, so daß die auf der Wiese hart am Waldessaume äsenden Rehe die Köpfe hoben und äugten. Dann setzten sie ruhig ihre Mahlzeit fort, denn sie erblickten nichts und nichts war zu hören, als das Brausen der Isar, die unten im tiefeingeschnittenen Bette ihre schäumenden Wellen gegen die weißen Kiesbänke warf, und hie und da ein Gebrüll von der Kuhherde her, die weit ab weidete. Ein paar Hüterbuben in zerrissenem Leinenhemd und -hosen waren die einzigen auf der weiten Fläche sichtbaren Menschenkinder, aber sie rührten sich nicht, sondern lagen neben ihren Peitschen im Grase und ließen sich die Sonne warm auf den Rücken brennen.

Nicht die gleiche Ruhe wie draußen auf der weiten Flur herrschte im Dorfe Munichen. Da ging es recht lebhaft zu, aber vom Treiben dortselbst scholl auch kein Laut über die Obstbäume hinaus, deren dichtgedrängte Wipfel die Häuser beschatteten. Letztere standen nicht derart, wie wir uns jetzt ein Dorf vorstellen, First neben First in langer Zeile an einander gereiht; denn die Ansiedlung bildeten mehrere große Gehöfte, um welche sich wiederum eine Anzahl von Hütten gruppierten. Diese Gehöfte waren im Viereck langgestreckte Gebäude, aus schweren übereinander gefügten, von Wettersturm und Alter braun gebeizten Balken gezimmert und mit flachen, vorspringenden, steinbeschwerten Schindeldächern bedeckt. Über den Boden stieg nur ein Geschoß empor, bloß die Giebelwand zeigte durch die Lucken und den Söllerumlauf noch ein weiteres Stockwerk an; in ihr öffnete sich auch eine Thür zum Fletz des Hauses. Vieredige Lucken, kaum so groß, daß ein erwachsener Mann sein Haupt durchstecken konnte, und durch einen hölzernen Schiebeladen verschließbar, gestatteten dem Tageslicht Zugang ins Innere, doch nur an den Wänden des Vorderteiles der Häuser; am weitaus größten Teile der Gebäude, die ganzen Seitenwände entlang, sah man dergleichen nicht. Hier waren bloß einige Thüren ausgespart, vor denen der große Misthaufe beredt anzeigte, daß in den Stallräumen das Vieh bei Nacht und übler Witterung Unterkunft fand.

Um das Gehöft standen einige Schupfen für Unterbringung der Geräte und der Vorräte und seitwärts, wie die Küchlein um die Henne, einige kleinere Hütten, durch deren Dach blau wirbelnder Rauch sich emporkräuselte und dadurch

verriet, daß innen für hungrige Menschen die Mahlzeit gerichtet werde.

Zwei derartige umfangreiche Gehöfte lagen hart am Rande eines niederen Höhenrückens, der mit jäher Böschung ostwärts steil gegen einen an seinem Fuße hinziehenden Bach abfiel. Zwischen den beiden Höfen und unmittelbar am Saume der Höhe stand ein steinernes Kirchlein. Es führte nach dem leidenden Heiland den Namen „Unser Herrgott in der Wiß", wandte sich mit der im Halbrund ausbauchenden Apsis gegen Osten und streckte einen derselben vorgebauten niederen plumpen Satteltum schwerfällig gen Himmel. Abendwärts hinter den Gärten der Höfe lagen ein paar frisch umgebrochene Äcker und einige Wiesen und darüber hinaus dehnte sich ein weites Haberfeld, das seit der heimgeführten Ernte brach lag. Jenseit desselben, fast auch wieder an einem scharfmarkierten, hier gegen Westen abfallenden Höhenrande standen nochmals einige Gehöfte von etwas minderer Geräumigkeit und mit weniger Gebäuden als die vorher geschilderten, und auch bei ihnen konnten die Andächtigen ihr Gebet in einem geweihten Gotteshause verrichten, aber eines Steinbaues vermochten sie sich noch nicht zu rühmen; ihr Kirchlein war nur ein schlichter Holzbau von hohem Alter, wenn es auch mit seinen weißgetünchten Wänden gar freundlich unter den hohen Linden hervorgrüßte. Es hieß zu „Unserer Lieben Frauen", denn drinnen auf dem Altare stand ein seltsam anzuschauendes Bildnis der jungfräulichen Gottesmutter mit braunem Antlitz, das einst ein Pilgrim aus fernem Ost hierher getragen hatte.

So sah Munichen aus, da man nach Unseres Herrn und Heilands Geburt schrieb das 1157te Jahr und nach Friedrich Rotbarts Königswahl das fünfte. Den Namen trug die Stätte von ihren früheren Grundherren; denn vor so langer Zeit, daß man schon damals sie nicht mehr genau anzugeben, sondern von ihr bloß als „vor ein paar hundert Jahren" zu melden wußte, hatten fromme Leute ihren Besitz zum eigenen und der Altvorderen Seelenheil der Kirche vermacht, und zwar war der östliche Bezirk unseres Geländes an St. Peter nach Tegernsee gewidmet worden, der westliche Grund im Haberfelde an Unsere Lieben Frauen nach Wessobrunn und die Flur gegen Schwabing zu an St. Dionys nach Schäftlarn. Die fleißigen Mönche hatten den Vorteil des Bodens auf den niederen sonnigen Hügeln, unweit deren Fuß die ihr Bett alljährlich wechselnde wilde Isar rauschend vorbeischoß, gar rasch erkannt, ihr Pflug schuf bald fruchtbare Felder, in den Niederungen legten sie gute Wiesen an und den Verkehr erleichterte ein Erbstück aus grauer Vergangenheit, das ihnen die einstigen Gebieter des Landes hinterlassen hatten: eine Straße der Römer zog nämlich über den Plan, vom Würmübergang bei Gauting über Sendling durch Munichen zur Isarbrücke bei Föhring führend. So gut erhalten wie ehedem war sie just nicht mehr, der Zahn der Zeit, Regengüsse und Winterfrost hatten ihr manchen Schaden zugefügt, aber immer stand ihr Bau noch so fest, daß schweres Fuhrwerk darauf sich ohne Beschwerde zu bewegen vermochte, wenn schlechte Witterung alle übrigen Pfade in Sumpf und Kot verwandelt hatte.

Doch nicht allzu lange Zeit sollten die frommen Mönche sich ihres Fleißes erfreuen. Es kamen schwere Zeiten ins Land: die Ungarnnot und in ihrem Gefolge schreckliche Zustände. Ihnen vermochte nur das Eisen zu steuern — im Sprachgebrauche und im Sinne unserer Gegenwart würde man es den „gefräßigen Militarismus" benamsen — und zu diesem Eisen griff der Herzog Arnulf, der damals mit kräftiger Hand die Zügel des bayerischen Regiments führte. Schonungslos nahm er der Kirche die ungeheuren Ländereien weg, die ihr stiftungsweise zugefallen waren, um sie den Großen des Landes und seinen Getreuen zu geben; so minderte sich der Wohlstand in den Klöstern, auf den ihnen entfremdeten Schollen aber wuchsen die eisengepanzerten Ritter und Reisigen, welche dem Banner des Fürsten folgten und in harten Kämpfen die barbarischen Feinde über die Grenzen jagten. Die Mönche freilich empfanden es übel, was der Herzog gethan, und noch nach Jahrhunderten verzeichneten sie gar sorgsam jede Hufe, die man ihnen damals frevelhaft geraubt hatte.

Auch St. Benedikts Söhne von Tegernsee hatten herbe Verluste an Gut und an Leuten zu beklagen, darunter die Höfe zu Munichen. Nur das Kirchlein und der Zehent war ihnen hier geblieben, das ganze Dorf war als Lehen an die edlen Grafen gekommen, die einen Tagmarsch aufwärts an der Isar auf ihrer Burg zu Wolfrathshausen saßen und dafür einige Kriegsmannen zum Aufgebot ins Feld zu schicken hatten. Allein auch diese Grafen erfreuten sich des unrechten Gutes zur Zeit nicht mehr; ihr Geschlecht war vor etlichen Monden im Mannesstamme erloschen. Nun hatten Abt und Konvent von Tegernsee mit aller Sicherheit darauf geharrt, daß der Herzog Heinrich ihnen den entrissenen Besitz wiederum zuwenden würde; doch hatten sie die Rechnung ohne den Welfensprossen gemacht, denn dieser zog das erledigte Lehen als heimgefallen für sich selbst ein und schlug es zum herzoglichen Besitze, zu dem bereits ein ausgedehnter Strich Landes zwischen Forstenried und Garching gehörte. Zugleich setzte er einen Vogt dahin, Herrn Dietrich, aus dem Geschlechte der Burgmannen von Kaufering, einen unwirschen, griesgrämigen Graubart, der infolge einer im fernen Wendenlande erhaltenen Wunde auf dem einen Beine lahmte und schon ehedem am ersten Tage seines amtlichen Waltens zu Munichen in schlimme Auseinandersetzungen mit dem ehrwürdigen Vater Udalschalk geraten war, als dieser von Tegernsee herabkam, um bei „Unserm Herrgott auf der Wiß" eine heilige Messe zu lesen und nebenbei nach dem Stande der Frucht und nach der Hoffnung auf den Zehent fürsorgliche Ausschau zu halten.

So hatten sich die Dinge zu Munichen zur Zeit unserer Erzählung gestaltet.

Während draußen vor dem Dorfe die feiertägliche Ruhe des herrlichen Spätsommertages waltete, wimmelte es bei den Höfen an der Wißkapelle durcheinander wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Vor einigen Tagen war eine stattliche, ein paar hundert Köpfe zählende Schar bärtiger sonnengebräunter, mit Spieß und Kurzwehr gewappneter Gesellen angerückt, hatte einen Troß schwerer Karren mitgeschleppt und allerlei Werkzeug ausgepackt. Herr Dietrich hatte sie froh willkommen geheißen und ihnen in den Heustädeln und auf den Tennen die Liegerstatt gewiesen. Die Hälfte fand darin nicht Raum, sich zu strecken, baute sich darum unter den Wipfeln auf dem Obstanger niedere Hütten aus Astwerk und Reisig, deckte sie mit Strohbündeln und breitete dichte Strohschütten auf den Boden. Hier kampierten sie, nächsten Tags über tummelte sich die Schar in regster Thätigkeit mit allerlei Hantierung, von Herrn Dietrich ununterbrochen angetrieben und angeeifert.

Nun lagerten dort wahre Berge mächtiger Baumstämme, die sie im Walde gefällt hatten: Weißtannen, Eichen und Buchen, auch einige Eschen darunter; sie harrten noch der Bearbeitung, die ihre Genossen schon empfangen hatten. Gewaltige Haufen waren von diesen aufgetürmt, jeder Rundstamm geschält und mehr als drei Mannslängen lang, am unteren Teile spitz zugehauen. Seitwärts lohte ein starkes Feuer, in dessen Flammen rußige Mannen kegelförmige eiserne Pfahlschuhe bis zum Glühen erhitzten, um sie dann über die Stammenden zu ziehen und ihren Sitz mit starken Nägeln zu befestigen. Das gloste und glimmte, daß der Qualm davon aufstieg.

An einer andern Stelle schnitt ein Trupp Leute mit knirschenden Sägen die Stämme in feste starke Bohlen und Planken auseinander; nebenan klappten die blanken Äxte und Beile, um vierkantige mächtige Balken zu behauen, daß Spähne und Splitter rauschend zu Boden fielen.

Unweit davon war eine Anzahl mit dem Flechten weiter, runder, mannshoher Körbe aus kräftigem Weidenreisig beschäftigt; das war eine schier zierliche Arbeit und mit Stolz musterten sie die Dutzende, die sie schon zur Seite gerollt hatten. Ein gar Emsiger putzte noch das vorstehende Gezweig mit seinem Weidmesser ab, daß die Kameraden ihm zuriefen: „für unsere Immen sind sie zierlich genug!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Plauderei von der alten Reichsstadt Memmingen.

Von J. Groß.



Das Ulmer Thor in Memmingen. Originalzeichnung von A. Naudner.

Unter den schwäbischen Reichsstädten, welche der Verlauf gewaltiger Ereignisse bei Beginn unseres neunzehnten Jahrhunderts den alten bayerischen Landen angegliedert hat, war Memmingen eine der hervorragenderen durch Geschichte und Bedeutung. Vor Zeiten wohnten wackere Reichsbürger da, heutzutage aber sind es treue, bayerische Herzen, denn nach den tiefen Wunden, welche der Dreißigjährige Krieg, sowie eine nach und nach gänzlich erschlaffte innere Verwaltung und zuletzt noch die Franzosenkriege ihr geschlagen hatten, hat sie erst unter der bayerischen Herrschaft wieder aufzuleben begonnen zu neuem bleibenden Gedeihen.

Viel Freudiges und Trauriges ist im Laufe von acht Jahrhunderten über diese einstige Welfenstadt hinweggegangen, und Stoff gibt es genug, auch von ihr einmal zu erzählen, von ihrer Wehrhaftigkeit in alten Tagen, von ihren stolzen Patriziern, ihren unternehmenden Kaufleuten, kunstfertigen Handwerkern, reichen Stiftungen, prunkenden Festen und fürstlichen Gästen, unter welche letzteren sie nicht selten die Ehre hatte, auch die bayerischen Herzoge zu zählen, Memmingens mächtigste und gnädig gesinnte Nachbarn.

Die städtischen Chroniken fangen zwar erst mit dem 15. Jahrhundert an, ausführlicher zu berichten, aber da begegnet uns sofort manches interessante, farbenreiche Bild, wie z. B. am Auffahrtstage 1461 Herzog Albrecht von Bayern auf einem Ritte nach Konstanz mit 120 Pferden in die Stadt gekommen und wie am Freitag danach Herzog Ludwig mit 200 Pferden in Memmingen eingeritten ist. „Was Alles kostlich" — erzählt der Chronist Wintergerst — „man schankt ihm ein halb Fuder Elsäßer, 14 Säck Haber, für 10 Gulden Fisch, er hielt kostlich Hof und lud den Burgermeister und Rath, Frawen vnd Junckhfrawen. Man ritt ihm herrlich entgegen, er wollt gen Constanz auf den Tag."

Wir meinen, die weisen Ratsherren wieder zu sehen in ihren malerischen Trachten, wie sie thätig waren, den Bayernfürsten zu ehren, die Altbürgermeister Ott Wespach, Ehrhard Vehlin und Anthoni Amann, den Bürgermeister Alex Gäb, den Stadtammann Hans Sättelin, die kriegserfahrenen Ratsherren Cuno Stüdlin, Ortlieb Seng und Hans Spon, den Heinrich Besserer, noch blühenden, berühmten Geschlechts, und alle die anderen Gesellschafter zum „Goldenen Löwen", mit ihren Frauen und Jungfräulein im festlichen Zuge zum Tanze auf dem Rathause, und auf dem Marktplatze das schaulustige, grüßende Volk.

Ungern sah sich Memmingen bald hernach mit in den Reichskrieg gegen den mächtigen Bayernfürsten verwickelt, mit dem es weit lieber in Frieden fortgelebt hätte, denn Lorbeeren waren da nicht zu holen. Aber der Kaiser hatte den Reichsstätten geschrieben, daß sie ihm Hilfe schicken sollten gegen Herzog Ludwig „bey grosser peen".

Am Montag vor sant Matheistag anno 1462, zog man also auch von Memmingen aus, mit 40 zu Roß und 100 zu Fuß und acht Wägen, gen Ulm, alles wohlgerüstet. Denen gab man allen Juppen und Kappen und alle Tag einen Groschen zum Sold und die Kost. Man kochte aus einem Hafen den Reitenden und Gehenden. Hans v. Werdenstein war ihrer aller Hauptmann und Albrecht Schad mit ihm, der führte die Taschen, auszugeben.

Aus den Memminger Chroniken erfahren wir auch näheres über die Wehrverfassung Memmingens in jenen Tagen:

„Item man hat alhie Roß gebotten. Wer zur Steur gab 7½ Pfund Heller bis 15 Pfund, mußte haben ein halb Roß,

15 Pfund ein Roß, ob 15 Pfund bis zu 20 Pfund 1½ Roß, ob 20 Pfund bis zu 30 Pfund mußt 2 Roß haben und darob was einer zu Steur gibt, nit mehr dann einer 2 Roß. Und die unter 7 Pfund Steur geben, miessen Raisgeld geben nach der Steur. Man hat auch gespielt, wer nicht ein halb Roß hat, der mußt ein halben zu Fuß haben, zwen Einen, darnach drei Einen zu Fuß, darnach vier, das sein die Ärmsten und Einwohner und man hat jez allweg aus drei Einen gemacht, der muost hinaus, das trifft einen Zwayer 438 Pf. und einen Dreyer 3½ 3 und einen Vierer 14 Pfennig alle Wochen. Und welcher nicht hinaus wollte, der mocht hinen bleiben, doch muost er sein Anzahl geben, und die jezund draus sein, die kommen herein, wenn der Monat aus ist. Dieser Monat ist über die Stadt gangen, hinfort gehet's über ein ganze Gemein, arm und reich, und ihrer ist viel, die ausbleiben, und ihr Sold ist alle Tag ein Maß Wein und zway Brod und 4 Schilling. Der Sold ist angefangen an Sontag Reminiscere in der Fasten."

Also sind die Memminger Anno 1462 mit den anderen Städten gegen Herzog Ludwig von Bayern-Landshut in den Krieg gezogen.

Die Kriegführung damaliger Zeit zu schildern, gehört nicht in den Rahmen unserer Plauderei, aber das, was unsere Memminger Quellen über den Ausgang des Krieges berichten, wollen wir doch hier folgen lassen.

„1462 Samstag nach Maria Magdalenatag zogen aber hie aus 22 zu Roß und 50 zu Fuß mit 8 Wägen, Hans Spon war Hauptmann. Die zogen für Giengen. Montag vor Jacobi ist Herzog Ludwig mit großem Zeug gerennt zum Marggrafen und dem von Wiertenberg und zu den Städten, die hatten ein Wagen-Burg gemacht bei Giengen und lag viel Volk darin. Er gewann ihn's ab und behielt das Feld. Was nicht gen Giengen entrann, wurd erschlagen und gefangen, doch geschah ihm auch grosser Schaden, denn man hat sich tapfer gewehrt. Die Unsern von Memmingen sent nicht darbei gewesen, sie warteten der Wägen zu Ulm und der andern Städt."

„Herzog Ludwig hat alles erobert, was in der Wagenburg gewesen, insonders deren von Ulm und Augspurg große Bixen und Wägen. Der Margraff kam hart davon. Herzog Ludwig hatt 2500 Pferd und 10000 zu Fues. So hat der Margraff und die Städt gehabt 700 Pferd und 7000 zu Fues. Es ist übel gegangen, des von Wiertenberg und deren von Augspurg Bauren machten ein Flucht, es wär sonst anderst ergangen. Die Schweyzer send redlich gewesen.

„An Sant Annatag kamen alle unsere Söldner wiedrum."

Herzog Ludwig hat es den Memmingern nicht nachgetragen. Als sie im Jahre 1467 zwei „Buben", die Arnolden geheißen, welche mit vier Gesellen in der Umgebung der Stadt raubten und andern Unfug verübten, gefangen hatten, gerieten sie mit seinem Pfleger zu Höchstätt in Händel. Der verlangte, sie sollten alle sechs ledig lassen, denn sie seien seines gnädigen Herrn Diener. Auch ließ er 14 Reiter auf der Straße gegen Ulm auflauern und zwei Bürger von Memmingen fangen am neuen Jahrsabend und gegen Höchstätt führen. Da sind die Memminger mit den Ulmern zu dem Herzog geritten, sich über den Pfleger zu beklagen. „Also hat sie Herzog Ludwig gnädiglich empfangen und verhört und hat die zwei Bürger ohne alle Entgeltung ledig gelassen, die Sechs aber möchten die Herren von Memmingen strafen, wie sie es verdient hätten. Hatten also einen gnädigen Herrn an dem Herzog."

„Also schlug man den Vieren die Köpf ab, die andern zwen liesse man ledig", berichtet die Chronik.

Tüchtige Handwerker, kunstfertige Gold-, Kupfer- und Eisenschmiede, Gießer, Plattner, Schnitzer und Maler, fleißige Weber und Ledergerber brachten damals Verdienst und Nahrung in die Stadt. Hand in Hand mit ihnen gingen unternehmende Kaufleute, welche den Erzeugnissen des heimischen Gewerbefleißes die Wege zu lohnendem Absatz in weite Entfernungen bahnten. Von auswärts aber kamen Rohstoffe, Früchte und Erzeugnisse des Südens, Westens und Nordens zum Verbrauche und zum Weiterhandel mit großem Gewinn.

Daneben lebten vornehme Patriziergeschlechter in der Reichsstadt, welche teils im Laufe des 12. bis 14. Jahrhunderts vom unsichern Landsitze nach Memmingen gekommen waren, teils dortselbst sich aus dem Kaufmanns- und Handwerkerstande emporgeschwungen hatten, zum Teil auch aus anderen Städten, aus Augsburg, Ulm, Konstanz, Ravensburg u. s. w. hieher sich abgezweigt hatten. Standesgemeinschaft, Blutsfreundschaft und Schwägerschaft verband sie mit den einflußreichsten Familien der übrigen süddeutschen Reichsstädte und mehrfach auch mit dem Landadel der Umgebung."

Standen sie auch vorübergehend ihrer Mehrzahl nach in Haß und Feindschaft mit der demokratischen Bürgerschaft, welche sie gezwungen hatte, das einstmalen allein geführte Stadtregiment mit ihr zu teilen, so erwuchs der Stadt durch sie doch vermehrtes Ansehen und vermehrter Einfluß nach außen und Förderung von Kunst und Gewerbe inner den Mauern der Stadt. In den endlosen Fehden und Kriegen bis zum 16. Jahrhundert standen sie außerdem mannhaft und treu an der Spitze der Stadt als mutvolle, erfahrene Führer, häufig auch für Kaiser und Reich eine bereitwillige, erspriesliche Hilfe.

Die Ammann, Leutkircher, Zwicker, Huit, Hutter, Böhlin, die Rehm, Welser, Imhof, v. Freyburg, die Stäbenhalm, Besserer, Reichlin, Sättelin, Funk, v. Ettlinstett, später auch die Lupin, Wachter, Grimmel, Jenisch, Stoll, Engler u. s. w., trugen so nicht wenig dazu bei, den Glanz und Ruf der Stadt zu erhöhen und vorteilhafte Verbindungen nach außen zu schaffen und zu erhalten.

Nun sind sie zwar fast alle ausgestorben oder wieder fortgezogen aus der Stadt, aber verdienstvolle Träger ihrer Namen leben fort in der Geschichte von Memmingen nicht allein, sondern auch in der mancher andern Reichsstadt.

Sogar Kaiser und Könige hielten gern Rast in dieser blühenden, an wichtigen Verkehrswegen gelegenen Stadt, die sich aus einer Pfalz der Welfen so glücklich entwickelt hatte.

Auch die Landherren der Nachbarn, geistlich und weltlich, ritten aus und ein in Memmingen, bald zum Vergnügen, bald zum Rat.

Und nach alter reichsstädtischer Sitte wurde jeder Gast geehrt nach Rang und Macht und nach Veranlassung seiner Hieherkunft.

Wie hoch es dabei mitunter hergegangen ist, haben wir schon an dem Besuche Herzog Ludwigs von Bayern im Jahre 1461 gesehen.

Es mögen noch einige Beispiele folgen. So wird von einem Turniere berichtet, welches Anno 1455 auf den Tag nach

Kathrein allhier veranstaltet worden ist und dessen Festlichkeiten drei volle Tage in Anspruch genommen haben. Zehn Helme benachbarten rittermäßigen Adels ritten am ersten Tage in die Schranken und vier edle Burger von Memmingen. Am zweiten Tage stach man um einen kostbaren Ring und am dritten Tage Ritter Hiltprant von Knöringen mit Patrizier Herbert (von Augsburg) um ein Krönlein von Perlen und um ein güldenes Häftlein. Beide Kämpfer waren wohlgerüstet, trugen aber keine Schilde. Der Herbert stürzte, blieb jedoch, wie die Chronik berichtet, im Zaum und behob sein Streitroß wieder. Da mochte keiner den Preis gewinnen.

Mehreres über dieses ritterliche Waffenspiel ist in den Stadtgeschichten leider nicht verzeichnet, aber es wird wohl nach dem Beispiele von Augsburg und anderen Reichsstädten durch Memminger vornehme Geschlechter veranstaltet worden sein, welche erst 1453 nach längerem Zwiste mit der Bürgerschaft sich ein Haus am Markte (das heutige Amtsgerichtsgebäude) zu einem Gesellschaftshause — der sogen. Burgerstube eingerichtet hatten.

Burkard Zink, der Augsburger Chronist, ein Memminger Kind, berichtet, daß schon im Jahre 1416 in Gegenwart der Herzoge Ernst, Wilhelm und Ludwig von Bayern am Sanct Lorenzentag zu Augsburg auch die von Memmingen mit turnierten. „Es kamen die von Regensburg mit dem schönsten Zeug, der vor je gesehen ist worden, wohl mit 111 Pferden, es kamen die von Ulm, die von Nördlingen, die von Memmingen, die von Costnitz und anderer, und stachen an sant Lorenzentag, und den nachsten Tag darnach die Fürsten und ihre Ritter und Knechte. Stachen alle in Hochzeugen und waren frölich und hatten gar einen guten Mut."

In der Chronik der Truchsessen zu Waldburg ist ferner zu lesen, daß noch am 28. Januar 1484 zu Memmingen ein ritterliches Gestech veranstaltet wurde, auf dem auch Johann Truchseß mit großem Gefolge und ritterlicher Pracht erschienen ist.

Und daß die Memminger Patrizier reich genug waren, solche Feste zu veranstalten und auswärts an solchen teilzunehmen, erkennen wir daraus, daß z. B. im Jahre 1453 die Sättelin die Herrschaft Eisenburg käuflich einthun konnten, und im nächsten Jahre auf Herrn Wilhelm Besserers mit Hannsen Böhlins Tochter gar köstlicher Hochzeit von den Gästen aus Ulm und Augsburg dreißig silberne Becher und Schalen, ein kostbares Halsband, ein güldener Gürtel, über dreißig güldene Ringe und über 150 Gulden an Gold- und Silbergeld verehrt worden sind.

Aber fürstliche Besuche gaben noch weit öfter Anlaß zu Schaugepränge und Festen. Als am Aftermontag vor Unser Frauen Lichtmeß 1465 Herzog Sigmund von Österreich mit 100 Pferden eingeritten war, beschenkte ihn ein ehrsamer Rat mit zehn Eimern Enderheimer Wein und 15 Eimern Landwein, zehn Maltern Haber und mit Fischen im Werte von acht Gulden. Man hat ihm auch einen Tanz gehalten.

Weiters erfahren wir, daß man am Donnerstag vor Antonytag 1469 den Grafen Eberhard von Württemberg, der auf seiner Fahrt nach dem heiligen Lande mit 50 Pferden hierher gekommen war, so reichlich beschenkt hat, daß er nicht alles verbrauchen konnte.

1470 am Simon- und Judätag abends kam Markgraf Albrecht zu Brandenburg mit 350 Pferden in die Stadt. Auch ihm ritt man grüßend entgegen und beschenkte ihn mit Wein und Haber auf drei Wägen und mit Fischen.

Am Maria-Magdalenatag 1485 durfte die Stadt sogar ihren Kaiser feierlich begrüßen. Es kam an diesem Tage Kaiser Friedrich I. mit Markgraf Carlen von Niederbayern nach Memmingen und hielt mit 350 Rittern und Reisigen einen gar prächtigen Einzug.

In der handschriftlichen Chronik des Turmbläsers Johann Kimpel (1471 bis 1622), welche für das 15. und 16. Jahrhundert auf älteren Chroniken beruht, ist von dieser Kaiserfahrt gesagt: „Anno 1485. In dem Jar zog die Kay. May. von Jeren erblanden vnd zog gar nahe zu alle stäth In dem Reych. geschah fast von des vngrischen kriegs wegen, er gehe zu Seinem Vetter Sigmundten nach Innsbruckh, und bliebe ein weyl da. Darnach zog er gehn Kempten, Kaufbeuren vnd am Maria Magdalenatag kam er her. . . ."

Man beschenkte ihn mit 1½ Fuder Wein, 150 Stück Fischen, Hecht und Karpfen, 20 Malter Haber und acht Ochsen, und außerdem noch mit drei Brenten Aschen und Forellen. Auch ein silbernes, vergoldetes Geschirr verehrte man ihm, im Werte von 100 Gulden bar Geld, denn er war vorher noch nicht hier gewesen.

Man hat ihn in des reichen alten Erhart Böhlins Haus (vermutlich das heutige Wilhelm Hermannsche Kaufhaus an der Salzstraße 243) zugerichtet „mit Teppichen so köstlich, man macht die Stuben ganz überhenkt und mit grünem Tuch auf der Erden überlegt, desgleichen den Saal und auch seine Kammer. Man richtete ihm auch zwei köstliche Bettstatten, die eine mit lauter grünem Taffet (Zendel), die andere von den besten Regentüchern, ganz weiß, ohne die Leilach, die sahe man nicht. Und war die grün Bettstatt, Bett, Pfullen, Kissen, alles mit grünem Taffet überzogen, desgleichen ein Umhang mit grünem Taffet um die Bettstatt, und die Kammer aller mit grünem Tuch überzogen und auf der Erden auch mit grünem Tuch überlegt, also war auch der Saal und die Stub. Wer es sahe, sprach, es wäre köstlich und löblich zugerichtet. Es war Lienhard Wintergerst und Heinrich Lehlin befohlen, es gstund der Stadt wohl Guts."

Dem Markgrafen schenkte man sonders Wein, Fische und Haber, er hatte 20 Pferde bei sich.

„Es kam am andern Tag Herzog Christoph von Bayern her mit 40 Pferden. Man schankte ihm auch. Man nahm auch keine Stallmiethe von des Kaisers und des Herzog Christophs Volk. Es bezahlt alles die Stadt. Man schenkt Herrn Sigmund, des Kaisers Marschalk, Pryschenkh genannt, und Herrn Sigmunden von Niederthor, und dem Waltmor Kanzler jeglichem 20 Gulden, man schankt dem Thürhütter, in die Kanzlei, dem Trompeter, den Köchen und allen denen, so wollten geehrt sein, von des Kaisers wegen, jeglichem nach seinem Stand."

„. . . . Also blieb der Kaiser hin und fuhr am Mondtag nach Biberach. Man liehe ihm bei 30 Pferde und wohl 300 Fußknechte, die zogen mit ihm bis gen Ringschnaidt. Da waren die von Biberach mit Reitenden und Gehenden entgegen."

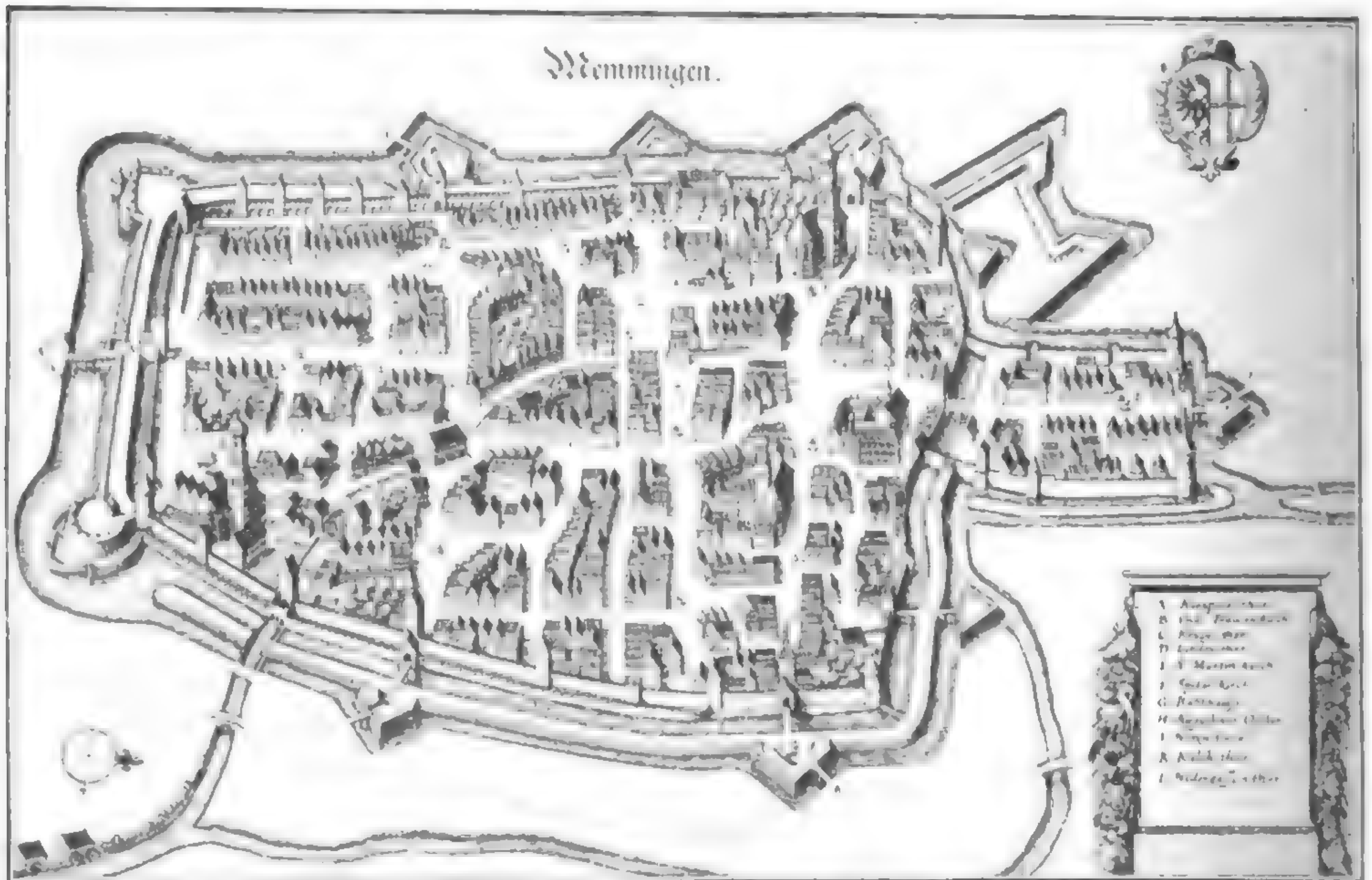
1487 am Kindlestag kam der Kaiser wiederum. Er kam von Biberach her mit 450 Pferden. Man schankte ihm ½ Fuder Wein, 40 Säcke Haber und 20 Stück frische Fische. Er lag hier über Nacht und war der Schnee so groß, daß man bis nach Kempten bahnen mußte.

In demselben Jahre auf Nikolai kam Herzog Wolfgang von Bayern nach Memmingen mit 14 Pferden. Er lag in Chunn Wylers Hause. Auf St. Thomas kam auch sein Bruder mit 50 Pferden. Man beschenkte sie mit Wein, Fischen und Haber.

Kaiser Friedrich III. besuchte seine getreue Stadt Memmingen noch zweimal, am Palmtag des Jahres 1488 und am St. Luzientag desselben Jahres, das erste Mal mit einem Gefolge von 400 Pferden, und nahm seine Einkehr in Andreas Hoffischers Hause am Markte, welches erst 1467 neu gebaut worden war und nach mehrfachem Besitzwechsel später im

So steht in der Chronik des Turmbläsers Kimpel und wollen wir aus derselben weiters entnehmen, daß fast gleichzeitig, am Sonntag nach Allerheiligentag 1488 auch Herzog Wolfgang von Cleve mit 24 Pferden in Memmingen eingeritten ist, ebenfalls wie ein Fürst empfangen.

1489 am Gründonnerstag kam Herzog Christoph aus Bayern wieder nach Memmingen, er ritt wieder im Hause ein, das dem Schelchs gehörte, ward vom Bürgermeister Stebenhaber selb dritt empfangen und von der Stadt beschenkt mit 12 Karpfen und Hechten, 16 Kannen Wein und 30 Viertel Haber. Er kam von Ulm.



Memmingen zu Ende des 17. Jahrhunderts. Nach Merian.

Jahre 1641 an die aus Feldkirch stammende Patrizierfamilie v. Zoller gekommen und bis in unsere Tage geblieben ist.

Am Aftermontag nach Lätare 1487 kam Herzog Christoffel von Bayern abermals nach Memmingen. „Die Kaiserliche Majestät hatt er mit ihme verschafft, daß er sollt gen pruckh (Brügge) reiten und mit ihm hinab führen 4- oder 6000 Reiter, der königlichen Würde zu Hilfe. Er war hier mit 14 Pferden. Man löst ihn aus der Herberg."

Anno 1488 am Aftermontag nach Allerheiligen waren wiederum Herzog Wolfgang und Herzog Christoph, Gebrüder, von Bayern, Gäste der Stadt Memmingen. „Sie kamen von Brügge aus dem Niederland. Sie waren beide der königlichen Majestät zum Dienst hinabgezogen."

Herzog Wolfgang ritt ein zum Rigler, Herzog Christoph zum Schelssen. Man schenkte ihnen Wein, Fische und Haber.

„Herzog Wolfgang bestund der Spänin Haus am Kalch ein ganz Jahr und hielt Hof darin."

Item, Herzog Otto von Bayern kam auf Donnerstag in der Pfingstwochen 1489 her mit 32 Pferden. Er kam von Rom heraus. Man schankt ihm 24 Kanten Wein, vier Züberlein mit Fischen und zwei Säck mit Haber.

In Andreas Hoffischers mehrgenanntem Hause, nunmehr Hs.-Nr. 143 am Hauptmarkt, zur Zeit der Witwe des verstorbenen k. Regierungsrats a. D. Ulrich v. Zoller, des letzten männlichen Trägers seines Namens, der Frau Rosa v. Zoller, geb. v. Steiger, gehörig, nahm auch Kaiser Friedrich III., Sohn des Königs und Kaisers Maximilian I., den wir den letzten Ritter nennen, sein Absteigquartier, als er am Osterabend 1489 hier zum ersten Male eingeritten war. Der Bürgermeister ist ihm mit drei Ratsherren bis gegen Steinheim entgegengeritten und die Bürgerschaft in Prozession entgegengezogen. Er stieg aber nicht vom Pferde, und trugen deshalb vier Ratsherren den „Himmel" vor ihm her. Der König ritt mit seinem glänzenden Gefolge bis zu St. Martinskirchen

„da stund er ab und ging hinein und kniete lang und betete bei dem Grabe des Herrn".

Maximilian kehrte noch gar oft wieder, zuletzt im Jahre 1518. Die Bürger hatten wiederholt das prächtige Schauspiel seiner Hofhaltung, welches sich hauptsächlich auf dem Rathausmarkte entwickelte.

Ganz besonders prächtig ging es 1494 her. Am Freitag in der Pfingstwoche kam der König von Kempten herab. Es kamen mit ihm Herzog Albrecht und sein Sohn Herzog Heinrich von Sachsen. Montag danach kam die römische Königin, man ging ihr entgegen mit dem Heiligtum und führte sie unter dem „Himmel" herein.

Es kamen mit ihr eine „Königin von England", die Botschaft des Königs von Hispanien, des Königs von Neapolis, ein Herzog von Candia, viele Grafen, Ritter und Adelspersonen und vieler Städte Boten, daß man diese Nacht fand angeschrieben 1600 Pferde.

Am Montag nach Pfingsten huldigten ihm Rat und Gemeinde vor des Hoffischers Hause, da lag der König wieder zur Herberge, und die Königin in des Spissers Hause.

Man schenkte dem König ein Fuder Wein, drei Wagen mit Haber, drei Ochsen und 150 Stück Fische. Der Königin schenkte man insonderheit auch ein Fuder Wein, zwei Wagen mit Haber, zwei Ochsen und 100 Stück Fische. Man schankte auch allen Botschaftern.

Am Aftermontag zog man mit dem König auf Ulm.

Maximilian war der Stadt ein besonders gnädiger Kaiser und Herr und nannte Memmingen und die nun wieder deutsche Stadt Hagenau öfter seine Ruhe- und Schlafstelle.

Als er im Jahre 1518 zum vorletzten Male hier einritt, stieg er im Hause des Patriziers Lupin in der Vorstadt ab. Von diesem Hause ist er „auf einer gelegten Bruggen" bis zur Kirchen St. Martin geritten.

Im selben Jahre kam er noch einmal, zum letzten Male, und wohnte wieder in des Albanus Wolfarts Hause am Markt, das vorher dem Hoffischer gehört hatte.

In wie mancherlei Angelegenheiten er mit der Stadt in ununterbrochenem Verkehre und Briefwechsel gestanden, darüber wäre gar vieles sehr Interessante zu erzählen und wir müssen uns förmlich Zwang anthun, für heute nicht darauf einzugehen, denn unsere Plauderei würde sonst gar zu lange dauern.

Aus der St. Jürgenkapelle in der Vorstadt, in der Reformationszeit profaniert, war noch im Jahre 1556 als Andenken an Kaiser Maximilian I. ein kostbares Meßgewand vorhanden; es steht nämlich in einem im letztgenannten Jahre aufgenommenen Inventare dieser Stiftung der längst ausgestorbenen Patrizierfamilie Hueten:

„Item ain guldin meßgewandt, so mit grienen samattin Posen vermengt vnd von Weylund Kaiser Maximilian hochlöblichster gedächtnus an gedachte Cappel ergeben, darau zu Rugkh Irer Mt Klainot vnnd Wappen, bey welchem auch ain Alb, ein humeral, ain stol, vnd ain Manipel, alles wie das meßgewandt gemacht."

Mit welch ganz anderen Gefühlen als den Besuchen des Kaisers Maximilian I., ihres Gönners und Beschützers mag die Bürgerschaft der Stadt Memmingen, welche inzwischen die Reformation durchgeführt hatte, 25 Jahre später der Ankunft des Kaisers Karl V. entgegengesehen haben, der, ein harter Gegner der neuen Lehre, am 16. Juli 1543 mit einem Gefolge von 1000 Mann in Memmingen eingeritten ist. Eine Chronik berichtet:

„Viel Volks, Aebt, Edelleut, und andere vom Land kamen herein und wollten sehen, wie viel Köpf auf dem Markt liegen, vermeinten, der Kaiser werde wegen der Religion die Vornehmsten beim Kopf nehmen und die Messe wieder einführen. Er aber, ob es ihm wohl an der Macht hiezu nit gemangelt, hat solcher nit begehrt."



Memmingen im Jahre 1891.

Der Kaiser ließ sich von Rat und Bürgerschaft auf dem Marktplatze huldigen und zog am 17. Juli, nachdem er zuvor noch den Besuch des Herzogs Albrecht von Bayern empfangen hatte, wieder weg und hatte denselben Abend sein Lager bei Heimertingen, wohin viel Proviant aus der Stadt geliefert werden mußte. Es war viel Volks in der Stadt und standen stets zwei Fähnlein Burger in der Rüstung, und war ein Schneeweis Stadthauptmann.

Auch uns mutet es besser an, als dieser unheimliche Kaiserbesuch, nach weiteren vier Jahrzehnten in einem alten Schenkbüchlein der Stadt zu lesen, daß am 8. September 1583 Herzog Ferdinands in Bayern Hofleute und Junker hieher gekommen sind, so zu ihren Herren gezogen, die bei dem neuen Bischof zu Köln gewesen, daß sie in vier Herbergen gelegen und von einem ehrsamen Rat mit 60 Kanten Wein eine Verehrung erhalten haben.

Ebenso hat ein weiser Rat dem durchleuchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Friederichen, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogen in Obern- und Niederbayern, als er am

7. Dezember 1584 nach Memmingen kam, 38 Kanten Wein und vier Züberlin Fische verehrt.

Und weiter ist im besagten Schenkbüchlein zu vernehmen: „Sambstag vor Trinitatis den 29. May Anno 1613 hat man der Durchleuchtigen, Hochgeporнen Fürstin vnd Freuwlin Maximilianae, Pfalzgraefin bei Rhein, Hertzogin in O. vnd N. Bayern, Herzog Wilhelms in Bayern Schwster, so mit einem jungen Herrlein, Herzog Ferdinandts von Bayern Sohne, Albrecht genannt, zwo Gutschen, Irem Hofmeister, Grauen von Zimmer vnd etlichem Gesinnd, alhier bei Sigmund Mair zur Cron ankommen, ain wallfart nach Einsidlen zu verrichten, zum Nachtessen 24 Kanten Wein verehren lassen."

Afftermontag den 25. April Anno 1614 hat man Herzog Albrechten aus Bayern sambt seinem Gemahel, so mit 40 Pferden alhie durch- vnd in ain Bad gezogen, vbers nachtessen zue Hans Sigmund Maiern zur Cron 40 Kanten Wein und vier Züberlin Visch verehrt, So durch Herrn Burgermeister Jerg Ehinger, Junker Gordian Sättelin vnd Herrn Dr. Jacob Iheuischen verricht worden."

„Am Jarmarkt, Zinnstag den 5. July Anno 1614 als vor Wolermelter Hertzog Albrecht auß Bayrn ꝛc. mit seiner Fraw Gemalin vnd ganzen Comitat, über 100 Pferd, auß dem Bad wider alhero gelangt. Ist auf eines Ersamen Rhats beuelch durch Herrn Burgermaister Samuel Iheuischen und Junckher Gordian Sättelin als abgeordnete, seiner Dcht. gratulirt vnd vil glückh gewünscht, dieselben auch wie vormalen mit 40 Kanten Wein und vier Züber Visch zur Cron zum Nachtessen verehrt."

„Mittwoch nach Quasimodo geniti den 7. April Anno 1619 hat man obermelten Herzog Albrecht auß Bayern sampt seiner Fraw Gemahlin, so mit etlich 80 Pferden hier durch vnd nacher Einsiedel gezogen, vbers Nacht Essen zue Hanns Sigmund Mayen 40 Kanten Wein vnd vier Züberlin Visch verehrt, So durch Herrn Dr. Jerg Ehinger vnd Junker Gordian Sättelin verricht worden per Herrn D. Jacob Iheuischen."

Dies ist der letzte Eintrag in das Schenkbüchlein, der uns von der Anwesenheit eines bayerischen Fürsten Kunde gibt. Ein Jahrzehnt später hören die Einträge ganz auf, die unglückliche Stadt war mitten im Schwedenkriege und hatte nichts mehr zu verschenken. Was sie noch hatte, wurde ihr von Freund und Feind nach dem Rechte des Stärkeren genommen.

Die Herberge „Zur Krone", jetzt Haus Nr. 518 in der Lindauerstraße, besteht noch heute als ein wackeres bürgerliches Gast- und Bräuhaus und schätzt es noch jetzt sich zur hohen Ehre, daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts wiederholt die bayerischen Landesfürsten da Einkehr genommen haben.

Aber, wir haben uns etwas lange aufgehalten bei der einstigen Wohlhabenheit der Memminger Bürger, bei der Gunst ihrer Kaiser, bei ihrer Gastfreundschaft und ihren Festen und wollen daher zum Schlusse nur eines noch berühren.

Diese Patrizier und Zünftler des 15. und 16. Jahrhunderts haben nicht nur Turniere und prunkende Feste zu veranstalten, vortreffliche Leinwand zu weben, gegen die Landfriedensbrecher sich zu wehren und mit der halben damaligen Welt Handel zu treiben verstanden, sie haben für ihr Haus auch sonst gesorgt durch milde und fromme Stiftungen, insbesondere durch ihr Heiliggeist- und andere Spitäler, durch Kirchen- und Profanbauten und durch eine reiche Ausschmückung derselben, wovon manches mitzuteilen wäre, aber nur einiges Kostbare sich bis auf unsere Tage erhalten hat, denn die Memminger waren stets Kinder ihrer Zeit, mit allen Licht- und Schattenseiten, nicht besser als alle anderen, aber auch nicht schlimmer.

Sie haben im 14. Jahrhundert ihre Juden verbrannt, im 15. Jahrhundert schöne Kirchen gebaut, begabt und ausgeschmückt, im 16. Jahrhundert bei Beginn der Reformation die Bilder gestürmt und in wenigen Tagen einen guten Teil dessen verwüstet, was frommer Glaube und Kunstsinn ihrer Vorfahren in Jahrhunderten geschaffen hatte. Sie haben bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ihre Hexen — Unholdinnen haben sie dieselben genannt — gefoltert und verbrannt und dabei waren sie doch sonst ein gemütvolles schwäbisches Stadtvölklein, dem seine Heimatliebe sogar die Neckerei mit dem „Memminger Mond" eingetragen hat. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, bis in die 50er Jahre herein, waren sie ebenso wie andere emsig beschäftigt, aus ihren Straßen und Häusern den „alten Zopf" zu beseitigen, d. h. die hübschen Erker, Lauben und Fresken an ihren Häusern und die altväterischen, kunstreichen Täfelungen in ihren Stuben, weil diese in der Franzosenzeit aus der Mode gekommen waren, gerade so, wie allerorten anderwärts. Und wie anderwärts ist auch hier in Memmingen die Erkenntnis vielfach zu spät aufgedämmert, welch unersetzlichen Schaden man sich damit selbst zugefügt hatte.

Indessen, selbst das, was — und zwar mehr durch Zufall — noch da ist, reicht aus, der nun dafür aufrichtig besorgten Stadt zur seltenen Zierde, dem auswärtigen Besuche zur genußreichen Freude zu dienen, die ehrwürdige gotische Martinskirche mit ihrem schönen Chore und den kunstreichen Chorstühlen darin aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, die von Herrn Pfarrer Braun wieder aufgefundenen herrlichen Fresken in der Frauenkirche aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vielleicht von dem Memminger Maler Ivo Strigel, das Rathaus mit seiner interessanten Renaissance-Architektur, seinem reichen Archive und seinen Sammlungen, die Kramerzunft, in der im Jahre 1525 die Bauern ihre vielbesprochenen 12 Artikel verfaßt haben sollen, die Stadtbibliothek mit ihrem Schatz von Inkunablen und Handschriften und noch manches andere, was durch freundliche private Vermittlung leicht zugänglich wird.

Und nun, zum Schlusse gedenken wir noch der blauen Säule am Rathausmarkte, einstmalen das harmlose Wahrzeichen der Stadt für den fremden Wanderer, gleichwie der Spatz auf dem Münster für Ulm, damit wir mit gutem Gewissen sagen können, wir haben uns ausreichend in Memmingen umgesehen.

Damit nehmen wir Abschied von dem nachsichtigen Leser, dem wir Kunde geben wollten von einer unter bayerischer Herrschaft zu neuem, frischem Leben erwachten schwäbischen Stadt, welche in diesen lieben Blättern bisher noch nicht zum Worte gekommen war.

—

Wittelsbach und Bourbon.

Historische Skizze von Heinrich Leher.

Am 15. April fand im Schlosse zu Nymphenburg die Vermählung des Prinzen Alfons von Bayern mit Prinzessin Luise Viktoria von Orleans, Tochter des Herzogs Ferdinand von Alençon statt. Das freudevolle Ereignis bietet willkommenen Anlaß, einen Blick auf die Ahnentafeln der erlauchten Häuser Wittelsbach und Bourbon zu richten und zusammenzutragen, wie viele Verbindungen zwischen Wittelsbach und dem französischen Königshause in seinen verschiedenen, heute im Stamme Bourbon fortblühenden Zweigen sich vollzogen. Wenn wir an der Hand von Häutles unübertrefflicher „Genealogie des Hauses Wittelsbach" die Zusammenstellung vollendet haben, so zählen wir seit etwa einem halben Jahrtausend 15 Heiraten der beiden erlauchten Geschlechter, zehnmal schritten Prinzessinnen des Wittelsbachschen Hauses, viermal die Prinzessinnen des Hauses Bourbon im bräutlichen Schmucke an den Altar.

Wenn wir in ausführlicherer Aufzählung mit der Verbindung König Karls IV. von Frankreich, mit Maria, der Tochter des Kaisers Heinrich VII. beginnen, so trifft uns der Verdacht, wir seien in einem historischen Irrtum begriffen, indem doch Maria dem Geschlechte der Lützelburger (Luxemburger) entstammte. Die kaiserliche Prinzessin fehlt auch in unserer vorgenannten Ziffer, aber sie muß genannt werden, wenn wir unsere Aufgabe vollkommen erschöpfend behandeln wollen. Maria war ja längere Jahre die Verlobte eines wittelsbachschen Prinzen, Ludwigs, des Sohnes des Kurfürsten Rudolf I., des Stammlers, Neffen Kaiser Ludwigs des Bayern. Ludwig, geboren 1297, wurde, einer uns heute sehr fremdartig dünkenden Sitte jener Zeit folgend, schon im Knabenalter von 11 Jahren am 23. November 1308 mit Prinzessin Maria verlobt, und das Bündnis durch abermalige Erneuerung, am 15. Januar 1309, besiegelt. Der Tod löste das zarte Band; nur 15 Jahre alt sank Ludwig in die Gruft der Ahnen und schlummert in dem Kloster Fürstenfeld nahe der Todesstätte seines kaiserlichen Ohms dem ewigen Frieden entgegen.

Der Tod hatte die Braut freigegeben, und sie reichte ihre Hand Karl IV., dem letzten direkten Sprossen des kapetingischen Hauses. Die Ehe blieb kinderlos, Frankreichs Krone ging auf das Haus Valois über, jedoch nicht unbestritten, denn hundert Jahre währte der blutige Krieg zwischen Valois und dem englischen Königshause, welches, in Mißachtung des in Frankreich geltenden, die weibliche Erbfolge verbietenden salischen Gesetzes, die Thronfolge in Frankreich für sich beanspruchte.

Die erste Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach, welche sich mit einem Prinzen des französischen Königshauses vermählte, war Margarethe, geboren 1325, die Tochter Kaiser Ludwigs des Bayern aus dessen zweiter Ehe mit Margarethe von Holland. Nicht in Paris, nicht in Frankreich, nicht in Bayern, nicht in München wurde der Bund geweiht, zu Ofen, im fernen Ungarlande, reichten sich im Januar 1351 Margarethe von Bayern und Stefan von Anjou, Herzog von Kroatien, Dalmatien und Slawonien die Hände. Das Haus Anjou hatte damals nach dem Aussterben des arpadischen Königshauses durch Karl Robert von Anjou die Kronen Ungarns und beider Sizilien auf seinen Häuptern vereinigt. Herzog Stefan, Karl Roberts Sohn, starb nach nur dreijähriger Ehe und ruht in der Gräberstadt der ungarischen Könige, in Stuhlweißenburg. Die bayerische Prinzessin kehrte wieder in ihr Heimatland zurück und vermählte sich im Jahre 1358 mit dem kaiserlichen Land- und Hofrichter Grafen Gerlach von Hohenlohe. Ihr Todesjahr ist nicht genau bekannt, ihre Ruhestätte fand sie in der Kirche zu Unserer Lieben Frau in München.

Die zweite Prinzessin war für die Königskrone ausersehen. Karl VI., König von Frankreich, freite Elisabeth, die durch ihre Schönheit berühmte Tochter Herzog Stefans, des Kneissels, von Bayern-Ingolstadt und dessen Gemahlin Thaddea, Tochter des Herzogs Visconti von Mailand. Die Prinzessin, geboren 1371, war erst 14 Jahre alt als sie am 10. Juli 1385 zu Amiens mit Frankreichs König vermählt wurde. Königin Isabeau, so nennen sie die Franzosen, ist in der Geschichte viel verlästert worden, und es ist ein hohes Verdienst der neueren, exakten Forschung, die Ehrenrettung der Königin, deren Fehler ja nur die Fehler ihrer Zeit waren, mit Erfolg versucht zu haben. Königin Isabeau starb am 30. September 1435. Ihr Bruder, Ludwig der Gebartete, trat in mehrfache Beziehung mit Anjou und Bourbon. Seine am 27. Juni 1399 erfolgte Verlobung mit Johanna, der Tochter König Karls III. des Kleinen, Königs von Neapel, führte allerdings nicht zu der gehofften Heirat, dagegen folgte Ludwig der Einladung seiner königlichen Schwester nach Frankreich, freite und ehelichte dort im Jahre 1402 Anna, Tochter Johanns I. von Bourbon, Grafen de la Marche, von Vendome, welche in erster Ehe vermählt war mit Johann II. von Berry, Grafen zu Montpensier; nach vier Jahren Witwer geworden, vermählte er sich neuerdings im Oktober 1413 mit Katharina, Tochter Peters II. von Alençon, Witwe Peters von Evreux, Grafen von Mortagne.

Nicht unerwähnt bleibe die Verlobung Ruprecht Pipans, Sohn Kaiser Ruprechts Klem mit Katharina, Tochter König Karls V. von Frankreich. Die Verlobung erfolgte am 20. Februar 1379; der Bräutigam war damals just vier Jahre alt. Die Heirat unterblieb.

Eine merkwürdige Erscheinung der Geschichte, eine hervorragende Frauengestalt, erscheint nunmehr in unserer Aufzählung: Jakobäa von Holland, Tochter Wilhelms II. von Straubing-Holland und dessen Gemahlin, des burgundischen Herzogs Tochter Margarethe. Jakobäa, geboren am 25. Juli 1401, vermählte sich am 6. August 1415 im Haag nach der in Compiegne am 30. Juni 1406 vorausgegangenen Verlobung mit Johann, Herzog von Touraine, Grafen von Ponthieu, dem Sohne König Karls VI. von Frankreich. Der Prinz, der bei seiner Verlobung acht, bei der Vermählung 17 Jahre alt war, starb am 4. April 1417. Schon im August desselben Jahres verlobte sich die junge Witwe mit Herzog Johann von Brabant.

Nicht zu den unmittelbaren Verbindungen der beiden Häuser rechnen wir die Vermählung Ludwigs IV., des Gütigen, von Kurpfalz mit Margaretha, Tochter Herzog Amadeus' VIII., des Friedfertigen, von Savoyen und Witwe des Titularkönigs Ludwig III. von Neapel aus dem Hause Anjou.

Abermals sollte eine Wittelsbacherin erlesen sein, Frankreichs Thron zu besteigen, Barbara, die Tochter Albrechts

des Frommen von Bayern-München und dessen Gemahlin, Herzogin Anna von Braunschweig-Grubenhagen. König Ludwig XI. von Frankreich warb um ihre Hand. Die Prinzessin war bereits als sechsjähriges Kind den Klarissinnen am Anger in München zur Erziehung anvertraut worden; ihr Sinn war der Welt entfremdet; ihre Demut verschmähte die irdische Königskrone und köstlicher dünkte ihr das härene Gewand und der Bußgürtel der hl. Clara. Sie trat 1470 in den Orden und starb im Geruche der Heiligkeit 1472.

Zwei Jahrhunderte ruhen die Beziehungen, merkwürdigerweise ist es eine Enkelin des flüchtigen Königs von Böhmen, des protestantischen Friedrich V. von Kurpfalz, welche die Reihe wieder eröffnet. Zwei seiner Kinder, die geistreiche Luise Maria, die „Holländerin", gestorben als Äbtissin der Cisterzienserinnen von Maubuisson, und Pfalzgraf Eduard, hatten am französischen Hofe freundlich gastliche Aufnahme gefunden und die katholische Religion angenommen. Pfalzgraf Eduard vermählte sich noch vor seinem Glaubenswechsel heimlich in der Nacht des 4. Mai 1645, mit Anna, Tochter Karls I. von Gonzaga, Herzogs von Nevers, Rethel und Mayenne, Schwester der Königin von Polen. Die ihrem Bunde entsprossene zweite Tochter Anna Henriette wurde am 10. Dezember 1663 mit Herzog Heinrich III. Julius von Bourbon-Enghien, dem Sohne des großen Condé, getraut. Anna schenkte ihrem Gatten vier Söhne und sechs Töchter und starb im Alter von 57 Jahren am 23. Februar 1723 zu Paris.

Unter Kurfürst Ferdinand Maria sehen wir abermals die Boten des französischen Königs werbend bei Hofe erscheinen. Maria Anna Christina, die Tochter des Kurfürsten und seiner Gemahlin Adelaide von Savoyen, war zur Braut des Dauphins Ludwig auserkoren. Die feierliche Verlobung fand am 30. Dezember 1679 statt, die Vermählung durch Prokuration erfolgte zu München am 28. Januar 1680, die persönliche Vermählung zu Chalons am 7. März 1680. Entgegen aller Mutmaßlichkeitsberechnung gelangte der Dauphin nicht auf den Thron, denn Ludwig XIV. regierte 72 Jahre, und vier Jahre vor seinem Vater, am 4. April 1711, starb der hochbegabte geistreiche Kronprinz. Mit der Dauphine Maria Anna lebte eine zweite Wittelsbacherin am Hofe des „Sonnenkönigs", Elisabetha Charlotte, Herzogin von Orleans, zweite Gemahlin Herzog Philipps I. von Orleans und Valois, Bruders König Ludwigs XIV., Mutter des späteren Regenten, Stammmutter des jetzt blühenden Zweiges der Orleans.

Elisabeth Charlotte, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, wurde geboren zu Heidelberg am 27. Mai 1652 als Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig und dessen Gemahlin Charlotte von Hessen-Kassel. Mit der Werbung des Herzogs war für die Braut die Pflicht des Religionswechsels verbunden, sie trat am 15. November 1671 zu Metz zum Katholizismus über, ebendaselbst erfolgte am 16. November die Vermählung durch Prokuration, während die persönliche Vermählung wie bei der Dauphine in Chalons stattfand. Elisabeth Charlotte starb am 8. Dezember 1722 nach 21jähriger Witwenschaft. Die Revolution erbrach die Königsgruft in St. Denis, in der sie beigesetzt war, und vernichtete die sterblichen Überreste; das gleiche Schicksal teilten die Leichen Maria Annas und ihres Gemahls, die in Val de Grace beigesetzt waren. Mit diesem düsteren Bilde schließt das letzte Jahrhundert.

178 Jahre währte es, bis Wittelsbach und Bourbon sich wieder am Traualtare fanden. Am 25. August 1858 vermählte sich zu Madrid Prinz Adalbert von Bayern mit der Infantin Prinzessin Amalia Felize Pilar. War durch diese Vermählung die Verbindung mit der spanischen Hauptlinie hergestellt, so erfolgte die Vereinigung mit der königlichen Linie beider Sizilien schon im nächsten Jahre, indem König Franz II. von Neapel sich mit Prinzessin Maria, Tochter des Herzogs Max in Bayern vermählte, während sein Bruder, Prinz Ludwig, Graf von Trani, am 5. Juni 1861 mit deren Schwester, Prinzessin Mathilde, getraut wurde. Durch die Heirat des Prinzen Ferdinand von Orleans, Herzogs von Alençon, mit Prinzessin Sophia Charlotte, Herzogin in Bayern, 24. September 1868, wurden die Bande mit der französischen Linie neugeknüpft. Das letzte Jahrzehnt vereinte abermals Wittelsbach und Bourbon durch die Heirat des Prinzen Ludwig Ferdinand mit der spanischen Infantin Maria de la Paz. — In der nunmehr erfolgten Vermählung vereinigten sich alle Erinnerungen aller Linien, der Bräutigam gehört durch die väterliche Abstammung dem wittelsbachischen Hause, durch die Mutter der spanischen Linie der Bourbons an, die Braut ist eine Tochter der französischen jüngeren Linie des Hauses Bourbon, durch die Mutter ein Zweig Wittelsbachischen Stammes.

Möge die Fülle göttlichen Segens walten über dem erlauchten jungen Paare.

Kleine Mitteilungen.

Züge bayerischer Tapferkeit. „Vergessen" ist ein böses, von Undank zeugendes Wort, und man sollte sich ängstlich davor hüten, diesen Vorwurf auf sich zu bürden. Aber wie leicht und wie viel wird hierin gefehlt, ohne daß uns, die Lebenden, arge Schuld trifft. Die Gegenwart nimmt alle Sinne, das ganze Denken gefangen, die Ereignisse verblassen mit jeder Woche mehr, die sich an die Vergangenheit anschließt; nur die großen, gewaltigen Momente ragen empor, dem Gedächtnisse kennbar. Die Thaten des einzelnen zerfließen im Dunkel der Vergessenheit. Es ist nicht gut, denn wie wir in der Kunst und in der Litteratur die Werke einzelner sorglich behüten und pflegen, uns durch ihr Studium bilden und berühren, so dient auch die Erzählung der einzelnen hohen Thaten unserer Väter, wenn sie sich auch im engeren Kreise vollzogen, zur Anspornung, ihrem Beispiele nachzufolgen. Insbesondere ist es die Kriegsgeschichte unserer tapferen Armee, welche eine unerschöpfliche Fundgrube bietet. Die Wiedererzählung des einst Geschehenen ist keine Ehrung, die nur der Vergangenheit allein gebracht wäre. Keineswegs; die Gegenwart hat ihren Teil daran: die Familie, welcher der Brave entstammt, die Stadt, das Dorf, welches ihn seinen Bürger nannte, der Truppenteil, in dessen Reihen er kämpfte, für sie alle ist die Wiedererweckung eine freudenvolle Auszeichnung. Wir wissen, daß wir einem Wunsche unserer Leser entsprechen, wenn wir solchen Erzählungen in gedrängter Kürze Aufnahme verleihen.

In der blutigen Schlacht von Bar sur Aube, 27. Februar 1813 kämpfte mit besonderer Auszeichnung das National-Feldbataillon Augsburg unter dem Kommando des tapfern Majors C. v. Brückner. Die schmetternden Klänge der Trompeten rufen

die Tapferen zum Angriff gegen die Bataillone Oudinots, sie schreiten unerschüttert vorwärts. Eine feindliche Kugel trifft den Trompeter Joseph Samassa aus Hochstädt; er stürzt blutend zusammen, er will sich aufraffen, das zerschmetterte Bein versagt den Dienst; mühsam richtet er den Oberkörper empor, rafft seine Trompete wieder an sich und bläst zum Sturme. Da saust eine zweite Kugel daher und durchbohrt das Herz des Braven, der bis zum letzten Atemhauche seiner Pflicht getreu gewesen. Fürwahr ein unvergleichliches Seitenstück zu dem viel besungenen „Trompeter an der Katzbach“. Es wäre eine sinnige Ehrung, wenn etwa der Veteranenverein Höchstädt den Namen seines tapferen Landsmanns und Kameraden immer beim Frühjahrsappell zum Anruf bringen würde.

Der Sträflinge pflegte man sich in früheren Zeiten in deutschen Landen auch dadurch zu entledigen, daß man sie an italienische Fürsten und Staaten als Galeerensklaven vergab. So melden Müllners Nürnbergsche Annalen: „1571 den 2. August hat Herzog Albrecht in Bayern an den Rat zu Nürnberg geschrieben, wasmassen er dem Ambrosio Spinola von Genua etliche missethätige Personen aus seinem Lande verabfolgen lassen und auf die Galeeren verurteilt. Weil aber mit wenig Personen sich die Kosten nicht austrügen, habe gedachter Spinola gebeten, bei dem Rate zu Nürnberg und anderer benachbarter Städte beförderlich zu sein, damit ihm mehr dergleichen missethätige Personen abzuführen vergönnt würde. Weil nun der Rat von Nürnberg dies für ein bequemes Mittel hielt, dadurch vieler heilloser leichtfertiger Leute los zu werden, und bald darauf des Spinola Gesandter, Peter Panzer, nach Nürnberg gekommen, hat der Rat mit ihm abgehandelt, daß er ihm etliche Malefizpersonen, welche den Tod oder sonst eine Leibesstrafe verdient, als Galeerensklaven verabfolgen lassen wolle. Er sollte dieselben auf seine Kosten abholen und von den Tagen, da sie verurteilt bis sie abgeholt würden, von jedem täglich 3 kr. für Atzung zahlen; doch solle keiner unter drei Jahre lang gestraft werden. Der Rat solle jedem eine Urkunde geben, warum und wie lange er gestraft sei. Wann seine Zeit vorüber sei, solle man ihn ferner nicht aufhalten, sondern mit Paßport abfertigen. Wenn man nach Ausgang ihrer Zeit nicht bald zu Land käme, solle man ihnen Besoldung geben wie den anderen Ruderknechten. Man solle auch keinen anderwärts verkaufen oder verschenken. Der Rat dekretierte, wann solche missethätige Personen, die man mit dieser Strafe belegen wolle, zu Verhaft kämen, daß man ihrethalben jedesmal Rat beim Rechten halten und sie mit Urteil und Recht dazu verurteilen solle. Man verwahre sie bis zur Abholung in einem Gefängnisse und sende etliche Tage zuvor Kirchendiener zu ihnen, die sie in Gottes Wort zu unterrichten und ihnen das Abendmahl zu reichen hätten. Diesem nach sind 3. November sechs solcher Gesellen, deren einer auf fünf Jahre lang, einer auf vier, einer auf drei Jahre gestraft, abholt worden, unter welchen vier Bürgerssöhne gewesen. Man hat sie früh nach dem Garaus auf einem Wagen vor das Rathaus geführt, an Händen und Füßen in Eisen eingeschlossen. Man ließ sie hierauf in die Landstube gehen und daselbst Urfehde schwören, setzte sie nachher wieder auf den Wagen und führte sie über den Markt zu jedermanns Spektakel zum Thore hinaus. So ging fast jährlich ein Transport ab. Noch 1699 sandte man Delinquenten nach Morea und 1708 sechs nach Venedig auf die Galeeren.

Bayerische Nationaltrachten. Zu den merkwürdigsten Gruppen des Festzuges vom 12. März 1891 zählte die des Bezirksamtes Rosenheim. Die Bewohner von Oberaudorf, dem in so entzückender Lage zwischen dem Kaisergebirge und dem Brünnstein eingebetteten Gebirgsort, hatten dieselbe übernommen. Die eine Abteilung führte die Tracht vor, welche in jener Gegend bis zu Beginn der Mitte dieses Jahrhunderts üblich war, während die andere Hälfte in der nunmehr gebräuchlichen Tracht erschien. Unser Bild zeigt die erste Abteilung. Wir bedauern, daß demselben der Reiz der Farbe fehlt, und werden durch möglichst genaue Erklärung den Mangel derselben zu ergänzen suchen. Der aufmerksame Beobachter wird in der Gruppe eine kleine Verschiedenheit bemerken, und in der That, wir sehen ein Bild der Geschichte der Ortstracht seit 1½ Jahrhunderten vor uns. Die älteste Tracht ist die Figur der Mitte, Herr Wunderl, der allen Touristen bestens bekannte Besitzer des Gasthofes „zum Brünnstein“, an der Seite seiner durch ihre imposante Erscheinung im ganzen Gebirge bekannten Gattin. Der Hut ist von eigenartigem Filze mit breitem schwarzen Bande, welches durch eine köstlich gearbeitete, mit reicher Ornamentik verzierte Schnalle befestigt ist. Der innere Rand des Hutes ist wie ein Frauenhut ausgeputzt; breite Goldborten, welche zweimal über den Rand herausragen, wechseln mit rotem geblümten Seidenfutter, die Quästchen, in welche das Band ausläuft, sind in Gold gefaßt. Der lange Rock ist schwarzbraun, die Müller trugen blau, die Weste ist von rotem Tuche, einreihig geknöpft, beide mit Stehkragen. Der breite, mächtige Ledergurt um die Mitte zeigt eine übervolle Stickerei in grün und weiß, das lederne Beinkleid ist an den Seiten zierlich mit Bändchen und Schleifen genestelt, die Strümpfe sind Zwickelstrümpfe mit originellem Muster, selbst die Schuhe zeigen Eigenart, indem sie auf dem Riste seitwärts geschnürt, im Innern grob genäht und außerdem mit ungeheuer breiten Nägeln beschlagen sind. Die Fugen und Nähte sind mit Pech ausgegossen. Der nebensitzende Nachbar repräsentiert die Tracht der 20er und 30er Jahre. Der zierliche hübsche Hut ist durch den cylinderförmigen sog. „Branntweinhut“ ersetzt, der mehr seltsam als schön wirkt. Farbe und Schnitt der Kleidung sind die des Vormannes, es fehlen die niedlichen Schleifen am Beinkleide, die Stickerei am Gürtel ist durch zahllose blitzende Stahlnieten ersetzt; die mächtige Tabakspfeife ist zierlich aus Holz geschnitzt; ihre Anfertigung wurde früher in der Gegend als Hausindustrie betrieben, wird aber nur mehr von wenigen geübt. Der „Branntweinhut“ wurde durch den viel hübscheren „Bramhut“ ersetzt, die Innenseite desselben ist gerippt, das Band durch eine Schnur mit zwei großen, an der Seite neckisch herabhängenden Goldtroddeln ersetzt. Die Schleifen an den Beinkleidern sind verschwunden, die Weste ist mit doppelter Reihe von Zwanzigern besetzt, der steife Stehkragen hat dem bequemen liegenden Kragen Platz gemacht. Das Halstuch wird durch einen hübschen Ring im Knoten festgehalten. Ein mächtiges rotes Regendach, unter welches sich Familien flüchten können, ist Gemeingut von Männern wie Frauen. Wir wenden uns zur Tracht der letzteren. Die beiden Frauenfiguren der Mitte tragen eine ältere Form des Bandhutes, der Hut selbst ist etwas höher, das breite Band ist oben an der Hinterseite des Hutes in eine sehr kunstvoll gelegte Masche geordnet, welche in zwei breiten Gold- oder Silberborten ausläuft und auf den Rand herabfallt. Auch die hübschen Goldtroddeln des oben beschriebenen Bramhutes nicken von der Seite herab. Die innere Fläche der breiten Krempe ist mit Goldstickerei und Seide geziert. Bei der jetzigen Tracht sind die breiten Bortenbänder verschwunden und nur die Goldtroddeln geblieben, der Hut selbst ist bedeutend niedriger geworden, dagegen ist die innere Krempe sehr sorgsam und geschmackvoll behandelt. Das Haar ist in Zöpfen getragen, in welche grüne Bänder geflochten werden. Sie sind zusammengestellt und werden durch eine pfeilartige goldene oder silberne Nadel zusammengehalten. Das miederartige Jäckchen ist, insbesondere in der älteren Form, weit ausgeschnitten. Die faltigen weiten Oberärmel enden bei dieser am Ellbogen; der Unterärmel ist vom Oberärmel getrennt und zeigt dasselbe bunte, schillernde, goldgestickte Muster wie der „Bürsteck“, ein ganz eigentümliches Requisit ländlicher Tracht, welcher mit dem an den beiden Seiten elegant hereingesteckten großkarrierten oder geblumten Seidentuche die Oberbrust bedeckt. Während die neuere Zeit als

Halsschmuck silberne Ketten mit breiter Schließe wählt, wurden früher die Florschnallen getragen, Halsbänder aus schwarzen Schnüren, vorn durch zwei Schließen von Gold oder Silber zusammengehalten. Im Mieder steckte früher der große beinerne Löffel, sowie das silberbeschlagene Besteck, Messer und Gabel. Schürze und Rock waren von schwerer Seide; der Rock zeigte in der älteren Zeit in der rückwärtigen Hälfte die Form des „Dachauerrockes“ mit seinen zahllosen Falten. Die Freude am Schmuck äußert sich durch das Tragen zahlreicher schwerer Ringe, bei den Männern fehlt niemals der sog. „Antoniusring“ sowie ein kräftiger Schlagring. — Die Gruppe ist die Nachbildung einer Aufnahme des rühmlichst bekannten Ateliers des Herrn k. b. Hofphotographen Franz Werner, München, Schwanthalerstraße 1.



Ältere Nationaltracht aus Oberaudorf.

Vom Büchertische.

Geschichte des Spitals, der Kirche und der Pfarrei zum heiligen Geiste in München von Adalbert Huhn, Stadtpfarrer zum heiligen Geiste in München. Verlag der Lentnerschen Buchhandlung (E. Stahl jun.) I. Abt. (1204 bis 1790) mit zwei Illustrationen und vier Situationsplänen. Welch reiche Belehrung bietet dieses Buch dem Leser und verpflichtet ihn zu Dank für den Verfasser. Schon der erste Abschnitt ist ein großartiges und merkwürdiges Bild aus der Kirchengeschichte. Er schildert uns die Entstehung der Spitäler der Brüder vom heiligen Geiste, gibt die Geschichte dieses nunmehr erloschenen Ordens mit besonderer Berücksichtigung seiner in Deutschland und vorzugsweise in Bayern gelegenen Häuser. Der zweite und dritte Abschnitt tritt in die Spezialgeschichte des Münchner Spitals ein. Der hochwürdige Herr Verfasser bemerkt entschuldigend in der Vorrede, es möchten die Fachmänner einem Neulinge, dessen Berufsarbeiten für solche Studien recht wenig Zeit übrig lassen, es nicht verargen, daß er einige Bausteine zum großen Dombau der Geschichte beitragen will. Das Buch selbst verrät den Neuling nicht, im Gegenteil mit Meisterschaft ist das mit Bienenfleiß zusammengetragene Material verwertet, das Werk ist eine sehr schätzbare Vermehrung unserer geschichtlichen Litteratur. Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, es würde nur den Fachmann erfreuen, o nein, die reiche Mannigfachheit, insbesondere kulturhistorischer Momente wird auch den Laien fesseln, um so mehr als der blühende Stil und die elegante Schreibart des Buches seine Lesung geradezu reizvoll machen. Möge ihm allerseits die wohlverdiente Würdigung zu teil werden!

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde.

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nr. 33. 2. Jahrgang 1891.

Des Löwen Handstreich.

Historische Erzählung von Hugo Arnold.

Fortsetzung.

An einem andern Platze war man bereits fertig. Da stellten sie hohe, aus starken Pfählen gefügte Böcke in eine lange Reihe hintereinander. Bei jedem Bocke ruhte auf zwei paar auseinander gespreizten Füßen ein Holm (Tragschwelle), Riegel verbanden jedes Fußpaar unter sich und Streben stützten den Holm auf die Füße; so standen sie fest gegen jeden Anprall und vermochten schwere Lasten zu tragen. Die Holme waren so breit, daß drei Reiter bequem neben einander sich davorstellen konnten, und so hoch, daß eines stehenden Mannes ausgestreckter Arm sie vom Boden aus nicht erreichte. Gar wohlgefällig schmunzelten die braunen Gesellen über ihr Werk.

Seitwärts schürten sie ein prasselndes Feuer, daß die Flammen hochauf züngelten zum Blätterdach.

Von einem hochgestelzten Dreifuß baumelte an starker Kette ein Kessel nieder, in dessen weitem Bauche ein dicker, weißlicher Brei brodelte und zischte, wenn ein kräftiger Arm mit einer Eisenstange hineinfuhr. Um das Feuer herum hockte ein Dutzend schwarzer Gestalten mit schmierigen Schurzfellen auf schweren derben Eisenklötzen, deren Inneres eine tiefgehöhlte Mulde zeigte. Jetzt schien die kochende Masse gar, einer der Gesellen ergriff einen großen eisernen Löffel, die anderen schleppten die Klötze heran und der erstere goß das geschmolzene Blei in die Höhlung hinein.

Da humpelte Herr Dietrich heran und lugte unter seinen buschigen Brauen hervor, nicht gerade unzufrieden, wie es schien, mit dem Werke, das er vor sich und um sich sah.

Einen der gefüllten Klötze ließ er lupfen, und da drei stämmige Mannen dies kaum vermochten, schmunzelte er grinsend und sprach:

„Na, die Rammen, die Rammen! Dürft' ich sie nur auf des Freisingers Kopf herniederfallen lassen!"

Schwerfällig stampfte er dann zu den Zimmerleuten hinüber, die sich den perlenden Schweiß von der Stirn wischten.

„Macht es euch heiß, Leute? Nur fortgeschafft! Wir müssen heute noch fertig werden! Und nächstens soll es unserm Herrn Nachbar zu Freising warm, potz Ulrich! heiß soll's ihm werden auf der Burg zu Weihenstephan!"

Dann nahm er den derben Stock, auf den er sich gestützt hatte, schwang ihn im Kreise durch die Luft, daß er trotz seiner Schwere pfiff, besah die auf ihm eingekerbten Maße, prüfte damit die behauenen Balken und Rundstämme und begann dann zu zählen.

„Es stimmt alles, nickte er selbstzufrieden, heute noch ist alles fertig und wir haben mehr, als wir brauchen an Jochpfählen, Streckbalken, Schwellen und Bohlen. Die Körbe und die Böcke sind insgesamt vollendet! Was am nötigsten, ist zu Handen gestellt! Der Herzog wird zufrieden sein! Nur die Rammklötze, die Rammklötze! Die machen mir noch Sorgen! Und der Teufel soll den Obotritenkerl holen, dessen Lanzenstoß mein Bein gebrochen, so daß ich zimmern muß, wenn die anderen lustig reiten und fröhlich schlagen!"

Während er derart in seinen grauen struppigen Bart hineinschalt, kam ein Knecht gesprungen und rief:

„Vogt, sputet Euch, der ehrwürdige Vater rumort in der Hütte, in die Ihr ihn sperren hießet, und flucht des Himmels Zorn auf Euch herab, so Ihr ihn nicht freigebt! Uns bangt schier vor dem frommen Vater!"

„Du dummer Schalk!“ fuhr Herr Dietrich los, „was schert denn Dich der Mann!“

Aber, er hinkte doch eilfertig durch den Obstanger hinüber zu einer niederen Hütte, vor deren Thür ein spießbewehrter Knecht wachte. Er vernahm keinen Lärm.

Kaum nahte sich jedoch der Vogt dem Häuslein, da schob sich ein verbittertes Antlitz vor die Lucke und eine zornige Stimme rief:

„Vogt! Wollt Ihr mir die Freiheit noch nicht zurück geben? Ich künde Euch der heiligen Kirche Fluch und Bann, dieweil Ihr Euch am Geweihten des Herrn vergreift!“

Ruhiger, als zu erwarten war, erwiderte pustend Herr Dietrich:

„Gemach, mein Vater! Ich hab' es Euch schon gesagt, als ich Euch morgens hierher schaffen ließ! Wäret Ihr erst ein paar Tage später aus Tegernsee auf Eurem Grautier herabgeritten! Jetzt müßt Ihr Euch in Güte gedulden und ins Unvermeidliche fügen! Erinnert Euch, daß ich mit Euch noch eine alte Rechnung auszugleichen habe, und jetzt habt Ihr zu viel gesehen und könntet plaudern! Also, habt Geduld und morgen, morgen seid Ihr der Freiheit wiedergegeben, lösen sich Schloß und Riegel.

„Frevler! Ausbund von Gewalt!“ scholl es entgegen.

„O, frommer Vater! mich reizest Du nicht! Ich könnte Dich übel strafen, so Du das Schelten nicht lassest! Doch ich verspreche Dir ein saftiges Stück Schweinebraten und einen Schluck Wein, wie ihn St. Quirin nicht besser schlürfte, heute abend noch, sobald die Sterne unser gutes Tagewerk beleuchten; allein die Freiheit sollst Du erst morgen schauen!“

„Gottloser Spötter! Denkst Du nicht an Dein Seelenheil? Erbärmlicher Wicht!“ zeterte der erboste Mönch.

Allein Herr Dietrich hörte nichts mehr davon. Er hatte sich um die Ecke gewendet, seinen Leuten zu. Die hatten ihn gerufen und deuteten hinaus auf das weite Blachfeld.

Über dasselbe heran, aus dem Walde heraus, sprengte in raschem Galopp ein Trupp Eisenreiter, daß der Staub aus den Äckern sich zu langen Wolken ballte; hell glitzerten die Sonnenstrahlen auf den Rüstungen und Helmen, und flammend blinkten die Spitzen der Speere; die Fähnlein, die Decken der Rosse und die Gewänder flatterten im scharfen Windzuge. Drei Reisige eilten als Vorhut voraus, und die übrige Schar folgte einem Führer auf mächtig ausgreifendem schwarzen Hengste.

„Der Herzog!“ rief Herr Dietrich und lief humpelnd, so rasch es ging, an die Gartenhecke vor; „der Herzog!“ jubelten die Zimmerer und Schmiede, schwangen ihre Werkzeuge, brachen die Arbeit ab und liefen dem Gebieter entgegen.

Der Herzog und hinter ihm das Gefolge parierten die schnaubenden, am Bug und an den Flanken schaumbedeckten Rosse. Prächtig traten die breit gewölbte Brust und die kräftigen Muskeln unter Kettenpanzer und Waffenrock in ihren Formen hervor, er bot das Urbild männlicher Stärke, obwohl die ebenmäßige Gestalt nur von mittlerer Größe und schier zu leicht für den schweren Rappen erschien; unter dem Helme quollen lange schwarze Locken hervor und umrahmten das bleiche, bartlose, großgeschnittene Antlitz, in dem schwarze weitgeöffnete Augen funkelten. Die Züge trugen das Gepräge von Selbstbewußtsein und Kraft, und die Augen blickten scharf und streng, bald die nahe Umgebung mit durchbohrendem Blicke musternd, bald sinnend in die Ferne schauend. Eherne Ruhe umfloß ihn und wie von Erz gegossen saß er unbeweglich im Sattel, das unruhige Roß durch den Druck der Schenkel meisternd und beherrschend; er glich in der That dem königlichen Löwen, dessen Bildnis sein Schild und sein Wappenrock zeigten.

Stramm sich aufrichtend und die Hacken zusammenschließend, die Lederkappe lüftend, trat Herr Dietrich an den Herzog zum Berichte heran, dieser bot ihm die Rechte und sprach:

„Gott zum Gruß! mein Getreuer! Ich sehe, daß mein Befehl vollzogen ist!“

„Ja, Herr Herzog,“ erwiderte Dietrich, „wenn Euch die Musterung beliebt, die ganzen Brücken sind schier fertig, wie Ihr mir aufgetragen; doch, mit Verlaub zu sagen, nur auf dem Lande stehen sie vollendet, allein wir können sie noch heute Nacht in das Wasser bringen, wenn Ihr es heischt! Bloß die Zugrammen, deren wir für die feste Brücke bedürfen, diese sind noch meine Sorge!“

„Ich lobe Dich d'rum, Dietrich, und Deine Leute,“ begann der Herzog wieder, „heute noch muß die Notbrücke durch die Isar gehen! Die Standbrücke hat Weile, bei ihr mag Dir der Augsburger Meister Peter helfen, den ich zu Deinem Beistand mitgebracht habe, und der noch zurück beim großen Haufen ist. Und nun laß mich Dein Werk beschauen!“

Herr Dietrich schritt voran zum Zimmerplatz und führte den Herzog, der das scheuend aufsteigende Roß an den Feuern vorüberzwang.

„Hoch lebe der Herzog Heinrich!“ scholl es ihm von den arbeitenden Knechten entgegen.

„Kaufinger! ein Faß Wein spende ich heute, daß ihr Mannen euch die Gurgel spült und den Magen wärmt, wenn es euch im kalten Wasser fröstelt!“

„Hoch lebe der Herzog Heinrich!“ riefen begeistert die Gesellen.

„So, Leute, nun ist es genug! Ihr habt noch strenges Schaffen vor euch!“ winkte der Herzog ab.

„Fünfzig Körbe und dreißig Böcke!“ murmelte Herr Dietrich, „ein Fünftel mehr, als wir gebrauchen; die Streckbalken und die Bohlen, die Seile und die Eisenklammern, das ganze Zeug bis zum letzten Nagel liegt bereit! Auf Euren Wink kann der Brückenschlag beginnen!“

Da schalt eine heisere Stimme:

„Vogt, willst Du noch nicht hören?“

Und grinsend fuhr Herr Dietrich fort:

„Ein Mönchlein ist's, Herr Herzog! Der Vater Udalschalk von Tegernsee, mein alter Freund! Auf seinem Esel kam er heute hergeritten, um bei uns Kundschaft zu holen, was wir treiben! Es ist derselbe, der im Sommer schon einmal mir ärgerlichen Zwist begann, da er behauptete, Munichen sei Tegernseeer Eigentum und seinem Kloster frevelhaft abgestohlen! Nun hab' ich ihn vorsorglich eingehäuselt dort in der Hütte, da mag er warm sitzen und Psalmen singen zum Chor und zur Matutin! Sonst that ich ihm nichts zu leide!“

„Morgen, nach unserer Abrechnung mit dem Bischofe,“ gab der Herzog zur Antwort, „magst Du ihn fürbaß ziehen lassen sonder Schaden! Noch 200 im Brückenbau geübte Leute führt Dir binnen kurzem Ulrich der Pfettener zu, sie stehen Dir zur Verfügung, Du kannst sie wohl gebrauchen!“

Herr Dietrich nickte beistimmend.

Der Herzog fuhr fort:

„Du wirst, wie ich Dir schon geheißen, die Brücke bis heute Abend gut fahrbar herstellen, bis morgen will ich sie passieren. Ich rücke auf beiden Ufern mit dem Morgengrauen gegen Föhring vor. Während Sigibot von Peiting den einen Haufen führt, der bei Forstenried heute Nacht lagert und über Schwabing morgen vorgeht, ist meine Hauptschar heute bis Keferloh gezogen und greift von da aus an. Nun zeige mir die Stelle, welche Du für die Brücken erwählt hast!"

Herr Dietrich schritt voran, der Herzog folgte und sein Gefolge schloß sich waffenklirrend an.

An der Wißkapelle machten sie Halt. Von da aus schweifte der Blick über die breite Niederung, die sich bis zu dem jenseitigen steil und hoch wie eine Mauer aufsteigenden Ufer erstreckte. Zwei Flußarme schlängelten sich wie zwei blitzende Silberbänder durch sie hin und umschlossen eine langgestreckte dichtbelaubte Insel, die weite Thalsohle füllten große Bänke von Kiesgeröll und grüne buschige Auen, dazwischen zogen schmale funkelnde Wasseradern oder blinkte der Spiegel von stillen Altwassern und dunklen Tümpeln. Aber hoch auf dem Gasteig lugten unter den Kronen der Gartenbäume einige Schindeldächer hervor, überragt vom Glockenstuhl eines kleinen Gotteshauses; das war das Dorf Haidhusen. Von ihm herab führte ein tiefeingeschnittener Hohlweg zur Isar nieder, deren eilige Wellen die klappernden Räder einer Mühle trieben. Der Bach, welcher den Hang zu Füßen der Wißkapelle bespülte, zeigte sich ebenfalls als ein Arm des Flusses und über ihn war eine neue starke Brücke gespannt; jenseits, hart an ihr stand eine niedere Kapelle, der heiligen Katharina geweiht, und daneben die Zelle eines Einsiedlers, an der ein hohes hölzernes Kruzifix sich erhob. Von der Brücke weg lief ein schmaler Pfad, der im Buschwerk des Weidengestrüppes verschwand.

Herr Dietrich hob den Arm und deutete:

„Den Steg über den Angerbach hier unten habe ich zur Brücke bereits umgewandelt, Herr Herzog! Der Weg von da, der sich in den Auen zu verlieren scheint, ist fahrbar gemacht und leitet bis zum Ufer an die Furth, die durch den einen Isararm auf den Wörth hinüberführt und sich drüben durch den andern Arm bis zum Aufstieg an der Greppe fortsetzt. Da haben sie von alters her den Weg von Haidhusen nach Sendling und nach Schwabing gesucht und das Vieh zur Weide auf den Wörth getrieben; bei niederem Wasser, wie es in diesen Tagen wieder rinnt, während der Schneeschmelze oder nach einem Regenguß wagt freilich niemand zu passieren. Wir haben den Grund genau erforscht, er ist fest und wir haben keine Schwierigkeit; wie Du befohlen hast, steht durch die Furt die Notbrücke noch heute und mag bis zum Hochwasser im Frühjahr genügen. Die feste Brücke aber können wir in zwei Wochen schlagen, wenn nur erst die Rammen fertig werden. Dann mag der Bischof Otto sie mit seinem Segen weihen!"

„Gut ist es," sprach der Herzog. „Ich weiß, daß Du der Mann bist, auf den sein Herr sich immer verlassen kann. Nun bleibe hier und rüste Deine Brücke; mir rufe einige Leute, die mich durch die Furt geleiten!"

„Berthold, Heinrich, Kunz!" schrie diensteifrig Herr Dietrich, „führt unsern gnädigen Herrn sicher durch die Furt! Das Wasser, Herr Herzog, reicht den Gäulen nur bis zum Knie, bloß auf eine kurze Strecke wird es Euch den Sattel netzen!"

„Gott befohlen! Vorwärts!" verabschiedete sich der Fürst.

„Hoch lebe unser gnädiger Herzog Heinrich!" brauste es aus den Kehlen der Mannen.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Brücke dröhnte unter dem Hufschlag. Die buschige Au nahm die Reiterschar auf. Eine seichte Wasserrinne kreuzte den Pfad, dann kamen sie rasch an das Ufer, das ein breiter Streifen lettigen Grundes säumte. Die Pferde schnaubten und schoben sich, vom Schenkeldruck der Reiter gezwängt, tastend an die plätschernden Wellen heran.

Schon hatten die drei führenden Mannen die Hosen emporgekrempelt, und standen im Wasser und suchten mit langen Stangen vor sich her auf dem Boden, ob die täglich wechselnde Laune des Stromzuges nicht über Nacht eine neue Untiefe in die Sohle des Flußbettes gerissen. Keinen Schaden erwies die Furt, nirgends strömten die Fluten in solcher Tiefe, daß die Pferde den Boden verloren hätten, wohl aber gurgelten sie und schäumten mit lautem Klatschen um deren Beine.

(Fortsetzung folgt.)

Ammerland.

Von Hugo Arnold

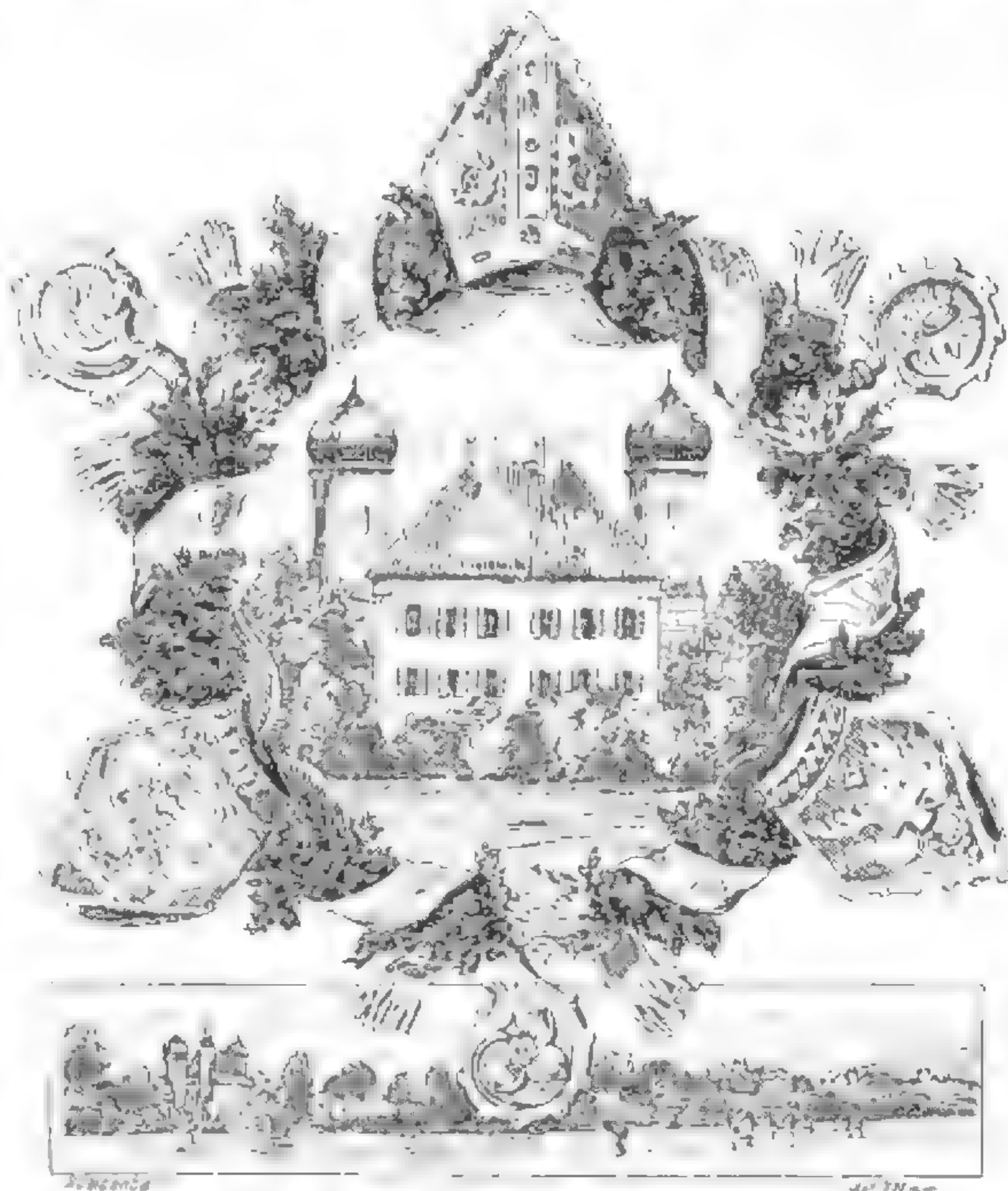
Wie eine Schnur blinkender Perlen reihen sich schmucke Dörfer, stattliche Schlösser und elegante Landsitze um die lieblichen Ufer des meistgepriesenen unter den Voralpenseen Oberbayerns, des Würm- oder Starnbergersees; nicht als letzte darunter glänzt, charakteristisch wie ein Wahrzeichen, von seinem östlichen Ufer über die breitspiegelnde Wasserfläche hinweg das Schloß zu Ammerland mit den Zwiebelkuppeln seiner Doppeltürme. Dicht am Ufersaume stehend, bietet es dem Ansturme von Wind und Wellen frei die Stirn, genießt aber auch den Vorzug einer freien weitumfassenden Rundschau über die ganze Fläche des Sees und auf die Berge, weshalb Westenrieder diese Aussicht für die schönste am ganzen See erklärt: reizend gestaltet sich insbesondere der Ausblick auf die pittoresk gestalteten Algäuer Berge im fernen Westen und auf den hohen Peissenberg, der sich mit breitem Rücken über die Höhen des westlichen Ufers in den Mittelgrund des landschaftlichen Panoramas malerisch vorschiebt.

Ammerland heißt der traute anheimelnde Ort mit einem uns in uralte Zeit zurückführenden Namen: denn das althochdeutsche Wort amar ist die Bezeichnung des Fesens, Dinkels, oder Speltes (triticum spelta), einer Getreideart, welche ursprünglich in Deutschland nicht heimisch war, vielmehr erst von den Römern zu uns über die Alpen gebracht wurde und seitdem auch fast nur im Bereiche des einst unter römischer Herrschaft gestandenen Gebietes gebaut wird; das sonnige Gelände war also vorzugsweise mit der Frucht des Fesens bestanden, nach

der gleichfalls die Namen der Burg Amerang bei Wasserburg und der Stadt Dinkelsbühl geschöpft sind

Ländlich bescheiden, wie der Name klingt, ist auch die Geschichte des Ortes. Zu Apians Zeiten (1586) besaß hier ein berühmter Münchener Arzt, Dr. Alexander Carthenser, ein Landgut; 1596 wurde der Ort zur geschlossenen Hofmark erhoben, welche den 1653 zu Freiherren erhobenen Herren v. Lerchenfeld-Aham gehörte.

Ihre Nachfolger im Besitze waren drei Kirchenfürsten aus dem Wittelsbacher Hause: 1. Prinz Albrecht Sigmund, Bischof von Freising und Regensburg, Dompropst zu Konstanz und Propst in Altötting, geb. 1623, gest. 1685. Er war der Sohn Herzog Albrechts VI (des Leuchtenbergers) und ließ sich trotz seiner Frömmigkeit nie zum Priester weihen. Er erbaute das jetzt noch stehende Schloß und verweilte oftmals in demselben; 2. Prinz Joseph Klemens Kajetan, der Bruder und treue Bundesgenosse des Kurfürsten Max Emanuel, nach dem Tode seines obengenannten Vetters dessen Nachfolger auf den Stühlen zu Freising und Regensburg und darauf 1688 Kurfürst Erzbischof von Köln und Propst zu Berchtesgaden, ferner 1694 Bischof von Lüttich und 1714 von Hildesheim, geb. 1671, gest. 1723; 3. Prinz Theodor Johann, auch der „Kardinal von Bayern“ genannt, Max Emanuels Sohn, geb. 1703, gest. 1763; Bischof von Regensburg 1719, von Freising 1727, von Lüttich 1744, zum Kardinal ernannt 1743, Propst zu Altötting 1759.



Ammerland. Originalzeichnung von Heinrich Max.

Nach dem Tode des letzteren fiel Ammerland an das regierende Haus zurück und wurde 1770 von Kurfürst Max Joseph III. an den damaligen geheimen Konferenzminister Grafen von Paumgarten als Mannlehen vergeben.

Im Jahre 1815 wurde das Gut mit königlicher Bewilligung allodifiziert und an einen Schweizer, Mayer, verkauft, worauf es 1821 in die Hände des Herrn v. Lengrießer, eines damals vielgesuchten Advokaten, überging.

König Ludwig I. erwarb es 1841 an die Krone zurück und belehnte damit den Generallieutenant und Obersthofmeister der Königin Therese Fabrizius Grafen von Pocci, nach dessen Tode (1843) der als Künstler, Musiker und Dichter, namentlich als Jugendschriftsteller hochangesehene Oberstkämmerer Franz Graf von Pocci, sein Sohn, im Besitze nachfolgte.

Er ließ das etwas in Verfall geratene Schloß und den schönen Garten mit vielem Geschmacke wiederherstellen, weilte häufig dortselbst und empfing hier gern den Kreis geistreicher Freunde. Er starb 1876 und ruht auf dem Friedhofe des ³⁄₄ Stunden entfernten Pfarrdorfes Münsing, wo sein hübsches Denkmal die Außenseite des Kirchenchores ziert. Das Schloß ist jetzt Eigentum seines Sohnes, eines kaiserlichen Forstmeisters a. D.

Auch das wollen wir nicht vergessen, daß unter des Königs Max I. Schutz ein flüchtiger Franzose in Ammerland Asyl fand. Napoleons Oberpostdirektor Graf Lavalette war nach den 100 Tagen von den bourbonischen Gerichten als einer der eifrigsten Parteigänger des Kaisers zum Tode verurteilt, jedoch von seiner wagemutigen treuen Gattin unter größten Gefahren aus dem Kerker gerettet worden, hatte sich dann nach Belgien und darauf nach München geflüchtet, wo außerdem noch mancher andere Napoleonist Zuflucht gefunden hatte. In tiefster Verborgenheit lebte er bis 1821 in Ammerland, worauf er begnadigt wurde und nach Frankreich heimkehrte.

Von den Reizen der Landschaft angezogen, hat sich am Seeufer eine förmliche Kolonie von Villen um das Schloß gebildet; sie sind im Besitze der Frau Staatsrat v. Weber, der Herren: Dekorationsmaler Schulze, Siegle, des bekannten Stuttgarter Großindustriellen, Kommerzienrates und Reichstagsabgeordneten, ferner des Malers Professor Gabriel Max, der Herren: Privatier Rösl sen., Maler Rösl, Schlosser Kölbl, Fabrikanten Dachs und Stotz, Rechtsanwalt Flessa, Rentier Jani, prakt. Arzt Dr. Poppel und der Gräfin Moltke

Gar anmutige Pfade bieten sich dem Wanderer von Ammerland aus, die reizendsten wohl dem wellenumrauschten Gestade und den waldbestandenen Höhen entlang nordwärts nach Allmannshausen und südlich gegen Ambach hin; den Kunstfreund aber zieht es in östlicher Richtung die Höhe hinan zu dem nach echter germanischer Art einsam und inmitten seiner Feld- und Waldflur gelegenen Gehöfte Staudach (althochdeutsch studahi, d. h. Staudendickicht).

Der Weiler tritt uns schon früh in Urkunden entgegen, denn um das Jahr 1088 widmet ihn eine Edelfrau Adalheid zum Bistume Freising. Das hier befindliche schöne gotische Kirchlein ließ Graf Pocci 1861 restaurieren und beschenkte es mit hübschen Glasgemälden; auch dem reizenden Flügelaltare aus dem Ende des 15. Jahrhunderts mit interessanten Statuen ließ er die Fürsorge der Wiederherstellung zu altem Glanze angedeihen.

Die Predella zeigt auf der Vorderseite sieben, auf der Rückseite (hinter dem Altare) ebenfalls sieben Nothelfer. Als Mittelbild dienen drei Statuen aus Holz: St. Johann Baptist (weil Staudach vermutlich eine sehr alte Taufkirche) Maria Magdalena und Vitus (jetziger Hauptpatron, an dessen Feste Gottesdienst). Das Flügelbild auf der Epistelseite weist innen: St. Katharina, von den Engeln auf den Berg Sinai getragen; außen: St. Johannes Baptist den Täufer. Das Flügelbild auf der Evangelienseite stellt innen das Martyrium der Heiligen Vitus, Modestus und Kreszentia (in alter Zeit zuweilen so dargestellt) dar; außen Maria Magdalena. Hoch oben im Türmlein hängt eine beckenartige eiserne kleine Glocke urältester Form, das Nußglöcklein genannt, das wahrscheinlich schon die ersten Christen in hiesiger Gegend zur Messe lud.

Von Staudach weg lenken wir den Schritt durch den Schatten des einsamen Waldes gegen Süden und gelangen zu einer Bank, die einst ein Lieblingssitz des Grafen Pocci wegen ihrer schier unbegrenzten Fernsicht war.

Ein wenig weiter ragt auf hohem Hügel, weit hinein leuchtend ins Land und ebenso weit auch selbst gesehen, die von frommen Wallfahrern und schönheitsbegeisterten Wanderern vielbesuchte Kirche von Holzhausen, die ein Kranz mächtiger alter Linden umsäumt. Die Lage auf einem Punkte mit weitumfassender Aussicht, ihre Patrone: die Heiligen Johannes der Täufer und der Ritter Georg, machen es wahrscheinlich, daß das christliche Gotteshaus sich auf einem alten Heiligtum unserer heidnischen Vorfahren erhebt, eine Ansicht, welche eine gewisse Bestätigung durch das hohe Alter der Kirche erhält.

Denn am 14. März 819 vollzieht Bischof Hitto von Freising die Weihe des von dem Priester Imicho in Holzhusir errichteten Bethauses. Der jetzige Tempel wurde 1420 im gotischen Stile erbaut, ist aber ganz verzopft.

Im Jahre 980 wird Holzhusen unter Vergabungen zum Kloster Ebersberg genannt und im Jahre 1286 überträgt Abt Heinrich von Tegernsee dem Herrn Ulrich von Ascholding unter verschiedenen anderen Lehen auch Holzhausen.

Einem munteren Bächlein folgend, erreichen wir durch den lauschigen Wald wieder Ammerland. Eine eigene vornehme Atmosphäre umweht den alten Herrensitz; ist es Weihrauchduft des bischöflichen Hofhaltes, der Prunk der kurfürstlichen Brüder und Vettern, die mit dem Bucentauro auf Besuch hier landen, oder der feine Geisteshauch des kunstsinnigen Dichters, dessen Stempel noch unverwischbar über der Stätte seines Wohnens und Wirkens ruht?

Hochhaus und Niederhaus.

Von Friedrich Lampert

Vielleicht sind nicht vielen Lesern des „Bayerland" auch nur dem Namen nach, die lieben Burgen bekannt, die unsere Überschrift nennt.

Es ist ein eigenartig schöner Weg, der zu ihnen führt. Wir kommen von Nördlingen und stehen auf dem Plateau hinter dem Schlosse Reimlingen, dessen Einsattelung schon ein Teil des Schlachtfeldes von Anno 1634 ist, und ein weites großartiges Landschaftsbild liegt vor uns ausgebreitet: die große Ebene des Rieses mit ihren unzähligen Dörfern und Türmen, mit dem duftigen Bergwall, der das alte Seebecken wie ein Dünenkranz umsteht. Doch nicht da hinaus geht diesmal der Blick, um die Türme und Spitzen zu zählen, den Segen, der da jahraus, jahrein aus dem fruchtbarsten Boden quillt, nachzurechnen oder dem fliegenden Zuge zu folgen, der dort nach Harburg zu jagt, und in dem man nie etwas von den verborgenen Herrlichkeiten dieser Landschaft erfährt, sondern dort hinüber nach Südwest schauen wir, wo über das hügelige Ackerland herüber ein dunkler Waldzug hersieht, und an dessen äußerster Spitze fast ein alter Turm über den Hügeln herausragt, das ist Niederhaus. Wir gehen der Richtung, die er uns angibt, zu, durch das freundliche Dörfchen Schmähingen, dann über Feld und Wiese, in dieser ein klares, vergißmeinnichtbekränztes Bächlein entlang, dann stehen wir dem Walde hart gegenüber, gegenüber auch da zur Seite der alten Burg. Sie ist zuerst sehr allmählich, dann aber wie plötzlich wachsend uns näher getreten. Große Konturen hat sie angenommen. Ganz eigentümlich liegt sie da oben auf dem freistehenden, isoliert sich erhebenden Hügel, eigentlich ohne drastische Umgebung, so recht für sich allein und selber da. Tritt man an den Waldrand und hat nun die Ruine sich gerade gegenüber, so sieht man ein ganz originelles Bild. In lang hingestreckten ansehnlichen Trümmern, zu denen nirgends ein Eingang möglich erscheint, deren Mauern sich noch ganz ungebrochen hinziehen, fehlt jeder Hintergrund; scharf und grell zeichnen sie sich nur am Himmel ab, namentlich des Abends hat dieser Blick fast etwas Unheimliches, es ist etwas Geisterhaftes um diese Burg. Still und einsam liegt sie im Wiesenthal, nur auf eine Mühle schaut sie nach der und jener Seite. Wer sie gebaut hat, welches ihre Geschicke waren, wissen wir nicht, und wir werden dankbar sein, wenn uns ein Kundigerer darüber Aufschluß gibt. Nur ein Name ist uns überliefert, der an diese Burg sich knüpft; sie war Besitztum jenes Herrn von Hirnheim, des treuen Ritters und Gefährten Konradins von Hohenstaufen, der mit dem Kaisersohne und, treu bis in den Tod, für ihn auf dem Markte von Neapel geblutet hat.

Immer die Ruine im Gesicht, gehen wir in den Wald hinein, dann den Berg hinauf, und oben, wo der Waldplatz geebnet ist, schauen wir ganz und frei über jene weg. Auch da stört nichts die Einsamkeit ihrer Lage, nur ganz wenig stiehlt sich der Blick ins offene Land hinaus. Da wird's wie lebendig in den öden Mauern drüben; ein wunderbares Echo gibt uns Antwort, wenn wir hinüberrufen, wunderbar darin,

daß es nicht, wie gewöhnlich, die letzten Worte unseres Satzes nur wiederholt, sondern uns ganz höflich ausreden läßt und dann die ganze, wenn auch längere Rede herübergibt.

Eine andere Gesellschaft löst uns in diesem artigen Frag- und Antwortspiel ab, wir biegen auf der Höhe links in den Wald; die Wege sind gut gehalten, die Bäume kräftig und, je tiefer hinein, desto höher; da umstehen sie wiederum die Grundmauern einer Burg: wir sind bei Hochhaus. Wie anders hat sich dieses gelagert: dort so kahl und einsam alles ringsum, hier die Burg mitten im herrlichsten, schönsten Walde dem lustig klappernde Mühlen, frisch grüne, in den erquickenden Duft der Grummetmahd getauchte Wiesen und das klare, rasche Forellenbächlein, das diese durchschlängelt, ein köstliches An- und Übereinander bildeten, und das alles, wie ich's damals sah, in dem Farbenglanz der untergehenden Septembersonne sich spiegelte. Wie einzelne ausgeschnittene Bildchen sieht man dies oder jenes Stück des Thales durch die engen Fenster des unteren und am besten erhaltenen Gemaches, durch das man in die Burg eintritt. Man könnte streiten über diesen Raum, eine hohe, von mächtigen Pfeilern getragene Halle; ich kann



Die Kunigundenlinde im Burghof zu Nürnberg (Zu Seite 395.)

und, was noch schöner ist, da vorn hinaus mit einem Blick, der frei und reizvoll, wie nur irgend einer von Bergeshöh' und Burgenzinnen. Wir staunen auch da ob des Umfanges dieses Schlosses, wir treten in große Höfe, unterschreiten weit vorgeschobene Außentürme, finden noch wohl erhaltene Gemächer. Überhaupt hat diese Burg erst neuerdings ihre frühere Gestaltung zur Ruine werden sehen. Zu Anfang des Jahrhunderts noch bewohnt, ist sie durch Brand zerstört worden; noch schaut die ganze Vorderseite mit den großen Fenstern fest und haltbar ins Thal hinab. Und dieses Thal nun, es ist das Schönste, was man hier hat, um dieses Blickes willen muß man hierher gehen. Schon um die Rückseite der Burg schlingt sich, dicht an den sie tragenden Berg sich schmiegend, ein stilles liebliches Waldthälchen herum, aber lieblicher und friedvoller noch sieht sich's, das größere zur Linken, das Kartäuserthal hinauf, in sie nicht, wie andere meinten, für ein bloßes Kellergewölbe halten, dafür hatten mir die Pfeiler zu viel Eleganz, glichen sie mir zu sehr den von mir in den Schlössern des nordischen einstigen Deutsch-Ordensbundes gesehenen, deren Bauart auch auf dieses, ja einst auch demselben Orden angehörende Schloß eingewirkt haben konnte.

Wir verlassen auch diese Burg; in wenigen Minuten sind wir am Fuße des Berges in dem zu guter Wirtschaft eingerichteten Karlshofe am Eingang des Kartäuserthals. Der Vollmond ist aufgegangen; in seinem vollen Schimmer liegt wieder Niederhaus unter uns. Von der Nachbarburg gewahren wir nichts mehr, sie ist ganz in Waldesnacht geborgen, die beiden sind einander jetzt unsichtbar. Ob sie sich einst, als da und dort die Mauern noch ungebrochen standen, auch so fremd geblieben, als die vom Niederhaus gewappnet und stürmend

zum Hochhaus hinausdrangen, als die von drüben frank und frei als willkommene Gäste über die Brücke, die vordem über den nun aus der tiefen Kluft leer und kahl aufstarrenden Felsenpfeilern lag, zu Spiel und Gelag gezogen sind? Wie's nun war, jedenfalls ist all' das lang', lang' vorbei. Stiller und einsamer war's noch um die Ruinen, als es am Tage gewesen: so recht geisterhaft schauten sie mich noch einmal an. Ich dachte an den treuen Herrn der alten Burg, den letzten seines Namens, an den letzten Hirnheim, an Neapel, an — was war natürlicher, als daß das Echo als letzten Gruß an Niederhaus mir durch die Nacht, fast leis' und klagend, herüberrief: „Konradin!"

Im Schloßpark.

Von E. Escherich.



Im Lustschlosse Nymphenburg waren fremde Gäste anwesend, der junge Graf Joseph Zarivari, des Prinzen Miranda ehemaliger Adjutant, und Marchese Francesco Bicadelli. Am Hofe des bayerischen Kurfürsten Max Joseph waren sie beide freundlich aufgenommen worden. Der Fürst liebte es, mit fröhlicher Gesellschaft im nahe gelegenen Hirschpark auf die Parforcejagd zu reiten oder in mondklaren Nächten auf hell erleuchteten blumengeschmückten Gondeln auf den Seen und Kanälen des Parkes lachend und scherzend dahinzutreiben. Dazu waren ihm lebensfrohe Kavaliere allzeit willkommen, denn der weibliche Hofstaat der herzensguten Kurfürstin Marianne überwog an Zahl so sehr die Herren, daß die Ankunft von Fremden stets mit ungeteilter Freude begrüßt wurde. So war es auch den oben genannten jungen Männern ergangen. Beide waren sie ursprünglich nur auf der Durchreise zu flüchtigem Besuche abgestiegen, aber die herzliche Aufnahme hatte sie gefesselt; vielleicht auch waren es zwei dunkle, groß blickende Mädchenaugen, die sie hielten.

Sicher war eins, daß Graf Joseph Zarivari allemal schweigsam wurde, so oft Kurfürstin Maria Anna mit ihrem liebsten Hoffräulein, Julie v. Feneberg, erschien, während Marchese Bicadelli, in ihren Anblick vertieft, sich zu den gewagtesten Galanterien hinreißen ließ, um der Damen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Aber die großen dunklen Augen gingen immer über den Marchese hinweg, und es war wohl nur ein seltsamer Zufall, daß sie so oft und sinnend auf dem geraden, offenen Gesicht Zarivaris haften blieben.

Nun weilten die beiden Herren schon seit Monaten am Hofe.

Es war ein heißer Juninachmittag. In dem nächst Nymphenburg gelegenen Hirschgarten blies der Jägermeister das lustige Halali auf dem wunderlich enggewundenen Waldhorn; denn die Jagd war zu Ende. Da sammelten sich vor dem mit mächtigen Hirschgeweihen verzierten Jagdhause die Herren in ihren reich gestickten Jagdkleidern, an der Seite den zierlichen Galanteriedegen, auf dem wohlgepuderten Toupet der bezopften Frisur den dreieckigen federverbrämten Chapeau.

Geschäftig drängten Leibjäger und Büchsenspanner, Valets des chiens, Heiducken, Läufer und Hornisten herzu. Selbst der Moor und der Hofnarr fehlten nicht.

Der Kurfürst aber deutete gutlaunig auf die Beute, die von je zwei Piqueuren auf frischgefällten Tannenzweigen herbeigeschleppt wurde. „Dieu merci! es ist eine glückliche Jagd gewesen!" sagte er, und über sein freundlich Gesicht ging ein behaglicher Ausdruck. „Es war ein guter Nachmittag. Aber den Preis habt Ihr verdient, Zarivari," und er reichte dem Grafen die Hand vertraulich aufs Pferd hinüber, Ihr seid der Held der Jagd."

Der Graf hatte den Hut gelüftet, als der Kurfürst sich an ihn gewendet hatte, jetzt zog er ihn vollends herab und, die Reitgerte ehrerbietig senkend, erwiderte er gewandt: „Wer, wie ich, in den ungarischen Wäldern und Steppen geboren und aufgewachsen ist, muß ein Jäger werden Kurfürstliche Durchlaucht, er mag wollen oder nicht. Denn das Wild ist dortlands mehr Herr, denn der Mensch; und wer nicht Wolf und Bär in der Herde oder den Fuchs im Hühnerstall dulden will, der muß mit dem Wildgetier ringen schier auf jedem Tritt, den er durchs Hofthor macht. Da ich das siebente Jahr noch nicht ganz vollendet hatte, erlegte ich einen heimlich schleichenden Luchs; mit acht Jahren ritt ich mein eigen Leibroß, mit zehn traf ich das erste Reh aufs Blatt, mit vollendetem zwölften ging ich bereits einen Bären an — es müßt' ein Wunder sein, wenn ich jetzt mit dreißig Sommern den flüchtigen Hirsch des Wildparks nicht niederzustrecken vermöchte!"

Kurfürst Max Joseph nickte ihm herzlich zu: „Unter sothanen Verhältnissen ist's freilich kaum anders zu erwarten, und nun weiß ich auch, warum Hunde und Pferde so zutraulich auf Euch schauen."

Da drängte sich zwischen den kurfürstlichen Sprecher und den ungarischen Grafen der Hofnarr: „Ich aber meine, daß er auch ein gar trefflicher Jäger sei auf fürnehm Hochwild!"

Über des großen Grafen Stirn fuhr dunkle Röte. Er mochte wohl an die großen, dunklen Augen gedenken und seine Wimpern senkten sich, dieweil die anderen des Narren Witz belachten.

Aber auch Vicadelli hatte die Worte vernommen, und eine eifersüchtige Regung faßte sein Herz. Schier gewaltthätig gab er seinem Pferd die Sporen, daß es sich aufbäumte, und mit grollendem Tone drohte er zu Zarivari hinüber: „Es gibt auch noch andere Jäger, und nicht jeder Schuß trifft!“

Zarivari wollte entgegnen, aber auf die Schwelle des Jägerhauses trat eine Erscheinung, die ihm das Wort vom Munde nahm.

Es war ein Mädchen, nicht eben mehr in der ersten knospenden Blüte, auch nicht von hervorragender Schönheit, aber die großen, blauen, stahlharten Augen und der entschlossene Ausdruck um den Mund gaben ihr ein so entschiedenes Gepräge, daß sie nicht übersehen werden konnte. Vielleicht ließ der Hintergrund, auf dem sie sich seltsam genug abhob, ihre Eigentümlichkeit noch mehr hervortreten, denn so dämmerig der in schwerem Barockstyl gehaltene Saal mit den dunklen Gardinen erschien, so von blendend lichtrotem Abendschein überstrahlt war ihre in helle bürgerliche Kleidung gehüllte Gestalt. Ruhig und sicher glitt ihr Blick über die fürstliche Jagdgesellschaft hin, dann trat sie ohne eine Spur von Befangenheit auf Vicadelli zu und indem sie die Hand an den Zügel seines Pferdes legte, sagte sie mit lauter Stimme: „Ihr machet Euch selten Marchese; es ist eine Zeit gewesen, da Ihr den Weg vom Schlosse zum Forsthause öfter fandet.“

Auf Vicadellis Gesicht malte sich tiefe Verlegenheit: „Ein oft gemachter Weg wird langweilig, zumal,“ fügte er wegwerfend hinzu, „wenn er so an der breiten Heerstraße liegt.“

Da richtete sich das Mädchen stolz auf, und ein unsäglich feindseliger Blick flog zu ihm empor: „Es ist mancher schon auf schmalem Seitenpfade gestolpert, der, sich selber überhebend, von dem breiten Heerwege abgewichen. Ich wünsche Euch viel Glück Herr Marchese und viel Vergnügen!“ Dann wandte sie ihm den Rücken, sicher und entschieden, wie sie gekommen war.



Volkstracht aus dem Bezirksamt Aichach. (Zu Seite 396.)

Mittlerweile hatte der Kurfürst das Zeichen zum Aufbruch gegeben und wenige Minuten später lag das Forsthaus wieder einsam, wie ausgestorben am Parkeingang; nur das zerstampfte Erdreich vor demselben gab Zeugnis von der lauten Gesellschaft, die kaum noch hier geweilt.

Als das Abendrot verglommen und die Nacht mit ihren silberglänzenden Sternen am Horizont heraufgezogen war, wogte in den weitläufigen Schloßgemächern Nymphenburgs glänzendes Leben und Treiben. Da tanzten die Kurfürstin und ihre Damen, in den großgeblümten Seidenbrokatgewändern und im Reifrock, das schwarze Schönheitspflästerchen im Gesicht, das Haar zu einem wahren Kunstwerk aufgebaut. Und sie bewegten sich in jenem steifgraziösen Tanz des Menuetts, dessen Figuren ebenso zierlich und verschnörkelt waren, wie die Musiktöne, die sie begleiteten.

Leise dazwischen aber klangen die süßen Stimmen fröhlich plaudernder Frauen und flüsternder Männer, und durch die geöffneten Balkonthüren wogte blauer Mondschein und berauschender Orangenblütenduft herein in die hell erleuchteten Festräume.

Nachdem aber der Tanz beendet war, gab der Kurfürst das Zeichen zum Aufbruch; da folgten ihm die kosenden, lachenden, glänzenden Paare hinaus auf die Terrasse, hinab in den Garten.

Wie ein Märchen will uns Nachgeborenen der Glanz anmuten, der damals entfaltet wurde, von dem uns heute noch die längst erblindeten deckenhohen Spiegelscheiben, die Gobelins der Wandbekleidungen, die gut vergoldeten Lüster und die Marmormosaikverkleidungen der Cheminees Zeugnis geben.

Da wogte es von Atlas, Sammet, Spitzen und Gold und dazwischen funkelten die Juwelen und die blitzenden Augen ihrer Trägerinnen um die Wette.

Es war kein Wunder, daß Zarivaris Blick wie trunken über den dunklen, duftenden Garten und die anmutigen Gruppen schweifte; aber dann plötzlich fuhr er sich über die Stirn und trat schnell entschlossen an das Hoffräulein v. Feneberg heran: „Werde ich das Glück haben, das edle Fräulein in der Gondel fahren zu dürfen?“

Die Angesprochene sah auf, ein eigenartiger Liebreiz lag auf ihrem feinen Gesichtchen, das wie eine weiße Blume aus der breiten Goldspitze schaute, die das herzförmig ausgeschnittene Kleid gegen den Hals hinauf verlängerte. „Wenn der Herr Graf sich der Ruder so sicher bedient, wie der Jagdflinte, so mag ich mir zu der Wasserfahrt nicht besseren Fergen werben!“, sagte sie anmutig. Er aber beugte seine große, kraftvolle Gestalt ehrfürchtig zu ihr nieder, und seine Stimme klang seltsam innig: „So möcht' ich wünschen, daß Ihr Euch allzeit in einer Lage befindet, Mademoiselle, die Euch männliche Hilfe wünschenswert macht, auf daß ich Euch immer meinen ritterlichen Schutz zu bieten vermöchte.“

Sie neigte schelmisch das Köpfchen: „Ist es in Eurer Heimat Brauch und Sitte, den Frauen so hingebenden Kavalierdienst zu leisten?“

Unwillkürlich mußte er lachen: „Den Frauen im allgemeinen nicht; aber einer Frau, der einen, der wir uns zu eigen geben heut' und allemal.“

Eine glühende Röte lief über ihr Gesicht, aber sie zog die Hand nicht zurück, die sie auf seinen Arm gelegt hatte. Eine kleine Weile gingen sie schweigend neben einander, dann deutete Julie v. Feneberg auf den Kanal und die hoch in die Luft springende Fontäne, die sich in der doppelten Beleuchtung des Mondschimmers und des rotglühenden Fackelglanzes der von Pagen getragenen Windlichter prächtig vom dunklen Nachthimmel abhob: „Welch schönes Bild! Oft schon habe ich es gesehen, niemals noch ist es mir so lieblich erschienen wie heute!“

Da wußte Zarivari, was er zu wissen begehrte seit langem; eine Welle von Glück und Seligkeit flutete durch seine Gedanken, aber er war zartfühlend genug, von der Geliebten jetzt kein weiteres Zugeständnis zu fordern. In schier traumverlorenem Schweigen folgten die beiden der übrigen Gesellschaft.

An der kleinen Ländestelle, wo die Nachen der fröhlichen Fahrgäste harrten, drängte sich Bicadelli an Fräulein v. Fenebergs Seite: „C'est moi, qui sera votre chevalier gondolier?“

Sie aber sah abweisend auf ihn: „Sie wollen mein Ritter sein, ich aber nicht Ihre Dame!“

Da zuckte ein Blitz des Hasses über sein scharfmarkiertes Gesicht: „Ich aber will's“, und seine Finger griffen kühn nach ihrem Handgelenk.

Doch schneller, als er, kam sie seiner Bewegung zuvor und, vertrauensvoll zu Zarivari aufsehend, schmiegte sie sich dicht an ihn: „Schützen Sie mich vor dem Marchese!“

Und Zarivari legte seinen kraftvollen Arm um ihre schlanke Gestalt, und ein geringschätzig Lächeln kräuselte seine Lippen, da er Bicadelli ein „Hinweg!“ ins Gesicht warf.

Der Marchese fuhr zitternd vor Zorn und Eifersucht empor: „Meinen Sie, daß der Marchese Bicadelli sich von dem nächsten Besten fortschicken läßt?“

Jetzt schwoll auch die Zornader auf des Grafen Stirn: „Wenn der Marchese Bicadelli wehrlose Damen belästigt, so gebietet es die Mannes- und Ritterehre dem nächsten Besten, sie vor solch bubenhaftem Betragen zu schützen; wenn aber solche That des Herrn Marchese Beifall nicht findet, so mag er morgen, oder wann sonst er will, seine Meinung mit dem Degen in der Faust vertreten!“

Der Marchese nickte hochmütig: „Eh bien, auf morgen“. Dann gesellte er sich mit mühsam verhaltener Wut, aber äußerlich ruhig, als ob nichts vorgefallen, zu einer andern Gruppe. Die übrige Gesellschaft hatte von dem ganzen Wortwechsel nichts vernommen.

Aber Fräulein v. Feneberg sah jetzt bänglich zu ihrem Begleiter auf, und ihre Stimme zitterte: „Sie werden sich schlagen Graf — um meinetwillen schlagen?“ Und unwillkürlich faßte ihre Hand nach der seinen.

Er aber, von solch unzweideutigem Beweis ihrer Neigung aufs innigste beseligt, vermochte jetzt keinem andern Gedanken Raum zu geben, als dem an sein junges Glück. — Was morgen sein würde? Es konnte nicht fehlen, nun er das Höchste errungen, was er zeitlebens sich erträumt. Schier war's ein übermütiger Ausdruck, der sein Gesicht überflog, da er sich herzlich zu ihr niederbeugte: „Sorget Euch nicht um mich, Mademoiselle; ich bin heut' so glücklich worden, daß ich meine, es könne nun niemals mehr anders werden. Ihr aber müsset wieder fröhlich blicken, denn Eure Mutlosigkeit möchte mir morgen das Auge trüben, wenn ich auf der Kampfstelle dem Gegner gegenüber stehe.“

Da fuhr sie sich mit der Hand über die Augen, als wolle sie die Sorgen damit wegwischen, und erwiderte warm: „Ich weiß, daß Ihr ein starker Mann und dem Marchese in allen ritterlichen Übungen weit über seid; aber ich will doch für Euch zur Himmelsmutter beten.“

Er aber strich ihr liebkosend über die Schulter: „Ja thu's Geliebte, denn in diesem Zeichen werd' ich siegen!“ — —

Bei des nächsten Morgens erstem Frührot, der Tau lag noch allenthalben auf Blatt und Blumen, schritten zwei Herren durch die einsamen Parkwege des Nymphenburger Hofgartens der am größeren See gelegenen Badenburg zu.

Bald that sich eine sich sanft südwärts senkende Wiesenfläche vor ihnen auf, Blutbuchen beugten ihre Zweige wie Kühlung fächelnd zu den Wanderern nieder, eine Moosbank lud seitwärts zur Rast; dann wieder schloß sich der Pfad, zwischen dunklem Gestrüpp lief er neben einem schilfbewachsenen Kanal, zuletzt bog er plötzlich über eine Brücke, und da lag der See mit seiner silbernen von leichtem Windhauch gewellten Oberfläche, mit seinen rosenbebuschten Ufern und der daneben aufragenden Badenburg, jenem reizenden Pavillon, der sowohl Badgelegenheiten als auch Speise- und Tanzsaal für die höchsten Herrschaften bot. Vom andern Ufer grüßten die weißen Säulen eines griechischen Tempels; eine Lerche sang hoch im Blauen.

Aber die beiden Männer achteten nicht auf den Reiz der Landschaft; rasch nur strebten sie ihrem Ziele zu.

Wie jetzt der erste Sonnenstrahl zwischen den Bäumen hereinbrach, fiel er auf das träumerisch in die Ferne schauende Antlitz Graf Zarivaris; ein wunderbar fröhlicher Ausdruck lag auf seinen Zügen, und mochte wohl keiner, der ihn hätte sehen können, glauben, daß er in Erwartung eines Kampfes auf Leben und Tod stehe.

Minder ruhig schien sein Gefährte Graf Max Preising, den er sich zum Sekundanten erbeten — der ging hastig auf

dem großen Kiesplatz auf und nieder, wie ein grimmer Löwe auf dem Kampfplatz. Plötzlich aber blieb er stehen und legte die Hand auf Zarivaris Schulter: „Du bist so still, Brüderl, hast noch nicht ausgeschlafen, oder liegt Dir 'was auf dem Herzen?"

Zarivari lächelte: „Wach bin ich längst und auf dem Herzen liegt mir nichts, aber desto mehr drinnen!"

Jetzt lachte auch Preising: „Die Fenebergerin hat Dir's angethan?"

Zarivari nickte: „Jawohl, und ich meine, daß ich Dich bald um fröhlicheren Dienst bitte, denn heut', wenn ich Dich als Hochzeitsgesellen lade."

„Wie mich das freut, wie mich das freut!" rief Preising, lebhaft den Freund umarmend, „und Du bleibst ganz bei uns und gehst nimmer heim in Deine weite endlose Pußta?" Und wie Zarivari wieder eine zustimmende Kopfbewegung machte, fuhr er sprudelnd weiter: „So will ich Dir als Hochzeitsgeschenke den größten Hirsch und den schwersten Keuler meiner Wälder schießen, und wir wollen Brüderschaft halten treu und ehrlich bis zum letzten Atemzug!"

Tief sahen sich die beiden Männer in die Augen, während ihre Hände fest in einander lagen: „Bis in den Tod!" Dann richtete Zarivari zuerst sich empor: „Aber es ist Zeit, wo bleibt Bicadelli?"

Preising sah nach seiner großen emailverzierten Uhr. „Sonderbar!"

Zarivari wandte sich seitwärts: „Er hat wohl verschlafen!" wollte er sagen, aber er bracht's nicht zu Ende. Ein sausend Geräusch, wie von einem die Luft unmittelbar neben ihm durchschneidenden Gegenstande, nahm ihm das Wort vom Munde. Wie er sich umsah, war unweit von ihm ein kunstvoll gearbeitetes, haarscharf geschliffenes Stilett in den Rasen gefahren.

In dem dichten Gebüsch des nahen Parkweges aber knackte es von brechendem Gezweig, fern, . . . ferner . . . . dann war wieder tiefe Stille wie zuvor.

Zarivari hatte sich gebückt und den zierlichen Dolch aufgehoben. „Was war das?"

Aber Preising nahm ihm denselben eilig aus der Hand: „Das sieht eher nach einem gemeinen Bravo, denn nach einem hochgeborenen Marchese aus; aber gleichviel — unser Geschäft hier ist zu Ende. Jetzt auf die Schloßwache!"

Eine Viertelstunde später, der Tau glänzte noch auf den Gräsern und Halmen der Wiesen und Felder, sprengten berittene Leibgardisten eilig auf der nach dem Hirschgarten führenden Lindenallee. Ein Bauernjunge hatte den Verfolgern den Weg gewiesen: „Dort hinüber ist einer, mit aufgerissenem Leibrock, barhaupt mit flatternd losgegangenem Knieband gesprungen!"

Jetzt folgten sie unter Preisings Führung mit Einsetzung der Sporen im schärfsten Trabe.

In der einsamen Morgenfrühe klang das Wiehern und der Hufschlag ihrer Rosse weithin. Eine Kette Rebhühner flog, erschreckt von dem ungewohnten Lärm, in das Buschwerk des nahen Dickichts, und ein Buchfink, der am nächsten Baum sein Nest hatte, guckte neugierig nieder auf die wild dahinstäubende Schar.

Aber auch der Flüchtling hatte das Geräusch vernommen und wußte nur zu gut, wem es galt. Darum setzte er seine letzte Kraft ein, wenigstens den Hirschgarten zu erreichen, der ihm zum mindesten für den ersten Augenblick Deckung und Schutz verhieß.

Schon hörte er die Verfolger näher und näher hinter sich, da war der Eingang erreicht, aber, das mehr als doppelt mannshohe Gitterthor mit dem kurfürstlichen Wappen war geschlossen.

Die äußerste Kraft der Verzweiflung überkam ihn; wie eine wilde Katze kletterte er an den Holzlatten mit den vergoldeten Spitzen empor und ließ sich dann ebenso eilig auf der andern Seite herniedergleiten.

Der Hofhund schlug an, an der Straßenbiegung erschienen die riesenhaften Gestalten der Leibgardisten. Da that er einen Satz, ähnlich dem des Herzogs Christof, da er nach dem Steine sprang, und war um die Hausecke des Jagdschlößleins verschwunden. An der Hundehütte vorüber drang er in die Thür, hinter sich warf er sie ins Schloß. Aber, wohin jetzt, schon der nächste Augenblick konnte ihm bringen, was er mehr fürchtete als den Tod, schmähliche Entehrung, wohin sollte er sich verbergen? Auf dem Flur war's dunkel, ängstlich tastete er sich nach der Treppe.

Da plötzlich faßte eine kühle Hand nach der seinen: „Folget mir!", und Lisbeth, die Tochter des Jagdmeisters drängte ihn wieder zurück zur Hausthür hinaus.

Einen Augenblick sträubte er sich dagegen:

„Versteckt mich, sie verfolgen mich!"

„Vom Fenster aus sah ich's; weshalb?"

Er zögerte mit der Antwort.

„Seid aufrichtig, Francesco, wie Ihr es sonst nicht gewesen."

Sie hielt inne.

Da hatte er sich gefaßt:

„Ein Ehrenhandel."

Ein seltsames Lächeln glitt über ihr Gesicht:

„So will ich Euch retten."

Dann zog sie ihn zum Hundehause und stieß ihn unsanft hinein.

„Sei still, Tyras!"

Der ließ sich gehorsam an seiner Kette nieder, wenn er auch noch etliche Male verwundert nach dem fremden Eindringling umschaute.

Im selben Augenblick sprengten die Gardisten am Gitterthor vor, und Graf Preising begehrte Einlaß.

Wie Lisbeth zu öffnen kam, rief er ihr schon von weitem mit lauter Stimme entgegen: „Hat Bicadelli sich bei Euch versteckt, so gebt ihn heraus!"

Lisbeth aber schaute kühl und überlegen in das von Eile und Eifer glühende Gesicht des jungen Mannes, dann machte sie eine einladende Handbewegung: „Durchsucht das ganze Haus; der Vater ist schon seit Sonnenaufgang mit den Jägern draußen im Park; ich bin allein und keine Thür versperrt," und damit schritt sie an den Berittenen, die eben absaßen, vorüber zu dem wieder unruhig werdenden Hofhund. „Still, Tyras, sie sind alle gut Freund," und sie duckte sich bei ihm nieder.

Graf Preising hatte indes das kleine Gebäude umstellen lassen und machte sich dann an die Durchsuchung des Hauses.

Als er eine halbe Stunde später nach fruchtlosen Bemühungen zurückkehrte, stand Lisbeth noch bei dem Hunde, die Hand an dessen Halsband, und als Preising herzutreten wollte, rief sie warnend: „Bleibt weg, Herr Graf, der Hund beißt!"

Preising aber lüftete artig den Hut: „Mille pardon, mademoiselle, daß wir gestört." Dann wandte er sich zu den Reitern: „Aufsitzen; weiter!"

Eine Minute nachher war die kleine Schar wieder verschwunden.

Lisbeth aber winkte jetzt Bicadelli wieder aus seinem unfreiwilligen Gefängnis.

„Kommt heraus und folget mir!"

Dann führte sie ihn hinauf in ihre Schlafkammer. Dort schloß sie einen großen Wandkasten auf. Kleider von ihr und alte Gewandstücke längst vergangener Geschlechter hingen drinnen, eine eingesperrte Luft schlug ihnen daraus entgegen.

„Da nehmt!" und sie deutete auf einen Anzug, wie alte Bauern ihn zu tragen pflegten. „Wem der Hundestall zum Versteck gut genug gewesen, mag sich vornehm dünken, wenn er als Bauer über Land gehen kann. Und so lebet wohl, Herr Marchese, und gedenket zuweilen an die Rache der niederen Försterstochter."

Damit ging sie hinunter, löste den Hund von der Kette und schritt mit diesem in den Park hinein.

* * *

Von Bicadelli hat niemand mehr gehört.

Graf Preising aber hat bald nachher dem Grafen Zarivari als Hochzeitsgeselle die Braut zugeführt. Und die Baumwipfel des Nymphenburger Schloßgartens haben dazu gerauscht, und die Vögel haben zu seinem Feste gesungen, jene Melodie, einzig verständlich nur denen, die ehrlichen Herzens und ohne Falsch durchs Leben gehen.

Hernachmals aber ist Graf Zarivari als wohlbestallter Pfleger zu Plattling ernannt worden und hat mit seiner Gemahlin viele glückliche Jahre verlebt, und seine Enkel leben heute noch und freuen sich ihres Ahns und seiner Geschichte.

Kleine Mitteilungen.

Die Kunigunden-Linde im Burghofe zu Nürnberg. Im Burghofe zu Nürnberg steht eine ihres hohen Alters wegen merkwürdige Linde. Der Sage nach hat die Gemahlin Kaiser Heinrichs II., Kunigunde, dieselbe zwischen den Jahren 1002 und 1024 gepflanzt. Daß sie ein hohes Alter habe, beweist der Umstand, daß sie schon 1450 die „große Linde" genannt wird.

Hoch auf dem luft'gen Söller stand
Die Kaiserin Kunigunde
Und schaute hinaus in das waldige Land
Beim Nahen der Mittagsstunde
Sie harrte des liebenden, treuen Gemahls,
Der beim Erwachen des Morgenstrahls
Hinausritt in die Waldung des Thals,
Das Wild zu verfolgen zu Rosse,
Und heim noch nicht kehrte zum Schlosse.

Hoch wogt ihr Busen, hoch schlägt ihr Herz,
Es wird ihr zu enge im Zimmer,
Durchdrungen von bitterer Ahnungen Schmerz,
Er blieb ja so lange nimmer!
Sie seufzet hinaus in die Lüfte und spricht:
„Wo weilt der Teure, warum kehrt er nicht,
Er, meiner Augen süßestes Licht?
Weh' mir, warf ein Unfall ihn nieder
Und käm' er mir lebend nicht wieder?"

So seufzend, horcht sie auf jeden Laut,
Den führen zum Ohre die Lüfte;
Da wird mit einmal der Wiederhall laut
Ringsum in dem Felsengeklüfte.
Es glänzet aufs neue ihr Hoffnungsstern;
Die Rüden bellen um ihren Herrn,
Sie hört der Hörner Klange nicht fern
Und sieht ihn auf fliegendem Rosse,
Sie nahen dem winkenden Schlosse.

Sie eilt die Stiege erfreut hinab,
Im Herzen durchglüht vom Verlangen,
Sowie er sich schwinget vom Zelter herab,
Ihm liebend am Busen zu hangen.
Jetzt sprengt er herein auf dem schnaubenden Roß,
Er schaut die Teure und gibt vom Troß
Der Knappen schnell einem sein scharfes Geschoß
Und fliegt an das Herz Kunigunden,
Zu heilen der Sehnsucht Wunden.

„Wo hast Du, mein Lieber, geweilet so lang',
Mich lassend voll Sorge und Sehnen?
Das Herz schlug ängstlich, es war mir so bang,
Ich hielt' nur mit Mühe die Thränen.
Ich sah Dich von tausend Gefahren bedroht,
Von Deinem Blut schien ein Pfeil mir rot,
Ein jäher Abgrund gab Dir den Tod,
Doch wohl mir, ich habe Dich wieder,
Matt sind, doch gesund noch die Glieder."

„Nein, süßes Leben, Dein ahnend Herz,
Es gab dir gar sichere Zeichen;
Die Hindin verfolgt' ich anfangs zum Scherz,
Doch konnt' ich sie nimmer erreichen.
Drum schwoll in dem Busen mir endlich der Zorn,
Ich gab dem Rappen erzürnt den Sporn
Und jagt' ihr nach durch Geklüft und Dorn.
Im Abgrund jäh sah ich sie schwinden
Und des Rappen Flug war nicht zu binden.

Da sah ich vor mir ein offenes Grab
Und befahl mich dem Herrn in Getreuen,
Doch da wandte plötzlich der Rappe sich ab
Und schien sich vor etwas zu scheuen;
Denn glatt an des Abgrunds schwindelndem Rand
Eine tausendjährige Linde stand,
Vom Blitzstrahl halb zu Kohle gebrannt.
Sie schreckte das Roß, daß es stutzte,
Was ich schnell, es zu zähmen, benutzte.

Von wenigen Zweigen war sie belaubt,
Doch einen ich brach von diesen,
Du siehst ihn als Schmuck auf meinem Haupt,
Den will ich als Denkmal verschließen.
Er mahn' uns, zu denken der Güte des Herrn,
Der seine Kinder beschützet so gern,
Daß Hilfe nimmer von ihnen fern;
Und lehr' uns, nie zu verzagen
In des Lebens umstürmten Tagen."

„Nein, sprach die Gattin, verdorrend nicht
Soll solches das Reis uns lehren.
Frei unter des Himmels Angesicht
Wachs' es auf zu des Höheren Ehren."
Und als sie die Worte vollendet kaum,
Da pflanzte sie schnell in des Burghofs Raum
Den jungen Sproß von dem rettenden Baum.
Und er grunte und bluhte, o Freude,
Und grunet und bluhet noch heute.

Th. v. Flbg.

Die Silhouettenmaschine. Unser Bildchen gehört gleichzeitig der Kultur- und Kunstgeschichte an. Die öde Schwärze des Nichts herrschte in den französischen Staatskassen, als Herr v. Silhouette Finanzminister Ludwigs XV. war. Das leichtsinnige Volk von der Seine, gewohnt mit den ernstesten, traurigsten Dingen zu scherzen, benannte zum Spotte nach ihm die dunklen Schattenrisse von Porträts, welche soeben in die Mode kamen, und der Name des Ministers wurde bis auf unsere Tage herubergebracht. Wie heute Verwandte, Freunde, Geliebte ihre Photographien auszutauschen belieben, so beschenkte man sich früher mit dem Schattenrisse, der Silhouette. Das Bild wurde in der dargestellten Weise aufgenommen und der große Umriß durch einen sog. „Storchschnabel" beliebig verkleinert. Die Entdeckung der Photographie hat die Silhouette im Porträt vollständig verdrängt; unser Bild wurde ohne die Erklärung der Mitwelt unverständlich sein, während noch die Großeltern auf diese Weise sich porträtieren ließen.

Vor-Erfindung der Photographie.

Züge bayerischer Tapferkeit. Das rasche Vordringen General Wredes nötigte im Jahre 1805 die österreichischen Truppen unter General Kienmayer zu rascher Flucht aus der bayerischen Residenz. Bei der Verfolgung des Feindes fehlte es nicht an zahlreichen kecken Reiterstücklein. Der Korporal des ersten Dragoner-Regiments Minuzzi (nunmehr 1. Chevauleger-Regiment) Franz Lampert von Osthofen war als Ordonnanz bei dem General kommandiert. Auf dem Ritte nach Parsdorf vernahm er, daß an der Spitze eines Waldes bei Feldkirchen ein österreichisches Pikett stehe. Er fragt nicht, wie viel ihrer seien, reitet blitzschnell auf sie zu und nimmt das Pikett, einen Korporal und acht Mann gefangen.

Bayerische Nationaltrachten. In Fortsetzung unserer ländlichen Gruppen aus dem Festzuge des 12. März bringen wir heute das Bezirksamt Aichach. Das junge Mädchen aus Unterschneitbach zur Linken des Beschauers trägt mit geringer Abänderung jene Tracht, welche wir bei dem Bezirksamte Friedberg bei den Mädchen aus Ottmaring beschrieben. Nur das Mieder ist umfangreicher und steigt höher empor. Die Bauersfrau von Oberbernbach erscheint in der ernsten Tracht der höchsten Festtage. Der faltige Rock ist von schwerem geblumten Atlas, die Schürze von gleichem Stoffe zeigt gestreiftes Muster, das Jäckchen, von den Landleuten Korsett genannt, ein mit Ärmeln versehenes Mieder, ist enganliegend, die Oberärmel sind aufgepufft, der Aufputz besteht aus schwarzem Schmelz, der Besatz ist dicht gefältelt; das Jäckchen ist in der Mitte mit zwei Reihen doppelter Silberfiligranknöpfe besetzt, die jedoch nur als Zierrat dienen; die Schließung erfolgt durch Haften. Prächtig wirken die an der Seite eingesteckten großen, unter sich durch Silberketten verbundenen Filigrannadeln. Ein schwerseidenes Tuch von weißer Farbe mit farbigen Blumenornamenten bedeckt die Brust. Als Kopfputz dient die große Mütze aus Otterfell, der Einschnitt auf der Mitte des Hauptes ist mit Goldbrokat ausgefüllt. Die hier beschriebene Tracht wird am Gründonnerstag, an den höchsten Feiertagen des Jahres, bei festlichen Anlässen, wie Taufen u. s. w. getragen. Die Tracht der Männer, — der junge Bursch ist aus Waldshofen, der Bauer aus Oberbernbach — bedarf keiner weiteren Erläuterung. Wir verdanken die Aufnahme der hübschen Gruppe dem bestbekannten photographischen Atelier der Herren Gebrüder Martin in Augsburg.

Mit außerordentlicher Grausamkeit behandelte selbst die Justiz im Mittelalter Juden, welche ihr wegen strafbarer Handlungen zum Urteil überwiesen wurden. Müllners Nürnbergische Annalen erzählen: „1463 ist ein Jude zu Nürnberg außerhalb des Galgens, Betrügereien halber, an einem Balken gehenkt worden. Es wurde ihm ein Judenhütlein mit heißem Pech auf den Kopf gesetzt. 1590 am 24. September hat man Mosche, Juden von Ottensoos, wegen getriebener Dieberei mit dem Strang gerichtet. Er hat keinen Kirchendiener hören wollen, sondern ist auf seiner jüdischen Meinung verharrt, hat sich im Ausführen frech und trotzig erzeigt und hebräisch gesungen, deswegen man ihn außerhalb des hohen Gerichts an einen vorgehenden Balken gehängt." Die Zeiten der Barbarei sind vorüber!

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde.
Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

N° 31. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.– für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezug durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 2. Jahrgang 1891.

Des Löwen Handstreich.

Historische Erzählung von Hugo Arnold.

(Fortsetzung.)

Ohne Aufenthalt gingen die Reiter über, erst vor dem Aufstieg hielt der eine und der andere an, um den sich beugenden Gaul trinken zu lassen. Mit mächtigen Sätzen ging es dann hinauf an das Gestade des Wörthes, das heute den Namen der Kohleninsel führt. Ein niedriger Kamm bildete seinen Rücken und darauf erhob sich eine Gruppe mächtiger Ahornbäume, wie ein Wegweiser für den Übergang. Von da an senkte sich der Hang wieder nieder zu dem kleineren und seichteren Flußarm, den die Rosse, munter scherzend, durchwateten. Ein Druck noch mit den Waden in die Flanke — und das Gestade war erstiegen.

Der Herzog wandte sein Roß und sprach zu Berthold, der es am Zaume geführt hatte:

„Entrichte dem Vogt meine Billigung seiner Wahl; hier soll des Löwen Brücke führen zu Munichen, der Stadt!"

Hurtig eilte die reisige Schar den Hohlweg hinan; der war nun zwar nicht die bequemste Straße, sondern gar holperig, mit tiefen Löchern eingerissen, welche die abströmenden Wasser ausgewaschen hatten, und mit herabgeschwemmten Steinblöcken übersäet. (Zu jenen Zeiten gab es nämlich noch keinen visitierenden Bezirksamtmann oder kontrollierenden Distriktsbaumeister.) Deshalb mußten die Reiter ihre Rosse fest an die Zügel und fest zwischen die Schenkel nehmen und trotzdem ging es ohne Straucheln und ohne kerniges Fluchen nicht ab.

Auf der Höhe des Gasteigs angelangt, geschah ein kurzer Halt, um die Rosse verschnaufen zu lassen. Herzog Heinrich ritt an den Rand heran und blickte sinnend hinüber auf das Kirchlein und die Gehöfte von Munichen, wo der über die Laubkronen emporqualmende Rauch das emsige Schaffen ankündigte. Darauf ließ er dem Hengste die Zügel und in ausgreifendem Trabe, Haidhusen links liegen lassend, ritt die Schar dem Walde zu, dessen dichtgeschlossene Mauer im Osten den Blick und den Weg zu sperren schien. Doch am Saume klaffte eine kleine Lücke, um einem schmalen Pfade Raum zu gewähren.

Als die Schar sie passierte, lehnten hinter den ersten Baumstämmen ein paar gewappnete Knechte, welche beim Anblicke des Herzogs zum Gruße die Speere an die Seite zogen. Mann hinter Mann wand das Häuflein sich durch das Dickicht fort, bis sich plötzlich der Wald in eine weite Lichtung öffnete. Einem Eiland gleich breitete sich eine ausgedehnte Flur rings vom Forste umschlossen und mitten innen überschatteten die Bäume der Gärten einige Gehöfte. Abgeschieden von allem Geräusche der Welt genossen sie sonst des tiefsten Friedens; allein plötzlich hatte sich die stille Stätte in ein Kriegslager verwandelt.

Flüchtige Reiter waren auf einmal vor den ackernden Bauern aus dem Waldesdunkel aufgetaucht, waren an ihnen vorbeigesaust und dann jenseits wieder im Walde verschwunden.

Nicht lange währte es, so zog ein Heerhaufe heran, der wohl über 1000 Mann zählen mochte: Ritter und Knappen in schwerem Eisenkleide zur Halbscheid, zur andern Hälfte leichter gerüstetes Fußvolk und hinter ihnen drein ein langer Wagenzug. Bis erst die Bauern zur Besinnung gekommen

waren, hatte die kriegerische Schar Halt gemacht. Die Reiter saßen ab und koppelten ihre Rosse in Reihen hintereinander. Das Fußvolk marschierte in Glieder auf und stieß die Spieße in den Boden, die Wagen fuhren heran und formierten sich in einem Halbkreise vorwärts um die Lagernden, deren Rücken sich an die Gehöfte lehnte.

Das vollzog sich alles ohne viel Geräusch und ohne jedes Geschrei, wenige Worte der Befehlshaber genügten. Von dem Fußvolk trat ein Trupp zur Seite, nahm die Spieße auf die Schulter und marschierte vorwärts in den Wald hinein. Das waren die Wachen, die Herr Wilhelm von Ravensburg, der Feldhauptmann, an den Waldessaum vorschob, um gegen jeden etwaigen Überfall gesichert zu sein. Hierauf wurde das Fleisch verteilt, das unter dichten Blahen auf den Wagen mitgebracht worden war; bald prasselte das Feuer unter den Feldkesseln und hing der Futterbeutel vor den Mäulern der Rosse. Nur mit dem Wasser begann es allgemach zu hapern, weil die wenigen Brunnen dem plötzlichen Bedarf von Menschen und Tieren nicht zu genügen vermochten. Da gab es manchen harten Wortwechsel unter den Leuten, welche zu spät gekommen waren, um ihre Kübel zu füllen. Doch als der Lärm zu des Feldhauptmanns Ohren drang, gebot er Ruhe und schickte die Unbefriedigten zurück nach dem benachbarten Putzbrunn, wo ausreichend Wasser vorhanden war. Dann ließ er einige Zelte seitwärts des Lagers aufschlagen.

Während alles mit Kochen, Füttern und Putzen von Waffen und Rossen beschäftigt war, ritt der Herzog ins Lager, von jubelndem Zuruf empfangen. Er vernahm die Meldung Herrn Wilhelms und befahl, unter die Leute für die nahende Nacht ein paar Fässer Wein zu verteilen, was mit begeisterten Hochrufen für den Herzog beantwortet wurde.

Schon sank der Sonnenball hinter der Waldmauer nieder, mit feurigen Gluten den Himmel übergießend, und allmählich schattete die Dämmerung herein. Die Nachtwachen traten an und die Reiter, welche abwechselnd auf Spähe weit vor den Wald hinaus über die Felder streifen sollten, sattelten und begannen ihre Runde. Tiefer und tiefer schwebte der Fittich der Nacht herab, droben am dunklen Himmelsgewölbe erschienen funkelnde Sterne, feierlich langsam stieg im Osten der leuchtende Vollmond empor, sein breites Antlitz zu staunendem Lächeln verziehend, als er das ungewohnte rege Treiben der Kriegsleute gewahrte. Riesige Holzbeugen hatten die Bauern geschichtet gehabt, teils für den eigenen Winterverbrauch, teils als Frohne für St. Dionys von Schäftlarn, wohin sie zinsten; diese fielen als Opfer, denn die Reisigen entfachten mächtige Feuer, lagerten um sie herum und tranken den vom Herzog gespendeten Wein aus Feldkesseln oder aus ihren Sturmhauben und Eisenkappen auf des Fürsten Heil und auf das Glück des morgigen Tages.

Gar zu gern hätte die begeisterte Stimmung in einem frohen Rundgesang sich Luft gegeben, aber der Herzog, der die Edeln in sein Zelt zu sich entboten, hatte jeden Lärmen untersagt; es summte ohnedies über den Plan der Lichtung wie am Korbe vor dem Schwärmen der Bienen, und die Rosse wollten wiehernd und stampfend nicht zur Ruhe kommen.

„Doch das ist ein gutes Vorzeichen!“ meinte der graue Werner mit der breiten Narbe über der Wange, der des Herzogs Leibrappen wartete. Höher stieg der Mond und blitzender funkelten die Sterne und ein kühler Odem strich vom Flusse herauf durch die Luft, daß die Knechte die Feuer höher schürten und den Wein rascher kreisen ließen.

Unterdessen man hier oben in der Beiwacht sich durch die Rast auf das kommende Tagwerk stärkte, hatte unten im Thale bei Munichen die Arbeit erst von neuem begonnen. Herr Ulrich von Pfetten war mit seinen Mannen eingetroffen; er berichtete, daß die Schar bei Forstenried sich gelagert habe. Nun gab es kurze Ruhe: ein Dutzend feister gebratener Schweine wurde ohne Tafel und Gedeck auf der Faust verzehrt, und vortrefflich mundete dazu des Herzogs roter Wein; sogar der Vater Udalschalk in seiner Hütte verschmähte das ihm zugemessene Teil trotz seines Grimmes nicht.

Dann brach ein langer Zug auf gegen die flutende Isar; bloß eine starke Wache blieb zurück, das Dorf zu behüten. Das Gebälk und die Bohlen wurden auf die ochsenbespannten Karren verladen, die weiten Weidenkörbe dazu; unter die Böcke traten breitrückige Gesellen und nahmen sie auf die Schultern. Hell beschien sie der Mond und beleuchtete wie zu einem Feste den sandigen Pfad und den breiten Wasserspiegel. Am Ufer ließ Herr Dietrich abladen.

Darauf brachten die Knechte zuerst die Körbe herbei; mit kräftigen Fäusten anpackend, hoben sie fünf derselben ins seichte Wasser, stießen sie fest zusammen, schoben einen starken Pfahl als Unterlage unter jeden Korb, legten einen andern oben darauf und trieben einen weiteren starken Pfahl mit derben Schlägeln von oben herab in den Grund, indessen ihre Kameraden auf Schaufeln und in Kübeln Kies vom Ufer herbeischleppten und damit rasch die Körbe füllten. In kurzer Frist stand festgefügt ein Joch, und nun legten sie vom Ufer herüber die Streckbalken darauf und überdeckten das Feld mit den Bohlen. Bis das geschehen, waren die ersten schon wieder vorgerückt, das zweite Joch aus Körben einzubauen. Joch um Joch setzend, nahte man bereits der Mitte des Stromlaufes, als allmählich die Schatten der Dämmerung einfielen. Da wateten einige Leute über den Flußarm hinüber und zündeten drüben auf dem Wörth ein mächtig loderndes Feuer an, um den Brückenbauenden genau die Richtung zu bezeichnen.

Hurtig ging die Arbeit von statten. Herr Ulrich ordnete das Zubringen des Materials und Herr Dietrich stand, kaum daß die Decke festlag, auf dem Felde und leitete den Fortgang des Baues; binnen kurzem standen sechs Joche aus Körben. Als nun die Stromrinne sich senkte und das Wasser größere Tiefe zeigte, ließ er die Böcke heranholen. Diese einzusetzen erwies sich nun freilich als eine schwierigere Arbeit; die ungeschlachten gewichtigen Balkengerüste waren unbequem zu schleppen, die Strömung des Flusses riß beim Setzen den Bock bald auf die eine, bald auf die andere Seite, bis er fest und genau in der Richtung stand, und aus Herrn Dietrichs breiten Lippen wetterte mancher kernige Fluch hervor. Mochte ihm auch das Schelten und Zürnen übel stehen, das kümmerte ihn jetzt nicht, denn sie wirkten sichtlich wie ein Zauber, Bock nach Bock spreizte seine Beine gegen die rauschenden Wellen und behende Arme schoben ein Feld über das andere vor zum Gestade, bis die letzten Bohlen klatschend am Uferrand niederfielen. Herr Dietrich humpelte eilig über sie hin, um als der erste Mann von der Brücke aus den Wörth zu betreten.

Als ein breiter Streifen hob sie im fahlen Mondlicht sich von den dunkelgrünen Gewässern ab, wie er hinüberblickte; er zog stolz und zufrieden die Lederkappe und schwenkte sie dreimal über dem Haupte. „Dem Herzog Heil!" sprach er vor sich hin.

Dann ging es hinab an den andern Flußarm, und die gleiche emsige Arbeit begann. Bock um Bock pflanzten starke Arme in die Flut und rasch fügte sich die feste Decke, dem Uferrand zustrebend, wo abermals ein leuchtendes Feuer brannte. Diesmal konnte Herr Dietrich nicht erwarten, bis die Bohlen auf dem Kiese des Strandes knirschten; einem Knechte setzte er sich huckepack auf den breiten Rücken und ließ sich hinüberbefördern. Endlich streckten sich die letzten Planken, und brausend scholl es zum sternfunkelnden Himmel hinauf: „Der Herzog hoch! Hoch Herzog Heinrich!"

* * *

Mitternacht mochte es sein. Da hob ein geheimnisvolles Weben und Wehen um ihn an. Weit in der Ferne, den strömenden Fluß herab und von unten herauf den gurgelnden Wellen entgegen, wogten weißliche Nebel heran, auf den Ufern stiegen sie in Wolken auf und wallten heran, alles in dichte Schleier hüllend.

Mond und Sterne verschwanden, die hohen Feuer auf dem Wörth und auf dem Ufer schienen erloschen und von der Mitte der Brücke her erscholl Plätschern und Geschrei, weil ein Knecht abgestürzt, doch rasch noch erfaßt und wieder auf das Trockene gezogen wurde.

„Da haben wir die Bescherung," meinte brummend Herr Dietrich. Er bestellte starke Wachen auf dem Wörth und am Ufer, hieß eine Handvoll Mannen, mit starken Stangen ausgerüstet, der Brücke entlang auf Posten ziehen, um jeden Schaden abzuwehren, den etwa herabschwimmende Baumstämme anzurichten vermöchten, und dann sammelte er die übrige Schar, damit ihr Marsch in geschlossenem Zuge die Festigkeit des Werkes erprobe, trotzdem Herr Ulrich von Pfetten das Wagnis während der Finsternis widerriet. Doch Herr Dietrich wollte davon nichts hören: „Wer nicht wagt, gewinnt nicht!" sagte er. „Hat uns der Bischof Otto oder der Vater Udalschalk den Nebel geschickt, so will ich wenigstens den gewissen Trost in meiner Brust hegen, daß das Fertige gelungen ist. Habt acht, Leute! und nun vorwärts!"

Hinüber ging der Marsch. Lange Spähne hatten die Leute angezündet und beleuchteten damit den schwankenden Pfad; trotzdem konnte man die Hand vor dem Auge nicht mehr sehen und gar mancher mochte lieber blanken Spießen gegenüberstehen, als hier über den unheimlich rauschenden Wellen fürbaß schreiten. Doch es traf kein Unfall zu und ungefährdet erreichte die Schar das Gestade; die Brücke hatte die Probe bestanden.

Eine starke Wache blieb auch an diesem Ufer zurück. Die andern eilten den Feuern bei den Gehöften zu und Herr Dietrich spendete nochmals ein Faß Wein. Doch nun gewann die Ermüdung die Oberhand, und bald lag alles um die Feuer in Schlummer, nur die Posten wandelten langsamen Schrittes auf und ab und horchten lauschend in die stille Nacht hinaus. Herrn Dietrichs Augen aber floh lange der Schlaf; er sah noch einmal bei Vater Udalschalks Behältnis nach, ob der Gefangene ihm nicht etwa entwischt sei. Doch die Töne, die ihm aus dem Raume entgegenhallten, beruhigten ihn; er ließ sich am Feuer nieder und half durch kräftiges Anfeuchten der auf dem Wasser und in der Nebelkühle ausgetrockneten Kehle seinen Gedanken nach, die sinnend erwogen, welche Ereignisse der Tag bringen werde.

Herr Ulrich von Pfetten hatte sein Roß am Zügel genommen und sich mit nur ein paar Knechten durch die Finsternis hinüber über die Brücke und die jenseitige Höhe hinangetastet. Dort stieg er in den Sattel und ritt, so rasch es gehen wollte, durch den finstern Wald nach Keferloh ins Lager des Herzogs, welcher der Kunde von der Vollendung der Brücke harrte und die hochwillkommene Meldung mit Freuden empfing. Dann kehrte Herr Ulrich wieder zurück; als er Herrn Dietrich aufsuchte, lag dieser in eine Kotze gewickelt am glimmenden Stoße und schnarchte, als ob es frische Bäume für die Brücke abzusägen gälte.

(Fortsetzung folgt.)

Einödsbach.

Von Ernst Binder.

Dort, wo die Stillach ihr grünes Gewässer in schwellender Jugendkraft schäumend und tosend zu Thale sendet, perlende Strudel bildet, in tiefer Schlucht, im „Bacherg'wänd", seit undenklichen Zeiten die einengenden Felswände unterwühlt, da liegt hoch oben auf grüner Bergeslehne „Einödsbach". Viele hundert Jahre mag es her sein, daß hier die erste Ansiedelung entstand; zeigt doch eines der braunen Holzhäuser die Jahreszahl 1595.

Da ist da draußen in der weiten Welt gar manches vor sich gegangen, schwere Schicksale zogen über Bayern dahin, Freudiges wechselte mit Traurigem und wenn die Kriegsfurie im Lande tobte, da erfuhren die wenigen Anwohner der Einöde nur spärliche Kunde, vielleicht auch keine, oder nach Monaten, nach langer, langer Zeit. Weltverloren, weltvergessen war damals Einödsbach. Ab und zu kam ein einsamer Wanderer herüber aus dem Lechthal, er kam über den Schrofenpaß, um hinaus nach Bayern zu ziehen, allerlei Waren abzusetzen, oder es kam einer von Oberstdorf, von Sonthofen, um drüben im Nachbarlande Wein, roten Tiroler, zu holen. Kein lockendes Wirtshausschild mahnte zur Rast, aber um so willkommner war der wenn auch noch so fremde Gast. Brachte er doch Nachrichten, was da draußen im Lande geschehen, was er gesehen und gehört, und dankbar waren die Zuhörer für alles, für das wenige, was der Fremdling erzählen konnte. So war es vor Jahrhunderten in der guten alten Zeit. Da mit einem Male wich der Bannverlassener Einsamkeit. Das 19. Jahrhundert begann zu wandern, zu reisen, immer mehr schwoll die Flut der modernen Völkerwanderung, jedes Jahr wurden neue Gebiete für die Touristik erobert, und bald war auch das schöne Alpenland, das Algäu, durch die trefflichen Verkehrsmittel erschlossen und damit Einödsbach aus der Vergessenheit emporgezogen. Das Berchtesgadner Land, Schliersee und Tegernsee,

die Alpen im Zugspitzgebiete, und wie sie alle heißen mögen, die Perlen alpiner Schönheit, haben im Algäu einen Rivalen gefunden, der stets seinen Platz behaupten wird, den Rang, der ihm gebührt, den er im vollsten Maße verdient. Zwei Schienenwege führen nunmehr den Alpenfreund in wenigen Stunden, sei es von München, sei es von Lindau, nach Immenstadt und Sonthofen, von dort nach kurzer Zeit mittels Lokalbahn nach dem von hohen Bergen eingeschlossenen freundlichen Markt Oberstdorf. Oberstdorf ist so recht der Ort für kleine und größere Ausflüge, für große und kleine Bergtouren in den Algäuer Alpen; strahlenförmig dehnen sich die Thäler aus, jedes derselben zeigt andere Scenerien, andere Naturschönheiten. Wir aber wollen ins Stillachthal, Einödsbach, dem südlichsten Dorfe des Algäus, des Königreichs Bayern, ja des ganzen deutschen Reiches, zueilen. Auf gutem, staubfreien Fahrwege erreicht man in einer Viertelstunde in südlicher Richtung St. Loretto. Drei kleine Wallfahrtskirchen, reich mit Gemälden geschmückt, sind es, die uns zur Andacht einladen. Nach Besichtigung der heiligen Räume verlassen wir den Ort und treten nach einer halben Stunde so recht in die Berge ein. Rechts das Fellhorn, der Schlappolt, im Hintergrunde der Griesgundkopf und die Schafalpköpfe, links der sich bis nach Birgsau ausdehnende Himmelschroffen, reich an edlem Wild. Da knallt's oft lustig im August, wenn die Gemsjagd aufgeht; lebendig wird's auf diesem Berge, schneidige Jägergestalten, voran aber unser erhabener Prinzregent, gehen dem edlen Waidwerk nach, gar viele erlegte Grattiere und mächtige Hirsche geben Zeugnis von sicherer Hand und Auge des hohen Schützen. Wer je das Glück gehabt, unsern vielgeliebten Regenten in der schmucken Gebirgstracht zu sehen, die überaus große Leutseligkeit, die er auch dem geringsten „seiner Bayern“ entgegenbringt, kennen zu lernen, der muß sich frohgemut sagen: Bayern liegt in guter Hand und Hut.



Einödsbach mit Mädelergabel. Nach einer Photographie von Hinnhuber, Sonthofen-Immenstadt.

Mit diesem Gedanken schreiten wir um so fröhlicher weiter. Hübsche Tannenwälder, kleine, vom Himmelschroffen stürzende Wasserfälle und die zur rechten Seite des Fahrweges dahinfließende Stillach begleiten uns weiter auf unserm Pfad. Bei Annatswald, einem kleinen Weiler, wirkt der Ausblick auf den prächtigen Thalhintergrund überraschend, geradezu imposant aber bei Birgsau, eine halbe Stunde thaleinwärts; links die Mädelegabel und der Obelisk der Trettachspitze, gegen rechts der Bockkarkopf, Rotgundspitze, Rappenköpfe, Biberkopf, und vorgeschoben der grüne Linkerskopf, links davon der einem Kirchlein nicht unähnliche Felszahn des „wilden Männle“. Durch Wiesengrund weiterschreitend erreichen wir einen sanft ansteigenden Weg, der in 20 Minuten zum Ziele unserer heutigen Wanderung führt. Es ist das alte Einödsbach; neu sind wohl die Leute geworden, die da oben hausen, alt geblieben sind die ewig grünen Berge.

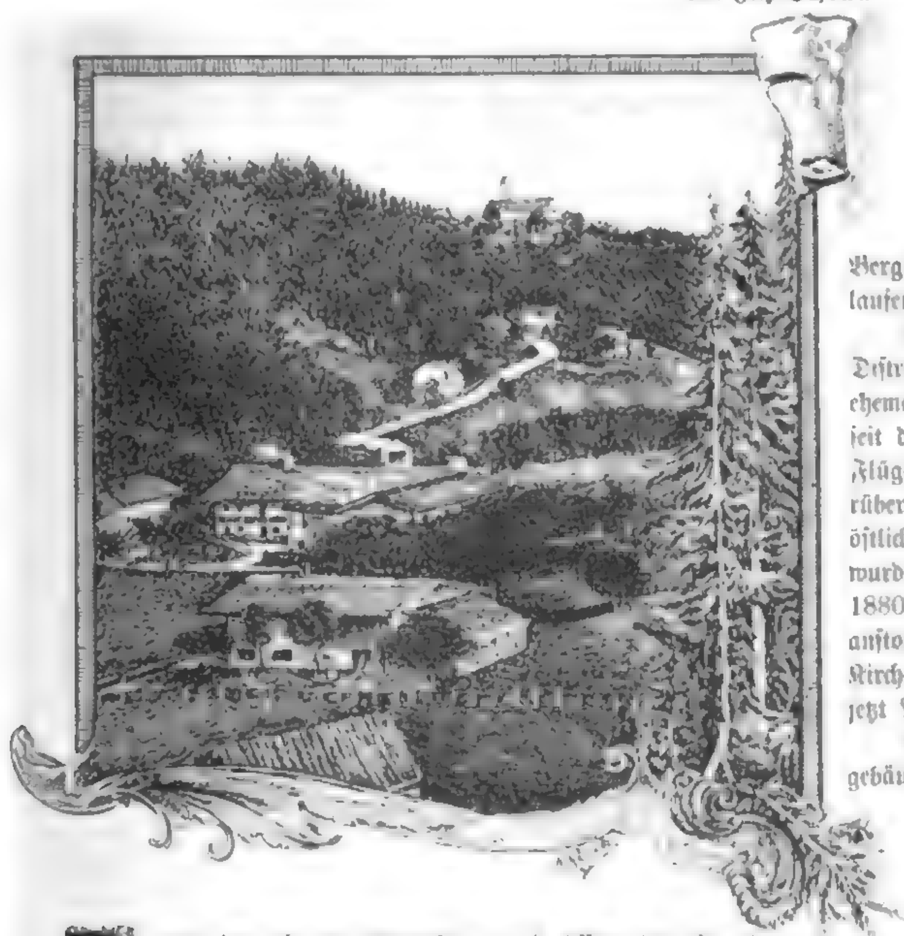
Einödsbach, 1142 m über dem Meere gelegen, ist der südlichst gelegene Ort Bayerns und des deutschen Reiches. Holzhäuser, die vor drei Jahrhunderten gebaut, haben dem

Zahn der Zeit Widerstand geleistet und bilden mit der einfach aus Stein gebauten Kapelle, in der nur einmal im Jahre Gottesdienst gehalten wird, die Ortschaft.

„Einödsbach", trefflicher konnte der Name wohl nicht erdacht werden, denn es ist eine Einöde. Monatelang in Schnee begraben, abgeschnitten vom jeglichen regelmäßigen Verkehr, herrscht da die Einsamkeit des Winters. Wie mögen sich die wenigen Bewohner sehnen nach dem Frühling, ihrem Befreier. Und wenn er kommt, wenn die warme Sonne die Schneemassen zum Schmelzen bringt, die Lawinen donnernd zum Thale niedergehen, wenn die Abhänge sich mit frischem Grün schmücken und die blauen Gentianen ihre Kelche öffnen, dann wird's auch Frühling in der Menschenbrust. Lebendig wird es in Einödsbach und aus der stillen Einöde wird ein Stelldichein fröhlicher Wanderer. Aus allen Gauen Bayerns, aus Deutschland, ja selbst aus der Schweiz, die so überreich mit Naturschönheiten gesegnet, kommen Touristen und Sommerfrischler herauf, um eine Perle im bayerischen Hochlande zu bewundern. Wer je an einem schönen Abend, mag es dann Frühling, Sommer oder Herbst sein, vor dem einfachen, aber trefflich gehaltenen Wirtshause zur „Klubhütte" saß, den Blick auf die gigantisch aufsteigende Felsengruppe der Mädelegabel ruhen ließ, den biederen, aus treuem Herzen kommenden Worten Johann Baptist Schraudolphs, des ersten Bergführers im Algäu, lauschte, wenn die freundliche Sophie den feurigen Tiroler kredenzt, dann sagen wohl alle, die da heraufgewandert sind, „hier ist gut sein." Und tönen noch fröhliche Jauchzer und Jodler von der nahen Buchreiner Alpe herüber, vom Echo leise wiederholt, so bleibt diese Stunde uns unvergeßlich; nur beim Abschied, so schwer er fällt, da spricht Herz und Hand: „Aufs Wiedersehen!"

Das Chorherrenstift Weyarn an der Mangfall.

Von Fritz Schenk.



„Darching!" ruft der Kondukteur und öffnet die Coupéthür. Wir wandern wenige Minuten darauf, nachdem der Eisenbahnzug die Station verlassen hat, auf dem Fußpfade links neben der Bahn bis zum nahen Waldsaume, wo uns ein prächtiges Landschaftsbild Halt gebietet. Tief unter uns im engen Thale rauscht die Mangfall, die Tochter des Tegernsees; mehrere freundliche Mühlgebäude grüßen herauf und unsere Blicke verfolgen das Distriktssträßchen, welches jenseits den steilen Berg hinansteigt, von welchem die ehemaligen Klostergebäude mit der stattlichen Kirche von Weyarn niederschauen. Den Hintergrund der bewaldeten Thalöffnung bilden die in bläulichen Duft gehüllten Schlierseer Berge.

Nachdem wir Auge und Herz geweidet, steigen wir zur ehemaligen Kasperlmühle hinab zur Straße. Beim Bruckmüller mag sich, wer schon Durst fühlt, diesen mit frischem Holzkirchener Gerstensaft stillen. Wir raten jedoch, eine Magenstärkung auf das „Hilaristübchen" in Weyarn zu verschieben und rüstig über die gedeckte Brücke den Berg hinan zu steigen. Unterwegs gelangen wir an einen laufenden Brunnen mit kostbarem Quellwasser.

Wir sind auf der Höhe angelangt, verlassen die Distriktsstraße und verfolgen rechts das Sträßchen zu den ehemaligen Kloster- und Institutsgebäuden. Da hat sich seit dem Jahre 1803 gar vieles geändert! Der nördliche Flügel mit der Küche, dem Winterrefektorium und dem darüber befindlichen Sommerrefektorium, dann ein Teil des östlichen Flügels mit dem Bräuhause und der Bibliothek wurden abgebrochen; der westliche Konventstock im Jahre 1880 zu Institutszwecken aufgebaut. Nur die Kirche mit anstoßendem Seminarstocke, dann der südlich neben der Kirche gelegene Apotheken- und Prälaten-Fremdenstock — jetzt Pfarrhof, blieben im allgemeinen intakt.

Die im zweiten Hofe östlich gelegenen Ökonomiegebäude und Fremdenstallungen sind bis auf wenige Häuschen verschwunden, ebenso das ehemalige Münchener- und das Miesbacherthor.

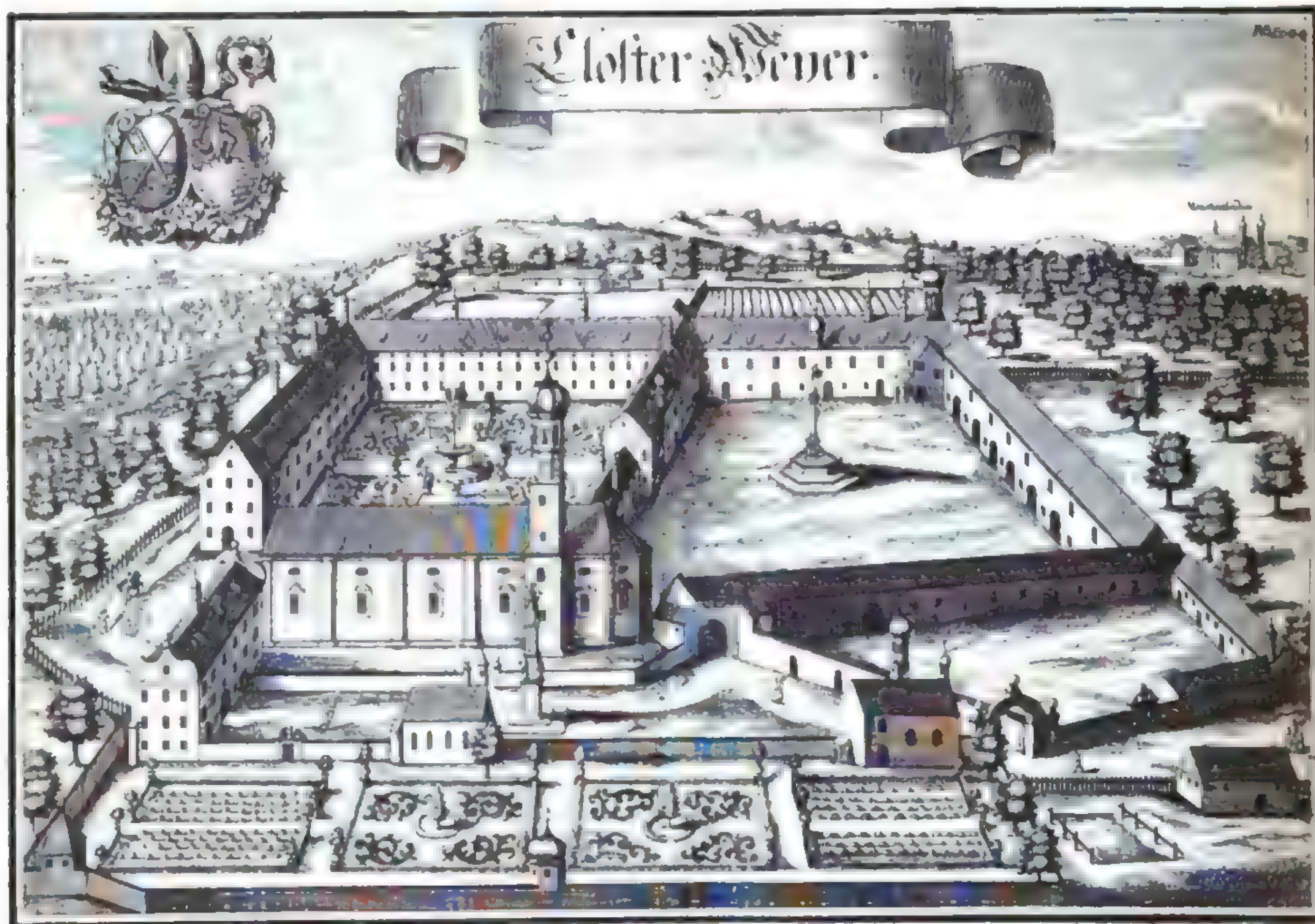
Viele Jahre war die Erlachquelle versiegt, welche dem Kloster so köstliches Trinkwasser lieferte, und vom Wasserturm mit dem Pumpwerke, welches aus beiden Weihern südlich unterhalb der Gebäude das Wasser in bleiernen Röhren zu den zahlreichen Springbrunnen in Gärten und Höfen emporhob, ist jede Spur verschwunden; nur die Fundamente einzelner Brunnenumfassungen sind, mit Rasen bedeckt, noch vorhanden.

Seit dem Jahre 1878 befindet sich eine Knaben-Erziehungsanstalt in Weyarn, und die jungen frischen Knaben bringen in ihren Freistunden einiges Leben in das stille Dorf, in welchem sich zwei Tafernen, drei Krämer und einige Handwerker befinden. Erst seit 1880 haben Sommerfrischler sich auf einige Wochen während der Ferien in Weyarn in Privatwohnungen

eingemietet und führen entweder eigene Menage, oder werden bei den Wirten ganz anständig verpflegt.

Viele Jahre war's einsam und still in den Klosterhöfen, nachdem die letzten Konventualen zu den vorausgegangenen Brüdern in die Gruft und Kreuzgänge gebettet waren. So fand ich's noch in meinen jungen Jahren und muß gestehen, daß die malerische Lage der Klostergebäude am waldigen, steilen Mangfallgehänge, die Einsamkeit und Stille der Höfe und Gärten, dann im Innern, wo sich einzelne Ortsarme in den verlassenen Mönchszellen eingenistet hatten, die dunklen Holzdecken und Thüreinfassungen der Gänge, sowie die aus ihren schwarzen Holzrahmen auf mich niederblickenden, teils schäumenden Kruge über die nächste Sud nachsann, werden wir bei einem Glase frischen Valleyerbieres in die rechte Stimmung versetzt, der nun folgenden Geschichte des Chorherrnstiftes Weyarn aufmerksam zu lauschen:

Auf dem östlichen Gehänge des unteren Mangfallthales, gegenüber der Eisenbahnstation Bruckmühl, stand schon im 11. Jahrhundert die Burg der Grafenfamilie von Falkenstein, die Neuburg genannt, und Graf Patto besaß am westlichen Mangfallgehänge auch eine kleine Burg mit Kapelle, Viare benannt, woselbst er sich mit seinen Söhnen Gerold und Patto des Weidwerks wegen oftmals aufhielt. Nach des Vaters Ableben erhielt Gerold die Burgen Neuburg und



Kloster-Weyarn. Nach Wenings Rentamt München

ernsten, teils jovialen Köpfe alter Augustinerpröpste einen unvergeßlichen Eindruck auf mich machten.

Nun soll ich mit der Geschichte des Klosters beginnen; aber, lieber Leser, ich meine, so etwas läßt sich besser nach dem „Vespern", d. h. nach einer Magenstärkung thun. Ich lade Dich deshalb ein, mir in einen alten Klosterteil, zum Schwaigerwirt, zu folgen. Die Wirtschaft befindet sich neben der Sakristei und da, wo früher das Bräustübel war. Wir setzen uns in dieses, jetzt „Hilaristübel" genannt, weil Herr Schwaiger dasselbe zu Ehren des ehemaligen Fraters Hilarius, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts als Bräumeister sich großen Rufes erfreute, stilgemäß restaurieren ließ. Dort, wo der berühmte Klosterbruder sein Elixir braute, dessen Genuß, wie die Sage erzählt, jede Krankheit bannte, wo er beim Viare, und von seinen Söhnen ward Udalschalk Abt in Tegernsee, und Sigebot, welcher hohe Würden am bayerischen Hofe bekleidete, gründete im Jahre 1133 das Chorherrenstift Weyarn-Viare — Wiarun, der Sage nach aus Lebensüberdruß und Schmerz über den frühen Tod seiner beiden Kinder Sigebot und Friderun. Sein Tod fällt in das Jahr 1136.

Die gräfliche Burg nebst dem römischen Wartturm ließ Sigebot abbrechen und das Material zum Bau der kleinen Stiftskirche verwenden; die Burgkapelle bestimmte er zu seinem Begräbnisplatz.

So erzählt Propst Valentin im Jahre 1650. Dessen Aufschreibungen setzten Propst Rupert und Pater Israel, letzterer bis zur Klosteraufhebung im Jahre 1803 fort.

Wenn wir diesen Catalogus Religiosorum Weyarensium

durchlesen, finden wir über die 39 Klostervorstände während eines Zeitraumes von 670 Jahren manches Interessante.

Da lesen wir beim vierten Propste Konrad im Jahre 1236 von dem ersten Brande zu Wiare, welcher nicht nur einen großen Teil der Klostergebäude zerstörte, sondern auch die stehengebliebenen Mauern aus Tuffsteinen wie in einem Kalkofen brannte, so daß sie ihre Tragfähigkeit verloren. Gleichwohl setzte man das neue Ziegelmauerwerk bei Wiedererbauung darauf, was sich, wie wir hören werden, bitter rächte.

Unter seinem Nachfolger Liebhart finden wir zum ersten Male den Namen Weiern. — Der achte Propst, der so beliebte und gelehrte Albertus, wurde das Opfer des bedeutendsten Brandes in Weyarn in der Weihnachtsnacht des Jahres 1350. Der größte Teil der Propsteigebäude mit dem Kirchenschatze und der Bibliothek nebst allen Urkunden wurde zerstört und die nach dem Brande von 1236 aufgeführten Backsteinmauern stürzten zusammen. — Seine Bibliothekschätze, insbesondere die Urkunden zu retten, eilte Albertus immer wieder in die schon lichterloh brennende Bibliothek, bis er mit Gewalt fortgebracht und zum Klosterweber geführt wurde. Einen günstigen Augenblick benutzend, eilte der dem Wahnsinne verfallene Propst ins Kloster zurück und verschwand für immer. Ringsum läutete man zur heiligen Christmette, nur das harmonische Geläute der Stiftsglocken schwieg in der hochheiligen Nacht, — die Glocken waren geschmolzen!

Alberts Nachfolger Heinrich reiste mit dem Wohlthäter des Klosters, dem Ritter Georg v. Waldeck, zum Papste Gregor XI. nach Avignon, um die Inkorporierung der Pfarrei Neukirchen und Geldmittel zur Wiedererbauung zu erbitten, und im Jahre 1372 waren die Klostergebäude wieder neu aufgebaut.

Unter dem 26. Stiftsvorstande, Propst Johannes III., kam es in der Herrschaft Hohenwaldeck zu den bekannten Reformationsunruhen; doch ist uns nicht bekannt, ob dieselben auch Einfluß auf Weyarns Bewohner hatten. Nur bezüglich des Hofwirtes daselbst finden wir, daß er im Jahre 1585 einen vom evangelischen Prediger in Parsberg abgesandten Boten gegen den katholischen Klosterzöllner im Mühlthal in Schutz nahm, wobei es zu Thätlichkeiten gekommen ist. Der Wirt wurde nach München in den Falkenturm abgeführt und mußte 50 Gulden Strafgeld bezahlen.

Ob unter dem sparsamen Propste Wolfgang Reiffenstuel im Dreißigjährigen Kriege Einfälle in das Stiftseigentum gemacht wurden, darüber findet sich im Catal. Relig. nichts; nur ist bekannt, daß Wolfgang vom Weigelmüller an der Mangfall 1000 Gulden zu Defensionszwecken aufnehmen mußte. Dieser Propst inkorporierte die Pfarrei Feldkirchen bei Westerham.

Sehr eifrig wirkte auch der Nachfolger, Propst Valentin. Derselbe errichtete im Jahre 1646 das Studienseminar; inkorporierte 1638 die Pfarrei Osterwarngau, 1640 die Pfarrei Ottendichel und 1650 die Pfarrei Weihenlinden.

Propst Gelasius erbaute die Stiftskirche 1693 unter Leitung des Italieners Scioska; doch beim Brande am 8. September 1706, wobei der größte Teil des Kollegiums mit dem Turme, den Glocken und der Uhr ein Raub der Flammen ward, litten die Malereien Zimmermanns Schaden.

Beim blutroten Scheine der Mordweihnacht 1705 zu München und auf Sendlings Friedhofe büßten gar viele der Klosterangehörigen von Weyarn ihre Vaterlandsliebe mit dem Tode, und der Konventual, welcher wenige Tage vorher in der Stiftskirche die Fahne der Tapferen geweiht hatte und die noch Zögernden in zündender Rede für die Verteidigung des heimatlichen Bodens zu begeistern wußte, mag, nachdem die Schreckenskunde von dem Schicksale der Kämpfer nach Weyarn gedrungen war, wohl das innigste „De profundis“ für dieselben gebetet haben!

Im Jahre 1703 zerstörte der letzte Brand einen Teil der Ökonomiegebäude.

Unter dem Propste Patrizius feierte man das 6. Säkulum des Klosterbestandes, und der damalige Dekan Sigebot Oeggl konnte, nachdem er der Schicksale des Stiftes gedacht, mit Recht den Eifer der letzten Pröpste in Förderung der Wissenschaft und Musik rühmen.

Im österreichischen Erbfolgekriege erhielt dieser Propst, wohl auf Verwendung eines hohen Salzburger Geistlichen, im Auftrage der Kaiserin Maria Theresia unter dem 1. März 1743 von dem Feldmarschallieutenant v. Stentsch in Traunstein eine „Salva Guardia“, einen Schutzbrief, welchen der damalige Hofmarksrichter und Notar Felix Heiman am 5. März desf. Js. beglaubigte.

In diesem Briefe wird das Kloster, dessen Hofmark, Neukirchen, Weyarn, Reichersdorf, das Pfarrdorf Osterwarngau, auch die Fallermühle bei Thalham (Herrnmühle) in Berücksichtigung so hart erlittener Feuersbrünste in Schutz genommen. Es erhalten alle dem Stentschischen Oberkommando unterstellten Hoch- und Niederoffiziere und Soldaten zu Roß und zu Fuß den strengsten Befehl, das Kloster nebst Zugehörungen bei schwerer Ahndung vor allen Eigenmächtigkeiten, Einlogierungen, Nachtlagern, Geldschatzung, gewaltsamem Hinwegnehmen von Fahrnissen, Lebensmittel, Vieh und allen anderen Sachen ohne Ausnahme zu schonen und demselben weder selbst, noch durch Untergebene irgend einen Schaden zufügen zu lassen, bei unausbleiblicher strenger Bestrafung der zur Anzeige gebrachten Übertreter.

Im Jahre 1755 wurde die Volksschule und das neue Seminar unter Propst Augustin errichtet.

Wir sind beim letzten Vorstande des Chorherrnstiftes Weyarn, beim Propste Rupert Sigl angelangt. Ihm fiel wohl die schwerste Aufgabe zu, indem er am 19. März 1803 die Kloster-Aufhebungsurkunde unterzeichnen mußte!

Der erwähnte Catalogus belehrt uns über die wissenschaftlichen und kirchenmusikalischen Erfolge des Weyarner Stiftes und wir finden unter den Religiosen des letzten Jahrhunderts nicht wenige ausgezeichnete Männer teils in den heimatlichen Schulanstalten, teils an auswärtigen mit Erfolg in Thätigkeit. Es wurden Grammatik, Logik, Rhetorik, Philosophie, Theologie, hebräische Sprache und Mathematik gelehrt; den Unterricht in der Volksschule besorgten in der Regel die älteren Novizen.

Unter den Musikern finden wir Komponisten (Bernhard Kaltenberger und Prosper Hailer) von Bedeutung, Organisten, Sänger, Violinisten, Cellisten, Kontrabassisten, Flötisten, Fagottisten, Hornisten und Trompeter, so daß an Sonn- und Festtagen die Chormusik drei- und vierfach besetzt war. Auch Theatervorstellungen und Konzerte wurden in dem Theatersaale gegeben, welcher sich im neuen Seminare befand.

Wenn wir annehmen, daß neun Pfarreien mit mehreren Filialen von Weyarn aus pastoriert wurden, daß das Stift

sohin viele Geistliche auswärts verwenden mußte und daß die Lehranstalten zahlreiches Personal absorbierten, so mag die Anzahl der Konventualen immerhin eine große gewesen sein.

Nach der Aufhebung wurden die Exkonventualen im Kloster unter dem Dekan P. Gregor und dem Ökonomie-Administrator P. Norbert bis auf weiteres belassen, nachdem die Versteigerung der Klosterrealitäten nur langsam vor sich ging.

Viele einstmalige Chorherren, welche Pfarreien versahen, kehrten im höheren Alter nach Weyarn zurück, um da zu sterben und bei ihren Brüdern begraben zu werden. Der letzte derselben war P. Gerhoch Funk, ein beliebter Prediger und tüchtiger Musiker, er starb, 82 Jahre alt, im Jahre 1842 und liegt in der St. Jakobskapelle, im Grabe des einstigen Stifters der Kanonie Weyarn.

Aber noch einen ehemaligen Insassen des Stiftes hat man auf dem stillen Friedhof zu Weyarn zur Ruhe gebettet, den letzten Novizen, den einstigen Frater Laurentius.

Er war ein Sohn des im Jahre 1828 im 91. Jahre seines Lebens verstorbenen Hofwirtes Kirchberger zu Weyarn, besuchte die Klosterschule, die Lateinschule und das Gymnasium. Wegen seines besonderen Fleißes und Talentes schickte ihn Propst Rupert an das Lyzeum nach Dillingen, von wo Lorenz als Baccalaureus nach Weyarn heimkehrte und als Novize in den Orden trat. Nachdem jedoch ein Zungenleiden — er sprach fast jedes Wort zwei- bis dreimal aus — trotz ärztlicher Behandlung nicht zu beseitigen war, mußte ihm der Propst, obwohl mit schwerem Herzen, den Rat geben, einen andern Beruf zu wählen. Ein Versuch, im Benediktinerstifte zu Tegernsee aufgenommen zu werden, mißlang aus demselben Grunde. So kehrte der arme Baccalaureus heim nach Weyarn und — betrieb das Metzgergewerbe bei seinem Vater. Auf einem sog. Gaigange, um Vieh einzukaufen, lernte Lorenz die Wirtstochter Elisabeth Scharman in Litzeldorf bei Au kennen und heiratete sie. Sein Vater hatte bei der Versteigerung der Klosterrealitäten den sog. Konventstock, in welchem einst sein Lorenz als Novize lebte, ersteigert und war, nachdem er diesem Sohne die Wirtschaft übergeben hatte, in dieses Haus gezogen, wo er im Jahre 1828, beweint von dreizehn Kindern, starb.

Der neue Wirt wußte sich bei Gebildeten durch sein anständiges Benehmen Achtung zu verschaffen, und die Geistlichen der Umgegend nahmen gar oft ihren Nachmittagstrunk beim „Laurentius“ ein und unterhielten sich mit ihm in lateinischer Sprache, in welcher sich derselbe noch sehr gewandt ausdrücken konnte. Auch die Miesbacher Landrichter Wiesend, Knorr und Schmid verkehrten häufig mit Lorenz Kirchberger, dem „herrischen Wirte“ von Weyarn. Die Landleute erholten sich Rat bei ihm in ökonomischen Angelegenheiten, denn Kirchberger las nicht nur noch seinen Horaz, sondern war auch ein eifriger, tüchtiger Ökonom.

Seine Ehe mit der Litzeldorferin war mit dreizehn Kindern gesegnet, von welchen der älteste Sohn Lorenz im Jahre 1850 die Wirtschaft übernahm, während sich die Eltern in den Konventstock zurückzogen.

Dort, in derselben Zelle, in welcher der junge Novize Laurentius vor 58 Jahren als Baccalaureus so viele Thränen über sein Mißgeschick vergossen, entschlief er im Jahre 1863 im Alter von 78 Jahren.

So nehmen wir Abschied von dem einstigen Klosterdörfchen mit seiner stärkenden Wald- und Bergluft, seiner malerischen Umgebung und wünschen dem Leiter der dortigen Erziehungsanstalt, welche sich so guten Rufes erfreut, auch ferner Glück und Gedeihen!

Der Bauernkönig von Appetshofen.

Ganz nahe an der Eisenbahn zwischen Harburg und Nördlingen, bei der letzten Station Möttingen, steht auf einem mäßigen Hügel ein Schloß nebst einem Turme, die aber beide ihren Verfall auch nicht einmal dem flüchtigen Blicke eines Reisenden auf der Eisenbahn mehr verbergen können. Aus Schloß Lierheim — denn das ist sein Name — sind eben verschwunden die edlen Geschlechter der Lierheimer, der Oettinger, Miltenburger und Hörnheimer, welche nacheinander im Besitze derselben waren. Im Jahre 1541 erkauften es die Nördlinger von Hans Walther von Hürnheim und die Reichsstadt gab es abermals käuflich ab an den Deutschorden. Ich habe dieses Schloß und den Turm nur benutzen wollen als Finger der Vorzeit, der jetzt noch hinabzeigt in das ganz nahe gelegene Dorf Appetshofen, in welchem wir ein wenig einkehren wollen. Doch versetzen wir uns mit unserer Einkehr im Geiste zurück in das Jahr 1562. Da sehen wir am Donnerstag nach Michaelifeiertag einen Mann durch's Dorf reiten, der unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Seinen Kopf bedeckt ein schwarzer Filzhut, dessen breite Krempe auf zwei Seiten so hinaufgeschlagen ist, daß sie nach einer Richtung eine Spitze bildet, nach der andern aber in ihrer ganzen Breite sich zeigt. Die Spitze richtet sich nach vorn über der Stirn in die Höhe; die breite Seite hängt über den Nacken herab. Dabei ist der Hut ringsum mit Blumen und Rauschgold, gefärbten Glasstücklein und Flitter so umwunden, daß die niedrige runde Höhlung, in welcher der Kopf steckt, fast einer Krone von Gold und Edelsteinen gleichsieht. Weiters ist der Reitersmann mit einem schwarzen Rock angethan, über welchen ein breites, rotseidenes Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte hinläuft, woran ein großes breites Schwert hängt. Eine rottuchene Weste mit großen silbernen Knöpfen ziert die Brust, und schwarze bocklederne Hosen, die bis unter die Kniee reichen, werden noch eine Hand breit von den Stiefeln überdeckt, an deren Absätzen ein paar gewaltige Sporen angebracht sind. Das Pferd ist mit roten, grünen und blauen Bändern reichlich geschmückt und trägt eine rote Decke über den Sattel, deren reiche Bortenverzierung einen Überfluß an Gold bei dem beurkundet, der sie anschaffte. Was aber den Reiter vor allen Dingen auszeichnet, das ist eine rot und weiße Fahne, die er in der Linken hoch einherträgt, und ein Mann mit einer Partisane oder einem Nachtwächterspieß, welcher neben ihm geht. So oft er an einen Bauernhof hinreitet, stößt der Begleiter dreimal mit dem Schaft seines Spießes an das Hofthor, und voll Ehrfurcht, das lederne Hauskäpplein in der Hand tragend, tritt der Bewohner des Hauses vor den geschmückten Reiter und fragt: „Was steht dem Herrn König

zu Befehl?" Darauf beginnt der Gefragte: „Nachdem der junge Hirschbauer seinen Hof bei seines Vaters tödlichem Abgange zu einem Erbe überkommen hat, so wird derselbige am Montage, der da kommt, durch mich und meine Dienstmannen zu einem Bauern eingesetzt und mit allen Rechten eines freien Bauersmannes belehnt und darin bestätigt. Dabei hat der N. N. als wohlbestallter Bauer zu erscheinen und ohne erhebliche, ehrhafte Ursachen nicht wegzubleiben bei Erkenntnis eines Gulden gebührender Straf." Waren diese Worte mit Anstand und Nachdruck, wie sich's für die Würde eines Königs ziemt, hergesagt, so ritt der Gewalthaber vor einen andern Bauernhof und that dort dasselbe.

Dieser Mann aber, der so geschmückt und gewappnet einherritt, und dem die ganze Schar der Dorfjugend folgte, war der „Bauernkönig von Appetshofen". Denn nirgends gab es eine solche Würde, als in dem besagten Dorfe. Und in keinem andern Dorfe der Umgegend ist eine förmliche Einsetzung und Bestallung eines Bauern in der Art üblich gewesen, daß dieser, er mochte nun durch Erbfall oder Kauf und Tausch oder Heirat ein Hofgut übernehmen, erst dann als Genosse der Bauernschaft galt und angesehen wurde, wenn er vom Bauernkönig förmlich eingesetzt war.

Am Montag nach Matthiastag versammelten sich die Bauern von Appetshofen und dem anliegenden Lierheim auf einer Anhöhe außerhalb des Dorfes Appetshofen. Auf einem Stuhle saß der Bauernkönig in demselben Schmucke, in welchem er im Dorfe herumritt, hinter ihm stand der Ortsdiener mit der Partisane; zu seiner rechten und linken Seite befanden sich je drei Bauern, des Königs Minister oder hohe Räte, und im Halbkreise hatten sich die übrigen Bauern gruppiert. Waren alle versammelt, so erhob sich der König und verlas die „Bauernordnung", darinnen alle Rechte und Pflichten eines Bauern genau angegeben waren, und wie sich ein jeglicher gegen seinen „Nachbauern" zu Dorf oder Feld verhalten soll. Die ganze Bauernordnung war nun verlesen, und der König rief: „Es trete herfür der neu angehende Hirschbauer und gelobe in meine und meiner Mitgenossen Hand, daß er solcher alten christlichen Bauernordnung getreulich nachkommen wolle!"

Der junge Hirschbauer näherte sich dem Könige, erhob seine Rechte und sprach: „Ich gelobe alles zu halten, was in verlesener und von mir wohl verstandener Ordnung gefordert ist, treulich und ohne Gefährde!"

„So seid Ihr auch auf- und eingenommen in unsere Gemeinschaft als ehrsamer Bauer. Des zum Zeichen geb' ich Euch Handtreue, wie auch meine beistehenden Genossen." Nachdem der junge Hirschbauer sowohl vom Könige als auch von den sechs hohen Räten desselben den Handschlag hingenommen hatte, blieb er noch eine Zeitlang stehen, und der König rief abermal: „Diesem nun aufgenommenen Bauersmann sollt und wollt ihr anderen im Fall der Notdurft je einen halben Tag mit ganzer Mühe umsonst ackern, fahren, oder sonst im andern Wege ihm dienen, wie es christlichen Nachbauern zusteht". „Ja, das wollen und thun wir," erwiderte die ganze Versammlung. „Dieweilen man aber von solcher Handlung ohne Essen und Trinken niemals abgezogen, so soll der eingesetzte Bauer allen Anwesenden und dazu gehörigen Personen eine Suppe, Fleisch mit einer Henne und Hasenöhrlein samt dem Brot ohne allen Entgelt den anderen aufzutragen schuldig sein. Soviel aber den Trunk belangt, soll an denselben jede Person auf gleiche Teil ohne alle Gefähr und Hinterlist angelegt werden."

In Anbetracht dieser Gewohnheit stellte sich der neu bestellte Hirschbauer in die Mitte der Versammlung und lud zuerst den König samt seinen hohen Beisassen zur Mahlzeit ins Rössels-Wirtshaus und dann alle lieben anwesenden Nachbauern und Gefreundte. Der König aber befahl seinem Leibdiener, der mit dem Spieß hinter ihm stand: „Er solle nun nachsehen, ob alle Bauern auch anwesend seien; von den fehlenden solle er sogleich einen Gulden Buß erheben, da diese Strafe zur Zeche verwendet werden müsse."

Nicht mehr als zwei Bauern fehlten.

Beim Rösselswirt aber ging es bis Mitternacht lustig zu. Da wurde der Tisch nicht leer von Speisen und Getränken, und dabei kreiste der Becher von einem zum andern, der fleißig geleert und wieder eingeschenkt wurde auf das Wohl des neu aufgenommenen Bauers. Der Hirschbauer ließ sich auch noch ein Erkleckliches am Trunke kosten; gleichwohl machte die Rechnung noch einen Gulden per Mann, den die Fehlenden gerade so zahlen mußten, wie die Anwesenden. Der Bauernkönig samt Räten durfte nur guten Wein trinken und der Rösselswirt verstand die Zeche zu machen. — Noch im Jahre 1770 gab es in Appetshofen einen Bauernkönig und wurde die vorstehende Ordnung bei Einsetzung eines Bauern beobachtet.

Ungedruckte Sagen aus der Rhön.

Von Arthur Achleitner.

Wie der Bayerwald, ist auch die Rhön so ziemlich unbekannt geblieben für weite Kreise bis in die jüngste Zeit, wiewohl beide Gebiete reich an Schönheiten der Landschaft und an kulturhistorisch interessanten Sagen sind. Letztere hat für das Gebiet der Werra, Rhön und der fränkischen Saale Ch. Ludwig Wucke gesammelt, der trotz des erloschenen Augenlichtes als blinder Mann hochbetagt die Reste volkstümlicher Anschauungen, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen gleich verstreuten Perlen mit nimmermüdem Eifer zusammenlas. Was er im Jahre 1864 in einem Buche aus dem Werragebiet und der Rhön niederlegte, hat bleibenden Wert und bildet eine wichtige Quelle für den Forscher. Wucke blieb, wie jeder Sagensammler, unermüdlich und suchte eifrig weiter, blind und gebrechlich, aber mit dem Eifer glühender Begeisterung für seine Sache. Was Wucke bis zu seinem Tode gesammelt, ist durch Dr. H. Ullrich als Ergänzung des alten vergriffenen

Sagenbuches jüngst neu herausgegeben worden: ungedruckte Sagen aus der Rhön und Werra, die auch für Bayern einen wertvollen Beitrag zur Landeskunde bilden.

Weshalb die Münnerstädter Nägelsieder genannt werden? Der alte blinde Wucke erzählt uns darüber: Als der Kaiser den Ort Münnerstadt mit städtischen Rechten begnadigt, und die neue Bürgerschaft ihren Magistrat gewählt hatte, wollte sie natürlich auch ein Rathaus haben. Bald stand dasselbe fertig, doch, wie zu Schilda und anderswo, hatte man auf Turm und Fenster vergessen. Nach langem Hin- und Herreden beschloß der Magistrat den Bau wieder einzureißen und einen neuen aufzuführen. An Holz war kein Mangel und die teuren eisernen Nägel könne man ja wieder benutzen, meinten sie. Als sich aber herausstellte, daß die Nägel alle krumm geworden und so nicht zu gebrauchen waren, machte der Bürgermeister den Vorschlag, die krummen Nägel so lange zu sieden, bis sie wieder weich werden und wieder gerade gebogen werden können. Natürlich stimmte der Rat dem Bürgermeister zu, und die Münnerstädter sotten Nägel und rührten sie im riesigen Kessel mit Hopfenstangen um. Wie sie sich freuten, daß die Nägel im heißen Wasser pfiffen! Als aber die Nägel einen ganzen Tag sotten und nicht weich wurden, da gab man das undankbare Werk auf. Den Münnerstädtern ist aber der Name: „Nägelsieder" geblieben.

Das Dorf Maßbach liegt in einer sogenannten Wetterscheide und bleibt von Wetterschäden meist verschont. Die Sage berichtet, hinter dem Mühlberge liege ein Einhorn begraben, das kein schweres Gewitter herüberlasse. So kommt es, daß sich niemand an Wetterschäden in der Maßbacher Gemarkung zu erinnern weiß.

Die große Glocke zu Maßbach soll einst von schwedischen Soldaten geraubt und verschleppt worden sein. Ein Schwein wühlte viel später an der Zeit eine Glocke aus einem Brunnen bei Stadtlauringen aus. Im Turm zu Stadtlauringen aber gab die Glocke keinen Ton von sich, zum großen Erstaunen der Leute, da die Glocke nicht zerbrochen war. Ein Fremder riet den Leuten, die Glocke einem Esel aufzuladen und Meister Langohr laufen zu lassen, wohin er wolle. Der Esel werde die Glocke sicher hinbringen, wo sie hingehöre. Richtig lief der Esel schnurstracks zur Kirche in Maßbach. In den dortigen Turm gebracht, ließ die Glocke den schönsten Ton vernehmen. Jener Brunnen hat den Namen „Glockenbrunnen" bekommen, und die Maßbacher gaben den Stadtlauringern für die Glocke einen Wald auf Maßbacher Markung, den sogenannten „Stadtlauringer Forst".

Die Sagen von der Wunderblume und der schatzhütenden Jungfrau finden wir auch nach Aufzeichnungen Wuckes im Rhöngebiet, und zwar auf den Trümmern der einst so gefürchteten Raubburg Steinach. Neu hingegen aufgenommen ist die Aufforderung einer „weißen Frau" im alten Steinacher Schloß an einen Holzarbeiter Lorenz, der Erscheinung der Geister zu folgen, ohne umzusehen, und alle Schlüssel der zu öffnenden Schlösser abzuziehen und einzustecken. Der halsstarrige Lorenz weigerte sich, mitzugehen, auch als die „weiße Frau" ihm bedeutete, er dürfe den Pfarrer oder seinen Taufpaten mitnehmen. Die Weigerung brachte den Lorenz ins Elend, vor dem Schloß aber sproß eine Linde, von der es heißt, in hundert Jahren werde aus dem Holz dieser Linde eine Wiege für einen Nachkommen des Lorenz gezimmert werden, dem es vergönnt sein wird, die weiße Frau zu erlösen. Über fünfzig Jahre grünt die Linde bereits.

Von der Burg Botenlauben bei Kissingen erzählen Bechstein, Panzer, Gottschalk 2c. Wucke berichtet über Zerstörung derselben: Als im Bauernkriege die Burg von den aufrührerischen Bauern lange genug hart bedrängt worden war, und diese endlich einsahen, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, gewannen sie den Koch zum Verrat. Kaum waren aber die Bauern durch den Koch eingelassen, da stachen sie dem Verräter die Augen aus und warfen ihn in die Flammen der brennenden Burg. Noch heute wandelt sein ruheloser Geist, zur Strafe des Verrates, in den Trümmern umher, und in stürmischen Nächten vernimmt man sein eintöniges Klopfen auf dem Küchenbrette, durch welches er damals das Zeichen zum Einbruch der Bauern gegeben.

Eine Variation der Kriegslist des Tiroler Ritters Wilhelm v. Starkenberg auf Greifenstein gegen den Belagerer, Herzog Friedel, ein Schwein von der Burg hinab zu werfen, finden wir an den Ufern der fränkischen Saale. Tobias Ebelin auf Trimburg schoß das letzte Schwein im Vorrat der umzingelten Burg ins schwedische Lager, und richtig zogen die Belagerer ab. Ebelin soll auch den Kopf eines Schweden der ein Mädchen im Schloß gewonnen, nach der Enthauptung hinübergeschossen haben. Von Ebeling laufen verschiedene Spukgeschichten um. Sein Rappe kam zur Nachtzeit ledig auf die Burg gelaufen.

Die Sage kennt auch ein Kloster nächst der Trimburg und eine heldenmütige Äbtissin, die Geschichte weiß davon nichts.

Brückenau hätte, als es noch fuldaisch gewesen, bei einem Haar das Schicksal Trojas geteilt, wenn nicht der heilige Georg helfend beigesprungen wäre. Als nach der Ermordung des Abtes Bertho II. von Fulda, genannt Fingerhut, dessen Mörder zum Teil am Leben bestraft und deren Burgen zerstört worden waren, wollten sich die Ritter v. Thüngen, Bibra, Erthal, Schenkwald und andere an der fuldaischen Stadt Brückenau rächen und nahmen zu folgender List ihre Zuflucht: Sie steckten einen Teil ihrer Knechte in leere Weinfässer und ließen dieselben nächtlicher Weile in die Stadt fahren. Die versteckten Reisigen öffneten darauf den verbündeten Rittern eins der Thore. Die Ritter drangen ein und das Städtchen wäre verloren gewesen, wenn sich nicht in der höchsten Not der heilige Georg als Schutzpatron der Stadt dem eingedrungenen Feinde in Person gegenübergestellt und die Ritter Hals über Kopf zum Thor hinausgejagt hätte.

Dr. Ullrich schließt den Nachlaß Wuckes mit kleineren Aufzeichnungen aus dem Pfarrdorf Römershag bei Brückenau und über die Burg Schildeck, Sagen, die im Dreißigjährigen Kriege und der Schwedeninvasion wurzeln.

Aus der gedrängten Übersicht der Rhönsagen Wucke-Ullrichs ergibt sich der Wert des Buches für den Sagenforscher und jene, welche an Land und Leuten Interesse haben.

Kleine Mitteilungen.

Züge bayerischer Tapferkeit. Im April des Jahres 1805 lag das 5. bayerische Infanterie-Regiment vor der Festung Kosel in Schlesien. Ein verzweifelter Ausfall der Feinde am 10. April setzte das Regiment in harte Bedrängnis, und erst nach wütendem Kampfe, wobei sich besonders Major Baron v. Donnersberg, Hauptmann Seebus und Lieutenant Fuchs von den Offizieren auszeichneten, gelang es, den Gegner zurückzudrängen. Der kleine Tambour Franz Öschay geriet in einen Sumpf, in dem er langsam zu versinken drohte. Der tapfere Knabe achtete nicht der Gefahr eines grauenhaften Todes, er schlug unermüdet den Sturmmarsch. Es gelang nach Beendigung des Kampfes, ihn aus seiner peinlichen Lage zu befreien.

Die Sage vom goldenen Fuchs zu Rothenbühl. Rothenbühl ist ein kleiner Ort von nur drei Häusern, die von einem Ausläufer des Buchberges ins Thal der Wiesent herniederschauen. Da stand vor Zeiten eine Kapelle und daneben das armselige Häuschen eines Taglöhners, dem der liebe Gott außer einem Häuflein kleiner Kinder wenig an Hab und Gut beschert hatte, wie es eben gar oftmals im Leben der Fall ist. Da war Schmalhans Küchenmeister. Die Milch der einzigen Ziege reichte nur für die ganz Kleinen, und für die übrige Familie holte man beim nahen Birkenreuter Brunnen drei Mal des Tages reinen und unverfälschten Stoff zur Suppe. Da seufzten die guten Leute gar oftmals und blickten zum Himmel auf, und der Mutter kam manchmal ein Thränlein in die Augen, wenn die Kinder andächtig beteten „unser täglich Brot gib uns heute". Aussicht bot zwar das Häuschen hinab ins gar fruchtbare Thal, hinüber nach dem eine Stunde südlich gelegenen Ebermannstadt und hinauf nach Streitberg, aber eine solche auf bessere Tage war nicht vorhanden. Einstmals hatte der Taglöhner einen ganz besonderen Traum, den erzählte er am frühen Morgen der Frau, wie ein ehrwürdiger Mann an sein Lager getreten sei und ihn aufforderte, nach Regensburg zu reisen, da werde er auf der steinernen Brücke Glück und Reichtum finden. Die Frau lächelte ungläubig darüber, denn da, wie sie meinte, gehen ja täglich Hunderte vorüber, die für ihn das Glück nicht liegen lassen werden. Aber wunderbarerweise hatte der Mann in der zweiten und dritten Nacht den nämlichen Traum, und da die Erscheinung genau den Tag bestimmte, an dem er sich in Regensburg einfinden sollte, suchte die Frau die letzten Gröschlein zusammen und der Mann ging, um sein Glück zu finden. Auf dem kürzesten Wege — immerhin 30 Stunden — kam er nach Stadtamhof und bald hatte er die Brücke vor sich. Da ging er den ganzen Tag auf und ab, Hunderte und Hunderte von Menschen kamen an ihm vorbei, alle betrachtete er, Stunde um Stunde schwand dahin, es kam der Abend heran, aber vom Glück war weder etwas zu sehen, noch zu hören.

Ganz betrübt über sein Geschick wollte er eine Herberge suchen und eben die Brücke verlassen, als ihm ein Bürger begegnete, der zu ihm sprach: „Lieber Mann, schon dreimal gehe ich vorbei und immer sehe ich Euch da stehen; was erwartet Ihr denn hier?" Der Befragte erzählte seinen Traum, dann von seiner Armut und wie er nun die letzten Kreuzer vergeblich zur Reise verwendet habe. Der Bürger lachte herzlich darüber und sagte: „Geht weiter mit Euerm Traume; auch ich habe vor drei Tagen einen Traum gehabt, daß unter der alten Kapelle zu Rothenbühl ein goldener Fuchs begraben liege. Aber ich weiß nicht, wo ein Ort Rothenbühl zu finden ist, und habe auch nicht Lust, dahin zu reisen. Wenn Ihr den Goldfuchs wollt, den könnt Ihr haben, geht nur nach Rothenbühl und mich soll's freuen, wenn Ihr ihn findet." Der Mann vernahm mit Staunen die Worte des Bürgers und machte sich in der frühesten Stunde des nächsten Morgens auf den Rückweg in die Heimat.

Das Füchslein durfte nicht lange mehr auf Erlösung warten; bald war es hervorgegraben und durch dasselbe wurde aus dem Taglöhner ein wohlhabender Bauer.

Sage vom Nüdlinger Pfingstgeläute. Im Dorfe Nüdlingen bei Kissingen hat sich bis auf den heutigen Tag ein seltsamer Gebrauch erhalten, daß am ersten Pfingsttage jeden Jahres mittags 12 Uhr ein vollständiges Grabgeläute abgehalten wird. Vor Zeiten wurde sogar ein Leichenzug sinnbildlich dargestellt, was aber Unfugs halber abgeschafft wurde. Die Sage darüber ist folgende: „Eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, Münnerstadt zu, lag das Schloß Henneberg, so Hermann I. von Henneberg 1242 erbaut hatte. Daselbst nun saß bald darauf ein Kastellan, der das Geld sehr liebte. Der Teufel versprach ihm daher, ihn zum reichen Manne zu machen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Vogt ließ sich darauf ein, unterschrieb den Vertrag, und nach so und so viel Jahren sollte am Pfingsttage mittags 12 Uhr der Teufel den Herrn Kastellan abholen. Dieser war nun der vergnügteste Mensch, er hatte ja Geld im Überflusse. Aber merkwürdigerweise, wer von ihm Geld borgte, der hatte damit kein Glück, er kam um Haus und Hof.

Endlich war der Termin abgelaufen, und es wurde dem Vogte bange ums Herz. Schnurstracks in die Hölle fahren, das wollte er nicht. Ging also nach einem Kloster und bekannte da einem Pater den ganzen Sachverhalt. Der Pater gab ihm nun den Rat, sein Geld teils zur Ehre Gottes, teil zu Nutzen der Menschen zu verwenden; denn dann sei das Geld gesegnet und so gut wie ehrlich verdient. Das war dem Vogte ganz recht, und er atmete leicht auf, als ihm der Pater sagte: „Morgen, als am ersten Pfingsttage muß ich in Nüdlingen eine Leiche halten. Ich werde aber erst kurz vor 12 Uhr zu läuten anfangen lassen; da können wir dann mit dem Erzfeinde fertig werden, denn das Läuten geweihter Glocken kann er nicht vertragen und so wird er sich fernhalten."

Am ersten Pfingstfeiertage stellte sich nun kurz vor 12 Uhr Luzifer wirklich ein und sagte zum Herrn Kastellan: „Komme mit, Deine Zeit ist aus, der Kontrakt muß jetzt erfüllt werden".

Der Vogt meinte, das könne gar nicht sein, daß schon so und so viele Jahre vorübergeflossen seien, und wandte mit einem Irrtume ein. Allein der Pfandinhaber rechnete dem armen Vogte alles vor, und es war traurig, aber wahr, daß die fixierte Zeit wirklich abgelaufen war.

Aber da begann in dem benachbarten Nüdlingen plötzlich das Grabgeläute. Der Böse konnte das nicht vertragen, er hielt sich die Ohren zu. Die Hand von dem Vogte lassend, verkroch er sich in eine Ecke. Während des Geläutes hatte es auch 12 Uhr geschlagen, aber man hatte es nicht gehört.

Nun kam der Böse aus seinem Winkel hervor und sagte zum Herrn Vogte: „Freundchen, jetzt wollen wir uns auf den Weg machen!" Aber der Kastellan, ein gewürfelter Patron, erwiderte: „Bruderherz! Du hast den Termin versäumt".

Das verdroß aber seinen Gegner so sehr, daß er unter fürchterlichem Gestanke eine Luft auspustete, welche sich am Herdfeuer entzündete und eine Explosion verursachte. Der Vogt, dem Haare und Bart versengt wurden, konnte mit genauer Not das Freie erreichen.

Für seine wunderbare Rettung nun bedachte der Kastellan Kirchen und Klöster reichlich und machte in Nüdlingen eine Stiftung, daß jeden ersten Pfingsttag, mittags 12 Uhr, ein vollständiges Grabgeläute geschehen solle.

In der nächsten Nacht aber, als der Vogt den Henneberg verlassen und im Castrum Nüdlingen Wohnung genommen hatte, soll nachts 12 Uhr der Böse gekommen, ihn sanft an der Kehle gepackt und so aufgeweckt haben. „Erdwurm," sagte er, „Du

hast mich mit Deinem Pfaffen um Deine Seele betrügen wollen; aber, ich sage Dir, so Du nicht auf der Stelle im Stiftungsbriefe schreibst, daß jeder Pfaffe, der das Läuten unterläßt, mir statt Deiner zur Verfügung gestellt sein soll, so breche ich Dir sofort den Hals."

Der Vogt hätte noch mehr geschrieben, um sich seinen alten Freund vom Halse zu schaffen, machte daher keine Umstände, die verlangte Klausel beizusetzen.

Als nun einst ein Pfarrer das Grabläuten unterließ, fingen die Glocken von selbst zu läuten an, er aber wurde von unsichtbaren Händen geplagt und gezwickt und des Nachts aus dem Bette geworfen. Seitdem hat es keiner mehr unterlassen.

Der Stiftungsbrief ist zwar verloren gegangen, aber der Gebrauch wird bis auf den heutigen Tag beibehalten.

Schloß Henneberg verfiel, aber der größte Teil des Schatzes liegt noch auf dem Burgberge vergraben, wird alle 100 Jahre gesehen und um ihn herum sitzen graue Männer. Das wollte vor etwa 100 Jahren ein alter Schuhmacher von Münnerstadt gesehen und sogar einige Goldstücke mitgenommen haben, die er aufbewahrte, um seinen Sohn studieren zu lassen. Allein im Teufelsgelde war kein Segen; der Junge blieb immer der letzte, bis das Geld fort war, dann wurde er ein Schuster, wie sein Vater es war.

Bayerische Nationaltrachten. Wir haben vor kurzem die reizende malerische Gruppe der Landleute aus Ottmaring gebracht. Den Wagen mit den schmucken hübschen Mädchen und Frauen geleiteten zwölf Reiter. Die prächtigen Gestalten von Roß und Mann, die originelle Bezäumung lenkten aller Augen auf sich und sicherten der Gruppe des Bezirksamts Friedberg allgemeine Bewunderung. Wir bringen die Photographie eines Reiters; die photographische Anstalt der Gebrüder Martin in Augsburg war so liebenswürdig, uns ihre Aufnahme zur Verfügung zu stellen. Die seltene Art der Aufzäumung und des geschmückten Geschirres ist auf beschränktem Gebiete, hauptsächlich in den Bezirksämtern Friedberg und Aichach üblich. Das Zaumwerk wird nur bei besonders festlichen Anlässen gebraucht, die Rosse werden damit geschmückt, wenn ein Primiziant, ein neu geweihter Priester zur Feier des ersten hl. Meßopfers von einer Reiterschar in den Ort der Primiz geleitet wird; ferner bei der Begleitung der Hochzeitswagen, welche die Aussteuer der Braut in die neue Heimat bringen. Das Geschirr ist von schwarzem Leder, die Zierrat der niedlichen Ornamente besteht aus zahllosen aufgenähten Muscheln; vor Zeiten war es üblich, sie mit Natternköpfchen zu besetzen. Die erlegten Reptile wurden in einen Ameisenhaufen gelegt und den fleißigen Tierchen zur Abnagung und Skelettierung überlassen; das Gerippe wurde dann zur Schmückung des Geschirres verwendet.



Reiter aus dem Bezirksamt Friedberg.

Ein vergessener bayerischer General. Gänzlich erloschen ist das Gedächtnis des bayerischen Generals Truckhmüller. Diesem, von der Picke auf dienenden Manne wurde als Oberst der ehrenvolle Auftrag zu teil, die vielen Offiziersfrauen der am 24. November 1643 durch den Überfall von Tuttlingen gefangenen Franzosen nach Schaffhausen zu eskortieren. Und als am 5. Oktober 1648 die Schweden auf einer Hirschjagd bei Dachau in die Falle gingen, befehligte Truckhmüller die bayerische Reiterei. Dieses war die letzte Waffenthat dieses Kriegers und seines vielbewegten Lebens. Er starb am 3. Oktober 1659 als kurbayerischer Feldmarschallleutenant zu Neumarkt i. d. Oberpf., woselbst er auch Schultheiß war. Für gnädige Abwendung der Pest hatte er 1649 das Wallfahrtskirchlein Emmenthal (Ebenes Thal) in der Nähe des Schlosses Prun a. d. Altm. erbaut. Nach 1635 war er in den Besitz des auch bei Prun befindlichen Edelsitzes Aicholding gekommen, das er den Jesuiten in Ingolstadt übergab. Leider ist uns über den verdienten Mann nicht mehr als Vorstehendes bekannt geworden, sowie es uns auch nicht gelang, ein Porträt von ihm zu bekommen. Ein solches befand sich 1867 noch in der Kapelle des besagten Schlosses Prun, und zwar auf einem allerdings schon übel zugerichteten Ölgemälde mit der Jahreszahl 1647, Christum vorstellend, wie er sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen". Zur Seite steht der General Truckhmüller im weißen Spitzenkragen, mit blauen Ärmeln und Hosen, gelbem Koller und Stulpstiefeln. Auf der andern Seite befindet sich seine blonde Gemahlin in schwarzem Kleide. Nach einer Zuschrift des Herrn Ortsgeistlichen von Prun ist das Bild nun verschwunden.

Schuhkrieg zu Speyer. Im Jahre 1479 hat sich zu Speyer ein lächerlicher Streit zwischen den Bäcker- und Müllerknechten einerseits und den Schneidergesellen andrerseits um Fastnacht begeben; denn als diese eine Gesellschaft und Tanz mit Jungfern vorgenommen und dabei mit einem schwarzen und einem weißen Schuh angekleidet gewesen, haben es jene nicht zugeben wollen, behauptend, daß ihnen allein solches gebühre, den Schneidergesellen aber in allen Reichsstädten verboten wäre, derohalben sie sich unter einander vereiniget und ausgemacht hätten, wenn ihnen ein also beschuhter Schneider begegne, ihn niederzuwerfen, die Schuhe abzunehmen und zu verhauen. Haben solches die Bäckerknechte auch wirklich auf dem Roßmarkte an einem Schneider und folgendes auch an anderen gethan und davon nicht abstehen wollen, weshalb der Rat ihrer 48 in den Turm sperren ließ, darin sie fünf Tage gesessen, inzwischen die Bürger von den benachbarten Dörfern mit Notdurft versehen worden. Nach fünf Tagen hat man die, so sich an den Schneidergesellen nicht thätlich vergangen, losgelassen, doch sie wollten nicht arbeiten, bis auch ihre Mitbrüder losgelassen wären, was auf Bitten der Meister nach etlichen Tagen geschah, worauf der Rat entschied, daß hinfüro kein Schneidergeselle ohne Erlaubnis des Rates einen weißen Schuh, dagegen die Bäcker- und Müllerknechte keinen zerteilten Schuh, sondern entweder ganz weiß oder ganz schwarz tragen sollen. Und damit hatte der Schuhkrieg sein Ende.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nº 35. 2. Jahrgang 1891.

Des Löwen Handstreich.

(Nachdruck verboten.)

Historische Erzählung von Hugo Arnold.

(Fortsetzung.)

Wo die Isar eine Stunde weiter gegen Norden ihre Fluten wälzt, schiebt sich über die Flucht des rechtsseitigen Gestades ein ansehnlicher Landvorsprung hervor, als ob ihn die Natur zur Flußwacht bestimmt hätte. Seit uralten Zeiten trägt er auf seinem Rücken eine Niederlassung, heute das Dorf Föhring, in den Tagen unserer Erzählung Veringen genannt, nach den Nachkommen des Fergen, der allda einst die Reisenden in einer plumpen Fähre über den Fluß setzte.

Denn hier hatte schon seit der Herrschaft der Römer ein Übergang bestanden, auf welchem die große Handelsstraße zwischen Augsburg (Augusta Vindelicorum), der Hauptstadt der Provinz Rätien, und der blühenden Munizipalstadt Salzburg (Juvavum) in Norikum die Isar überschritt. Aus der Gegend von Fürstenfeldbruck kam die Straße über das heutige Untermenzing und Mosach und lief von Föhring über Dornach, Feldkirchen, Parsdorf nach Anzing. Sie ist noch gegenwärtig fast auf der ganzen genannten Strecke kenntlich, streckenweise auch noch im Gebrauche.

In den Tagen, von welchen wir erzählen, bewegte sich auf ihr namentlich die lebhafte Salzausfuhr aus den Salinen und Bergwerken Reichenhalls, Berchtesgadens und des Salzkammergutes gegen Westen. Von Grünwald her zog außerdem dem Ufer entlang ein anderer römischer Heerweg, welchen jetzt die moderne Straße deckt. Dort, wo die Salzburger Straße in die letztere einmündet, erhebt sich mit mächtigem Walle eine römische Schanze, welche einstmals den Abstieg zum Flusse schirmte, heute einige bescheidene Söldnerhäuslein umschließt. Hinter der Nordseite dieser mehr als anderthalb Jahrtausende alten Befestigung, durch die „Greppe“ hinab, zieht in tiefeingeschnittener Schlucht der Hohlweg nieder, mit welchem die Straße an das Isarufer führt; ihre Fortsetzung ist jenseit der Hirschau, wo die „Schwarze Lacken“ mit scharfem Knie den Westrand des Ufers berührt, gegen Abend noch gegenwärtig erhalten. Hier hinüber, das ist sicher, hatten die Römer eine Brücke gebaut; daß sie nach oder vielleicht schon vor deren Abzug zu Grunde gegangen und durch eine Fähre ersetzt worden sei, berichtet uns der vom Fährmanne geschöpfte baiwarische Ortsname. Als später nach langen Jahrhunderten wieder ein lebhafter Verkehr die von den Römern gebahnten Straßen belebte, ließ der Bischof zu Freising, unter dessen Krumstab das königliche Kammergut zu Föhring durch Schankung Ludwigs des Kindes gekommen war, die Brücke von neuem erstellen, und dadurch war der Ort zu ansehnlicher, seitdem nie mehr erreichter Blüte gediehen.

Mit scharfgezeichnetem Eck tritt der Ufervorsprung in die Niederung heraus und beherrscht den Abstieg zum Flusse nebst der Brücke so vollständig, daß kein Mann passieren kann, ohne von den von oben herab entsendeten Geschossen erreicht zu werden. Hier war der karolingische Herrenhof gestanden, den einst die Mutter Ludwigs des Kindes, Kaiserin Uta, zum Witwensitz erhielt, und hierher, auf die gegen den Fluß am weitesten vorspringende Landzunge, hatten die Bischöfe eine feste Burg gebaut, die nach den einstigen königlichen Grundherren Kungthal geheißen wurde (d. i. Königsthal).

Der Umfang der Feste war nicht sehr ausgedehnt, aber die Lage verlieh ihr bedeutende Stärke. Auf drei Seiten bespülte die Landzunge ein tiefer reißender Wasserarm, und aus demselben stiegen ihre Wände fast senkrecht empor: ein Erklimmen war dem gewandtesten Kletterer unmöglich, selbst wenn ihm das Durchschwimmen des Gewässers gelungen wäre. Nur von Osten, vom Lande her war ein Angriff zu wagen, und dieser stieß zuerst auf einen tiefen gähnenden Graben und eine starke Abschlußmauer, welche die Zunge querüber vom Vorlande abschnitten. In der Mauer öffnete sich wohl ein Thor, doch dieses schirmten zur Seite zwei Türme, und über den Graben führte nur eine Zugbrücke. Hinter diesem Abschnitte lag ein Hof, mit Stallungen und Wirtschaftsgebäuden besetzt, deren Außenmauern die jähen Wände säumten und somit zugleich als Ringmauern dienten. Hinter diesem Hofe folgte wiederum ein tiefer Graben und jenseit desselben erhob sich der Kern der Feste, die eigentliche Burg mit schmaler Stirn. Ein massiger Bergfried stieg trutzig im Viereck empor, an ihn lehnte sich Pallas und Kemenate (die Wohngebäude), die Schmalseite nach außen wendend, die Langseite nach innen in den engen Burghof erstreckend. Ihre Nordwand saß auf dem Höhenrande auf, hier zugleich die Umfassungsmauer bildend, und dem Rande folgend zog die Zingelmauer um den Hof herum bis zum Bergfried. Eichene Thorflügel und ein Fallgatter schirmten seine enge Pforte, und den Graben konnte man auch hier nur auf einer Zugbrücke überschreiten.

So war die Feste wohl gesichert und mit ihr der Schatz, den sie barg. In einem tiefen Kellergewölbe lagen hinter Schloß und Riegel schimmernde Silberbarren gehäuft, und in einem Raum nebenan schmolzen eifrige Gesellen das kostbare Metall am flackernden Feuer in dünne Streifen, die sie dann kühlten und unter den Prägstock brachten. Dort formten sie Schillinge und Heller, das gute Geld für Handel und Erwerb, das Geld, mit dessen Hilfe Reichtum und Macht errungen werden kann, das aber auch die schlimmsten Leidenschaften entfesselt. Nach den glänzenden Silberlingen aus der bischöflichen Münze herrschte viel Begehr; die Kaufleute, welche mit den Warenzügen kamen, und die Händler, die im Markte draußen vor der Burg gar lebhafte Geschäfte trieben, tauschten sie in Säcken ein und führten sie fort mit sich hinaus in das Land, um in fortwährendem Umsatz ihre Habe zu mehren.

Doch der Weg von manch' einem der Silberlinge ging nicht gar weit; für einen Krug Wein blieb er in den Händen des Kneipwirts oder er sammelte sich zu anderen Genossen in den Truhen des Händlers, denn die lustigen Fuhrleute liebten es nicht, schwere Taschen mit sich zu schleppen, wohl aber die rauhen Gurgeln zu feuchten oder schöne Dirnen mit farbigem Tand zu erfreuen.

Da ging es wohl mitunter etwas munterer und geräuschvoller zu, als eigentlich gestattet war, und der Büttel mit seinen Knechten hatte vollauf zu thun, wenn die erhitzten Köpfe aneinander geraten waren und den Streit mit Fäusten und Messern ausfochten. Das geschah nicht einmal so selten, namentlich sobald die Reichenhaller Salzsäumer sich mit den Wagenzügen der Augsburger Kaufherren kreuzten, welche Tuch und allerlei Gespinst nach Osten verfrachteten; hielten die beiden Transporte gleichzeitig nächtliche Rast zu Föhringen, so gerieten meist die Oberländer Grünhüte gar hart und unminniglich mit den schwäbischen Filzkappen zusammen.

Das verursachte Herrn Konrad von Hummel, der als Vogt der Burghut zu Kungthal waltete, manchen Verdruß, und dessen empfand er ohnedies viel mehr, als seine von den italischen Reisläufen her immerdar leidende und reizbare Leber vertrug. Mit den Raufern und Händelsuchern ward er zwar rasch fertig: entweder büßten sie eine erkleckliche Zahl von Silberlingen und mochten dann stracks ihres Weges fürbaß ziehen, oder er ließ ihnen, sofern sie oder ihre Herren sich zu derart werkthätiger Sühne nicht verstanden, auf der Bank mit der Haselelle einen gut gesalzenen Schilling aufmessen — und der Bischof und die Kaufherren und die Fuhrleute und die Dorfinsassen priesen einstimmigen Lobes voll die geordnete und schleunige Handhabung thatkräftiger Gerechtigkeit.

Was ihm oftmals das Blut siedend zu Kopfe steigen und die Galle überlaufen ließ, das war sein Dienst an der Brücke und am Zollhause unten an der Isar. Wären die Äcker seines eigenen Besitzes zu Hummel nicht gar zu schmal und die Wiesen nicht gar zu mager gewesen, hätte er schon längst dem Amte zu Föhring entsagt und wäre auf seinen väterlichen Burgstall heimgekehrt; aber dann hätte er die stattlichen Streitrosse abschaffen müssen, die jetzt, sein Stolz, im Stalle stampften; nur ein klapperdürrer Klepper hätte ihn an des Bischofs Hof nach Freising getragen, und irgend einer der Buben des Dorfes hätte als Knappe hinter ihm zu Fuß seinen Einzug gehalten, und woher wären die Silberlinge in seinen Säckel geflossen, um mit ihnen den Bozener [1]) und den Reinfall [1]) zu kaufen, die seiner hitzigen Leber allein Linderung gewährten?

Und endlich, welch Liedlein hätte Frau Jutta gezwitschert, seine eheliche Wirtin, wenn er nicht mehr stolzen Sammet und feines Pelzwerk ihr auf den Schoß gelegt hätte?

So zog er nun lieber weiter in dem Joche, in das ihn der Bischof gespannt hatte; der ihm gewährte Anteil an den Zoll- und Bußgefällen mußte den Druck erleichtern. Darum blieben auch Brücke und Zollhaus die Augäpfel seiner Sorgen, mochte er noch so grimmig über die Lasten und Beschwernisse fluchen, welche sie ihm auferlegten.

Und zum Schutze und Schirme von Brücke und Zollhaus war auch die trutzige Burg erbaut worden, auf der er saß.

Gerade unter den Mauern ihrer Südseite, von wo aus er oft nach den blauenden Bergen schaute, stieg, von der alten Schanze herkommend, abschüssig die tief in die Steilwand des Hochufers eingeschnittene Straße nieder, überschritt auf einer kleinen Brücke den Wasserarm, der als Graben den Fuß des Burghügels umspülte, und zog als hoher Damm durch die Niederung der Thalsohle, in deren Mitte die reißenden Wellen des ungebändigten Flusses daherschossen.

Weiße Kiesbänke säumten die Ufer und hinter ihnen breiteten sich gelbe Sandflächen oder buschige Auen mit niederem Weidengestrüpp, zwischen dem nur hier und da ein hochgewachsener Baum seinen Wipfel in die Lüfte streckte. Das Gelände am rechten Ufer hatte festen Grund, doch drüben am jenseitigen Gestade war überall der Boden naß und sumpfig, weit hinein bis an einen niedern Uferrand. Jedes Hochwasser, welches den Fluß schwellen ließ, trieb ungehemmt die flutenden Wogen darüber hin und ließ beim Fallen neue Lachen und Tümpel

[1]) Bozener = Südtiroler Wein; Reinfall = istrischer Wein.

zurück. Deshalb hatte die Brücke eine ganz bedeutende Länge erhalten müssen; ihre hohen und festgefügten Joche standen nicht bloß im Flußbette der Isar, sondern auch über die volle Breite des Überschwemmungsgebietes, das dem wilden Toben der entfesselten Gewässer preisgegeben war. Gar sorgsam war sie aus den stärksten Balken gezimmert und jedes Joch noch durch harte Eisbrecher zum Auffangen herabtreibender Eisschollen, Baumstämme und dergleichen verderbendrohender Unholde gesichert. Sie galt auch als ein Meisterwerk der Zimmerer von Freising und hatte sich als ein solches in vielfachen Unwettern bestens bewährt.

Kein Wunder war es sonach zu nennen, daß der Verkehr sich ununterbrochen den Tag hindurch über die Brücke bewegte, gab es ja keine bequemere Straße und keine bessere Brücke im Striche zwischen Lech und Inn! Nur ein Umstand war, der die Freude und die Lust an ihrem Überschreiten etwas vergällte. An jedem Ende der langen Brücke, unterhalb der Burg und am jenseitigen Ufer, stand ein Balkenhäuslein, darinnen hauste ein Zöllner, und ihm mußte jeder Wagen und Karren, jedes Roß und jedes Stück Vieh, jedes Männlein und Weiblein steuern, wollte man passieren; nur die Diener des Herrn, Priester und Mönche, durften um der ewigen Seligkeit willen frei hinüberschreiten und desgleichen die bischöflichen Kriegsmannen, diese aber nur ihres Gebieters halber. Erst wenn der Zöllner die gebührenden Pfennige wohlgezählt in Händen hielt, hob er den Schrankbaum, welcher den Zugang sperrte, unbarmherzig dagegen wies er jeden zurück, der sie nicht aufzuwenden vermochte.

Nicht immer ging es nun mit der Leistung des Zolles so klipp und klar ab. Am wenigsten Umstände verursachten die Salzsäumer. Da zählte man die Scheiben ihrer würzigen Ladung, nahm eine in Empfang und die Rechnung war fertig; auch mit den Weinhändlern ließ sich noch reden, weil sie ihre Fässer nicht unterm Mantel zu verstecken vermochten und ein überzeugender Schluck am sichersten die Güte des Stoffes zu erproben gestattete.

Aber mit den Augsburger Pfeffersäcken gab es fast stets Zwist und Hader, weil die durchtriebenen Städter sich am liebsten um den Zoll schlau herumgedrückt und den Wert ihrer Frachten gern unrichtig bekannt hätten. Da galt es, kaltes Blut bewahren und handfeste Stützen um sich haben, die allerdings in Gestalt eines ansehnlichen Häufleins gewappneter Knechte vorhanden waren und nur des Rufes harrten, um mit derben Fäusten dem Amtmann ihres Bischofs Beistand zu leisten. Ihre Anwesenheit war auch sonst nicht überflüssig, denn die stets gefüllten Kassen konnten einem diebischen Gauch verführerisch in die Augen stechen. Allabendlich wurde deren Inhalt übrigens unter sicherem Geleite auf die Burg in des Vogtes Hände abgeliefert, der Schlagbaum dann herabgelassen und von einem Posten getreulich bewacht, bis der Morgen graute.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der jüngsten Stadt am Rhein.

Skizze von J. Berg

Das rasche Emporblühen der Stadt Ludwigshafen am Rhein hat derselben den Namen „pfälzisches Chicago“ eingetragen und nicht mit Unrecht, denn ähnlich wie die amerikanischen Städte ist auch die jüngste Stadt am Rhein in einem für deutsche Verhältnisse sehr kurzen Zeitraum das geworden, was sie heute ist, ohne indes ihren Höhepunkt schon erreicht zu haben. Man kann getrost behaupten, daß Ludwigshafen nach Ablauf weiterer zehn Jahre die größte Stadt der Pfalz sein und nach abermals zehn Jahren so manche altehrwürdige große Stadt im rechtsrheinischen Bayern an Einwohnerzahl um ein Erhebliches überflügelt haben wird. Wie die neueren amerikanischen Städte hat auch Ludwigshafen keine Geschichte, und der Chronist kann nichts von wichtigen Begebenheiten und Ereignissen melden, welche sich in vergangenen Jahrhunderten in seinen Mauern zugetragen hätten. Ein Kind der Neuzeit, hat Ludwigshafen alle ihre Errungenschaften, aber auch alle ihre — Mängel und Fehler. Eine Stadt der Arbeit, des Gewerbefleißes und der ausgedehntesten Industrie, von Annehmlichkeiten, wie man sie in älteren Gemeinwesen antrifft, findet man hier nur wenig. Da gibt es keine Kunstdenkmäler, keine Anlagen und Spaziergänge, denn ein jedes freies Plätzchen wird der Industrie dienstbar gemacht. Dagegen kann man einen Wald von Fabrikkaminen und ein endloses Netz von Schienensträngen sehen, auf welch letzteren das Dampfroß neue Arbeit bringt und fertige fortschafft. Sogar durch die Hauptstraße der Stadt schnaubt seit Oktober 1890 die Lokomotive einer Straßen-Dampfbahn, um den Verkehr mit einer Reihe von Orten zu vermitteln, welche bisher den Vorteil einer Eisenbahnverbindung haben entbehren müssen. Eine Pferdeeisenbahn verbindet Ludwigshafen mit der gegenüberliegenden Schwesterstadt Mannheim.

Der Leser wird aus obigem schon schließen können, daß unsere Rheinstadt kein Eldorado für jene Klasse von Leuten ist, welche nur in der Handhabung der Kouponschere ihre einzige, allerdings sehr lohnende Beschäftigung finden. Damit soll jedoch durchaus nicht gesagt sein, daß die „oberen Zehntausend“ hier keine Vertretung fänden, im Gegenteil; nur ist das Geld der Industrie, dem Handel und Verkehr zur Verfügung gestellt, und die Besitzer des Ungezählten bleiben meistens im Dienste der Arbeit thätig, bis ihnen durch eine höhere Gewalt ein „Halt“ zugerufen wird.

Dies die äußere Physiognomie Ludwigshafens. Im nachstehenden möge nun auf dessen Ursprung und Entwickelung näher eingegangen werden; als Quelle ist dazu mehrfach die von Lehrer Jacob Esselborn verfaßte „Geschichte der Stadt Ludwigshafen am Rhein von ihrem frühesten Anfang bis zum Jahre 1886, Verlag der Baurschen Buchdruckerei in Ludwigshafen a. Rh.“ benutzt worden. Wer sich eingehender für die Geschichte der Stadt interessiert, dem sei dieses interessante Werkchen bestens empfohlen.

Die ältesten Teile Ludwigshafens sind der sogenannte Hemshof und die Gräfenau, welche allerdings mit ihrem ehemaligen Aussehen heute weiter nichts mehr gemein haben, als einige unscheinbare baufällige Gebäude und den Namen.

Dieselben bildeten früher Höfe mit ausgedehntem landwirtschaftlichen Betriebe. In einer Urkunde zur Zeit Pipins des Kleinen, Königs der Franken, wird schon ein „Hamingsheim" genannt, und im Jahre 1392 verschrieb Pfalzgraf Ruprecht Pipan seiner Gemahlin Elisabeth von Sponheim 3000 Gulden auf seinen Hof zu „Heimsheim nydwemlig Mannheim am Ryne by Friesenheim mit sin Zugehörungen". Ob dies aber mit den späteren Hemshöfen etwas zu thun hat, kann nicht sicher nachgewiesen werden. Im Jahre 1780 bestand der Hemshof aus neun Familien, meistens Mennoniten, acht Scheunen mit Stallung. Die Bewohner dieses Hofes hatten viel durch Kriege zu leiden. So wurden im Jahre 1793 auf Befehl des kurpfälzischen Festungskommandanten in Mannheim die sämtlichen Gebäulichkeiten niedergebrannt, um dem Feinde (den Franzosen) allen Hinterhalt zu nehmen. Die aus vierzig Köpfen bestehenden Bewohner des Hofes wanderten nun nach Mannheim und verblieben dort bis zur Übergabe der letzteren Stadt an die Franzosen am 22. Juni 1795. Nach ihrer Rückkehr bauten sie wieder die Wohnungen auf; eine Entschädigung an Geld für ihr niedergebranntes Eigentum erhielten sie trotz der eindringlichsten und wiederholten Bittgesuche, die sie an das deutsche Parlament nach Frankfurt richteten, nicht.

Bevor jedoch in der Erzählung der Zeitereignisse fortgefahren wird, muß zuvörderst noch der Gründung der ehemaligen Rheinschanze gedacht werden, welche, wie schon der Name andeutet, militärischen Zwecken diente und wohl den eigentlichen Anstoß zur Entstehung Ludwigshafens gab. Die Errichtung der Rheinschanze fällt in das Jahr 1606, zu welcher Zeit Mannheim zur Stadt erhoben und mit Festungswerken von Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz versehen wurde. Zur besseren Sicherung dieser rechtsrheinischen Werke legte man auf dem linken Rheinufer ein Hornwerk und Vorwerk an und benannte diese Befestigung kurzweg „Rheinschanze". Bald nach Vollendung derselben zerstörte im Jahre 1622 der bayerische General Graf Tilly die Thore, Wälle und Werke Mannheims und zuletzt auch die Rheinschanze. Das gleiche Schicksal ereilte die Rheinschanze samt Mannheim im Orleansschen Kriege am 5. März 1689 durch die Franzosen und im spanischen Erbfolgekriege 1701 bis 1714. Aufgebaut wurden die Werke diesmal erst 1734, aber am 23. Januar 1795 nochmals von den republikanischen französischen Truppen gesprengt. Durch den Lünneviller Frieden vom 13. Februar 1801 kam bekanntlich die Rheinpfalz zu Frankreich, wodurch auch die Rheinschanze bis zum Pariser Friedensschluß von 1814 und 1815 ebenfalls unter französischer Herrschaft blieb. Von diesem Zeitpunkt ab weht das blau-weiße Banner über die sonnige Rheinpfalz mit der Rheinschanze. Die letztere erhielt zum Versehen des Wachdienstes auf der damaligen Schiffbrücke und in den Werken eine Kompagnie Soldaten, welche in dem eine Stunde entfernten Städtchen Oggersheim kaserniert wurde.

Damit wären die wichtigsten politischen Ereignisse gestreift. In gedrängter Kürze sei nun ein Bild der Entwickelung der vormaligen Rheinschanze, des jetzigen Ludwigshafen, dem Leser gegeben.

Im Anfang dieses Jahrhunderts verlegte die bisher auf der Gräfenau wohnende Familie Graf ihren Aufenthalt in die Rheinschanze und errichtete daselbst eine Wirtschaft, zu welcher später noch ein Handel mit Kreide, Ölkuchen und Brettern kam. Nach einiger Zeit gesellte sich zu Graf ein Kaufmann J. H. Scharpf, und der Handel wurde nunmehr nach kaufmännischer Art getrieben und bedeutend erweitert. Es wurde ein Krahnen am Rhein errichtet, Lagerhäuser gebaut, und bald schon waren 30 bis 36 junge Leute auf dem Bureau beschäftigt. Durch den regen Handelsverkehr, welcher sich in der Rheinschanze entwickelte, wurde die Rivalität der Stadt Mannheim dem neuen Handelsplatz gegenüber hervorgerufen. Man ergriff auf der rechten Rheinseite Gegenmaßregeln, baute einen Winterhafen, errichtete mehrere eiserne Krahnen, ausgedehnte Lagerhäuser und gewährte überdies dem Handelsstande außerordentliche Begünstigungen. Trotz dieser Anstrengungen seitens der Mannheimer konnte aber das Emporblühen des linksseitigen Handels nicht unterdrückt werden. Ja, je mehr Hindernisse sich in den Weg stellten, desto eifriger wurde an deren Beseitigung gearbeitet. Am 11. August 1833 wurde die Rheinschanze als Landungsplatz erklärt, wodurch alle nicht zollpflichtigen Güter ein- und ausgeladen werden durften. Noch fehlte es aber an einem Winterhafen, welcher indes durch ein ungewöhnlich starkes Hochwasser (12 Schuh 2 Zoll über Mittel nach Mannheimer Pegel) geschaffen wurde, indem unterhalb der Rheinschanze die anstürmenden gewaltigen Wogen einen Dammbruch verursachten. Die hereinstürzenden Fluten rissen den Boden tief auf und das so geschaffene Bassin gab sonach die mittelbare Veranlassung zu dem heutigen Winterhafen, welcher aber erst 1844 bis 1847 als solcher künstlich ausgebaut wurde.


Das Direktionsgebäude der pfälzischen Eisenbahnen in Ludwigshafen.

Eine erhöhte Bedeutung erreichte die Rheinschanze, als durch die große Ausfuhr pfälzischer Landesprodukte nach dem rechtsrheinischen Bayern, Baden und Württemberg es notwendig wurde, für den Platz am 13. Dezember 1829 ein Oberzollamt zu errichten, welches schon am 4. März 1834 in ein Hauptzollamt umgewandelt wurde. Ein weiteres wichtiges Ereignis für die Rheinschanze bildete der am 12. Mai 1836 zu stande gekommene Vertrag, laut welchem die badische Regierung sich dem zwischen Preußen, Bayern, Hessen und anderen Staaten bestehenden deutschen Zollverein anschloß, was den Fall aller Zollschranken und Schlagbäume zur Folge hatte. Der Handel mit Landesprodukten konnte sich nun frei über den Rhein hinüber und herüber entwickeln, was für das Gedeihen des hiesigen Platzes von größtem Einflusse war. Die Bewohner der Rheinschanze und jene von Mannheim feierten dieses wichtige Ereignis denn auch durch ein großes

Volksfest, bei welchem Brot und Wein an das Volk verteilt wurde.

Der Verkehr nahm nun von jetzt ab einen gewaltigen Aufschwung, welch letzterer es notwendig machte, daß die Hafenanlagen bedeutende Erweiterung erfuhren. Durch einen im Jahre 1829 erfolgten Besuch König Ludwigs I. wurde dessen Aufmerksamkeit auf die günstige Lage der Rheinschanze und deren strebsame Bewohner gelenkt. Bei der Begrüßung durch die damaligen Besitzer des Rheinschanzen-Etablissements, Herren Scharpf und Lichtenberger, versprach der König, auch für die Folge dem Handel und Verkehr in der Rheinschanze seine größte Fürsorge angedeihen zu lassen. Um den Bewohnern der Rheinschanze einen ganz besondern Beweis der königlichen Huld zu geben, ordnete Ludwig I. am 5. Mai 1843 mittels eines Erlasses an, daß der hiesige Platz fortan den Namen Ludwigshafen führen solle. Diese Namensänderung, sowie der Ankauf des Rheinschanzen-Etablissements durch den Staat bedeutete für den hiesigen Platz den Beginn einer neuen Zeit.



Der Rheinhafen im Jahre 1828

Trotzdem noch nirgends Straßen angelegt, kein ordentlicher Baugrund vorhanden und auch keine Unterkunft für Arbeiter zu finden war, fanden sich doch unternehmende Gewerbetreibende, welche Häuser erbauten und sich hier zum dauernden Aufenthalt niederließen. Und sie brauchten dies nicht zu bereuen, denn jene, welche ausharrten und thätig ihrem Gewerbe nachgingen, brachten es alle hier zu Reichtum und Ansehen. Bald entstand Haus an Haus, Straßen wurden gebildet, der Zuzug an Fremden war in stetem Zunehmen begriffen, weshalb sich nach kurzer Zeit die Notwendigkeit herausstellte, Ludwigshafen, welches noch in der Verwaltung von den angrenzenden Gemeinden Mundenheim und Friesenheim abhängig war, auf eigene Füße zu stellen.

Am 18. November 1852 beschlossen die Einwohner ein Gesuch an die Regierung, dahin gehend, Ludwigshafen zur Stadt zu erheben, welchem Ansuchen trotz der Proteste der beiden oben genannten Nachbargemeinden durch König Max II. schon am 27. Dezember desselben Jahres stattgegeben wurde. Wohl war die Einwohnerzahl der neuen Stadt noch eine recht geringe, denn man zählte nur 1503 Seelen. Aber jetzt konnte sich Ludwigshafen, getragen von dem Geist einer praktischen, vorurteilslosen Bürgerschaft, frei entwickeln und sich alle die Vorteile, die es durch seine günstige Lage von Natur aus besitzt, nutzbar machen.

Die Statistik der Bevölkerungszunahme ist äußerst interessant und dürfte unter allen bayerischen Städten einzig dastehen. Zu Anfang der vierziger Jahre, also vor der Erhebung zur Stadt, zählte man 90 Einwohner.

Im Jahre 1849:	700—800	Seelen.
„ „ 1852:	1503	„
„ „ 1855:	2290	„
„ „ 1858:	2778	„
„ „ 1867:	4849	„
„ „ 1870:	7874	„
„ „ 1875:	12093	„
„ „ 1880:	15012	„
„ „ 1885:	21049	„
„ „ 1890:	28295	„

Ein Stillstand in dem rapiden Wachstum der Einwohnerzahl ist noch nicht zu vermerken, im Gegenteil wird bei der nächsten Volkszählung Ludwigshafen jedenfalls die größte Stadt der Pfalz sein, da durch die in Aussicht genommene Einbeziehung der Gemeinde Friesenheim in die Stadtgrenze sich die Seelenzahl dann mit einem Male um 4448 vermehren wird.

In gleichem Verhältnis mit dem Wachstum der Seelenzahl steht auch der Ertrag der Steuern. Während man im Jahre 1847 nur 1384 M. Steuern aufbrachte, wurde 1885 die Summe von 274000 Mark gezahlt, und heute wird man wohl mehr wie 300000 Mark aufbringen. Diese Zahlen sprechen für sich selber und bedürfen keiner Erläuterung.

Zu diesem kolossalen Aufschwung trug nicht am wenigsten die Eröffnung der Eisenbahnen in der Pfalz im Jahre 1847 bei. Ludwigshafen wurde der Sitz der Direktion der Pfälzerbahnen (Aktiengesellschaft), wodurch es eines der schönsten Bauwerke der Stadt, das Direktionsgebäude, erhielt. Aber auch die bisher den Verkehr mit Mannheim vermittelnde Schiffbrücke wurde durch die Eisenbahnen verdrängt. Um einen Eisenbahnanschluß mit Baden zu bekommen, kam zwischen Bayern und dem badischen Staate 1862 ein Vertrag zu stande, in welchem auch ein Projekt zu einer stehenden festen Rheinbrücke enthalten war. Im Dezember 1864 wurden die Arbeiten zur Brücke vergeben und im Februar 1865 mit der Fundation begonnen, welche auf Pfahlrost geschah. Die Brücke erhielt drei Öffnungen von je 87,33 m lichter Weite, daher zwei Strompfeiler und zwei Widerlager. Auf der bayerischen Seite schließen sich noch zwei gewölbte Flutöffnungen von je 10 m Lichtweite und auf badischer Seite drei solche an. Der Unterbau besteht aus roten Sandsteinquadern, der Oberbau ist ganz aus Eisen hergestellt, hat je vier eiserne Fachwerkträger mit horizontalen Gürtungen, von denen die beiden südlichen zwei Eisenbahn-

geleise und die beiden nördlichen eine Straßenfahrbahn von 6,5 m Breite auf Quer- und Längsträgern zwischen sich aufnehmen. Außerhalb liegen zwei Trottoirs von 1,80 m Breite auf Konsolen für Fußgänger, von denen jedoch nur das linksseitige dem Verkehr dienstbar gemacht ist. Der Eisenbahnverkehr auf der neuen Brücke wurde am 25. Februar 1867 begonnen, und im Winter 1867/68 auch die Straßenbrücke der Benutzung übergeben.

Die Stadt Ludwigshafen wird durch den Bahnhof der pfälzischen Eisenbahnen in eine südliche und nördliche Hälfte geteilt. Die letztere heißt kurzweg der Hemshof. Die Straßen sind breit, luftig und meistens gerade angelegt. Auch die Häuser haben durchweg eine praktische Bauart und wird namentlich seit dem letzten Jahrzent in Bezug auf deren bessere dekorative Ausstattung ein wahrer Luxus entfaltet, wie man ihn sonst nur in größeren Städten zu finden gewohnt ist. Daß die staatlichen Anlagen in dieser Beziehung nicht nachstehen dürfen, wird man für selbstverständlich halten; dieselben zeigen denn auch ein sehr prächtiges Äußere.


Die Rheinbrücke zu Ludwigshafen.

Rechts der Stadt entlang fließt der mächtige Rhein, auf dessen Wasser stolze Dampfer dahinschießen, welche täglich eine Unmenge von Waren hierher befördern und wieder fortbringen. Durch diese überaus günstige Lage an der Haupt-Wasserstraße des westlichen Deutschlands und dem Endpunkt der Schiffahrt (rheinauswärts von hier ab ist der Verkehr mit Dampfern fast Null, da derselbe durch die starke Versandung des Rheins sehr erschwert wird), sowie dem Hauptknotenpunkt des Bahnverkehrs wird der Betrieb der Fabriken außerordentlich gefördert. Es wird deshalb auch der hiesige Ort von der Industrie hauptsächlich bevorzugt, und eine Fabrikanlage nach der andern entsteht, welche schon bald nach ihrem Betriebe wieder erweitert werden müssen, um den an sie gestellten Anforderungen genügen zu können. Es würde zu weit führen, wollte man hier eine Beschreibung der sämtlichen Anlagen geben und eine Aufzählung der in denselben erzeugten Waren versuchen.

Nur der Königin unter den hiesigen Fabriken sei in kurzen Worten gedacht; es ist die Badische Anilin- und Sodafabrik auf dem Hemshof. Der erste Spatenstich zu diesem Riesenanwesen geschah am 15. Mai 1865 und heute besteht dasselbe aus mehr als 400 Häusern, Fabrikgebäuden, Werkstätten, Arbeiterwohnungen, Bureaus, Laboratorien, Lagerhäusern, Bädern, Schuppen u. s. w. Über 50 Kamine, von denen einige eine Höhe von 60 m erreichen, 150 Dampfmaschinen und 60 Dampfkessel dienen dem Betrieb, welcher nie unterbrochen wird, da die Farbfabrikation einen Stillstand ausschließt. Der tägliche Verbrauch an Kohlen erreicht die „Kleinigkeit" von rund 8000 Zentnern, d. h. etwa 40 Eisenbahnwaggons, ferner werden 20000 cbm Gas und 20000 cbm Wasser täglich verbraucht. In der Fabrik, welche selbst eine kleine Stadt bildet, sind etwa 3600 Personen, Arbeiter, Beamte und Kaufleute beschäftigt. An die ersteren wurden im vergangenen Jahr 3300000 M. Löhne ausbezahlt. Innerhalb der Fabrikanlagen verzweigt sich ein Schienengeleise von 18 km Länge; daß Telegraphen und Telephone nicht fehlen, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Zweitausend Seelen wohnen in den eigenen Gebäuden der Fabrik, und zwar in ca. 50 Beamten- und 300 Arbeiterwohnungen. Die letzteren bestehen aus einem Wohnzimmer mit Alkoven, geräumiger Küche, Dachkammer, Keller und Gartenanteil. Die monatliche Miete dafür übersteigt nicht den Betrag von sieben Mark, während für eine Privatwohnung mit diesen Räumlichkeiten mindestens 25 Mark monatlich bezahlt werden müßten. Aber auch sonst noch hat die Fabrik für ihre Arbeiter manche wohlthätige Einrichtungen getroffen. So ist eine Speiseanstalt in den Fabrikräumen errichtet, in welcher täglich 600 Arbeiter ihre Magenbedürfnisse decken können. Für eine Portion Gemüse und 75 Gramm beinfreies Fleisch, sind 20 Pfennige zu entrichten, ½ Liter guter Kaffee kostet zwei Pfennige. Daß bei diesen Preisen die Fabrikverwaltung Geld zulegen muß, ist klar, und dies um so mehr, da nur beste Ware verabreicht wird. Die in den Farbwerken beschäftigten Arbeiter, deren Haut die Färbung der betreffenden Farbe annimmt, müssen vor Beendigung der Arbeitszeit ein Bad nehmen, zu welchem Behuf sechs große Badeanstalten mit Bassins und Brausen zur Verfügung stehen. Die vor einigen Jahren gegründete Kranken- und Pensionskasse der Fabrik stattete die Verwaltung mit einem Grundkapital von 450000 M. aus. Die hauptsächlichsten Farben, welche hergestellt werden, sind Anilin und Alizarin.

Außer diesem gewaltigen Etablissement gibt es aber auch noch eine Reihe anderer bedeutender Fabriken, deren Zahl sich auf 35 bis 40 belaufen wird.

Aber auch das Handwerk hat hier wirklich einen goldenen Boden, und besonders die Baugeschäfte erzielen die glänzendsten Resultate.



Passau. Ansicht vom Nonnengütchen.

Die Bevölkerung ist, was durch die große Fabrikthätigkeit bedingt wird, sehr gemischt und aus allen möglichen Elementen und aus allen deutschen Stämmen zusammengesetzt. Wenn man in einem gut besetzten Restaurant aufmerksam die laut geführten Gespräche verfolgt, so hört man nicht bloß den eigentümlichen und einheimischen pfälzischen Dialekt, sondern man kann mit Leichtigkeit fränkischen, altbayerischen, schwäbischen und norddeutschen hören und sogar Platt und Polnisch-Deutsch. Das Gleiche gilt von den religiösen Bekenntnissen, welche gleichfalls in allen Variationen vertreten sind, wenn auch die beiden christlichen, katholisch und protestantisch, die überwiegende Mehrheit haben und sich in zwei beinahe gleiche Hälften scheiden. Die Protestanten und Katholiken haben je eine Kirche und je eine sogen. Notkirche, welch letztere bald durch Erbauung weiterer Gotteshäuser ersetzt werden sollen. Den Israeliten dient eine kleine Synagoge, welche jedoch dem Bedürfnis schon lange nicht mehr genügt. Die konfessionellen Gegensätze treten hier nicht besonders bemerkenswert hervor, es herrscht ein friedfertiges Zusammenleben. Für das Schulwesen wird hier vieles gethan, und die Lehrer sind durchgehends gut honorirt.

Im ganzen genommen, macht Ludwigshafen einen äußerst nüchternen Eindruck und bietet für den Fremden keine besonderen Anziehungspunkte. Wer sich aber einmal hier eingewöhnt hat, der wird an der regen Thätigkeit bald Gefallen finden und nur ungern den Aufenthalt mit einer ruhigeren Stadt vertauschen. Es pulsiert hier eben ein frisches Leben, man kümmert sich wenig um seinen Nachbar, tauscht höchstens abends bei einem Glase vortrefflichen Bieres oder Pfälzer Weins, seine Meinung über die „hohe" Politik u. s. w. aus und befindet sich bei dieser anspruchslosen Lebensweise ganz wohl.

Naturgenüsse gibt es leider in ganz naher Umgebung nicht, man muß sich, um diese zu erhalten, schon Sonntags auf die Bahn setzen und in das Haardtgebirge fahren, wo man diese allerdings in Hülle und Fülle haben kann und obendrein noch ein feuriger Wein die Zungen zu begeisterten Gesängen löst.

Aber so ganz entbehrt Ludwigshafen doch nicht der Romantik, denn wenn die Nacht hereingebrochen und unzählige Lichter ihren Schein in die grünen Fluten des Rheines werfen, dann kann man darin das glitzernde Rheingold magisch leuchten sehen. Ist man noch dazu ein bevorzugtes Sonntagskind, so winken aus den Tiefen des Wassers zahllose Nixen und Wasserfräulein und rufen uns zu:

„Sieh, wie selig
Im Glanze wir gleiten!
Willst Du, Banger,
In ihm Dich baden,
So schwimm, und schwelge mit uns."

Gesühnt.

Von Josef Schwabl.

Mächtig brausen die Orgelklänge durch die Hallen der geräumigen Dorfkirche. Den alten Schulmeister schien die Osterfreude neu gekräftigt und förmlich verjüngt zu haben. Er ließ eine prächtige Bach-Fuge ertönen, denn er war weit umher bekannt als tüchtiger Musiker, und an hohen Festtagen wie heute am Ostertage, konnte sich der von ihm geschulte Kirchenchor wohl hören lassen. Dieses Zeugnis stellte dem würdigen Manne nicht nur der Herr Pfarrer aus, sondern auch der Herr Graf, der mit Beginn der besseren Jahreszeit regelmäßig aus der Hauptstadt, wo er mit seiner Familie den Winter zubrachte, in das stattliche Schloß übersiedelte, das, von einem herrlichen Park umrahmt, am Eingange des Dorfes lag.

Der Ostergottesdienst war zu Ende. Da kniete der Pfarrer nochmals an den Stufen des reichgeschmückten, von duftigen Weihrauchwolken halb verschleierten Hochaltars nieder und begann mit lauter Stimme:

„Ein Vaterunser mit Englischem Gruß für unsern Wohlthäter in Amerika".

Und die Gemeinde, welche die Kirche dicht gefüllt hatte, viele mußten sich sogar mit einem Plätzchen vor der Kirchthür begnügen, betete andächtig mit.

Als der Pfarrer das Gotteshaus verlassen hatte, folgten ihm auf seinen Wink ein Knabe und ein Mädchen, die anscheinend schon längst den allgeliebten Seelenhirten mit Ungeduld erwartet hatten.

Nach einiger Zeit verließen die Kinder den Pfarrhof wieder und jedes trug einen neuen Anzug und außerdem eine Schüssel, die mit roten Eiern, Schinken und Osterbrot hochauf gefüllt war. Auch das Osterlämmchen mit dem Fähnchen auf dem Rücken fehlte nicht.

Ich war Gast bei dem Pfarrherrn, einem Studienfreunde von mir, und erfuhr aus seinem Munde auf mein Befragen nach dem nachträglichen Gebete für den Wohlthäter in Amerika und der reichen Beschenkung der Kinder folgende Geschichte, mit der Erlaubnis, sie wieder zu erzählen.

Konrad, ein stämmiger Bauernbursche von wahrhaft riesiger Kraft, war die einzige Stütze seiner betagten Mutter, einer Häuslerswitwe, die man im Dorfe und in weiter Umgegend unter dem Namen Kräuter-Kuni kannte. Von den allerersten Frühlingstagen bis tief in den Spätherbst hinein machte sie sich im Walde zu schaffen, sie sammelte nicht nur Holz für ihren Hausbedarf, sondern namentlich Beeren und heilsame Kräuter, die man ihr im nahen Kufstein in der Apotheke gern abkaufte, und die ihr einen hübschen Zehrpfennig eintrugen. Konrad aber arbeitete als Holzknecht oder führte mächtige Baumstämme zu Schiff nach Rosenheim und lieferte manchen blanken Thaler in die Haushaltungskasse der Mutter, so daß keine Not über die Schwelle des Häuschens kam, das die Wald-Kuni mit ihrem Konrad bewohnte.

Mit einem Male änderte sich die Sache, Konrad war nimmer der alte. Er hielt sich länger in Kufstein auf als bei der Arbeit, er trank und spielte, er war in schlechte Gesellschaft geraten.

„Bist mir ein schöner Lapp", höhnte ihn ein arbeitsscheuer Bursche, der wegen seines fuchsigen Haares und Bartes den Spitznamen „der rote Peter" führte, „bist mir ein schöner Lapp, daß Du Dich abrackerst wie ein Ackergaul. Mach's wie

ich, bei Tag flott leben und nachts in den Wald. Wozu läuft nun das Wild herum, als daß man es niederknallt, und was der Herr Graf und die hochnasigen Forstleute können, das kann ich auch — vielleicht sogar noch besser."

Anfangs wies Konrad den Verführer mit Entrüstung von sich.

Glaubst Du, ich will ein schlechter Kerl werden", fuhr er auf, „und meinen braven Vater im Grabe beschimpfen und meiner alten Mutter so schweres Herzeleid anthun?"

Da lachte der rote Peter hell auf und stichelte:

„Der Vater im Grab ist es nicht, den Du fürchtest, aber am Ende könnte dann die Mutter mit dem Stecken kommen, wenn Du nicht parierst!"

Es kam mitunter zu heftigen Reden und Gegenreden, allein statt den Verführer zu meiden, suchte ihn Konrad immer wieder auf, und das war sein Unglück.

Einmal saßen Konrad und der rote Peter wieder in der „Arche Noe" zu Kufstein. Es wurde dem „Spezial" fleißig zugesprochen. Plötzlich begann der rote Peter:

„Hast Du schon gesehen, Konrad, wie der Metzgerssohn von Audorf, der dickköpfige Hans, um Deine Loni herumstreicht? Wär' freilich nicht mein Geschmack, wenn ich so ein schönes Diandl wär'. Aber halt das Geld, das Geld. Wird ihr eben die Zeit zu lang werden, bis Deine Holzarbeit so viel abwirft, daß Du sie zum Altar führen kannst."

Das war ein Funke ins Pulverfaß.

Als Konrad in den nächsten Tagen wieder von Rosenheim zurückkam, brachte er eine funkelnagelneue Büchse mit.

„Konrad, um Gotteswillen, was willst Du mit der Büchse?" fragte die Mutter ängstlich.

„Wir sind da so auf der Einöd' heraußen", versetzte Konrad gleichgültig, „wo sich oft allerhand fremdes, verdächtiges Gesindel herumtreibt, da ist's gut, wenn man ein tüchtiges Gewehr im Haus hat."

Aber die Mutter ließ sich nicht so leicht abweisen.

„Konrad, Du hast Böses vor", jammerte sie, „Du bist nimmer wie früher. Bua, Du willst ein Wildpretschütz werden wie der Nichtsnutz, der rote Peter, mit dem Du Dich immer in Kufstein herumtreibst, Du wirst Dich und mich ins Verderben stürzen. Die Loni meint's auch".

„So, die Loni meint's auch?" fuhr Konrad zornglühend auf. „Ihr spioniert mir also nach wie einem Buben, der nicht rechtzeitig von der Schule heimkommt. Nun, ich will einmal ein Wörtel reden mit der Loni und will ihr sagen, sie soll mich nicht reizen, sonst ist die erste Kugel aus meiner Büchse für ihren dickköpfigen Metzger bestimmt."

Und ohne weiter auf die jammernde Mutter zu achten, stürmte Konrad in den Wald hinaus.

Konrad gehörte bald zu den verwegensten Wilderern. Alle Mühe, ihm beizukommen, war vergebens, Tag und Nacht lagen der Förster und seine Gehilfen sowie die Grenzwächter auf der Lauer, alles vergebens. Wenn die Spuren auf den Hechtsee hinlenkten, krachte es drüben am „wilden Kaiser" und suchte man den Tierberg ab, so schnarchte Konrad in seinem Bette zu Hause, daß es sich anhörte, als ob man die stärkste Tanne durchsägte.

Die Kräuter-Kuni aber verging schier in Jammer und Elend. Oft, oft rang sie die Hände vor der wunderthätigen Muttergottes in der Kirche zu Audorf und flehte, die mächtige Jungfrau möge den Sinn ihres Konrad ändern oder sie wenigstens von der Erde hinwegnehmen.

Die Bewohner des Dorfes, welche sonst so freundlich mit der Kräuter-Kuni gewesen, mieden sie mehr und mehr, denn man munkelte stark von dem bösen Gewerbe, das Konrad trieb, und glaubte, es geschehe mit ihrem Einvernehmen.

Das war ihr das Schrecklichste. Also auch ihr Bestes, ihren ehrlichen Namen sollte sie noch verlieren, sie, die ihr ganzes Leben lang bei all ihrer Armut keinen Kreuzer veruntreut und niemand Unrecht gethan hatte! Und doch hätte Kuni, auch wenn man sie vor Gericht gestellt und beeidigt hätte, nichts von Konrad sagen können, als daß er hier und da eine Nacht auswärts zubringe. Niemals brachte er auch nur eine Klaue in das Haus. Das Geld aber, das Konrad in die Haushaltungskasse legte, rührte Kuni nicht an, sie lebte von dem kleinen Erwerbe, den ihr der Wald bot.

So kam wieder einmal der Karsamstag heran, der dieses Mal schon völlig frühlingsmäßig war. Das Thal und auch die meisten Waldplätze waren bereits schneefrei, nur oben auf den „Kaisern" und ähnlichen Bergriesen behauptete der Winter noch sein volles Recht.

Die alte Mutter wartete und wartete auf Konrad, es war ihr heute so bange. Als ob ein Fels auf ihrem Herzen laste, drückte die Sorge auf sie. Sonst hatte Konrad nie bei der „Auferstehung" in der Ortskirche gefehlt, heute war keine Spur von ihm zu entdecken. Es wurde Nacht, ein feuchter Wind umschnob das Haus und tobte immer ärger und ärger. Kuni kniete sich vor das uralte Hausaltärchen, das in der Ecke der Wohnstube angebracht war, und betete und weinte:

„Christus, der Du von den Toten auferstanden bist, erbarme Dich meiner!" schluchzte sie.

Der Sturm schwieg einen Augenblick, da krachte ein Schuß durch die Nacht und mit Gedankenschnelle darauf ein zweiter.

Mutter Kuni fuhr in die Höhe, als seien ihr die Kugeln mitten durchs Herz gedrungen.

„Heilige Muttergottes von Audorf", kreischte sie auf, „mein Konrad", und stürzte, so schnell sie ihre alten Beine tragen wollten, dem nahen Walde zu.

Sie brauchte nicht weit zu laufen, so sah sie den glühenden Schein von angezündetem Reisig und hörte eine klagende Stimme, die sie gar wohl kannte.

Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Konrad lag ächzend und blutend am Boden, eine Kugel war ihm dicht unter dem Herzen in den Leib gedrungen.

„Mutterl", stöhnte er, als die unglückliche alte Frau sich zitternd bei ihrem Sohne niederwarf, „Mutterl, Du hast richtig prophezeit — die Geschichte hat ein schlimmes Ende genommen."

Ein Forstgehilfe überraschte Konrad, als dieser gerade einen frischgeschossenen Kapitalbock aufbrach. Beide zogen zugleich auf, Konrad hatte in der Aufregung gefehlt, die Kugel des Forstgehilfen aber hatte ihr Ziel getroffen.

Konrad wurde auf einer rasch aus Ästen hergestellten Tragbahre in das Haus seiner Mutter geschafft, wo er lange Wochen zwischen Leben und Tod lag. Endlich gewann seine kräftige Natur die Oberhand, aber nun kam das Schlimmere, der Gendarm holte Konrad ab.

Konrad wurde vor Gericht gestellt, er leugnete nicht, so und so oft gewildert zu haben, das Urteil lautete auf ein Jahr Gefängnis.

Was Mutter Kuni während dieser Zeit litt, ist schwer zu beschreiben. In jener verhängnisvollen Osternacht hatte sie dem Himmel beinahe gegrollt, weil er ihr brünstiges Gebet nicht erhört — und er hatte es doch erhört.

Konrad kam völlig umgewandelt als der frühere brave Sohn aus dem Gefängnis zurück. Sein erster Gang war zu dem Grafen, den er inständigst um Verzeihung für die Schande anflehte, die er ihm zugefügt.

Der Graf bot dem reumütigen jungen Manne die Hand und sagte:

„Konrad, es ist Dir alles vergeben, und es freut mich von Herzen, daß Du Dein Unrecht einsiehst. Ich weiß, wie ehrlich und brav Du früher gewesen, bevor Du in die Hände Deines Verführers gefallen, den man übrigens tot aus dem Inn fischte, in den er berauscht geraten war. Aber die Bewohner des Dorfes und der Gegend werden Dich jetzt vielleicht mit scheelen Augen ansehen, weil Du im ‚Kriminal' gesessen. Ein Freund von mir hat großartige Besitzungen in Amerika; kräftige, arbeitsame Hände wie die Deinigen sind, wird er gern mit Gold aufwiegen, und Du kannst drüben gar bald zu einem eigenen Besitztum gelangen. Wenn Du Lust hast, so schlag ein, das Reisegeld und die Sorge für Deine alte Mutter — das überlaß mir".

Konrad stürzte vor dem gütigen Herrn nieder und drückte dankgerührt dessen Hand an die Lippen.

Und nach Jahr und Tag kam ein schwerer Brief herüber aus Amerika, worin zu lesen war, daß der Himmel Konrads Fleiß gesegnet habe, und daß er die Mutter und die Loni bitte, zu ihm zu kommen und sein bescheidenes Glück mit ihm zu teilen.

Und schon um die nächste Osterzeit kam wieder ein Brief an den Pfarrer des Heimatdorfes Konrads. Loni war Konrads Weib geworden und hatte ihm bereits ein Mädchen geschenkt. Und zum Dank für sein Glück versprach Konrad, jedes Jahr um die Osterzeit zwei arme Kinder des Dorfes neu zu kleiden und sonst zu beschenken.

Konrad hat bis jetzt treulich Wort gehalten, und so ist ihm und den Seinen durch Gottes Fügung jene verhängnisvolle Osternacht zum Segen geworden.

† Wir ahnten nicht bei Erwerbung dieser lieblichen Erzählung, daß sie die letzte Gabe des Verfassers für das „Bayerland" sein solle. In der Nacht des 12. Mai geriet unser armer Freund, Schriftsteller Josef Schwabl, beim Abspringen von einem Trambahnwagen unter die Hufe eines scheu einherstürmenden Rosses und wurde von demselben zertreten. Er verschied nach wenigen Minuten unmittelbar an der Schwelle seiner Wohnung. Das „Bayerland verlor an ihm einen lieben Freund. Einige Tage vor seinem Tode hatte er uns die Entwürfe zu mehreren Arbeiten mitgeteilt, welche er für uns auszuführen gedachte. Er ruhe in Frieden!

Kleine Mitteilungen.

Züge bayerischer Tapferkeit. Wir sind heute mit dem Bilde Passaus, der schönsten Stadt am Donaustrande, einer späteren ausführlichen Beschreibung vorausgeeilt. Das schöne Bild dient hier als Illustration einer bayerischen Waffenthat, die niemals der Vergessenheit angehören darf. Passaus Bischöfe hatten auf den Georgenberg ihr Oberhaus gebaut, um damit die widerspenstigen Bürger der Stadt in Zaum zu halten. Die alte Zwingburg war für die moderne Kriegskunst ein unbrauchbares Ding, und dennoch hielten hinter ihren schwachen Mauern tapfere Bayern tagelang hindurch stand gegen eine feindliche Übermacht, welche mit stürmender Hand den Zugang zu den Wällen erobern mußte. Im Oktober 1805 bildeten 100 Mann Invaliden unter Hauptmann Schwaiger die Besatzung der Feste Oberhaus. Das winzige Häuflein besaß kein Geschütz außer sechs alten eisernen Kanonen, welche höchstens zu Alarmschüssen tauglich erschienen; überdies fehlte es an Munition, sowohl an Pulver wie an Kugeln. Die Besatzung war durch die vorgedrungene russische und österreichische Armee von jeder Verbindung mit dem Lande abgeschnitten, dennoch lehnte Schwaiger die Aufforderung zur Übergabe ab, welche ihm der russische General Kutusow zugehen ließ. Kutusow überließ die Einschließung den Österreichern; obwohl Schwaiger außer stande war, in irgend einer Weise die Belagerungsarbeiten der Gegner zu hindern, schlug er rundweg das Ansinnen ab, die Waffen niederzulegen. Die Feinde bauten Batterien und beschossen die Feste, Schwaiger konnte ihr Feuer nicht erwidern. Er hatte zwar $48^{1}/_{16}$ und $36^{1}/_{8}$ lötige Bleikugeln für die Eisenrohre gießen lassen, welche ihm als Geschütz dienen sollten. Sie erreichten nicht einmal die Erdaufwürfe der Österreicher. Ein verlorener Haufe derselben unternahm einen ersten Sturm, wurde aber mit blutigen Köpfen zurückgeschickt. Bei dieser Affaire zeichneten sich besonders der Invalide Stefan Meller und der Soldat des 8. Infanterieregiments Anton Koller aus. Es wurde dem braven Offizier eine dritte Aufforderung überbracht mit der Drohung, die Besatzung müsse beim Sturme über die Klinge springen. Die Mundvorräte waren auf vier Zentner Mehl, drei Ochsen und zwei Wagen mit Erdäpfeln zusammengeschmolzen; es fehlte jede Aussicht auf Entsatz, aber Schwaiger und seine Invaliden wollten nichts von Ergebung hören. Am 25. Oktober stürmten die österreichischen Regimenter; das kleine Häuflein krüppelhafter Invaliden kämpfte unerschrocken und mußte Mann für Mann überwältigt werden. Leider ehrte der Feind solche Tapferkeit nicht in dem verdienten Maße, die braven Männer wurden trotz ihres Alters und ihrer Gebrechlichkeit tief nach Ungarn in harte Gefangenschaft geschleppt.

Gewährsgesetze im Viehhandel. Bei der Schaffung eines einheitlichen Gesetzbuches für den Zivilprozeß im Deutschen Reiche spielen auch die Gewährschaftsgesetze für den Kauf und Tausch mit Vieh eine hervorragende Rolle und beschäftigen Juristen und Tierärzte in gleich hohem Grade. Es dürfte manchen Leser dieser Zeitschrift interessieren, ein in diesem Betreff erlassenes älteres Reskript kennen zu lernen. Das Würzburgische Statut stellte Koller, Rotz, Hartschlag und Mondblindheit als Haftmängel auf; jedoch wurde in einer besonderen Verordnung vom 11. März 1705 auf Eingaben der Pferdehändler darauf aufmerksam gemacht, daß die „Haarschlechtigkeit", nicht aber die „Fäulung" als ein Hauptmangel bei Pferden gelte, und lautet jener in stilistischer Hinsicht originelle Erlaß wörtlich also:

„Von Gottes Gnaden Wir Johan Philipp, Bischof zu Würzburg und Herzog zu Franken 2c. 2c. Demnach die Pferdshändler bei uns unterthänigst klagent angebracht, welcher Gestalten ihnen in Verkauff und Vertauschung der Pferden, und deren Gewährung für die vier Hauptmängel, insonderheit aber der Haarschlechtigkeit

darinen zu hart geschehe, das fast alle bei denen verreckten Pferden bei der Eröffnung befindende Fäulung dafürgehalten und erkannt werden wolle, da doch zwischen beedes dieser merksame Unterschiede, daß die Haarschlechtigkeit an einem lebendigen Pferd innerhalb der vierwöchigen Gewährszeit ganz offenbahr, und leichtlich, und zwar aus dem schweren und kurzen Athem, bedämpfften Husten, wodurch das Pferd schwer hebt und hauchet, oder schlechbauchig und bauchbläßig, das ist, wann die Seiten, Bauch und Flamen wegen angeschwollener Lung, und verstopten Luftröhren in Athemholen, gleich einem Blaßbalg aufgehen und gleich wieder zusammenfallen, auch die Nasen im Schnauffen hochaufblasen, nach dessen Verreckung aber, wann es zumahlen nicht gleich geöffnet werde, gar nicht, oder doch schwerlich, indeme wegen alsdann aufhörender Bewegung der Lungen und des Athems die aufgeblähte Lung gleich zusammenfalle, die Faulung hingegen in einem noch lebenden Pferd nicht bald, nach dessen Verreckung aber bei der Öffnung, gleich ersten Anschauens an der faulen oder angesteckten Lunge, Leber, Nieren, Milz und dergleichen erkennt werde. Zumalen ein faules Pferd keine lange Zeit, ein haarschlechtiges aber, wenn es nicht zu sehr geritten, oder getrieben werde, etliche Jahre leben könne: dieses ihr Angeben auch durch die mit denen benachbarten, und insonderheit denenjenigen Orthen, aus welchen die mehreste Pferd in Unser Hochstift gebracht werden, darüber gepflogene Communication und eingebrachten geschworenen Pferdsverständiger Kundschaft, sich also befunden, und dann Wir zur Beförderung des gemeinen Handel und Wandels für nützlich erachtet in Unserm Hochstift ein Gleichförmigkeit einzuführen und zu unterhalten; Als fügen Wir hiemit allen unseren Unterthanen und eingesessenen Unseres Hochstifts zu wissen, daß ob eingangs erwähnte Haarschlechtigkeit zwar wie bisherr, also auch noch ferner, einer von denen vier Hauptmängel sein, und bleiben, mit der Faulung aber aus obangeführten Ursachen weder confundirt noch von Unsern Geschwornen in Ansehung der bei einem verreckten und geöffneten Pferd befindender Fäulung, oder angesteckter Lunge, Leber, Milz und dergleichen umb für haarschlechtig erkannt werden solle, als einem jeglichen frey bevorstehet, bei Erkauf und Eintauschung der Pferden über die gewöhnliche vier Hauptmängel sich auch die Faulung, die übrige vierwochige Gewehrungszeit über zugleich ausdrücklich und namentlich mit einzudingen. Damit nun diese Unsere Verordnung zu allermänniglichen Wissenschaft kommen möge, So befehlen Wir allen und jeden unsern Beamten, daß sie solche Unsern Unterthanen zu ihrer Nachricht offentlich verkündigen, und alsdann bei vorfallenden Klagen ein Urtheil sprechen, ihr absehen darauff haben, und darnach richten sollen. Hieran geschieht Unser gnädigst befehlender Will und Meynung;" ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ob wohl die würzburgischen Unterthanen oder die Pferdehändler das Zeug besser verstanden haben? Nebenbei bemerkt: das Ansbach-Bayreuthische Statut vom Jahre 1722 schloß sich eng an das Würzburgische an. W. Angerbauer.

Der Schwedenrosenkranz. Mit Unrecht schenken wir manchen religiösen oder profanen Volksgebräuchen eine zu geringe Beachtung, während doch viele derselben nicht selten eine historische Grundlage haben. Beim Dorfe Berganger, Bezirksamts Ebersberg, steht eine kleine Feldkapelle, die sog. Schwedenkapelle, und eine Tafel über dem Eingange trägt die Aufschrift: „Gott zu Lob und auch Maria der Mutter Gottes und denen hhl. Martyrern Sebastiani und Floriani zu Ehren hat Berganger und die Nachbarschaft diese Kapellen aufrichten und bauen lassen, weil sie und deren Nachbarschaft zu Feindes und Sterbszeiten auf flehentliches Bitten und Rufen vorgenannter hhl. Patronen Anno 1632 und bei der leidigen Invasion 1635 unerachtet es an den umliegenden Dörfern und Flecken übel hergegangen sei, praeserviret worden". In diese Feldkapelle gehen an jedem Samstag nachmittags die Bäuerinnen von Berganger im Zuge wallfahrten und beten dabei einen Rosenkranz, nachdem sie zu Hause vorher den Teig zu den volkstümlichen Samstagsnudeln gehörig vorbereitet haben. Aus einer im Privatbesitze befindlichen alten handschriftlichen Urkunde ersehen wir, daß dieser fromme Gebrauch um die Mitte des 17. Jahrhunderts schon bestanden hat, wohl also zweifellos als Gelöbnis mit den in der oben erwähnten Aufschrift bezeichneten Vorgängen in Zusammenhang zu bringen ist. W. Angerbauer.

Die Pflichten und Ordnungen der alten Reichsstadt Schweinfurt im Jahre 1780 enthalten folgenden merkwürdigen Passus: „Wobey Wir auch denenjenigen, welche entweder gar nichts in den Klingenbeutel beym Gottesdienst einlegen, ob sie wohl die Mittel dazu haben, oder welche statt des Geldes gar Blechlein, Nadel, Brod, Nägel und andere unnütze Dinge gottloser Weise da hineinwerfen, wohlmeynend zu Gemüth führen, was für eine schwere Sünde sie sich damit vor Gott auf den Hals ziehen, wenn sie denselben und die Armuth zu betriegen gedenken und unter dem Gottesdienste die Werke der Liebe gar vergessen oder schändliche Betrügereyen spielen, die wir auch, auf eingezogene Kundschaft, nachdrücklich zu bestrafen wissen werden". — Man sieht, auch „die gute alte Zeit" hatte ihre Eigentümlichkeiten. Kaum wird jetzt noch eine ähnliche Warnung notwendig sein. Die Verordnung bildet eine eigenartige Illustration zu dem alten Bibelspruch: „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." O. St.

Bayerische Nationaltrachten. An der äußersten Spitze des Bezirksamts Zusmarshausen, unfern der Grenzlinie des Bezirksamts Augsburg liegt inmitten fruchtbarer Fluren auf einem sanft abfallenden Bergrücken hingebettet das freundliche Dorf Bonstetten mit seinen behäbigen, reinlichen Häusern, das richtige Bild eines gemütlichen, wohlhabenden schwäbischen Dorfes. Ein wohlthuender süßer Friede lagert über dem landschaftlichen Bilde; wohin der Blick in die Runde streift, gleitet er über wohlbestellte Felder, nach allen Seiten umgürtet von prächtigen Waldungen, weit ausgedehnten Forsten, welche der Gegend den Namen: ‚Der Holzwinkel' verschafft haben. Aber man verknüpfe mit dem Worte Winkel ja nicht eine üble Deutung; wohl ist es gar still und friedsam in der Gegend, kein Pfiff von Lokomotiven und Fabriken, kein Lärm der Heerstraße stört die ruhige Beschaulichkeit; dafür sind alle Zauber entfaltet, welche dem deutschen Walde eigen sind. Was sind die Konzerte unserer Städte gegen die lieblichen Weisen, welche hier viele Hunderte froher gefiederter Sänger von frühem Morgen an erschallen lassen? Der freundliche Charakter der Landschaft spiegelt sich wieder in den hübschen Ortschaften und in den herzlichen Bewohnern. Der Hauptort des Distriktes ist Welden, ein kleiner Marktflecken, dem seine beiden stolzen Kirchen, das schloßähnliche Gebäude des einstigen Pflegamtes ein gar stattliches Aussehen verleihen. Der Wanderer, der in das stille Waldthal einzieht, darf gute Bewirtung erhoffen, im Gasthause „Zur Post" wird er eine behagliche Ruhestätte finden. Welden gehörte einst dem Doppeladler und bildete einen Teil der schwäbischen Besitzungen des Hauses Habsburg. Eine dreiviertelstündige Wanderung auf waldigem Bergpfade führt zu dem oben benannten Dorfe Bonnstetten; dort hat sich noch die Landestracht erhalten, die anderwärts der Sucht der Mode weichen mußte. Der Ort wurde daher erwählt, das Bezirksamt Zusmarshausen beim Landesfestzuge des 12. März zu vertreten. Wir geben das Bild der Gruppe nach der sehr gelungenen Aufnahme durch das photographische Atelier der Gebrüder Martin in Augsburg und suchen, durch möglichst genaue Schilderung dieselbe zu ergänzen. Die Tracht der Frauen ist sehr originell und keineswegs dem Auge ungefällig. Die Stoffe sind kostbar, die Nationaltracht kennt keinen Wechsel der Mode und rechnet für die Dauer. Der Rock ist von Seide, an dem höchsten Festtage wird Schwarz getragen, sonst sind hellere Farbe, wie lichtes Braun mit schwarzem Aufputz beliebt. Das Jäckchen entspricht dem Rocke in Farbe und Stoff. Der Schnitt ist kurz

und glatt, der Aufputz einfach; die Atlasschürze zeigt geblumtes Muster und diskrete Farbe. Über die Brust breitet sich ein Seidentuch das sog. „Gsteck“, ein breites schweres Atlastuch; von sanfter Farbe, weiß oder taubengrau, heben sich wirksam die grell bunten Blumenmuster. Um den Hals wird das „Goldspitz“ geschlungen, ein Seidentuch von zarter Farbe, etwa lila, der Rand ist mit mehr als handbreiten echten Goldspitzen besetzt; die Enden des Tuches werden über die Schulter zurückgeworfen und breiten sich am Rücken aus. Eigenartig ist der Gürtel, ein breiter schwarzer Ledergürtel mit einfach ornamentierter Metallschließe. Seltsam ist die Art und Weise, wie die Halskette getragen wird. Ihre vielfachen Silberreihen werden nicht um den Hals geschlungen, sondern um die Schulter gelegt und an den Achseln durch wertvolle Broschen festgehalten. Das Glanzstück der Toilette bildet die Regina haube, also wird die originelle Kopfbedeckung benannt. Vom schwarzen Häubchen, welches am Kopfe festsitzt, breitet sich prunkend in blitzendem Goldgeflirre mit farbigen Steinchen besetzt eine halbmondförmige, nach hinten einwärts gebogene Scheibe aus, von ihr wallen acht breite schwarze Moireebänder bis über den Rücken hinab. Die Goldscheibe wird bei Trauer durch blauen oder schwarzen Sammet ersetzt. Der Kopfputz ist von hoher Originalität und gibt seinen Trägerinnen etwas Ernstes und Feierliches. Manchmal wird die Frisur durch Einstecken von Silber- oder Goldnadeln mit Flimmer, die sog. „Zittern“ gehoben. Die Tracht der Männer gewährt einen mehr modernen Anblick, vor allem ist der Dreispitz verschwunden und nur mehr als Rarität im Besitze einzelner Familien zu finden; die jetzt übliche Tracht besteht aus schwarzem Lederbeinkleide, das in den hohen Stiefeln steckt, schwarzem oder dunklem langen Tuchrocke, Sammetweste mit Knöpfen aus Viertels-Kronenthalern, Zwanzigern bestehend.



Nationaltracht aus dem Bezirksamt Zusmarshausen.

Spitzleinstag. Früh morgens am Feste Allerheiligen zogen weiland die Gassenjungen in hellen Haufen durch die Straßen der Stadt Altdorf bei Nürnberg und stellten sich gruppenweise vor den Häusern auf mit dem beständigen Rufe: „Guten Morgen um ein Spitzlein“. Mit diesem Geschrei fuhren sie so lange fort, bis man sich den Lärm durch eine Gabe vom Halse schaffte, welche in einem für diesen Tag besonders gebackenen weißen Pfennigbrote, Spitzlein genannt, bestand. Nun geschah es Anno 1685, ward der Professor Dr. Felix Spitz von Jena nach Altdorf berufen. Ohne ein Arg erschienen die Buben am Spitzleinstage auch vor seinem Hause. Allein der Professor, der von dem Brauche nichts wußte, dachte nicht anders, als daß das Geschrei ihm als einem schmächtigen Männlein zum Hohne gereichen solle, geriet demnach in heftigen Zorn und wollte auf der Stelle wieder einpacken und Altdorf verlassen. Nur mit Mühe gelang es, den Gelehrten auf andere Gedanken zu bringen.

Die Sage vom Kirchlein zu Bruckdorf. Im Sommer 1052 hatten die Edlen von Schwarzburg zu Bruckdorf a. d. schwarzen Laber ein Gotteshaus fertig gebracht. Als nun Papst Leo IX. auf seiner Reise aus Ungarn nach Nürnberg zufällig in der Nähe vorbeikam, baten die Edeln den heiligen Vater, ihrem neuen Kirchlein die heilige Weihe zu geben. Allein der Papst trug Bedenken, von seinem Wege abzuweichen, wollte aber auch die Bitte nicht abschlagen. Er ritt also bei Rigling einen Hügel hinan, von wo aus man das Kirchlein sehen konnte und segnete es aus der Ferne mit dem Kreuzeszeichen. Diese Weihe wollte aber den Rittern nicht kräftig genug erscheinen. Das merkte der heilige Vater und sprach: „Gehet hin und überzeugt euch, ob die Spuren der Weihe auf den Wänden getroffen werden, wo nicht, so will ich euch zu Willen sein“. Aber, siehe! sie fanden die Spuren. Im Vatikan zu Rom befindet sich auch das Bild Leos IX. Zu seinem besonderen Kennzeichen dient ihm zur Seite das Kirchlein von Bruckdorf.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nº 36. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann [illegible] das Quartal bezogen werden. — Bei einem [illegible] wird [illegible] 2. Jahrgang 1891.

Des Löwen Handstreich.

Historische Erzählung von Hugo Arnold.

(Fortsetzung.)

Bei der regelrechten Ordnung aller dieser Angelegenheiten und der Schlichtung der unausbleiblichen Zwiste und Streitigkeiten hatte Herr Konrad täglich alle Hände voll zu thun, und in seinem Kopfe summte es oft, als ob ein Bienenschwarm darin hauste. Dazu kam noch, daß er sich auf seinem Posten seit einiger Zeit nicht ganz sicher fühlte, seitdem der junge heißblütige Welfe Heinrich, der Fürst von Sachsen, auf dem bayerischen Herzogsstuhle saß. Er sollte, wie es hieß, ein heftiger, gewaltthätiger, von seiner Macht eingenommener Herr sein, in dessen Seele die Flamme glühenden Ehrgeizes brannte; Ruhm und Herrschergröße seien sein einziges Ziel, hörte man über ihn sagen, und ruhig vermöge er nicht in seiner Pfalz zu sitzen.

Mit allen Nachbarn suchte er anzubinden; stets lag seine Hand am Schwertgriffe, bereit, wirkliches oder vermeintliches Recht zu verfechten, und insbesondere hatte er es auf die Diener und Fürsten der Kirche abgesehen, an denen er sich am liebsten zu reiben suchte. Diese Neigung teilte er zwar mit fast allen weltlichen Großen des Reiches, von denen keiner der Kirche ihren reichen Besitz vergönnte; wo sie irgend dazu im stande waren, rissen sie geheiligtes Gut an sich.

Seit kurzem weilte der Herzog Heinrich nach der Rückkehr vom polnischen Feldzuge in Bayern und hatte noch immer ein stattliches Aufgebot um sich, trotzdem keine Fehde durch das Land tobte und ringsum reiche Friedensfülle herrschte. Er mußte also irgend etwas im Schilde führen, aber gegen wen war sein Anschlag gerichtet? Gegen den Bischof Otto, seinen gnädigen Herrn zu Freising, hatte er schon mehrfach drohende Scheltreden geäußert, das hatte Herr Konrad wohl vernommen und deshalb hatte er gar sorgsam die Burg einer gründlichen Untersuchung unterzogen und die gesamte Ausrüstung aufs peinlichste gemustert. Vom Bischofe hatte er eine Verstärkung der Besatzung erbeten, wenigstens auf so lange, als der Herzog am Lech sich aufhalte und seine Scharen nicht entlasse; doch damit war er übel angekommen und als Gespensterseher ausgelacht worden. Er war selbst wegen dieses Anliegens hinuntergeritten und brummend und scheltend wieder heimgekehrt; nun gut, sollte er auch grundlosen Argwohn hegen, so wollte er wenigstens der inneren Ahnung Genüge thun, und er verdoppelte darum die Wachen und die Posten, hielt nach der Mahlzeit ein ausgiebiges Mittagsschläflein, nächtens aber machte er sorgsam die Runde. Seine Leute hielt er dermaßen in Atem, daß sie auf ihn zu schelten begannen und auf der Wache und in der Kneipe die Frage erörterten, welcher böse Geist auf einmal in den zwar immer polternden, aber im ganzen doch stets handsamen Alten gefahren sei.

Gerade an dem Tage befand er sich in unpäßlicher Laune, denn so viel Scherereien und Plackereien hatte er noch kaum auf einmal zu überwältigen gehabt. In ununterbrochener Reihe folgten die Züge der schwerbeladenen, blahenbedeckten Wagen auf einander; die Augsburger Barchenthändler langten in solcher Zahl an, daß die Vorspannpferde nicht genügten, um sie von der Brücke weg den Hohlweg hinanzuschleppen. Dadurch stauten sich die Salzfuhren, welche im Orte Föhring

und außerhalb desselben in langer Zeile zum Halte gezwungen waren.

Ungehalten murrten und fluchten Führer und Knechte, und als endlich die Zeit der Abfertigung am Zollhause und der Weiterfahrt nimmer abzusehen war, schirrten sie die Rosse aus und trieben sie in die Stallungen und Schupfen der Herbergen. Dort reichte der Raum nicht; darüber brachen heftige Wortgefechte und starker Tumult aus, bis die meisten sich dazu bequemten, die Gäule hinter den Hecken anzupflocken.

So hatte Herr Konrad die unwillkommenste Bescherung, die er sich zu denken vermochte: den ganzen Markt voll fremden Gesindels, dem gar nicht zu trauen war; die Straße verstellt mit Fuhrwerk; die Kneipen gefüllt mit ausgelassenen Zechern, deren wüstes Gejohle sicherlich seine Nachtruhe zu stören drohte, wenn er sich überhaupt mehr als ein sanftes Einnicken gestatten durfte.

Ob davon überhaupt die Rede sein konnte? Unwirsch fragte er sich selbst, als er von den Zinnen des Bergfrieds herabsah auf das Gewimmel im Markte.

Fern im Abend neigte sich der rotverglühende Sonnenball hinter den Hügeln und nochmals wälzte sich von dort ein Wagenzug heran und aus den Gehöften von Dornach von Sonnenaufgang her wand sich ebenso eine neue vielgliedrige Schlange knarrender Karren heran.

Bald ging der Tag zu Rüste, aber die Arbeit nahm kein Ende. Gut war es deshalb wahrlich, daß Sir Pietro, der große reiche Handelsherr aus Rofreit[1]) die Aufmerksamkeit gehabt hatte, sich für die ihm bewiesene Rücksicht durch Widmung eines Fäßleins Bozener Sorgenbrechers erkenntlich zu erzeigen.

Herrn Konrad däuchte es schier, als ob die scharfe Abendluft von den Bergen her die Kehle trockne, drum stieg er hurtig hinab, sofort den Bozener auf seinen Schmelz zu prüfen — am Ende hatte der wälsche Spitzbube ihm gar einen Possen gespielt und nur einen gewöhnlichen Bauernkrätzer verehrt.

Das sollte ihm wahrlich nicht geraten sein! Doch nein, nein! Als der Humpen vor ihm stand, und die Tropfen goldig perlten, schnalzte Herr Konrad vor Behagen und sprach: „Traun! der Tropfen ist gut! Mein gnädiger Herr zu Freising bleibt doch im Rechte damit, daß ich zu viel Gespenster sehe! Im Weine stecken keine!"

Und den Humpen trank er leer und nochmals einen um den andern, und der volle Mond sah durch die Bogen des gekuppelten Fensters ihm so behaglich zu und lachte recht vergnügt herein. Da wollte Herr Konrad ihm eins bringen, hob den Humpen und trat zum Fenster, doch — sein Tritt war nicht so ganz sicher mehr, das machte wohl die Leber, die sich wiederum einmal rührte, und der Schalk, der Mond, hatte sich neckisch versteckt hinter den wogenden Nebelballen, die sich vom Flusse heraufschoben. Nun mochte es wohl das Vernünftigste sein, sich aufs Ohr zu legen bis nach dem ersten Hahnenschrei, dachte Herr Konrad und so that er auch flugs auf dem Lotterbett.

Als Eberhard, der Rottenmeister, von der Runde kam und melden wollte, daß die Lichter und die Feuer im Dorfe insgesamt gelöscht seien. und vollständige Ruhe herrsche, schnarchte Herr Konrad und murmelte bloß: „Im Bozener sind keine Gespenster!"

* * *

Undurchdringlich schwebten die Nebelmassen über dem Boden, ihre feuchte Kälte schauerte den Lagernden bis auf die Knochen durch, und die Flammen der Wachtfeuer glosten nur noch zuckend um die Scheiter. Unbehaglich ward es für Mann und Roß, die Leute wälzten sich hin und her, und die Gäule stampften unruhig die Erde. Matt durch die dumpfen Schwaden krähte ein Hahn, und matt nahm ihm den Morgengruß ein Kamerad ab, wiehernde Rosse gaben die Antwort. In der Beiwacht brauchte es keinen Weckruf, alles sprang auf die Beine. Mächtige Scheiter wurden in die Feuer geworfen, daß von neuem die Feuer emporzüngelten, und beim Scheine der Gluten ward gerüstet zum Ausbruche.

Eiliger Hufschlag erscholl. Geleitet von zwei gewappneten Reisigen sprengte auf ungesatteltem Rosse ein Mann in der Tracht eines Oberländer Knechtes heran; die Wachen empfingen ihn und brachten ihn zum Zelte des Herzogs. Im Schmucke des Waffenkleides trat ihm der Fürst bereits entgegen und erhielt die Meldung, daß es wohl gelungen sei, die mit tüchtigem Schlaftrunk versetzten Fäßlein des Sir Pietro in der Burg zu Föhring abzuliefern; der Vogt sei gleich zur Probe geschritten, und die Wache dem Beispiele gefolgt, so daß kein Spieß mehr über die Mauer blinke; die vorgeblichen Augsburger Krämer hätten ihre Rolle ganz vorzüglich durchgeführt, der Markt sei angefüllt mit Mannen, die nur des Zeichens zum Losschlagen harrten, und die Waffen auf den Wägen seien nicht entdeckt worden. Solche Kunde klang dem Herzog angenehm, so lockend wie der schönen Maid die Fiedel zum Tanzreigen.

Abermals ritt eine Streifwache heran. Diese hatte Herr Sigibot von Peiting entsendet mit der Meldung, daß im Lager zu Forstenried alles in bester Ordnung sei. Der Herzog befahl schleunigste Rückkehr und gab die Weisung für Herrn Sigibot mit, daß in den bestehenden Anordnungen keine Änderung eintrete.

Droben in Schäftlarn mochten die frommen Mönche mit der Matutin gerade zu Ende gekommen sein, da ließ der Herzog zum Abmarsch blasen. Freudig wurde das Zeichen begrüßt, schon darum, weil die Morgenkühle recht unangenehm empfunden wurde, und dann — es galt ja einen prächtigen Strauß, dem jedes Mannes Herz entgegenlachte. Nur der Knecht Rupert raunte seinem Nachbar Eberhard zu: „Meinst Du, daß die Sache gut ablaufen wird, es geht gegen unsern ehrwürdigen Bischof?"

Doch der grimme alte Eisenfresser, der schon 40 Jahre über Land ritt, lachte ihn höhnisch aus und erwiderte:

„Hättest Dir Urlaub geben lassen sollen, Milchbart, wenn Du nicht gegen den Bischof reiten willst! Hast Du nicht gehört, wie die Gäule in den Morgenwind schnaubten und wieherten! Das bedeutet Glück für heute, wir ziehen in einen Siegesmorgen hinein!"

Abermals tönte die Trompete. Die Reiter schwangen sich in den Sattel, und fort ging es, wie der Herzog befohlen hatte in den brodelnden Nebel hinein. Die Heersäule gelangte rasch aus dem Walde auf die freie Ebene, über deren Stoppeln ein frischer Windhauch strich.

[1]) Roveredo in Südtirol.

Während die Hauptschar den alten Römerweg über Gronsdorf und Riem einschlug, sicherten Streifparteien die Flanken; die eine zog sich zur Linken hinüber ans Isarufer, die andere zur Rechten eilte auf die Salzstraße. So ging es vorwärts, aber es war nicht gut zu reiten in der enggeschlossenen Masse. Im Nebel hieß es die Zügel fest in der Hand und stets scharf Vordermann halten, sonst stolperten die Gäule, traten sich in die Hufe oder verloren den Abstand. Und auch beim Fußvolke war der Marsch just kein Vergnügen, denn auch da sah der Mann kaum den Schattenriß seines Vormanns im Trupp und rannte diesem leichtlich den Schaft seines Spießes in den Rücken, so daß das Schelten kaum ein Ende nehmen wollte.

Trotzdem pries ein jeder den Nebel, der die Heerfahrt schützend verbarg, wie einst die Tarnkappe den Königssohn Siegfried.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Spessartwanderung.

Von Wehsarg-Elsava.

Auf die Berge will ich steigen,
Wo die dunklen Tannen ragen,
Bäche rauschen, Vögel singen
Und die stolzen Wolken jagen.

Gegen 6 Uhr nachmittags hatten wir ein heftiges Gewitter, das vom Main das Elsavathal heraufgezogen kam. Der Himmel war rabenschwarz, und die Wolken gingen sehr tief. Der Donner rollte unaufhörlich, bald in fernem Grollen, bald in lauten mächtigen Schlägen, daß der Boden bebte. Hier und da ein Blitz, der das ganze Thal erhellte. Ein Gewitter bei uns im Gebirge ist von erhabener Großartigkeit. Das Volk sagt: „Die wilde Jagd geht durch das Thal". Es rauscht und braust, es pfeift und saust, es stöhnt und dröhnt, als wenn wirklich wilde Jägerscharen in unendlichem Zuge über uns fortsausen würden.

Als das Wasser von den Wegen abgelaufen, eilte alt und jung ins Freie. Es war ein prächtiger Abend geworden. Die Hitze hatte sich vermindert, und eine kühle würzige Luft ging durch das Thal. Nicht nur Menschen und Tiere waren erquickt, die ganze Natur war wie verjüngt. Der Staub war von den Blättern gewaschen, und das frische Grün leuchtete uns entgegen. Vereinzelte Regentropfen an den Sträuchern erglänzten wie Diamanten.

Der folgende Tag ließ klare Aussicht erhoffen, und so wurde, als sich alles auf den Ruf der Glocke beim Abendbrot zusammengefunden, eine Frühtour auf die Gaishöhe beschlossen.

Nach kurzem Aufstieg von der Villa Elsava aus ist der erste Aussichtspunkt erklommen. Der Morgen ist unvergleichlich schön. Über dem Schellenberge zeigt der Horizont einen rötlichen Schein. Die Sonne ist emporgestiegen, und an dem hellen Himmel schweben ganz einzelne hohe Wölkchen. Vor uns liegt eine Halde mit hohem Gras bewachsen, aus dem die angepflanzte Kiefern- und Fichtenkultur kaum hervorschaut. Am Rande äsen ein paar Rehe, die uns erst regungslos zuschauen und dann mit flinken kurzen Sätzen im Buchenwalde verschwinden. Am Thalabhange ragen hohe Lärchen- und Fichtenstämme empor, rechts zeigt sich Hochwald, der bis zum Gipfel die Berge bedeckt und, sich an das Krausenbacher und Rohrbrunner Gebiet anschließend, viele Meilen weit hinzieht, links die Höhe des Heimattenhofes und das obere Elsavathal mit Höllenhammer und der Schnitzschule. In der Mitte zieht sich wie eine Schlange die Häuserreihe von Wintersbach durch das Thal, hinter derselben die Höhen des Schellenberges und die Wälder des Jockel. In der Ferne steigt aus dem Walde ein leichtes bläuliches Wölkchen eines brennenden Kohlenmeilers.

Aber wir müssen weiter, wir wollen auch noch die klare Morgensonne zu unserem Ausblick von der Gaishöhe benutzen, und schon fängt es an, heiß zu werden.

Wie ein Portal öffnet sich hier ein Weg in den Hochwald. Oben schließen sich die Zweige der Buchen und Eichen zu einer schützenden Decke. Der Weg führt ununterbrochen 3 km weit, wie durch einen Laubgang, bis auf die Höhe von Ober-Wintersbach, gewöhnlich Gaishöhe genannt.

Der Wald hört auf. — Enttäuscht bleiben wir stehen. Vor uns zwischen Bäumen in dem urbar gemachten steinigten Boden, sehen wir außer vielen, von Wind und Moos schwarzgefärbten Steinhaufen nur hier und da einen kleinen Bauernhof emporragen. Sonst bietet sich dem Auge weiter nichts. Aber hier führen uns die blauen Farbstriche an den Baumstämmen und Grenzsteinen noch weiter, und Schritt für Schritt gewinnen wir eine freiere Aussicht, die sich schließlich zu einem Rundblick von gewaltiger Großartigkeit zusammenfügt.

Wir stehen wie auf einer Insel auf urbar gemachtem Felde. Ringsum wogt ein unendliches bis in weite Ferne sich dehnendes Meer von Baumwipfeln in allen Abstufungen der grünen Farbe. Die Luft ist so durchsichtig, so klar, daß alle Einzelheiten scharf hervortreten.

Gegen Osten erstrecken sich die Waldungen des Krausenbacher, Rohrbrunner und Altenbucher Gebietes, der eigentliche Kern des Spessartwaldes. Gegen Norden die Wälder der Gemeinde Wintersbach, des Höllenhammers und der Grafen von Ingelheim, darüber hinweg die Höhenzüge bis zu den Rhönbergen. Etwas weiter nach Westen winkt der Heimattenhof mit seiner freundlichen Häusergruppe grüßend von einer Anhöhe zu uns herüber. An ihm vorbei schauen wir in das Mainthal über den glitzernden Spiegel des Stromes und über die Städte Hanau, Frankfurt, Offenbach bis zu den Höhen des Taunus. Mit bewaffnetem Auge gelingt es uns, auch Türme und Häuser dieser Städte zu erkennen. Der Blick wandert weiter. Wir schauen die Höhen des Odenwaldes jenseit des Mainthals sich erheben, als scheinbare Fortsetzung der nach Süden gelegenen Wald- und Höhendistrikte von Stadtprozelten und Miltenberg. Hier einen Aussichtsturm zu bauen, war schon vor Jahren von dem „Verein der Spessart- und Odenwaldfreunde" projektiert, scheiterte jedoch an der hohen Forderung und der Hartköpfigkeit des Bauern, der das nötige Land abtreten sollte. Derselbe ist inzwischen verstorben, und seine Nachkommen stehen dem Projekt freundlicher gegenüber,

so daß Hoffnung vorhanden, in nicht allzuferner Zeit den Plan verwirklicht zu sehen.

Noch einmal übersehen wir alle diese Herrlichkeiten, dann steigen wir thalabwärts.

Rechts und links hoher Buchenwald, in der Mitte eine schmale steinige Wiese, aus welcher die dichten Gebüsche der gelb blühenden Ginster und des bläulichen Wacholder wie Inseln ragen. Hier und da ein quadriger moosbewachsener Stein, treten die Bäume stets näher an uns heran, bis wir in den Hochwald eintreten.

das kühle weiche Moos zu lagern und den schaukelnden Zweigen zuzuschauen, welche eine Hainbuche freundlich über uns ausbreitet. Das Laub rauscht leise in der Höhe, und seine Schatten huschen wie kleine Gespenster über den Boden, während uns die plätschernde Quelle in Träume wiegt.

Es scheint, als schauten wir hinaus in ein grundloses unendliches Meer, das sich weit, weit dehnt, so daß das trunkene Auge kein Ende finden kann. Durch mächtige Stämme sehen wir vor uns eine kleine grüne Wiese, mitten im Hochwald, die, von der Quelle bewässert, sich einen Abhang hinab erstreckt,



Spessartlandschaft bei Elsava.

Horch! da tönt das leise Murmeln einer Quelle an unser Ohr. Mit einer Biegung des Weges stehen wir entzückt vor einem Bilde voll lieblicher Schönheit.

Aus Felsen, unter alten knorrigen Bäumen, die ihre Zweige hegend darüber ausbreiten, entspringt ein klarer Brunnen, teilweise in einem ausgehöhlten Stamme aufgefangen und weitergeleitet. Schon uralt muß diese Leitung sein. Das Holz ist faul und morsch, zum Teil schon auseinandergefallen und bedeckt von zartem, sammetweichem Moos. Zwischen den Steinen wuchert Farn und Sauerklee. Die Waldbrombeere, bedeckt mit unzähligen rosa Blüten, rankt sich an dem niedern Gesträuch empor.

Hier zu sein, geschützt vor der sengenden Hitze eines heißen Sommertages, welch wonniges Entzücken, sich dann in

dann kommt der Waldesrand, wie eine Wand emporragend, über ihm ein wogendes Laubmeer. Jenseit des Thales begrenzen die welligen Linien der blau schimmernden Berge den Horizont.

Hier lagern wir also und erfreuen uns gesunden Appetites an dem, was ein jedes von uns Eßbares mit sich genommen. Die Quelle muß einen kühlen Trunk dazu stiften. Nachdem der Hunger gestillt, ergeht die Aufforderung an mich, die Sage des Steinbrunnens, unseres Lagerplatzes, und des anschließenden Steinmeeres zu erzählen. So wie sie mir von einem alten, in den ersten Tagen unseres Jahrhunderts geborenen Hammerschmied, der heute noch lebt, erzählt wurde, so will ich dieselbe wiedergeben:

„Einst stand hier ein Schloß,“ etwas weiter abwärts im

Thal, da, wo zwischen den mächtigen Felsen viel hundertjährige Buchen und Eichen stehen. Der Ort ist nahe; wer das mühsame Klettern über die glatten moosbedeckten Steinwälle nicht scheut, wird das Steinmeer besuchen, so oft er zur Gaishöhe und zum Steinbrunnen kommt. Es sind mächtige Quadern, alle wie behauen, nur weiter abwärts im Thal hat das Schneewasser in jedem Frühjahr an den scharfen Kanten abgewaschen. Zwischen die einzelnen Ritze hat der Wind Samen geweht, der hat Wurzeln gefaßt, die Steine zum Teil emporgehoben und auseinandergesprengt. Im Laufe der Jahrhunderte sind aus dem winzigen Samen mächtige Waldesriesen entstanden, wie sie in weitem Umkreise nicht mehr zu sehen sind.

Dort also stand das Schloß eines trotzigen waghalsigen Ritters. Sein Vater schon, der auf dem nahen Wildenstein hauste, hatte durch Gewalt sich große Reichtümer erworben und dem Sohne das Schloß hier erbaut. Die Sage berichtet weiter, daß der Vater einst eine Kirche ausgeraubt und geplündert habe, wobei der mißhandelte Priester des Himmels Fluch über den Räuber und seine Nachkommen angerufen habe.

Lange setzten noch beide ihre Räubereien und Plünderungen der naheliegenden Dörfer und Städtchen und der vorüberziehenden Kaufleute fort. Endlich ereilte sie die Strafe des Himmels. Eines Abends verspürte man im ganzen Spessart ein mächtiges Erdbeben, es that einen furchtbaren Donnerschlag, daß alle Häuser schwankten. Am andern Tage stieg die Sonne wie immer am Himmel empor, als aber die Thalbewohner früh morgens aus ihren Hütten traten, war das Schloß auf dem Berge verschwunden, statt dessen sahen sie nur noch ein Meer von Trümmern. Die Quelle, welche den Schloßbrunnen gespeist, hatte sich weiter oben aus den Felsen einen Weg gebahnt. Der alte Ritter auf dem Wildenstein war in derselben Nacht wahnsinnig geworden und starb bald darauf.

Und nun, meine Herrschaften, lassen Sie uns das Steinmeer besuchen und dann durch den Wald wieder einen Weg nach Elsava einschlagen, das wir in einer kleinen Stunde erreichen werden.

Erlinde.

Eine Sage aus dem ehemaligen Nordgau.

Nach H. Weininger.

Reich begütert und in verschiedene Linien sich teilend saßen im Mittelalter die Edlen v. Zenger auf vielen Burgen der Oberpfalz. Ihnen gehörte beispielsweise Rottenstadt, Zangenstein, Zangenfels, Trausnitz, Schwarzeneck, Beilstein, Lichtenwald, Altenthann, Fronhof, Schneeberg, Thannstein, Wildenstein und Wissing. Ein Zenger von Wildenstein hinter Tönnesberg fuhr jederzeit mit vier Ebern. Vom Wildenstein aus konnte man ihn sehen, wenn er zu Regensburg über die Brücke heimkehrte, so hoch liegt der Wildenstein. Nicht nur an etlichen Burgresten, sondern an vielen noch in baulicher Würde stehenden Schlössern hielt sich der Zenger redendes Wappen, eine schwarze Schmiedezange in Silber oder auch in Gold, wie dies einigen Linien zuständig war.

Mehrere Zenger waren Lehnsleute der 1646 erloschenen Landgrafen zu Leuchtenberg, welche im Markte gleichen Namens, hauptsächlich aber in Pfreim residierten. Die Pfarrkirche daselbst schmücken zur Stunde noch deren Grabsteine mit schön gearbeiteten ritterlichen Gestalten. Hier vereinigt sich die Pfreimd mit der Naab. An der Pfreimd aufwärts brachte man 1322 den bei Ampfing gefangenen Gegenkönig Friedrich auf die Trausnitz in ritterliche Haft. Ende März 1325 gab Ludwig der Bayer aus innerem Antrieb seinem Jugendgespielen die Freiheit wieder, und nun regierten beide gemeinsam das Deutsche Reich. Im Rathause zu Pfreimd hängen zwei ausgetrocknete Haifische, welche sich vordem in dem Schloßgraben der Landgrafen von Leuchtenberg befunden haben sollen. Aber es ist viel wahrscheinlicher, daß sie von Reisenden dahin gebracht und der Seltenheit wegen da aufgehangen wurden. Unfern von Vohenstrauß angesichts der Schloßruine von Leuchtenberg steht der „Kalte Baum“, eine vereinsamte Steinlinde, von welcher die Sage geht, daß hier der Antichrist eine große Schlacht verlieren werde. Wenn einst des Kalten Baumes Äste so stark sind, daß sie einen geharnischten Reiter samt dem Rosse zu tragen im stande sind, rücken die Gegner aus Ost und West hart aneinander. Bis zur Mitternachtsstunde werde das Würgen dauern, und ein solches Blutvergießen sein, daß es die Mühle im Thal bei Lind treibe. Der fremde Baum werde stehen bis zum Untergange der Welt.

Einem jungen Zenger v. Schwarzeneck war Liba v. Steinberg vom Herzen zugethan. Zu ihrer ehelichen Verbindung waren schon alle Vorbereitungen getroffen. Es fehlte nichts mehr, als daß der Zenger seinem Lehnsherrn in Leuchtenberg aufwartete und seinen Eid als Lehnsträger leistete. Von dem Landgrafen Ulrich zuvorkommend empfangen und in seinen Lehen bestätigt, erhielt er von diesem den Auftrag, mit einigen Begleitern zu dem Vicedom nach Burglengenfeld zu reiten, um diesem Botschaft zu überbringen. Auf dem Rückwege in Gedanken an seine traute Liba versunken, war der Zenger eines Abends, ehe er sich's versah, von seinen bisherigen Gefährten abgekommen. Er versuchte, durch Rufen wieder zu ihnen zu gelangen. Allein weder dies, noch Hornstöße führten zum gewünschten Ziele. Zudem fing es an, immer dunkler zu werden. Viele der Waldwege kreuzten sich. Kein Vogel, kein Wild ließ sich mehr hören, die waren alle schon zur Ruhe gegangen. Unser Reiter sehnte sich ungemein, aus dem Walde ins Freie zu gelangen. Sein Pferd schien ziemlich ermüdet zu sein, denn es ließ Kopf und Ohren hängen. Auch stolperte es sehr oft über die knorrigen Baumwurzeln, welche über den Weg liefen. Der Reiter mußte sehr acht haben, nicht zu stürzen. Auf einmal hob das Pferd den Kopf und sog die Luft ein, die ihm entgegenströmte. Daraus schloß der Reiter, daß der schreckliche Wald nun bald zu Ende sein müsse. Und so war es auch. Es ward wieder lichter, das Abendrot warf seine Streiflichter durch den Wald und vergoldete die Stämme uralter Tannenbäume, von deren weitabstehenden Zweigen graues Moos in Fülle herabhing. Üppiges Farnkraut mit seinen feingefiederten

Blättern stand zwischen abenteuerlich herumgestreuten Feldstücken oder säumte den Weg ein. Über die vorliegende Landschaft hatte die Dämmerung sich bereits ausgedehnt. Violettbläulich war der vorherrschende Ton, in den sich nach und nach der ganze Thalgrund gekleidet. Über den Wipfeln eines Wäldchens erhob sich, allein noch von der scheidenden Sonne kräftig beleuchtet, der obere Teil einer Burg. Ein mächtiger Wartturm von viereckiger Gestalt, überragte das Ganze. Das Herrenhaus war mit einem hochanstrebenden gescharteten Giebel versehen. Wie der Reiter sich dieser Burg näherte, konnte er auch schon das Einlaßthor unterscheiden, und zu dem hinan führte der Reitsteig im Zickzack Dieser lag aber so voll von Steinen, daß das ermüdete Pferd sich sehr in acht nehmen mußte nicht zu stolpern oder gar zu stürzen. Dabei war der Hohlweg, durch den hinauf der Reitsteig stellenweise geleitete, von Braunbeeren, Hagebutten und anderen Schlinggewächsen derart überrankt, daß der Reiter oft genug an ihnen hängen blieb, sich daran ritzte und sie zur Seite biegen mußte. Endlich war der Platz vor dem äußeren Thore erklommen. Allein weder die Zugbrücke war aufgezogen, noch das Thor geschlossen, oder der Pförtner in seinem Thorstübchen anwesend, obwohl die Sonne bereits hinter den Bergen verschwunden war, und tiefe Dämmerung herrschte. Wie der Ritter wahrnehmen konnte, zeigte das Thorhaus, der Schloßgraben, wie die nächste Umgebung so recht den Zerfall alles Irdischen. Ringsum lag der Boden voll von Steinen und Ziegeln. Unkraut in Fülle wuchs zwischen dem Thore. — „Gott“, dachte der Zenger, „da brauche ich nicht lange mit dem Horne zu tuten oder am Klopfer zu ziehen. Aber eine solche Verwahrlosung habe ich doch noch nie gesehen. Man sollte glauben, die ganze Burg sei ausgestorben oder nur von Geistern bewohnt.“

Unter diesen Gedanken stieg er ab, nahm sein Pferd am Zügel, führte es über die Zugbrücke und durch das zweite Thor. Der ganze Burghof war weithin mit Gras bewachsen. Kein Hund ließ sich hören. Allenthalben herrschte Totenstille. Rechts seitwärts war ein kleiner Stall für ein paar Pferde. Wie der Ritter sah, war kein Fenster ganz, Barren und Raufen waren herunter gesunken, alles voll Spinnengewebe. Ein trauriger Aufenthalt für sein treues Roß, das heute schon eine so weite Strecke zurückgelegt. — Auf die wiederholten Hornstöße erschien endlich ein hochbetagter Diener, dessen Scheitel war ganz kahl. Nur wenige weiße Härchen umspielten die eingefallenen Schläfen. Vor Altersschwäche war sein Gang sehr langsam und unsicher. „Gott, zum Gruße, Herr Ritter, seid freundlich willkommen. Ich werde gleich für Euer Pferd sorgen, dem soll es an nichts gebrechen.“

Wie der Zenger sein Befremden aussprach über die große Sorglosigkeit, daß zu so später Abendstunde weder ein Thor geschlossen noch eine Zugbrücke aufgezogen sei, entgegnete der greise Diener: „Das geschieht noch lieber Herr, aber das Schloß liegt so abseits, daß wir nichts zu fürchten haben. Es kommt so selten jemand zu uns, daß wir jeden Ankömmling freundlich willkommen heißen. Seit fünf Jahren seid Ihr der erste wieder. Wir wissen gar nicht, wie es in der Welt zugeht. Der Schloßherr, der fast in meinem Alter ist, wird eine große Freude an Euch haben und begierig sein, dies und das vom Getriebe der Welt zu hören. Vermeidet aber — wenn das möglich ist — das Gespräch über seine Nachkommenschaft. Dies verstimmt ihn jederzeit, sonst ist er ein herzensguter Mann.“

Mittlerweile war es beiden gelungen, etwas Ordnung in den verkommenen Stall zu bringen, so daß der Ritter das Pferd abzäumen und absatteln konnte. Der Alte schleppte im Verein mit seinem Gaste, Stroh, Heu, Haber und Wasser herbei. Der Apfelschimmel schüttelte sich und sog sehr begierig den Duft des Heus wie den Geruch des Habers ein. Über eine Wendeltreppe ging's nun hinan, und nicht lange, so stand der Zenger vor dem alten Burgherrn, der selben freundlich willkommen hieß und dem Diener befahl, Wein zu bringen und aufzutragen, was die Küche zu bieten vermöge.

Das Prunkgemach, in dem sich beide Männer befanden, war durch eine an zierlich geschnitztem Plafonds hängende Lampe erhellt. Außerdem brannten noch zwei Wachskerzen auf dem mächtigen Eichentische. Hierzu paßten vollkommen die dreibeinigen Stühle mit durchbrochener Lehne. Das Ganze trug das Gepräge vormaliger Wohlhabenheit, aber es fehlte der ordnende Sinn der Hausfrau. Den Wänden entlang hingen Teppiche, auf denen von kunstgeübter weiblicher Hand Scenen aus dem Ritterleben dargestellt waren. Diese Bilder waren rund und von abwechselnder Grundfarbe. Um diese Medaillons zogen sich weiße Spruchbänder mit schwarzer Umschrift. In dem Raume zwischen je vier Medaillons war ein heraldisch stilisiertes Tier, ein Adler, ein Löwe oder auch ein phantastisches Ungetüm zu sehen. Da fand ein Auszug zur Jagd mit Falken und Hunden statt, dort wurden Herzen gewogen und jenes des Galans zu leicht befunden. Da mußte derselbe, eine Trense im Munde, auf allen Vieren einherkriechen, dort drückte ein Ritter eine Geliebte an sein Herz, auf anderen Kreisflächen wurden Blumenstengel, Tulpen, Lilienstengel, Herzen und Kronen verschenkt. Auf der Tapete der zweiten Wand wurden einem Ritter die Wangen bemalt, und ein Ritter von einem Engel an den Haaren gezaust, indem zwei Diener ihn hielten. Als Umschriften las der Zenger: „Sehnen und gedenken thut sicherlich sehr kränken“. „Mein Herz leidet Qual, getroffen von der Minne Strahl.“ — „Ach liebe mich, bin das Rosenstängelein schon wert.“ „Schönen (selbst gesponnenen) Flachs, ziehe ich gekauftem vor“ (und dabei zauste ein Engel einen Ritter an den Haaren). Alle dargestellten Personen waren mi-parti (die eine Hälfte des Anzugs rot und die andere weiß oder grün) gekleidet, hatten blonde Haare und blaue Augen.

Während der Zenger trotz seiner Müdigkeit sich nicht satt sehen konnte an diesen bezaubernd schön gestickten Teppichen, welche die verstorbene Tochter des Burgherrn ins Leben gerufen, ward der Imbiß aufgetragen.

Beide Ritter stießen mit den Pokalen an, schüttelten sich die Hände, und der Burgherr hieß seinen Gast herzlich willkommen. So hatte es unserm Ritter schon lange nicht mehr gemundet. Wildbret und Braten, wie auch Wein waren von vorzüglicher Güte. Lächelnd sah der Burgherr seinem Gaste zu. Dabei erzählte er ihm aus seinen jüngeren Jahren, wo er turnieret, welche Dänke (Preise) er davongetragen, welche Damen ihm diese überreicht, wie er mit dem Kaiser die Alpen überstiegen, in Mailand und Rom eingezogen, wie er dann in späteren Jahren mit mehreren eine Pilgerfahrt nach letzterer Stadt und Jerusalem unternommen, welche Gefahren sie da überwunden, wie sie auf dem Heimwege Schiffbruch litten, wie es ihm nur mit äußerster Mühe gelang, ein Stückchen

vom Kreuze Christi zu retten und seiner Schloßkapelle zu überbringen. Dabei untersuchte der Alte des Gastes Schwert, Wehrgehäng, Hifthorn und Reisespieß, man sah, daß jener sehr für derlei Rüststücke eingenommen und ein feiner Kenner war.

„Morgen, lieber Gast“, hub er an, „wenn Ihr gehörig ausgeruht haben werdet, zeige ich Euch meine Rüstkammer. Diese birgt seltene Stücke, darunter ein Kalenderschwert, viele andere mit sehr entsprechenden Inschriften, ein uraltes Panzerhemd aus Leder mit aufgenagelten Eisenschuppen, wie ein solches der hohnsprechende Krako trug, der 930 zu Regensburg von Hans Dollinger im Zweikampf erstochen wurde, und dessen ganze Rüstung mit Helm, Schwert und Lanze noch an St. Erhards Altar zu Niedermünster in Regensburg hängt. Ein Paar Roßschweife, den Ungläubigen von meinen Ahnen entrissen, prangen gleichfalls dort, wie zwei runde Saracenenschilde mit bezaubernd schönen Schriftzügen und Arabesken, etliche Köcher mit orientalischen Pfeilen und Bogen, mehrere ältere Turnierrüstungen, wie selbe für Mann und Roß schon lange nicht mehr im Gebrauche sind, unter meinen Jagdgerätschaften, Armbrüste von vorzüglicher Güte, Schweinsfedern und Jagdspieße. Da gibt es für Euch genug zu sehen und zu probieren.“

Wie dem jungen Ritter nicht entgangen war, wiederholte sich unter verschiedenen Schildereien und heraldischen Emblemen ein weißer Schild mit drei roten Querbalken. „Edler Gastfreund, das ist sicherlich Eures Hauses Wappen?“

„Ja, lieber Freund, ich will Euch auch dessen Entstehung mitteilen. Einer meiner Vorfahren diente den Deutschordensrittern gegen die heidnischen Preußen. In einem Zusammentreffen mit diesen ging es heiß her, und war den Rittern, die weichen mußten, vor allem daran gelegen, eine Brücke hinter sich zu erreichen. Voll Aufopferung wandte mein Ahnherr, gefolgt von zwei anderen Rittern, sein edles Roß, sprengte, um seinen Genossen Zeit zum geordneten Rückzuge zu verschaffen, den Heiden entgegen, und ließ seine Streitaxt weidlich arbeiten. Von fern gesehen, bezeichnete deren Blinken das Aufziehen zum Streiche, und röchelnd wand sich jederzeit wiederum ein Heide unter dem Pferde. Zuletzt wurde mein Ahnherr aber doch umringt, vom Gaul gerissen und hauchte, aus mehreren Wunden sich verblutend, seine ritterliche Seele aus. Diesen wie sein Roß ließen jedoch die Ungläubigen liegen. Wie man ihn später aufhob, war das Blut über drei Stellen quer über den silberblanken Schild geronnen und da eingerostet. Zur Erinnerung dieses wackern Ahnherrn verlieh uns der Herzog statt des bisher geführten Wappens als solches in Silber drei rote Querstriche. Das ist gewiß ein ebenso schönes, wie einfaches Wappen?

„Wäre es nicht schon zu spät, und Ihr der Nachtruhe benötigt, könnte ich Euch noch viel derartiges erzählen. Es gibt wenig Wappen von Belang, deren Entstehung ich nicht kenne, das war von jeher mein Lieblingsstudium. Schade, daß mit meinem Absterben dieser reiche Sagenschatz verloren geht. Jetzt aber kann ich nicht mehr schreiben, meine Augen sind zu trübe und meine Hände zittern. Bedenkt, junger Freund, daß ich schon in den Neunzigern stehe, und es schon bereits dreißig Jahre sind, daß meine Tochter Erlinde starb.

„Für morgen ruht Euch gehörig aus. Den Morgentrunk bringt man Euch auf die Stube, und bei Tische sehen wir uns wohl wieder. Und nun schlaft wohl mein lieber Gast.“

Dabei ergriff der Diener eines der Lichter und winkte ihm, zu folgen. Einen schmalen Gang entlang führte der Weg in eine abgelegene Kemenate. So klein die Stube, war sie doch mit allem Nötigen versehen. „Wenn Ihr, junger Herr, in der Nacht nebenan etwa Geräusch vernehmt, kümmert Euch nicht weiter darum, betet für die armen Seelen ein stilles Vaterunser und schlaft ruhig weiter fort.“ Mit diesen Worten sah sich der Ritter allein im Gemache und begab sich zur Ruhe. Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, da war es ihm, als ob er einen leisen Gang vernehme. Er täuschte sich nicht, durch eine zweite Thür, welche er bisher nicht bemerkt, fiel ein Lichtstrahl in seine Stube. Wie er von seinem Lager aus wahrzunehmen glaubte, saß im anstoßenden Gemache ein Edelfräulein. Volles dunkles Haar umrahmte ein blasses, schön geformtes Antlitz. Ein eigener Zug von Melancholie ließ sie noch interessanter erscheinen. Sie war damit beschäftigt, an einer Stickerei zu arbeiten, wie er deren im Prunkgemache bewundert hatte. Die Hände zeigten die edelsten Formen, so auch der ganze übrige Körper. Ihre Arbeit begleitete sie mit kaum verständlichem Gesange, der aber eine unendliche Wehmut verriet. Der junge Ritter wußte nicht, was zu thun, kaum zu atmen getraute er sich. Mit der Zeit glaubte er, den Gesang besser zu verstehen. Liebessehnsucht und verschwundenes Liebesglück bildeten den Inhalt.

Mehrmals wollte er aufstehen, um die Thür weiter zu öffnen, aber ein unerklärliches Etwas hinderte ihn jederzeit daran. So erschien der Morgen. Mit dem ersten Hahnenschrei stellte das Fräulein ihre Arbeit ein und war mit einem Male verschwunden.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der Zeuger wie aus einem wüsten Traum erwachte. Statt durch erhoffte Nachtruhe erquickt, war er im hohen Grade aufgeregt. Nachdem er seinen Schimmel besucht, der ihn mit freudigem Wiehern empfing, besah er sich, da der Schloßherr noch nicht heimgekehrt war, etliche Gemächer der Burg, deren Thüren er nicht verschlossen fand. In einer Stube bemerkte er unter einem schwarzen Schleier eine Stickerei, welche auf ihn einen nicht zu beschreibenden Eindruck machte. Sie stellte ein leeres Grab in einer Kirche vor. Der Grabstein hierzu lehnte an der Wand, und eine Jungfrau im Sterbekleide, einen Kranz von weißen Rosen im dunklen Haar, schien dem Grabe eben entstiegen zu sein. Wenigstens deutete dies die Bewegung einer Hand an, welche noch auf dem Grabsteine ruhte. Er hatte diese Züge schon wo gesehen. Wie der Blitz eine dunkle Nacht erhellt, so kam ihm der Gedanke, daß dieses Bildnis kein anderes sein könne, wie jenes der nächtlichen Sängerin.

Der alte Herr war nicht zu Tische erschienen, und der Diener gab auf manche gestellte Frage nur ausweichende Antworten oder that, als ob er dies oder jenes überhört hätte. Speise und Trank waren vorzüglich. Nachdem er etwas ausgeruht, durchforschte er die nächste Umgebung der Burg. Das äußere Thor im Rücken, führte ein Fußsteig hart an dem Felsen, worauf die Burg stand, zu einer Kapelle, deren Portal ein romantischer Bogen von größter Einfachheit zierte. Diese Schloßkapelle mußte bis ins neunte oder zehnte Jahrhundert zurückreichen; denn deren Mauern bestanden aus ungeheuren Quaderstücken, außen so wenig wie innen verputzt. Nur auf der Südseite drang durch drei schmale Fensterritzen etwas Licht in die Kirche. Aber auch dieses Gebäude zeigte dieselbe

Verwahrlosung wie die Burg. Auf den älteren Grabsteinen erblickte man nur das Wappen der Verstorbenen mit einer Umschrift, auf den neueren dagegen waren Figuren im Umriß angegeben. Einzelne Ritter hielten Rennfähnchen in der Rechten, während die Linke sich auf das wuchtige Schwert oder den schmalen Schild stützte. Seitwärts des Hauptes an einem Kettchen der unförmliche Stechhelm, der gleich einem umgekehrten Blumentopfe über die Panzerkappe gestülpt wurde und nach vorn mit zwei Sehschlitzen versehen war. Lange, ärmellose Gewänder umschlossen den Körper und ließen nur die mit dem Kettenpanzer bekleideten Arme und Füße sehen. Die weiblichen Angehörigen waren abgebildet mit zum Gebete gefalteten Händen. Ein Weihel, wie ihn die Klosterfrauen noch tragen, oder ein turbanartiges Regentuch umschloß das Haupt, während die übrige Gestalt in faltenreiche Gewänder sich hüllte. Mit der Zeit gewöhnten sich Zengers Augen an das eigentümliche Dämmerlicht. Seitwärts des Altars war ein offenes Grab. Daneben stand ein Stein, gerade wie ihn die Stickerin im Schlosse zeigte. Auf dem Steine las er:

„Wanderer, wer Du auch seiest, bete für mich, damit ich zur ewigen Ruhe gelange, aber hüte Dich vor meinem Anblicke".

(Schluß folgt.)

Das Wendelsteinkirchlein.

Es hieße, eine köstliche Perle der Dichtung verlieren lassen, wenn die herrlichen Verse vergessen würden, welche wir hiermit unseren Lesern mitteilen. Sie sind die Worte des Prologes, welcher ein am 6. Mai 1891 in den „Centralsälen" Münchens arrangiertes Konzert zum Besten des Baufonds für das Wendelsteinkirchlein einleitete.

Wäre es möglich, die weihevolle Bedeutung des höchstgelegenen Gotteshauses in Bayern, im Deutschen Reiche, sinniger, empfindungsvoller zum Ausdrucke zu bringen, als es dem Dichter, dem Herrn kgl. Geistlichen Rat und Ehrenkanonikus Dr. Corbinian Ettmayr, Mitarbeiter des „Bayerland" gelang?!


Das Wendelsteinkirchlein.

Wenn von der Saite zart der Ton sich schwinget,
Wenn aus metallnem Schoß er mächtig rauscht,
Wenn lebenswarm von Herz und Mund er dringet,
Die Menschenseele tief ergriffen lauscht.
Es ist, als wären Flügel ihr gegeben,
Als würd' zum Ätherkahn die Harmonie, —
Erwacht ist in der Brust ein neues Leben,
Aus allen Fibern ruft's: Der Welt entflieh!
Ein sursum corda jauchzet aus den Tönen
Und hebt den Geist empor ins Reich des Schönen.

Verborgen ruhet in der Seele Grunde,
Im Born, aus dem die Lust, das Lied entsteigt,
Von dem heraufklingt alle liebe Kunde,
Ein Zug, der unvertilglich aufwärts zeigt.
Drum will's dem Menschen unten nicht gefallen,
Wo dumpf die Luft, wo Licht und Freiheit fehlt,
Geheime Sehnsucht treibt, zur Höh' zu wallen,
Hinauf zur lichten, freien Gotteswelt.
Die Seele ahnt: Dort auf den Bergen oben
Kann sie nach Herzenslust den Schöpfer loben.

Gar freundlich blickt ein Berg vom Alpenrande,
Gekleidet in der Ferne duft'ges Blau,
Hinaus zum weitgestreckten Bayerlande
Hierher zur Stadt, zum Dom der lieben Frau, —
Der Wendelstein; es zieh'n zu ihm in Scharen
Die Waller hin, voran das junge Blut,
Doch fehlt auch nicht der Greis in Silberhaaren,
Es ist da oben ja zu sein so gut:
Als Erbe ist von alters uns geblieben,
Den Wendelstein gut bayerisch zu lieben.

Wie wird gelohnt, wer mutig ihn erstiegen!
Hoch überm Haupt sich wölbt das Himmelszelt,
Und unten tief die kleinen Dinge liegen,
Des Lebens ew'ger Kampf, der Trug der Welt;
Die Brust fühlt sich als wie vom Alp befreiet,
Ein wunderbarer Drang die Seele faßt,
Verklärt ihr scheint das Leben und geweihet,
Ihr ist, als wäre sie des Himmels Gast.
Nun möcht' dem lieben Gott sie näher treten,
Sie möchte danken ihm, — sie möchte — beten.

Doch auf dem Grate oben die Kapelle
War alles Schmuckes bar und eng und klein,
Vom Wind umbraust, wie's Schifflein auf der Welle,
Unziemlich wahrhaft für den Wendelstein.
Das hat dem Manne [1]) tief ins Herz geschnitten,
Dem wie ein Freund der Berg war lieb und traut,
„Nicht länger", rief er, „sei die Not gelitten,
Dem Wendelstein ein Kirchlein werd' erbaut",
Und was mit Gottvertrauen war beschlossen,
Das ward mit Mut vollführt und unverdrossen.

Zum Fels, der aus dem Abgrund jäh sich türmet,
Das neue Kirchlein kühn war hingepflanzt,
Und ob's auch um den Gipfel tost und stürmet,
Das Kirchlein ist gen Sturm gar wohl verschanzt.

[1]) Professor Max Kleiber, München.

Drin am Altar die Mutter Gottes thronet,
So hoch und hehr und doch so hold und mild,
Mit süßem Trost dem Pilger sie es lohnet,
Der ihrer Huld sich kindlich anbefiehlt.
Und was im Lärm des Thals ihr nicht beschieden,
Die Seele findet oben — Gottesfrieden.

Am Wendelstein das Kirchlein steht vollendet,
Von Bischofs Hand zum Gotteshaus geweiht,
Gerät und Schmuck hat edler Sinn gespendet,
Schon klingt vom Türmlein Tag um Tag Geläut,
Es tönt ins Land hinaus zur Morgenfrühe
Ave Maria traut als erster Gruß
Und abends nach des Tages Last und Mühe
Ave Maria tönt als Weiheschluß.
Doch horcht! hört ihr vom Wendelstein nicht läuten?
Was soll des Glöckleins ängstlich Ton bedeuten?

(Läuten eines Glöckleins unter Begleitung klagender, flehender Akkorde,
die zu dem Gesang überleiten:

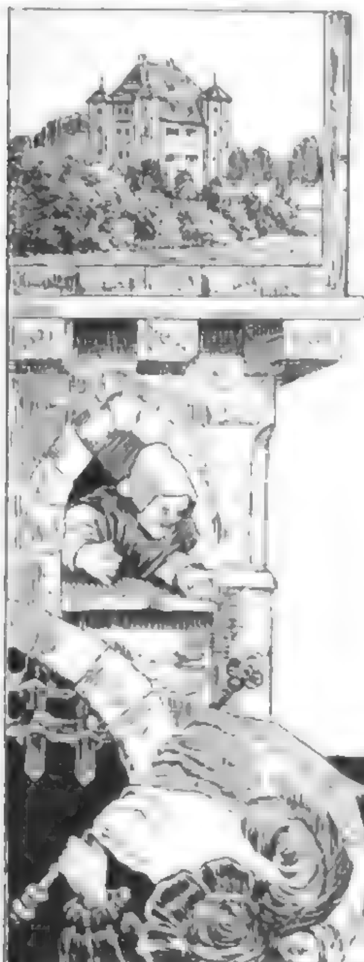
Singt, singt,
Es fehlt, es fehlt,
Bringt, bringt
Noch Geld, noch Geld)

Ihr habt vernommen jetzt des Glöckleins Klage,
Drum auf denn, frisch! und singt und musiziert,
Daß weicher werd' das Herz mit jedem Schlage,
Daß jede Seele fühle sich gerührt,
Und hier zu finden seien keine Lauen.
Der Töne alte Macht erprobt heut' sei,
Die Eiseskruste ums Gemüt muß tauen,
Daß Gottes Eigen bald von Schuld sei frei.
Dann bleibt, was heut' in diesem Saal gesungen,
Am Wendelstein auf ewig unverklungen.

Garatshausen.

Von Hugo Arnold.

Wo am westlichen Gestade des Würmsees die Hänge des Hochufers sich mählich gegen den blanken Spiegel des reizenden Wasserbeckens abdachen, hat die schöpferische Hand der Natur einen herrlichen Park geschaffen, den menschliche Kunst auf Geheiß eines feinsinnigen, schönheitsbegeisterten Fürsten zu einem lachenden Landschaftsbilde umwandelte. Das sind die berühmten Anlagen von Feldafing. Doch wir wollen heute nicht in ihnen verweilen, sondern wandern am Gestade entlang, wo die rauschenden Wellen an unsere Füße rollen, und richten den Blick auf die duftigen Berge, deren blauende Kette den Horizont säumt. Wunderbarer Baumwuchs ruft unser Entzücken wach, hoch zum Himmel strecken sich die gewaltigen Stämme, und mächtige Kronen wölben ihr schattendes Dach.



Da steht inmitten eines mauerumschlossenen, blühenden Gartens ein altertümlicher Bau vor uns: ein hochragendes Viereck, an dessen Seiten vier achteckige Türme vorspringen, das Schloß Garatshausen

Es ist keine trutzige Burg mit finsterem, drohendem Ausdrucke, keine imponierende Residenz eines prunk- und prachtliebenden Herrschers, aber das Gebäude ziert das Gepräge schlichter Vornehmheit und anheimelnder Traulichkeit, es ist ein Herrenhaus. Als ein solches wurde es errichtet, da die Einkehr geordneter Zustände den edlen Geschlechtern erlaubte, ihren Aufenthalt außerhalb der schirmenden Mauern von Städten und Burgen auf dem Lande dort zu nehmen, wo die Schönheit der Gegend zur Niederlassung lockte. Das fiel in jene Zeit, als die Kunst ihre Wiedergeburt feierte.

Damals zogen die Münchener Patrizier und Kaufherren heraus an den blauen See und bauten sich an den lieblichen Ufern Herrensitze gerade so, wie noch heutzutage die Enkel pflegen, auf welche die Vorliebe für das reizende Gewässer und Gelände von den Altvordern vererbt wurde. Damals wurde auch das Schloß zu Garatshausen erbaut, welchem demnach immerhin ein respektables Alter zukommt.

Aber weit, weit älter ist die Geschichte des kleinen stillen Ortes, sie reicht rund etwa zwei Jahrtausende hinter die Entstehung des Schlosses zurück. So kündet uns, da die Pergamente schweigen, die sprechende Urkunde des Namens. Dieser besteht aus zwei Teilen, deren letzter „-hausen“ sich von selbst erklärt; schwierig ist dagegen die Deutung des Bestimmungswortes „Garats-“. Die ältesten Formen des Namens lauten vom 8. bis zum 13. Jahrhundert: Kararshusa, Karashusen, Kareshusen, Gerashusan, Garoltshusen und daraus dürfte, wie Riezler in „Ortsnamen der Münchener Gegend“ mit Recht meint, der Schluß zu ziehen sein, daß ein vordeutscher Name zu Grunde liegt, wie beim Orte Karres im Oberinnthale bei Imst und bei Gars am Inn, vielleicht ist die Wurzel das



rätselhafte, in rätischen Ortsnamen häufig auftretende „car“. Wir wollen die Spuren in so weit entlegene Fernen nicht weiter verfolgen und begnügen uns mit dem geheimnisvollen Zauber dunkelster Vergangenheit, den der Klang des Namens über der lieblichen Stätte schweben läßt.

Übrigens taucht sie auch aus unseren ältesten Urkunden empor. Ein Edelmann Landfried, aus einem vornehmen Geschlechte, der mit seinen Geschwistern Waldram, Eliland und Kailswind das Kloster Benediktbeuern gründete, schenkt im Jahre 753 seinen Besitz zu Karashusa dahin, ein Beispiel, dem im Jahre 808 eine vornehme, mit dem Genannten in nahem Verwandtschaftsverhältnisse stehende Dame Heriswindis folgt, indem sie einen Jahrtag für ihren getöteten Sohn mit einem Gute zu Kararshusa nach Benediktbeuern stiftet.

Im Jahre 1033 widmet ein Priester Gunthalm demselben Kloster seinen ganzen ihm von einer Frau Hemma geschenkten Besitz in Gerashusan. Allein die früheren Besitzungen zu Garatshusen muß Benediktbeuern verloren haben, wahrscheinlich infolge der großen Säkularisationen Herzog Arnulfs, der im Drange der Ungarnkriege so viel Kirchengut den geistlichen Händen entzog; denn im Jahre 1056 erstattet Kaiser Heinrich III., der große Salier, demselben die ihm entrissenen Orte Garatshausen, Tutzing und Zaismering nebst den Wiesen bei Seeshaupt zurück. Später erscheint ein adeliges Geschlecht der Garatshauser, das mit einem Herrn Berchtold am Ende des 15. Jahrhunderts ausstirbt.

Auch die Herzoge von Bayern hatten Grundbesitz in Garatshausen, sogar auch ein Jagdhaus, wovon noch bis in unsere Tage herein ein Gebäude den Namen „Hofkuchel“ trug. Doch ist Näheres darüber nicht bekannt. Den herzoglichen Hof erhält im Jahre 1456 Hans Weiler, Pfleger zu Starnberg, zu Leibgeding. Mit seiner Gattin Elisabeth, aus dem zu Hersching am Ammersee angesessenen Geschlechte der Hundsberger ward er der Stammvater der Weiler, die zwei Jahrhunderte im Münchener Patriziate und am herzoglichen Hofe eine hervorragende Stellung einnahmen. Er erwarb ferner die Reismühle, die sagenhafte Geburtsstätte Karls des Großen, und den adeligen Sitz zu Königswiesen, von dem nur noch die einsame Kapelle mit den interessanten Familienbildern und Wappen der Weilerschen Verwandtschaft erhalten ist, starb im hohen Alter von 102 Jahren und liegt zu Bernried bestattet. Sein Enkel Kaspar (geb. 1505, gest. 1580) mehrte den Besitz durch Erwerb von Wieling, Feldafing und Traubing und erbaute das noch stehende Schloß. Mit Ausgang des folgenden Jahrhunderts verschwindet das Weilersche Geschlecht von Garatshausen, indem dessen letzter Sprosse, Johann Kaspar, sein gesamtes Erbe (1694) an Freiherrn Georg Joseph v. Schrenk, der ebenfalls ein Angehöriger einer uralten Münchener Patrizierfamilie ist, verkauft; bald darauf starb er.

Nicht lange walteten die Freiherren v. Schrenk auf ihrem schönen Besitztum, denn nach dem kinderlosen Tode von Georg-Josephs Sohn Anton Nikolaus, eines kurfürstlichen Hofrats, gingen 1742 die Güter zu Garatshausen, Feldafing, Wieling und Traubing an seine Schwester Maria Anna über, welche mit dem Freiherrn Wolfgang Heinrich Thaddäus v. Vieregg vermählt war. Sie starb ebenfalls kinderlos, und ihr Gatte und Erbe verkaufte die genannten Besitzungen an den Grafen Johann Kaspar von La Rosée, der später auch Possenhofen erwarb. Als dessen Enkel Desiderius 1834 kinderlos starb, verkauften die Erben Possenhofen, Pöcking und Garatshausen mit Feldafing, Wieling und Traubing an Se. Kgl. Hoheit den Herzog Maximilian von Bayern.

Das Schloß befand sich darauf kurze Zeit im Besitze des Herzogs Ludwig und der Kaiserin Maria Anna, Witwe Kaiser Ferdinands von Österreich. Von dieser ging Garatshausen in den Besitz des Königs Franz II. von Neapel über. Später erwarb es J. Kgl. Hoheit Frau Erbprinzessin Helene von Thurn und Taxis und war viele Jahre hindurch der Lieblings-Sommeraufenthalt der hohen Frau.

Im Äußern unverändert ist das alte Schloß bis auf unsere Tage gekommen. Nur einmal erlitt es schwere Beschädigungen, als eine schwedische Schar am Seeufer streifte und plünderte; damals soll ein hier bestandenes Bräuhaus in Asche gelegt und nicht mehr hergestellt worden sein. Das Schloß behütete ein wackerer Kastellan; der war über den ungebetenen Besuch der mordbrennerischen Feinde sehr ungehalten und empfing sie mit höhnischer Geberde, worauf sie ihn unter grauenvollen Martern zu Tode quälten. Die Sage weiß ferner zu berichten, daß einer der nordischen Freibeuter von den wütenden Bauern erschlagen worden sei; in stillen Mondscheinnächten sieht man zuweilen seine gespenstige Gestalt am Ufer sitzen und die Angel in die Wellen werfen, doch ohne daß er je einen Fisch gefangen hätte.

Ehe wir unsern Weg von Garatshausen durch den prächtigen Park uferaufwärts zum nahen Tutzing fortsetzen, ergötzen wir uns noch an der herrlichen Fernsicht über das Silberbecken des Sees, seine grünen, waldbedeckten, villenbesäten Ufer und auf den blauenden Zug der Alpen, unter denen der breite Rücken der massigen Benediktenwand beherrschend hervortritt. Weit dahinten liegen die sonnenbeglänzten hesperischen Gefilde. Wie oft mochten die Gedanken des entthronten Königspaares von dem behäbigen Sitze des bescheiden waltenden Stadtgeschlechtes hinüber schweifen an den Golf von Neapel. Am Fuße der gewaltigen Basteien von Gaëta bricht sich die Brandung der Wogen und weithin dröhnt im Kampfesrasen der dumpfe Donner der Geschütze — leise, melancholisch rauschend rollen die Wellen an den Strand und rauschen Vergessen!

Kleine Mitteilungen.

Züge bayerischer Tapferkeit. An der Schlacht bei Würzburg, die Erzherzog Karl am 3. September 1796 gegen Jourdan gewann, nahmen auch zwei Grenadierkompagnien Würzburger Truppen teil, die dem österreichischen Grenadierbataillon Paulus beigegeben waren. Sie erstürmten das Kürnacher Holz mit gefälltem Bajonett und warfen den Feind in das Kürnachthal zurück, so daß der kaiserliche Feldzeugmeister Wartensleben in seinem Berichte an den Erzherzog Karl ihre Ausdauer und Tapferkeit rühmlichst hervorhob. Als Offiziere wurden erwähnt: Trautenberg, Gebsattel, Dietz, Metz, Albrecht, Adelsheim, Engelbrecht und Beck.

Seltsames Zusammentreffen. Eine heitere Episode, wenn zwar aus ernsten Tagen, überliefert eine Metalltafel am Fenster der Westseite der Türmerwohnung in der Liebfrauenkirche zu

München. Dieselbe meldet: Im Jahre 1836 zur Zeit der asiatischen Brechruhr in hiesiger Stadt trafen den 11. November, nachmittags 1 Uhr auf diesem Turm zufällig zusammen: Der Bureaudiener Johann Hirn, der Tändler Johann Herz, der Revisor Johann Leberwurst. Der gleichfalls mit anwesende hiesige Gürtler Johann Seehofer bewirkte und verfertigte diese Tafel zum Gedächtnis dieses Zufalles.

Eine Sitte der Dienstboten der Herrschaft Etterzhausen.[1] Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war es bei besagten Dienstboten Sitte, daß an der Nachkirchweihe ein Hahn samt Steige und etliche Halstücher an den Kirchweihbaum gehängt und vom Stamme des Baumes an ein Stück Holz quer über den Tanzplatz gelegt wurde. Einer aus der Gesellschaft lud eine Flinte, legte sie an einen sichern Ort und einen etwas langen brennenden Schwamm auf die Zündpfanne. Nun fing der Vortänzer, welcher eine Gerte in der Hand hielt, zu tanzen an und tanzte bis zum Querholze, wo er die Gerte an seinen Nachbar abgab. Dies ging der Reihe nach so lange fort, bis die Flinte losging. Wer bei dem Schusse die Gerte in der Hand hatte, erhielt den Hahn, der nach dem Tanze gemeinschaftlich verzehrt wurde. Auf gleiche Weise tanzte man dann die am Kirchweihbaum hängenden Tücher aus.

Der Landesbrautzug vom 16. Oktober 1842. Unsere Nachfrage nach dem Befinden der hierbei beteiligten Brautpaare hat eine erneute Beantwortung gefunden. Man schreibt uns bezüglich des Bamberger Brautzuges aus Bamberg: Von demselben verschied Humann, Schiffermeister (genannt „Königsbräutigam") im Januar 1888 und seine Ehegattin Babette, geborne Stramer, im Mai 1886. Beide bewahrten ihr ganzes Leben lang die Erinnerungen jener herrlichen Tage. Von den Hinterbliebenen wird heute noch der Ring in Ehren gehalten, den die Braut damals von dem nachmaligen König Max II. zum Andenken erhielt, mit der Inschrift: „Glück, Heil und Segen zum 12. Oktober 1842 wünscht der Kronprinz von Bayern". Von allen Personen die an dem damaligen Bamberger Brautzuge beteiligt waren und durch ihre originelle Tracht Staunen verursachten (wie diesmal bei der Prinzregentenfeier) ist nur noch eine Schwester der Braut, die damalige Brautjungfer, Fräulein Josephine Stramer, jetzt Privatiere in Bamberg, am Leben (dieselbe steht im 67. Lebensjahre).

Zum Titelwesen der Vorzeit. Ungefähr im Jahre 1623 wurde in Nürnberg unter ratsfähigen und nicht ratsfähigen Geschlechtern der Unterschied eingeführt, daß man die ersteren die Edlen und Vesten, die letzteren die Erbarn und Vesten titulierte. Elias Ölhafen Losungschreiber, war der erste Nichtratsfähige, der 1627 am 24. Februar an der Leichentafel der Edle genannt wurde. 1687 wurde den ratsfähigen Geschlechtern der Titel Hochedelgeboren gegeben. Christof Fürer von Haimendorf und seine Braut, eine Behaim, waren die ersten, welche am 25. September so verkündet wurden. Die Ratsschreiber hatten bis 1696 den Titel Ehrenvest und Rechtsgelehrt, in diesem Jahr erhielten sie den Titel Wohlehrenvest, Großachtbar, Rechts- und Wohlgelehrt.

Bayerische Nationaltrachten. Über ganz Oberfranken und bis nach Unter- und Mittelfranken hinab erstreckt sich bis zum elften Jahrhundert der slawische Stamm der Sorbenwenden, und wenn auch von da an das deutsche Element das Wendentum überflutete und seitdem fast neun Jahrhunderte darüber hingegangen sind, so haben sich doch noch da und dort Besonderheiten des letzteren erhalten. In zwei Bezirken des nordfränkischen Oberlandes tritt wendische Eigenart noch in augenfälliger Weise zu Tage, und zwar im Mistelgau südlich von Bayreuth und an dem, insbesondere rechtsseitigen Uferlandstrich der Saale vor Hof, wo sich, an die Zeiten erinnernd, da der Fluß Ostfranken und slawischen Boden schied, die wendischen Ortsnamen dicht aneinanderreihen. Die Tracht namentlich ist es, die in den eben angeführten ethnographischen Bezirken Selbständigkeit zeigt. Während dies noch in vollem Maße von dem Bayreuther Wendenland gilt, fällt an der Saale im allgemeinen vorzugsweise die weibliche Gewandung ins Auge, markiert durch das braune, nach böhmischer Art über den am Hinterhaupte eingesteckten Haarkamm geschlungene, mit den buntblumigen Enden die Stirn säumende Kopftuch und den kurzen roten Rock — eine Tracht, die sich von der schwerfälligeren Kleidung der anstoßenden Hofer Landbezirke vorteilhaft abhebt.

Wir haben es für heute nur mit der Bayreuther wendischen Tracht zu thun. Der Mistelgauer Bauer — behalten wir diese gewöhnliche, auch die Umgebung von Mistelgau, den Landstrich am Sophienberg mit einschließende Bezeichnung bei — ist stolz auf sein eigentümliches Gewand und hält fest an solchem. Schon bei der Vermählungsfeier König Maximilians II. war in München eine Mistelgauer Hochzeitsgesellschaft im Festzuge, und gleiches war der Fall am 12. März d. J., nachdem schon vor einigen Jahren in Bayreuth ein Brautpaar aus jenem Gau in Gegenwart Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten in der Stadtkirche zu Bayreuth eingesegnet worden war, das nachmittags mit den Hochzeitsgästen vor den Augen Sr. Kgl. Hoheit im Freien den altwendischen Tanz aufführen durfte.

Die Hochzeitsgesellschaft vom 12. März wurde von Herrn Photographen Hartmann in Bayreuth in gelungener Weise auf der Platte festgehalten, und wir führen sie hiermit den Lesern des „Bayerland" vor, wie dies bereits mit mehreren Gruppen von Oberbayern und Schwaben geschah.

Hinsichtlich des Hochzeitsschmuckes sei die zutreffende Beschreibung von E. Fentsch aus der „Bavaria" wiedergegeben. Der Hochzeiter stülpt die gewaltigen Krempen seines Schlapphutes für diesen Festtag nach drei Seiten aufwärts, also daß die eine Spitze wohl einen Schuh breit gerade über die Stirn hinausragt. Am äußersten Rande, in dem Winkel, welchen die aufgeschlagenen Krempen bilden, sitzt ein mächtiger Blumenstrauß, mehr wag- als senkrecht, in der Mitte der Rosmarinstengel, und bunte, silber- und golddurchwirkte seidene Bänder flattern herab. An der inneren rechten Seite der Hutkrempe prangt eine Rosette von schwarzen Seidenbändern mit einem golddurchsponnenen Knopf in der Mitte. Ein schwarzes halbseidenes Halstuch wird vorn in eine Masche geschlungen und überdies durch eine Art Fibula mit großer Glasperle zusammengehalten. Ähnliche in Tombak gefaßte Glasknöpfe dienen, das Hemd um den Hals und vorn an den Ärmeln zusammenzuhalten. Ein schmales, abgenähtes Unterleibchen von buntem Perse, zuweilen mit Goldschnüren besetzt, reicht bis zur Hälfte der Brust und vertritt die Stelle der Weste. Darüber wird der lederne Hosenträger gelegt, ein Hauptstück des Gewandes der nicht angeknöpft, sondern mit handfesten Haken am Beinkleide befestigt wird. An die vordere Quergurte desselben ist der Brusterfleck" angesteppt, eine lederne Zunge von der Größe einer derben Handfläche, welche den größten Teil des Unterleibchens über der Herzgrube deckt. Was der schmucke Ledergurt dem bayerischen Hochländer und Tiroler, das ist der Brusterfleck dem Mistelgauer. Zierlich durchschlagen, gesteppt, mit Seide und Pfauenfedern gestickt, gilt er als Hauptzier des ganzen Anzuges. Der kurze schwarze Rock hat grünes Futter und gleichen Vorstoß. Die Taille des

[1] Etterzhausen ist ein wegen seiner romantischen Lage häufig von Regensburgern besuchter Vergnügungsort und bekannt durch seine Höhle Als man das 1632 zerstörte Schloß wieder aus dem Schutte erstehen ließ, kam eine Steintafel mit dem Wappen der Erlbeck und Brandt zum Vorscheine. Auf dessen Band steht der Spruch: „Dein Herz mein eigen, Gott ist meine Hoffnung" Um den Eintritt in die nördlich vom Dorfe gelegene Höhle zu erleichtern, ließ der verstorbene Graf Bettschart, dem einst Etterzhausen gehörte, eine Stiege aufführen. Die Höhe des Kalksteingewölbes beträgt 40, dessen Breite 50 Fuß. Bei Sonnenuntergang ist die Höhle am schönsten beleuchtet.

Rockes steht kaum eine Spanne vom Halse ab, und die Falteneinschläge der beiden Schöße sitzen schier unter der Achsel. Knopf und Knopfloch sind durch Häkelchen und Schlinge wie bei Menoniten vertreten. Die schwarzledernen Pumphosen sind unterm Knie zusammengezogen und mit den Hosenriemen gebunden, welche zugleich als Strumpfbänder gelten. Weiß ausgenähte Wadenstiefel lassen noch einen Teil der weißen Strümpfe unbedeckt. Den slawischen Charakter der Tracht bringt namentlich das weiße Fürtuch des Bräutigams und der Brautführer mit Blumenornamenten und dem eingestickten Namen des Eigentümers zur Geltung, wie der slawische Gesichtstypus auf dem Bilde insbesondere bei der Braut



Mistelgauer Tracht

auffallend hervortritt. Fein und zierlich ist der Kopfputz der Braut und der „Brautmaden". Ehe es zur Kopulation geht, werden sie gebändert. Zu dem Ende werden die Haare aus der Stirn zurückgekämmt, am Wirbel in ein Nestchen zusammengefaßt und dieses durch einen metallnen Pfeil gehalten. Am Pfeil und um das Nestchen wird nunmehr mit dem Bändern begonnen. Ein mehrere Ellen rotes Seidenband wird erst um das Haar, dann vorrückend bis nahezu an die Stirn in der Weise geschlungen, daß das Ganze die Form eines äußerst zierlichen Käppchens gewinnt. Es bedarf einer ganz besonderen Geschicklichkeit zum Bändern; denn der oberste Teil muß sich wie eine schmucke, faltenreiche Garnierung um das Haarnest winden, welches gewissermaßen das Bödchen bildet, und jede einzelne Schlingung zeigt eine launige Variation, indem das Band selten glatt, sondern in Falten, Zacken, Rauten 2c. umgelegt und durch Stecknadeln, an welche je ein goldenes oder silbernes Flinselein gefaßt ist, an das Haar befestigt wird. Damit wird die Wirkung einer feinen Stickerei hervorgerufen. Im Genick werden die Bandenden zu einer großen, flatternden Masche gebunden. Mitten über der Stirn aber prangt ein Büschel künstlicher Blümchen auf Zitterdraht. Den Hals schmückt eine silberne Kette. Ein reich festonnierter oder gestickter Linnenkragen legt sich über das grünseidene Brusttuch, und an der Seite prangt ein (auf unserm Bilde fehlender) Blumenstrauß mit Rosmarinbüschel, der schier bis zur Höhe der Stirn reicht. Wir erwähnen hierzu noch den dunklen Friesrock, der mit zwei breiten blauen Seidenbändern besetzt ist — letzteres eine Zierde, die vor nicht langer Zeit im ganzen Bayreuther und Kulmbacher Lande, am Roten und Weißen Main beliebt war. — An gewöhnlichen Tagen trägt der Mistelgauer häufig Mütze und Tuchgoller mit halbrunden Metallknöpfen, das Mädchen das Kopftuch des Bayreuther Landes. L. Z.

Glas aus dem Bayerischen Walde war im vorigen Jahrhundert ein lukrativer Handelsartikel. In der Nähe des kurfürstlichen Grenzmarktes Zwiesel befanden sich vier Glashütten, die mit ihren Gläsern einen weitschichtigen Handel ins Ausland trieben, darunter war die „Poschingerhütte" wegen ihrer vortrefflichen Tafeln die berühmteste. W. A.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



No. 37. die Post oder die Verlagshandlung 2. Jahrgang 1891.

Des Löwen Handstreich.

Historische Erzählung von Hugo Arnold.

(Fortsetzung.)

Und endlich nach langem widrigen Marsche ward der Himmel heller und lichter, und es hieß Halt! Von vorn und von den Seiten her sprengten die Meldereiter der Streifparteien heran, um kundzuthun, daß das Feld frei und kein Bischöflicher sichtbar sei; im Markte zu Föhring aber seien erst die Bauern aus den Federn gekrochen und säßen an der Suppenschüssel, der ganze Säumer- und Händlertroß liege noch auf den Bänken und in den Ställen herum, die wüste Nacht zu verschnarchen, und auf der Burg rühre sich nichts als der Wächter hinter der Zinne. Gern vernahm der Herzog solche Botschaft, und seine Reisigen nutzten die kurze Rast um so froher. Noch einmal sah jeder nach Spieß und Schwert, prüfte Spitze und Schneide, und die Reiter beschauten das Zaumzeug und den Sattelgurt, ob nichts locker geworden.

Von neuem begann der Vormarsch. Da hob es mit einem Male in der dicken Luft zu wogen und zu wallen an, die Nebelschwaden rückten, vom wehenden Winde getrieben, hin und her, sanken zur Erde nieder, und das weite blaue Himmelsgewölbe that sich auf und goldenes Sonnenlicht überflutete weithin die Landschaft. Der kriegerische Zug war unmittelbar bis an die Gehöfte von Föhring herangerückt, über die steinbeschwerten Schindeldächer stieg der hohe Turm der Burg empor, drunten im breitsohligen Thale spannte sich die lange Brücke über den rauschenden Fluß und jenseit desselben über den grünen Plan wälzte sich ein dichtgescharter kriegerischer Zug heran, denn gleißend funkelte es herüber von den eisernen Rüstungen im leuchtenden Sonnenstrahle, und flammend blitzten die Spitzen der Speere.

Ein eherner Heerwurm schob sich auf die Burg zu von hüben und drüben, sie mit der Zange zu fassen.

Doch der Wächter hoch oben auf dem Bergfried sah mit offenen Augen herab. Kaum fiel der Nebel, so gellte in kurzen jäh abgerissenen Stößen der schrille Mahnruf seines Hornes über Burg und Markt hin, und auf der Stelle antwortete ihm mit dumpferen Tönen der Thorwärtel. Im Nu standen die Mannen auf den Beinen, aufgeschreckt wie ein Immenkorb stürzten sie auf die Posten, die ihnen schon längst für den Alarmfall angewiesen waren, nicht als letzter unter ihnen der Vogt, Herr Konrad. Der war noch immer schnarchend auf dem Ohre gelegen, aber kaum hatte der Wächter den ersten Takt seines Weckrufes geblasen, so rieb er nur mit dem Daumen die Lider, spornstreichs eilte er in den Hof und pustend und schnaubend hinüber in die Vorburg, von wo aus Kampfgeschrei und Lärmen ihm schon entgegenscholl. Was er vernahm und sah, das war von Übel; keine schattenhaften Gespenster waren aufgetaucht, das war ein schlimmer Überfall, der stürmende Feind pochte an das Thor!

Zwar die Brücke war aufgezogen, und ihre Bohlen deckten wie ein Panzer die geschlossenen Thorflügel; die Knechte standen Mann neben Mann auf dem Wehrgange, der hinter den Zinnen entlang lief, und entsandten Pfeil um Pfeil aus ihren Armbrüsten. Was aber Herrn Konrad seine Lage sofort sehr unbehaglich erscheinen ließ, das war die außerordentliche Anzahl der Angreifer; soweit er schauen konnte, quollen Lederkappen und Eisenhüte aus dem Boden hervor. Am ganzen äußeren Grabenrande standen schon die Gegner, nicht achtend

der Geschosse, welche prasselnd auf ihre hochgehobenen Schilde niedersausten und manchen Mann zu Boden rissen. Nun schallt ein Ruf und das vordere Glied springt in den Graben hinab und — weiß der Kukuk, woher sie kommen — die anderen Mannen drüben schleppen Leitern und Bohlen heran und senken sie in den Graben herab. Vergeblich schleudern die Verteidiger Wurfspieße und schwere Steine hinunter, stöhnend wälzt sich bereits eine helle Schar im Blute da unten im Graben, auf den zuckenden Leib tritt schonungslos ein anderer Mann; jählings schieben sich die Leitern empor und, die Schilde überm Haupte, klettern die Stürmenden mutig hinan, während ihre Bogenschützen einen Hagel von Pfeilen gegen die Zinnen entsenden. Er kämmt die Mauer ab, so daß die Verteidiger sich hinter den Wintbergen[1]) decken müssen; denn manch einem sitzt schon der Pfeil im Leibe, und der Getroffene sinkt taumelnd um. Höher und höher klimmen die Stürmenden: da schallt wie ein Donnerruf von der Plattform des Turmes herab Herrn Konrads Kommando, und aus den Zinnenfenstern[2]) schieben sich die Sturmhaken vor, fassen die Leitern und stoßen sie um. Jämmerlich schreiend stürzen die Emporklimmenden in den Graben auf ihre Genossen herab, und nun regnen erst Pfeile und Steine auf sie nieder. Der Sturm ist abgeschlagen, und die Verteidiger schöpfen Atem.

Doch nicht lange währt die Freude über den Erfolg. Drüben über der Isar schießt eine mächtige Rauchsäule auf zum blauen Himmel, und eine helle Flammengarbe züngelt empor; der Heerwurm hat sich dort herangewälzt, die Brückenwächter sind erschlagen, und ihr Haus lohet im Brande. Ungehindert überschreiten die Nahenden die Brücke, breiten sich im Thalgrunde aus, waten und schwimmen unten durch den Flußarm, ungehemmt von der Burg aus, denn fast alle Leute dort stehen hinter den Zinnen der Vorburg, dem gefährlichsten Feinde zu begegnen. — Hier hinten gegen den Fluß hinaus wachen nur ein paar Knechte und die Weiber und Mägde. Wenn es sich bloß um die Abwehr eines gewöhnlichen Fehdezuges gehandelt hätte, dann hätten sie wohl verstanden, die unten am Fuße der Höhe sich tummelnden Feinde mit ihren Bogen in gebührender Entfernung zu halten; aber heute naht ein ganzer Heerhaufen, Reiter und Fußvolk, und ringsum breiten sie sich aus, schließen die Burg im ganzen Umfange ein und schon setzen sie an, an den steilen Wänden hinaufzukrabbeln. Wie ein Ameisenheer wimmelt es da unten herum, und sie beginnen heraufzuschießen, und die Pfeile fliegen recht verdächtig nahe zu den Fenstern heran. Da laufen sie angstvoll hinüber und melden Herrn Konrad, welch drohende Gefahr sie schreckt.

Noch hat der tapfere Vogt kaum verschnauft von der Genugthuung, trotz der Gespenster den Herzoglichen ein Ordentliches ausgewischt zu haben, er ist bereit, sie zum zweiten Male noch besser zu empfangen. Darum achtet er kaum, daß die Pfeile ihn umsausen wie ein Mückenschwarm am schönen Sommerabend; er läßt sie zischen und klirrend die Bretter spicken. Auch einige Brandpfeile, umhüllt mit glühendem Werg, sind schon zu seinen Füßen niedergefallen, und er hat darum Befehl gegeben, dieser unholden Grüße sonderlich zu achten. Nun heißt es: „Feinde ringsum!“ und da läßt er sich finden; so klar, wie gestern der Bozener im Humpen vor ihm perlte, so klar ist ihm heute, daß es gegen die Übermacht bis zum letzten Atemzuge sich wehren heißt. Noch ist nicht Matthäi am letzten; die Höhe kommen sie nicht herauf und an den Mauern noch lange nicht empor. Darum schilt er die Ängstlichen und heißt sie, um so besser auf die Klimmenden zielen.

Doch, was ist das? Hinter ihm qualmt es aus dem Strohdache des Stalles, und schon lecken gierige Feuerzungen mit springendem Flackern herum. Das ist schlimm, dort stehen seine Rosse und die breitstirnigen Rinder, der Stolz seines Ritterherzens und seine Augenweide. In den Flammen darf er sie nicht verkommen lassen, und der prasselnden Glut muß rasch Einhalt gethan werden, sonst frißt sie weiter und facht hinter den Verteidigern einen Scheiterhaufen an, an dem sie elendiglich schmoren. Tückische Pfeile haben gezündet, und schon schlagen hell die Flammen empor! Rascher, ehe er gedacht, haben seine Knechte die in ihrem Rücken drohende Gefahr bemerkt; in der Hast, sie zu beschwören, eilen sie die Steige vom Wehrgang herab und entblößen die Mauer.

Und der achtsame Feind bemerkt ebenso rasch den Vorgang und bemeistert sich des unverhofft günstigen Vorteils. Wütender noch wie vorher beginnt sein Pfeilhagel, neue Brandpfeile fliegen herüber; vergeblich erwidern die wenigen Leute, welche besonnen auf der Mauer geblieben sind, die schwirrenden Todesboten, einer um den andern sinkt durchbohrt, weil sie im Eifer sich nicht genügend decken; vergeblich suchen die übrigen das lodernde Feuer zu löschen, und im Getümmel verhallt selbst Herrn Konrads gewaltige Stimme. Die Ordnung ist gelöst und der blinde Schrecken schwebt auf schwarzen Schwingen mit den Rauchwolken heran.

Abermals springt eine entschlossene Schar in den Graben, neue Leitern werden herbeigeschleppt und vom Graben aus an der Mauer aufgerichtet. Wohl versuchen die Burgmannen, ihre Bedränger durch wohlgezielte Würfe und Schüsse wiederum abzutreiben, aber die Tapfern auf der Mauer sind nur ein kleines Häuflein, und mutig setzen die Angreifer zum Sturme an. Sie anzufeuern, reitet der Herzog heran an den Grabenrand, um sein Haupt schwirren die Pfeile, doch insgesamt sausen sie vorbei.

„Drauf! drauf!“ schallt sein Befehl — und am Thore streckt sich schwankend eine lange Leiter empor, und hurtig klettert ein Reisiger hinauf, die blinkende Axt auf der Schulter. Er streckt sich und mit mächtigen Hieben schlägt er ein Glied der eisernen Kette durch, an welcher die Brücke hängt, und das gleiche Wagnis vollbringt auf der andern Seite ein kühner Genosse. Rasselnd fällt die Brücke hernieder und donnernd schlägt sie auf den Schwellen auf. Im gleichen Augenblicke ersteigen die Stürmenden die Mauer, reißen die Schutzbretter der Zinnenfenster herab und Mann an Mann klimmen sie an den Mauern empor, der eine steigt dem andern auf die Schulter und schwingt sich hinauf und die oben Stehenden ziehen die Kletternden an den Händen in die Höhe.

Die Burg ist erstiegen! Hoch in den qualmenden Wolken flattert das Fähnlein mit dem Löwen!

Im wirren Knäuel wälzen sich die Verteidiger im Hofe. Aus dem brennenden Stalle sind Rosse und Vieh getrieben, und toll vor Entsetzen rasen die Tiere in wilden Sprüngen herum, hellauf lohen die glühenden Flammengarben, prasselnd stürzen die Balken hernieder, Rauch und Qualm verfinstern

[1]) Wintberg = der Mauerkörper der Zinne in Manneshöhe.

[2]) Fenster = die Lücke zwischen den Zinnenkörpern, den Wintbergen.

den Hof — und schon sind die kühnen Stürmer von der Mauer herabgestiegen und werfen sich auf die vereinzelt verzweiflungsvoll widerstehenden Bischofsknechte.

Herr Konrad hat seinen Standpunkt auf dem Turme längst verlassen und ficht inmitten einer kleinen Gruppe Getreuer wie ein Rasender. Mächtig holt er eben zum Streiche aus, da unterläuft ihn ein Knappe von hinten, umfängt ihn — der Helm fällt im Ringen herab, und der wuchtige Schlag einer Axt trifft sein unbeschirmtes Haupt, rücklings stürzt er zu Boden und über den gefallenen Vogt wälzt sich der Knäuel der Kämpfenden weiter.

Unterdessen ist eine Schar Herzoglicher zum Thore geeilt, hat die Sperrbalken gehoben, die Riegel zurückgeschoben, offen steht die Pforte, und in hellen Haufen strömen die jubelnden Angreifer über die dröhnende Brücke herein.

(Schluß folgt.)

Erlinde.

Eine Sage aus dem ehemaligen Nordgau.

Nach H. Weininger.

(Schluß.)

Ein eisiger Schauer befiel ihn, und er eilte, ins Freie zu gelangen. Stille rings umher, nur in den Wipfeln der hohen breitästigen Linden, welche die Kapelle umschatteten, vernahm er ein eigentümliches Flüstern. Der Zenger konnte sich keine Rechenschaft geben von den Gefühlen, welche ihn bestürmten, von den eigentümlichen Eindrücken, welche die stille Abgeschiedenheit des Ortes, die knorrigen schattenreichen Linden, deren Stämme ein halbes Jahrhundert gesehen haben mochten, die uralte Begräbniskapelle mit der nur halb angelehnten Thür auf ihn machten.

Dem alten Schloßherrn gegenüber ließ er nichts von der nächtlichen Erscheinung und dem offenen Grabe in der Kapelle merken, that ihm wacker Bescheid, und so verging unter tausenderlei Befragungen und Bemerkungen der Abend sehr schnell. Der Schloßherr erzählte ihm ausführlich von der Mühldorfer Schlacht, von dem Tage des Zierotin am Vorabend derselben, und was er alles ausgestanden auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem. „Auch von denen, welche mit mir das heilige Grab besuchten, lebt keiner mehr. Ein Ritter, der gleich Euch vor fünf Jahren hier übernachtete und die Betreffenden wohl gekannt, gab mir die Versicherung. Ja, junger Herr, das Leben ist wonnig und schön, wenn man noch in Eurem Blütenalter steht. So aber erscheint in vorgerückten Jahren mancher Teil der körperlichen Maschine ziemlich ausgenutzt. Doch der Mensch muß dies hinnehmen, wie es Gott gefällt."

„Edler Herr, wie war der Tag des Zierotin am Tage vor der Ampfinger Schlacht? Ich hörte nie davon."

„Ende September 1322 hatten sich die Heere der Gegenkönige, Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen von Österreich in jener weiten Ebene zwischen Mühldorf und Ampfing gelagert. Da galt es die deutsche Kaiserkrone. Zu den Bayern hielt der Böhmenkönig Johann. Über diese vereinten Truppen führte der ergraute Schweppermann den Oberbefehl. Die Böhmen feierten den Tag vor der Schlacht als den ihres Landespatrons, des hl. Wenzel, mit Heerpauken, Posaunen, kriegerischen und geistlichen Gesängen. Als eben Ludwig der Bayer sich das feindliche Lager von ferne besah, drängte Plichta v. Zierotin, aus dem Blute der russischen Zaren, sich heran, verneigte sich vor Ludwig und sprach: „Herr schau auf mich!" Dabei gab er seinem Pferde die Sporen, umritt das feindliche Lager, hieb alles nieder, was sich ihm entgegenstellte, und kehrte unversehrt zu König Ludwig zurück, wo er seinen prächtigen Hengst etwas verschnaufen ließ. Ein zweites Mal trieb er so dieses Spiel. Da sagte Ludwig: „Plichta v. Zierotin, Ihr seid ein kühner Degen, das unterfängt sich der Hundertste nicht. Ich versehe mich auf morgen großer Thaten von Euch, aber unterlaßt für heute die Wiederholung Eures frevlen Spieles. Die Österreicher haben sich nun vorgesehen, und Gott liebt es nicht, ihn so oft zu versuchen." Da schnalzte der Zierotin mit der Zunge, drückte seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß der Hengst donnernd dahinstob in der Ebene, und des Ritters gezackte Helmdecken weitab im Winde flatterten. Da und dort sah man seine Streitaxt blitzen. An der Wagenburg stürzte sein Pferd und begrub im Falle den Reiter unter sich. Im Nu war Plichta von der herandrängenden Menge erschlagen. Friedrich der Schöne kam zu spät, ihn zu retten, dem Pferde war nichts geschehen. Friedrich ließ den Entseelten unter ritterlicher Geleitschaft in das Lager der Böhmen und Bayern schaffen. Traurig und mit gesenktem Haupte schritt das treue Schlachtroß hinter der Leiche her. Bekümmerten Blickes empfing der Böhmenkönig die irdischen Reste seines todesmutigen Plichta und ließ diese nach der Schlacht in das von ihm gestiftete Nonnenkloster zu Teinitz bringen, wo er einer fröhlichen Auferstehung entgegenharrt. Da könnte ich Euch, lieber Herr, noch viel von einzelnen staunenswerten Waffenthaten erzählen, aber es ist schon spät, und Ihr bedürft der Ruhe, daß Ihr morgen wohlgemut Euren Weg fortsetzen könnt."

Damit schieden beide unter herzlichem Händedruck.

Vom Schlaf war jedoch keine Rede. Um Mitternacht stahl sich ein Lichtstrahl durch die nur halb angelehnte Thür, und der Ritter vernahm wieder den sehnsüchtigen Gesang. Nun litt es ihn nicht mehr im Bett, auf das er sich in den Kleidern geworfen. Leise erweiterte er die Thüröffnung. Da saß die Jungfrau an einem Tisch, eine Stickerei im Schoß, und ordnete ihre Haarflechten, welche in seltener Fülle und Schönheit über ihre Schultern flossen. Diese Haare vom tiefsten Schwarzbraun bildeten einen unvergleichlich schönen Gegensatz zu den blauen Augen, welche mit dem größten Wohlgefallen ihr Bildnis in einem Metallspiegel betrachteten. Freundlich blickte sie ihm entgegen. Da faßte er sich ein Herz und trat, sich ehrerbietig verneigend, ein. Durch eine Handbewegung bat sie ihn, Platz neben ihr zu nehmen. Der Zenger wußte nicht, wie ihm geschah, und was er von allem denken sollte.

Ein schöneres, weibliches Gebilde hatte er noch nie erblickt. Tadellos war ihr hoher Wuchs, und ihre Züge, wenn auch etwas blaß, von einem nicht zu beschreibenden Liebreize.

Freundlich hörte sie seine Entschuldigungen an. Dann zeigte sie mit der Hand auf eine in den Tisch gefügte Schrift:

„Ich muß schweigen. Liebe kann mich binden,
Liebe kann mich lösen.“

Zärtlich blickte sie ihm ins Auge. Da küßte der Ritter ihr die Hand, welche sie ihm nicht entzog. Er schlang den einen Arm um ihre schlanke Taille und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, der mit Wärme erwidert wurde. Nun erhob sie sich, nahm aus einer Lade einen schweren Ring und steckte ihn dem Ritter an den Finger. Der Zenger umfing sie nochmals, und drückte sie sehnend an sich. Alle seine Küsse wurden voll Innigkeit hingenommen. Da flatterte ein Käuzchen ans Fenster. Widerlich klang dessen ächzender Totenruf. Erlinde entwand sich seinen Armen und verschwand.

Morgens betrachtete der Ritter den prachtvollen Ring, und las in dessen innerem Rande: „Du bist mein“. Da litt es ihn nicht mehr in der Burg. Herzlich dankte er dem Schloßherrn für dessen Gastfreundschaft, schwang sich auf den treuen Schimmel und trabte zu dem verfallenen Thore hinaus. Auf dem Felde traf er ein paar Hirten, die eben beschäftigt waren, ein Frühstück einzunehmen. Sie luden ihn ein, aber er begnügte sich damit, einfach nur abzusteigen, und fragte, ob sie nichts zu melden wußten von der stillen Burg.

„Ach, gestrenger Herr, das ist eine traurige Geschichte, die man sich von jener Burg erzählt. Um des Schloßherrn Tochter, die bezaubernde Erlinde, warben ihrer Zeit viele Euresgleichen, aber sie meinte es mit keinem aufrichtig. Sie gab ihnen allerlei zu lösen. Der eine erstürzte sich samt dem Pferde von der Ringmauer des Schlosses, ein anderer ertrank in der Naab, drei oder vier kamen gar nicht mehr von ihren Abenteuern zurück, und der letzte wurde am Morgen nach der Walpurgisnacht zerrissen gefunden.

Diesem bildschönen jungen Mann von trefflicher Erziehung und der besten Lebensart hatte Erlinde aufgegeben, die Nacht über unbewaffnet auf einem Kreuzwege zu stehen, um ihr dann zu erzählen, was er da alles gesehen. Einige sagen, die Wölfe hatten ihn gefressen, wieder andere, das wilde Heer habe ihn zerrissen, da er sich nicht davor auf das Antlitz warf. Das gab der Mutter dieses Unglücklichen, die schon lange gekränkelt, den Todesstoß. Sterbend verfluchte sie die herzlose Erlinde. Diese solle keinerlei Ruhe mehr finden und nicht sterben können, so sehr sie sich danach sehne, einzugehen in die ewige Ruhe. Neun Tage darauf erkrankte Erlinde und starb. Als man sie begraben wollte und am Grab den Sarg noch einmal öffnete, war ihr Leichnam verschwunden. Wer sich von ihr bestricken läßt und sie küßt, muß sterben nach dreimal drei Tagen. Nur wer es vermag, ihrer verführerischen Gestalt zu widerstehen, kann sie zur Grabesruhe bringen.“

Gegen Abend erreichte der Ritter eine im Forste vereinsamt gelegene Waldherberge. Da ließ er sein treues Roß füttern und tränken. Alle seine Gedanken waren bei Erlinde und bei dem, was die Hirten ihm am Morgen erzählt. Oft fuhr er in seinem Sinnen in die Höhe, weil er glaubte, die verführerische Tote stehe vor ihm und betrachte ihn mit Wohlgefallen. Was er in der Herberge erzählen hörte, stand genau im Einklange mit dem, was er morgens von den Hirten vernommen. Morgens und abends, wenn er beten wollte, trat ihm das Bild der bezaubernden Erlinde entgegen. Zuweilen glaubte er, sie betrachte ihn zürnend, weil er die verödete Burg ihres Vaters verlassen. Von Schlaf war die ganze Nacht keine Rede.

Endlich war der Zenger auf die rechte Fährte gekommen und befand sich nach einigen Tagen vor der Burg seiner Verlobten. Als er von Fischbach her den Reitsteig hinan trabte, war ihm, als sähe er seitwärts desselben vier Männer eine Bahre tragen. Auch däuchte ihm, Trauergeläute zu vernehmen. Ferner galt ihm als kein gutes Zeichen, daß die Elstern um die Wette schrieen, und einzelne derselben ihn kreischend umflogen. Die Zugbrücke war heruntergelassen. Im äußeren Schloßhof übergab der Zenger seinen Schimmel einem Knechte, und beeilte sich, gefoltert von Gewissensbissen, in die Arme seiner Verlobten zu gelangen. Hier hoffte er, werde die Zaubermacht der Erlinde gebrochen sein. Die gute Liba, welche ihn aufs herzlichste empfing und sich nicht satt sehen konnte an ihm, war wegen seines langen Ausbleibens in Sorgen gewesen. Auf Befragen, wer wohl im Schlosse gestorben, führte Liba ihn ins Brautgemach und zeigte ihm die Bettlade, welche eben vier Männer heraufgetragen hatten. Dabei teilte sie ihm mit, daß alles zur Hochzeit vorbereitet, und diese bereits auf übermorgen festgesetzt sei, die Gäste geladen worden, und ihrer lange ersehnten Verbindung nun nichts mehr im Wege stände.

So kam der Tag der Trauung heran. Es war ein bezaubernd schöner, wenngleich etwas frischer Morgen. Beim Heraustreten aus dem Burghofe kam es dem Zenger vor, als wandle vor der Braut her eine verschleierte weibliche Gestalt, die von einem schwarz gekleideten Ritter geführt wurde. Da fiel ihm wieder der Sarg ein, die verödete Waldburg und der Goldreif mit der Inschrift, den er in einen benachbarten Weiher geworfen. Er hatte nicht den Mut, seinen Begleiter nach der Verschleierten zu fragen. Eine tödliche Bangigkeit hatte sich des Armen bemächtiget.

In der Kapelle des Dorfes angelangt, konnte er sein Gesicht nicht los werden. Statt der lebenswarmen Hand Libas berührte er eine eiskalte fremde. Da umnachtete eine Ohnmacht seine Sinne, und als er wieder zu sich kam, fand er sich auf der Burg von Liba ängstlich gepflegt.

Nach einigem Kampfe mit sich selbst erzählte er das ganze Abenteuer auf dem verödeten Schlosse, bat Liba unter strömenden Thränen um Vergebung und um den geistlichen Zuspruch des Priesters. Auf wiederholtes Verlangen legte der Geistliche Zengers Hand nochmals in die Libas und segnete den Bund. Dann breitete der Sterbende die Arme nach seiner Braut aus und umschlang sie schluchzend zum letzten Male, seine Seele war entflohen.

Liba welkte in tiefer Trauer dahin. Bereits der nächste Herbst streute seine buntgefärbten Blätter über ihr Grab. Libas und des Zengers Grabsteine verschwanden als Baumaterial bei der Erweiterung der Dorfkirche. Von Libas Burg steht nichts mehr, denn, als diese anfing, baufällig zu werden, mußte sie im Anfange dieses Jahrhunderts einem modernen Gebäude weichen, das nun ein Waldhüter bewohnt.

Der Propst von Weißenburg.

Auf dem alten Bischofsstuhl zu Speier saß vor der französischen Revolution und zum Teil noch während derselben August Philipp Karl, Reichsgraf von Lymburg-Styrum, und von ihm erzählt man noch manche Anekdote, wie eifersüchtig er auf seine Würde als Bischof und deutscher Reichsfürst gewesen. Seit 52 Jahren waren die Speierer Oberhirten zugleich Pröpste der gefürsteten Propstei Weißenburg, und keiner hielt den Bischofsstab kräftiger in der Hand, denn August, bis die Stürme der Revolution auch ihn beugten, also daß er heimging mitten in den Wirren, und sein Irdisches in Freudenhain bei Passau beigesetzt wurde. Folgende Anekdote mag zu seiner Charakteristik hier stehen.

Es bestand nämlich ein altes Recht, daß der jeweilige Bischof von Speier zum Weihnachtsfeste nach Mainz kommen und an diesem Tage als Suffragan das Benedicite an der erzbischöflichen Tafel sprechen mußte, was jedoch seit vielen Jahren in Vergessenheit geraten war. Nun stand damals der Mainzer Erzbischof Emmerich Joseph mit August wegen der Emser Punktation auf sehr gespanntem Fuße, und jener kam auf den Einfall, den alten Gebrauch wieder aufzufrischen. Wirklich sandte er, so sehr es ihm auch sein Minister Dalberg widerriet, einen Kurier in die Residenz des Speierers nach Bruchsal mit dem Entbieten, der Bischof wolle nach altem Recht zu Weihnachten im Schlosse zu Mainz bei der Tafel das Gebet sprechen. Jedermann war äußerst gespannt, was der Bischof, dessen stolzen herrischen Charakter man kannte, thun werde, und die meisten zweifelten, daß er sich dem scheinbar erniedrigenden und schon längst abgekommenen Gebrauch unterziehen würde. August jedoch sandte den Kurier zurück mit der Antwort, „er werde thun, was recht sei", und am Vorabende des Festes fuhr er mit seinen Kavalieren in drei Wagen in Mainz ein, wo er bei einem Dalberg abstieg. Das Fest kam, und unser Bischof ging in den Dom in das Hochamt und dann ins Schloß, wo eine Tafel für 150 Personen gedeckt war, und nur kein Gedeck für den Speierer bereit stand, weil ihm nach altem Recht nichts gebühre. Mit schallender Stimme sprach er jetzt das Benedicite, und als das letzte Wort verhallt war, nahm der Erzbischof, ohne den Bischof weiter zu beachten, an der Tafel Platz, indem er den fremden Gesandten zur Rechten und zur Linken die Sitze anwies, so daß der Speierer mit einem Blicke die Sachlage überschaute und wohl einsah, daß man ihn nicht als Gast ansehen, sondern das alte Recht in seiner ganzen Strenge handhaben wolle. Mit einer Verbeugung entfernte er sich und fuhr in sein Absteigquartier zurück, im Schlosse aber lachte der Mainzer Kurfürst über den demütigen Rückzug des stolzen Gegners, und die Hofleute stimmten ein.

Der erste Gang des Festessens war eben zu Ende, als ein Läufer des Speierers erschien und hinter ihm drein ein bischöflicher Kammerherr. „Mein gnädigster Herr, der Propst der gefürsteten Propstei Weißenburg, des heiligen römischen Reiches Fürst, ist soeben in Mainz angekommen, um bei Sr. Eminenz freundnachbarlich die Feiertage zuzubringen, und wünscht das Vergnügen, aufwarten zu können."

Also meldete der Kämmerer, die Lacher verstummten, und der Erzbischof sah betroffen nach seinen Ministern. Das Diner aber wurde sogleich aufgehoben, die Appartements sogleich hergerichtet, wie sie zur Wohnung eines Reichsfürsten würdig, und der Kurfürst beeilte sich, seinen Kanzler Dalberg zur Willkommnung des Fürsten abzusenden und bald hernach denselben in sechs Staatswagen nach Hof zu bringen.

Das Wiedersehen war voll Ceremonien, — mit erzwungener Freundlichkeit begrüßte der Kurfürst seinen Herrn Nachbar — das Diner wurde spät in der Nacht noch einmal begonnen, und des heiligen römischen Reichs Fürst saß diesmal zur Rechten des Festgebers. — Als dieser die Geschichte im Verlaufe des Festes gar lustig und drollig fand und nachgehends lachend seinen Beifall über des Bischofs Scharfsinn äußerte, lachte ihm August entgegen:

„Aber, Euer Liebden konnten doch wissen, daß der Styrum sich nicht so leicht anführen läßt! Und wo es zu lachen gibt, will er auch seinen Teil haben."

Drei Wochen lang feierte der Reichsfürst die Weihnachten bei seinem Nachbar und machte ihm eine Zeche von 10000 fl. Beim Abschiede aber meinte er:

„Wenn künftige Weihnachten Euer Liebden wieder das Benedicite vom Bischof von Speier gebetet haben wollen, so belieben dieselben nur etliche Tage vorher einen Kurier nach Bruchsal zu senden; alsbald wird sich der Bischof von Speier einzustellen nicht verfehlen und jedenfalls den Propst von Weißenburg auch mitbringen."

Zwanglose Bilder aus dem Altmühlthal.

Von O. Türnwächter.

I.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Aber nicht vom Coupéfenster eines Eisenbahnzuges aus. Denn dieses unter dem Bann von Eile und Geschwindigkeit dahinrasende Verkehrsmittel der neueren Zeit hat wahrlich nicht dazu beigetragen, uns Gottes Wunder, wie das Lied sie meint, näher zu rücken, so sehr es uns auch die duftigen blauen Zacken der Alpen genähert hat. Denn wir unterstehen der Rückwirkung unserer eigenen Erfindungen. Die Tendenz der Bahnlinie, mit der mindesten Anstrengung das Ziel zu erreichen, hat sich auch auf uns übertragen, obwohl wir wissen sollten, daß das Genießen erarbeitet sein will; und die andere Tendenz, in möglichster Ebnung und Gleichmachung Entferntes zu verbinden, läßt die Grenzen zwischen Berg und Thal so sehr verschwinden, die Höhenunterschiede so unmerklich zusammenschrumpfen, daß dem Reisenden „Berg und Wald und Strom und Feld" nur ein einziges langweiliges Antlitz zu haben scheinen. Die schönen, kühnen Linien, in denen die

Höhe über das Thal emporsteigt, die sanften, geschmeidigen, in denen der Wald zum Strom herunter sich senkt, sind kaum zu sehen, aber alsbald sind wir, gedankenlose Sklaven unserer Sinne, bei der Hand, weil die Eisenbahnlinie eintönig ist, auch ein Thal, ein Gebirge eintönig zu heißen.

Und doch ist dem nicht so. Weil die Fahrt von Nürnberg nach Regensburg fast nur leicht gewellte Hochflächen, düstere Tannenwälder und steinreiche Felder aufdeckt, weil der in langen Einschnitten ermüdete Blick umsonst auf eine weite Aussicht gehofft hat, findet man den Jura langweilig und unschön. Aber, lieber Freund, wirf nur einen Blick in das enge Thal, das Du eben auf hoher Brücke übersetzest, beachte — ach, kaum hast Du Sekunden dazu — die phantastischen Felsen, die schüchternen Häuslein, den lieblich durch Wiesen gewundenen Bach, beachte ......

Doch schon wieder tiefe Einschnitte, düstere Tannenwälder und steinreiche Felder! Aber der kurze Einblick in das tiefe Thal konnte Dich belehren, worin die Schönheit des Jura gelegen ist. Seine engen und tiefen, wunderbar um die Berge geschlungenen und durch die Felsen gesprengten Thäler sind es, die Du sehen, die Du durchwandern mußt, wenn Dir Gottes Wunder hier, gewiß in reichlicher Fülle, erschlossen werden sollen. Opfere daher das zu rasch gebildete Urteil und betritt mit mir, geschieht es einstweilen auch nur auf der Spur armer, verklingender Worte, das schönste der Jurathäler, das Altmühlthal. Aber gestatte es oder freue Dich vielmehr, daß zwei andere noch uns begleiten. Du kennst sie. Die eine leicht dahinschwebende, duftige Gestalt, mit dem Antlitz, das des süßesten Lächelns und der rührendsten Trauer fähig ist, die Sage. Leichtfüßig eilt sie oft davon, aber immer wieder kehrt sie zurück und legt die Arme liebkosend um die Gestalt der ernsten, fast sich dagegen sträubenden Matrone, die uns gemessenern Schrittes begleitet, der Geschichte. Sie und ein unbekümmertes und allem Schönen anspruchslos entgegenschlagendes Herz werden uns mit dem Dichter fühlen lassen:



Riedenburg nach Peter Candids Freske im k. Antiquarium zu München. (Zu Seite 441.)

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

II.

Lebe wohl, Du große, West und Ost verbindende Völkerstraße, lebe wohl, Du lauter, brausender Strom! Wie Du bald tief grün zwischen den braunen Ufern dahinrinnst und tausendfach vervielfältigt den Reiz des Abendrots wiederspiegelst, oder wie Du dann wieder vorbeistürmst, schmutzig und fessellos, so bist Du ein Bild der Weltgeschichte, die ja Deine Ufer gar gern besuchte, ihres Segens und ihrer Orgien. Da, wo Du, der Haft zusammenpressender Felsen entschäumend, den

breiten, sonnigen Kessel von Kelheim betrittst, strömt aus fast verdeckter Thalöffnung, um sich Dir zu einen, ein anderer Fluß hervor, von anderer Farbe, von anderer Art. Sprudelt in der Donau das helle Blut des Alpenschnees und leuchtet sie wie das Auge der Bergseen so lockend, so bringt die Altmühl das langsam gesammelte und fast nur widerwillig zurückgegebene dunkle, tiefe, geheimnisvolle Element des Jura.

Still rinnt es heran, still, wie das Leben an seinen Ufern wandelt, und wie dieses nur selten über die gewohnte bescheidene Höhe hinauswächst, so auch der Fluß, der nicht oft seine Ufer überflutet. Höchstens, daß der höhere Wogenschlag der Donau rückwirkend auch ihm sich fühlbar macht, wie die lautere Sprache der Weltereignisse auch hier herein zu hallen pflegt.



Nationaltracht aus dem Bezirksamt Schongau. (Zu Seite 443.)

Meist aber pflegt es sich in diesen lauschigen Thalwinkeln der Friede gefallen zu lassen, und wenn man die vertrauensvoll an die Felsen sich schmiegenden Dörflein sieht, so glaubt man, auf den Ruinen der zerbrochenen Burgen darüber den Frieden sitzen zu sehen, wie er träumerisch in das dunkler und dunkler werdende Thal hinunterblickt. Lichtlein blitzen drunten auf, und hell beginnt eine Glocke zum Gebet zu läuten und thalaufwärts eine zweite und über dem Berge eine dritte und eine letzte ganz in der Ferne. Denn es betet sich gut im Altmühlthale, viele Kirchlein und Kapellen stehen im Grund und auf der Höhe, und der hl. Willibald schon nannte die Alkymunis einen heiligen Fluß. Aber es dichtet sich auch gut im Altmühlthal,

Ich wandre durch die Nacht,
Da schleicht der Mond so heimlich sacht
Oft aus der dunkeln Wolkenhülle,
Und hin und her im Thal
Erwacht die Nachtigall,
Dann wieder alles grau und stille.[1])

und unter dem schwarzen Zelte der Nacht gedeiht der Berggeister Mut und Übermut, und Gespenster beginnen, ruhelos die Ruinen zu durchklagen. Am duftigen Morgen aber erwacht des Lebens reine, unschuldsvolle Lust, und uns, die der laute, stürmische Pulsschlag der Zeit am großen Strome draußen durchpocht hatte, uns ist es, als erstehe in uns und um uns eine neue Welt.

III.

Eine neue Welt! Wer hat sie noch nicht gefühlt, jene kindliche Neugierde, die den breit vorgeschobenen Fuß des Berges verwünscht, weil er die dahinter liegende Welt verdeckt, jene selbstlose Hingebung an jeden unscheinbaren Zug im Angesichte der Natur, jenes Eilen nach dem Neuen, jenes zögernde Verweilen im Rahmen des alten, mehr und mehr entschwindenden Bildes? Noch wenige hundert Schritte, und

[1]) Eichendorff.

wir werden jubelnd, als ob wir die ersten Entdecker wären, ein neues Land begrüßen; aber noch einmal möchten wir jetzt, um in der Ferne einstens, um im Winter uns das liebliche, im ersten Frühling lächelnde Thal wieder nahe bringen zu können, das Auge seligtrunken darauf ruhen lassen, und darum verlassen wie die Straße und steigen den Abhang hinan, immer höher und höher. Schon unten, ja lange vorher schon hatte es uns geschienen, als ob im Hintergrunde des Thales einer sich zu recken und zu strecken versuche, ohne daß es ihm recht gelingen wollte: nun sehen wir ihn, den armen kleinen Kerl, nun sieht er auch uns, wie es scheint, voll Neid, daß er es uns nicht gleichthun könne, daß er nicht wie wir von der Höhe aus die stolze, weißglänzende Kuppel auf dem Berge an der Thalmündung drunten erblicken kann. Vor langen Jahren haben sie im Dorfe von ihr erzählt, sie haben sie voll Staunen wachsen sehen, die Befreiungshalle, wie sie den Bau nannten, und als sie fertig war, da gab es ein Fahnengeflatter, ein Jubeln, ein Singen und Klingen im ganzen Thale rundum, wie es in langen Zeiten nicht gewesen war. Und da soll man nicht grau und verdüstert dreinschauen, wenn man als Kirchturm von Altessing immer am nämlichen Platze stehen bleiben muß, indes das junge Geschlecht am Berge drüben emporklettert und sogar schlechte Witze über den alten Diener Gottes macht! Sie haben auch früher gejubelt und gespottet und liegen nun doch dem alten Turm zu Füßen; wartet nur, auch ihr ....

Auch wir pflücken Osterglocken und Primula veris, wie sie zu Tausenden unter und über den grauen Felsen erblüht und zu Leben und Liebe geschmückt sind; auch wir freuen uns, stets höher klimmend, des immer reizender sich entrollenden Bildes. Schroffer und felsiger werden die Hänge; eine waldige Schlucht lockt unsern Weg in die Berge hinein, doch jenseits findet er wieder heraus; rasch hinauf über einige Felsen zu einem Pavillon und nun ....

Ich steh' hoch über dem Thale
Stille vor großer Lust.[1]

Alter, grauer Turm! Nun bist auch Du schön geworden. Bespült von dem silbernen Fluß, umschmiegt von grünen Wiesen, von einem schönen Halbrund tannendunkler Berge umschlungen, stehst Du friedlich da, ein treuer Wächter Deines kleinen Dörfchens, fast abgeschlossen von der Welt durch eine Felsenmauer, die das Thal uns gegenüber zum letzten Mal verengt. Denn von hier aus zieht es in fast unveränderter Breite hinaus in die duftige Niederung von Kelheim, zu den alten Felsen links und rechts, zu den dunkeln Tannen, zuletzt zur Befreiungshalle freundlich hinaufblickend. Wer aber, vorausgesetzt, daß er nichts wüßte, als was dieses Bild unter ihm und um ihn ihm sagte, wer ahnete, daß über dem schweigenden Forst dort drüben, nur wenige hundert Schritte entfernt, die schauerliche Donauschlucht von dem Kampfe tobender Naturgewalten in fernen Jahrtausenden noch jetzt ergreifend erzählt? Oder daß auf dem Plateau darüber einst der Tritt römischer Wachen erklang? Ihre Schritte sind verklungen, fast ganz verwischt die Spuren der von ihnen bewachten trotzigen Feste; ich glaube, selbst unser uralter Freund in Altessing drunten weiß nichts mehr von ihr, ausgenommen denn, er müßte von irgend einem Römerturm einige Steine entwendet haben. Doch das verrät er uns nicht, so gern wir auch wüßten, wie diese Welt hier sich dem Auge eines Römers gemalt haben mag. Er weiß auch von den folgenden Jahrhunderten nichts mehr. Menschen sind gekommen und gegangen, zum Frieden und zum Sturm hat er geläutet. Nicht sonderlich brav aber, das weiß er noch einigermaßen, waren die Herren auf der Burg, die einstens, Schelleneck geheißen, auf der das Thal verengenden Felsenmauer stand. Noch jetzt ist es droben nicht geheuer. Zogen doch in stürmischer, dunkler Nacht — Gott weiß, welch schlimmer Streich sie noch auf den Beinen erhielt, oder war es nur die Wanderlust? — zwei fahrende Schüler einst thaleinwärts, rechte grüne Gesellen, die alles sehen mußten, und wenn's der Teufel gewesen wäre. Nun, in jener Nacht hatten sie bisher nicht einmal die eignen Füße mehr zu sehen bekommen, als auf einmal, wie in die Luft gezaubert, ein Schloß vor ihnen stand mit hell hinausstrahlenden Fenstern, draus wirre Stimmen und Gläserklingen und ein wildlustiges Lied herniedertönten. Ei, das war mehr, als sie erwartet hatten; da mußten sie hinauf, da gab es eine prächtige Nacht zu verleben. Die gab es auch. Immer näher kamen sie, immer heller strahlten die Fenster, immer lauter und lockender erscholl der Gesang.

Mihi est propositum
In taberna mori

stimmten sie ein und eben waren sie über die Zugbrücke geschritten — hui, da that es einen Donnerschlag, davon ihnen die Ohren gellten, und ein Rasseln und ein Prasseln war ringsum, als ob die Brücke hinter ihnen und das Schloß vor ihnen zusammenstürze .... Das Schloß? War es denn nicht noch eben dagestanden? Sie rieben sich die Augen, sie rieben sie wieder und wieder — allein es half nichts. Dunkle, stürmische Nacht umgab sie, und so oft sie weiter tappten, vorwärts oder rückwärts, fielen sie über Steine oder stießen sich die vorwitzigen Nasen an brüchigem Mauerwerk wund ...

Genug! ich glaube, der alte Geselle drunten meint uns, so höhnisch schaut er jetzt, wo dunkle Wolken über den Himmel fliegen, uns an. Mag er dem schon beginnenden Regenschauer trotzen, wir steigen in die Nacht hinab, in eine solche, die uns kein helles Zauberschloß zeigt, sondern nur spärlich im Lichte der Fackel Formen gewinnt. Mächtige Felsenhallen mit ewig feuchtem Boden öffnen sich den Hinabsteigenden, mit steinernen, ringsum sich schwingenden Galerien mit der wechselreichen Stuccatur der Stalagniten. Sie thun sich aufhallend von unseren, uns selbst erschreckenden Stimmen, schwinden und verstummen wieder bis auf das eintönige, seit Äonen sich wiederholende Tiktak der niederfallenden Tropfen. Man sieht es hier: der Tropfen höhlt nicht nur den Stein, er baut ihn auch auf, und wenn seine Werke, ehe sie groß geworden, auch durch lange Zeiten warten mußten, so sehen sie doch auch lange Zeiten vorüberschwinden, ehe sie vergehen. Hier unten, in dem düsteren „Tempel der Natur", wie eine Inschrift über dem Eingang die Höhle heißt, tropft und schafft und baut es, indes dort oben in dem schöneren Tempel der Natur mit seiner glänzenden Ampel, der Sonne, die rasch erstandenen Werke der Menschenhand oft schon nach wenigen Jahrhunderten verschwunden sind. Doch nein, hinweg mit dem düsteren Bilde! Schon fällt ein bleiches, mattes Licht wieder auf unsern Weg; hinter uns gähnt die Nacht mit weitem Schlunde wie eine riesige Schlange, in unentwirrbare

[1] Eichendorff

Rätsel gerollt, aber vor uns bricht der lichte Tag durch die enge Felsspalte . . .

Sei gegrüßt, Du schönes liebliches Licht! Vorüber ist der Sturm, hell steht die Sonne wieder am klaren, blauen Firmament, ade, Befreiungshalle und sonniges Thal, ade, alter, lieber Turm da drunten! Es geht in die neue Welt.

IV.

Langsam wird vor uns eine Bergcoulisse zur Linken zurückgezogen, der Hintergrund wächst ins Breite und zeigt anziehende, aber noch leicht verhüllte, duftige Formen. Der rechten Bergwand aber sich entwindend, setzt, in senkrechte und trotzige Linien gegossen, ein Fels, wie ein Riese, den Fuß in das Thal und trägt auf der finstern Stirn ein noch wohl erhaltenes, altersgraues Schloß. Das ist Prunn. Eine überaus verwegene Hand hat es dem wilden Felsgesellen so auf das Haupt gesetzt, daß es ihm in natürlicher Bildung entwachsen, und er selbst auf den drohenden Schmuck gar stolz zu sein scheint. Ja, drohend, so dünkt es uns, späht es thalab und thalauf; aber thalabwärts und thalaufwärts spiegelt in seinen Fenstern mit lieblichen Bildern sich die neue friedlichere Zeit. In kühn geschlungenen, wechselvollen Linien windet der Fluß sich vorbei, als ob er sie alle grüßen und küssen wolle, Wald und Wiesen, Felsen und Höhen, Häuser und Kirchlein, wie sie in einem erneuten Zusammenfinden abwärts und aufwärts an seine Ufer sich drängen. In altgewohnten Bahnen nimmt der Fluß seinen friedlichen Lauf; mit neuem lebendigen Grün hat die Natur Wald und Wiese bekleidet, wie sie es immer that; fröhliche Kinderstimmen schallen herauf; wie sie es von ihren Eltern gesehen haben, bestellen die Menschen ihre Äcker und von der Geburt bis zum Tode durchläuft ihr Leben altbekannte, altgewohnte, meist friedliche Bahnen.

Und dennoch, damit der Kontrast nicht fehle, starrt thalabwärts wie thalaufwärts in dieses Bild der friedlichen Gegenwart, halb trotzig, halb wehmütig aus Ruinen eine ferne Vergangenheit, und wir befinden uns hier, in Prunn, mitten auf einer Bühne der mittelalterlichen Ritterwelt mit trotziger und wehmütiger Scenerie, mit wilden und lieblichen Scenen. Thalabwärts, über zerklüfteter und geschwärzter Felsenwand Randeck, ein Sitz der Abensberger, dessen ein Wahlspruch dieses Geschlechts in bezeichnender Weise Erwähnung thut:

Zu Abensberg wollen wir uns weidlich nähren
Und zu Hohenrandeck tapfer wehren.

Es war eine der Felsenburgen Hans' III. von Abensberg und Randeck, vor denen „jedermann zitterte". Denn Hans „huldigte vorzüglich der damaligen Reuterei". Auch die Sage umschleicht unheimlich das Gemäuer und weiß von einem Fritz v. Randeck, einem rechten Blaubart, Schauriges zu vermelden:

Die Jagd ist aus, es fuhr der Graf
Mit Roß und Hund zur Hölle.
Wohl kämpft er lang', wohl kämpft er brav
An fels'ger Waldesstelle;
Doch stärker war in Saugestalt
Des Teufels tückische Gewalt,
Er riß ihn vor uns allen
Hinab mit wüt'gen Krallen.[1])

[1]) Pankofer.

Aufwärts aber, aus dem vorhin noch leicht verhüllten Hintergrunde schimmert weiß von der Bergeshöhe das Schloß Riedenburg herab auf das Städtchen zu seinen Füßen, das sich, recht als wollt' es Schutz und Hilfe flehen, an die burggekrönten Höhen lehnt. Und es hat Hilfe gefunden in jener Zeit, die nicht bloß groß war in der Gewaltübung an den Schwachen, sondern auch im Schutze der Bedrängten. Es fand sie unter dem mächtigen und weitberühmten Geschlechte der Burggrafen von Regensburg, die in Riedenburg ihr Stammschloß hatten, und fand sie, als dies Geschlecht 1185 erloschen war, in den Erben derselben, den Wittelsbachern, von denen es zum Markte erhoben wurde „für die schwären und getreuen Dienst, die Uns Unser Bürger gemainelich zu Riettenburg gethan habent".

Die Herren von Riedenburg haben auch Prunn in Besitz genommen, aber damals erst, als eine neue Zeit schon mächtig an der alten rüttelte, als hier, im Brennpunkte des voraus betrachteten Bildes manches Düstere und manches Fröhliche schon erlebt worden war. Schon, als wir des Schlosses ansichtig wurden, schimmerte uns, weiß von seiner hohen Mauer sich abhebend, das Bild eines springenden Rosses entgegen; als wir dann über die Zugbrücke schritten, wurden wir eines andern Wappenzeichens, einer Lilie gewahr, und im Innern des Schlosses ward plötzlich die Erinnerung in uns wach, daß hier ja eine Handschrift des Nibelungenliedes gefunden wurde. Es sind nur drei greifbare Reste, aber sie vermögen uns mancherlei zu erzählen, und hin und wieder hat auch die Sage uns etwas zuzuflüstern. Es gab eine Zeit, sagt uns eine derselben, wo hier die Lust an Gesang und Dichtkunst herrschte, und von Siegfried und Kriemhilde in wundersamen Mären hier berichtet wurde. Dann kam ein anderes, gar stolzes Geschlecht, das weit hinausleuchtend sein Wappenbild, die weiße Gurre, an der Schloßmauer anbringen ließ. Es waren die Frauenberger. Alte Chroniken und Turnierbücher berichten von ihnen; keiner aber war mehr bekannt und berühmt als der „freudige Hans", wie das Volk ihn nannte. Ein Held auf dem Schlachtfelde, auf dem Turnierplatze stets ein reich beschenkter Sieger, hatte er deutsche Ritterehre einem ruhmredigen Franzosen gegenüber zu dessen Schaden gewahrt und galt überhaupt als der glückliche Besitzer eines Zauberschwertes, das immer traf, indes sein Herr unverwundbar schien. Sein Grabstein[1]) steht drunten in der Dorfkirche und erzählt noch heute von dem Lieblinge des Volkes und der Herren, denen er seines Schwertes Beistand lieh, während die Lilie auf der Zugbrücke hier oben, als Zeichen des Löwlerbundes, vom hochaufflammenden Trotz und Stolz der Ritter, von Auflehnung und Empörung, von Krieg und vielem Jammer, von dem Sieger Albrecht und von zerbrochenen Burgen berichtet.

Es kam eine neue Zeit, die Schlösser verödeten, und wie der Epheu ihre Mauern, überspann die Sage ihre Geschichte, erzählt mancherlei und namentlich eine gar liebliche Begebenheit von

der weißen Gurre.

(Schluß folgt.)

[1]) Siehe „Bayerland" 1. Jahrg. S. 177.

Kleine Mitteilungen.

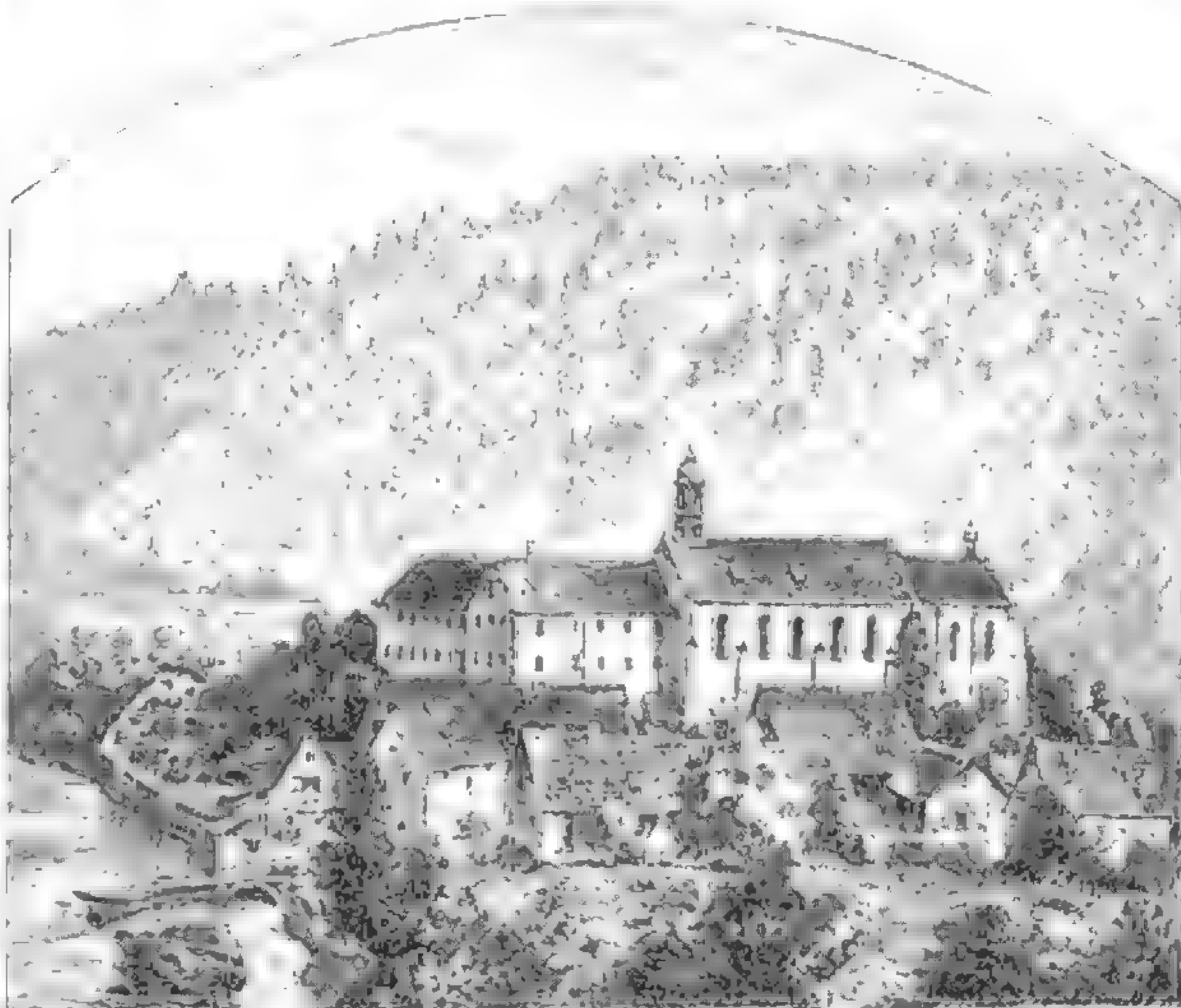
Züge bayerischer Tapferkeit. In dem jüngst genannten Treffen von Stecken wurde der Soldat Maier vom 4. leichten Bataillon Stengel mehrfach verwundet. Sein Offizier forderte ihn auf, sich auf den Verbandplatz zurückzubegeben. „Nein, Herr Lieutenant", erwiderte der brave Soldat, „heute sind zwanzig gegen einen, ich bleibe, so lange mich ein Fuß trägt." Und wirklich blieb er feuernd stehen, bis er vom Blutverlust erschöpft zusammenbrach.

Kloster Schönau an der fränkischen Saale. Eines der lieblichsten Flußthäler Bayerns ist das der fränkischen Saale, die bei der Stadt Gemünden in den Main eintritt, nachdem sie noch kurz zuvor die von der Rhön kommende forellenreiche Sinn aufgenommen hat.

Geht der Reisende an ihrem linken Ufer von Gemünden aufwärts, so sieht er nach Umfluß von 40 Minuten bei einer kleinen Thalbiegung sich plötzlich auf das angenehmste überrascht durch den Anblick eines ansehnlichen Gebäudes mit anstoßender Kirche, das umsäumt ist von einigen in Mitte von Obstbäumen liegenden Bauernhäusern.

Der Wanderer steht vor dem Franziskaner-Minoritenkloster Schönau.

Wer weiß, daß die Mönche und Nonnen des Ordens von Cisterz sich stille, von bewaldeten Bergen umgebene Thäler zu Niederlassungen aussuchten, der geht bei dem Glauben nicht irre, Schönau sei einst ein Haus besagten Ordens gewesen, ehe es an seine jetzigen Bewohner gekommen.



Kloster Schönau bei Gemünden   Originalzeichnung von R. Raudner.

An Stelle des Klosters befand sich einst ein Hof, Moppen genannt. Er gehörte dem Kloster Fulda, von dem ihn Graf Gerhard von Rieneck 1189 eintauschte und an den Edlen Fritz v. Heßlar verkaufte.

Letzterer errichtete nun da mit Genehmigung des Bischofs Gottfried von Würzburg ein Cisterzienserkloster für Nonnen adeligen Standes und nannte den Ort Schönawe. Er überwies der neuen Ordenspflanzung 300 Morgen Feld und Wald zu Reichenbuch, und Graf Gebhard der Rienecker gab dazu Besitzungen in Höllrich und Karsbach. In den Jahren 1190 und 1192 wurde die Schenkung durch Papst Klemens III. und Kaiser Heinrich VI. bestätigt.

Aber auch Jobst v. Hohenburg, die Dynasten von Bickenbach, die Benediktiner zu Schönrain und besonders die Ritter von Thüngen bedachten das junge Kloster reichlich, und letztere wählten in Schönau ihre Familiengruft. Des erwähnten Hohenburgers Töchter Margaret und Magdalena, eine Agnes v. Bickenbach nahmen in Schönau den Schleier, und die Gräfinnen Adelheid und Hedwig von Rieneck waren da im 14. Jahrhundert Äbtissinnen. Hinter dem Hochaltar befindet sich noch der Grabstein einer Anna v. Rieneck vom Jahre 1311.

Um das Jahr 1250 müssen aber Besitzstörungen vorgekommen sein; denn in diesem Jahre wendete sich Gräfin Adelheid von Rieneck mit Söhnen an das Generalkapitel der Cisterzienser um Erhaltung und Wiederherstellung des Klosters Schönau. Dieses hob sich auch wieder. Graf Gerhard von Rieneck schenkte demselben 1291 die Hälfte von Reichenbuch, Graf Thomas die andere Hälfte. Graf Ludwig der Jüngere genehmigte 1316 die Vererbung des Petersberges an Schönau, verkaufte ihm auch Dorf Aschenroth. Ferner verliehen die Grafen Gerhard, Johann und Gottfried von Rieneck dem Kloster das Patronatsrecht zu Wolfsmünster, was Bischof Albrecht von Würzburg und Abt Heinrich von Fulda am 7. Oktober 1318 bestätigten. — So gestalteten sich die Verhältnisse immer günstiger, und wenn das Kloster neben vielen anderen Einnahmen von den abgabepflichtigen Orten Eussenheim, Arnstein, Gemünden, Sachsenheim, Aura, Trimberg u. s. w. jährlich 1300 Malter Korn bezog, so kann es ihm an den nötigen Subsistenzmitteln nicht gefehlt haben. Dessen Äbtissin hatte auch die Gerichtsbarkeit in Seyfridsburg und Reichenbuch. In geistlichen Dingen unterstand sie dem Abte von Ebrach.

Wohl der vielen Vergünstigungen wegen, so sie dem Kloster zugewendet, glaubten die Herren v. Rieneck die Schirmvogtei darüber beanspruchen zu können. Aber Bischof Lorenz von Würzburg ließ sich das nicht gefallen und er erhielt auch die Vogtei. Der Bauernkrieg des Jahres 1525 scheint so ziemlich glimpflich an Schönau vorübergegangen zu sein. Man weiß nur, daß gegen Ende Mai die Gemündener dahin kamen, alles durchstöberten und plünderten, auch zwei Kelche und vier silberne Becher mit sich nahmen. Als die Bauern, welche den Sodenberg berannten, diese Beute verlangten, legten die Gemündener die Sache den Hauptleuten in Würzburg vor. Diese nun schrieben zurück: „Sintemal diese kleinode geistliche Güter seien, sollten sie bis auf weiteres in gute Verwahrung genommen und jeder, der etwas davon verlange, von diesem Beschlusse in Kenntnis gesetzt oder nach Würzburg verwiesen werden".

Recht schlimme Tage aber brachte über Schönau der markgräfliche Krieg von 1552. Es erhielt da Schläge, von denen es sich nicht mehr erholte. Es wurde rein ausgeplündert und bis auf die Kirche zerstört. Die Nonnen, darunter die Gräfinnen Adelheid und Kunigund von Rieneck hatten beim Herannahen der Feinde das Kloster verlassen und bei den Bauern der Umgegend Zuflucht gesucht, sich dann aber nach Himmelspforten geflüchtet.

Um nur das Allernotwendigste zu beschaffen, mußte die letzte Äbtissin Veronika Geyer die Dörfer Wartmannsroth und Aschenroth verpfänden, aber ohne Hoffnung, sie je wieder einlösen zu können.

Aber die Zustände im Innern des Klosters waren nicht minder trostlos. Die meisten Nonnen desselben neigten der neuen Lehre zu, und man sah nur Uneinigkeit und Unordnung.

Unter solchen Umständen konnte das Kloster, das außer der Kirche und einem mit Brettern gedeckten Gebäude an der Saale nur ein Trümmerhaufe war, sich nicht mehr halten, und so mußte 1564 seine Aufhebung erfolgen.

Die Klostergüter wurden an die Bauern von Schönau und Reichenbuch erblich vergeben; einen gesonderten Teil erhielt der Müller von Schönau. Für die übrigen Einkünfte wurde ein Verwalter, für die Waldungen ein Jäger aufgestellt. Der Pfarrer von Wolfsmünster hatte zweimal wöchentlich in der Kirche Messe zu lesen. Aber auch das hörte auf, weil der Verwalter den amtierenden Geistlichen nichts mehr verabreichte. So wurde die Kirche geschlossen, und der Verwalter machte einen Viehstall daraus.

Doch es kam für Schönau auch wieder Sonnenschein.

Unter der Regierung des Fürstbischofs Gottfried v. Guttenberg zu Würzburg (1684—98) lebte im Minoritenkloster daselbst ein Laienbruder Kilian Staufer, ein Schweizer. Er verstand die Kunst, aus Gipsstein künstlichen Marmor darzustellen, wie man ihn heute noch in der Kirche Schönau sehen kann. Als er nun einmal auch für den Fürstbischof Arbeiten geliefert hatte und sich eine Gunst ausbitten sollte, flehte er, seinem Orden das ruinierte Kloster Schönau zu überlassen. Der Fürst willigte sofort ein und versprach, Schönau mit vier Personen zu fundieren. Aber es ereilte ihn vorher der Tod. Sein Nachfolger Johann Philipp v. Greiffenklau hielt die Zusage aufrecht, ließ sich aber einen den Minoriten gehörigen Lehenhof zu Hohenfeld bei Kitzingen abtreten.

Nun kamen die Minoriten nach Schönau, und der Amtskeller von Gemünden überwies ihnen die Ruinen davon. Aus ihnen wieder ein Kloster zu machen, war eine Riesenaufgabe. Doch die Entschlossenheit der Franziskaner führte sie durch. Ihr erster Superior schrieb sich Hammer, und dieser Hammer zerschlug alle Hindernisse. Am 27. Juli 1710 konnte bereits die feierliche Einweihung der Kirche erfolgen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war Schönau längst wieder aufgeblüht.

Aber auch die Mönche sollten, wie einst die Nonnen, in der schönen Au ihre schlimmen Tage haben. Das Jahr 1796 brachte Unglück genug. Am 16. Juli kamen österreichische Ulanen, die es aber nicht für möglich hielten, daß die französische Armee über den Spessart hereinbrechen könne. Aber die Franzosen waren am 19. Juli schon in Gemünden, und die Österreicher mußten sich über Seyfriedsburg gegen Hammelburg zurückziehen. Das Kloster verbarg seine besseren Sachen im Walde oder schiffte sie auf das rechte Saalufer hinüber. Kaum war das geschehen, so erschienen französische chasseurs à cheval und erpreßten 753 fl., worauf sie weiter ritten. Einige Stunden später nahm ein französischer Kommandierender mit zwei Dienern und vier Pferden im Kloster Quartier, der aber strenge Mannszucht hielt. Am 21. brachen die Franzosen wieder auf und schlossen sich ihrem Hauptcorps in Gemünden an. Kaum aber waren sie weg, drang ein anderer Haufe Franzosen von der Saale her ins Kloster ein, verlangte Brot und Wein, und nachdem sie beides erhalten, 10 Louisdor an Geld. Als P. Benvenut vorstellte, Geld sei keines vorhanden, warf man ihn zu Boden, trat ihn mit Füßen und bedrohte ihn mit blanker Waffe. P. Anton erhielt einen Säbelhieb, und nur die dicke Kleidung verhinderte, daß der Arm vom Leibe getrennt wurde. P. Totnan wurde so lange gequält, bis er vergrabenes Geld herausgab. Dann wurden mit Äxten alle Thüren erbrochen, der Hochaltar zerschlagen, die Reliquien herumgeworfen, die Leiber der hl. Viktorius und Antonin herausgerissen und ihrer Fassung beraubt, Kelche und alles von einigem Werte mitgenommen, die Paramente zerfetzt, die Bilder durchstochen, die Orgel ruiniert und bis zum letzten Kirchenfenster alles zerstört. Dann wurden alle Vorräte aufgezehrt oder vernichtet und die Weinfässer aufgeschlagen, so daß der Wein einen Fuß hoch im Keller stand. So wurde gehaust bis zum 6. August.

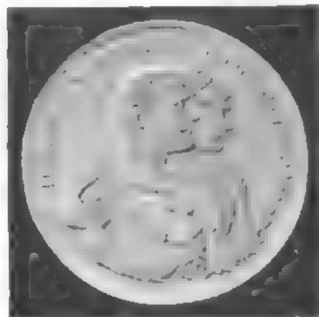
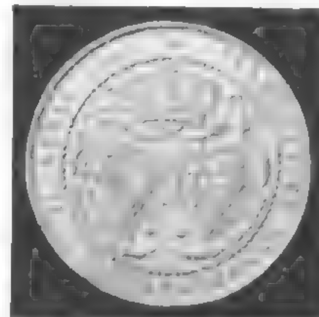
Von allem entblößt, waren die Klosterangehörigen genötigt, in der Umgegend Unterkunft zu suchen. Über 14 Tage brauchte man, um die verpesteten Räume des Klosters zu reinigen, das wüste Durcheinander zu beseitigen und die Zellen einigermaßen in Ordnung zu bringen. Erst nach weiteren drei Wochen konnte wieder Gottesdienst gehalten und das Kloster leidlich bewohnt werden.

Während des Parsdorfer Waffenstillstandes erbat sich das Kloster eine österreichische Schutzwache, um vor der Zudringlichkeit der in nächster Nähe befindlichen Franzosen gesichert zu sein, und gab nach Gemünden, das große Lasten zu tragen hatte, freiwillig zwei Fässer Wein und zwei Malter Getreide. Gleichwohl forderte Gemünden im nächsten Jahre wieder eine größere Weinlieferung vom Kloster. Doch dasselbe schickte den Wein gleich direkt an den Oberst Carterat, der die Entschuldigung, man könne nur 1799er geben, der ob seiner schlechten Qualität Landsturm genannt wurde, gütig aufnahm.

Auf die bisherigen bösen Tage folgte der noch schlimmere des 4. Dezember 1802, der das Kloster aufhob. Doch durften die Religiosen noch beisammen bleiben. Aber im Jahre 1827 stand der Superior Totnan allein in seinem Hause, kummervoll, aber ergeben in sein herbes Geschick, bis endlich durch die Gnade des Königs Ludwig 1843 der Fortbestand von Schönau als Hospiz verfügt wurde. Im Jahre 1847 legte dann P. Totnan nach einem langen, mühevollen Erdenwallen von 87 Jahren seinen Wanderstab für immer nieder. Im Jahre 1856 wurde das Hospiz wieder ein Konvent. Gott sei mit ihm, dem stillen Hause in der schönen Au, an der lieblichen Saale Strand!

Bayerische Nationaltrachten. Zu den prachtvollsten Gruppen des Festzuges vom 12. März zählte unbestritten der Festwagen des Bezirksamtes Schongau. Wie schade, jammerschade, daß diese Kostüme der Vergangenheit angehören, daß ihre bunte, in Farben schwelgende Tracht verschwunden ist. Schwäbisches und bayerisches Wesen mischen sich in der Bevölkerung des Bezirksamtes, auch der Blick auf das Kostümbild gibt hiervon Zeugnis. Das Mädchen zur Linken trägt die bei dem Bezirksamt Zusmarshausen beschriebene goldschimmernde „Reginahaube" mit den breiten, schwarzen Moirebändern, das Atlasjäckchen ist dunkelgrün mit gelben Streifen, die Schürze ist von gelber Seide, am unteren Rande mit Silberbördchen besetzt; der Rock ist gelbbraun, das Halstuch von dunkler Seide mit Goldspitze. Bemerkenswert ist die reiche, kostbare Silberkette, mit Münzen behangen, welche um die Taille gegürtet ist. Das Kostüm des zweiten Mädchens zeigt den frohen Farbensinn der Voreltern, der Grundton der Toilette ist ein zartes Rosa, von welchem sich farbige Blumen wirksam abheben, das Mieder mit Achselbändern ist schwarz, seine Stickerei zeigt silberne Blumen. Das hinter ihr stehende Mädchen trägt braunseidenes Kleid und Jäckchen, der Schurz ist himmelblau und weiß, auch das seidene Tuch um die Brust zeigt die freundlichen Landesfarben. Das dritte der Mädchen mit der heute noch üblichen Ottermütze trägt ein rotseidenes Jäckchen, Rock aus blauem Moiree, gelbseidenen Schurz, das Halstuch ist gelb mit leisem Übergang in Orangeton; die Farben würden zu bunt wirken, würde nicht das schwarze Mieder die Harmonie herstellen; die Stickerei des Mieders in Gold mit kleinen Perlen zeigt eine edle Ornamentik. Die Schließen und Haken des Mieders sind äußerst kunstfertig und enden in Schwanenköpfen. Das gleiche Motiv wiederholt sich bei der Schließe des Ridiculs. Derselbe ist in Perlen gestickt,

von den blauweißen Rauten heben sich Blumenkörbchen und Füllhörner hervor, das Ende ist mit Goldfransen besetzt. Das Mädchen zur Rechten ist in die Tracht der Gegend von Kohlgrub gekleidet und bildet mit dem altbayerischen Riegelhäubchen den passenden Gegensatz zur Reginahaube auf der Linken. Der Ärmelkittel ist rot, der Rock zeigt rotes quadriertes Blumenmuster auf rosa und lila Streifen, welche durch Streifen, die von Gelb durch alle Nüancen in Rot übergehen, getrennt sind. Das Mieder trägt rote Röschen auf weißseidenem Grunde, die Silberhaken sind Schwanenköpfchen. Selbst in das Futter sind zarte Blümchen eingewebt. Besondere Aufmerksamkeit verdient die mittelste Figur, die einstige Brauttracht der wohlhabenden Bürgerstochter von Schongau. Das Jäckchen, Korsett genannt, ist von roter Seide, abgenäht, die Taille ist kurz, die Ärmel reichen bis zu den Ellbogen, wo sich echte, kostbare Spitzen anschließen. Die Knöpfe sind von Silber. Das Mieder mit Achselbändern besteht aus schimmerndem Goldstoff mit Blumenstickerei aus farbigen Goldplättchen, die Rippen des Mieders sind mit dicker Goldlage belegt, der Rand ist gewulstet. Der „Bursteck", das von uns bei den Kostümen von Oberandorf beschriebene Mittelstück des Mieders, wurde von Schongaus Frauen bedeutend modernisiert und zeigt eine den heutigen Korsetts ähnliche Form; Stoff und Stickerei sind die des Mieders, im Bürsteck befindet sich an der Innenseite eine Tasche für Löffel, Messer und Gabel. Die obere Brust bedeckt das „Goller" aus weißgeblumtem Atlas gegen den Hals mit breitem, rotem Rande, das Goller umschließt den bis zum Mieder herabsteigenden und am Halse sich nach Art der Stuartkrause ausbreitenden Spitzenkragen. Der Halsschmuck ist die sogen. Florschnalle mit breiter edelsteinbesetzter Schließe; den Vorderarm verhüllen schwarze Sammetstulpen mit Schließen, Spitzen, Tressen und Knöpfchen aus Gold. Der Rock ist rot, in tiefen Falten plissiert, ein weißer Schurz mit gestickten Palmen breitet sich über ihn; auf dem Haupte schimmert ein Perlenkrönlein, das Haar wird durch einen Pfeil in Filigran festgehalten. Ein Erbstück alter Zeit ist der rote, zur Beherbergung einer Familie geeignete seidene Regenschirm mit Messinggriff und Messingspitze. Nicht unerwähnt bleibe die riesige Silberkette, welche von der Schulter herab das ganze Mieder umschnürt und in einem eleganten Nestelstifte endet. Sämtliche Mädchen tragen reichen Schmuck, Ringe, Broschen, Ohrgehänge. Um beim Tanze und beim Mahle die empfindlichen Seidenstoffe der Jäckchen zu schonen, wurde darüber ein sogenannter „Schützer" getragen, ein Jäckchen von feinster weißer Leinwand mit echten Spitzen besetzt. Die Fußbekleidung bestand aus durchbrochenen Zwickelstrümpfen und ausgeschnittenen Schuhen mit roten Bändchen. Der Hut des Mannes zur Linken ist oben mit breiter Silberschnur umschlungen, der Rock ist aus schwarzem Sammet, die Weste hochrot, silberbeknöpft, das kurze Beinkleid ebenfalls aus Sammet tief unter dem Knie gebunden, dann beginnen die blauen Zwickelstrümpfe, die Schuhe mit silbernen Schnallen vollenden den altertümlichen Eindruck des interessanten Kostüms.

Vermählungsdenkmünze Sr. Kgl. H des Prinzen Alfons von Bayern.

Vermählungsdenkmünze. Wir haben früher erwähnt, welche schöne Sitte die Vorzeit übte, indem sie bedeutende Ereignisse in Münzen verewigte. Wir haben die Wichtigkeit solch eherner Geschichtstafeln mit Nachdruck betont. Die vor kurzem vollzogene Vermählung Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Alfons von Bayern mit J. Kgl. Hoheit Prinzessin Luise von Bourbon, Herzogin von Alençon, gab Veranlassung zur Entstehung einer Gedenkmünze. Se. Kgl. Hoheit Prinz Alfons ließ dieselbe in beschränkter Anzahl prägen, um sie an die nächsten Familienglieder zu verteilen.

Das Land fühlt sich mit den Geschicken der erlauchten Herrscherfamilie zu innig verflochten, um nicht freudig die Abbildung der Medaille zu begrüßen. Dieselbe bedarf keiner weiteren Erläuterung. Die Medaille ist ein Meisterwerk des durch hervorragende Schöpfungen bestens bekannten Hofgraveurs Max Gube in München.

Auf dem Fischmarkt in Würzburg sind auf einem Schornsteine ein Helm und ein Brustharnisch befestigt, und an diese Wahrzeichen knüpft sich folgende Sage: Nach der für die Bayern so siegreichen Schlacht bei Nördlingen (1634) versammelte der in Würzburg stehende schwedische Obrist seine Truppen auf dem Fischmarkte und gab ihnen in aller Stille die Niederlage seiner Landsleute bekannt, setzte den Abzug aus der Stadt fest, doch sollte Würzburg vorher noch geplündert werden. Da alles in schwedischer Sprache vorgetragen war, verstanden die umstehenden Würzburger nichts von dem Plane. Aber zum Schornsteine heraus guckte der Kaminfeger, der früher in Schweden gereist und der Landessprache ein wenig kundig war. Mit Schrecken hörte er, was vorgehen sollte. Schnell lief er zu dem Rate und da wurde auf seine Anzeige die Überrumpelung der Schweden beschlossen und glücklich ausgeführt.

Zur Erinnerung an diese That wurde von den schwedischen Trophäen ein Helm und ein Harnisch auf dem Kamine befestigt.

Eine Uhr. Im Jahre 1591 machten die Herzoge Wilhelm V. und sein Sohn Maximilian eine Wallfahrtsreise zu dem berühmten Gnadenbilde Unser Lieben Frau zu Tuntenhausen. Auf dem Rückwege kamen beide Fürsten, ermüdet von der brennenden Sonnenhitze, in das Haus eines Bauern im Dörflein Berganger und verlangten, um ihren Durst zu stillen, von der Bäuerin Milch. Als sie aber nach der Tagesstunde fragten, wußte die gute Frau keinen Bescheid zu geben, denn die Uhren waren damals in den Häusern der Bauern gar selten. Nach seiner Ankunft in München überschickte der Herzog dem Bauern eine gute Schlaguhr und im nahen Kloster Beiharting machte er eine Stiftung, damit die Uhr von Zeit zu Zeit repariert würde. Wer diese Uhr sehen will, gehe zum Mittermaierbauern in Berganger bei Aibling.

Kinderwallfahrt. Im Jahre 1457 hat es sich in der Stadt Memmingen begeben, daß ein ansehnlicher Haufe Knaben im Alter von zwölf Jahren und darüber aus freiem geheimen Antrieb auf dem Marktplatze zusammengekommen und sich allda zu einer Wallfahrt in guter Ordnung bereitet. Sie hatten eine Fahne, auf einer Seite mit dem hl. Kreuze, auf der andern Seite mit dem Bilde des hl. Erzengels Michael geziert. So zogen sie in langer Reihe zum Stadtthore hinaus, betend und singend, bis sie endlich an das Ziel ihrer Wallfahrt — die Abtei St. Michael in der Normandie gelangten. Daselbst verrichteten sie ihre Andacht und zogen dann in guter Ordnung wieder heim. Montag vor Pfingsten sollen ihrer 36 zu Memmingen wieder eingezogen sein.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Des Löwen Handstreich.

(Nachdruck verboten.)

Historische Erzählung von Hugo Arnold.

(Schluß.)

Nun wenden sich die wenigen noch übrigen Knechte des Bischofs zur Flucht über den Hauptgraben der Hauptburg zu. Dort ist die Brücke gesenkt, und den Thorweg sperrt nur das schnell heruntergelassene Fallgatter. Denn bei dem raschen Überfall waren alle Mannen vor in die Vorburg geeilt, um diese zu schützen, und die wenigen Leute, welche in der Hauptburg die Runde machten, und die schwachen zeternden Weiber vergaßen darauf, die Brücke aufzuziehen und das schwere Thor zu schließen. Jetzt drängte sich auf der schmalen Brücke Freund und Feind heran, in Haufen kollerten sie in den Graben hinab, sich überschlagend und in die eigenen Spieße stürzend. Wie die Brandung werfen sie sich an das Gatter — das staut die Menge, aber der Druck der Masse ist zu stark, krachend weichen die Stäbe aus den Fugen, und kunterbunt flutet der purzelnde, raufende und schreiende Schwall der Fechtenden herein. Nur kurze Augenblicke währt es noch, dann sind die Bischöflichen überwunden; wer nicht im Blute liegt, ist gefesselt und wird vor den Herzog geführt, der auf dem scheuenden Rosse inmitten des Getümmels und der lichterloh brennenden Baulichkeiten im Hofe der Vorburg hält.

Er befiehlt, der Gefangenen zu schonen, sie ihrer Bande zu entledigen; gestattet ihnen und den jammernden Weibern freien Abzug mit aller Habe, die sie sammeln mögen: ihrem Herrn, dem Bischof Otto, sollen sie in Freising künden, wie der Herzog sich des Dornes in seinem Fleische entledigt.

Darauf lenkt er den Rappen hinüber in die Hauptburg, verläßt den Sattel und besteigt den Bergfried, von da aus Umschau zu halten; mit großen Schritten durchmißt er die Räume des Palas. Dann stieg er hinab in die Keller, wo die Silberbarren zu Münzen geschlagen wurden. Es war just nicht viel Vorrat vorhanden, doch sorgsam hieß er, ihn packen und fortschaffen. Ehe er sich in den Sattel schwingt, ordnete er an, daß reichlich Holz, alles Heu und Stroh, dessen man noch aus den Schupfen habhaft werden könne, herüber in den Bergfried zu bringen sei, der müsse ausgebrannt und die ganze Burg den Flammen preisgegeben werden; niemals dürfe der Bischof an den Wiederaufbau denken.

Darauf ritt er zurück, vom Jauchzen seiner siegestrunkenen Getreuen begrüßt. Mit eigner Lebensgefahr stürzten sie sich in die brennenden Schupfen, um den lodernden Flammen die verfallene Beute zu entreißen, und trugen Holzscheiter, Heuballen und Strohbündel hinüber. In geschäftiger Hast ging es in den Bergfried. Die Scharten und die wenigen Fenster wurden dicht verrammelt, Holz, Stroh und Heu in den Gelassen aufgestapelt und so fest aufeinandergepreßt, als es immer gehen mochte; die Freude am Werk beflügelte Hände und Füße. Immer ist ja der dämonische Zerstörungstrieb in des Menschen Brust ein stärkerer Sporn als die Lust zu gedeihsamem Schaffen. Und was sie hier erübrigten, das schleppten sie hinauf auf den Gaden von Palas und Kemenate.

Ein Trompetenstoß erscholl, das lange erwartete Zeichen. Flinke Hände schleuderten flammende Feuerbrände in die Haufen von Stroh und Heu und schürten emsig nach, dann lief und rannte der Haufe davon; Qualm und Rauch wirbelte empor, das Werk war gethan. In der Vorburg loderten die Flammen züngelnd zum Himmel, die Mauern schwankten, die Balken

des Fachwerks und der Dachung glühten, und prasselnd stürzten die Wände — über den Plan wogte, vom Winde gefacht, das Flammenmeer; nur die schwere Masse des grauen Bergfrieds schaute ernst herab auf den Herd der Vernichtung, indessen in seinem Innern mächtig die eingeengte Glut um sich fraß.

Während in der Burg die Greuel der Zerstörung wüteten, waren die Mannen Herrn Sigibots von Peiting keine müßigen Zuschauer geblieben. Es wurmte sie baß, daß ihr Maß am Tagewerk so karg berechnet war, und daß sie nicht handelnd, sondern nur zum Täuschungsspiele bei der Wegnahme der Feste hatten mitwirken können. Desto behender und emsiger sputeten sie sich nun, als auch ihnen ein Anteil zufiel. Reisig, Heu und Stroh schleppten sie auf die Brückenbahn und bedeckten sie damit, auf daß das Feuerroß gut zu laufen vermöge.

Dann verteilte Herr Sigibot mehrere Gruppen über dieselbe und ließ vom linken Ufer ab die Feuerbrände sausen. Der fachende Atem des Windes half mit, und es währte nicht lange, so wand eine glühende Schlange sich über Balken- und Bohlenwerk hin, und knisternd züngelten die Flammen empor, daß ein lohender Bogen sich über den verwundert aufrauschenden Fluß spannte.

Die Wellen, die vor achthundert Jahren thalwärts rannen, hatten das gleiche wildschauerliche Schauspiel gesehen, als sengende Alamannen in Vindelicien heerten.

Unbeweglich auf seinem Streitrappen hielt der Herzog auf dem Hochufer. Sein Auge beobachtete den Fortschritt der Zerstörung. Als Feld um Feld der brennenden Brücke im fressenden Feuer verschwand, die glühenden Balken in die gurgelnden Wellen schossen und zischend und glosend fortschwammen, als in der qualmenden Burg Feuergarbe um Feuergarbe zum Himmel schoß, und Giebel nach Giebel polternd ins Glutenmeer sich senkte, da lüftete sich etwas der Ernst unter seinen finsteren Brauen. Nun leckten auch aus den Lucken des Bergfrieds spielende Flammen hervor, sie hatten die Läden des Verschlusses erfaßt, und aufmerksam maß der Herzog ihr Zucken. Da — auf einmal biegt sich leicht die Kante des Turmes, den gewaltigen Bau faßt sichtlich ein Schwanken; plötzlich bläht sich die Vorderwand nach außen, ein dumpfes Krachen, sie beugt sich gegen den Graben, und klaffend birst der Turm, riesige Mauerblöcke in den Graben schleudernd. Eine graue Wolke hüllt die Stelle ein; wie sie der Wind verweht, und ihre Schatten flatternd über den grellen Flammen hängen, ragt nur noch ein niederer gebrochener Stumpf. Ein Jubelgeschrei aus tausend rauhen Kehlen begleitet den Fall.

Nun wendet der Herzog den Rappen; das Vernichtungswerk ist vollendet, in Trümmern liegen Brücke und Burg und nimmer werden sie sich aus Schutt und Asche erheben. Dafür will er Sorge tragen. Er gibt Befehl zum Abmarsch, und mit hellen Rufen blasen die Trompeter zum Sammeln.

Angstvoll und erschrocken hatten die Marktinsassen vor dem Geschicke gebebt, welches der so jäh über Föhring hereingebrochene Wettersturm ihnen bescheren würde; die rettende Flucht hinab in die Auen war ihnen durch die Überraschung abgeschnitten, und als über Burg und Brücke der rote Hahn die zuckenden Flügel breitete, harrten sie jammernd des nämlichen Unheils. Allein gnädig verhieß ihnen der Herzog Schonung; sie sollten den Groll nicht entgelten, den er gegen ihren Herrn, den Bischof, trug. Dafür umringten sie den Fürsten und zollten ihm heißen Dank.

Während auf dem Felde sich die Scharen ordneten zur Rast nach dem wilden Sturme, die Rüstungen ablegten und sich an den Vorräten von Rauchfleisch, Brot und Wein labten, die aus den Gewölben und Kellern der Burg gerettet worden waren, trieb Herr Sigibot von Peiting mit seinen Knappen die Händler und ihre Knechte und die Säumer zusammen, die in Föhring genächtigt hatten und nun argen Jammer erhoben, wie sie ihre Lasten, ihre Salzfrachten über den reißenden Fluß nach Augsburg zu fördern vermöchten. Der Kriegsmann hieß sie schweigen, ihre Karren, Wagen und Rosse beladen und der Weiterfahrt gewärtig sein, sie würden neue Wege und neuen Steg finden.

Als die Sonne sich vom Himmelsscheitel abwärts zu neigen begann, verglomm auf den Trümmerstätten die Glut, obwohl noch immer züngelnde Flammen darüberhuschten. Die Burg war nun zu einem Schutthaufen zusammengesunken, und von der Brücke ragten nur noch die versengten und verkohlten Balken der Joche über die wirbelnden Wellen. Da befahl der Herzog den Aufbruch.

In langem Zuge setzten sich die Scharen in Bewegung, frisches Laub und Blumen aus den Gärten des Marktes auf den Helmen und Lederkappen, wie es sich nach sieghaftem Strauße gebührt. In die Mitte nahmen sie den Troß der Kaufleute, der Salzfuhren und der Säumer, um ihnen sicheres Geleit zu geben. An der Spitze ritt der Herzog, und im Abstande folgte Herr Sigibot, mit einem erlesenen Haufen die Nachhut bildend, um gegen eine Überraschung der Bischöflichen zu decken, wenn sie allenfalls Lust empfänden, die kühnen Feinde strafen zu wollen und ihnen in den Rücken zu fallen. Doch ungestört ging der Marsch vorwärts, zwar nur langsam, denn der Weg am Hochufer der unten brausenden Isar entlang war gerade nicht von absonderlicher Bequemlichkeit; es war der verfallene Hochweg aus römischer Zeit, und seit langen Jahrhunderten waren kaum andere Wanderer über ihn weggezogen als weidende Herden oder hier und da ein frommer Pilgrim. Da gab es manchen Halt und manche Stockung, und mancher Kernfluch erscholl, bis die Wagen und Karren über Stock und Stein, durch Pfützen und Schlamm fortgeschoben waren. Aber der Herzog trieb, und vorwärts mußte es gehen, daß die Zugtiere dampften.

Nach manchen Mühen war Pupenhausen (jetzt Bogenhausen) erreicht. Vom niederen Glockenstuhl des Kirchleins herab begrüßte bimmelndes Geläute den nahenden Heereszug, und schreiend liefen die Bauersleute entgegen, hatte ihnen doch die qualmende Rauchsäule verkündet, was sich im Nachbarorte zugetragen hatte.

Fort ging der Marsch, Haidhusen zu. Da harrte Herr Dietrich, der Kaufringer. Er hatte sich auf einen Klepper gesetzt und war mit seinen Mannen daran gegangen, die Hohlgasse auszubessern, welche von seiner neuen Brücke aus zur Höhe führte. Unsäglichen Schweiß hatte es gekostet, aber auch das Werk war zum Lobe des Meisters gelungen; so konnte er stolz dem Herzoge melden, der huldreich nickend den Rapport empfing.

Und nun begann der Abstieg. Wohl ächzten die plumpen Räder, und manchmal bog sich ein Karren gar bedenklich schwankend zur Seite, gar vorsichtig hoben die Gäule ihre

Beine, und trotzdem ging es ohne Straucheln und ohne Sturz nicht ab, allein glücklich brachten sie alles Fuhrwerk hinunter ans Ufer, wo die neu gezimmerte Brücke sich über die Gewässer spannte. Der Herzog nahm am Zugange Stellung und rief Herrn Dietrich an seine Seite; dann ließ er seine Scharen passieren. Fröhliche Fanfaren schmetterten die Trompeten, die Helme und die Kappen schwenkend und begeistert ihrem Fürsten und Führer zujubelnd zogen raschen Schrittes die Haufen vorbei und eilten mit geöffneten Reihen über die Felder der Brücke. Langsam, mit großen Abständen folgten vorsichtig die Wagen und Karren; zwar zitterte das eine oder das andere Joch, wenn just ein Wogenschwall heftig anprallte, doch glücklich und ohne Gefährdung gelangte der ganze Zug hinüber, mit lautem Halloh und Hurrah den festen Boden betretend. Als der letzte Mann hinüber war, ritt auch der Herzog darüber; am Ufer reichte er Herrn Dietrich die Rechte und sprach:

„Ich danke Dir für den gelungenen Vollzug meines Willens. Ich will es Dir gedenken; Du sollst fortan als mein Vogt zu Munichen walten und die Brücke hüten und die neue Straße, welche Du herein von Feldkirchen her bauen lassen wirst, auf daß die Handelsleute den Weg nach Munichen finden, und darüber hinaus gen Abend auf den Parsberg zu, wohin sie fortan auf Augsburg zu säumen sollen. Und der Stapel und der Markt, die bisher zu Föhring gehalten worden, diese sollen nun hier zu Munichen fröhlich gedeihen, und auch eine Münzwerkstätte soll gute Heller prägen, wie der Wechsler begehrt. Damit aber meines bischöflichen Herrn Nachbars Grimm nicht zerstöre, was ich zum Heile meines Landes schaffe, wird Herr Sigibot mit seinen Mannen bleiben und das Dorf mit Wall und Graben gürten. Steht der trutzige Ring, so mag er eine Besatzung Dir überlassen, und Munichen wird als meine Stadt wachsen und blühen, daß noch in der Enkel fernsten Zeiten das Werk des heutigen Tages gepriesen sei!"

Sinnend blickte der Herzog hinauf auf den niedern Hügel, wo die Gehöfte Munichens ihre bemoosten Schindeldächer unter den Bäumen erstreckten. Schaute sein Seherauge, Jahrhunderten vorauseilend, den Glanz der künftigen Königsstadt? — Aus seinen Träumen wachte er auf, als er vor dem Zelte hielt, welches der Troß vom Lagerplatz der entschwundenen Nacht von Keferloh herüber gebracht und hier aufgeschlagen hatte.

Ein weites Heerlager entstand im Nu um das stille Dörflein, und das lustigste Treiben begann. Der Herzog entlohnte für die Hitze des überstandenen Tages reichlich mit einer Spende von Weinfässern. Nun schmorten saftige Braten am lodernden Beiwachtfeuer, und bei vollen Bechern scholl das brausende Hoch auf den Herzog hinaus in die dämmerige Abendluft. Abseits hatten die Händler ihre Wagenreihen aufgefahren, und die Säumer ihre Rosse angepflockt; lebhaft besprachen sie die Ereignisse des Tages. Sie waren froh, so billigen Kaufes davongekommen zu sein, und meinten, daß es ihnen eigentlich ganz gleichgültig sei, ob sie in Zukunft dem Herzoge zollten oder dem Bischofe; im Gegenteile, des Fürsten starker Arm verbürge ein sichereres Geleite. Dessen waren sie wohl zufrieden und so besprachen sie wohlgemut die morgige Reise und die Wege, die fürder einzuschlagen seien.

Noch eine Seele gab es, aus welcher der Groll entschwand. Als Herr Dietrich vom Herzoge entlassen wurde, war sein erster Gang zur Hütte, deren Wände den Vater Udalschalk umfingen. Der Mönch hatte das unabänderliche Geschick endlich fügsam ertragen und empfing von Herrn Dietrich als Entschädigung für die unfreiwillige Haft eine freundliche Einladung an die Tafel der Führer, die rasch unter den Bäumen aufgeschlagen worden war. Vernünftig ließ er sich das nicht zweimal sagen und mit kräftigen Zügen spülte er den Ingrimm hinunter, der zwei Tage an seiner Leber gefressen hatte. Vollends klärte sich sein Gesicht, als der Herzog ihn rief und ihm ein paar Ballen feinsten Tuches wies, die er mit des Fürsten freundlichem Gruße dem Abte nach Tegernsee überbringen solle. Sattsam schmunzelnd suchte er sein Lager und in behaglicher Ruhe sah er bald nicht mehr, wie die entbrennenden Feuer den Himmel röteten, und hörte nicht mehr den Ruf der Posten und Runden, die wachsam das Lager umschritten.

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

III.

Ein „Dreizehnter".

Zum zweiten Male standen wir auf Feldwache II; es war im Oktober, und zwar am 13., eine Zahl, die von alters her als unheilbringend gilt. Indessen herrschte am Morgen dieses von herrlichem Sonnenschein verklärten Tages eine ungewohnte, wahrhaft feierliche Stille.

Die Feldwache befand sich damals noch im Garten neben dem Blockhause. Die gegen Paris zu gelegene hohe Mauer war mit einem Brettergerüst versehen, das zur Abwehr eines Angriffs von der Repli-Kompagnie besetzt werden sollte. In der Ecke, welche nach Norden und Westen freien Ausblick gewährte, war ständig ein Auslugposten von zwei Mann aufgestellt, welche, um auf ihrem weithin sichtbaren Standpunkt möglichst ungesehen zu bleiben, einen künstlich hergerichteten Strauch vor sich hatten, so daß sie eben noch hindurchblicken konnten. Den schweren Geschossen waren sie schutzlos ausgesetzt, es wurden auch an einem Novembertag die beiden Posten zugleich verwundet.

Von diesem Luginsland bot sich eine Rundschau, welche an Großartigkeit und Seltsamkeit ihres gleichen suchte: In der Ebene weithin ausgebreitet Paris, im Hintergrund der amphitheatralisch sich erhebende Montmartre und zwischen uns und der Stadt deren trotzige Wächter, die Südforts, im Westen hoch überragt von der stolzen Festung Mont Valérien. Aus dem unentwirrbaren Häusermeer sprangen einige architektonisch bedeutsame Bauwerke, zugleich Marksteine der Geschichte ins Auge: Die altersgrauen Türme von Notre-Dame, der Louvre, die nahem Untergang geweihten Tuilerien, die goldschimmernde Kuppel des Invalidendoms und der marmorne Triumphbogen als Abschluß der ansteigenden elysäischen Felder, welche auch

wir dereinst im Siegeseinzug beschreiten sollten. Ein Blick von der Gartenmauer aus zeigte aber, daß es damit noch gute Weile hatte. Wenn ich vorhin von dem Seltsamen der umfassenden Rundschau gesprochen, so meinte ich die wüstengleiche Regungslosigkeit rings umher, die Erstarrung jedweden Schaffens und Verkehrs. Angesichts der an zwei Millionen Einwohner, Flüchtlinge und Soldaten zählenden Weltstadt, welche von zweimalhunderttausend deutschen Kriegern eingeschlossen war, konnte das schärfste Auge stundenlang kaum ein halbes Dutzend Menschen entdecken: ein paar bayerische Posten und hier und da einen über der Brustwehr der Forts auftauchenden Franzosen. Kein Donner aus den mächtigen Festungsgeschützen und kein Gewehrschuß ertönte an jenem Morgen, kein optisches Signal, kein irgend verdächtiges Anzeichen wurde beobachtet. Bald sollte sich erweisen, daß es nur die trügerische Stille vor einem Ungewitter war.

Nachdem meine Umschau beendet, zog ich mich wieder in das freundliche Gartenhaus zurück, worin ich mein Hauptquartier für 24 Stunden aufgeschlagen hatte und begann zum Frühstück-Kaffee in einem vorgefundenen Bande Gedichte von Alfred de Musset zu blättern. Mit einem Male wurde ich durch rasch aufeinanderfolgende Kanonenschüsse und platzende Granaten aus der beschaulichen Poesie zur Belagerungs-Wirklichkeit zurückgerufen; eines der ersten Geschosse riß ein Stück aus einer Ecke meiner Vorpostenresidenz hinweg. Gleich darauf stürzte einer der Avisoposten mit der Botschaft herein, daß feindliche Bataillone und Artillerie im Anmarsch seien. Mussets Gedicht waren sofort mit dem Feldstecher vertauscht und von dem im Nu erreichten Luginsland aus konnte ich mich von der Richtigkeit der Meldung überzeugen. Wie riesige dunkle Raupen mit Hunderten von roten und blauen Füßen schlängelten sich die Kolonnen an den Forts Issy und Vanvres vorbei zunächst gegen das uns zur Linken in der Ebene gelegene Städtchen Clamart. Es waren Linientruppen, sowie gardiens de la paix, welch' friedliche Benennung sonderbar zu ihren kriegerischen Absichten stimmte.

Der längst erwartete Ausfall, dessen Drohen uns schon so manche Stunde in fröstelnder Waffenbereitschaft vor Sonnenaufgang gekostet, erfolgte nunmehr überraschend am hellen Tage. Indessen — ob taktisch richtig oder unrichtig unternommen — der Ausfall war einmal da, und wir wenigstens gedachten, ihn nach den Regeln der Kriegskunst abzuweisen. Flüchtige Bleistiftmeldungen wurden schleunigst abgesendet und Ordonnanzen zu den am Fuß der Höhe aufgestellten Piketts geschickt, um ihnen den Befehl zum Bezug der festgesetzten Verteidigungsstellung zu überbringen. Diese bestand in einem Jägergraben, zwei bis drei Fuß tief, mit vornübergeworfener Erde, der sich am Kamm der Höhe zwischen Chatillon und Clamart hinzog und gegen Infanteriefeuer den darin Knieenden oder Liegenden Deckung, jedoch gegen schwere Geschosse nur sehr geringe, bot. Während die Repli-Kompagnie die Gartenmauer besetzte, hatte sich meine Kompagnie in einer langen Plänklerkette im Graben eingerichtet. Die Einnahme dieser Stellung wurde, da sie über ganz offenes Gelände geschehen mußte, natürlich vom Feinde bemerkt, welcher fortan einen beträchtlichen Teil der ununterbrochen abgegebenen Kanonenschüsse auf den Jägergraben richtete. Solch mehrstündige Kanonade in der günstigsten Schußweite der Forts Issy und Vanvres, wozu noch Montrouge mit flankierendem und Rückenfeuer sich gesellte, durfte für eine gründliche Nervenprobe gelten.

Zu unserer Linken in dem Städtchen Clamart, welchem der erste Angriff des französischen rechten Flügels galt, entspann sich bald das Gefecht gegen die Feldwache III des zweiten Bataillons, zugleich begann weiterhin zur Rechten das heiße Ringen um die von der bayerischen IV. Division besetzten Orte Chatillon und Bagneux. Auch der Mitte unserer Position gegenüber breiteten sich Tirailleursketten aus und fingen an, aus der Richtung von Vanvres über den Plateauhang vorzurücken, zogen sich jedoch, als sie Feuer erhielten, wieder aus unserer wirksamen Gewehrschußweite zurück und sandten uns aus gut gewählten Deckungen in der Linie des Sträßchens Chatillon-Clamart ihre weittragenden Geschosse zu. In Ausnutzung solcher deckenden Gegenstände zeigten sich unsere Gegner wie gewöhnlich gewandt und findig; sogar in großen, auf einem Unterbau angebrachten Zugrädern, welche zum Ausheben der Gipsbrüche dienten, hatten es sich Tirailleurs bequem gemacht. Zugleich nisteten sich unserer linken Flanke gegenüber in einem Gehöft und in Gärten am Ausgang von Clamart zahlreiche Plänkler ein, gegen welche der Schützenzug ins Gefecht trat. Nunmehr waren aber die in Clamart vorgedrungenen Franzosen von der 5. Kompagnie unserer bewährten Nachbar-Feldwache durch wohlgezieltes Feuer abgewiesen worden und zogen sich allmählich in Pelotons zurück. Da dieselben eine Strecke von 80 Schritten passieren mußten, welche auf unserer Seite offen lag, so wurden Trupp für Trupp, wie sie nacheinander im pas gymnastique sich unserm Blick darboten, mit Schnellfeuer in der Flanke begrüßt.

Bald darauf trachteten von dem erwähnten Gehöft aus Plänklerabteilungen, vorsichtig den Hang zu ersteigen, wobei sie streckenweise durch Terrainmulden völlig gedeckt waren. Um sie in den wirksamsten Bereich unserer Gewehre zu locken, ließ ich das Feuer gänzlich einstellen und die Schützen sich verdeckt halten. Diese einfache Kriegslist gelang über Erwartung; die Tirailleurs mochten glauben, daß wir unsere Stellung geräumt hatten, denn sie drangen in Schwärmen immer keder bergan, bis ihnen das auf mein Kommando verblüffend eröffnete Salven- und Schnellfeuer plötzlich Halt gebot. Nachdem die Franzosen bis zum Gehöft zurückgegangen, fingen sie nach einer Weile wieder an, den Aufstieg zu unternehmen, wenn auch noch bedächtiger als das erste Mal. Ich ließ abermals das Feuer eine Weile stopfen, und dann wiederholte sich der Vorgang genau wie zuvor. Fortan machten die Franzosen aber, nachdem sie zweimal in die Falle gegangen, keinen Versuch mehr, die tückische Höhe zu betreten.

Inzwischen war unser getreues Repli auch nicht auf Rosen gebettet, da Festungsgeschosse an zwei Stellen in die von ihm besetzte Gartenmauer Breschen gerissen und mehrere Leute verwundet hatten. Die Stellung der Kompagnie war so unhaltbar geworden, daß sie nun ebenfalls zu unserer Rechten den Jägergraben besetzte und das Feuergefecht aufnahm. Später rückte auf dieser Seite noch ein feindliches Bataillon von Montrouge her in lobenswerter Ordnung mit vorgenommenen Tirailleurs in die Feuerlinie ein. Während alledem kanonierten die Forts unaufhörlich, als ob sie uns vom Erdboden wegfegen wollten. In den Auswürfen des Grabens, neben uns und hinter uns krepierten wuchtige Geschosse, uns häufig mit Steinen und Erde überschüttend. Wiederholt wurden

meine Weisungen und Kommandoworte von dem Schall der explodierenden Hohlgeschosse völlig verschlungen. Schon hatten zwei der Ungetüme in den Graben selbst verheerend eingeschlagen. Trotz der unausgesetzten Kanonade auf so geringe Entfernung vernahmen wir kaum den Geschützdonner, da heftiger Sturm, der gegen die Forts wehte, denselben unhörbar machte. Um so überraschender wirkten Krach und Luftdruck der in nächster Nähe platzenden Projektile. Infolge davon verloren einige Soldaten auf Stunden und Tage das Gehör, ein paar derselben haben es nie wieder völlig erlangt.

Vor uns lag in stolzer Majestät Paris in so reiner Färbung und so scharfbegrenzten Umrissen, wie ich es nie zuvor gesehen — eine verlockende, in diesem Moment aber nur zu spröde Schönheit! Wir hatten jedoch keine Zeit, hierüber philosophische Betrachtungen anzustellen, denn unserer linken Flanke gegenüber, woselbst sich der Graben im Bogen gegen Clamart zog, hatten sich weitere Plänklergruppen in Häusern, hinter Mauern, Steinhaufen und Holzstößen eingenistet und ein wohlgenährtes Feuer unterhalten. Wir säumten nicht, es zu erwidern, obwohl die Schützen, welche über die karge Deckung hinweg zielen mußten, bei jedem Schuß der doppelten Gefahr ausgesetzt waren, von Festungs- oder von Chassepotgeschossen getroffen zu werden. Neben den betäubenden Explosionen der ersteren erschien uns übrigens das Pfeifen der Gewehrkugeln wie liliputanisches Kriegsspiel. Der Schützenzug, welcher jetzt vorzugsweise Gelegenheit zu ergiebiger Feuerwirkung fand, hielt sich vortrefflich, und besonders an einer Gruppe von Unteroffizieren und Soldaten hatte ich meine helle Freude. Sie benutzten Tornister oder in die Erde gesteckte Säbel zum Auflegen der Gewehre und zielten wie auf dem Scheibenstand. Was mich betrifft, so hätte ich eigentlich um diese Zeit die Lebensrettungs-Medaille verdient. Da ich beim Begehen der Plänklerlinie bemerkte, daß eine Sektion derart postiert war, daß sie aus Montrouge Flankenfeuer erhalten konnte, ließ ich dieselbe Stellung wechseln. Eine Viertelstunde darauf platzte ein Zuckerhut genau an der Stelle, welche von den Plänklern verlassen worden war!

Das stark besetzte Gehöft am Ausgange von Clamart machte uns fortwährend lebhaft zu schaffen. Plötzlich sahen wir zu unserer Überraschung und — gestehe ich's nur — zu unserer Schadenfreude, eine zu tief gegangene französische Granate darin einschlagen und sofort zünden, worauf die Besatzung dasselbe eiligst räumte. Wir waren den Kanonieren von Issy für diesen mißglückten Schuß, der uns von einer Seite wenigstens Ruhe verschaffte, höflichst verbunden. Früher schon war, von uns allen angestaunt, mitten im freien Felde, zwischen der Gartenmauer und dem Jägergraben ein bayerisches Feldgeschütz aufgefahren. Wir dachten nicht anders, als daß Bedienung und Kanone binnen wenigen Minuten zerschmettert würden, allein trotz mancher Verluste war das Glück mit den Kühnen. Es gelang dem Geschütz, mit einem der ersten Schüsse in eine Scharte von Fort Vanvres zu treffen, was verblüffenden Effekt verursacht haben mag, da die Besatzung bisher noch keine deutsche Granate verspürt hatte. Indessen hatte das wirksame Eingreifen dieses Geschützes und der übrigen Kanonen der unsern postierten Batterie Weigand noch mehr Feuer aus den Forts auf unsere Plateauseite zur Folge, und zu allem Überfluß trat auch eine feindliche Feldbatterie bei Vanvres in Thätigkeit. Neue französische Bataillone zogen jetzt auf der Straße von Paris nach Chatillon einher und schwenkten gegen Fort Vanvres ab, da platzte eine bayerische Granate dicht neben einem Mobilgarden-Bataillon, und die Hälfte desselben mobilisierte sich in der Richtung zurück, von wannen sie gekommen. Es mochte dies ein betrübender Anblick für die Hunderte von Parisern und Pariserinnen gewesen sein, welche, wie wir später erfuhren, sich auf der Stadtumwallung eingefunden hatten, um mit dem Opernglas sich die Kampfstragödie wie vom Logenplatz aus zu beschauen. Ein ehrenwertes Gegenstück hierzu bildete ein tapferer Stabsoffizier, der mehrere Male, um Anordnungen zu treffen, im Bereich unserer Schüsse gelassen am Fuße des Plateaus hin und her trabte.

Unangenehmerweise ging jetzt auf unserem linken Flügel, dem zuletzt noch ausschließlich der Feind in Schußweite gegenüberstand, die Munition aus, auch die Patronen der Toten und Verwundeten waren bereits verbraucht. Ein paar Mann, welche abgeschickt wurden, um die Reservepatronen aus dem Gartenhause zu holen, kamen mit der Hiobspost zurück, daß das Haus in Trümmern liege und die Munitionskiste darunter begraben sei. So blieb nichts anderes übrig, als — wie die Wassereimer bei einem Brande — die Patronenpakete vom rechten Flügel aus im Graben von Hand zu Hand wandern zu lassen, bis sie zu den Schützen gelangten, welche die Zufuhr eifrig verwerteten. Bald darauf begannen ohnedem die Franzosen auf allen Seiten abzuziehen, wobei wir Gelegenheit fanden, den Rückzug einer Kompagnie, welchen sie, über einen Zaun steigend, bewerkstelligte, zu beschleunigen. Der ausgesprochene Zweck des Ausfalls, „hinter die Geheimnisse des Plateaus von Chatillon zu kommen und, wenn das Glück günstig, dasselbe wieder zu gewinnen", war nicht erreicht, obwohl hierzu die Division Blanchard und zwei Brigaden aufgeboten waren. Sowohl von unserer Stellung, wie von jener der IV. Division war kein Fußbreit Terrain im Besitz des Feindes verblieben. Um 4 Uhr fiel der letzte Kanonenschuß, und es trat wieder Stille und Ruhe ein, wie vor dem kriegerischen Unwetter. Für so manchen bedeutete es die Ruhe des Grabes. Nun ließ sich erst völlig übersehen, welche Opfer die Behauptung unserer Position gekostet. Eine ganze Gruppe meines Schützenzuges war durch eine Granate teils schwer verwundet, teils so mit Erde und Steinen überschüttet, daß alle betäubt und längere Zeit kampfunfähig blieben. Die Wirkungen der scharfkantigen Sprengstücke traten in mannigfacher Weise vor Augen. Einem der Toten war der Schädel über den Augen rundum wie weggeschnitten, bei einem andern durch eine Brustwunde das Herz bloßgelegt, einem dritten der Arm weggerissen. Wahrhaft erschütternden Anblick bot jedoch ein Verwundeter. Derselbe lag auf dem Gesicht regungslos am Boden und war vom Hinterkopf an über den ganzen Rücken durch einen Granatsplitter wie abgeschält, so daß wir nicht an seinem Tode zweifelten. Als sich jedoch mit einem Male die totgeglaubte Jammergestalt lautlos und langsam wie ein Gespenst aufrichtete und ein paar Schritte dahinwankte, da erfaßte die Umstehenden das innigste Mitleid. Der Arme lebte noch bis zum andern Morgen. Dagegen fehlte es während der gewaltigen Kanonade auch nicht an glücklichen Zufällen; mehreren hatten Geschoßsplitter Helm, Tornister oder Uniform durchlöchert, ohne die Träger zu verletzen.

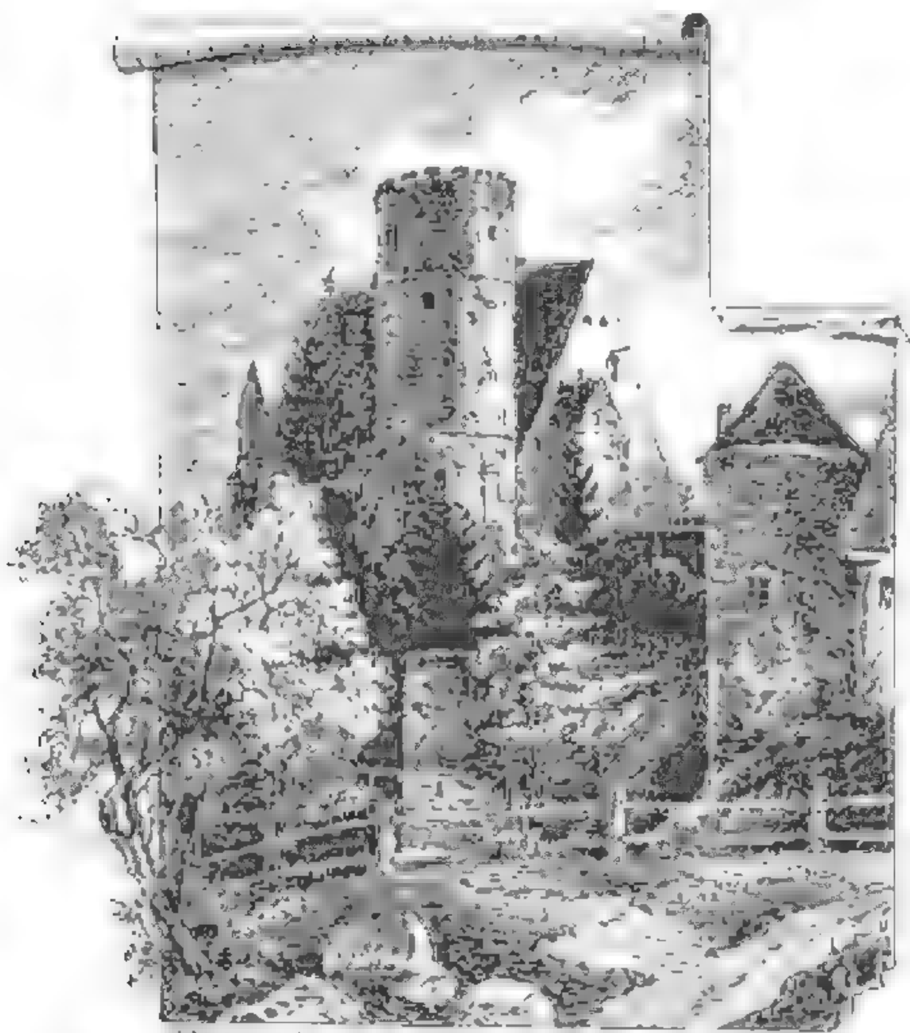
Als das Gefecht zu Ende war, suchte ich meine vor wenigen Stunden verlassene Vorpostenresidenz auf und konnte mich überzeugen, wie anschaulich Bomben und Granaten den Spruch von der Vergänglichkeit alles Irdischen zu bewahrheiten vermochten. Das hübsche Gartenhaus war eine Ruine, und nur mit Mühe konnte ich in das von mir innegehabte Zimmer vordringen. Wie Ironie des Schicksals erschien es mir, als ich die zum versäumten Mittagmahl bestimmt gewesene Flasche Wein, unter Schutt und Trümmern vergraben, unversehrt auffand. Das zerbrechlichste aller Dinge verschont, während so viel für lange Jahre Gegründetes und so manch' kernhaftes Menschenleben dem Eisenhagel erliegen mußte!

Gegen Abend ward die frühere Vorpostenlinie unverändert wieder bezogen. Als würdiges Nachspiel dieses Tages leuchtete die ganze Nacht hindurch in unheimlicher Pracht die Feuersbrunst des an geschichtlichen Erinnerungen reichen Schlosses St. Cloud. Dasselbe ward während des Ausfalls von den Franzosen selbst vom Mont Valérien aus in Brand geschossen und wird in seinen großartigen Ruinen den Parisern noch lange das Gedächtnis an jenen bewegten Oktobertag wach erhalten. Wir werden seiner auch ohne Erinnerungsmal zeitlebens eingedenk bleiben. Mag es doch nicht viele Beispiele in der Kriegsgeschichte geben, daß Infanterie in so geringen Deckungen wie die von der Vorpostenlinie unseres Regiments behaupteten, während sechs Stunden das Feuer von drei schwer armierten Forts auszuhalten und dabei noch die feindlichen Plänkler abzuweisen hatte. Bei alledem waltete ein besonderer Glücksstern über uns, so daß die Verluste verhältnismäßig sehr gering waren. Seltsamerweise zählte meine Kompagnie just dreizehn Tote und Verwundete, und unser Repli zwei Tote und dreizehn Verwundete!

Das war ein „Dreizehnter", der seinem Ruf gewiß volle Ehre machte.

Aus dem Quellgebiet der Günz und Mindel.

Von J. Lipold-Mindelheim.



Die Burg zu Mindelheim.

Den Süden Bayerns schließt ein hohes Kalksteingebirge ab, die majestätischen Alpen. An dieselben setzt sich im bayerischen Schwaben ein massiges, aber schmales Hochland an. Demselben entquellen in ziemlicher Nähe die Ost- und Westgünz und die Mindel. Diese Flüsse haben in Verbindung mit den kleineren Wasseradern ihres Gebietes den Boden der ober- und mittelschwäbischen Hochebene zwischen Wertach und Iller bis zu den Quellen der Zusam und Schmutter hinunter in zahlreiche Thäler aufgelöst, welche durch reichbewaldete Höhenzüge von einander getrennt werden. So einförmig aber auch die Karte der umschriebenen Gegend erscheinen mag, so bietet sie doch dem Wanderer herrliche Punkte. Schon dies dürfte beweiskräftig erscheinen, daß in dem kleinen Bezirke, der uns hier zunächst beschäftigt und der vom Kemptner Walde bis zum Quellgebiete der Zusam und Schmutter und von der Wertach bis zur Iller reicht, die zwei Reichsabteien Irsee und Ottobeuren ihr Gebiet hatten, und darin außerdem noch die Bischöfe von Augsburg, die Fürstäbte von Kempten und die Klöster Füssen, Steingaden, Rothenbuch, Ursberg und das weitentfernte St. Blasien begütert waren. Klosterherren hatten ja bekanntlich für Punkte mit landschaftlichen Schönheiten und reichen Hilfsquellen einen gar klaren Blick.

Neben dem Krummstab erhoben sich hier aber noch zahlreiche Zeichen weltlicher Gewalt. In Ronsberg flatterte das Banner eigener Markgrafen, Kemnat war der Sitz Volkmars, des Freundes der Minnesänger, Kaufbeuren besuchte öfters der ritterliche Kaiser Max I. und häufig war er Gast bei dem Vater der Landsknechte, dem kriegsgewandten und doch wieder so milden Georg v. Frundsberg auf der Mindelburg. Zahlreich sind auch die epheuumrankten Ruinen einer glanzvollen Vergangenheit. Da lag im obersten Günzthal Liebenthann, die Feste des Stiftes Kempten, in welche sich der (nach dem Zeugnisse Baumanns) „beschränkte, herrische und im Unglücke doch so verzagte Abt Sebastian von Breitenstein" 1525 vor den hellen Haufen seiner aufständischen Unterthanen zurückzog. Nicht weit davon stand die Burg der Markgrafen von Ronsberg. Eggenthal, Baisweil und Lauchdorf waren Herrensitze, nicht zu vergessen Mindelberg und Mattsies und an der Grenze Schwabeck, Kirchheim und Balzhausen. Wer kennt noch die Namen? Und doch ist's ein süßer Zauber, die Dinge und die Personen, welche mächtig eingriffen in das Rad der Zeiten, sinnend zu betrachten, nicht um nur in historischen Erinnerungen zu träumen, sondern um den Blick zu schärfen für die treibenden Bedingungen früheren Aufschwungs und Niedergangs. Und ob dabei nicht auch noch manche Fäden klargelegt werden, alte Fäden, aber noch immer verwendet am

Webstuhls der Zeit? Lieber Leser! Willst Du solchen Gedanken in Deinem Innern Raum geben, so laß Dir raten: Versuche es in der stillen Natur, in der trauten Waldeinsamkeit der oberschwäbischen Gaue: Duria und Mindelried, denen für die Grenzen unseres Gebietes der Illergau im Westen, der Keltensteingau im Süden und der Augustgau im Osten beizufügen wären.

Sie sind schön und des längeren Weilens wert. Sie sind Dir aber ganz besonders zu empfehlen, wenn Du der Ruhe und Erholung bedarfst. Würzigen Tannenduft, herrlichen blauen Äther, im Süden die ewigen Alpen und freundliche, frohe Leute findest Du überall! Auch für den leiblichen Menschen ist gut gesorgt; geh nur frisch hinein in die Häuser des Gambrinus! Reinlich, behaglich ist es allenthalben, und Küche und Keller sind in guter Verfassung. Ein Standquartier in Kaufbeuren, Obergünzburg, Ottobeuren, Mindelheim oder Türkheim möge Dich überzeugen! Freilich gilt auch hier: den rechten Genuß hat vielfach nur der, welcher rüstigen Beinen vertraut.

Und auch dieser beachte Geibels Wort: „Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonne entgegen!“ Ein tüchtiger Knotenstock zur Stütze, wenn die Kräfte nachlassen wollen, oder wenn gerade eine der wenigen steileren Wege erklommen werden soll, ist die einzige unerläßliche Ausrüstung. Darf ich mich anschließen?

Der Bezirk, welchen wir durchwandern wollen, ist bekanntlich ein Teil jenes rauhen und hohen Tafellandes, das sich zwischen den Alpen, dem Jura und dem Bayerischen Walde erstreckt und Schwäbisch-Bayerische Hochebene genannt wird. Wo man hierin auch seinen Blick südwärts richtet, überall wird derselbe, wie schon angegeben, von den majestätischen Alpen begrenzt. Aber, man würde sich irren, wenn man glaubte, allenthalben das gleiche Bild zu sehen. Es scheint nur gleich zu sein. Eine genauere Betrachtung zeigt die verschiedenartigsten Einzelheiten. Man vergleiche nur das herrliche Panorama, das sich den erstaunten Blicken auf dem Eichers bei Obergünzburg zeigt, mit demjenigen, das sich dem Beschauer etwa vom Schlosse in Mindelheim oder Eisenburg, oder vom Bergfried zu Kemnat, oder auch vom Kronenkeller in Türkheim aus bietet, und man wird diese Behauptung zutreffend finden. In Mindelheim erblickt man am weitesten gegen Osten den Herzogenstand, im äußersten Westen zeigt sich noch der Säntis bei Appenzell. Am deutlichsten heben sich vom Horizonte ab: Zugspitze, Säuling, Aggenstein, Hochregel, Daumen, Mädeler-Gabel und Widderstein. Hellglänzend stehen sie besonders im Frühling und Herbste da, diese Sinnbilder des Beharrens, wenn am frühen Morgen oder bevor die Sonne scheidet, ein glühender Strahl ihre schneebedeckten Wände und Halden, Zacken und Schroffen trifft. Mit mildem Licht übergossen, erscheinen sie meist, bevor die Dämmerung tiefe Schatten in die Ebene senkt, dunkel und sehr nahe zeigen sie sich bei bevorstehenden Niederschlägen; weiß ist ihre Grundfarbe nach



Ottobeuren.

Originalzeichnung von R. Raudner

frisch gefallenem Schnee, der sich durch empfindliche Erniedrigung der Temperatur ankündigt, wenn auch das Gebirge in Nebel gehüllt bleiben sollte.

Von dieser Hochwarte eilen von der Iller bis zur Salzach zahlreiche größere und kleinere Flüsse der Donau zu, alle in vorwiegend nördlicher Richtung schäumend, schießend, tosend, wild und ungezähmt und darum Mengen von Gerölle und Sand mitführend. Diese freien Kinder der Berge bringen daher auch mit ihren Fluten im Frühjahre und Herbste dem Ansiedler nicht selten Angst und Qual und Sorge. Was er oft mühsam in Jahren erbaut, eine kurze Überschwemmung gräbt ihm ein ewiges Grab. Daher kommt es, daß z. B. am Lech, an der Wertach und an der Iller die Zahl der Wohnplätze so gering ist, und daß so viele Geistesarbeit und so große Summen für die Bändigung der ungefügen Naturkräfte aufgewendet werden müssen. Zwischen Wertach und Iller fließen jedoch nur kleinere Flüsse, zu denen sich aber zahlreiche Bäche gesellen. Allenthalben sprudelt und murmelt es an den zahllosen Hügeln und Höhenzügen, welche sich an die Alpen und das Alpenvorland anschließen. So tritt bei Günzach die Ostgünz zu tage, dem Hartmannsberg bei Obergünzburg entquillt die Westgünz; der Kemptner Wald enthält den Ursprung der Kirnach, in deren Thal die Eisenbahn oberhalb Bießenhofen einmündet, Ruderatshofen und Aitrang berührt und sich dann bis zur Station Günzach, der höchsten in Deutschland, fortschlängelt. Dem Alpenvorlande verdanken fernershin der Mühlbach, die Westernach, der Auerbach, die Kammlach und die Mindel ihr Dasein. Aber, um mich der Worte Riehls zu bedienen, bei all diesen Gewässern ist fast überall „die Thalweitung unverhältnismäßig breit gegen die Höhe der umsäumenden Hügel und die Masse des Wasserlaufs. Sonst bändigt und beherrscht in der Regel der Berg, ja der Hügel den Fluß oder Bach, zwingt ihn, um seine Ecken und Vorsprünge sich zu beugen: die Felsen und Höhen sind die Riesen, und die Bäche, zu ihren Füßen sich windend, die Zwerge. Hier dagegen sieht es aus, als ob die Hügel den Bächen nachliefen, und obendrein stets in ehrerbietiger Entfernung: diese Alpenströme ohne Alpen sind die Riesen, und die Hügel ohne sichtbaren Felsenkern, mit weibisch rundlichen Formen, die Zwerge."

Diese waldigen Höhenzüge sind die vorwiegendsten Spender der Feuchtigkeit, welche dem meist dünnen und auf kiesiger Unterlage befindlichen Humus die gerühmte Fruchtbarkeit schwäbischer Gaue verleiht, aber auch eine Mitursache ist, daß zahlreiche größere und kleinere Moore noch nicht in gutes Wiesenland umgewandelt werden konnten. Diese Moore sind wohl meistens die Reste ehemaliger Seebecken, welche entweder durch die massenhaften Sinkstoffe der reißenden Alpengewässer oder durch Schilf und Riedgras und andere im nassen Boden üppig gedeihenden Pflanzen ihr jetziges Aussehen erlangten. Wie weit mögen aber die Zeiten zurückliegen, in denen mächtige Gletscher am Fuße der Alpen unsere Moränenlandschaft erzeugten, und gewaltige Wasserströme hier aufbauend, dort zerstörend wirkten, die Zeiten, in denen der Bodensee, das lachende Schwäbische Meer, mit Bergen von ewigem Eis überbrückt war, die Zeiten, während welcher die Ureinwohner des Landes in Pfahlbauten an den Alpenseen wohnten oder in Höhlen sich verkrochen und Höhlenbär und Mammut mit armseligen Steinwaffen bekämpften! Zu welcher Zeit wohl, schaut man etwas weiter zurück, waren z. B. die Pfahlbauten am Starnberger See und bei Schussenried (im württembergischen Schwaben), die merkwürdige Bärenhöhle Hohlenstein im Lonethale, unfern der altberühmten Reichsstadt Ulm und das „Himmelreich", südlich von Nördlingen, die Zeugen dieses höchst mühseligen Daseins? Wie oft mag die Erde ihren Umlauf vollendet haben, bis diese langgezogenen Hügelreihen und Höhenzüge, welche wir in so ehrerbietiger Entfernung von den Flüssen und Flüßchen unseres kleinen Gebietes treffen, als Reste einer früheren Erdepoche dastanden, bis die jetzigen Thäler nicht nur mit dem Schutte der Kalkalpen, sondern auch mit den Trümmern mächtiger Felsen aus Granit und Gneis bedeckt waren, bis die Flora, welcher die Braunkohlen um Irsee entstammen, in den Schoß der Erde gebettet war? An zahlreichen Stellen dieser Höhen haben der nimmer rastende Pickel, die Kreuzhaue, der Meißel, das Pulver den jetzt in der Tiefe steckenden Fels ans Tageslicht gebracht. Er erscheint dem betrachtenden Auge aber nicht gleichartig, sondern aus mannigfachem Material, von rundlicher und eckiger Form, das durch ein nun steinhartes Bindemittel zusammengehalten wird. Die Thalengen bei Eggenthal, Kemnat, Könghetried und Ottobeuren wie die Höhen von Mindelheim und Dirlewang zeigen dies Konglomerat, das als Nagelfluh und Nagelstein — sehen ja die einzelnen Stücke aus, als wenn sie die Köpfe eingeschlagener Nägel wären — bekannt ist und zu Grundbauten und bei Brücken Verwendung findet.

Die Größe der in das kalkige Bindemittel eingebackenen Rollsteine wechselt außerordentlich. Neben Stückchen wie ein Hirsekorn finden sich Brocken von Kopfgröße, so daß zentnerschwere Blöcke entstanden. Bald erscheinen die Stücke von eingeschlossenen Porphyrkugeln, Granitrollsteinen, Quarz- und Feldspatstücken bunt, bald zeigen sie nur graue oder bläuliche, überhaupt dunkle Farben.

Die Höhen enthalten außer den soeben beschriebenen Konglomeraten auch einen thonigen, grünlich-grauen, glimmerreichen Sand, Flinz genannt, und ungeheure Mengen von Lehm. Dieser bildet die Grundlage des Backsteinbaues, der in der ganzen Gegend in Stadt und Land seit Jahrhunderten heimisch ist, wie massige Schutzbauten in Kaufbeuren und Mindelheim beweisen. Ein Beispiel für die Anwendung gewaltiger Buckelsteine aus Nagelfluh zu den oft plumpen Türmen des Mittelalters bildet der Bergfried zu Kemnat.

Ein anderes Element der Landschaft ist der stille Wald mit seinen himmelanstrebenden Fichten und Tannen. Er nimmt fast überall sämtliche Höhen ein und hat daher auch in unserem Gebiete einen bedeutenden wirtschaftlichen und sozialpolitischen Wert. Wie sehr sticht aber unser heutiger Kulturwald vom ehemaligen deutschen Urwald ab, wie wir ihn aus der Beschreibung des Plinius kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die dicke Agnes.

Eine Regensburger Sage.



Die dicke Agnes. Vignette von J. Reich.

Als man zählte nach des Herrn Geburt fünfzehnhundert Jahre und noch zehn darüber, lebte in der alten und weltberühmten Freistadt Regensburg die Tochter eines Blechschmiedes, welche man insgemein das Liebfrauenbildlein benamste, sintemal sie über die Maßen schön war von Antlitz und Gestalt. In der Taufe hatte man ihr den Namen Klara beigelegt, und als sie herangewachsen, pflog sie der Gottesfurcht und Ehrfurcht, wie es einer feinen Jungfrau ziemt.

An einem Sonntage, als sie aus der Frühmesse heim kehrte, begab es sich, daß ein stattlicher Jüngling ihr in den Weg kam; der war in Sammet und kostbares Rauhwerk gekleidet und trug über der Brust eine schwere goldene Kette und auf dem Haupte ein Barettlein mit wehendem Federschmucke. Und wie er des holdseligen Mägdleins ansichtig wurde, blieb er stehen und schaute ihr fast betroffen längs der Straße nach, bis sie um die Ecke bog. Folgenden Montag war Klärchen nach ihrer Gewohnheit zu St. Kassian in der Messe, und wie sie aus der Kirche trat, stand der Junker da und nickte ihr einen Gruß zu. Und am Erchtage grüßte er wieder und schob ihr unversehens ein Brieflein in die Hand. Darüber errötete die Jungfrau hoch und meinte, eine glühende Kohle in der Hand zu haben, doch wollte sie das Brieflein nicht fallen lassen um des Geredes der Leute willen. Sie verbarg es daher gleich im Busentuche, mit dem Vorhaben, es daheim dem Feuer zuzutragen. Und wenn sie also gethan hätte, wäre ihr großes Leid erspart gewesen. Im Kämmerlein aber wurde sie andern Sinnes; denn es gefiel ihr das zierlich gefaltete Pergament, absonderlich das goldgestickte Band, mit welchem es umwickelt war. Und indem sie sann und das Brieflein hinum und herum drehte, ließ sich plötzlich ein Stimmchen vernehmen, wie das Zirpen einer Grille, und sprach: „Nun thörichte Dirne, was zögerst Du lange? Frisch denn! die toten Buchstaben beißen nicht.“ Wer aber so redete, war ein winziges, kaum zollhohes Weiblein, welches in einer Ecke der Kemenate kauerte. Die Jungfrau entsetzte sich anfangs ob des Spukes; weil aber die Kleine sonder Arg schien und gar freundlich that, so ließ sie sich bereden und griff nach der Schere. Und in dem Augenblicke, da das Band losging, wuchs das Weiblein um eines Fingers Länge in die Höhe.

Am Mittwoch ging Klärchen nicht in die Messe, sondern riegelte sich in ihrer Kammer ein, als wäre sie unwohl. Mittlerweile aber suchte sie den Brief wieder vor und vernahm, wie der Junker von heftiger Liebe gegen sie entbrannt sei und nimmermehr von ihr lassen könne und um sie dienen wolle als ein ehrbarer redlicher Freier. Solches stand mit gar schmucken Worten im Briefe geschrieben. Und während sie noch las, erschien das Weiblein abermals und rief: „Horch auf, mein Töchterchen! Hörst Du nicht Sporenklang auf der Gasse?“ Und Klärchen eilte ans Fenster und sah den Junker einhergehen. Der gewahrte sie, wie sie hinter dem Vorhange lauschte; denn die verliebten Fante haben Falkenaugen. Und er grüßte herauf, und sie grüßte hinunter. Das Weiblein aber kicherte ins Fäustchen und wurde unter dem Lachen einen Werkschuh hoch, da es eben nur fingerlang gewesen.

Donnerstag während des Essens zankte der Blechschmied mit seiner Tochter und sagte: „Du träumst bei lichtem Tage und wirfst mehr Salz in die Suppe, als meinem Gaumen lieb ist, und die Katze stiehlt vor Deinen Augen das Fleisch aus dem Topfe“. Gegen Abend, im Zwielichte, kam das Weiblein wieder und trug ein Kistchen von Ebenholz unter dem Arme und sprach: „Nimm hin! es ist eine Gedenkgabe von Deinem Freier.“ Klärchen aber trat zurück und entgegnete: „Hebe Dich von dannen, Versucherin! Eine tugendsame Jungfrau soll nicht Geschenke nehmen.“ Da zog das Weiblein murrend ab; an der Thür, indes wendete es sich nochmals um und sagte: „Geschenkt ist wohlfeiler als gekauft! Besinne Dich wohl und sieh, was Du verschmähst.“ Mit diesen Worten öffnete es das Kästchen und, o Herrlichkeit! innen lag ein prachtvolles Halsgeschmeide von eitel Gold und reich mit Perlen und Edelgestein besetzt. Das flimmerte und funkelte Klärchen gar verführerisch in die Augen, und sie nahm das Kästchen und trat vor den Spiegel und gefiel sich überaus in dem gleißenden Putze. Das Weiblein klopfte dazu in die Hände und rief: „Jetzt magst Du die Nase so hoch tragen wie des Hausgrafen Monika“.

Am Freitage war der Handel so weit gediehen, daß der Junker im Finstern über die Gartenmauer stieg und zu Klärchen in die Laube kam. Das Weiblein war heute schon eine Elle hoch. Der Junker koste gar traulich mit der Blechschmiedstochter und sagte ihr noch viel schönere Dinge, als er in dem Briefe geschrieben. Inzwischen hielt das Weiblein Wache am Eingange der Laube — und siehe da! bei jedem Händedrucke wuchs es um einen Zoll in die Höhe und einen Zoll in die Dicke. Und als Sonnabend das Paar aus der Laube trat, stand ein übermenschlich großes Weibsbild da, vierschrötig wie ein Landsknecht und an Umfang einer Biertonne gleich. Klärchen verhoffte und schrie:

„Was schaffest Du hier, Du Ungestalt?“

Die Riesin aber schlug eine helle Lache auf und entgegnete:

„Wie, mein Töchterchen, kennst Du Deine alte Freundin nicht mehr? Ich bin die dicke Agnes, und Du hast mich wohl gehalten und genährt, daß ich, vorerst nur ein winziger Däumling, also hochgewachsen und feist geworden bin.“

Es ist aber zu wissen, daß die dicke Agnes ein höllisches

Gespenst war, welches in selber Zeit in der Stadt sein Unwesen trieb. Das machte sich an die Leute, anfänglich in Gestalt eines daumenlangen Weibleins, und verlockte sie vom rechten Wege durch jene Redensarten und Gemeinplätze, womit das Laster sein Thun zu beschönigen pflegt. Und wo es nicht kräftig abgewiesen wurde durch Gebet und frommen Sinn, da blieb es hangen gleich einem Vampyr und saugte sich voll und gedieh und wuchs heran zum ungeschlachten Monstrum.

Klärchen, das arme Klärchen — nachdem der vornehme Junker eine zeitlang seine Kurzweil mit ihr vollbracht, verließ er sie, unbeirrt von ihren Vorwürfen und Thränen, und ehelichte die Tochter eines reichen Geschlechts. Ähnlich erging es anderen Jungfrauen, die mit der dicken Agnes sich eingelassen, und manche von ihnen fielen so tief, daß man nach der Hand ihre Namen im Register des Reichstagsprofosen verzeichnet fand, welchem bekanntermaßen die Obhut über das fahrende Volk anvertraut war.

Was das Mannsvolk belangt, so nahm das Gespenst sein Absehen insbesondere auf die Ladenbursche und sonst junge Leute, die ungezähltes Geld in dem Bereiche ihrer Finger hatten. Denen blies es ein: „Ein paar Pfennige schaden Deinem Herrn nicht — er spürt's nicht. Ein Hellerchen ist noch kein Thälerchen!“ oder: „Ein dummes Roß, das am Born steht und nicht frißt“ — und wie die Sprüchlein alle lauten, womit angehende Gauner und Diebe ihr Gewissen zum Schweigen zu bringen suchen. Und etliche von diesen bethörten Gesellen huben an mit einem Griffe in den Ladentisch und endigten als Straßenräuber.

Solch einreißendes Verderbnis machte dem wohlweisen Rate großes Bedenken, und man dachte alles Ernstes darauf, wie man des Spukes Meister werde. Mit leiblichen Waffen aber konnte man ihm nichts anhaben, und so ging man denn die ehrwürdigen Väter Minoriten um Beihilfe an. Diese bannten, der Sage nach, das Gespenst nicht ohne große Mühe in den tiefen Keller eines verödeten Hauses an der Bäckersprengg, wo man es noch lange Jahre nachher in der Zeit zwischen Gebetläuten und Hahnenschrei wimmern und ächzen hörte, zum Schrecken aller Vorübergehenden.

Zwanglose Bilder aus dem Altmühlthal.

Von O. Dürnwächter.

(Schluß.)

Auf dem festen Schlosse zu Prunne hauste Herr Dietrich, aber freilich nicht allein, obgleich er ein recht alter, griesgrämiger, leutfeindlicher und weltflüchtiger Mann geworden war. Neben ihm hauste nämlich sein liebliches und schalkhaftes Töchterlein, die Hedwig, sein letztes Kind. Die lachte, wenn der Alte brummte, und noch jedesmal war das Brummen früher verstummt als das silberhelle Lachen der frohsamen Maid. Ja, just ihrer Schalkhaftigkeit wegen war sie ihm so ans Herz gewachsen, daß er meinte, sie gar nie von sich weggeben zu können. Weswegen der Lenz ihn ganz besonders übellaunig machte. Denn dann trieb sich erst recht viel von dem jungen Ritter- und Sängervolk bei der Burg herum, sprach auch gern auf ihr ein, ohne sich um des Wirtes mißmutige Miene zu grämen, und zog, wenn es denn sein mußte, nur zögernd von dannen. Warum? Darum! Freilich hätte er die Kette, woran die Zugbrücke niederging, am liebsten rostig werden lassen. Indes solches litt die Ritterart nicht, und die stak ihm doch immer noch im Blute. Auch hätte das zu endlosen Zänkereien und Fehden geführt; die aber waren ihm ärger denn die Gicht, seit sie seinen Sohn von einer solchen tot heimgetragen hatten. Trank Herr Dietrich daher zum Trost, und um sich Rat zu erholen, oft einen Humpen mehr, als er sollte, und hatte endlich einen gar klugen Plan ersonnen.

So nämlich einer der jungen Flügelsberger, Hohenfelser, Eggersberger oder, wie sie gerade benamst waren, kam und meinte, er solle ihm Hedwig zum ehelichen Gemahl geben, so hörte Herr Dietrich dies schier freundlich an, nickte auch zu mehreren Malen mit dem Kopfe und schien ganz einverstanden; nur solle, bemerkte er zuletzt, der junge Herr Konrad oder Friedrich, oder Otto erst einmal die Schloßmauer umreiten. Denn, da ihm jeder der vielen Freier gleich, hm! gleich lieb sei, so habe er, um nicht eines einzelnen wegen alle zu ärgern, diese Bedingung ersonnen. Die Schloßmauer umreiten, das konnte aber kein Christenmensch. Denn sie war von da ab, wo der Felsenklotz nackt und frei aus dem Abhang heraus und in das Thal hineinwuchs, auf den Rand selbst hinaufgebaut, also, daß man Fels und Mauer schier gar nicht von einander unterscheiden konnte. Kein Wunder demnach, daß Herr Konrad, Herr Friedrich und Herr Otto und andere verdrießlich von dannen jagten, indes ihnen Herr Dietrich wohlmeinend eine langsamere Gangart anempfahl. Hedwig aber grämte sich auch nicht sonderlich. Denn von all den Freiern hatte ihr keiner recht gefallen wollen.

Aber seit einmal ein junger Ritter, dem Kaiser Friedrich dem Rotbart im Welschland gedient hatte, heimwärts reitend, auf der Burg zufällige Rast gehalten und so schön erzählt hatte, daß der alte Dietrich mehr als sonst über den Durst trank, seitdem träumte Hedwig zuweilen von Welschland und ein klein wenig auch von dem jungen Ritter und auch des Tags dachte sie manchmal an das Welschland und ein klein wenig auch an den jungen Ritter. Auch pflegte sie öfter denn sonst und sehnsüchtig wie noch nie auf die Straße hinabzuschauen, und wenn der alte Dietrich dann brummend fragte, was es denn da unten gebe, bekam Hedwig einen gelinden Schreck und wurde rot. Warum? Darum! Und richtig, eines Tages kam er wieder, Herr Hans v. Frauenberg nämlich, jener Ritter aus dem Welschland. Schön-Hedwig stand eben, Vöglein Futter streuend, im Schloßhofe, als er eintritt, und als sie ihn so urplötzlich sah, ließ sie den Futterkorb fallen, daß die Sperlinge piepsend davonflatterten und auf dem nächsten Dach nachträglich allerlei zu zwitschern hatten, als z. B.: sie sei rot geworden und dann blaß und sie habe erraten, weshalb er kam, und es sei ihr ganz und gar nicht unlieb gewesen, daß er deshalb kam — kurz, was eben solche vorlaute Sperlinge zu zwitschern haben. Das aber wußten sie nicht, daß der schalkhaften Maid urplötzlich eingefallen war, wie sie alles zu Herrn Dietrichs und zu Herrn Hansens und zu ihrem eigenen Besten

lenken wolle. Ging daher im Saale, wo Herr Hans und Herr Dietrich hinter einem Humpen saßen, ab und zu, wobei Herr Hans mit lichten Augen sehr oft nach ihr, sie mit schalkhaftem Lächeln oft nach Herrn Dietrich blickte. Nun aber kam's. Denn Herr Dietrich begann, indes Herr Hans sprach, schier freundlich zu blicken, nickte auch zu mehreren Malen mit dem Kopfe und schien ganz einverstanden; Herr Hans aber wurde, indes Herr Dietrich redete, rot vor Zorn, und fast wäre es zu harten Worten gekommen. Ein Glück, daß er zuvor einmal wieder zu Hedwig, die ganz nahe sich zu schaffen machte, hinsah und ihren Blick gespannt auf sich geheftet fand. Worauf es in seinen Augen freudig und thatenlustig zu leuchten begann, während das Mägdlein vor Scham hätte vergehen mögen.

„Herr Dietrich!“ sprach Hans danach keck und wagemutig, „was Ihr verlangt, ist wider Recht und Christenpflicht und wider alle Menschenmöglichkeit.“

Herr Dietrich begann zu schmunzeln.

„Trotzdem unternehm' ich's, Eure Mauern zu umreiten“, — Herrn Dietrich traf schier der Schlag — „wenn Euer Töchterlein es mir verstattet, so um sie zu freien.“

Herr Dietrich atmete wieder auf und schrie:

„Ha, Ihr seid ein schlauer Patron. Ich verstehe Euch.“

Hatte es aber doch nicht verstanden.

„Hedwig“, rief er.

„Ja, Vater“, antwortete das Mägdlein, so nahe, daß er erstaunt herumfuhr.

„Du hast gehört, was Herr Hans gesprochen. Antworte ihm, was er von Dir hören will.“

„Wohl, Herr Vater“, sprach sie frischen Muts. „Hört denn, Herr Hans! Ich erlaube Euch, so um mich zu freien, und ich selbst werd' bei dem Ritte Euer Rößlein führen.“

Da saß Herr Dietrich mit offenem Munde, Herr Hans aber erschrak bis in die tiefste Seele hinein und bat das Mägdlein recht inständig, von solchem Wagnis doch zu lassen, indes jener zu wettern und zu wüten begann und immer wieder ächzend nach seinem Bein, worin die Gicht saß, fuhr. Half aber weder das eine noch das andere, also daß Herr Dietrich zuletzt in Trotz und Grimm erklärte, sie sollten seinetwegen beide des Teufels werden, Herr Hans aber den lustigen Schalk in des Mägdleins Augen ersah. Wußte zwar nicht, was es werden sollte, träumte aber in jener Nacht gar fröhlich und fiel sogar aus dem Bett. In einem andern Zimmer der Burg aber wollte das Brummen damals gar kein Ende nehmen.

Am andern Morgen glühte die liebe Maisonne zuerst den grauen Römerturm auf der Burg hellfröhlich an, was diesem alten Gesellen offenbar gar wohl that, so begann er zu schimmern. Konnte aber der Sonne, so wissen wollte, warum denn Schön-Hedwig heute noch nicht wie gestern und ehegestern im Garten verweile, nicht sagen, warum, und spähte der Turm sonach in die noch schattenfeuchten Winkel des Hofes hinunter, ob sie etwa dort zu sehen sei. Doch außer den Vöglein und dem alten, noch schlaftrunkenen Waldmann war niemand im ganzen Hofe.

„Will einmal durch ihr Fensterlein lugen“, schrie einer der Sperlinge, bekam aber einen Puff von der Amsel und einen Verweis, weil sich solches nicht für ihn schicke; vielmehr flog Frau Amsel selbst zu einem niedlichen Fenster an der Südseite des Schlosses, um bald darauf wieder zurückzukommen und zu wispern: „Sie betet noch“, und der Turm raunte es der Sonne zu: „Sie betet noch“. „Hat wohl Schweres vor“, meinte die Sonne, „will drum recht fröhlich scheinen heute, daß ihr recht hoffnungsselig um ihr Herzlein wird.“

Und so ward ihr auch, als sie in den strahlenden Morgen trat, und ward so recht wohl, als er das folgsame Mägdelein sah, auch Herrn Hans und seinem mutig schnaubenden Schimmel, dem sie zärtlich auf die Mähne klopfte. Nur Herr Dietrich blickte, wie wenn er ihm zu leide wäre, in den lichten Tag; doch brummte und suchte er nicht mehr, sondern hätte am liebsten weinen mögen, was er aber für unziemlich hielt. Ächzte daher wohl nur wegen der Gicht so erbärmlich. Feucht schimmerten da seines Töchterleins Augen, und indem sie vor ihm aufs Knie sank, rief sie ermunternd:

„Lieber Vater! Deine Hedwig will nicht, daß Du Dein Ritterwort brechest; aber grolle nicht länger, sobald Herr Hans Deine Mauern umritten hat, geschah es auch anders, als Du Dir's dachtest. Nicht wahr, Väterchen?“

Und ehe er sich wehren konnte, hatte sie ihn schon geküßt, und da zogen sie auch schon zum Thore hinaus, Herr Hans hoch zu Roß und Hedwig voran, den Zaum fest in die kleine Hand schließend. Draußen aber ging es erst an der Mauer hin, ganz gemächlich; dann aber ward es neben ihr mählich schmäler, und zuletzt waren sie schier da, wo die Mauer mit dem Felsen aus der Tiefe emporstand. Von da aber senkte sich ein steiler begraster Hang, wie ein Arm um den Felsen geklammert, bis in das Thal hinab, und eben da hinab leitete Hedwig die weiße Gurre und auf ihr Herrn Hans. Der aber sah felsauf und felsab, ließ darauf ein gar langes „Aha“ vernehmen und wollte noch mehr sagen. Hedwig aber mochte nichts hören, meinte vielmehr, man habe genug zu schauen, bis man um den Fels komme. War auch kein gefahrloser Ritt, obwohl auch wieder Herr Hans recht hatte, wenn er still vor sich hinlachte. Denn, wo ein anderes Pferd zitternd stehen geblieben wäre, da ging seine weiße Gurre, auf der er manch steilen Alpenpfad hinan und hinabgeklommen war, mutig, wenn auch vorsichtig tastend und prüfend, vorwärts. Und so kamen die drei hart an dem Felsen hin ins Thal und holten tief Atem, und die beiden Menschenkinder liebkosten gar sehr den treuen Schimmel. Hätte damit aber, wie einer der altgescheuten Sperlinge nachträglich behauptete, der Reiter die Führerin und diese den Reiter gemeint, ist aber wohl erlogen und eben Spatzengeschwätz. Denn das Rößlein hatte sich brav gehalten und mußte es auch auf der andern Seite des Felsens, wo eben solch ein Arm des Berges wie jenseits an ihm herunter in das Thal hing. Steil und beschwerlich ging es hinan, aber mählich kamen sie höher und höher. Immer niedriger wurde die neben ihnen jäh getürmte Felsenmauer und ..... ha, wie schnaubte nun der Schimmel so freudig, wie sah Hedwig mit leuchtendem Auge in den blauen Himmel, und wie weit beugte Herr Hans sich über sein Rößlein, um das Mägdlein zu haschen und es zu küssen, indes man an der von Menschenhand geschaffenen Mauer gar gemächlich weiter zog. Aber es wollte ihm nicht gelingen, die schalkhaft Zürnende zu erweichen.

Schier aber hätten sie das Thor übersehen, wenn nicht Herr Dietrich dort gestanden und vernehmlich gebrummt hätte. That aber nichts, sintemal das Brummen eher verstummte als das silberhelle Lachen der frohsamen Maid. Denn Hedwig umschlang den Alten gar liebevoll und rief:

„Sieh, Vater, Deiner Ehre ist Genüge gethan. Herr Hans hat wirklich Deine Mauern umritten. Tief aus dem

Thal steigen sie ja empor, ein einziger mächtiger Bau, von einem gewaltigen Meister aufgetürmt, wie ihn kein menschlicher landein und landaus hätte ausführen können."

Herr Hans aber sprang vom Pferde und sprach:

„Zürnet nicht länger, Herr Dietrich, daß Euer liebwertes Töchterlein es mir angethan. Gebt es mir zum Ehegemahl! Und wisset, das Ihr auch so nicht allein hier hausen müsset. Denn auf Eurer festen, kühnen Burg will ich, so Ihr es erlaubt, meinen Sitz von nun ab nehmen und Euch den Sohn ersetzen, den Ihr betrauert habt."

Wortlos nickte da Herr Dietrich, Hans aber wandte sich zu der erglühenden Maid und küßte sie, und wenn man den Sperlingen ausnahmsweise einmal glauben will, so war es ihr ganz und gar nicht unlieb, daß er sie küßte. Danach hätte auch Herr Dietrich an jenem Tage nicht viel weniger über den Durst getrunken als an dem Hochzeitstage, der bald darauf mit Sonnenschein, Vogelsang und Trompetengeschmetter anhub. Das Brummen aber habe er bald ganz und gar verlernt." Daß man ihnen aber nicht alles glauben darf, daß sie namentlich die Liebkosung des Rosses im Thale drunten nicht ganz recht verstanden haben, das beweist das Bild der weißen Gurre an der Schloßmauer, das noch heute von dem Rößlein, von Herrn Dietrich, von Herrn Hans und von Schön-Hedwig erzählen darf.

Kleine Mitteilungen.

Heinrich Palmatius v. Leveling. Die Vergangenheit steht in inniger Berührung mit der Gegenwart. Vor wenigen Wochen brachten die Münchener Journale die Meldung von einer hochherzigen Stiftung des Oberlandesgerichtsrates v. Leveling und dessen Gemahlin. Sie bedachten mit einer ansehnlichen Summe das Central-Taubstummeninstitut in München, jene Stätte, in welcher den armen, der köstlichen Güter, Sprache und Gehör, ermangelnden Kindern durch einen sorgfältigen aufopfernden Unterricht alles geboten wird, den Fehler der Natur vergessen zu machen. Es ist ein thörichter Glaube der Masse, daß die Fingersprache dem Stummen das Mittel verleihe, sich verständlich zu machen. Eine rationelle, auf naturgemäßen Grundsätzen der Lautbildung beruhende Methode hat längst die Fingersprache verdrängt und Ergebnisse erzielt, welche den Laien geradezu in Staunen setzen. Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern das Bild jenes gelehrten Mannes zu geben, welcher den Stamm der Leveling im letzten Jahrhundert nach Bayern verpflanzte. Sein Wirken galt ebenso wie das edle Geschenk seiner Nachkommen den Leiden der Menschheit. Heinrich Palmatius gehört zu den bedeutendsten Anatomen seiner Zeit und war eine Zierde der Universität zu Ingolstadt. Sein Bild von Jungwirth verdient unsere Aufmerksamkeit nicht allein als Porträt, sondern auch vom kunstgeschichtlichen Standpunkte als origineller Beweis der Geschicklichkeit des letzten Jahrhunderts in Beifügung pomphafter Allegorien und Symbole.

Henr. Palmat. Leveling natus Treviris 27. Sept. 1742.

H. P. Leveling. Nach einem Stiche von Jungwirth.

Heinrich Palmatius wurde am 28. September 1742 zu Trier geboren, wo sein Vater als Professor der Medizin wirkte. Leveling studierte Medizin zu Pont à Mousson, Trier und Straßburg. Er begann seine Lehrthätigkeit in seiner Heimatstadt Trier, wurde aber bereits 1771 nach Ingolstadt berufen, um daselbst Pathologie, klinische Medizin und Literaturgeschichte der Arzneikunde zu dozieren. Sein Wirken war ein fruchtbares und hervorragendes und lenkte die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Karl Theodor auf ihn, welcher ihn nicht allein durch Ernennung zum kurfürstlichen Hofrate ehrte, sondern ihn samt seinen Söhnen während des Reichsvikariats in den erblichen Adelsstand erhob. Auch der fürstbischöfliche freisingische Hof zeichnete ihn durch den Geheimratstitel aus, und der Fürst von Thurn und Taxis ernannte ihn zum konsultierenden Leibarzte. Die kaiserliche Akademie der Naturforscher zu Wien, die kurfürstliche Akademie der Wissenschaften zu München, die landwirtschaftliche Gesellschaft in Burghausen und die königliche französische Akademie der Medizin in Nancy erkoren ihn als Mitglied. Die Universität bewies ihm ihr Vertrauen durch wiederholte Wahl zum Rektor, als welcher er am 9. Juli 1798 starb. Er erlebte die Freude, seine beiden Söhne Heinrich Maria und Peter Theodor an demselben Tage (1788) zu Doktoren der Medizin zu promovieren. Leveling lehrte 27 Jahre an der Universität zu Ingolstadt, seinen Vorlesungen rühmte man Beherrschung des Stoffes und große Klarheit nach. Neben demselben und einer ausgebreiteten, bis in die höchsten Kreise reichenden Praxis fand er Zeit zu einer umfassenden und bedeutungsvollen literarischen Thätigkeit. Baders Schriftstellerlexikon zählt 18 Werke seiner Feder auf; das wichtigste derselben ist die Herausgabe der von Andreas Vesal entworfenen anatomischen Tafeln nebst Erklärungen in deutscher Sprache.

Züge bayerischer Tapferkeit. Am 3. Dezember 1808 galt es bei Stecken für Bayern, mit 7 Bataillonen und 400 Reitern eine österreichische Übermacht von 17 Bataillonen Infanterie, 2000 Mann Kavallerie und 40 Kanonen aufzuhalten. Mit besonderer Auszeichnung kämpfte in dieser Schlacht das 2. Bataillon des 8. Infanterie-Regiments unter Major Hepp. Als das Bataillon in die Straße des Dorfes Stecken eindrang, riß sofort eine Kanonenkugel acht Mann tot und zwei verstümmelt nieder. Unter den Verwundeten befand sich der Korporal Einkerl, dem beide Hände zerschmettert wurden. Er achtete die Wunde weniger als den Schmerz, nicht mehr mit den Kameraden kämpfen zu können. „Sie haben mir die Hände weggeschossen, verzeiht's, daß ich nimmer mit euch kann", rief er ihnen zu.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Fatime.

Historische Novelle von Karl Daxenberger.

I.

Tiefes Gewölk senkte sich über den See, und statt Sommer-Abenddämmerung verbreitete sich schauervolle Nacht, in die dicht eingehüllt die Wälder der das längliche Wasserbecken umschließenden Höhen rauschten. Ein donnerndes Gewitter war aus der Riß, jener phantastisch-wilden Schlucht, voll gestürzter Bergspitzen und gespaltener Felsenkegel, welche die grüne Isar durchläuft, hervorgebrochen und zog vom nahen Gebirge mit rasenden Stürmen in die Ebene über den Würmsee hinaus. Als kämpfe dieser zürnend gegen die Ruhe, so begann er, seine Wellen zu türmen, und schleuderte sie mit lammweißem Schaume gegen die sanft ansteigenden Gestade. Wie eine große dunkelschwarze Wand sank der Himmel herab, und Blitz auf Blitz durchfuhr in langen Zuckungen und durchbrach das schauerliche Gehänge der nächtlichen Wolken. Es mochte ungefähr 9 Uhr sein; die Wetterglocke läutete in zerrissenen, ersterbenden Klängen von dem Kloster auf der Ufershöhe dahin, und wohl jeder, der in jener Stunde am Würmsee die Nacht erwartete, schauerte und bebte in sich zusammen mit unheimlichem bangen Gefühle.

„Heut' macht es das Wetter arg“, sagte der Fischer Gunibald auf der Insel, (die wir bald näher bezeichnen werden); es bringt den See in solche Raserei, wie ich mich deren seit Menschengedenken nicht erinnere. Der Südwind brüllt mit dem Donner um die Wette. Gott verhüte, daß jemand jetzt auf dem See wäre! Gertraud, das wird noch schlimmer. Die Wolken brennen. Dort im Walde bei Possenhofen hat der Blitz einen Baum gespalten. Siehst Du's? Schlag auf Schlag; alles leuchtet!“

„Sei uns der Himmel gnädig“, sagte Gertraud, die Mutter. „Mädel, zünde die geweihte Kerze an, die ich im vorigen Jahre von Altötting mitgebracht habe. Laßt uns beten! die Gefahr ist groß. Wie die Wellen gegen unsere kleine Insel branden. Gott! — Gunibald — es wird doch nichts geschehen?“

Josepha, die kleine Tochter, ein unbefangenes, hübsches zwölfjähriges Kind, öffnete den Schrank, der neben einer großen laut pickenden Schwarzwälder Uhr an der Wand tief in die Mauer ging, und langte die rote Kerze hervor. Gunibald ergriff Stahl und Stein, um Feuer zu schlagen.

„Mann, um Himmelswillen nicht! Feuer schlagen bei einem Gewitter! willst Du frevelnd den Feuerstrahl von oben herabrufen? Geh', Sephi, außen auf dem Herde wird wohl noch ein Fünklein unter der Asche glimmen!“

Das Fischermädchen that, wie geheißen, und als sie die frommbesprochene Kerze angezündet und, sorgsam gegen den Luftzug verwahrt, wieder in die Stube gebracht, träufelte die Mutter einige Tropfen heißen Wachses auf den Tisch und befestigte darauf sorgsam den geweihten Talisman. Die kleine Familie kniete sodann an dem Tische nieder und betete laut und lange, bis das Gewitter anfing, gelinder zu werden und sich allmählich in Wetterleuchten ohne Donnerschläge verlor. Das Wasser war aber noch nicht zur Ruhe gekommen, sondern wogte schauerlich um die Insel herum und brauste an dem alten Gemäuer des Fischerhauses, dessen Schwelle bis an den See ging, hinan. Da schlug eine mächtige Woge in der finstern Nacht bis ans Fenster, daß die Scheiben erklirrten und schmetterten.

„Gott, gnad uns“, rief Gertraud, und unterbrach das Gebet, „der See will uns verschlingen!“

„Oder“, nahm Gunibald mit keckem, fast ungläubiger Betonung das Wort, „er treibt einen bösen Gast ans Ufer, — ihr versteht mich — er wirft, wie die Leute sich erzählen, mit der letzten Flut den Schwarzen ans Gestade, wenn er keine menschliche Seele in seinen Abgrund ziehen kann.“

Kaum hatte der Fischer dies gesprochen, als es draußen an der Thür heftig und ungestüm pochte. In diesem Augenblicke erbebten alle, und das lautlose Verstummen der Inwohnenden ließ das fortgesetzte Pochen um so stärker erschallen.

„Wer mag heute noch und jetzt zu uns kommen“, begann endlich Gunibald. Ich habe doch keine frevelhafte Scherzrede gethan! Der Grüne mit der Hahnfeder hat bei mir im Hause nichts zu schaffen! In Gottes Namen“ — und er schritt vorwärts, um zu öffnen.

„Mann, Du wirst doch nicht“ —

„Einen Menschen sollt' ich nicht einlassen in dieser Nacht; wir führen Herberge und Wirtschaft, Gertraud, es ist unsere Schuldigkeit, aufzumachen. — Ei was, keine Furcht, Weib, und laß mich!“

Gunibald riegelte auf und erblickte vor sich einen blassen, jungen fremden Mann in schwarzem Anzuge. Der Regen troff ihm vom breiten Hut und Gewande und, er zitterte in der Nässe.

„Gut Freund!“ sagte er, dem Fischer die feuchte Hand reichend, der ihn eintreten hieß.

So seltsam des unverhofften Gastes Erscheinen den Hausleuten auch vorkam, so waren sie doch von seinem stattlichen Aussehen im ersten Augenblicke schon betroffen, hatten sogleich ein aufrichtiges Bedauern mit ihm und nahmen an demselben herzlichen Anteil.“

„Ihr seid ganz durchnäßt“, faßte sich Gertraud. — „Gunibald, Du mußt dem Herrn andere Kleider geben; ich will Feuer anmachen, oder Ihr solltet gleich zu Bette gehen, wenn in unserm Hause nur nicht so schlecht zu ruhen wäre.“

Dies und anderes mehr, brachte die Wirtin mit freundlich besorgtem Tone vor. Der Fremde aber antwortete nicht, sondern zog ein Silberstück aus der Tasche und bot es dem Fischer. „Ich danke Euch“, setzte er mit fremdartigem Accent hinzu.

Ehe aber Gunibald und Gertraud ihrer Neugier, Verwunderung und Sorglichkeit weiter nachgeben konnten, trat ein alter Schiffer von Seeshaupt, dem am südlichen Ende des Würmsees am entferntesten gelegenen Dorfe, mit wohl und kräftig klingendem: „Grüß' Gott“ in die Stube.

„Gelobt sei Jesus Christus“, erwiderte Gunibald.

„Du bist da, Martel? In dem Ungewitter bist Du von Seeshaupt wohl mit dem Fremden herabgefahren? Hätte er nicht so handsame Menschengestalt, wir hätten ihn fast für etwas Seltsames gehalten. Nun, Martel, Du hast einen Sturm bestanden, Du wirst's gedenken.“

„Er hat uns auf der Insel ausgeworfen“, sagte der andere, „wir wollten nach Starnberg.“

„Gott lenkt unser Thun“, versetzte Gertraud; aber sag mir“, und sie deutete hiermit verstohlen auf den Fremden, der indessen Hut, Wams und Mantel abgelegt und sich nachlässig in die eine Ecke der Stube geworfen.

„Gertraud“, erwiderte der Schiffer, „Ihr dürft schon laut reden, der Herr versteht uns nicht; er ist ein Welscher, ein Venediger, glaube ich, der unsere italienischen Schiffsleute in Starnberg aufsucht. Der Herr wird noch mehr als ich an die heutige Gewitternacht denken, und wie uns die kohlschwarze Tiefe des Sees angegrinst hat. Aber, Gunibald, er hat ein festes, rasches Herz, und das Gottvertrauen hat uns beide nicht verlassen.“

„Macht Feuer“, rief jetzt in seiner gebrochenen Sprache der Fremde aus dem Winkel hervor, und Gertraud eilte ebenso schnell in die Küche, als Gunibald in das Oberstübchen, um ein Jägerkleid zu holen, welches seinem abwesenden Sohne angehörig war. Indessen setzte sich Martel an den Herd zu einer Kanne Bier, und das Bewußtsein, im Sturme frisch und wacker gearbeitet zu haben und einer großen Gefahr entronnen zu sein, machte sein Gesicht auffallend vergnügt und heiter.

Gedankenvoll und in sich gekehrt redete aber der Fremde in seiner eigenen Landessprache etwa dieses vor sich hin: „So wechseln des Menschen Pfade, wie sein Schicksal: Sonnenhell und offen ist die Bahn, welche wir betreten, und oft, wenn wir sie verlassen, dunkel und verworren wie ein Labyrinth.“ Solchen Betrachtungen gab sich die bewegtere Seele des Italieners hin.

In dieser kurzen Zwischenzeit war der schwarze Wolkenzug vorübergeflogen, und der Mond ging im Osten in einem sternbesäeten hellblauen Felde auf. Der Wind verbrauste und legte sich endlich ganz, so daß Gunibald, wieder eintretend, sagte:

„Wir bekommen noch die schönste Sommernacht heute Es ist alles vorbei, alles ruhig.“

Schnell wechselte der Fremde die Kleider und eilte hinaus in dem ländlichen grüngrauen Jägerrocke, der mit der städtischen schwarzen Venetianer Tracht, die er abgelegt, einen scharfen Kontrast bildete. Bald kehrte er jedoch wieder zurück zum Herde, wo bereits helles Feuer aufflackerte, und der Fischer mit dem Fährmann in ein eifriges Gespräch gekommen war.

„Ja, Martl, mich freut, daß es schön wird! alles ist voll auf dem Schlosse zu Starnberg; morgen, als am Himmelfahrtstage, wird der ganze Hof nach Aufkirchen zum Hochamte ziehen und in Berg das Mittagsmahl einnehmen. — Der ‚Butzentaur‘ und alle kurfürstlichen Schiffe werden auf dem See sein. Das ist eine Pracht und ein Leben von unserm Durchlauchtigsten Herrn Max Emanuel, der seiner neuen Gemahlin, der polnischen Königstochter, all' diese Herrlichkeiten zum ersten Male zeigen will. Seitdem Ferdinand Maria das Zeitliche gesegnet, ist solches Fest nie gewesen.“

„Kennt Ihr“, fiel jetzt der Venetianer in des Fischers Rede, deren Sinn er wenigstens teilweise aufzufassen schien, „kennt Ihr Francesco Zanti?“

„Ei, ja wohl“, erwiderte jener, „wie sollt' ich nicht den Schiffsbaumeister Zanth kennen. Er wird morgen den ‚Butzentaur‘, das große Hofschiff, welches er selbst vor 30 Jahren gebaut hat, führen.“

„Er lebt also noch?“

„Gott sei Dank! ja, Herr, er lebt auf dem Starnberger Schlosse in bester Gesundheit, im größten Ansehen — und in allen Freuden, nicht wahr, Martel?“ schloß Gunibald, bei den letzten Worten seitwärts lächelnd.

„Ja, das ist wahr“, fügte der andere bei.

Eine sichtbare Bewegung hatten jene wenigen Worte auf den Fremden gemacht, und nachdem er ein paarmal sinnend

auf- und abgeschritten, trat er zu dem Schiffer, und ihn auf die Achsel klopfend, sprach er:

„Auf, sogleich nach Starnberg!"

„Wie, Herr, um Mitternacht? Wollt Ihr auch noch ein andermal Gott versuchen? Ich fahre nicht."

Des Alten Trotz war im stande, den Italiener zu reizen, und dieser wollte eben auffahren, als der Wirt begütigend beisetzte: „Bleibt hier, ruht Euch aus, in vier Stunden ist es Morgen, und Ihr seid vor Sonnenaufgang in Starnberg; — oder, fahrt alsdann lieber gleich nach dem Lustschlosse Berg hinüber, das näher ist, und wo Ihr die Seefahrt und den kurfürstlichen Hof viel besser schauen könnt; denn ich denke wohl, daß Ihr deshalb Eile habt. In Berg seht Ihr sie prächtig ankommen, und es wird Euch nicht gereuen. Wahrhaftig, ich sehe, es schläfert Euch, Herr, legt Euch zu Bette, es ist, so gut wir können, für Euch gesorgt. Folgt mir! Ihr ruht in unserer Brautkammer."

Obwohl der fremde Gast nicht alles zu verstehen schien und mit allen Verhältnissen gänzlich unbekannt war, so hatte er doch sichtlich an dem treuherzigen Vortrag Gefallen. Er raffte sich auf, ging mit Gunibald und überließ sich, wenige Worte dazwischenredend, ermüdet von der nächtlichen Anstrengung, wie er war, dem freundlichen Fischer.

II.

Eine glanzvolle Morgensonne stieg am 15. August des Jahres 1692 über den reinen Horizont herauf, und der junge Fremde, wir wollen ihn Pandolfo nennen, hatte das kleine grüne Eiland schon mehrmals ungeduldig durchschritten. Er befand sich auf der Insel Wörth im Würmsee, welche, auf der einen Seite kaum über 500 Schritt vom festen Lande entfernt, mit diesem damals noch durch eine lange Brücke verbunden war, während auf der andern Seite der See sich stundenweit ausdehnt. Dieses Eiland war dazumal ein Rittersitz der Gerichtsherren zu Possenhofen und machte, wie noch heutzutage, einen idyllischen Eindruck auf den Besuchenden. Die Ruinen eines turmähnlichen Gebäudes, das einst ein heidnischer Tempel gewesen sein soll, und die übrigen Tuffsteinmauern eines kurz vorher im Schwedenkriege zerstörten Kirchleins nach uraltester Art erhöhten das Romantische der Lage.

Auch Pandolfo fühlte sich von dem Liebreiz des Eilandes angezogen und würde nicht mit Ungeduld auf das späte Erwachen seines Schiffers geharrt haben, hätte sein Herz ruhig geschlagen, und wäre seine Seele nicht gerade durch den Anblick der langen Reihe der Alpen, welche das Bild des Sees im Hintergrunde majestätisch begrenzen, aufs neue angeregt worden. Denn eben von jenen hohen Gebirgen kam der Venetianer mit unsicheren Schritten herniedergestiegen, und er empfand, was er früher nie empfunden, — da er jetzt der Berge aufgetürmte Scheidewand erblickte, das Gefühl der Trennung vom Vaterlande.

So, in Gedanken vertieft, näherte er sich wieder dem Ufer, und da zur Abfahrt nach Berg Schiff und Schiffer nunmehr bereit waren, nahm er schnell von Gertraud Abschied, drückte des wackern gastfreundlichen Gunibald Hand und fuhr von dannen.

Spiegelglatt lag der blaustrahlende See in seiner ganzen, mehr als fünf Stunden messenden Länge vor ihm ausgebreitet. Die Natur, welche vor Mitternacht noch mit den empörten Elementen wütete, feierte am klaren Morgen. Die Sonne, hinter den östlichen Hügeln heraufziehend, erleuchtete das westliche Gestade und die an demselben hinliegenden alten Schlösser der Herren: v. Rosenbusch, v. Weyler und Gözengrün, als Possenhofen, Garazhausen und Tutzing neben dem herrlichen Kloster Bernried, wo schon im 12. Jahrhundert mit vielen anderen Jungfrauen die selige Herluca wohnte, die mit prophetischem Geiste manche Schicksale des deutschen Reiches geweissagt, und deren sibyllinische Schriften einst die berühmte Heidelberger Büchersammlung besessen haben soll.

Damals, als der Venetianer Pandolfo an den See gelangte, in den 1690er Jahren, war ein lustiges Leben dortselbst verbreitet; — neben den erwähnten Hofmarksherren wohnten, auf dem östlichen Ufer, die Grafen von Paumgarten in Ammerland; die Reichsgrafen von Hörwarth hatten in der Waldeseinsamkeit von Allmannshausen ein Schloß mit Türmen erbaut und einen blühenden Garten mit Wasserwerken angelegt; das kurfürstliche Sommerhaus in Berg am Würmsee, war mit Gemälden von Domenichino und anderen italienischen Meistern ausgeschmückt; und vor allem war das hochgelegene prachtvolle Schloß Starenberg, der Hauptort am See (wonach dieser auch der Starnbergersee benannt ist) der Schauplatz vieler glänzender Feste des nur sechs Stunden entfernten Hofes von Bayern-München gewesen.

Seitdem Herzog Wilhelm III. im Jahre 1514 die kleine Feste des uralten Rittergeschlechts der Starenberger erworben, und in dessen Nähe das große, heutzutage nur noch in seinem Verfall sichtbare Schloß mit Wällen und Gräben erbaut, wurde der Würmsee ein Lieblings-Sommeraufenthalt aller Herzoge und Kurfürsten von Bayern bis herab auf Karl Albert und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit der schöne Bucentaur in Trümmer gelegt ward.

Von da an verfiel auch das Leben am See, die heitere Welt verflog, die Besitzer der Schlösser wechselten, die Säulen brachen in dem Schloßhofe zu Starnberg, das reiche zierliche Holzgetäfel und die Bilder in Sälen und Gemächern verschwanden, aber die ewige Natur in ihrer Schönheit ist geblieben, und in jüngsten Zeiten erheben sich in anderer Gestalt neue Schöpfungen des wandelbaren Menschengeschlechtes, und das bewegte Leben der Vorzeit ist, wenn auch in minder prunkvoller Weise, wiedergekehrt.

III.

Die Besitzer der Schlösser am See hatten sich mit dem größten Teil des Hof- und Stadtadels aus München in Starnberg zusammengefunden, wo der junge Kurfürst Maximilian Emanuel mit seiner schönen zweiten Gemahlin am Vorabend des Mariähimmelfahrt-Tages auf dem Schlosse eingetroffen war. Dieser Tag zu Ehren der hl. Jungfrau wurde besonders in dem auf lieblicher Anhöhe landeinwärts von Berg gelegenen, einst weitberühmten Wallfahrtsorte Aufkirchen festlich begangen, denn, es stand daselbst in rührender Dämmerung ein schmuckloses bleichendes Marienbild, zu dem der Schütz im Walde, der Schiffer auf dem See, der Bauer auf dem Felde, ja selbst der Bürger entfernter Städte hingebendes Vertrauen hatte. Alle Fähren und Kähne des Sees sind noch jetzt jährlich am 15. Tage des Augustmondes in Bewegung, um die Andächtigen dahin zu führen, und nicht selten pflegten auch die frommen Fürsten Bayerns diesen Tag zu wählen, um sich den Pilgernden und Wallfahrtenden anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Quellgebiet der Günz und Mindel.

Von J. Lipold-Mindelheim.

(Fortsetzung.)

Nach Quenstedt (Sonst und Jetzt, S. 154) lautet die Beschreibung des Plinius folgendermaßen: „Ein anderes Wunder sind die Wälder, welche das übrige Germanien erfüllen und zur Kälte noch den Schatten fügen. Die höchsten sind gleich in der Nachbarschaft dieser Chauci, namentlich an zwei Seen. Eichen, von der größten Begierde, zu wachsen, gehen hart an die Ufer; unterspült von den Wellen, oder ausgerissen von den Winden, führen sie durch das Geflecht ihrer Wurzeln ganze Inseln mit sich fort, und so ins Gleichgewicht gebracht, schwimmen sie stehend davon mit dem ungeheuren Mastwerk ihrer Zweige. Unseren Flotten oftmals ein Schrecken, selbst wenn die Schiffe nachts vor Anker liegen, bleibt ihnen kein anderes Rettungsmittel, als diesen Bäumen, welche wie absichtlich gegen die Vorderteile hereinbrechen, ein förmliches Seetreffen zu liefern."

„Im Hercynischen Walde ist die entsetzliche Größe der Eichen ungeschwächt seit Menschenaltern. Gleichzeitig geboren mit der Welt und fast unsterblich, übertrifft das alle Wunder. Ja, ich will nicht alles sagen, denn ihr würdet's mir nicht glauben. Aber die Wurzeln treiben mit solcher Gewalt gegen einander, daß zwischen ihnen förmliche Erdhügel entstehen; oder, wenn das Erdreich nicht folgen will, bilden sie Bogen bis zu den Zweigen hinauf; in diesem Streite krümmen sie sich zu Thoren, welche ganze Reiterscharen passieren könnten. Alles Laubhölzer."

Wenn nun auch diese ursprüngliche Kraft in unseren heutigen Wäldern verschwunden ist, der ehemals so herrliche deutsche Laubwald im großen und ganzen dem dunkeln Nadelforste Platz gemacht hat, ist er hierorts doch noch mächtig und prächtig: denn Staat und Gemeinde schützen ihn vor dem Raubbau, der schonungslos den vorhandenen Privatwald, wo es sein kann, verschlingt. Der Gegensatz von Feld und Wald bildet ein Lebenselement des deutschen Volkstums und beeinflußt nicht nur die soziale und ästhetische Erziehung des Volkes, sondern auch die Charakterunterschiede der Gesellschaft. Der Wald ist die Lust des Kindes, die Freude des Mannes und ein Labsal des Greises. Vom Walde strömen balsamische Düfte auf die umliegende Landschaft aus; in seinem Dunkel murmeln die Quellen, singen die Vögel, ruhen Mensch und Tier. Waldesgrün und Waldesduft sind die Heimat des tiefen deutschen Gemütes. Heilig nennt die Poesie den Wald. In stillen Hainen lagen die Stätten, an denen unsere Urväter ihren Göttern opferten. Hören wir nur die Stimme des Waldes beim schwachen Luftzug und beim heulenden Sturm, und sprechen wir es aus, ob sie uns nicht im Innersten ergreift, ob sie nicht sagt: „Gottes Odem weht durch die Luft!" Der deutsche Wald ist der Ort, der die Freiheit predigt, der Born, welchem Segen für die Gegend, für das Land entquillt.

Das erkennen wir mit Aug' und Herz auch in den waldreichen Teilen Mittelschwabens und des Alpenvorlandes, wenn wir uns in den herrlichen Wäldern zwischen Wertach und Günz ergehen. Der Wege gibt es darin mannigfache; das Bild aber, das uns da entgegentritt, zeigt auf jeder Höhe einige Züge, welche anderswo wieder fehlen. Hier sind, ganz zu schweigen von den wechselnden landschaftlichen Reizen, Fichten, dazwischen stehen mächtige Weißtannen, dort treffen wir Buchen, Birken und Eschen; manche Plätze zeigen auch gemischten Bestand. Und welche Riesen finden sich zuweilen unter ihren Brüdern! In Rettenbach war noch vor wenigen Jahren eine Tanne zu sehen, die drei Mann nicht umfassen konnten, und deren Äste anfangs fast wagrecht und dann senkrecht sich erhoben.

So einladend die Wälder hierorts aber auch sind: eine Unannehmlichkeit haben sie doch; sie hemmen den Rundblick. Zur Orientierung über größere Teile des Bezirks müssen Aussichtspunkte bestiegen werden. Vom Eschers und dem Hartmannsberg bei Obergünzburg schweifen unsere Blicke in das Illerthal; den größten Rundblick im Mindel- und Günzgebiete bieten die Höhen bei Willofs, eine Stunde nordwärts von Obergünzburg; und bei Böhen, Station Grönenbach, zum Bergfried bei Kemnat und zum Wartturm bei Helmishofen grüßen Wertach und Lechthal hinauf und winkt die herrliche Alpenkette herunter. Das Schloß in Mindelheim beherrscht die Gefilde an der Mindel, der Westernach und Kammlach; Schloß Mattsies, dann Angelberg und Türkheim umfassen das Land vom Wettbach im Westen bis zur Singold und dem Lech im Osten. Alle diese Punkte, dann auch noch Daxberg bei der Station Sontheim, Knaus zwischen Stetten und Sontheim, Böhen ober- und Stephansried unterhalb Ottobeuren, Station Sontheim oder Memmingen gewähren bei hellem Wetter eine prächtige Aussicht auf die Alpen.

Ein Ausblick von diesen Höhen belehrt uns aber nicht bloß über die wechselnde, landschaftliche Schönheit des Gebietes, sondern er zeigt uns auch die Verschiedenartigkeit der Ansiedelungen. Je mehr wir uns dem Gebirge nähern, desto mehr treten auf den einzelnen Höhen Einöden auf; die geschlossenen Ortschaften dagegen liegen in den Thälern. Der Einödbauer ist nun auch ein ganz anderer als der Dorfbauer. Er ist der König seines Gebietes. Stolz sich fühlend, grenzt er seinen Besitz vom Nachbar ab; treibt vorwiegend Viehzucht und Waldbau, nur in den tieferen Lagen gilt auch bei ihm die Dreifelderwirtschaft. Fast immer auf sich allein angewiesen, erlangt er eine scharf ausgeprägte Individualität, welche sich z. B. nach dem festtäglichen Gottesdienste im Dorfwirtshaus auf den ersten Blick erkennen läßt. Aber, man denke ja nicht, dieser Hinterwäldler stehe nicht mit der heutigen Kultur in Berührung. So ausgesprochen selbständig und unabhängig er sich zeigt, so wohnlich ist sein Heim. Auf lustiger Höhe gelegen, schaut das geräumige Gebäude weit hinaus in die benachbarten Thäler. Der Sonne erster Strahl trifft die glänzenden, breiten Fenster, ihr letzter spiegelt sich darin. Die Wohn- und Schlafräume enthalten alle die Dinge in bester Ausführung, deren auch ein gutes Bürgerhaus der Jetztzeit nicht entbehrt. Ist der Bauer stolz auf seine Freiheit und Unabhängigkeit, auf seinen Besitz an Feld, Vieh und Wald, so ist es die Bäuerin nicht weniger auf all das, was den häuslichen Herd lieb und angenehm macht und Kunde gibt, „daß man's hat". Schon die Umgebung des Hauses zeugt von Reinlichkeit und Ordnung, der breite, gepflasterte Hausgang nicht minder. Betrachten wir aber die Küche oder die

Stube, so beobachten wir allenthalben das Bild vollendetster Sauberkeit und Ordnung, und wir fühlen: hier ist gut sein. Gern zeigt uns die sonst geschäftige Hausfrau, was ihr Schalten und Walten erzeugte, sich dabei erkundigend, wie das und jenes anderswo beschaffen ist oder gehalten wird. Wie wir uns freundlich empfangen und geleitet sehen, so werden wir auch verabschiedet, und oft noch gedenken wir des behaglichen Bildes, das wir geschaut. Licht und Luft und die Gaben der Natur waren den emsigen Menschen, die wir besuchten, ein Ansporn ihres Thuns und im ganzen zufriedene Herzen die Folge desselben; denn Klagen gibt es auch hier so gut, wie anderswo. Unser Fußpfad schlängelt sich den Hügel hinab, dem stattlichen Dorfe zu, das daran liegt. Ein Bächlein durchzieht es. An der breiten Hauptgasse stehen die zweistöckigen Häuser, aus Backsteinen erbaut und mit Platten bedeckt, räumlich weit getrennt. Große Höfe und hübsche Gärten, nicht selten mit einem eisernen, schön gearbeiteten Zaune abgegrenzt, liegen inzwischen. Nur selten noch finden sich Riegelbauten oder Schindeldächer. An den ersteren bleibt alles Gebälk sichtbar und wird meist rot bemalt. Überall gibt es zum Schutz gegen Regen und Schnee Vordächer. Die Hinterseite des Hauses wird da, wo der Schnee massenhaft fällt und rauhe Winde über die Höhe stürmen, mit Brettern verschalt. Wohnungs- und Wirtschaftsräume liegen unter einem Dach. Daran schließt sich dann gewöhnlich im Rechteck ein Schupfen, der gegen den Hof zu offen ist. Letzterer ist geräumig, reinlich, gefällig. Auf denselben münden Haus- und Stallthür und Tenne. In Berücksichtigung der für den bäuerlichen Betrieb so wahren Worte: „Wo Mist nicht ist, ist alles Narretei!“ befindet sich an geeigneter Stelle ein mächtiger Düngerhaufen, belebt von zahlreichen Hühnern. Zu den hellen Fenstern schauen auch im endenden Winter blühende Geranien und Pelargonien heraus; im Sommer zieren Nelken und Reseden, Rosmarin und Levkojen die grünen Blumenbretter, welche meist auf der Straßenseite angebracht sind. Vom Fenster aus kann der Bauer außer seinem Hofe auch einen ziemlichen Teil seines Heimatsortes übersehen. Reinliche Behaglichkeit, ja nicht selten malerische Zierlichkeit zeigen die Bauernhöfe durchweg. Sie sind licht, luftig, freundlich und tragen an der Frontseite vielfach Heiligenbilder. Leonhard und Florian weisen hin auf das, was dem Bauer zunächst materiellen Vor- und Nachteil bringt.

Den Giebel schmücken in der Regel zwei Pferdeköpfe, vom Zimmermann oder auch vom Schreiner aus Brettern herausgesägt. Sie sind noch Anklänge an das Heidentum der Alamannen. Auf weißem Rosse, mit breitem Hute oder mit blitzendem Helme bedeckt und von weitem Mantel umwallt, ritt nach dem Glauben derselben Wotan, der Gott des Lebens, der alles durchdringende, schaffende, bildende Geist, durch die Welt, die Guten lohnend, strafend die Bösen. Er zeigte sich im lautlosen blauen Äther, im gelinden, geheimnisvollen Säuseln der Frühlingsnächte, im brausenden Sturm, der die stärkste Eiche knickt. Wotan, der Gott des Lufthauches, war aber auch der Gott des Geisteshauches, der das All und das Werden ergründet und täglich seine beiden Raben, „Hugin“ und „Munin“, d. i. „Gedanke“ und „Erinnerung“ aussendet, die Welt und der Zeiten Lauf zu erkunden. Sein Tag war bei den Schwaben der Montag, eine seiner heiligen Stätten der Auerberg drüben, ein Opferplatz das nahe Roßhaupten. Geopfert wurden Tiere aller Art; die vornehmsten und edelsten Opfertiere aber waren Pferde; deren Köpfe gehörten dem Gotte. An heiliger Stätte steckte man ihm dieselben auf Bäume oder auf eigene Stangen. Wotans Minne tranken die Ost-Algäuer auf dem Auerberge, und im Götterhaine zu Roßhaupten wohl noch alle in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Erst seit Bischof Wichpert den Priester Tozzo nach St. Gallen geschickt hatte, um von dort Missionäre mitzubringen, begann auch in der obersten bayerischen Lechgegend das Heidentum zu erblassen.

Magnus bekehrte die Füssner Gegend durch segensreiches Wirken während der Jahre 725—750. In dem letzteren Jahre starb er. Allmählich schoben sich die Missionsposten von Füssen an weiter hinaus ins Land; Zelle um Zelle erstand. Ordens- und Weltpriester befestigten den neuen Glauben von ihren schmucklosen, eigenhändig errichteten Holzhütten und Holzkirchlein aus. Gar mancher heutiger Ortsname weist auf eine solche ehemalige Missionsanstalt oder Zelle und ihren einstigen Gründer hin. So sei hier nur an das Dorf Hirschzell bei Kaufbeuren erinnert, das 839 unter dem Namen Herilescella zuerst erwähnt ist und wohl nach seinem Gründer Herilo benannt wurde. Auch Zell, Osterzell und Oberzell mögen (nach Baumanns Vermutung) ehemals solche Zellen gewesen sein.

Schonendes und weises Vorgehen der Missionäre verschaffte allmählich dem Christentume den Sieg. Aus den alten Göttern entwickelten sich Dämonen, und was einstmals von einer Gottheit galt, wurde jetzt nicht selten auf christliche Dinge bezogen. Das Äußerliche mancher heidnischen Sitten und Gebräuche blieb, erhielt aber durch Unterlegung einer christlichen Beziehung eine höhere Weihe. Dadurch erlangten die christlichen Gedanken die Herrschaft. Um nur einiges zu nennen: man gibt noch heute Ostereier, welche das keimende Leben versinnlichen, zündet am Funkensonntag auf allen Höhen weithin leuchtende Feuer an und verbrennt dabei eine Strohhexe, welche des Winters Großmutter versinnbildlicht, wehrt hierbei dem Ungeziefer, indem man flammende Scheiben durch die Luft schlägt und die aus dem Funkenfeuer gewonnene Asche zerstreut, hält Umgänge um die Fluren, wie dies alles auch bei unseren heidnischen Vorfahren dem Sinne nach gebräuchlich war. Die festen Zeiten des Gottes Fro dienten dem Orakel- und Wahrsagenunwesen. Wer erinnert sich dabei nicht der Gebräuche der Andreas- und Thomasnacht? Unser Klausen- oder Kletzenbrot ist an Stelle der ehemals aus Teig hergestellten Götterbilder getreten, und der hl. Nikolaus teilt sie jetzt statt des Gottes Fro aus. Es ist ein sinniger und löblicher Gebrauch, einen Laib Brot durch drei Kreuze mit dem Messer zu segnen, bevor er angeschnitten wird: diese Übung stammt aber aus uralten Zeiten; nur ist an Stelle des Hammers Donars, des Früchte und Brot Spendenden, das Zeichen des Erlösers getreten. Wenn jetzt zu Roßhaupten ein grimmiger Drache haust, der die Pferde der Vorüberreisenden frißt und letztere als Fußgänger weiterschickt, so wird man hierdurch unwillkürlich an den Opfer fordernden Wotan gemahnt. Ihn muß man sich auch vorstellen, wenn man die Sage hört, der hl. Georg habe des Nachts die Kirche auf dem Auerberge bauen helfen und sei dabei erschienen auf blendend weißem Roß, mit Purpur geschmückt, das Haupt mit silberstrahlendem Helme bedeckt. Jetzt sind der Haselnußstrauch und das Mutter-

gotteskäferchen der hl. Jungfrau geweiht, ehemals der Frouwa; das Sonnwendfeuer lodert jetzt dem hl. Johannes, ehemals galt es Donar, dem Gotte der Fruchtbarkeit, der im Winter im fernen Osten die Frostriesen bekämpft, mit dem milden Frühlingsregen wiederkehrt und fruchttragendes Erdreich mit zermalmendem Hammer aus ödem Gestein schlägt.

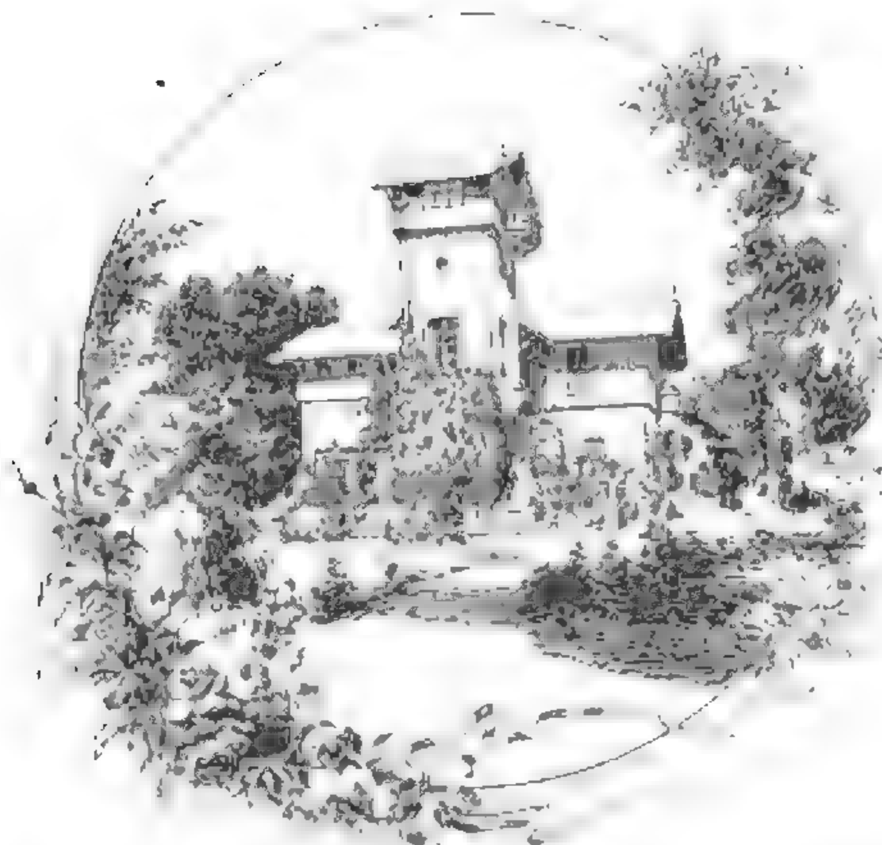
Wir wollen uns jedoch nicht weiter in die Anklänge verlieren, welche in heutigen christlichen Gebräuchen an das graue Altertum erinnern, sondern zu anderen Verhältnissen der Gegenwart zurückkehren.

Zuletzt besprachen wir noch die Anlage der Wohnhäuser und den Hof vor denselben. Der darin sprudelnde Quell ermöglicht die allenthalben herrschende Reinlichkeit, welche der gerühmten holländischen in allen berechtigten Seiten ebenbürtig ist, sich gewöhnlich mit der Zierlichkeit paart, aber auch für den Wirtschaftsbetrieb desto unerläßlicher wird, je mehr sich die Käsereien ausbreiten. Damit sind wir auf eine Nahrungsquelle gekommen, welche nicht minder wichtig ist, als Acker- und Waldbau, Viehzucht und Holzhandel. Fast kein Dorf unseres Gebietes gibt es, das sich nicht durch seine Tafelbutter und seine Backsteinkäse auszeichnen würde. Rundkäse werden seltener, wenn auch immerhin noch in bedeutendem Maßstabe hergestellt. Wer sich überzeugen will, welche Werte heutzutage in der Käserei stecken, der sehe in Ober-Günzburg, Mindelheim oder Kaufbeuren eine größere diesbezügliche Anlage an und mache dann den Schluß vom Kleinen aufs Große.

(Schluß folgt)

Die Roseninsel.

Von Hugo Arnold.



Die Roseninsel im Starnbergersee. Originalzeichnung von R. Naudner.

Ein tausendfältiger Rosenstrauß fiel vom Himmel hernieder auf den „Inneren Wörth“, den die blauen Gewässer umspülen. Dort blüht er und duftet, umhegt von dichtem Gebüsch, behütet von hochragenden Bäumen mit weitschattenden Kronen, umkost von den wiegenden Wellen. Als ein Märchenidyll ruht das liebliche Eiland auf dem Spiegel des Würmsees; wenn der schaufelnde Dampfer an ihm vorbeizieht, dann bleiben schöne Augen und tiefernste Gedanken „traumverloren“, wie der Dichter singt, daran haften. Und wahrlich, dort ist eine Stätte, sich in Träumen zu verlieren, abgeschieden vom Geräusch der vorüberbrausenden Welt, den Blick schweifen lassend über die glitzernde Seefläche, die tannendunklen Vorberge und die duftumflossenen blauen Gipfel und Zacken der Alpen. In lachender Schönheit zieren alle Reize das Gelände — und die poetische Weihe der Geschichte von Jahrtausenden verklärt das kleine Eden auf „Wörth“.

Wir müssen anheben, wie die altersgraue Großmutter den lauschenden Enkeln erzählt: „Es war einmal“ eine Zeit, die wir mit festen Jahreszahlen nicht beziffern können, die aber vor des Heilands Geburt beiläufig ebenso weit zurückliegt, wie die Tage des lebenden Geschlechtes hinter ihr. Damals saßen Stämme im Lande, von denen wir gar wenig wissen; uns ist nicht bekannt, wo ihres Volkes Wiege stand, in welchen Lauten ihre Zunge redete.

Aber, wie sie lebten, und was sie trieben, wie sie hausten, und wo sie wohnten, das berichten in beredter Sprache die stummen Zeugen von ihrer eigenen Hand, deren Überbleibsel auf uns gekommen sind: die Reste ihrer Wohnungen, ihrer Waffen, Werkzeuge und Geräte und ihrer Lebensmittel.

Am Ufersaume oder in den Buchten seichter fließender, meist aber stehender Gewässer rammten sie Pfähle in den Boden, schlugen Roste darüber und erbauten sich darauf Hütten. Von da aus fuhren sie in ihren plumpen Einbäumen, die sie mit Feuerbrand und Steinaxt aus starken Eichen gehöhlt hatten, hinaus in den See auf den Fischfang oder hinüber in die dunklen Wälder zur Jagd auf die Rudel flinker Hirsche und grunzender Wildschweine oder auf den Acker an sonniger Halde, um ihn sorgsam mit nahrhafter Gerste und kostbarem Lein zu bestellen. Eines Metalls, das den Menschen jetzt unentbehrlich geworden ist, und auf welchem unsere ganze Kultur und Civilisation beruht, entbehrten sie freilich noch: des Eisens; sie formten Werkzeuge und Waffen aus Stein, aus den Knochen ihrer Haus- oder Jagdtiere, oder aus goldschimmernder Bronze und bewiesen dabei eine außerordentliche Kunstfertigkeit, nicht minder auch einen hochentwickelten Geschmack. Es waren also keine gar so wilden und wüsten Gesellen, jene ersten Insassen unseres Landes, von denen wir Kunde haben.

Rings um den Wörth, wo

„Dichtqualmende Nebel umfeuchten
Ein Pfahlbaugerüstwerk im See
Und fern ob der Waldwildnis leuchten
Die Alpen in ewigem Schnee“

(Scheffel)

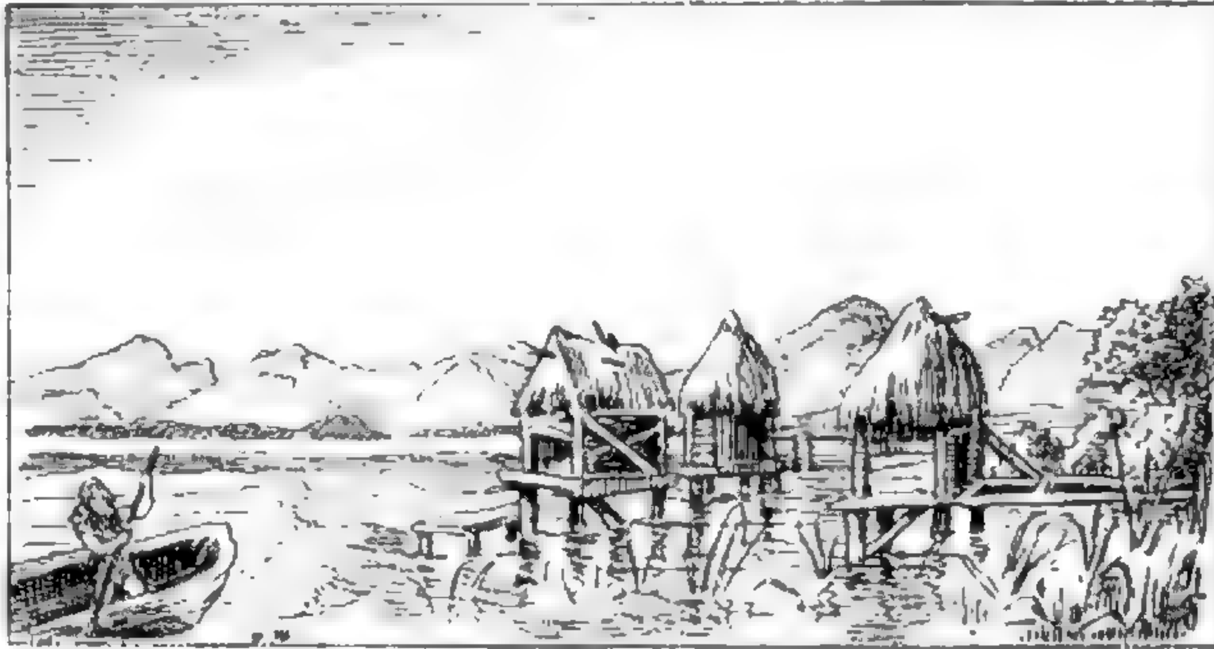
saßen diese „Pfahlbauer“.

Nachdem die beiden großen Gelehrten Desor und Moriz Wagner schon früher auf die Reste ihrer Wohnungen hingewiesen hatten, unternahm der damalige Landrichter von

Starnberg, Herr v. Schab, in den Jahren 1873 und 1874 die systematische Untersuchung derselben.

„Wo einst man die Hütte errichtet
Zum keltischen Seehüttendorf,
Ruht jetzt eine Fundschicht geschichtet
Tief unter dem Seeschlamm und Torf.“ (Scheffel.)

Dabei ergab sich, daß der ganze Saum der Insel mit Pfahlbauten besetzt war, die meisten jedoch auf der dem Festlande zugekehrten Westseite der Insel sich fanden, welche besseren Schutz gegen den ungestümen Wellenschlag und Wind gewährte. Während die Pfahlbauer in den Hütten ihres Dorfes über den Wellen hausten, scheinen sie das Innere der Insel als Friedhof benutzt zu haben, denn bei dem Baue des Kasinos für Se. Majestät König Max II. wurden zahlreiche Leichen gefunden, welche in der Erde oder in Steinkistengräbern bestattet waren und als Beigaben Feuersteinwaffen und Thongefäße besaßen, sonach den Pfahlbauern zuzuschreiben sind.



Das Pfahldorf. Originalzeichnung von Heinrich Max.

Aus der gleichen Veranlassung stieß man ferner auf mannigfache Reste römischer Herkunft: Münzen, Geräte, Schmuckstücke, insbesondere Geschirre feinster Arbeit, darunter auch Bruchstücke bemalter griechischer Vasen, und des weiteren stecken, wie dem Schreiber dieser Zeilen aus wohlunterrichtetem kundigen Munde versichert wurde, im Boden unter den Gartenanlagen noch die Überbleibsel ausgedehnter römischer Mauerzüge. Diese Funde verkünden, daß ein wohlhabender Mann von besserer Lebensführung hier seinen reich und wohnlich ausgestatteten Landsitz, seine Villa, gehabt haben müsse, entweder ein Beamter oder ein wohlhabender Ratsherr aus einer der beiden nicht allzu weit entfernten Städte Abodiacum (jetzt Epfach am Lech) oder Augusta Vindelicorum (jetzt Augsburg) oder ein Offizier a. D. des rätischen Heeres, der sich auf dem grünen Eiland von seinen Wunden und den Strapazen der germanischen Feldzüge ausruhte und mit dem feinen Sinn der Römer für die Lieblichkeit der Landschaft sein Tusculum gewählt hatte.



Auf der Roseninsel. Originalzeichnung von Heinrich Max.

Und weitere Entdeckungen melden, daß die Sieger über die Römer die wellenumrauschte Insel erkoren, um dort ihre Entschlafenen zur Ruhe zu betten; über den Bestattungen der Pfahlbauern fanden sich Reihengräber der Bajuwaren, welche nach der Vertreibung der Weltbeherrscher ihre Höfe und Dörfer auf den Uferhöhen gründeten. Die Bewohner der Villa auf der Insel waren schon längst über die Berge entflohen, nun nahmen die Bajuwaren Besitz von dem Eiland, das sie einfach „Wörth“, (d. h. „Insel“) benannten; und weil ein geheimnisvoller Zauber sie umschwebt, wenn der Sonnenglast auf den Wellen spiegelt, und die Wogen leise rauschend oder stürmisch brandend zum Ufer rollen, so glaubten sie, daß dort unter den Bäumen die Götter wohnen. In deren Schutz begruben sie ihre Lieben, dort brachten sie Opfer und beteten.

Dann kamen die Sendboten der christlichen Heilslehre in das Land, und an der Stätte heidnischer Götterverehrung erhob sich ein Kirchlein, dem hl. Michael geweiht, der so häufig als Patron der Nachfolger Wotans ist. Das Gotteshaus soll, wie die Sage meldet, das älteste am ganzen See und ursprünglich die Pfarrkirche für die gesamte Umgebung gewesen sein; daher wurden auch ferner die Verstorbenen zum ewigen Schlummer hierher gebracht, und zwei Stege, deren Pfähle unter dem Seespiegel noch erhalten sind, vermittelten den Verkehr.

Geschichtlich genannt wird diese Kirche und mit ihr der „Wörth“ zum ersten Male im Jahre 1401 als Filiale von Feldafing; damals gehörte die Insel dem herzoglichen Landesherrn, und das Fischergeschlecht der „Krebse“ saß auf ihr im Leibgeding. Ihnen folgte gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts Hans Urmüller, fürstlicher Silberkämmerer, und im Jahre 1525 erhielt der berühmte Feldhauptmann Kaspar Winzerer von Tölz den „inneren“ und den „äußeren“ Wörth (d. i. die Roseninsel und den ihr auf dem Festlande gegenüberliegenden Hof) als Ritterlehen von Herzog Wilhelm IV. verliehen. Im Jahre 1545 erwarb ein Münchener Patrizier

Herr Jakob Rosenbusch zu Possenhofen und Pöcking, den Wörth um 300 Gulden käuflich als Ritterlehen von Herzog Wilhelm und erbaute nach dessen Wunsch ein steinernes Herrenhaus auf der Insel. Die Steine dazu wurden auf der damals noch in großem Umfange stehenden Ruine Karlsberg bei Leutstetten im Mühlthale gebrochen, womit es vielleicht zusammenhängen mag, daß für die Insel auf einmal der Name „Karlsburg" auftaucht, der allerdings rasch wieder verschwindet, den grübelnden Gelehrten aber manches Kopfzerbrechen verursacht hat. Im Dreißigjährigen Kriege ging dieses Herrenhaus — samt dem Kirchlein, den Fischerhäusern und den beiden Brückenstegen in Flammen auf, von den Schweden in Brand gesteckt; bei Garatshausen läßt die Sage einen der Unholde aus dem Nordlande als irrenden Geist umherwandeln und erdichtete für ihn die Gestalt eines Reiters ohne Kopf, der auf abgemagerter Mähre über die Wellen reitet. Mit Ausnahme des Kirchleins erstanden die Gebäulichkeiten wieder aus der Asche. Nahezu zwei Jahrhunderte saßen die Herren von Rosenbusch auf Wörth; als ihr Mannesstamm erlosch, erhielten die beiden Töchter des vor Belgrad 1693 als Lieutenant im Kürassierregiment Graf Arko (jetzt 1. Chevaulegers-Regiment) gebliebenen Herrn Lorenz die Nachfolge im Besitze von Wörth (1735), die eine, Anna Maria, war die Witwe des kurfürstlichen Oberstlieutenants Du Châtel, die andere vermählt mit einem Herrn Janson van der Stockh, dem Abkömmlinge eines mit den Stuarts geflüchteten edlen schottischen Geschlechtes. Der Sohn des letzteren, Philipp Anton, Pfleger zu Schwaben, brachte 1758 den Wörth an sich, und von diesem kaufte ihn 1762 Caspar Graf von La Rosée, den wir bereits als Herrn von Garatshausen kennen gelernt haben. Nach dem Tode seines kinderlosen Enkels Desiderius 1834 kam der Wörth als heimgefallenes Lehen an die Krone zurück. Damals saß auf dem alten Herrenhause der Rosenbusch die schon seit 1674 genannte Fischerfamilie der Kugelmüller in herrschaftlicher Freistift, welche 1848 mit Aufhebung des Grund- und Lehenverbandes freie Herren der Insel wurden. Im folgenden Jahre zerstörte ein Brand das Haus, und 1850 kaufte Se. Majestät König Max die Insel wieder von den Fischern zurück.

Durch künstliche Anschüttung auf der Süd- und Ostseite wurde sie nun um ein Dritteil vergrößert, drei der Umfassungsmauern des alten Kirchleins wurden zum Zwecke der Erbauung des Gärtnerhauses niedergelegt, das jetzt stehende Kasino erbaut, um bei Ausflügen dem königlichen Hofe Unterkunft zu bieten, und die ganze Insel in den reizenden Rosengarten verwandelt, der die Umtaufe des an die bajuwarische Einwanderung erinnernden Namens „Wörth" in „Roseninsel" zur Folge hatte.

Gar häufig fuhr nun der König hierher, namentlich vom benachbarten Schlosse Berg aus, und verbrachte volle Tage auf dem lieblichen Eilande. Seine Vorliebe dafür erbte der romantisch angelegte König Ludwig II., der in den Sommern der ersten Jahre seiner Regierung meist auf Schloß Berg Hof hielt, und damals besonders gern auf der „Roseninsel" verweilte. Hierher fuhr er auf dem „Tristan", seinem Dampfer, und hier gab er den hochfürstlichen Frauen, die auf Besuch nach München kamen, den Kaiserinnen von Österreich und Rußland, die berühmt gewordenen Feste.

Still und einsam liegt jetzt die lauschige Insel; nur selten landet der Kahn einen Besucher, und doch ist unstreitig die schönste Stelle am ganzen See die Südostspitze der Insel, bei dem von wilden Reben umsponnenen Pavillon. Da magst Du sitzen und sinnen, und wenn Dein Blick sich verliert in den Fluten von Licht und Glanz, welche Berge und See verklären, so tauchen Deine Gedanken in die Tiefen der Jahrtausende, die ihre Toten auf dem Eiland bestatteten. Sie sind verschwunden und vergangen, aber die Wellen rauschen noch wie damals an ihre Gräber über sie und die duftumflossenen fernen Bergeshäupter schauen in ernster Majestät auf sie herab wie damals.



Der Reiter von der Roseninsel. Originalzeichnung von H. Mar

Zwerghöhlen in Bayern.

Von Ludwig Zapf.

Uralt ist die Sage von höhlenbewohnenden Zwergen und noch heute hausen nach dem Volksglauben da und dort in unterirdischen Gängen kleine Leutchen: Wichteln, Schrazeln, Razeln, Erdleutln, Zwargln, Quargen — verschieden benannt je nach der Gegend ihres Wohnsitzes, ihrem Wesen nach aber sich vollkommen gleichend. Häufiger jedoch weiß man von diesen Gängen, daß ihre kleinen Bewohner sie verlassen haben — wehklagend über die Bosheit der Welt, die sie mit vorgesetztem heißen Brote getäuscht oder ihnen sonst Übles gethan, oder vertrieben durch das Pochen der Schmiede, durch das Läuten der Glocken.

Auf oder vielmehr in bayerischem Boden finden wir solche rätselhafte Erdgänge besonders häufig; namentlich in Ober- und Niederbayern und in der Oberpfalz sind dieselben in großer Anzahl festgestellt. Vereinzelt erscheinen sie bis jetzt in Schwaben (Kellmünz), in Franken (Neubürg und Staffelberg), im Vogtland, auf welches wir unten zu sprechen kommen werden. Aber auch in den Nachbarländern sind sie anzutreffen und sie erstrecken sich wohl über weitere Gebiete, als bis jetzt bekannt geworden ist.

Die Versuche einer Erklärung der „Zwerghöhlen" haben noch zu keinem wirklichen Ergebnisse geführt. Wenn die einen allen Zwergsagen mythischen Charakter beilegen wollen, glauben andere hier an eine körperlich kleine Volksrasse, die einst durch Einwanderer verdrängt worden sei, so daß sie unter die Erde geflüchtet, um kümmerlich sich weiter zu erhalten; wieder andere

sehen in den nun verschwundenen Bewohnern der Zwerghöhlen die letzten Heiden, die auf diese Weise vor dem sich ausbreitenden Christentum in den Schoß der Erde sich verbargen; daher die Scheu vor dem Läuten der Kirchenglocken. Man stößt jedoch, wenn man der Sache nachgeht, bei jeder dieser Annahmen auf alsbald sich ergebende Widersprüche.

In Bayern wiederholen sich die Zwerglöcher von Oberbayern an bis zur Nordgrenze Oberfrankens, anscheinend das Fichtelgebirge überspringend — bis jetzt wenigstens ist mir Einschlägiges vom Bereiche des Zentralstockes nicht bekannt geworden — um im Vogtland wieder zu erscheinen. Wohl kennt die fichtelgebirgische Volkssage auch die Zwerge; sie treten hier aber — ohne Zweifel mythische, elbische Gestalten — in der Regel einzeln auf, arme Leute beschenkend oder sonst wohlthätig sich erweisend, zuweilen in Neckereien sich gefallend, und fließen häufig mit den Moosleutchen oder mit dem Schrätselein zusammen — dem flinken Hausgeistchen, an das allerdings auch die südbayerischen Überlieferungen von den emsigen, nachts ins Haus kommenden Erdmännlein erinnern.

Im allgemeinen lassen sich demnach diese nach der Sage da und dort, ohne bestimmte Wohnung sich zeigenden, zu den Schätzen der Tiefe in Beziehung stehenden Bergzwerge von den sagenhaften kleinen Höhlenbewohnern unterscheiden, deren unterirdische Behausung man kennt, die indessen nun gewöhnlich „fort gezogen, vertrieben" sind, denen aber meines Wissens nirgends bergmännische Thätigkeit und Wissenschaft zugeschrieben wird.

Während erstere, wie bereits bemerkt, in das Bereich der Mythe fallen, nehmen die letzteren — und sie haben wir ins Auge zu fassen, wenn wir im nachstehenden einen Blick auf die Zwerghöhlen in Bayern werfen — greifbare Gestalt an, sie gehören dem Reiche der wirklichen Wesen an. Nicht allein, daß in der That eine dunkle Erinnerung an sie von Geschlecht zu Geschlecht sich forterhalten zu haben scheint — in verschiedenen der inzwischen untersuchten Erdgänge, die man ihnen zuschreibt, haben sich Spuren künstlicher Zurichtung gefunden, die deren einstigen Gebrauch als Wohnsitz oder als der Erdmutter geweihte Kultusstätte — nach beiden Richtungen hin ergehen sich die Vermutungen — außer Zweifel stellt.

Es kann nicht in unserem Plane liegen, hier den dunkeln Pfad der Forschung in das besprochene Gebiet zu verfolgen; nur eine allgemeine Charakteristik der an sich wieder vielfach verschiedenen Zwerghöhlen, soweit sich solche innerhalb der Grenzen unseres engen Vaterlandes finden, beabsichtigen wir vorzuführen und gemeinsame Grundzüge einander gegenüberzustellen. Die Überschreitung dieser Grenzen würde uns einerseits in ein unabgeschlossenes Bereich und damit weit über die uns gesteckte Aufgabe hinausführen, andrerseits aber hoffen wir zunächst, zu weiteren einschlägigen Aufzeichnungen innerhalb unserer Grenzpfähle anzuregen, damit aber zugleich der Forschung selbst zu dienen, die durch keine politische Grenze beschränkt ist.

In Ober- und Niederbayern sind die in Rede stehenden Erdgänge — wir behalten die Bezeichnung „Zwerghöhlen" für dieselben im ganzen Umfange des Königreichs bei — in der Regel in den Sandboden eingeschnitten, künstlich hergestellt. In der Oberpfalz scheinen Felsenhöhlen vorzuherrschen und das Gleiche ist in Oberfranken der Fall; ob diese je natürlichen oder künstlichen Ursprungs, wäre genau festzustellen (s. „Über Bildung von Höhlen in Bayern" von Oberbergrat Professor Dr. Gümbel in „Beitr. z. Anthrop. und Urgesch. Bayerns" Bd. II, S. 191), in letzterem Falle aber weiter, ob nicht bergmännische Stollen vorliegen. Aber die bei den südbayerischen Gängen vorhandene künstliche Zurichtung im Innern ist auch hier angetroffen worden. Und daß dem engen, beschwerlichen Eingang schließlich ein weiter Innenraum folge, berichtet der Volksmund von allen Zwerglöchern; die Phantasie vergrößert solchen ins Ungeheuerliche; man kann in der Höhle „mit sechs Pferden fahren", „mit einem beladenen Wagen umkehren" u. dgl. — Gegenstände, welche eine Zeitbestimmung ermöglichten, sind bis jetzt in keinem der Zwerglöcher gefunden worden.

Die „Wichtelenlöcher" von Unterbachern und Kissing in Oberbayern sind, nach Professor A. Thiersch, in festgelagerten Sand eingegraben, und zwar in Mannshöhe und -breite mit Ausnahme des Eingangs, den man nur gebückt passieren kann. Die Decke ist entweder in spitzbogiger oder in runder Form ausgeschnitten, wie es die geringe Kohäsion des Materials bedingt, an den Wänden sind in bestimmten Entfernungen kleine Nischen, wie es scheint zum Einstellen von Lampen, eingehauen. Hinsichtlich der Art der Verzweigung der Gänge kann man zwei Systeme unterscheiden. Bei der Höhle von Unterbachern erstreckt sich der Hauptgang größtenteils horizontal in den Berg hinein, und nach beiden Seiten zweigen sich andere Gänge und Kammern in gleichem Niveau ab. Bei der Kissinger Höhle führen die Gänge mehrfach auf und ab, liegen teilweise übereinander und sind an diesen Stellen durch knieförmig gebogene Schlupfkanäle verbunden. In die Wände sind stellenweise Nischen eingeschnitten, gewöhnlich einander gegenüber.

Die „Alraunhöhle" zu Baumgarten, Gemeinde Schwarzach, in Niederbayern schildert Dr. A. Hartmann folgendermaßen: „Diese künstliche Höhle befindet sich in einem (aus Gneis und Glimmer bestehenden) Hügel. Der Eingang ist im Hauskeller des Bauern Joseph Kinzkofer zu Baumgarten. Hier heißt es, durch ein enges Loch des Bodens kopfabwärts in einen stark geneigten Gang hinabkriechen; dann geht es auf ziemlich unebenem Boden bald auf-, bald abwärts weiter, bis man zuletzt an einen sehr engen, kaminartig sich emporziehenden Schacht gelangt. Hat man sich in diesem aufgerichtet, dann steht man in einer den Abschluß des Ganzen bildenden kleinen, viereckigen Kammer, deren Boden dem Beschauer bis unter die Achseln geht, während seine Füße noch in dem vorher durchkrochenen horizontalen Gange stehen. In der Kammer ist an der Wand, welche man vor sich hat, sowie an den beiden Wänden rechts und links je eine große spitzbogige Nische. In den drei großen Nischen finden sich kleinere, wie für Lampen. Am Fuße jeder der drei Nischen sieht man vor dem Spitzbogen je einen im Felsen ausgehauenen niedrigen Sitz oder ein Postament. In den Gängen kann man nur selten stehen; einige kürzere Strecken sind so schmal, daß man nicht einmal auf den Händen kriechen, sondern nur, die Arme hart am Kopfe vorgestreckt, sich langsam hindurchschieben kann. Doch alle Mühsal ist reichlich belohnt durch den Anblick jener innersten Kammer mit ihren kapellenartigen künstlichen Wölbungen, ihren Lichtnischen und ihren Steinpostamenten, die in der That einen tief geheimnisvollen, unvergeßlichen Eindruck hervorbringt."

In Cham, Oberpfalz, wurde beim Bahnbau ein „Schrazelloch" ausgegraben. „Die Gänge waren recht schön gebaut mit Abstufungen drin. Da ist es hineingegangen, dann wieder ein Teil hinunter u. s. w. Jetzt ist das Loch wieder zugemacht."

Das „Zwergloch" bei Marlesreuth, Oberfranken, wurde im Jahre 1684 vom Pfarrer Hedler zu Selbitz nach dem Berichte einiger Bursche von Marlesreuth, die es besuchten, nachdem es „vor mehr als 100 Jahren" von seinen kleinen Bewohnern verlassen worden, in nachstehender Weise beschrieben. Die Besucher sind, nachdem sie sich „mit Schleißenspähnen versehen und Licht gemacht", eines Sonntags in das Zwergloch gekrochen, „da sie dann bald aufrechtes unter der Erden gehen können, bald gebucket, bald gar kriechen müssen, weil der Gang in etwas verfallen. Als sie nun ein paar Ackerlänge gekommen, hätten sie einen weiten Platz angetroffen, aufs netteste mit (im?) Felßen ausgearbeitet, höher als Manns hoch und recht in viereckichter Form, da auf jeder Seiten viel kleine Thürlein eingangen und gleich wie Kämmerlein gewesen."

Pfarrer Hedler hat diese Schilderung nach dem mündlichen Berichte einiger, „die mit im Loch gewesen", niedergeschrieben.

Die Bewohner der Umgegend haben den Marlesreuther Zwergen Speise zugetragen — derselbe Zug, der sich vielfach bei anderen Zwerghöhlen und namentlich bei den südbayerischen wiederholt, und ebenso erstattet hier eine Zwergin das von einem ackernden Bauern für ihre hungrigen Kinder geborgte Brot in derselben Weise zurück, wie sie von anderwärts berichtet wird, — sie brachte einen von ihr frisch gebackenen Kuchen, auf ein weißes Tuch gelegt, das sie am Feldraine ausbreitete. Und als Beweggründe zu dem bevorstehenden Abzug der Zwerge nennt das Zwergweibchen die Aufrichtung so vieler Hammerwerke, wodurch sie beunruhigt würden, dann aber auch das um sich greifende Schwören und Fluchen und die Sabbatsentheiligung — die „Bosheit der Welt", welche die Zwerge auch anderwärts beklagten.

Genaue Beschreibungen einer Anzahl künstlicher Höhlen in Oberbayern mit Abbildungen finden sich im II. Bande der „Beitr. z. Anthrop. und Urgesch. Bayerns", eine sich auch auf die Oberpfalz (und Ober- und Niederösterreich) erstreckende Abhandlung von A. Hartmann schließt sich solchen im VII. Bde. derselben Zeitschrift an.

Diesen Schilderungen gegenüber seien nun auch die nordbayerischen — die vogtländischen — Zwerghöhlen näher betrachtet.

Den heutigen Bewohnern von Marlesreuth ist von dem eben behandelten Zwergloche nichts mehr bekannt; es konnte daher auch trotz aller Bemühungen neuerlich nicht wieder aufgefunden werden.

Letzteres gelang jedoch bei dem von Goldfuß und Bischoff in deren „Phys.-stat. Beschreibung des Fichtelgebirges" erwähnten Zwergloch an der Regnitz unweit Döhlau, und der Güte zweier Freunde der Sache, der Herren Studienlehrer Dr. Linhardt und Reallehrer Ullrich zu Hof, verdanke ich folgende im Jahre 1888 erhaltene Mitteilungen: Dieses Zwergloch ist 23 m lang, 1,40 bis 1,60 m hoch und ebenso breit. Zwei Feuerungsstätten fanden sich darin, in dem am Eingang aufgehäuften Erdreich eine Perle, nach Ansicht des Herrn Ullrich von imitiertem Bernstein, und eine Messerklinge, die neuzeitlich zu sein scheint. Der Innenraum der Höhle wurde einer gründlichen Durchforschung noch nicht unterzogen.

Ein ähnlicher Erdgang, beim Eisenbahnbau am rechten Saaleufer unweit Moschendorf angeschnitten, bis jetzt aber unbeachtet geblieben und einer besonderen Benennung entbehrend, wurde durch die beiden oben genannten Mitforscher nun gleichfalls in Augenschein genommen. Derselbe — 2 m über dem Saalespiegel gelegen, anfänglich je ca. 2 m hoch und breit, dann enger werdend, und 56 Schritt lang — sei um deswillen sofort den Zwerghöhlen angereiht, weil er wie die Höhle von Baidlkirchen in Oberbayern und die Alraunhöhle bei Schwarzach, Niederbayern, Sitzbänke (aus aufgeschichteten Steinen) enthielt, die sich eine Strecke weit an beiden Seiten hinzogen. Inzwischen ist die Höhle auf anderseitige Anordnung ausgeräumt und dabei leider auch dieses Charakteristikum entfernt worden.

Weiter und besonders anzuführen ist das „Quarkloch" bei Meierhof, Bezirksamts Münchberg. Wie die genannten Erdhöhlen gegen die Regnitz und Saale, öffnet sich das Meierhofer Zwergloch an steilabsinkender Halde gegen einen Wasserlauf, die Selbitz. Der in mauerwerkähnlich geschichtetem Hornblendegneis befindliche 2 m breite Eingang ist mit eingeschwemmter Erde angefüllt und gestattet zur Zeit nur ein Eindringen bis zu 3 m Tiefe. Bis dahin ist die Höhle 1,10 m hoch und 0,70 m breit, früher habe man jedoch „mit einem Fuder Heu" einfahren können — eine Übertreibung, die ein Blick auf die Umgebung der Öffnung sofort widerlegt. Die einstige Zugänglichkeit des Quarkloches ist indessen durch den Umstand belegt, daß zu Kriegszeiten die Bewohner von Meierhof in solchem sich verbargen — auch das Schwedenloch bei Schwarzach, Niederbayern, wird als Zufluchtsort bezeichnet — und erst vor wenigen Jahren ist ein alter Mann gestorben, der (bei dem Franzoseneinmarsch im Jahre 1806) im Quarkloch geboren war. Unartigen Kindern wird, wie bei dem Razelloch zu Neukirchen-Balbini, Oberpfalz, mit dem Quarkloch gedroht. Wie in Schwarzenfeld, Oberpfalz, eine Gans in den Erdgang eingelassen wurde, die man unter dem Altar der Kirche zu Kemnat schreien hörte, wie Ähnliches im Gange zu Baidlkirchen, Oberbayern, sich ereignete, so ließ man hier eine Gans in das Quarkloch, die am Altar der Kirche zu Ahornberg, eine Stunde nordöstlich von Meierhof, zum Vorschein kam. (Hat man dereinst den bekannt gewesenen einen Ausgang mit Kapellen später Kirchen, überbaut, wie dies an Opferplätzen, heiligen Quellen ꝛc. geschah, weil die von einer andern, sonst unbekannt gewesenen Öffnung dieser Erdgänge eingelassenen Tiere unter dem „Altar von Kirchen" wieder erscheinen?) In das Strazelloch in Giebenberg, Oberpfalz, hat man, mit der gleichen Wahrnehmung, durch die zunächst die Länge dieser Höhlengänge dargethan werden will, eine mit einer Rolle behangene Katze gesteckt, in die Höhle zu Geisenhausen, Niederbayern, einen Hund.

Die Erdhöhlen von Marlesreuth, Döhlau und Meierhof tragen ausdrücklich die Benennung „Zwerglöcher". Wie aber in Südbayern derartige Gänge von der gleichen Beschaffenheit wie die Wichtelnlöcher nicht immer einen sie als solche bezeichnenden Namen haben, so wären auch hier außer der Moschendorfer Höhle noch weitere namenlose Erdgänge anzuführen, deren natürlicher Ursprung zu bezweifeln ist und die auch nicht zu Bergbauzwecken entstanden zu sein scheinen. So schrieb mir Herr Reallehrer Ullrich über eine nächst der Lamitzmühle am linken Saaleufer befindliche Höhle: „Dieselbe liegt ca. 1 m über dem Saalespiegel hart an dem steilansteigenden Ufer. Kriechend gelangt man in die Höhle. Nach ca. 5 m zurückgelegten Weges kann man aufrecht stehen. Am Ende des Eingangs, da, wo die Höhle am höchsten und breitesten ist, findet sich eine nischenartige Erweiterung, und vor derselben liegt ein breiter, flacher Stein mit rauher Oberfläche, der aus ganz anderem Gestein als das der Höhle besteht.

Von hier aus biegt dieselbe senkrecht ab und zieht noch 10 bis 11 m fort. Diese Fortsetzung hat eine wechselnde Höhe von 1,50 bis 2 m; die Breite beträgt ca. 2 m. Deutlich kann man die künstliche Bearbeitung der Höhle erkennen. Die Annahme, daß sie gegraben worden, um allenfalls Erzgängen nachzuspüren, ist aus unzweifelhaften Gründen ausgeschlossen; zieht doch die Höhle in ihrem zweiten Teile fast parallel mit der Felsenwand, ca. 5 m von ihrem Abfalle zur Saale. Mich mutete die Höhle an, als ob man es hier mit einer uralten Kultusstätte zu thun habe. Sicher ist sie gegraben worden, um vorübergehend oder auf längere Zeit Menschen, die verborgen bleiben wollten, zu beherbergen. Einen Namen hat diese Höhle nicht. Sagen darüber scheinen nicht zu existieren."

Ebenso ist der in den Kirchberg westlich von Helmbrechts eingetriebenen Erdgänge zu gedenken, die sich von den Kellern der Anwohner in die Bergestiefe fortsetzen. Einer derselben wird zu der Gründung von Helmbrechts in Beziehung gebracht. (Siehe Seite 335, Nr. 28 des „Bayerland" II. Jahrg.) Ein anderer beherbergt eine arme Seele, die nicht zur Ruhe kommen kann, bis auf dem Kirchberg ein Baum gewachsen, dessen Holz eine Wiege gab, in der ein Kind ruhte, das sie erlösen wird. Wohl wuchs auf dem Kirchberg ein Baum, eine Wiege aber wurde nicht aus seinem Stamm geschnitten; vor Jahren schon hat ihn der Blitz zerschmettert. Man hört von diesen Höhlen, sie seien teilweise so geräumig, „daß man mit einem geladenen Wagen in dieselben fahren und darin umkehren kann. Ihr Ende ist noch nicht gesucht worden, da Stickluft das Vordringen in denselben hindert. Die Unergründlichkeit der geräumigen Keller oder kellerartigen Gänge hat von jeher die Menschen mit Schauer erfüllt und abgehalten, weiter vorzudringen. Wann sind solche Öffnungen entstanden? Wer vermag solches zu sagen? So viel steht indessen fest, daß Menschenhand sie gebaut, da die Bodenart hier nicht wie an anderen Orten, z. B. in der Fränkischen Schweiz, Höhlen und Klüfte zugelassen hat. Es muß also lange vor der Zeit, aus der uns einzelne Nachrichten und Erinnerungen geblieben, ein Menschengeschlecht die Gegend bewohnt haben, über dessen Gepflogenheit uns jede Notiz fehlt." („Sagen aus dem Frankenlande." Von unbekannter Feder.)

Wird es der Wissenschaft je gelingen, den Schlüssel zu dem hier vorliegenden Rätsel zu finden? Wird früher oder später ein glücklicher Zufall dies ermöglichen?

Kleine Mitteilungen.

Züge bayerischer Tapferkeit. In der furchtbaren Schlacht von Polozk (18. August 1812) stürmte das 9. bayerische Infanterie-Regiment den auf einer Anhöhe gelegenen Edelhof Prismenitza; der Zugang war durch Gräben und Hecken erschwert, die russische Infanterie lag hinter sicherem Verhau. Der Sergeant Bernhard Fiedler von Bamberg war der erste, der die Höhe gewann und die Verschanzung überkletterte, aus der die russische Artillerie so viele seiner Kameraden zu Boden gestreckt hatte. Im Übereifer hatte er gar nicht bemerkt, daß ihm kein Gefährte gefolgt war. Er sah sich allein mitten unter der feindlichen Besatzung. Die Geistesgegenwart verließ ihn nicht, mit donnernder Stimme rief er den Russen zu, sich zu ergeben. Die Keckheit des einzelnen Mannes wirkte auf die Russen so verblüffend, daß sie zu feuern aufhörten, aber im Augenblicke dieser kurzen Unterbrechung kletterten schon die übrigen Offiziere und Soldaten des 9. Regiments die Höhe heran und vollendeten die Eroberung des wichtigen Punktes.

Bayerische Nationaltrachten. Wir sahen bei dem Gruppenbilde des Bezirksamtes Schongau altbayerische und schwäbische Trachten gemischt. Das gleiche Schauspiel bietet sich, und zwar in fast noch schärferem Gegensatze, bei der heute dargestellten Gruppe des Bezirksamtes Landsberg. Wir sehen drei verschiedene, in ihrer Erscheinung von einander streng gesonderte Frauentrachten. Die mittelste Figur, eine Bauersfrau aus Ummendorf, mit der Pelzmütze, zeigt jene prachtvolle Tracht, welche wir bei Schongau bewunderten. Auch die schwäbische Reginahaube erscheint — sechs Gemeinden des Bezirksamtes liegen am linken Lechufer und tragen ausschließlich schwäbisches Gepräge. Ihre Mundart hat längst den Lech überschritten und ist vielfach siegreich in das altbayerische Sprachgebiet eingedrungen. Das Paar in schwäbischer Tracht entstammt dem Dorfe Unter-Igling, einer wohlhabenden, schmucken Ortschaft mit freundlicher herzgewinnender Bevölkerung. Wir schreiten zur Beschreibung der Tracht, die wir leider als „einstmals" ortsüblich bezeichnen müssen. Die Reginahaube, welche wir bereits von Zusmarshausen kennen, zeigt hier eine noch umfangreichere Ausbreitung des Goldfächers; das Halstuch, der „Goldspitz", weist dieselbe Vorliebe für lila und violett, das heitere Flachland wob in die Randborte bunte Blumen. Die Halskette wird nicht an den Schultern befestigt, sondern das Kreuz wird in der Mitte getragen. Unter dem „Goldspitz" breitet sich das „Goller" aus, dessen Spitzen und rote Seidenbändchen hervorsehen müssen. Rock und Jäckchen sind ein Stück aus schwerem dunkelgrün und schwarz kariertem Atlas. Die Ärmel sind vom Oberarm bis zum Ellbogen eng gezogen und fangen von dort an, sich stark aufzubauschen. Der Atlasschurz ist schwarz und rot. Ein Haken an der Seite hält die große, silberne, mit Thalern und sonstigen Schaumünzen behangene Kette, welche sich, entgegen dem altbayerischen Gebrauche, nicht um die Brust, sondern um die Taille schlingt. Der Mann trägt den Dreispitz, dessen Hinterkrempe nach Bedürfnis herabgelassen oder hinaufgestülpt werden kann, wobei sie durch eine Schnur an einem in Mitte des Hutes befindlichen Knopfe befestigt wird. Der Rock mit Stehkragen ist aus blauem Tuche, mit silbernen Knöpfen geschmückt, die Weste von Scharlach mit hohen silbernen Knöpfen. Die Lederhose reicht bis zum Knie; blaue Zwickelstrümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen vollenden das Kostümbild.

Nun zur Haupttracht des Bildes, welches uns durch zwei Frauen zur Linken und zwei Mädchen zur Rechten vorgeführt wird. Sie ist noch nicht völlig verschwunden und hat nach dem Bezirke, in dem sie sich am längsten erhielt, den Namen „Dachauertracht" bekommen. Sie zählt zu den merkwürdigsten Volkstrachten. Schon der Kopfschmuck ist eigenartig und kompliziert. Um das glatt gekämmte, in der Mitte gescheitelte Haar schlingen sich zunächst zwei rote Seidenbänder, über dieselben kommt ein Häubchen von schwarzem Moiree mit handbreitem durchsichtigen, leicht gewebten Spitzenrande; an der Seite hinter den Ohren fallen zwei Goldbänder herab, deren Filigransterne mit bunten Steinen verziert sind. Der Scheitel des Häubchens zeigt sehr hübsche Blumen in erhabener Silberstickerei. Über Häubchen und rote Bänder wird abermals in zierlicher Masche eine gezackte Moireebinde geschlungen. Wieder einzig in seiner Originalität ist das Halstuch, ein schweres Seidentuch, welches in der Mitte in seiner vollen Breite frei ist, während je die beiden Enden zusammengefaßt, ihre Falten in einer Goldborte vereinen, an welche zwei große Buckelschließen von feiner Ornamentik, Gold auf Silber, angefügt sind. Dem Tuche folgt das Goller, auf hellgelbem Atlas Goldstickerei, in den

Ecken farbenreiche Seidenblumen. Das Jäckchen geht kaum zur Hälfte des Rückens, bleibt auch vorn offen, und nur durch ein reich gesticktes Band mit Häkchen werden die beiden Halsenden zusammengeheftet. Die Ärmel sind an der Achsel nahezu monströs aufgewulstet und so dicht wattiert, daß ein Säbelhieb nicht durchdringen würde. Sie werden am Vorderarme eng und schließen am Handgelenk mit breitem Goldbesatze ab. Der Stoff des Jäckchens ist überaus prächtig; auf schwerstem schwarzen Atlas heben sich Blumenstickereien hervor, kornblaue und dunkelrote Blumen, die in der Zeichnung der Kornblume ähneln. Die Blätter und Stengel sind von tief goldgelber Seide gestickt. Dasselbe liches hellgelbes seidenes Mieder mit Tragbändern genäht, welches auf dem Rücken, den ja das kurze Röckchen freiläßt, sehr schöne Stickerei zeigt, in das helle Gold tritt wirksam ein schwarzer Halbmond aus Sammet mit Silberstickerei. Über den grünen Wollrock kommt ein zweiter aus schwarzem Stoffe, dieselbe Masse von Stoff, dieselben unzähligen Falten; auch er ist unten handbreit rot, gelb oder orange besetzt. Die Strümpfe sind gewirkt und die Schuhe Maschenschuhe altertümlichster Form. Besondere Sorgfalt ist dem Schurzbande gewidmet; wie ein breiter Gürtel zieht sich um die Taille ein goldgesticktes Band, an dasselbe heften sich durch Häkchen zwei breite lange Seidenbänder, Blumen auf dunklem



Nationaltrachten aus dem Bezirksamte Landsberg.

Muster wiederholt sich bei dem Schurze, oft sind bei demselben einfachere Muster als wirksamer Gegensatz beliebt. Das Jäckchen trägt an beiden Seiten je fünf Knöpfe, Silberzwanziger, an den Rändern selbst sind zahlreiche Häkchen, an welchen das kostbare, vielkettige Geschnür befestigt wird, mit welchem sich die Brust bepanzert, welche überdies noch durch den uns durch die Beschreibung unserer ländlichen Kostüme wohlbekannten „Vürsteck" beschützt ist. Er besteht hier wieder aus Goldbrokat, seine Form ist elegant, fast lyraförmig. Das merkwürdigste Stück des Kostüms ist der Rock, richtiger gesagt, die Röcke. Der erste Rock besteht aus schwerem, dicken grünen Wollenstoffe; etwa 25 Ellen Stoff sind in unzählige Falten gelegt, welche, oben zusammengefaltet und übergenäht, einen riesigen Wulst bilden. Hellrotes, gelbes oder orange Tuch bildet den Besatz. Der Rock gleicht einer großen Glocke und drückt durch sein Gewicht die Trägerin fast zu Boden (die beiden Röcke repräsentieren ein Gewicht von 30 kg). Er ist an ein zierMuster gestickt; diese Bänder werden in eine Masche geschlungen und fallen dann nach beiden Seiten tief herab. Die beiden Frauen sind aus Wabern und Penzing, die Mädchen von Eppenhausen und Wallershausen.

Wir schuldeten diese ausführliche Beschreibung einer so merkwürdigen Tracht. Selten hat die Göttin Mode etwas Launenhafteres erfunden. Das Kostüm bürdet der Trägerin eine Last auf, die ungefähr den Beschwerden entspricht, welche eine schwere eiserne Rüstung und ein herabgelassenes Visier dem stärksten Manne verursachen. Und dennoch haben wenige Trachten so lange konservative Erhaltung gefunden wie diese. Die Gesundheitslehre freut sich über ihr Verschwinden, der Freund des Volkstümlichen bedauert es.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Fatime.

Historische Novelle von **Karl Dazenberger**.

(Fortsetzung.)

Auch der Kurfürst war in dieser Absicht von München hergereist, und als am frühen Morgen bei frischer Ostluft die hellen Glocken des Augustinerhospizes, das mit dem Gnadenorte verbunden war, überallhin über den See festlich ertönten, gab Max Emanuel Befehl zum Aufbruch, und bald hatte sich die ganze ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft des Hofes in den großen Schiffshütten versammelt. Der Anker des „Bucentaur" wurde gelichtet, und dahin schwamm ruhig gleitend der prachtvolle Rival des venezianischen Staatsschiffes, nach dessen Muster die bayerische Galeere von italienischen Händen gebaut war. [1])

IV.

Pandolfo war längst in „Berg" gelandet, als die kurbayerische Flottille dahin zog. Er stand unter der Menge Land- und Stadtvolkes und sah der Ankunft des schwankenden „Bucentaur" entgegen. Es schien jedoch, als ergötzte ihn mehr die Verwunderung und Lust der Umstehenden, als daß ihn der Anblick, den er eher gleichgültig dahinnahm, befremdete. Die Gondeln fuhren eilfertig bis ans Gestade, zuerst die Kämmerlinge landend; aber die Galeere selbst warf in kleiner Entfernung Anker, und die behenden Gondeln, unterdessen in den See zurückgekehrt, bemühten sich hierauf, den Kurfürsten und seinen Hof ans Land zu setzen. Aller Augen waren auf jenes Schiff gerichtet, welches Maximilian Emanuel und seine fürstliche Gemahlin herübertrug, und der Prälat des klösterlichen Wallfahrtshospizes von Aufkirchen stand bereit, ihn würdig zu empfangen.

Auch Pandolfos Blicke waren dahin gewendet; aber welche Überraschung, als er plötzlich aus der Gondel ein junges Mädchen in morgenländischer Tracht und von wunderbarer Schönheit springen sah. Ein Kleid von dunkelblauer Seide, mit Goldblumen durchwirkt, umschloß eng den schlanken Leib, der sich wie aus einem Blumenkelche emporhob, und ein hohes blendend weißes Linnentuch, welches sich nach phrygischer Sitte als Kopfputz über ihrem Haupte, mit juwelenbesetzten Windungen in eine Spitze zusammenlaufend, erhob, verlängerte die zarte Gestalt der Unerwarteten. Magisch ergriffen starrte der Venetianer auf sie hin, und hörte nicht die von mehreren gesprochenen Worte: „Die schöne Heidin! Seht die schöne Türkin!" Er sah nur, und sah, wie sie dem Kurfürsten zum Aussteigen anmutig die helfende Hand bot, und bald darauf war sie in dem zahlreich glänzenden Gefolge, das nunmehr teils zu Fuß, teils in Karossen und wohl auch in Sänften den Berg hinaneilte, verschwunden. Pandolfo hatte hierüber selbst das Herrscherpaar übersehen, und nicht bemerkt, daß Maximilian Emanuel im Vorübergehen seiner, des Fremden, besonders und fest wahrgenommen hatte. Pandolfo glaubte zu träumen. Als er von diesem inneren Erbeben erwachte, befand er sich fast ganz allein, und sein Schiffer näherte sich ihm mit der Frage:

„Nun, sucht Ihr denn nicht den alten Herrn Schiffsbaumeister auf? Er ist auf dem ‚Bucentaur' zurückgeblieben soll ich Euch überführen, Herr?"

[1]) Wir werden in gesonderter Schilderung Bild und Beschreibung des stolzen Schiffes bringen, das einst die Wogen des Sees durchfurchte.

Erst jetzt wurde dem Italiener seine Lage wieder völlig klar, und, kurz vorher nicht wissend, was er thun und wohin er folgen sollte, ergriff er augenblicklich den Rat des Fährmannes und schiffte sich nach dem vor Anker liegenden „Bucentaur“ ein. In wenigen Sekunden hatte er auch denselben erreicht und stieg an der einen Treppe am Hinterteil der Galeere gemächlich empor auf die Galerie und von da auf das oberste Verdeck, wo bald auf sein Verlangen Francesco Zanti vor ihm stand. So überfüllt vor kurzer Zeit das Schiff war, so leer war es jetzt, und es konnten Signor Francesco und Pandolfo ohne Zeugen laut mit einander sprechen.

Francesco, ein Mann von ungefähr 60 Jahren, mit ausdrucksvoller, jedoch etwas verfinsterter Miene, erschien in blausammetnem kurfürstlichen Hofkleide, das ganz nach damaliger kurfürstlicher Sitte geschnitten war.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte er ziemlich mürrisch.

„Ich bin ein Landsmann, Italiener und noch dazu Venetianer“, antwortete Pandolfo in seiner Landessprache.

„Va bene“, erwiderte der bayerische Schiffsbaumeister verdrießlich, „ich kenne das; was wollt Ihr, was führt Euch her zu mir?“

„Signor Francesco, ich bin Euer Verwandter.“

„Verwandter?“ fragte jener. „Ei was, wohl von der dreißigsten Sippschaft! Weiß man schon in Italien, in der selbstsüchtigen Venetia, daß Francesco Zanti einige harte Thaler hat, und glaubt man ihn schon so alt, daß man ihm die Verwandten auf den Hals schicken darf?“

„Verzeiht“, redete Pandolfo mit gleich sanfter Stimme fort; „Signore, verzeiht, ich bin Euer Neffe.“

„Ich hatte nur eine Schwester, lebt sie noch?“ fragte Zanti, und sein Wesen wurde gütiger.

„Sie lebt noch“, versetzte Pandolfo, „die Arme lebt noch, hier sind Briefe von ihr, hier ist ihr Sohn! Nicht um Reichtum zu erben, bin ich hierher gereist; ich wußte nicht einmal, ob Ihr, mein Oheim, noch am Leben. Dreißig Jahre lang habt Ihr meiner Mutter geschwiegen, und nur von Zeit zu Zeit brachte der Ruf nach Italien, daß Ihr in Deutschland in großem Ansehen stündet. Ich suche kein Geld, da ich Euch gefunden habe, nur Euren Schutz bedarf ich, ich erflehe ihn. Euren väterlichen Schutz werdet Ihr im Angesichte des Himmels der mich hierher geleitet, einem verfolgten Jünglinge nicht verweigern!“

„Deine Mutter hat viel Kummer, Pandolfo! das seh' ich aus ihren Briefen“, fuhr Signor Francesco fort. „Was mußte sie wider meinen Rat einen Bettler heiraten? Siehst Du, Pandolfo, das vergaß ich ihr nie. Und Du bist das Kind dieser Ehe? Bist Soldat gewesen? Schicksale gehabt?“

„Oheim, diesen Ton ertrag' ich nicht!“

„Nun, so will ich Dich willkommen heißen. Setze Dich. Was brauchst Du, welchen Schutz verlangst Du?“

„Erlaubt mir, Signore Francesco“, begann, am Steuerruder sitzend, hierauf der Neffe seine Erzählung, „erlaubt mir, Euch alles sagen zu dürfen. Mein Vater starb früh und ich ließ mich für den Kriegsdienst unserer Republik Venedig anwerben; damals zählte ich 17 Jahre, und es ist eben acht Sommer gewesen, daß ich mit dem Helden Morosini in die griechischen Gewässer zog. Zweihundert Segel führte der Admiral nach Morea. Ihr habt gewiß gehört, daß wir vor Navarino, Argos, Lepanto und endlich vor Athen kämpften; die Republik hat keine berühmteren Seeschlachten geschlagen, als die, welche Morosinis siegreiche Fahnen in dieser Zeit bezeichneten. — Herr, ich war überall dabei und habe das Schiffshandwerk tüchtig und mit Ruhm kennen gelernt; dafür wurde ich auch von Morosini selbst nach der Schlacht bei Lepanto zum Offizier der Marine ernannt.

„Brava, mein Junge!“ fiel hier der erstaunte Schiffsbaumeister seinem Neffen in die Rede: „so hast Du Morea und Athen erobern helfen und die Türken zu Wasser in derselben Zeit vertrieben, während mein Durchlauchtigster Kurfürst zu Lande den Großvezier Kara Mustapha vor Wien und den Soliman vor Belgrad heldenmütig geschlagen hat. Ich werde Dich bei Hofe vorstellen, aber vollende Deine Geschichte.“

„Signor Francesco, Ihr müßt wissen“, fuhr Pandolfo fort, „der tapfere greise Feldherr Morosini ward nach vierjährigen Siegen zu großen Ehren und Triumphen nach Venetia zurückberufen und zum Dogen gewählt. Wir blieben indessen auf Morea; aber die Türken verstanden es, nach Niederlagen sich wieder zu erheben, und ein neuer Vezier, Mustapha mit Namen, sandte uns nach Candia eine neue türkische Flotte entgegen. Morosini kehrte zur Armee zurück, aber der 70jährige Greis starb zu Nauplia, und Antonio Zeno übernahm den Oberbefehl der Marine. Vor der Insel Scio, die wir zuerst genommen hatten, kam es zu einem blutigen Seetreffen. Gegen den Rat seiner Offiziere hatte der unfähige Zeno zu lange gezaudert; unsere Vortruppen blieben die längste Zeit mit der ganzen türkischen Flotte handgemein, und als die venezianische Gesamtmacht ihnen endlich zu Hilfe eilte, war es zu spät, wir hatten 2000 Mann verloren, und unsere drei größten Schiffe flogen in die Luft. Scio wurde aufgegeben, und die christlichen Hellenen auf dieser Insel der Rache der Barbaren überlassen. Mit Schrecken erfüllte diese traurige Nachricht die Signoria zu Venedig. Abgesandte kamen nach dem Archipel, und infolge eines Spruches derselben nach Kriegsrecht wurden Antonio Zeno, die Obersten Querini und Pisani, dann zehn durch das Los gewählte Offiziere — denn alle hielt man für schuldig — ihrer Freiheit beraubt und in Ketten nach Venedig zurückgebracht. Mein Oheim, auch mich hatte dieses harte Schicksal getroffen. Die Ehre vieler Siege, woran ich in acht Jahren teil hatte, wurden von dem undankbaren Staate schnöde der Entehrung geopfert. Zeno starb auf der Überfahrt. Wir anderen gingen zwischen den Säulen auf der Piazetta hindurch in den Kerker der Staatsinquisition. Unser Schicksal war nicht zweifelhaft. Die Republik verzeiht keine Niederlage. Sie wollte ein Beispiel aufstellen. Aber, ehe wir vor den Kriegsrat der ‚Zehn‘ gefordert wurden, fand ich durch meine arme Mutter Mittel, zu entfliehen. Ich floh über die Alpen, unbekannt mit den Wegen, mit der Sprache, hilflos in allem, nur mit dem Gedanken an Euch beschäftigt, ob Ihr, mein guter Oheim, noch lebet, und daß Ihr mir sicher Schutz und Obdach gewähren wollt.“

Man hätte auf Francescos Stirn deutlich bemerken können, wie bei diesen letzten Worten das von Natur aus düstere und eigensüchtige Gemüt des Alten, das einige Augenblicke erheitert gewesen, sich wieder verfinsterte. Er stand auf und überlegte bei sich schon im Geiste die möglichen Unannehmlichkeiten, die ihm etwa erwachsen könnten. Um so weniger

ermüdete Pandolfo und schloß seine Mitteilungen mit begeistertem Nachdrucke.

„Nein“, sagte er, „Ihr werdet keinen Augenblick zögern, Eurem unglücklichen Neffen Eure Hilfe zu schenken. Der Kurfürst hat Mitleiden für Geopferte. Bedenkt, was ich gelitten habe; vor fünf Monaten schuldlos auf der Rhede von Scio in Ketten gelegt, nach Venetia geschleppt, über das Gebirge verfolgt, eine trostlose Mutter nach langer Trennung nur wiedergesehen, um vielleicht auf immer von ihr zu scheiden — und jetzt, wo ich einen sichern Port gefunden zu haben glaube, wo mir — ja, Oheim, ich leugne es nicht — wo mir eine himmlische Erscheinung entgegentrat, wie die ersehnte Göttin des Glücks und der Rettung, ein Mädchen“ —

„Ein Mädchen, himmlische Erscheinung?“ unterbrach schnell Francesco Zanti den Schwärmenden, „welche meinst Du damit, Junge?“

„Die mein ganzes Herz entzündet hat, strahlend in ätherischer Schönheit, keine Jungfrau des Landes, eine Traumgesehene, die mich an das Lager der Besiegten des Peloponés mahnt, eine Orientalin.“

„Genug, ich verstehe Dich“, versetzte ernsthaften Tones der alte Schiffsbaumeister; „Pandolfo, Du willst von Liebe sprechen, Du hast die junge Türkin gesehen und glaubst deshalb, einen sichern Port zu finden! Hüte Dich, Deine Augen auf sie zu werfen, oder mein Haß und meine Verfolgung werden Dich statt meines Schutzes treffen; denn wisse, Unerfahrener, jene reizende Orientalin — sie ist meine Verlobte, meine Braut.

„Hahaha“, lachte Pandolfo, den 60jährigen Oheim betrachtend, und sprang plötzlich unwillkürlich von seiner Betrübnis und Schwärmerei in mitleidige Ironie über. — „Haha, Ihr scherzt, mein edler Herr! Bleibt bei dem Junggesellenstand, Signor Francesco; sie wird Euch nicht lieben.“

„Unverschämter Kriegsabenteurer“, erzürnte sich der Oheim; „suchst Du damit mein Herz zu gewinnen? Sie wird, sie muß mich lieben; denn, höre es wohl, Emerentia, meine Braut ist des Kurfürsten Sklavin.“

„Und der Herzog gebeut es?“ fragte mit verändertem Tone Pandolfo.

„Seine Kurfürstliche Durchlaucht wünschen die Heirat“, erwiderte Francesco.

„So lebt wohl, Oheim“, rief wehmütig der Jüngling, und eilte rasch schiffabwärts über die Galerie in das unten harrende Boot, das ihn ans Land zurücktragen sollte. Er that dies, als ob er sich selbst bestrafen wollte. Der alte Schiffsbaumann blieb verwundert stehen.

V.

„Des Kurfürsten Sklavin!“ Diese Worte warfen das Traumbild des moreotischen Seeoffiziers nieder. Er dachte an die gefangenen Weiber türkischer Schiffe und glaubte, den ganzen Zusammenhang zu ahnen. Dessenungeachtet riß ihn die blendende Schönheit der Entfernten hin, und er eilte die Berghöhe hinan, durch den dichten Buchenwald seine ungeduldigen Schritte lenkend. Bald befand er sich inmitten einer betenden Volksmenge, die am frühen Morgen, wohl auf 100 Einbäumen (Kähne, aus einem Baume [Eichenholz] gemacht) von allen Seiten des Sees herbeigeschifft gekommen waren. Die wunderthätige Kirche war kaum groß genug, den Kurfürsten und seinen unmittelbaren Hofstaat zu fassen, und so lagerten — ein erhebender Anblick — Tausende auf dem daranstoßenden Kirchhofe und dem nächsten grünen Raume, der in die Runde von glänzendem Laubwerke umschlossen war. Als Pandolfo sich näherte, hatte sich eben alt und jung auf die Kniee geworfen, und während die Glocken zur Wandlung läuteten, sang eine engelreine weibliche Solostimme: »Sanctus Deus Zabaoth« aus der Kirche, daß es durch die geöffneten Thüren und Fenster weithin über die Wiesenflur bis in den schweigenden Wald erklang und bei der Unsichtbarkeit der Sängerin wie vom Himmel tönte.

„Das ist der lieblichen Türkin Stimme, Gunibald!“ sagte nach einer lautlosen Pause ein Jägersmann zu dem uns wohlbekannten Fischer, der sich auch in Aufkirchen eingefunden hatte; ist das ein Wunder zu hören, Freund?“

„Du redest wohl im Scherz“, erwiderte Gunibald; aber der herrschaftliche Jäger beteuerte es laut, und fuhr fort: „Sie ist ja Christin, getauft, und in unsere allein seligmachende Kirche aufgenommen. Ich kann Euch das alles genau erzählen. Der Kurfürst ließ sie bei den englischen Fräulein in München erziehen, und da hat sie singen und alle schönen Künste gelernt. Man vermutet, daß sie von vornehmer Herkunft sei; denn, weißt Du wohl, Gunibald, Se. Kurfürstliche Durchlaucht haben sie bei dem Entsatz vor Wien Anno 1604 als ein zehnjähriges Mädchen in dem Gezelt des Großveziers, das unserm gnädigsten und tapfern Herrn mit vielen Schätzen zu teil geworden, gefunden und als ihre Beute mit nach Bayern genommen.“

Während dieser Erklärungen war Pandolfo seinem freundlichen Gastwirt Gunibald, den er sogleich wieder erkannte, nahe gekommen, und viele andere gesellten sich bei und hörten die Worte, womit der durch die sichtbare Neugier nur um so mehr ermunterte Jägersmann seine Rede schloß: „In München wurde die kleine, schöne Muselmannin, wie schon gesagt, sub conditione, versteht mich, das heißt, daß sie nicht schon getauft sei, getauft, und der Kurfürst Maximilian Emanuel, sowie die hochselige Kurfürstin Marie Antonie nahmen sie beide sogleich in besondere Affektion. Man erfuhr von ihr nur so viel, daß sie im Türkischen Zaire hieß, mehr aber, wer ihre Eltern, und wie sie in des Veziers Zelt gekommen, wußte die arme Zaire nicht zu sagen. Sie weinte bald nicht mehr; denn statt Gefangenschaft und Mißhandlung fand sie Liebe, Gespielinnen und Gesellschaft; sie wurde so munter und froh, daß es an dem ganzen Würmsee kein scherzhafteres Mädchen geben kann, und trüge sie nicht, wie das nun einmal Sr. regierenden Durchlaucht Willen, wogegen sich nichts sagen läßt, ja, trüge sie nicht die ellenhohe, linnenweiße halbe Bischofsmütze auf ihrem zarten Köpfchen, man könnte sie, weiß Gott, für ein Landskind halten.“

„Benno, hast Du denn mit ihr schon einmal geredet?“ fragte jetzt der Fischer.

„Einmal?“ erwiderte jener stolz lächelnd, „mehr als ein dutzendmal, sag' ich euch, Kameraden; sie spricht deutsch, wie unser einer, und zwar noch viel gelehrter und vornehmer; auch italienisch versteht sie vom Fundament aus, was ja die kurfürstliche Hofsprache ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Bamberger Tracht.

Von Heinrich Leher.



Es ist ein hübscher Zug der Gegenwart, daß ihr Auge wieder empfänglich geworden für die Schönheiten vergangener Zeiten, daß sie wieder empfinden lernte den Kunstsinn der Vorfahren, denselben als Muster und Vorbild bestaunt. Aber nicht allein in der Kunst und ihren verschiedenen Zweigen macht sich dies Bestreben kennbar. Auch die Trachten einstiger Tage werden nicht mehr als altväterlich bespöttelt und verlacht. Wohl ist die richtige Einsicht sehr spät zurückgekehrt, und ein allgemeines Aufleben der Volkstracht gehört in das Reich der Wünsche, der Träume. Aber die gegenwärtige, der alten Sitte so freundliche Gesinnung wird wenigstens den Vorteil haben, daß manche dem Vergessen geweihte Tracht wieder für lange Zeit gerettet ist; es gilt das hauptsächlich für die Trachten der Mädchen und Frauen. Es muß die Gunst des Augenblicks für die Wiederbelebung der malerischen Kostüme benutzt werden, winkt doch den schönen Trägerinnen der frohe Sieg weiblicher Eitelkeit, bestaunt, bewundert zu werden. — Es wäre irrig, zu glauben, daß nur die allerdings wunderhübschen Trachten unserer Oberländerinnen auch für die Zukunft ihre Beibehaltung erhoffen dürften. Auch viele fränkische Trachten verdienen Erhaltung und wetteifern durch Originalität und Farbenpracht mit denen der Töchter des Gebirges. Es ist ein weiterer Irrtum, die Möglichkeit der Erhaltung der Landestracht nur für das Land zuzugestehen; es wäre auch bei einigem guten Willen in einer Stadt möglich. Bamberg wäre in der Lage, den Beweis hierfür zu erbringen. Die eigenartige und doch so vortrefflich kleidende Tracht der alten Bischofsstadt war völlig verschwunden; der Festzug des 12. März rief sie wieder ins Dasein. Die Gruppe der Häcker, der oberen und unteren Gärtnerei von Bamberg zählte zu den hervorragenden des Zuges. Die Beteiligung an der Gruppe war eine überaus zahlreiche, die echt bayerische Gesinnung, die treue Liebe zum Königshause gab sich hier in leuchtender Weise kund.

Die Tracht, deren Beschreibung wir sofort anfügen, wirkte geradezu imponierend. Die Seltsamkeit der Form, die blendenden Farben vereinten sich zu einem überraschenden Effekte; Scharen neugieriger Bewunderer umdrängten die Bamberger in den Straßen der Residenz und wurden nicht müde, sie zu bestaunen.

Drei Korporationen hatten sich an der Bildung der Gruppen beteiligt, die „obere“ und die „untere“ Gärtnerei und die Häckerei. Würde unser Bild im Farbenschmucke prangen, so würde der Beschauer die Trennung der Gruppen selbst vornehmen können. Bei unserm Bilde tritt nur die Farbenverschiedenheit in den Frauentrachten der „Gärtnerinnen“ und „Häckerinnen“ oder „Winzerinnen“ deutlich zu Tage.

Die Tracht der Frauen erhält ihr Gepräge vorzugsweise durch die eigentümliche Kopfbedeckung: eine Flügelhaube, deren riesige Formen stolzes, imposantes Aussehen gewähren. Die den Mittelpunkt bildende Haube aus schwarzer Seide nimmt die Form eines schmalen, sich gegen oben zuspitzenden Cylinders an und wird, fast aufrecht stehend auf das Haupt gesetzt und dort mit Nadeln in dem Haargeflechte befestigt. Der elegante Schnitt gegen Stirn und Schläfen läßt das Gesicht sehr vorteilhaft hervortreten, die schwarz sammetnen Streifen, auf welche blauer Sammet mit Goldsternchen in den Ecken folgt, bilden eine liebliche Umrahmung des Gesichtes. An der Haube selbst glänzt ein Strauß aus Goldflitter. Zwei schwere spannbreite Moireebänder fallen den Rücken hinab, während rechts und links zwei eine Spanne breite und 1½ Spannen lange über Draht gebogene Moireeschleifen sich als Riesenflügel ausbreiten. Die Bänder sind an den Rändern abwechselnd mit Seidensammetfransen bewimpert. Um die Form der Kopfbedeckung recht deutlich zur Anschauung zu bringen, haben wir als Vignette die Brustbilder dreier Bamberger Mädchen beigefügt. Blumen, Früchte und Trauben bilden als Embleme des Garten- und Weinbaues die Umrahmung, im Hintergrunde hebt sich der stolze Bau von St. Heinrichs Dom empor. Als Vorlage diente das unvergleichliche Kostümwerk: „Bayerische Nationaltrachten von Felix v. Lipowsky“. Würde der große Historiker, der unerreichte Forscher und Kenner des Landes und seiner Sitten nur dies einzige Werk hinterlassen haben, es hätte gereicht, seinem Namen stetes dankbares Gedenken bei allen Freunden vaterländischen Wesens zu sichern. Die Kopfbedeckung ist Häckerinnen und Gärtnerinnen gemeinsam, dagegen ist die übrige Tracht verschieden.

Wir beschreiben zunächst das Kostüm der Gärtnerinnen. Der kurze Rock von kornblauer oder grüner Seide geht ziemlich hoch in die Taille und ist kokett unten mit rotem Bande besetzt. Er ist durch Haken an dem kurzen Jäckchen aus scharlachrotem Tuche festgehalten. Die Ärmel des letzteren sind an der Achsel gewulstet. Um den Hals schlingt sich zunächst eine kostbare Kette mit breiter Schließe. Über Hals und Brust breitet sich ein feines, zart gesticktes Spitzentuch, welches,

unter dem Häkchen gekreuzt, sich schärpenartig über den Schurz breitet. Das blendende Weiß bildet mit dem schweren dunkelgrünen oder lila Atlas des Schurzes eine angenehme Farbenmischung. Niemals fehlt die Busennadel mit dem großen Gedenkthaler. Weiße, blau gezwickelte Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen vollenden die Tracht der Bamberger Gärtnerin. Die Häckerin oder Winzerin erscheint in zarter

Bei der Tracht der Männer ist der Weste die Aufgabe zugeteilt, die einzelnen Gruppen zu unterscheiden. Die „obere“ Gärtnerei trägt gelbe, die „untere“ grüne, der Winzer rote Weste. Eine zierliche Kopfbedeckung bildet ein kleiner schwarzer Dreispitz mit aufgestülpten Krempen. Rand und Mitte sind mit kleinen gerollten Sammetquästchen bordiert. Das Hutband wird durch eine schöne silberne Schnalle festgehalten und tritt neckisch



Bamberger Nationaltracht.

Toilette: Jäckchen und Kleid à la princesse mit kurzer Taille, blaue Blümchen auf weißem Grunde, darüber eine kornblaue Seidenschürze mit schmalem grellfarbigen Rande. Über das vorn ausgeschnittene Kleid breitet sich ein großes dreieckiges shawlartiges reich gesticktes weißes Tuch, dessen Enden rückwärts an der Taille festgehalten werden. Die Winzerin trägt ein seidenes breites Schurzband von 4 m Länge, welches vorn in zierlicher Schleife geschlungen ist, deren Enden fast bis zum Fuße herabfallen. Bamberger Spezialität sind die „Stauffen“, im übrigen in Altbayern als „Handstützeln“ bekannt, aus Perlen gestrickte Handschuhe, bei denen die Finger freibleiben.

an der linken Seite hervor. Der Hals ist wohlbeschützt, um das weiße Leinentuch wird noch ein buntes Seidentuch geschlungen. Die Farben der silberbeknöpften Westen mit Stehkragen haben wir bereits mitgeteilt. Das Beinkleid von schwarzem Sammet reicht bis zum Knie, wo es mit silberner Schnalle und Silberknöpfchen befestigt wird. Die weißen Strümpfe sind blau gezwickelt, die Schuhe mit handbreiter offener Silberschnalle versehen. Der Rock mit blauem Tuche ist in der Taille hoch oben gefaßt und reicht bis zu den Waden herab, der Kragen ist breit und liegend. Die dicken Silberknöpfe verstärken den behäbigen Eindruck. Eine zierliche weiße Krause tritt beim Ärmel hervor.

Die Zeit hatte so gründlich mit den alten Kostümen aufgeräumt, daß die Herstellung der für den Festzug bestimmten nur nach Porträts und Kostümbildern sowie unter Vorlage einiger noch vorhandener Stücke erfolgen konnte.* Diese Wiederherstellung hat jedoch den thatsächlichen und augenscheinlichen Beweis geliefert, daß die Volkstracht gerettet werden kann. Es wäre unverzeihlich, wenn sie mit dem einen Tage des Festzuges wieder auf unbekannte Zeiten verschwände. Im Gegenteil, die erhabene Veranlassung ihrer Wiedererweckung sollte ein Sporn und Antrieb sein, sie für alle Zukunft als Erinnerung an den unvergeßlichen Festtag beizubehalten. Wir denken sie nicht als Alltagstracht, nicht einmal als Tracht des Sonntags oder der Feiertage; wir denken sie als den Schmuck der drei Korporationen bei jenen festlichen Anlässen, welche ein repräsentatives Auftreten der Körperschaften als solche bedingen, z. B. Prozessionen, feierliche Empfänge u. dgl. Wäre es auch nur eine beschränkte Anzahl, welche sich herbeilassen würde, das Kleid der Altvordern hierdurch in Ehren zu halten, es würde genügen, der Bamberger Tracht einen Ruf im ganzen Lande, ja weit über dessen Grenzen hinaus zu sichern. Die herrliche Frankenstadt hätte damit einen alten unschätzbaren Schmuck zu ihrer Zier hervorgeholt, um den sie alle Welt beneiden würde.

Eine Wanderung durchs Brannenburger Gebiet.

Von E. Escherich.

Von allen Plätzen meines engeren Vaterlandes hat kaum einer mich, sowohl wegen seiner wunderbaren Naturschönheit, als auch ob seiner interessanten Vergangenheit also angemutet, wie das Thal des Inn.

An den Ufern dieses Flusses, da, wo er aus dem nördlichen Tirol in das südliche Bayern tritt, stehen grüne bewaldete Berge, voll reicher Grastriften, von deren nicht allzu hohen Gipfeln sich eine freie Aussicht ins weite Land hinaus bietet.

Dazwischen springt mancher helle Bach hernieder, und seine eisigen Silberwellen schäumen lustig, bis sie ihre Wasser in den Inn tragen, der sie majestätisch weiter rollt zur Donau und endlich hinaus ins Meer.

Dort aber, wo ihr Ursprung ist, erheben sich auf grünen Höhen Türme und Mauern, die schon Jahrhunderte überdauert haben, bis sie zuletzt ein Teil geworden jener Felsen, auf deren Rücken sie erbaut sind.

Altehrwürdig ist der Boden, den schon die römischen Legionen betreten haben, als sie ihre siegreichen Adler über die Alpen trugen, der im Mittelalter viel Blut fließen sah, vergossen in wilder Bruderfehde, der Haß und Liebe, Rache und demütige Entsagung über sich hingehen sah, bis auch ihm die Zeit beschaulicher Unbedeutendheit gekommen, in die versunken, er noch heute einer neuen Glanzepoche entgegenträumt.

Dort auf der linken Seite des Inn standen einst die Festen Auerburg, Kirnstein, Brannenburg und die Perle von allen: Falkenstein.

Wer kennt nicht ihre Namen und erinnert sich nicht gern ihrer Besitzer aus dem Geschlechte derer von Andechs und Diessen, ausgezeichnet durch Reichtum und Macht, Wohlthätigkeit und ritterliche Tapferkeit?

Die alten Tannen rauschen noch wie einst im Bergwind. Jene aber, die ehedem ihren Tönen gelauscht, sind hinübergegangen, und nur in der Sage lebt noch ihr Andenken.

Und der Volksmund erzählt uns vom Tatzelwurm, der sich vom hohen Ries abgestürzt und hernach im Waldgrund gehaust, gierig nach Raub und scheußlich wie nur ein Ungeheuer der Vorzeit, bis ein kühner Held ihn erschlug; und weiter — von St. Benediktsklösterlein auf St. Peter Madron und von der Falkensteiner Leben; von der Burg Klammstein, die unterm Blitzstrahl stürzte, und von Sigbot von Falkenstein, der unter Mörderhand sein Leben verhauchte, und mit dem das altehrwürdige Geschlecht erlosch — und von Georg Frundsberg, dem goldenen Ritter, der seinen Freund Winzer im Kampfspiel erschlug — und sie spannt ihre leuchtenden Fäden vom Wendelstein bis zum Heuberg und Kranzhorn, und die Bilder, die sie drein webt, sind bald sonnig hell, bald rot von verströmtem Blut: aber sie stehen in der Gegenwart wie Riesentannen im abgetriebenen Holzschlag, voll urwüchsiger Kraft und entschwundener Herrlichkeit.

Ja, es ist ein schönes Stück Erde, das sich dorthin zieht. Noch stehen herrliche Baumriesen auf moosigem Wiesenplan, seltene Blumen blühen im Tannenschatten, und die Bäche rauschen hindurch, bald durchsichtig klar über weiße Kiesel rieselnd, bald brausend in senkrechtem Fall zur Tiefe stürzend.

Willst Du, viellieber Leser, mir dorthin folgen, so verlaß auf der Station Brannenburg die München-Kufsteiner Bahnlinie und wandere dem ein halbes Stündchen landeinwärts gelegenen Dorf gleichen Namens zu. Schier liegt der Ort versteckt hinter einer Unmenge von Obstbäumen, die im Frühling wie riesige Blütensträuße anmuten. Nur der hochaufragende Kirchturm weist die Richtung, und darüber auf ragendem Bergausläufer thront das Schloß mit seinen Gartenterrassen und Galerien.

Von dort führt der Weg am Sulzberg aufwärts nach dem eine halbe Stunde entfernt gelegenen Wallfahrtskirchlein „schwarze Lacke“.

Es ist eine köstliche Wildnis voll Birken- und Buchenstämmen, Wildrosen und Brombeersträuchern, die sich hier vor uns aufthut.

Die kleine Kapelle selbst hat nichts Bemerkenswertes, aber zehn Minuten weiter oben nach steilem Aufstieg neben einer kressereichen Quelle, finden wir eine Aussicht, welche die aufgewendete Mühe und Zeit reichlich lohnt. Da geht der Blick vom Chiemgau bis nach Miesbach und weiter; an besonders hellen Tagen ist selbst München mit seinen hochragenden Türmen in schwachen Umrissen zu erkennen. Ganz herrlich eigentümlich liegen der Siem- und Chiemsee vor uns; wie blank die spiegelnden Wasserflächen sich von dem violett-grünlichen Grund der Heide abheben. Drunten, Dir zu Füßen ruhen Dörfer, Weiler und Flecken, zahllos, aber winzig, wie die Häuslein einer Krippe.

Zwischenhin fließt der Inn im weißsandigen Bett breit und gewaltig wie die Spur eines thatkräftigen Mannes; am

rechten Ufer die Dörfer Nußdorf und Leonhartskirchen und hochragend die Burg Neubeuern und die Ruine Altenbeuern.

Wer einmal hier gestanden, wird den Ort nimmer vergessen, manch gefahrvolle Bergfahrt wird kaum von ähnlichem Erfolg gelohnt, wie er sich hier mühelos bietet.

Wir aber gehen weiter.

Auf der Höhe führt ein schmaler Wiesenpfad zum hochliegenden Weiher, von da niederwärts über den Kirchbach direkt zum Keller. Dann wieder langsam ansteigend zu St. Margareth empor, einem Kirchlein, das auf den Kellern und Mauern eines alten Schloßturmes erbaut ist; hoch oben rechts grüßt Da stürzt senkrecht über moosbewachsen Gestein das meerblaue Wasser in ein perlmutterfarbenes Becken. Fingerhut und Waldglocken wiegen sich über der Tiefe, und Farrenwedel beugen ihre gefranzten Blätter zur grüngebuchteten Flut.

Wenn dann die Sonne hoch über dem Orte steht und ihr Goldglanz schimmernde Fäden zwischen die dunklen Stämme webt, dieweil der feuchte Sprühschaum des Falles in regenbogenfarbenem Schiller verfunkelt, dann wiegen sich die Flechten des grauen Bartmooses, das an den Tannenzweigen haftet in leisem Lufthauch, und goldgrüne Libellen huschen durch die märchenhafte Dämmerung.



Brannenburg. Originalzeichnung von R. Raudner.

der Hölnstein herab: jetzt ein schmucker Bauernhof, einst der Sitz eines freien Geschlechts, dessen Haustochter der Minnesinger Hans Hesselloher seine teilweise noch erhaltenen glühenden Lieder sang: „Es taget von dem Hölenstein!"

Nun schreiten wir abwärts, an Wiesen und Waldrainen entlang bis zur Bretterschneidmühle im Grunde. Dort unten ist's buschig kühl und still — nur der Eisbach rauscht, die Forelle gleitet in seinen kristallhellen Wellen und der glückbringende Eisvogel schwingt sich blauschillernd darüber.

Wir aber wandern weiter dem Laufe des Baches entgegen.

Wieder hebt sich der Gangsteig bis zu einem kleinen, durch den Berg gesprengten Tunnel.

Bevor Du aber eintrittst, viellieber Wanderer, säume nicht, einen Blick zur Rechten in die Tiefe zu werfen. Großartigeres magst Du anderweitig erschauen, Lieblicheres nimmer.

Durch den Tunnel gelangen wir auf den prächtigsten Bergweg, der uns bald durch eine Schlucht, bald über fette Grasweiden, bald durch hundertjährigen Hochwaldbestand zu dem nächst der Herberge „Zum feurigen Tatzelwurm" rauschenden Wasserfall geleitet, der, nach vielfachen Kreuz- und Quersprüngen, in doppeltem Gefälle zur Tiefe stürzt.

Dort auf der schwindelnden Brücke, die sich über das tobende, tosende Wasser schwingt, wo die Almhütten weit unten liegen, wo der Adler allein über dem Abgrund schwebt und das Leben der Niederung erstirbt, dort geht dem Menschen erst das Verständnis wahrhaft großartiger Natur auf, und mit dem Dunst der Städte schwinden auch die kleinen Rücksichten und Thorheiten, und geläutert schwingt sich die Seele empor, dem reinen Äther entgegen.

Wie aber das Wasser des Baches zur Tiefe rinnt, so

zieht es auch uns zuletzt wieder nach den Siedlungen der Menschen, und mit den Wellen steigen auch wir nieder in die Thalfläche von Oberaudorf.

Rechts halb verborgen im Gewänd und Geklüft überhängender Felsmassen steht, oder besser gesagt, lehnt der Weber an der Wand; weiter, dem Inn entgegen, auf vorspringendem Berghügel ragen die Trümmer der Auerburg. Von jenseit des Flusses starrt das Tiroler Kaisergebirge in die sumpfige Niederung.

Aufklatschend fallen wilde Enten in das Geröhricht des Moores, während aus dem nahen Karmeliterstift Reisachs die hellen Kirchenglocken zur Vesper laden.

Wir aber setzen unsern Fuß vorwärts, unserm Ausgangspunkte Brannenburg wieder entgegen.

Hoch oben links lassen wir die Kienburg, rechts am Fuß des Kranzhornes das Kranzschloß liegen; an den freundlich winkenden Häusern von Fischbach vorüber gelangen wir nach Falkenstein.

Da liegen die Burgtrümmer der einstigen Thalbeherrscherin und das Kirchlein von St. Peter Madron, Asen, Heuberg und Wendelstein grüßen zu ihnen nieder wie zu lieben Gesellen und der Inn rauscht herauf das alte Lied wie vor Jahrhunderten, da die venezianischen Goldsucher noch allsommerlich an seinen Ufern ihr Wesen trieben.

Und weiter zurück fahren unsere Gedanken. Auf der Heerstraße, die unser Fuß einschlägt, sind einst die Legionen Roms zu uns gezogen, noch weisen die Hochäcker zu beiden Seiten den römischen Straßenbau. — — —

Wir aber beschließen heute unsere Wanderung. Doch, so Du, vielieber Leser, mit meiner Führung vorlieb nimmst, führe ich Dich ein andermal in andere Gebiete unserer Heimat; noch manches Thal lockt zu gastlicher Einkehr, noch mancher Berg reckt sein Haupt in die lichte Himmelsbläue, und ich kenne den Weg, der dahin geleitet, und rufe Dir, lieber Wandergeselle, ein fröhliches „Auf Wiedersehen" zu.

Aus dem Quellgebiet der Günz und Mindel.

Von J. Lipold-Mindelheim.

(Schluß.)

Hinsichtlich des Vorherrschens des Waldbaues, der Viehzucht und der Milchwirtschaft über den Ackerbau entscheidet die Höhenlage und damit verbunden das Klima. Je mehr man sich den Alpen nähert, desto zahlreicher sind die Einöden, desto zahlreicher und stärker die atmosphärischen Niederschläge. Die Schneemassen hindern nicht selten in den abgelegenen Gegenden fast jeden Verkehr. Man höre nur, welche Schwierigkeiten Wind und Wetter, Schnee und Kälte den Sicherheits- und Aufsichtsorganen bereiten, die Gemeinden, Brauereien und Mühlen besuchen müssen!

Zur näheren Illustration sei beispielshalber nur daran erinnert, daß man durch Oberegg, 14 km südlich von Mindelheim, fast in keinem Winter fahren kann, sondern den Weg außen vorbeinehmen muß, und daß der Humor der dortigen Burschen im Vorjahre „den Gotthardtunnel" durch Schneemassen trieb. Aber gerade diejenigen Punkte, welche ganz besonders der Herrschaft des Windes unterworfen sind, erweisen sich im Sommer als die landschaftlich schönsten. Aus ihren Schluchten brechen zahlreiche Quellen hervor, welche allenthalben die Landschaft mit neuen Reizen schmücken. Es seien nur die Orte: Obergünzburg, Ebersbach, Eggenthal, Ronsberg genannt, in deren Nähe die meisten der früher angegebenen Gewässer entspringen. Die dazwischen liegenden Höhen dienen meist der Waldwirtschaft und der Viehzucht. Soweit darauf Getreidebau noch in größerer Ausdehnung vorkommt, muß er in verhältnismäßig viel kürzerer Zeit erledigt werden, als in den anstoßenden Thälern des Flachlandes; dabei lohnt er erst noch die Mühe des Landmanns nur gering. Viel ertragsreicher ist die Viehzucht. Auf den fetten Matten weiden zahlreiche Rinder, deren Geläute weithin hörbar ist. Der Viehschlag gehört dem berühmten grauen Gebirgsvieh an, für das Sonthofen zum Bezug den Hauptmarkt bildet.

Nicht übersehen werden darf der Waldbau. Sobald tiefer Schnee die Erde deckt, regen sich allenthalben geschäftige Hände. Bäume werden gefällt, aufgeladen und den zahlreichen Bahnhöfen und Sägmühlen zugeführt. Letztere werden jahraus, jahrein entweder durch die eilenden Gewässer und auch durch die Kraft des Dampfes bewegt. Auf allen Bahnhöfen lagern unausgesetzt Mengen ihrer Erzeugnisse. Überhaupt herrscht im ganzen Bezirk ein reges gewerbliches Leben. Zeuge dessen sind die in Kaufbeuren und Mindelheim vor kurzer Zeit abgehaltenen Ausstellungen, deren Objekte den gleichartigen der Großstädte wohl an die Seite gestellt werden konnten. Kaufbeuren hat auch einen ausgedehnten Fabrikbetrieb, namentlich für die Bearbeitung der Baumwolle. Doch beschäftigt sonst durchweg die Arbeit in Feld und Wald, in frischer Luft und hellem Sonnenschein die meisten Kräfte, was das Los dieser Handarbeiter zu einem gesünderen und besseren macht, als das ihrer Brüder in den geschlossenen Fabrikräumen. Der kräftige und lebensfrohe Mensch schafft auch lieber, wenn er die Lerche singen hört und den Sonnenstrahl im Auge fühlt.

Haben wir im vorstehenden die Grundlage und die Art des Erwerbslebens betrachtet, so wäre es verlockend, den Sitten und Gebräuchen, welche aus der Natur und der Geschichte des Bezirkes sich entwickelten, jetzt ein genaues Augenmerk zuzuwenden. Allein wir fürchten, damit die Geduld des geneigten Lesers auf eine zu harte Probe zu stellen, auch reicht der uns noch zustehende Raum hierzu nicht aus. Gestattet es die geehrte Redaktion, so wird das Fehlende bald folgen.

Für diesmal möge nur noch mit wenigen Strichen auf Geschichts- und Kunstdenkmale der Gegend hingewiesen sein.

Wenig nur stammt aus der Zeit des romanischen Baustiles, darunter freilich Hervorragendes, wie die Kirchen in Oberthingau, Thalhofen und Altenstadt in der Nähe unseres Gebietes.

Besonders schön gegliedert erweisen sich die Türme zu Burk, Obergünzburg, Irsee und in dem nahen Altdorf. Romanische Taufsteine sind zu Altenstadt und Kaufbeuren zu

sehen. Ein stattliches Grabmonument ist der Steinsarg des Abtes Rupert in Ottobeuren. Als hervorragendes Werk der Goldschmiedekunst muß der Ulrichskelch zu Ottobeuren genannt werden.

Bei vielen Kirchen zeigt der Turm romanischen Stil, der Chor ist aber spätgotisch, das Langhaus noch jünger. Die romanisch angelegten Türme zu Kaufbeuren und Günzburg wurden in gotischem Stile ausgebaut.

Die Mehrzahl unserer Kirchen und Türme verrät daher die ehemals gotische Anlage, wenn auch, den Zeitläuften entsprechend, da und dort, besonders im Innern, größere oder kleinere Umänderungen beliebt wurden. Wegen ihrer Trefflichkeit seien hier nur die Gotteshäuser in Günzburg, Irsee, Kaufbeuren und Türkheim genannt. Die schöne Kirche in Mindelheim und der großartige Tempel in Ottobeuren mit seinen vielen und herrlichen Fresken entstammen erst dem 18. Jahrhundert. Die Landkirchen sind in jüngster Zeit fast überall einer durchweg gelungenen Restauration unterzogen worden. Unter denselben verdienen die in Ebersbach, Dirlewang, Kirchdorf, Lauchdorf, Pforpen, Apfeltrach und Rettenbach hervorgehoben zu werden.

Ein Prachtbau aus der neuesten Zeit, der u. a. auch ein sehr interessantes Museum birgt, ist das Rathaus in Kaufbeuren.

Eine Madonna in Irsee, Gordian und Epinach in Kaufbeuren, Tauf- und Grabsteine in Ebersbach, Irsee, Kaufbeuren und Ebenhofen, Kelche zu Kaufbeuren, dort auch die berühmten Tafelbilder der Blasiuskapelle, welche eine vollständige heilige Gemäldegalerie bilden, zeugen vom Fleiße und Geschicke ihrer Meister. Die Formen der Bilder sind sinnig, milde, so recht zur Frömmigkeit anspornend.

Augsburg, Nördlingen und Ulm sind bekanntlich die Wiegen der schwäbischen Malerei; aber auch in Memmingen und Kaufbeuren hatte sie lange Zeit ein freundliches Heim. Das Blühen und Gedeihen der Künste wurde eben nicht wenig durch die Klöster, Städte und Herrschaften gefördert.

Mit der neuen Zeit verschwand jedoch die Gothik. Von 1512 an bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts hielt man in Schwaben überhaupt an der Renaissance fest, der das Rokoko folgte. Die Kirchen: St. Mang in Füssen, St. Lorenz in Kempten und die Pfarrkirche in Altusried, welche jedoch alle außerhalb unseres Gebietes liegen, sind Beispiele des ersteren Stils. Vielfach zeigt die Einrichtung der Kirchen aber neben Resten aus früheren Perioden das Gepräge der Zopfzeit. So ist es in Amberg bei Türkheim. Das Gemälde des Hochaltars, Mariä Himmelfahrt, verrät die Hand eines ausgezeichneten Meisters des 17. Jahrhunderts; auf dem rechten Seitenaltare befindet sich aber wieder eine Darstellung der hl. Familie in kunstreicher Holzstuccatur, welche der verstorbene Erzbischof Steichele, dem wir in diesem Abschnitte folgen, dem 15. Jahrhundert zuweist. In der Kapelle zu Baisweil sind zwei Holzreliefs aus dem 16. Jahrhundert; das eine stellt Christus auf dem Sonnenbogen dar, das andere die hl. Anna, welche Jesus und Maria auf den Armen hält. Zu Dorschhausen steht ein geschnitztes Marienbild auf dem Hochaltare, das dem 15. Jahrhundert angehört; auch ein Vesperbild und mehrere Heiligenbilder dieser Kirche sind die Reste der Schnitzkunst dieser Zeit. Bemerkenswert sind noch die Kapelle bei dem romantisch gelegenen Dorfe Eggenthal und die Kapelle bei Nassenbeuren. Beide enthalten Doppelaltäre. Die letztere aber ist zudem ein Bild des vollendetsten Zopf- und Schnörkelstiles. Drei Altäre mit vielen gewundenen Säulen bieten einen Reichtum von Schnitzwerk und Vergoldung. Populäre Bilder, Sprüche und Reime im Volkstone damaliger Zeit veranschaulichen an der Empore über dem Eingange gar drastisch religiöse Wahrheiten und weltliches Leben, Gottlosigkeit und ihre Folgen. Eine der schönsten Kirchen der ganzen Gegend aus dem 18. Jahrhundert ist diejenige zu Unterrammingen. Besonders erwähnenswert sind die sehr guten Fresken derselben. Die letztgenannten Orte liegen alle in der Umgebung des durch Pfarrer Kneipp jetzt weithin bekannten Dorfes Wörishofen, dessen Kirche außen das Bild eines schönen gotischen Baues darstellt. Südwärts von Wörishofen ist die Einöde Ober-Gammenried. Auf dem Altare der dortigen Kapelle steht ein 1769 gemaltes Bildnis der hl. Kümmernis. Dieselbe war nach der Legende die Tochter eines heidnischen Königs, welcher sie ans Kreuz schlagen ließ, weil sie als Braut Christi keinen irdischen Mann heiraten und auch den Götzen nicht opfern wollte. Auf ihr inbrünstiges Gebet erhielt sie noch vor ihrem Tode das Aussehen eines Mannes mit starkem Barte. Vom Kreuze herab predigte sie aber so eindringlich, daß Tausende und auch ihr Vater noch zum Christentume bekehrt wurden. (Näheres hierüber bietet das Büchlein von Dr. Sighart: „Von München nach Landshut 1859, S. 41 und Steichele, „Bistum Augsburg".) Das berühmteste Stift des Bezirkes ist Ottobeuren, 764 unter dem gewaltigen Kaiser Karl dem Großen gegründet, für Mittelschwaben eine Kulturstätte ersten Ranges. Dessen Bedeutung für diesmal nicht weiter berührend, wollen wir nur auf sein prächtiges Gotteshaus nochmals hinweisen. Die Kirche ist das blühendste Muster des üppigen Rokoko, zeigt herrliche Malereien, Marmorsäulen, prachtvolle Schnitzwerke und reiche Vergoldungen. 1766 ward sie unter dem Abte Anselm Erb vollendet. An die Kirche schließt sich das Benediktinerkloster, dessen Mauern ein reichhaltiges Museum und eine gute Bibliothek mit 20000 Bänden bergen. Die Länge der Kirche beträgt etwa 90 m, die größte Breite 60 m, die Höhe fast 40 m. Die Türme sind beinahe so hoch als die Kirche lang ist.

Zu den schönsten Zierden der Gotteshäuser des Bezirkes gehören endlich die seelenvollen Altargemälde des 1885 in Obergünzburg gestorbenen Künstlers Johannes Kaspar. Derselbe weihte sich der Kunst zur Zeit, als auf Antrieb des großen Königs Ludwig I. in unserer Landeshauptstadt alle bildenden Künste die schönsten und herrlichsten Blüten hervorbrachten. Er war Zeitgenosse und zum Teil auch Mitarbeiter der großen Künstler Cornelius, Kaulbach, Heß, Schraudolph, Schwind und Rottmann. Seine Meisterschaft beweisen schon die ersten Kinder seiner Muse, nämlich mehrere der herrlichen Bilder in der Basilika, dem Lieblingsbau und der Ruhestätte des unsterblichen königlichen Förderers der Künste, Ludwigs I. Gerechtes Aufsehen machte aber erst „Die Steinigung des hl. Stephanus, welche Kaspar zwischen 1844 und 1845 für dieses erhabene Gotteshaus entwarf und ausführte. Der einfache, bescheidene und selbstlose Mann zog sich aber zur Pflege seiner Jugendideale in seine Heimat zurück, denselben Ruhm und Reichtum opfernd. Dort schuf er im stillen Frieden seines elterlichen Hauses die vielen herrlichen Altargemälde, welche weit über die Grenzen Bayerns hinaus Verbreitung fanden und sich durch tiefe religiöse Auffassung, Kühnheit der Kom-

position, Zartheit und Farbenpracht auszeichnen und ein beredtes Bild seines Könnens und seiner Selbständigkeit bilden. Schweres körperliches Leid verdüsterte aber leider dem braven Manne den Lebensabend und hinderte ihn, seinen letzten Bildern die frühere Feinheit und Eleganz zu geben. Aus der guten Zeit des fruchtbaren Künstlers seien in unserem Bezirke nachfolgende Werke genannt:

Die Pfarrkirche zu Apfeltrach enthält Christus am Kreuze, die Geburt Christi und die hl. Mutter Anna; in Dirlewang ist die Kreuzigung Christi, zu Warmisried die Mutter mit dem Jesuskinde, zu Ronsberg und Türkheim die Krönung Mariens, zu Wiedergeltingen und Wörishofen Christus am Kreuze, zu Kirchdorf Joseph mit dem Jesuskinde und die Steinigung des hl. Stephanus, zu Ingenried die Königin der Martyrer und zu Mindelheim nochmals die Steinigung des hl. Stephanus. Wohin wir auch unter diesen Orten unsere Schritte lenken, überall wird uns das, was Kaspar zur Ehre Gottes geschaffen, gleich befriedigen. Viele seiner Werke sind in seiner Heimat gesammelt worden; ein litterarisches Denkmal, die Quelle vorstehender Aufzeichnungen hat ihm Pfarrer Gutbrod durch sein Büchlein geschaffen: „Johannes Kaspar, sein Leben und sein Wirken“.

Hiermit wollen wir uns für dieses Mal verabschieden.

Möge die einfache Plauderei dazu dienen, die geneigten Leser auf eine schöne Gegend und ihr Volksleben aufmerksam zu machen, und den einen oder andern derselben veranlassen, seine Schritte in diesen bis jetzt zu wenig gewürdigten Teil unseres lieben Vaterlandes zu lenken! Er wird sicher befriedigt sein.

Der Pfarrer von Rückersdorf.



Zu jener Zeit, als sich der Schwedenkönig Gustav Adolf und der kaiserliche General Wallenstein bei Nürnberg gegenüber standen, sah es in der Umgegend jener Stadt traurig genug aus. Die Felder waren zerstört und blieben unbebaut liegen, die Dörfer geplündert und verbrannt, die Einwohner entflohen; das Vieh wurde geraubt, was davon nicht fortzubringen war, wurde totgestochen und blieb unbegraben liegen. Eine notwendige Folge dieses unseligen grausamen Verfahrens war namentlich Futtermangel; in beiden Lagern fielen Tausende von Pferden, welche nur noch notdürftig oder gar nicht eingescharrt wurden. Der Verwesungsgeruch verpestete die Luft und erzeugte ansteckende Krankheiten, welche mehr Krieger hinrafften als das Schwert, und von denselben auch mehr gefürchtet wurden als der dichteste Kugelregen. So kam denn auch ein Trupp kaiserlicher Reiter vor das große Pfarrdorf Rückersdorf, zwei Stunden von Nürnberg an der Straße nach Amberg gelegen. Der Trompeter blies, zur Übergabe auffordernd, aber kein lebendes Wesen war zu sehen, alles blieb totenstill, nichts vernahm man als den Wiederhall der kriegerischen Töne. Stutzend hielten die Reiter und, Gefahr vermutend, ritten sie nur langsam und vorsichtig in das Dorf ein; aber alles blieb still und öde wie zuvor, und manchem der Feinde fing es bereits an, unheimlich zu werden. Als nun der Vortrab in die Nähe der Kirche kam, scheuten selbst die Rosse, denn Schauertöne erklangen aus der Luft herab, und erschrocken blickten die Krieger empor. Aus einem Schalloche des Kirchturmes schaute eine geisterbleiche, gespenstige Gestalt, in ein weißes Totenhemd gehüllt, und rief in langgezogenen Klagetönen: Pestilentia! — Pestilentia! — Pestilentia! — Kaum hatten die Eingezogenen dies Schreckenswort gehört, als sie eiligst umkehrten, und im schnellen Rosseslaufe verließ bald der ganze Trupp die vergiftete Stätte. Als es wieder still geworden war, zog sich die Gestalt zurück und ging bald darauf gemächlich dem Pfarrhause zu. Längst schon hatten die Einwohner Rückersdorfs ihre beste Habe an verborgene Orte in Sicherheit gebracht, und als nun der Feind sich wirklich näherte, flohen sie alle, Männer, Weiber und Kinder, nur einer blieb zurück, das war der wackere Pfarrherr, der wollte seine Kirche nicht verlassen, auf Gott und seine Klugheit bauend. Wohl mochte er durch Hunger, Not und Entbehrung einem Gespenste ähnlich gesehen haben, genug, sein Vertrauen hatte ihn nicht getäuscht, und durch seinen guten Einfall war wenigstens für diesmal der ihm vertraute Schatz gerettet.

Kleine Mitteilungen.

Die Wundertanne zu Rettenbach. Eine Viertelstunde vom Markte Rettenbach und unweit einer früheren Römerburg stand am Rande eines westlichen Berghanges eine Rottanne, die ihrer so seltenen Astverbreitung rc. wegen besonders merkwürdig war. — Dieselbe wurde ungefähr 150 Jahre alt und hatte außer dem Hauptstamme, welcher 30 m hoch gewesen sein mochte, noch 23 für sich bestehende, senkrecht aufgewachsene Gipfeltriebe von verschiedener Länge und Stärke, wovon jedoch fünf unterdrückt, dennoch vegetierten. Einige von diesen Gipfelstämmen zeigten unten einen Durchmesser von beiläufig ½ m und eine Länge von 12 m. Der

Hauptstamm hatte am Boden 6 m im Umfange und auf Brusthöhe einen Durchmesser von 1½ m. Die Krone, aus den verschiedenen Gipfeln zusammengesetzt, ergab unten einen Durchmesser von 22 m. Auch die Wurzelbildung dieser Rottanne war eine kolossale und es stand dieselbe mit der Krone in entsprechendem Verhältnis. Der Baum stand auf gutem Lehmboden. Im Jahre 1882 wurde er durch einen heftigen Sturm geworfen. Stamm- und Astholz derselben betrug 15 Klafter.

Züge bayerischer Tapferkeit. In der Schlacht von Wörth wurde Sergeant Eurich der 5. Kompagnie des Leibregiments schwer verwundet; eine Kugel zerschmetterte den Oberschenkel. Auf dem Transporte nach dem Verbandplatze wurde er an seiner Kompagnie vorbeigetragen; sein halbgebrochenes Auge, auf welchem bereits der Schatten des Todes lagerte, öffnete sich, und er erkannte seine Kameraden. Er richtete sich, soweit es ihm möglich war, auf der Tragbahre auf, schwenkte die Mütze — der Helm war ihm zur Erleichterung abgenommen worden — und schrie: „Hoch das Regiment, hoch die Kompagnie, vorwärts Kameraden! Hurrah!“ Einige Stunden später starb er während der Amputation.

Bayern als Kolonialmacht. Es dürfte manchen unserer Leser überraschen, zu erfahren, daß auch unser binnenländischer Staat einmal Verlangen nach maritimen Handelsunternehmungen hatte.

Professor Erdmannsdörfer erzählt uns in seiner Geschichte, die den Abschnitt von 1648 bis 1740 behandelt (Berlin, Grote), von Ansätzen einer bayerischen Kolonialpolitik, die eine zeitlang den Münchener Hof beschäftigte; und wieder war es Guayana, dem man seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Den Anstoß dazu gab Johann Joachim Becher, ein vielgescholtener und vielgepriesener, unsteter und unermüdlicher, verworrener und ideenreicher Polyhistor seiner Zeit. Ihn beschäftigte die Zeitfrage der Hebung des deutschen Handels und der Überführung Deutschlands auf die Bahnen des großen Welt- und Seeverkehrs unablässig. Im Jahre 1668 erschien von ihm ein „Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken, in specie wie ein Land volkreich und nahrhaft zu machen“. Unter seinen Reformvorschlägen nimmt die Forderung der Gründung überseeischer deutscher Kolonien eine hervorragende Stelle ein; er ist einer der begeistertsten Wortführer kolonialpolitischer Unternehmungen jener Zeit. Hier nur ein bemerkenswertes Wort aus seinem „Diskurs“: „Wohlan denn, tapfere Deutsche, machet, daß man in dem Landkartenatlas neben Neuspanien, Neufrankreich, Neuengland auch ins künftige Neudeutschland finde; es fehlet euch so wenig an Verstand und Resolution, solche Sachen zu thun, als anderen Nationen: ja, ihr habt alles dieses, was dazu vonnöten; ihr seid Soldaten und Bauern, wachsam und arbeitsam, fleißig und unverdrossen; ihr könnt auf einmal viele gute Sachen thun, durch ein exemplarisches Leben und gute Ordnung die Indianer zu Freunden und civilen Menschen, ja vielleicht gar zu Christen machen; ihr selbst werdet länger leben, fröhlicher und vergnügter sein, wenn ihr in einem dergestalt angenehmen Klimat für keine Nahrung so mühsam sorgen dürft, könnet also nicht allein in Indien, sondern auch euren Freunden hieraußen in Deutschland dienen.“ An einer andern Stelle wendet er sich gegen das stumpfe und träge Daheimsitzen der Deutschen in engen und kümmerlichen Verhältnissen und gegen ihre jetzt vorwaltende Abneigung, sich unternehmend auf die See und in die Ferne zu wagen: „Daß wir Wein und Brot in Deutschland haben, ist wahr, doch nicht aller Orten; daß wir aber deswegen nicht nach einem Höheren trachten, sondern, gleichwie der Hase, wo er gehecht, bleiben sollen, folgt nicht daraus. Denn der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern gehören noch andere Dinge mehr dazu, welche anderwärtig als aus Deutschland müssen geholet und das deutsche Geld davor hinausgesendet werden; der Effekt weist, daß in Deutschland beinahe kein Handel und Wandel mehr sei, alle Negotion darinnen zu Grunde gehe, kein Geld bald mehr unter großen noch kleinen zu finden: hingegen sehe man Holland an, wie reich es ist, und wie reicher noch täglich wird, so nimmermehr geschehen würde, wenn es das Meer so fürchten thäte, als wie unsere hochdeutsche Nation.“ Auf diese Angst der Deutschen vor der See, „dem großen Bach“, kommt er öfter zurück. „Es ist ein Wunder“, sagt er, „daß sich die Deutschen so vor dem Versaufen fürchten, da sie doch so gern saufen und der Hochdeutschen ihr Leben lang mehr in Wein als in der See versoffen“, er schildert beredt die Leichtigkeit und Annehmlichkeit einer Seereise von Amsterdam nach Indien, die viel bequemer sei, als (damals) eine Reise von Frankfurt nach Wien zu Lande.

Becher war 1664 als „Hofmedikus“ und zugleich mit dem Auftrage, in „Handlungs- und Kameralsachen“ thätig zu sein, in bayerische Dienste getreten. Er hatte eine Reihe von eingreifenden Reformvorschlägen gemacht zur Hebung von Handel und Industrie im Lande, welche die Zustimmung des Hofes und der Behörden fanden; den Schlußstein derselben aber bildete der Plan der Gründung einer bayerischen Kolonie in Guayana. Becher wurde nach den Niederlanden geschickt, um mit den Direktoren oder „Bewindhebbers“ der westindischen Kompagnie die Verhandlung über Abtretung eines geeigneten Landgebietes einzuleiten. Die Kompagnie zeigte sich geneigt, auf das Geschäft einzugehen; ein Landstrich in Guayana, 60 Meilen lang und ebenso breit, sollte dem „durchlauchtigsten Hause Bayern“ mit allen Hoheitsrechten übertragen und von diesem mit einer Kolonie besetzt werden; ein enges Bundesverhältnis solle zwischen Bayern und der westindischen Kompagnie bestehen, ja, der Kurfürst und die künftigen Hauptteilhaber an der Kolonie sollten in die Kompagnie selbst aufgenommen werden; diese wird zum Schutz der Ansiedelung beständig ein Kriegsschiff an der Küste halten und hat dagegen das Verkaufsrecht bei allen von den Kolonisten gewonnenen Produkten; nach Umlauf von 20 Jahren hat die Kolonie von allen Erträgen ein Zwölftel als Abgabe an die Westindische Kompagnie zu entrichten.

Den klugen Mynheers leuchtete es wohl ein, die Marschländer am Suriname und Coppename durch deutsche Ansiedler kultivieren und die Urwälder lichten zu lassen, ihre Erzeugnisse mit dem holländischen Handelsmonopol zu belegen und dafür dem weit entfernten Kurfürsten von Bayern einen völlig illusorischen Herrschaftstitel abzutreten. Der Plan war offenbar ganz einseitig im Interesse der Westindischen Kompagnie entworfen, und es ist darum nicht zu verwundern, daß man ihn in München bald fallen ließ.

Die Römerschlacht bei Brixen. (Sage von Dr. J. V. Zingerle.) Als Kaiser Severus zu Rom herrschte, saß ein Herzog zu Bayern, der Adelger hieß und ein gar biderber Mann war. Er kämpfte oft gegen das römische Reich und hatte deshalb des Kaisers Huld verloren. Severus forderte ihn darob an seinen Hof. Als Adelger diese Botschaft vernahm, fragte er einen alten Mann um seinen Rat. Er sprach: „Nun sollst Du mir raten, denn Deine Gedanken sind oft gut. Ich habe großes Bedenken. Die Römer haben nach mir gesandt, und ich fürchte, daß sie mir Schande und Schmach anthun werden. Es ist ein grimmiges Volk, und ich fahre ungern dorthin.“ Da sprach der alte Ratgeber: „So gern ich lebe, rate ich Dir, was Deiner Ehre frommt. Fürchte Dich nicht zu sehr. Biete Deine Holden auf und heiß sie ihr bestes Gewand anziehen. Du vermagst nicht gegen das römische Reich anzukämpfen. Fahr hin nach Rom und thu dem Kaiser, was Rechtens ist. Will er mehr, ergeht es ihm übel.“

Da faßte der Herzog Mut und zog mit seinem Gefolge über die Berge nach Rom. Als er zu Hofe kam, empfing man ihn nicht wohl. Der Kaiser sprach zornig: „Wie wagst Du es, vor mich zu kommen? Dein Leben hast Du von Recht verloren.

Du hast mir viel zu Leide gethan, dafür will ich heute Rache nehmen." Darauf antwortete der Herzog Adelger: „Dein Bote gab mir hierher das Geleite. Ich will nach rechtem Urteil der Römer Deine Huld wieder gewinnen und nach Deiner Gnade streben." Da sprach der Kaiser Severus: „Ich weiß von keiner Gnade. Man soll Dir das Haupt abschlagen, und Dein Land soll einen andern Herrn bekommen." Da sprachen aber die Römer zu seinen Gunsten, und ihm ward das Leben geschenkt. Man kürzte ihm aber das Gewand ober seinen Knieen und schnitt ihm das Haar hinter seinen Ohren ab. Damit wollte man ihn schänden. Als aber der Herzog Adelger zu seinem Gefolge kam, hieß er auch dasselbe die Haare und die Kleider kürzen und zog dann traurig nach Bayern. Hier besandte er seine Magen und Mannen und griff das römische Reich wieder an. Da lud ihn der Kaiser nach Rom, allein der Herzog kam nicht. Als Severus dies hörte, ließ er den Herzog in die Acht thun und gebot eine Heeresfahrt nach Deutschland gegen den Herzog von Bayern. Adelger war aber nicht träge und sammelte seine Freunde und Mannen, bis er 20000 zählte. Mit diesen zog er gegen Italien. Der Kaiser hatte aber 30000 Krieger aufgeboten und fuhr das Trientner Thal herauf gegen Bayern.

Als er gegen die Brixener Felder kam, ward dem Kaiser gesagt, daß der Bayernherzog dort liege. Da gebot Severus ihm, das Feld zu räumen und die Straße zu öffnen. Thäte er das nicht, müßte er mit ihm streiten. Der Herzog antwortete aber dem Boten: „Sage dem Kaiser, ich liege hier im Bayernlande, dies will ich verteidigen, so gut ich kann". Auf diese Antwort hin zog der Kaiser heran in das Brixener Thal. Hier kamen sie aneinander. Das Banner der Bayern trug Graf Molkwin, ein tapferer Mann. Er stach den römischen Fähnrich vom Pferde und durchbrach das feindliche Heer. Da ward mit großem Grimm den sommerlangen Tag gestritten. Die grünen Fahnen wurden rot von Blut. Da fiel Mann über Mann, und das Blut floß über eine halbe Meile weit. Verschroten lagen die besten Helden, die weder aus Furcht vor Not noch Tod ihren Herrn verlassen wollten. Man hörte nur Ach und Weh schreien. Endlich begann der Tag zu sinken, und die Römer zweifelten an ihrem Siege. Als dies Graf Molkwin bemerkte, kehrte er seine Fahne gegen den Kaiser, und die Bayern folgten ihm mit ihren scharfen Schwertern. Laut sangen sie ihr Schlachtlied und drangen mutig vor. Die Welschen aber flohen oder wurden erschlagen. Als Severus dies sah, warf er das Schwert aus der Hand und rief: „Rom, wie hat dich das Bayerland so sehr geschändet! Nun will ich nicht länger leben." Bald darauf stach ihn Graf Molkwin vom Pferde. Als der Kaiser erschlagen war, jagte der Herzog den flüchtigen Welschen noch bis zum Haselbrunnen, steckte seinen Schaft hinein und rief: „Das Land habe ich gewonnen den Bayern zu Ehren; diese Marke soll ihnen immer dienen". Am Haselbrunnen, der die bayerische Grenze lange Zeit bildete, ward später ein Bauernhaus gebaut, das beim Ziegler (Ziehbrunner) heißt.

Die Grundsteinlegung zum ehemaligen Militärlazarett. Durch die Eröffnung des Kgl. Luitpold-Gymnasiums am 26. September 1887 wurde der Blick auch auf die Vergangenheit des seit mehr denn hundert Jahren bestehenden Gebäudes an der Müllerstraße gelenkt, welches früher verschiedenen militärischen Zwecken gedient hatte. In dem ersten Jahresberichte genannter Anstalt finden sich die wesentlichsten Punkte der Geschichte des ursprünglich als Militärlazarett erbauten Hauses zusammengestellt. Inzwischen hat sich jedoch in den ältesten Bauakten des letzteren noch eine kurze Beschreibung seiner Grundsteinlegung gefunden, welche hier folgen möge.

Zu dem festlichen Akte vom 25. März 1775 wurden von Seite der Kommandantschaft München zwei Grenadier- und zwei Füsilier-Kompagnien des Leibregiments (heute 1. Infanterie-Regiment „König", eine Eskadron vom Kürassier-Regiment Taxis (heute 2. Chevauleger-Regiment „Taxis") und sechs dreipfündige Kanonen nebst der erforderlichen Artillerie-Mannschaft bestimmt, zu welchen noch eine berittene Brigade (25 Mann) der Hartschier-Garde kam. Sämtliche ausgerückte Truppen standen unter dem Befehle des Stadtkommandanten, Generalmajors Karl Grafen von Daun. Um ½1 Uhr langten Ihre Kurfürstlichen Durchlauchten und sämtliche Höchste Herrschaften an der Baustelle an, wo bereits der ganze hohe Adel in schönster Gala nebst den Landständen versammelt war, welche letztere die Kosten der Errichtung des Lazaretts übernommen hatten. Bei Ankunft der gnädigsten Landes-Herrschaften wurde mit zwölf Kanonenschüssen salutiert. Zum zweiten Male löste man die Geschütze nach der Steinlegung duranto actu und das dritte Mal bei der Abfahrt der höchsten Herrschaften. Damit endigte die Feier, und die Mannschaft rückte wieder ein.

Die in einer Büchse verwahrte, für diesen Akt eigens neu geprägte Medaille wurde durch den Stadtkommandanten ad manus überreicht, erstere in den von dem Baudirektor, Ingenieur-Oberst Franz Chevalier d'Ancillon präsentierten Stein und mit demselben in den Grund gelegt, worauf die gnädigsten Herrschaften mit Auflegen anderer Steine fortfuhren und Mörtel anwarfen, bis schließlich die Handswerksleute den Grundstein durch weitere Aufmauerung versicherten.

Da nun auch kleinere Denkmünzen nach der Art der großen Medaille geprägt wurden, erhielten von jener Gattung die sämtlichen Herrschaften, Landstände und übrigen Festteilnehmer je ein Stück durch den Stadtkommandanten.

Über allen Aberglauben. In einer Art von katechetischem Handbuche über die zehn Gebote, ehemals nach Schleißheim gehörend und jetzt auf der kgl. Hof- und Staatsbibliothek hier in München, verfehlte der Schreiber nicht, das in derlei Büchern Herkömmliche über den Aberglauben zu sagen. (cgm. 476 f. 96 ff.)

„Vnd die beswören vnd segnen chreuter vnd würzt; vnd daran gelauben alle dye, dye da Swarz chunst treiben mit den elementen vnd dye an trawm vnd vogelgeschray gelauben vnd dye Sterenseher vnd dye den lewten brieff schreiben mit figuren, mit frömden worten vnd an den hals henchen es sey swertbrief oder ander brieff vnd dergeleichen dye kain natürleich sach haben, dye da schreyben vnd geben den lewten zu essen oder zu trinchen; dye an den verworfen tag oder an der chindlein tag oder an ander zeit glauben, dye an den segen gelauben, das mit kerzerei gemüscht ist als man tut an dem newen mon oder ee dye suun aufget vnder dem dach oder mit fremden worten oder mit vngeleicher zel, mit kurzer oder mit langer Moß und auch ob der Segenn gut ist."

Quatemberpantschen. In Günzburg a. d. D. bestand vor Zeiten ein sonderbarer Brauch, das Quatemberpantschen. War nach Ablauf eines Vierteljahres der Quatembertag erschienen, so eröffnete der Schulmeister den Kindern früh morgens nach dem Schlusse der Lehrstunde: „Liebe Schüler! heute nachmittag werdet ihr ausgestrichen; vergesset sonach nicht, das Streichgeld mitzubringen." Nachmittags stellte alsdann der Lehrer eine Bank mitten in die Schule und setzte sich mit der Rute in der Hand auf dieselbe. Nun mußte sämtliche Jugend durch seine ausgespreizten Beine kriechen, wobei sie je nach Verdienst von der Rute zu leiden hatte. Danach wurde das Streichgeld entrichtet, welches gewöhnlich einen Kreuzer betrug.

Verantwortlicher Redakteur: H. Leher München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland,

Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nº. 41. — Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. — 2. Jahrgang 1891.

Fatime.

Historische Novelle von Karl Dazenberger.

(Fortsetzung.)

Da fiel Gunibald dazwischen ein: „Und auch des Herrn Schiffsbaumeisters Zauth Landessprache, oder nicht? Hm, ist es denn wahr, daß der Alte sie heiratet?“

„Wald und Teufel auch, daß es wahr ist, warum erinnert ihr mich daran? So ein Habicht muß die Taube fangen; da ist sie gezwungen, einsam in Starnberg auf dem Schlosse zu wohnen, und ich wette meine Seele darauf, daß sie den Welschen nicht mag und ihn haßt, und nur aus lauter türkischem Gehorsam heiratet.“

Der eifrige Jägersmann hätte vielleicht noch länger in diesem lebhaften Ton und in der, wenn auch unabsichtlichen Störung der Andächtigen fortgefahren, wenn nicht teils das Ärgernis, das die nächsten Beter daran nahmen, sich Luft gemacht, teils der laute Trompeten- und Paukenschall in der Kirche verkündet hätte, daß das Hochamt zu Ende sei. Das Cortege des Kurfürsten schritt auch bereits den Hügel herab, und bald darauf folgten die höchsten Herrschaften, geleitet von den ehrwürdigen Augustinern, die sich eben in Lobsprüche über den Gesang der jungen Emerentia ergossen. Diese ging anfangs still und sittsam nebenher, aber, als der Prälat nicht ermüdete, dem Ohr des Kurfürsten die Schönheit des Kirchengesanges, wofür München stets und besonders seit Orlando Lasso eine gute Schule hatte, auch gelehrterweise darzulegen, sprang sie behende wie ein flüchtiges Reh ab vom Wege, oder wie eine Gazelle, die sich im dichten Gehege verlieren will. Indessen sie entfloh im Gedränge des schaulustigen Volkes den Menschen nicht, aber sie erhob ihr großes dunkles Auge nicht eher, als bis es auf ein ihr fremdartiges Wesen traf und jenes gegen die buntfarbige Feiertags- und helle Sommerpracht grell sich abhebende schwarze Venezianerkleid erblickte, vor dem sie verwundert, fast wie erstarrt stehen blieb.

Es war Pandolfo, der sich von der Schönen nicht trennen konnte und, seitdem sie wieder sichtbar geworden, in ihrer Nähe weilte. — Er schien jedoch von ihr früher und namentlich bei der Landung nicht bemerkt worden zu sein: denn deutlich spiegelte sich jetzt auf der Türkin jungfräulichem Antlitze die Überraschung ab. Pandolfo zitterte; der Zufall trug ihm die Tochter des Paradieses entgegen, und er wagte es nicht, sie anzublicken, vielweniger sie anzureden; und doch gaben ihm sowohl seines Oheims Erklärung, als das so eben erst Gehörte ein bescheidenes Recht dazu. Schweigend ging er etliche Minuten neben ihr, und beide gewahrten nicht, daß sie unwillkürlich dem Troß der Landleute durch den lichten Wald gefolgt waren und den kürzern Weg eingeschlagen hatten, bis ihr Fuß durch stehendes, gleichwohl untiefes Wasser, welches sich bei dem gestrigen Hochgewitter an einer sumpfigen Waldstelle gesammelt, gehemmt war. In diesem Augenblick that sich der ritterliche Sinn des Venezianers auf, und ehe noch die Verirrte einen Entschluß fassen konnte, stand Pandolfo inmitten des Stillwassers und rief, die beiden Hände entgegenstreckend: „Eure Hand, Donna“, faßte die Vorgebeugte unter den Armen und schwang sie sicher und anmutig über die hindernde Stelle weg. „Und nun“, sprach er weiter, indem er seine Hand in die des Mädchens sanft herabgleiten ließ, „verzeiht meine Kühnheit; ich würde das nicht gewagt haben, wenn ich nicht der Neffe des Mannes wäre, dem Ihr versprochen seid.“

„Ihr, Ihr, Francescos Neffe?“ erwiderte sie, ihm starr ins Auge sehend.

„Ich bin es“, rief leidenschaftlich Pandolfo, „zweifle nicht daran, bezauberndes Wesen!“ und er setzte mit einiger Wehmut zögernd bei: „Ich komme zu Eurer Hochzeit! — Fort zum Kurfürsten!“

„Habt Dank, Signor!“ und mit diesen Worten entwand sich Emerentia schnell dem ihr unbekannten Manne und sprang und eilte rechts auf die nahe Straße hinaus, von woher ihr ein fröhliches Getümmel entgegenschallte. In des armen Pandolfo Herzen aber begann nun die Liebe mit allen ihren Waffen zu rasen.

VI.

Im Schloßgarten zu Berg stand der alte Schiffsbaumeister Francesco Zanti ehrerbietig neben dem Kurfürsten und erholte sich wegen der Rückfahrt die nötigen Befehle.

„Wo ist Dein Neffe?“ fragte Maximilian Emanuel.

„Altezza wissen also ....“

„Willst Du mir ihn etwa verschweigen, ich wünsche ihn zu sehen.“

„Altezza“, stammelte aufs neue Francesco Zanti.

„Nun“, sprach der Kurfürst, „weigerst Du Dich, oder schämst Du Dich seiner? Er soll jung und interessant sein, sagte man mir.“

„Aber Euer Durchlaucht halten zu Gnaden, er ist nicht“...

„Dein Neffe? Ach, das ändert die Sache, aber, lieber Zanti, die kleine Türkin hat mir die Neuigkeit mit großer Freude hinterbracht.“

„Emerentia!“ zitterte der alte Schiffsbaumeister, „sie hat ihn gesehen, gesprochen? Maledetto! — Halten zu Gnaden, Eure Kurfürstliche Durchlaucht. — Aber“, stotterte der in sich Ergrimmte fort, „ich wollte sagen, er ist zwar meiner leiblichen Schwester Sohn und mein guter Neffe; aber, Altezza, er ist nicht zu präsentieren, er ist ein Unglücklicher, ein Flüchtling, ein degradierter venezianischer Seeoffizier.“

„Franz“, sagte gütig der Fürst, „Du nimmst nicht sonderlich Partei für ihn. Ich will den jungen Mann dennoch sehen, weil er Deiner Schwester Kind ist, und wir Dir stets, Du weißt es am besten — in Huld gewogen sind. Auf ihn mir.“

Zanti ging mit einem tiefen Bückling von dannen und war kaum aus dem Gesichtskreise, als von der andern Seite, durch blühendes Laubgebüsch wie ein gescheuchtes Wild, Emerentia auf den Kurfürsten zusprang und an seinen Arm flog:

„Max“, rief sie, wie eine Wonnetrunkene aus, „denkt Euch, er hat auf dem Meere gegen die Heiden gefochten!“

Der Leser kann aus diesen wenigen Worten und aus dem kindlichen Ton, womit sie gesprochen worden, leicht entnehmen, daß des Kurfürsten Sklavin keine Seelenbesiegte war. Der Kurfürst hatte Zaire, als er sie vor Wien unter seiner Beute entdeckte, auf seinen Arm erhoben, und dem Herrn es gelobt, er wolle dem Himmel eine Seele retten. Von allen Schätzen des feindlichen Lagers freute ihn dieser schöne lebende Fund am meisten und am längsten, und wie ein Vater hütete er ihn am sorglichsten. Weil ihm schien, das Hofleben würde seinem lieben Kinde nicht frommen, so versetzte er dasselbe, als es den Unterricht bei den englischen Fräulein verlassen hatte, auf das Schloß in Starnberg, wo Emerentia in stiller Einsamkeit lebte. Hier bewarb sich der Schiffsbaumeister um sie und erhielt der Türkin Zusage, da der Kurfürst nichts dagegen eingewendet hatte. Es war für sie immer ein hoher Festtag der Freude, wenn der Münchner Hof an den Würmsee kam. Emerentia liebte ihren großen Wohlthäter wahrhaft und hatte das Vorrecht, ihn mit ‚Max‘ anreden zu dürfen.“

„Max, er hat wider die Türken gefochten!“

„Er?“ versetzte der Kurfürst lächelnd, „was bemerke ich, Emerentia? Des Fremden Schicksal interessiert Dich!“

„Ich glaubte“, antwortete sie, „daß Ihr solches gern hörtet.“

„Du hast nicht Unrecht, und wir wollen uns“, fuhr Max Emanuel fort, „nach der Tafel hinsetzen und uns schöne Geschichten erzählen lassen, nicht wahr mein Kind? Doch sieh, da kommt er!“

Emerentia hatte sich zum großen Verdruß des Oheims an Maxens Seite geschmiegt und belauschte jede Miene der beiden Italiener. Die Vorstellung war indessen kaum geschehen, als der kurfürstliche Ceremonienmeister, Graf Törring, meldete, daß aufgetragen sei. Der Kurfürst empfahl sich, indem er noch Pandolfo einlud, nach aufgehobener Tafel wiederzukommen und dem Hofe einiges aus seinem Seeleben zu erzählen. Der alte Zanti kehrte mißmutig und mißvergnügt zur strengen Obhut auf den „Bucentaur“ zurück.

VII.

In malerischen Gruppen und mit der feinen Ungezwungenheit, welche die mancherlei französisch-italienischen Elemente der Gesellschaft verriet, war der Hof auf einen jener schönen Rasenplätze, die noch heutzutage in Berg sichtbar sind, von wo aus das Auge über eine weite tiefblaue Fläche des Sees hinstreift, gelagert, und der blasse Venezianer hatte mit der Wohlredenheit eines Boccaccio in italienischer Mundart soeben die Erstürmung Athens, deren Augenzeuge er gewesen war, geschildert. Er hatte erzählt, wie der siebzigjährige Feldherr Francesco Morosini, die königliche Dogenkrone auf dem Haupte, am siebenten Tage in die verbrannte und zertrümmerte Stadt eingezogen war, wo die Bruchstücke des gesprengten Parthenons und der hohen Pallas Athene Bildsäulentrümmer seinen Weg verengten. Allgemeines Interesse begleitete den Erzähler, dessen unerwartete Erscheinung an sich schon in einer ganz fremden Welt von Verhältnissen für ihn einnahm; aber auch allgemeiner Beifall folgte seinem lebhaften Vortrage, dem jedoch, wie nicht zu leugnen, der Umstand, daß der Türkin glänzendes Auge auf ihm ruhte, das Feuer der Begeisterung lieh. Der Kurfürst und seine Gemahlin waren entzückt, und ersterer sagte Pandolfo seinen besten Schutz zu, indem er hoffen zu können glaubte, daß die Republik ihm, der zu ihrem Nutzen manches Landheer wider den gemeinsamen Feind geführt, etwas zu Liebe thun würde.

Indessen hatte sich des Abends warmer Strahl gesenkt, und rosig dämmerte es am Horizonte. Die Rückkehr zu Wasser ward befohlen, und bald donnerten wieder die Kanonen des „Bucentaur“ zum Zeichen der Abfahrt. Ein neues Schauspiel boten in dem anbrechenden Dunkel die zahlreichen vielfarbigen Schiffslaternen, und in weiche Stimmung versetzten die musikalischen Harmonien, die in der schweigenden Nacht mitten auf dem See ertönten. Auch Pandolfo hatte vom Kurfürsten die Erlaubnis erhalten, die Galeere zu besteigen und

mit nach Starnberg zu folgen. Er stand jetzt auf dem obersten Verdeck; über sich die ewigen Sterne der Liebe, neben sich Emerentia. Man kann sich dagegen denken, welche Empfindung sich des Schiffsbaumeisters Francesco bemächtigt haben mochte, als er, am Steuerruder sitzend, den Tag so verfließen sah. Welch eine Verschiedenheit auch! Pandolfo, gestern noch um dieselbe Stunde der Nacht im schwanken Bretterschiff, ein Flüchtling, ein Verlassener, gleichgültig dem Tode entgegensehend, in armseliger Fischerhütte das Obdach! Und heute auf dem prächtigen „Bucentaur" nach einem fürstlichen Schlosse eilend, — eine Stätte, einen Verwandten gefunden — geschützt, das Leben wieder mit Lust umarmend! Denn Pandolfo war — geliebt.

VIII.

Am nächsten frühen Morgen wollte Kurfürst Maximilian Emanuel auf die Hirschjagd reiten, und alles stand unter der trefflichen Leitung des obersten Erblandjägermeisters Grafen von Seefeld in Bereitschaft; im Zwinger scharrten die Pferde, die Meute bellte, und der reiche Jägertroß stand in der breiten gewölbten Halle des Schloßeingangs voll Ungeduld, als Francesco Zanti sich bei seiner Kurfürstlichen Durchlaucht melden ließ und dringend um Gehör bat.

„Was willst Du, Francesco", fragte der Gebieter mit unwilligem Tone; „habe ich jetzo Zeit, Deine Mißlaune zu hören? Nur kurz heraus damit!"

„Verzeihen, Altezza", begann der betrübte Schiffsbaumeister, „Ew. Kurfürstliche Gnaden haben mir die schöne Türkin" —

„Ach, ist es das", unterbrach ihn Maximilian, „so erspar Dir das übrige. Will sie Dich, so bleibt sie Dir versprochen, aber, wenn sie Dich nicht liebt, so schlage sie Dir aus dem Kopfe. Adio! Gott befohlen, Francesco!"

„Gnädigster Herr!" versetzte Pandolfos Oheim, den Kurfürsten unbescheiden zurückhaltend, „ich habe zwei volle Jahre, seitdem die schöne Emerentia hier auf dem Schlosse wohnt, mich um sie gemüht, gefreit, geworben, zwei Jahre, bis es mir gelang, meinen Bitten Eingang zu verschaffen; niemand im Lande konnte sie mir abstreiten; da kommt mein eigener Neffe — mein eigenes Blut zerstört in einem Tage meine langgehegten Pläne. Und was ist er? Ein Taugenichts, der seiner Mutter früh entlaufen, ein Gebrandmarkter, ein Bettler, ohne Schutz, nur durch die unerhörten Schmeicheleien des Hofes kühn gemacht" —

„Halt ein!" fiel ihm jetzt der ritterliche Kurfürst in die Rede, „hatte ich auch Zeit und Lust, Dich anzuhören, so ist es doch unziemlich, solches von seinen Verwandten zu reden."

„Schützt einen alten Diener gegen einen Abenteurer!" rief hilfeflehend Zanti und fiel in Liebeswut, sich selbst vergessend, vor dem Kurfürsten in die Kniee. Aber dieser wendete sich ab mit den kalten Worten:

„Auf die Jagd, hinweg und ruhig, Francesco! bei meiner fürstlichen Ungnade ruhig, bis ich des Mittags wiederkehre."

Nicht ohne Gemütsbewegung, halb erzürnt, halb nachdenkend, eilte der junge Kurfürst von Bayern in stattlicher Jägertracht die Schloßtreppe hinab und ritt spornstreichs durch das Dorf mit seinem ansehnlichen Gefolge. Auch heute war der Schauplatz des Vergnügens in der Nähe des Lustschlosses Berg, und zwischen diesem freundlichen Orte und der Wallfahrtskirche Aufhausen wurde der Hirsch durch eine breite Öffnung des Waldes („Gerämd" in der Sprache der Jäger) die Anhöhe herab nach dem See gejagt. Die Hunde nach, die Hörnersignale vielstimmig tönend, die Jäger hinter ihm und an den Seiten des edlen Wildes, ergriff der Verfolgte die offene grüne Gasse und sprang alsdann vom letzten Absatze des Ufers in den See. Auch dahin verfolgten ihn die heißgierigen Hunde. Der geängstigte Hirsch schwimmt voraus, die Jäger springen am Ufer rasch von den Pferden, besteigen die schnelle Jacht, holen ihn ein, und hurrah dem rüstigen Weidmanne, der ihm den Fang gibt und ihn mit der Lanze mitten durchs Herz sticht. Dieses lebensvolle Bild der Parforcejagd zu schauen, war auch die Kurfürstin auf der roten Galeere herbeigekommen; diese hatte sich mit noch mehreren Schiffen in einem Halbkreise auf dem See aufgestellt. Es war ein interessanter, aber herzbewegender Augenblick, das bunte Gewühl sich auf nicht ungefährlichen Waldpfaden den Bergabhang in den See herabstürzen zu sehen, bis das ermattende Tier von dem einen Nachen erreicht, und erlegt war. Die Ehre des Tages ward diesmal dem leibesgeübten Kurfürsten selbst zu teil. Die Hörner schmetterten, und nach anmutiger Begrüßung und froher Beglückwünschung der Sieger auf dem See kehrten die männlichen Jagdgenossen auf das Land zurück, den See im Halbbogen umreitend. — Die Kurfürstin aber und ihre Begleitung schlugen die silberstreifende Straße der Gondeln ein, und bald rauschten über die ruhige Flut die Wirbelaccorde einer Guitarre, denen ein sanfter Mannesgesang folgte.

Der Leser zweifelt wohl keinen Augenblick, daß es der Venezianer Pandolfo war. Mit lieblichem Tenor trug er heitere und seriöse Lieder vor, und ihm mit Aufmerksamkeit lohnend, befahl die zartsinnige Theresia Kunigunde, daß Pandolfos Schiff zunächst die kurfürstliche Galeere begleite. Ein neuer Pfeil aus dem Köcher der Liebe traf in dieser Stunde der Freude das Herz der ergriffenen Emerentia.

„Es ist doch gut", bemerkte Ihre Excellenz die Frau Oberhofmeisterin — „daß die sanftere Empfindung nach dem Eindrucke eines grausamen Schauspiels wieder Platz greifen kann."

(Schluß folgt.)

Wolfratshausen.

Von Hugo Arnold.

Unterhalb Großhesselohe bildet das Thal der grünen Isar ein weites Becken, in welchem die Hauptstadt München den Platz zu ihrer Ausdehnung gefunden hat, weiter oben den blauenden Bergen zu strömt der eilige Fluß auf tiefeingerissener schmaler Sohle zwischen steilabfallenden waldbedeckten Wänden dahin, bis — einen Tagmarsch oberhalb Münchens — die begleitenden Höhen in breiter Kluft auseinanderweichen, um einer andern Tochter der Berge, der Loisach, den Raum zu gewähren, daß sie ihre hochgehenden Wellen mit dem Schwestergewässer vermähle. Der deltaförmige Keil eines Höhenzuges von Moränengeschieben hat sie bisher getrennt; an seinem Nordfuße in grüner flacher

Niederung streben nun die beiden Flüsse ihrer Vereinigung entgegen.

Es ist ein reizendes landschaftliches Bild, welches sich dem Auge des Wanderers bietet. Über die Kuppen der waldbestandenen Höhen des Vorlandes schweift der Blick hinüber zu der duftigen Kette der Alpen, die jetzt im Beginne des Lenzes noch im weißen, weit herabwallenden Schneemantel glänzt, spiegelnd blinken die vielfach gewundenen Silberbänder der Flüsse aus den buschigen Auen hervor, welche die Ufer säumen. Weiße Gehöfte mit sattbraunen oder feurig-roten Dächern grüßen, verstreut über das ganze Gelände, und zahlreiche Kirchtürme mit Kuppel- oder Satteldach ragen über die Häuser der Ortschaften empor, sie schirmend wie die Henne ihre Küchlein.

Und dort, wo die Loisach sich in krummen Schleifen dem Höhenfuße entlang windet, gleichsam sich zierend wie die schämige Braut, ehe sie in die Arme des Geliebten sich wirft, hart vor der Vereinigung mit der schwellend daherbrausenden Isar streckt sich an der waldigen „Leite“ in langer Straßenzeile der behäbige Markt Wolfratshausen, kein Ort von Weltruf oder mit dem Ruhme künstlerischer Denkmäler behaftet, aber der freundliche Sitz stillgeschäftiger Gewerke. Was des Tages Notdurft erheischt, schaffen emsige Bürger für der Nachbarn Bedarf; den Reichtum der Wälder verschiffen die wasserfahrtkundigen Flösser, wenngleich der gefährliche Wettbewerb des Schienenstrangs dem uralten Betriebe gar schlimmen Eintrag gethan hat; eine rühmlichst bekannte Glasfabrik steht seit Jahrzehnten in hoher Blüte. Eine stattliche Anzahl von wohlbestellten Braustätten hilft redlich nach des Tages Arbeit den Durst stillen, der uns frumben Bajuwaren einmal als tugendsame Stammeseigenschaft zuerkannt ist, und die vortreffliche Atzung wetteifert mit dem Labsal an Güte. Es ist gar gut sein da oben am Ufer der Berggewässer, wo der breite Rücken der Benediktenwand und die Gipfel der Tölzer Kette so freundnachbarlich herüberschauen. Das wissen die Münchner recht gut, die allsonntäglich in hellen Scharen und im Schweiße des Angesichts zu Fuß und zu Roß, im Wagen oder auf dem Stahlrad dahinpilgern, um nach Erholung von den Strapazen des Marsches oder der Fahrt sich an dem frischen Odem zu erquicken, der aus den Bergen herab zu Thale weht.



Wolfratshausen. Nach einer Photographie von Stefan Luber, Prien.

Die beiden Flüsse tragen ihn mit sich auf dem weißen Schaume ihrer grünen Wellen fort, wie ihre Fluten weit hinab ins Unterland die Samen der alpinen Flora. Aber noch ein anderer Reiz rauscht Dir geheimnisvoll aus den wirbelnden Wellen entgegen, verführerisch Dich lockend, nicht bloß die Glieder im kühlenden Bade in sie zu tauchen, sondern auch Deine Phantasie mit dem Klange ihrer Namen in entfernte Zeiten tragend, deren Vergangenheit weit hinter den Tagen unserer Gegenwart liegt. Entschwundene Jahrtausende stammeln Dir dabei den Gruß.

Denn sowohl „Isar“ wie „Loisach“ sind keine Namen deutscher Wurzel, sie entstammen der Zunge vordeutscher Bewohner unseres Landes. Neben dem Inventar der Ruhestätten in hochgebauten Hügeln oder Flachgräbern bilden ja die seltsam und fremdartig anmutenden Namen verschiedener Gewässer die einzigen Überbleibsel, welche uns melden, daß ehedem Völker keltischen Stammes unsere Heimat besiedelten. Das sieghafte Schwert der Römer unterwarf sie, der Druck 400jähriger Herrschaft wandelte sie zu Römern um, aber die alten Namen der Gewässer währten fort und wurden von den Bevölkerungsresten, welche die Stürme der Völkerwanderung überdauerten, an die einwandernden Deutschen überliefert. In diesem Umstande liegt zugleich ein Zeugnis dafür, daß immerhin ansehnliche Bruchteile dieser uralten Landesinsassen erhalten und im Lande wohnen geblieben sind: die Namen sind redende Geschichte.

Der Name der Isar (in Urkunden des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Isara und Isura lautend) kommt außer bei uns auch noch in anderen Gegenden vor, wo einst Kelten saßen, so die Isère in den savoyischen Alpen, die Isara (jetzt Oise) in den Ardennen, die Iser im Riesengebirge. Mit dem ungestümen Laufe dieser Gewässer stimmt die Deutung des Namens als „reißend“, „schnell“ vollständig überein.

Der Name der Loisach bietet eine ziemlich harte Nuß und darum hat er schon vielfache Auslegungen erfahren. Am besten behagt uns jene, die ihm unser lieber hochverehrter Jugendfreund, Dr. Sigmund Riezler, der verdiente Geschichtschreiber Bayerns und Oberbibliothekar an der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, in seiner geist- und lichtvollen Abhandlung: „Die Ortsnamen der Münchener Gegend“ (Oberbayerisches Archiv, Bd. 44) zu theil werden läßt. Die Wurzel des Stammwortes sucht er, nach dem verstorbenen Forscher Buck, einem Württemberger, in dem altkeltischen Worte llif, d. i. Flut, wonach die einstigen keltischen Anwohner den Fluß benannt haben mögen. Die einwandernden Bajuwaren machten ihn sich dann zungengerecht, wie es der Volksmund mit allen ihm nicht ganz geläufigen Fremdworten thut (man erinnere sich z. B. nur an den grünen „Schwalangscheer“ statt Chevauleger), deuteten ihn auf den bei allen deutschen Stämmen häufig vorkommenden Personennamen Liupi („lieb“ „wert“, davon z. B. noch der Familienname Hart-lieb und der Personenname Liebmund) um und setzten das Bestimmungswort ach (d. i. Wasser) daran, so daß die Urkunden des 8. und 11. Jahrhunderts den Fluß Liubisaha, Liubasa, Liubisa benennen, d. i. Fluß, Bach des Liupi.

In der Zwischenzeit zwischen Kelten und Germanen geboten, wie wir bereits sagten, die Römer über das Land. Auch sie haben zahlreiche Spuren ihrer Herrschaft zurückgelassen, Spuren ihrer in emsiger Thätigkeit schaffenden Hände. Eine Schanzenkette zieht sich am rechten Isarufer von Neufahrn, Wolfrathshausen gegenüber, und dem Gleißenthal entlang hinab bis zu den beiden großen Legionslagern bei Deisenhofen, eine befestigte Linie vorstellend, auf deren fortifikatorische und geschichtliche Bedeutung wir vielleicht ein andermal zu sprechen kommen; im Dorfe Walchstatt, eine halbe Stunde nördlich von Wolfrathshausen liegt eine Umwallung, welche vielleicht auch den Rest eines römischen Bollwerkes vorstellt; am Uferhang bei Icking sind noch Reste römischen Mauerwerkes vorhanden, und die Straße, an welche zu beiden Seiten die Häuser des Marktes Wolfrathshausen sich lehnen und die dann, mittels eines tiefen Hohlweges in ein scharfes Knie gebrochen, mit jäher Steigung von der Thalsohle aus die Höhe des Hochgestades erklimmt, liegt zweifellos auf dem Körper der alten römischen Straße, welche einst vom Isarübergange bei Tölz über Königsdorf, Wolfrathshausen, Pullach, Sendling, Feldmoching nach Freising und weiter an die Donau führte.

Und da wir gerade von den Römern sprechen, so sei die Bemerkung nicht unterlassen, daß das soeben erwähnte Dorf Walchstadt seinen Namen von den romanisierten Einwohnern trägt; er bedeutet Wohnstätte der Walchen, der Romanen. Ganz merkwürdig ist ferner die Thatsache, daß in zwei Urkunden des Jahres 806, laut deren eine adelige Dame Williburch ihre Besitzungen zu Walchstadt an den Bischof von Freising und Abt zu Schäftlarn Petto gegen eine Geldsumme, drei Pferde, zwei Ohrringe und eine Zierspange von Gold und ein Seidenkleid abtritt, unter den dabei aufgeführten Leibeigenen die romanischen Namen Tunica und Ita führen. Die Fortdauer der ursprünglich einheimischen Bevölkerung wird uns somit urkundlich bezeugt, und die schönen Leserinnen wird es gewiß interessieren, welch hohen Preis schon damals eine vornehme Dame für ein rauschendes Seidengewand und einige goldene Schmuckstücke opferte. Die letzteren haben wir uns freilich als die hochwertigen Erzeugnisse kunstfertiger germanischer Goldschmiede zu denken, besetzt und eingelegt mit funkelnden Edelsteinen — so etwa wie der herrliche Schmuck aus einem Frauengrabe bei Wittislingen, nördlich von Lauingen, der ungefähr aus der gleichen Zeit stammt wie diese Urkunde und jetzt zu den prächtigsten Schätzen unseres Münchner Nationalmuseums zählt.

Nun saßen die Bajuwaren als Herren im Lande. Daß an der Stätte von Wolfrathshausen vor ihrer Einwanderung eine Niederlassung bestanden habe, macht die Lage an der römischen Straße, und zwar an deren Aufstieg auf das Hochgestade, sowie am Vereinigungspunkte der beiden Flüsse zur Gewißheit. Allein, wir haben keine Kunde davon, und zum ersten Male tritt uns des Ortes Name am 30. Juni 1003 entgegen, da Kaiser Heinrich der Heilige dem Grafen Adalbert einen Wildbann verleiht, dessen Grenze von da an der Loisachmündung isaraufwärts bis Hohenberg, von da nach Huggenberg und Königsdorf, von da nach Karpfsee und Winidowa (d. i. Wenden-Au, der große von kriegsgefangenen Wenden besiedelte Filz zwischen Beuerberg und Königsdorf), dann an der Loisach hinab bis Wolveradeshusun läuft. Ein für uns sonst im Dunkel der Jahrhunderte verschollener Herr Wolverad, oder wie wir jetzt schreiben würden: Wolfrath, hat also mit den Mannen seiner Sippe hier seine Behausung aufgeschlagen, jedenfalls ein Herr aus vornehmem und mächtigem Geschlechte. Zur Sicherung gegen feindliche Angriffe wurde vielleicht schon damals oder wenigstens nicht viel später oben auf der Zunge, die ein tiefer natürlicher Graben, der Rauschergraben, von dem Höhenzuge des Hochgestades trennt, ein schirmendes Bollwerk geschaffen; denn, wenn auch verbessernde Hände in späterer Zeit an der ursprünglichen Anlage vieles geändert haben, so zeigt sich dem kundigen Auge sofort, daß die frühmittelalterliche Burg in eine uralte Wallburg hineingebaut worden ist. Ein solcher Vorgang wiederholt sich bei den meisten alten Dynastensitzen, z. B. zeigen die Burgen Vallei und Tengling eine außerordentliche Ähnlichkeit mit Wolfrathshausen, und ebenso häufig ist ihre Lage an Römerstraßen oder doch in deren unmittelbarer Nachbarschaft. Es ergibt sich daraus außerordentlich viel Lehrreiches, und diese Umstände liefern wichtige Beiträge für die Geschichte der betreffenden Örtlichkeiten und Geschlechter, ja sie stellen beredt sprechende Urkunden dar; aber sie werden vernachlässigt, weil die Geschichtschreiber von Beruf die Sprache dieser Urkunden nicht zu entziffern und zu lesen vermögen. Der so gründliche und hochgelehrte Freiherr Edmund v. Öfele, der Verfasser der mustergültigen „Geschichte der Grafen v. Andechs“ (von denen die Grafen von Wolfrathshausen, wie wir gleich hören werden, einen Seitenzweig bilden), schildert uns z. B. keine einzige der alten Grafenburgen; hätte er Grundriß nebst Profil und Beschreibung der ehemaligen Bollwerke in sein Werk aufgenommen, so wäre dasselbe um ein sehr interessantes und wichtiges Kapitel reicher geworden.

Darum sei in Kürze und ohne Beifügung wissenschaftlichen Apparates eine Beschreibung der Burg nach ihrem Grundrisse gegeben.

Die oben erwähnte Höhenzunge schiebt sich zwischen dem Steilabfall des Isar-Hochgestades und dem Rauschergraben in Dreieckform von Südwest nach Nordost gegen den Aufstieg der Straße vor, eine natürliche Bodensenkung markiert die gegen Südwest gewendete Grundlinie von beiläufig 100 m, die Längenachse des Burgraumes beträgt ungefähr 800 m.

Nach drei Seiten hin ist die Burg durch den steilen Abfall der Höhe gesichert, nur von Südwesten her ist ein direkter Angriff möglich, hierher kehrt sie also ihre Stirn, und diese ist durch hintereinander liegende Abschnitte möglichst gegen stürmende Wegnahme geschirmt, nach dem nämlichen Grundsatze, in dessen Befolgung wir heutzutage noch eine innere Festung, eine Stadt, durch Anlage von Außen- und Vorwerken sichern. Der Feind muß diese zuerst erobern, den ersten Abschnitt bilden demnach Wall und Graben, vom Rauschergraben zur Uferhöhe streichend; der Wall besitzt einen Aufzug von 6 m (d. h. die Höhe von der Grabensohle bis zur Wallkrone), der Graben eine obere Breite von 11 m. Hinter einem weiteren Graben und Wall folgt der zweite Abschnitt, den nach rückwärts ein breiter tiefer Graben, der Hauptgraben, von dem steilaufsteigenden dritten Abschnitt trennt. Der letztere bildet die eigentliche, die Hauptburg, in welcher die Wohngebäude und Magazine der Burg (Bergfried, Palas und Kemenate) sich befanden, indessen die beiden anderen Abschnitte die Vorburgen heißen. Die hintere derselben barg einst die Stallungen, Ökonomiegebäude, Dienerschaftswohnungen, kurz alles, was

zum Wirtschaftsbetriebe gehört, während in der Hauptburg die Familie des Herrn mit den Knappen und ihrer persönlichen Umgebung hauste. Bemerkenswert ist, daß die äußere Vorburg in ihrer Mitte nochmals einen Zwischenabschnitt als Verstärkung, und die Hauptburg an der Nordspitze außerdem ein Kernwerk als Citadelle enthält. Der eigentliche Zugang führt von Südwesten an die äußere Vorburg und mit Brücken über die Gräben ins Innere. Zur größeren Bequemlichkeit für die Burginsassen ist allerdings noch ein schmaler, wegen seiner Steilheit ziemlich unbequem zu passierender Weg vorhanden, der direkt vom Hauptgraben aus tiefeingeschnitten hinunter in den Markt führt. Durch Abschlußmauern und feste Türmlein war er wohl gesichert; in Friedenszeiten aber wanderten wohl auf ihm die Knappen zu ihren bäuerlichen Schönen ins Thal hinunter.

Vielfache Spuren im Boden verraten die Mauerzüge der einstmals hier gestandenen Gebäude, und ein kundiges Auge vermag im Geiste die ganze Burg wieder herzustellen. Aber seit langem hat die Unbill der Menschen und der Geschicke alles Mauerwerk auf der Höhe vernichtet, und nur ein Steindenkmal hart hinter der Front der Hauptburg erinnert an die erloschene Herrlichkeit des ehemaligen Grafen- und Fürstensitzes.

Damals im Jahre 1003, da zum ersten Male der Name Wolfrathshausen an unser Ohr schlägt, lag es im Sprengel einer Grafschaft, über welche ein Graf Friedrich gebot. Er ist der erste Graf aus der Seitenlinie des Geschlechtes der Grafen von Diessen und Andechs, den uns die Urkunden benennen. Die Grafen von Diessen und Andechs, welche später den Titel „Herzoge von Meran" führen, worunter aber nicht die Burg in Tirol, sondern das Küstenland von Dalmatien und Kroatien zu verstehen ist, gehörten zu den mächtigsten und hervorragendsten Adelsfamilien Deutschlands, erwarben weit ausgedehnte Besitzungen in Franken, Burgund, Tirol, Kärnthen und Istrien und stiegen in den Stand der deutschen Reichsfürsten empor. Vorher schon jedoch erlosch der Zweig, der zu Wolfrathshausen saß. Friedrichs Enkel, Otto II., brachte die Grafschaften im Unterinn- und Pusterthale und Güter in Niederösterreich an sich, des letzteren Sohn Heinrich wurde Bischof zu Regensburg, und seine Tochter Adelheid, die Gemahlin eines Grafen von Sulzbach, die Schwiegermutter König Konrads und des Kaisers Emanuel Komnenus zu Byzanz; sein Sohn Otto III. erwarb die Vogtei über das Kloster Tegernsee. Von Bedeutung wurden dessen Söhne Heinrich II. und Otto V.; sie spielten eine hervorragende Rolle in den politischen Händeln ihrer Zeit, und ihre Burg Wolfrathshausen, ihr kriegerischer Stützpunkt, sah daher wiederholt feindliche Heere vor den festen Mauern.

Als der vom Regensburger Domkapitel zum Bischof erwählte Oheim Ottos V., Heinrich, vom welfischen Bayernherzoge Heinrich X. dem Stolzen nicht anerkannt worden war, nahm der Neffe für den Oheim Partei und überfiel den durch das Wolfrathshauser Gebiet ziehenden Herzog so unerwartet, daß dieser nur durch die Aufopferung eines seiner Getreuen — ähnlich wie später Kurfürst Max Emanuel durch den Grafen Arco — gerettet wurde. Zur Strafe für den Landfriedensbruch überzog der Herzog die Besitzungen Ottos mit Krieg und rückte im April 1133 vor Wolfrathshausen, zu dessen Entsatz nun Bischof Heinrich seine Scharen heranführte. In der Ebene an der Isar standen sich die Heere kampfbereit gegenüber. Da trat als Vermittler Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Vater des ersten Herzogs von Bayern aus dem Wittelsbacher Hause, auf, seine verwandtschaftlichen Beziehungen benutzend; denn der Herzog war Geschwisterkind mit ihm, und Graf Otto sein Schwiegersohn. Das Resultat der Verhandlungen war die Übergabe der Burg auf Gnade und Ungnade, Graf Otto wurde vom Herzoge auf der Feste zu Ravensburg in Haft gesetzt, die Burg Wolfrathshausen geplündert und den Flammen übergeben. Bald darauf machte auch Bischof Heinrich von Regensburg seinen Frieden mit dem Herzog. — Erst aus Anlaß der Romfahrt Kaiser Lothars 1136 fand eine Aussöhnung Graf Ottos mit dem Herzog statt. Er zog mit nach Italien, fand aber vor Pavia durch eigenen Übermut seinen Tod, als er waghalsig das Thor zu erbrechen suchte.

Nach Herzog Heinrichs Ableben verlieh der Hohenstaufe König Konrad seinem babenbergischen Halbbruder Leopold das Herzogtum Bayern; Graf Ottos überlebender älterer Bruder Heinrich II. stand treu auf seiner Seite und teilte mit ihm das Mißgeschick, als er bei Belagerung der Burg Vallei, welche den aufständischen Wittelsbacher Grafen Gebhard und Konrad gehörte, durch den zum Entsatze herbeigeeilten Herzog Welf eine blutige Niederlage erlitt (13. August 1140). Da nach Herzog Leopolds Tode (1141) dessen Bruder Heinrich Jasomirgott mit Bayern belehnt wurde, erhob der unruhige Bischof Heinrich von Regensburg abermals die Fahne des Aufruhrs, und nun nahm Graf Heinrich die Partei seines Oheims, der in Regensburg belagert wurde. Um den Grafen Heinrich von einer Hilfeleistung abzuhalten, fiel der junge Herzog Friedrich von Schwaben (der nachmalige Kaiser Barbarossa) in Bayern ein und erschien vor der Burg Wolfrathshausen. Hier hatten sich die Freunde des Grafen gesammelt und erwarteten wohlgemut, als ginge es zum Turniere, den Feind auf dem Plane vor der Burg. Doch der junge Staufer warf sie mit wuchtigem Angriffe zurück und beim Gedränge, um das Thor zu gewinnen, machte er viele Gefangene, darunter auch den Wittelsbacher Grafen Konrad von Dachau, den er jedoch bald ritterlich ohne Lösegeld entließ. Mit dieser Waffenthat auf dem Anger vor der Wolfrathshauser Burg pflückte der große Kaiser seine ersten Lorbeeren als Heerführer!

Mit dem Tode des unvermählt gestorbenen Grafen Heinrich erlosch die Linie der Grafen von Wolfrathshausen, und ihr Besitz fiel an den Hauptstamm von Diessen-Andechs. Die äußerst interessante Geschichte derselben zu verfolgen, ihr Aufsteigen zur Höhe von Glanz und Macht bis in den Fürstenstand des Reiches und ihren jähen Ausgang, liegt außerhalb des Rahmens unseres Berichtes, da die Herzöge von Meran nur vorübergehend auf der festen Burg ihrer Vettern an der Loisach Aufenthalt nahmen. Doch nun gelangt sie ihrer Lage wegen als Bollwerk zu einer wichtigen strategischen Rolle. Wolfrathshausen und die nicht weit davon entfernte Burg Starnberg sind nämlich die Grenzfestungen gegen das hart an sie heranreichende Gebiet der Wittelsbacher, besonders gegen die Burgen Karlsberg bei Leutstetten und Bayerbrunn, und seitdem die Wittelsbacher auf dem bayerischen Herzogsstuhle saßen, bestand zwischen den Grafen von Andechs, Herzögen von Meran und ihnen allezeit ein gespanntes Verhältnis, weil die mächtigen Andechser, zumal nachdem sie Reichsfürsten geworden waren, sich nur widerwillig der Herrschaft der Wittelsbacher fügten, und letztere hinwiederum jede Gelegenheit zur Schädigung

der hochstrebenden Nebenbuhler benutzten. Herzog Ludwig der Kelheimer griff darum mit Freuden zu, als die Andechser, Graf Heinrich IV. und Bischof Eckbert von Bamberg, in Verdacht gerieten, Genossen oder wenigstens Mitwisser der Ermordung Kaiser Philipps von Schwaben zu sein; nach deren Achterklärung bemächtigte er sich der Besitzungen des Grafen Heinrich und zerstörte die Burg Wolfrathshausen (1210). Doch endlich wurde die Unschuld der Andechser anerkannt, 1228 empfing Graf Heinrich auch die Grafschaft Wolfrathshausen zurück und erbaute die Burg von neuem. Doch schon im folgenden Jahre entbrannte wieder blutige Fehde zwischen dem Herzoge und den Fürsten, weil der erstere vom Kaiser zum Papste abgefallen war, die Andechser jedoch nun treu zum Kaiser hielten. Ludwig rückte vor die Burg, mußte aber die Belagerung aufheben und unverrichteter Dinge abziehen. — Der letzte Andechser, Otto VIII., überwarf sich neuerdings mit dem Herzog, und es entstand ein langwieriger Krieg, während dessen die bayerischen Besitzungen Ottos größtenteils vom Herzog erobert wurden. Ein Hauptschauplatz der Kämpfe und furchtbarer Verwüstung war das Gebiet um Isar, Loisach und Würmsee. In der Nacht des 20. Dezember 1230 überrumpelte die Besatzung von Wolfrathshausen die bayerische Feste Bayerbrunn; 1241 belagerte das bayerische Heer die Burg Wolfrathshausen wiederum vergeblich, aber erst am 27. März 1243 fiel sie durch den Verrat eines gewissen Pfäfflin in die Hände des Bayernherzogs, dem sie fortan verblieb. Herzog Otto von Meran starb kinderlos, der Sage nach an Gift, 1248 auf seiner Burg Niesten in Franken.



Vorpostengefecht bei Altdorf 1800. Von Sillig (Zu Seite 491.)

Seitdem gehörte Wolfrathshausen ununterbrochen zum bayerischen Herzogsgute und diente wegen seiner großen Räumlichkeiten und schönen Lage häufig fürstlichen Personen zum Aufenthalte, so der Witwe Herzog Ludwigs des Strengen, Mechtilde, der Tochter Kaiser Rudolphs von Habsburg und Mutter des Herzogs Rudolph und Kaiser Ludwigs des Bayern. Zwischen diesem Brüderpaare herrschte nicht das beste Einvernehmen, familiäre und politische Zwistigkeiten führten zu offenen Feindseligkeiten unter ihnen, Herzog Rudolph stand sogar auf Seite der Österreicher, und Wolfrathshausen diente dabei als eine seiner Hauptfestungen, so daß Ludwig dasselbe in der zweiten Hälfte des Oktober 1319 angriff und nach mühsamer Belagerung eroberte. Nur mit sechs Getreuen entrann Rudolph und flüchtete nach Worms.

Als nach Herzog Albrechts III. Tode dem väterlichen Willen gemäß seine beiden älteren Söhne Johann und Siegmund die Zügel der Regierung übernahmen, wohnten die jüngeren Albrecht IV. (der Weise später zubenannt), Christoph und Wolfgang auf der Burg zu Wolfrathshausen und pflogen ihrer Studien.

Zu Füßen und im Schutze der Burg, am Ufer der grünen Loisach, zu beiden Seiten der alten Römerstraße hatte sich der Ort Wolfrathshausen so ansehnlich entwickelt, daß ihm Herzog Rudolph die Freiheiten und Gerechtsame eines Marktes, darunter die niedere Gerichtsbarkeit verlieh; auch mit Graben, Wall und Thoren wurde der Markt befestigt.

Auf der Burg saßen die herzoglichen Beamten, Pfleger und Landrichter, meistens Herren aus den vornehmsten Adels-

familien: Waldeck, Schweicker von Gundelfingen, Thorer zu Hornstein, Schellenberg, Frundsberg, Seiboldsdorf, Sprinzenstein, Baumgarten, Preising, Törring.

Die verliehenen Freiheiten und Privilegien förderten die Blüte Wolfrathshausens, und nicht wenig trug dazu der Aufschwung der Flußfahrt bei, seitdem der Handelszug aus Italien den Weg durch Tirol über Mittenwald und Partenkirchen genommen hatte. Eine Kirche besaß der Ort jedoch lange nicht; eingepfarrt war er nach Thanning, und erst im Jahre 1482 wurde hier das erste Gotteshaus, und zwar noch aus Holz gebaut. Die gegenwärtige Kirche stammt aus dem Jahre 1631, und die Errichtung der selbständigen Pfarrei aus dem Jahre 1613.

Dem errungenen Wohlstande schlug der Dreißigjährige Krieg furchtbare Wunden. Nach der Besetzung Münchens (am 17. Mai 1632) durch die Schweden streifte eine Schar derselben im Isarthale herauf; aber die kleine Besatzung der Burg und die bewaffneten Bürger des Marktes wiesen die Angreifer mit blutigen Köpfen ab. Diese holten Verstärkung und erstürmten trotz der verzweifelten Gegenwehr den Markt, machten die Einwohner nieder und steckten den Ort in Brand, wobei auch die Pfarrkirche in Asche sank. Nur die Burg vermochten sie nicht zu erobern. Zwei Jahre darauf folgte die Pest, welche fast den ganzen Rest der aus der schwedischen Drangsal geretteten Einwohner wegraffte. Langsam erhob sich der Ort aus seinen Trümmern und gedieh zu frischer Blüte. Da fügte ihm von neuem die Geißel des Krieges schweren Schaden zu. Kurfürst Max Emanuel folgte der verführerischen Lockung des Franzosenkönigs, wandte sich vom Kaiser ab und fiel 1703 in Tirol ein, wohin der Landfahnen von Wolfrathshausen in der Stärke von drei Bataillonen zu je 500 Mann abrückte; ein großer Teil des Aufgebotes ging dort zu Grunde. Entsetzlich waren darauf die Leiden des Landes unter dem Drucke der österreichischen Occupation, so daß die Bauern sich empörten. Am Zuge der Oberländer gegen München nahmen zwar nur wenige Insassen des Marktes Wolfrathshausen teil, da der Amtmann Reichmann sie davon abhielt, in desto größerer Zahl dagegen die Bauern aus den Gemeinden des Amtes, insbesondere aus jenen rechts der Isar. Dementsprechend ist auch die Anzahl der Gebliebenen, welche ihre Treue bei Sendling mit dem Tode besiegelten. — Neue Bedrückungen kennzeichnen das kaiserliche Regiment bis zum Abschlusse des Badener Friedens (1714), und der österreichische Erbfolgekrieg (1742 bis 1745) brachte abermals schwere Belastung durch Einquartierung und Durchzüge von Freund und Feind. Diese Bedrängnisse wiederholten sich während der Kriege am Ausgange und Beginne des jetzigen Jahrhunderts, und im Jahre 1809 ward die Umgebung von Wolfrathshausen zu einem förmlichen Kriegslager. Während auf den Schlachtfeldern an der Donau um die Palme der Entscheidung gerungen wurde, hatten die aufständischen Tiroler die bayerischen Truppen zurückgedrängt und waren ihnen auf dem Fuße gefolgt. Auf dem Rückzuge von Mittenwald traf das Detachement des Grafen Arco am 4. Juni bei Wolfrathshausen ein und nahm nun zwischen hier und Beuerberg Stellung zur Deckung der Hauptstadt, bis die vom General Deroy gesendeten Verstärkungen die Gefahr beschworen.

Jahrhunderte hindurch hatte die Burg bestanden. Allgemach wurde aber die hohe Lage und der beschwerliche Zugang für die Beamten und die mit ihnen verkehrenden Unterthanen zu unbequem, man verlegte daher 1733 die Behörden in ein neues Gebäude im Markte, in welchem sich gegenwärtig noch das Amtsgericht befindet, und kurz darauf (am 7. April 1734) schlug der Blitz in das Pulvermagazin, so daß die Burg zur Ruine wurde. Gegenwärtig steht kein Stein mehr über der Erde! Das ist das Schicksal der blutgetränkten stolzen Feste!

Eine besondere Sage haftet an Wolfrathshausen. Im Jahre 1286 soll ein frommer Pilger Rantwein vom Richter Günther aufgegriffen, aus Habsucht zum Tode verurteilt und verbrannt, bald darauf aber vom Papste Bonifazius unter die Heiligen versetzt worden sein. Schon zwölf Jahre nach seinem Tode bestand die Kirche in dem nach ihm benannten Vororte; das Haus der Familie Daisenberger gilt als sein Gefängnis, bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts zeigte man seine in Silber gefaßte Hirnschale und seine Pilgerflasche.

Auch von Spukgestalten weiß der Volksmund zu berichten. Das „Marktg'schlerf" — eine „weiße" Frau — und der gespenstische „Gaftapudel" — der letzte Rest von Wotans wütendem Heere — schreckten nächtlicher Weile die Wanderer, welche zu später Stunde und unsicheren Trittes ihr Heim aufsuchten; doch hat man schon lange nichts mehr von ihnen vernommen, dank der guten Aufführung der Neuzeit oder der Straßenbeleuchtung.

Dafür aber, lieber Leser, steigen aus der dämmernden Vergangenheit entschwundener Jahrhunderte andere Gestalten vor Deinem geistigen Auge auf, wenn Du an der „Leite" die reizenden Anlagen durchschreitest, und Dein Blick die duftumschleierten Berge sucht. Da dröhnt von der zerfallenen Burg herab der Schlachtenlärm tobenden Kampfes, die stolzen Grafen und Fürsten entfalten die Banner, unter denen sie ihre Reisigen zur Romfahrt über die Alpen und zum Kampfe in das heilige Land oder zu den blutigen Fehden gegen ihre Feinde führen, und Du schaust den jungen Staufer Friedrich, dem der erste rote Flaum um Kinn und Wangen sproßt, in der hellen Freude des ersten Waffenganges! Alle die mächtigen Herren sind dahingegangen, verschwunden ist, was sie geschaffen, aber noch brausen wie damals die grünen Flüsse ins Land, denen die menschliche Zunge vor Jahrtausenden ihre Namen schöpfte, und in majestätischer Ruhe blicken unverändert die Berge hernieder, die Zeugen menschlichen Werdens und Vergehens!

Kriegserinnerungen aus 1870.

Von einem bayerischen Batteriechef des 1. Armeecorps.

Nachstehende Tagebuchblätter wurden dem Redakteur des „Bayerland" überlassen und werden hier unverändert zum Abdruck gebracht, da nicht nur die unzweifelhafte Wahrheitsliebe daraus leuchtet, sondern auch die Motive und Seelenstimmungen während der Aktionen gewiß Interesse bieten:

Der glorreiche Krieg 1870/71 hat so viele Kriegsthaten

von hervorragender Tapferkeit und Heldenmut gezeitigt, es war die Zahl derer, welche sich in hohem Maße hervorgethan in jedem Kampfe, eine große, und jeder ehrliebende Soldat fühlte sich aufs höchste angeeifert, sich baldmöglichst auch selbst zu bewähren. Wie mußte daher mir zu Mute sein, der ich bis nach dem Tage von Coulmiers (9. November) in zweiter Linie, bei der Hauptmunitionsreserve eingeteilt war, und welchem in diesem herrlichen Kriege ein Zusammentreffen mit dem Feinde im offenen Kampfe für ständig versagt zu bleiben schien. War auch in dieser meiner Dienstverwendung das Leben und Durchziehen des Feindeslandes, oft weit hinter der Armee, nicht ohne manch' interessante Ereignisse, nicht ohne Inanspruchnahme moralischer Kraft und Einsetzen der Persönlichkeit, nicht ohne Gefahren, so fehlten doch die Waffenthaten.

So erzählenswert auch einiges aus dieser Zeit wäre, will ich doch vorerst nur meine Erinnerungen über meine Beteiligung an den Kämpfen nach Coulmiers, als Kommandant einer Feldbatterie (Batteriechef) niederschreiben. Die Veröffentlichung sei auf die zwei interessantesten Gefechtstage der Batterie in dieser Zeit, den 8. und 9. Dezember, beschränkt.

Am 7. Dezember war die 8. Batterie (kgl. bayer. 1. Feldartillerieregiment Prinz Luitpold) nach zwei Ruhetagen zu Ormes wieder im Marsche mit der Richtung gegen Westen. Kurz vor Coulmiers, für die Bayern unseligen Andenkens, wurde von der ursprünglichen Marschstraße gegen Südwest durch den Wald von Montpipeau abgebogen. In der Gegend von Baccon fand langer Bereitschaftshalt statt. Bei Dunkelwerden rückte man in engste Kantonnements ein, die Batterie kam nach Les Fontaines. Daselbst wurde noch eine letzte Pferderequisition vorgenommen, zwei tüchtige Braunschimmel, die in die zweite Linie eingestellt werden, um aus dieser mit älteren Pferde die Geschütze völlig bespannen zu können; in den vorhergehenden Gefechtstagen waren viele Verluste an Pferden eingetreten. Der 8. Dezember war gekommen, der Tag war kalt, die Gegend öde, schneebedeckt. Um 8 Uhr wurde der Marsch nach einem Rendezvousplatze bei Grand Châtre angetreten. Nach 10 Uhr war daselbst das ganze Corps versammelt, und zwar auf dem Plateau südlich von Grand Châtre, nördlich von Beaumont. Anfangs sieht und hört man nichts vom Feinde, und wir in der Truppe, die das Ergebnis der gestrigen Kämpfe bei anderen Corps nicht kennen, sind von früheren Nachrichten her der Meinung, daß es auf längere Zeit hier an der Loire zu nichts Ernsthaftem mehr kommen könne. Plötzlich kommt Bewegung in die Stellung; die Batterie erhält Befehl, durch Beaumont vor und südlich davon zum Feuern aufzufahren. Die ganze 4. Brigade geht mit vor. Die Batterie windet sich durch Beaumont, das bereits dicht von Kolonnen durchzogen wird, zieht sich baldmöglichst aus der Dorfstraße und geht dann rechts des Ortes vor, sie muß noch ein paar Heckendurchgänge passieren und fährt hierauf schon in starkem feindlichen Feuer auf. Schußrichtung gegen die vorliegende Höhe von Villechaumont, wo feindliche Batterien stehen, deren Granaten die Batterie dicht belegen. Die Batterie antwortet mit bestem Bemühen, aber das feindliche Ziel läßt sich bei dem trüben Wetter überhaupt nicht scharf erkennen, dazu der Rauch und vor allem die günstige, hinter dem Terrainrand gedeckte Stellung der feindlichen Batterien. Ob ich's dem Feinde daher hier gut heimgezahlt habe, weiß ich nicht bestimmt, aber die Findigkeit der Richtmeister, der Eifer gegen den bestgehaßten Feind und der geschärfteste Instinkt für die Lebenserhaltung, ließen darin viel leisten, und so mag es auch da nicht ausgeblieben sein, daß der Feind die Wirksamkeit der Batterie empfand. Jedenfalls kam seine Infanterie, die bereits in dichten Schwärmen genaht war und unsere Batterien und Stellungen mit starkem Feuer überschüttet hatte, zum Stehen. Die Batterie mag hier etwa eine gute Stunde lang in sehr wirksamem feindlichen Granatfeuer gestanden haben; speziell muß der 3. Zug, und davon das 5. Geschütz ein sichtbares Ziel abgegeben haben, denn hier waren die feindlichen Granaten am zudringlichsten, und nach kurzer Zeit schlug eine Granate die gesamte Bedienung dieses 5. Geschützes auf einen Schlag zu Boden, mitsamt dem Geschützkommandeur, dem blutjungen Unteroffizier und Freiwilligen Graf Riccardelli; die meisten davon waren aber zum Glück nur verwundet und konnten sich bald wieder erheben und nach dem Verbandplatz eilen. Das Geschütz mußte, da es an der Lafette beschädigt war und nicht unwichtige Ausrüstungsgegenstände eingebüßt hatte, abgefahren werden, um rückwärts bei der Batteriereserve ausgebessert und frisch ausgerüstet zu werden. Nach einer Weile machte sich von links her Unruhe in der Stellung fühlbar; die Batterie hatte dahin keinen Ausblick, weil eine hohe Hecke davorstand. Diese Hecke begleitete hier das Sträßchen, das aus dem Dorfe gegen Villechaumont führte und in kurzem die große Chaussee von Beaugency nach Chateaudun senkrecht kreuzte. Die Batterie wurde jetzt nach links beordert und kam nun auf die andere Seite der eben erwähnten aus dem Dorfe führenden Straße, ziemlich nahe vor den Südrand des Ortes, Schußrichtung südwärts. Hier wirkte sie, anfänglich nicht allzu heftig im Feuer, einige Zeit lang, dann entbrannte der Kampf wütender, sie wurde von Artillerie und Infanterie stark beschossen, wechselte wiederholt Stellung nach vorwärts und kam nach und nach ziemlich nahe an die oben genannte querlaufende Chaussee Beaugency-Cravant. Hier, an deren Graben und nahestehenden Hecken waren Bataillone des 13. Infanterieregiments eingenistet und standen unter persönlicher Führung des tapfern Regimentskommandeurs und stellvertretenden Brigadiers Obersten Graf Ysenburg, der auf seinem schneeweißen Schimmel in nächster Nähe des Feindes hielt, in lebhaftem Feuerkampf. Auch der stellvertretende Divisionskommandeur Generalmajor Freiherr von der Tann kam zur Stelle, verließ sie jedoch bald wieder, da dieser Punkt keine Übersicht bot. Die Heftigkeit des Kampfes steigerte sich hier immer mehr, und es ging nun an die Aufbietung aller Kräfte und Mittel. Mit dem Mechanismus meiner Gefechtsthätigkeit als Batteriechef durch die ersten Dezembertage so vertraut geworden, daß derselbe meine Aufmerksamkeit nicht mehr wesentlich in Anspruch nahm, konnte ich in diesen Gefechtstagen das von langer Hand her in mir angesammelte Material an soldatischen Grundansichten für den Krieg erst voll zur Geltung bringen. Aus dem eingehenden Studium von Klausewitz' sämtlichen Werken, 10 Jahre vorher, hatte ich mir u. a. entnommen, daß die unteren Grade, welche ja besonders in größeren Gefechten in taktischer Beziehung nicht selbständig zu disponieren haben, im Kriege vor allem dadurch das möglichste für die Erhöhung der Gesamtleistung beitragen können, daß sie der Wirkung des großen moralischen Drucks, den für die Mannschaft mehr die Gefahr, für die Führer mehr die schwere Verantwortlichkeit hervor-

bringt, so viel als möglich entgegenarbeiten. Und wenn Klausewitz diese Hemmung durch die Einflüsse im Kriege mit dem Gehen im Wasser statt auf trockenem Boden vergleicht, so läßt sich daraus abnehmen, wie groß diese Hemmung ist. Ich hatte mir daher auferlegt, sie bei mir selbst, wenigstens soweit die Gefahr mitwirkt, nicht gelten zu lassen, und ihr bei meinen Untergebenen so viel als möglich entgegen zu wirken. Das mußte dann die Leistung der Batterie steigern.

Wie schon in den ersten Gefechtstagen so gab's nun in den harten Kämpfen dieser Tage genug der Aufforderung und Gelegenheit, in diesem Sinne zu wirken. Trafen z. B. angesichts der zahlreichen Verwundungen und Verluste und unter dem heftigen Einschlag feindlicher Geschosse zagende Äußerungen an mein Ohr, wie: „Ja, wenn nur noch eine Batterie da wäre“, oder „wenn jetzt nur Infanterie da wäre, die feindliche in der Nähe zu vertreiben“, so mahnte ich, daß auch jeder andere an seinem Orte seine Schuldigkeit thun und gethan habe, und daß, wer eben gerade an dem Orte sei, auch an diesem das seinige thun müsse; oder: „wenn wir da sind, werden wir wohl keine anderen brauchen, um unsere Aufgabe zu erfüllen“, oder: „jetzt sind wir allein da, jetzt müssen wir's eben allein machen“ ꝛc., kurz jeder Regung der Schwäche, die ich bemerken konnte, trat ich sofort entgegen. So hielt ich die Mannschaft tapfer im Feuer, wenn auch die großen Verluste und die anhaltende unverminderte Gefahr die Sache schwer machten. Mann und Pferde fielen, ein und der andere Geschützführer wurde getroffen, mein ausgezeichneter und braver Zugführer des 2. Zuges, Lieutenant Schwarzkopf, wird schwer verwundet; ich habe momentan keinen Offizier mehr bei der Batterie, da mein letzter Offizier, Lieutenant Paukner, wegen leichter Fußverletzung mit dem 5. Geschütz zurückbeordert, und sein 6. Geschütz dem 2. Zuge zugeteilt worden war.

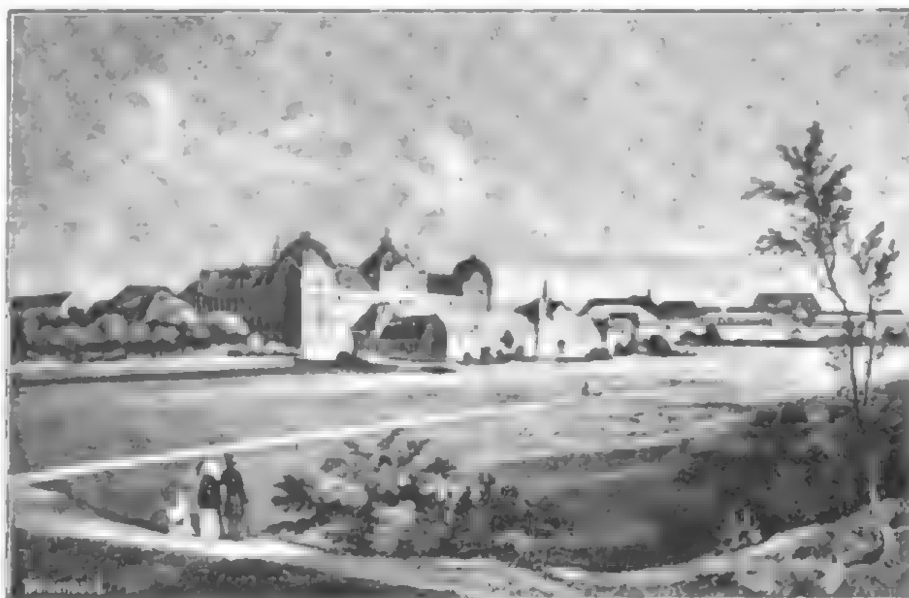
Und noch immer zeigt sich keine Abnahme der Kampfwut. Nochmals mußte ich die Batterie momentan zu erleichtern suchen durch Positionswechsel um ein paar hundert Schritt nach vorwärts. Die Fahrkanoniere an den Geschützprotzen, welche bei längerem Verweilen der Batterie in einer Position stets absitzen durften und nun in so heftigem Feuer, besonders auch vor feindlicher Infanterie, gewissermaßen unthätig ausharren mußten, hatten längst den kleinen Vorteil sich angeeignet, ihre Vorderpferde in den Haken nach links zu stellen, d. h. die Pferde wendeten sich des von vorn kommenden Geschoßregens wegen von selbst und wurden dann nur in dieser Stellung erhalten. In die dadurch von den Vorderpferden mit den Mittel- bezw. auch Stangenpferden gebildete Ecke drängten sich nun die Fahrer, jeder seine Zügel in der Hand und genossen so wenigstens ein bißchen Schutz durch die Leiber der Pferde. Ich ließ sie gewähren, da es einige moralische Erleichterung bot; es fielen ihrer doch genug zum Opfer. In den heftigsten Momenten des Kampfes hatte ich natürlich in der Linie der Geschütze genug zu thun, hatte aber auch den Erfolg, den Kampfmut lebhaft zu erhalten, jede Regung der Furchtsamkeit kräftig niederzuhalten und durch mein moralisches Einwirken, durch Beschämung, Scherz und Humor und rücksichtsloses Mich-selbst-aussetzen, jeden Ausbruch von Mutlosigkeit unmöglich zu machen. Wacker hielten die braven Leute in diesen harten Kampfstunden, aber im stillen war ich oft tief bewegt darüber, wie sie ihr Leben mit solcher Ergebenheit einsetzten und keine Entmutigung merken ließen. Nur endlich gegen Abend, als nach so viel Verlusten und so vieler Hingebung unsere ganze Linie rasch zurückging, die Infanterie vielfach verschossen und bereits hinter die Batterie zurückgegangen war, und als ich mich nun gleichfalls zum Abfahren entschließen mußte, zum ersten Male mit der Besorgnis, „die Sache scheint definitiv für heute verloren zu sein“, da trat wohl bei der Batterie auch momentan etwas Deprimierung ein, ohne daß es aber zu merklichem Ausdruck gekommen wäre. Die Batterie fuhr langsam zurück gegen Beaumont, hier stieß ihr 5. Geschütz, das alle möglichen weiteren Malheurs gehabt hatte, wieder zu ihr. Sie erhielt Befehl, sich in die Sammelstellung auf dem Plateau zwischen Beaumont und Grand Châtre zu begeben. Noch im Begriffe, bei der einbrechenden Dämmerung ihre Artillerieabteilung zu suchen, kommt ein Ordonnanzoffizier des Corpsstabes (Premierlieut. v. Schleich) laut rufend: „Ist keine Batterie hier?“ Es schlugen nämlich feindliche Granaten ziemlich lebhaft auf den Rendezvousplatz ein. Ich antwortete und erhielt den Befehl, gleich an den Südrand vorzurücken und auf die feindliche Batterie, welche die Stelle bewirft, Feuer zu richten. Das klang einfacher, als es war. Ich suchte nach bestem Dafürhalten während des Dunkelwerdens eine geeignete Stelle auf, sah in der Richtung der einschlagenden Granaten in der Ferne ausblitzen und nahm danach mein Ziel; um die eigene Feuerlinie größer erscheinen zu lassen, ließ ich mit großen Zwischenräumen auffahren und sehr langsames Feuer eröffnen. Aber es war doch eine recht unsichere Sache, man konnte nur aufs Geratewohl richten, auch hörte das Einschlagen feindlicher Granaten auf, und so ließ ich nach 4 bis 5 Schuß das Feuer einstellen, blieb aber noch mit der Batterie stehen, bereit, je nach Umständen weiter zu feuern oder nach weiterem Befehl zu handeln. Da sprengt ein Unteroffizier an den linken Flügel der Batterie und fragt, ob etwa diese Batterie gerade gefeuert habe. Ich rufe ihn zu mir, erkenne den Feuerwerker Rath der 10. Batterie und erfahre von ihm, daß meine Geschosse stets gerade vor den Mündungen der gegen den Feind gewendeten Geschütze dieser Batterie eingeschlagen hätten, und er deshalb abgesendet worden sei, um Abstellung dieses Feuers zu erwirken. Ich beruhigte ihn, daß ich ohnedies schon das Feuer eingestellt hätte. Es war nun allerdings ein Zeichen guten Richtens seitens der Richtmeister der Batterie, aber es zeigte auch, wie sehr bedenklich der mir erteilt gewesene Auftrag bei der stark einbrechenden Dunkelheit war.

Nach kurzem kam der Befehl zum Einrücken in die Kantonnements: 4. Brigade nach Beaumont; die Artillerie am südlichen Ende, Parkplatz. In einem nahegelegenen kleinen Häuschen am äußersten Dorfrande, das nur ein Zimmer und eine Kammer bot, fand ich in letzterer für mich, meinen Offizier und meine älteren Unteroffiziere Unterkommen; wir mußten über die Beine der im vorderen Zimmer bereits dicht lagernden Infanteristen steigen, die natürlich beim Einquartieren viel früher zur Stelle waren als die Batterien, welche erst in den Park auffahren, ausspannen ꝛc. mußten. Meine Mannschaft kam auch gruppenweise in der Nähe noch unter Dach und Fach. — Ich suchte noch meinen Bruder beim Divisionsstabe auf, um mich etwas über unsere Lage zu informieren; im ganzen war die Situation unerquicklich; es war für den andern Tag noch kein Befehl vom Armee-Abteilungskommando da, doch hieß es, der Feind werde verfolgt; für den kommenden

Tag gebe es Rasttag und würde dann gründlich retabliert, bezw. die Truppenverbände ausgeglichen, und zwar so, daß aus je zwei oder mehr zu schwachen ein neuer von normaler Stärke formiert werde, speziell sollen von den dezimierten Batterien je zwei eine neue formieren. Noch während meiner Anwesenheit meldete sich der Führer von 1000 Mann Ersatztruppen, die eben eintrafen, Hauptmann Steinberger, 3. Inf.-Reg., beim Divisionär an. Die neuen Truppen wurden gleich an die dezimierten Bataillone summarisch verteilt, deckten aber kaum den heutigen Verlust. (Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Ellingen. Wenn uns der flüchtige Eisenbahnzug von München nach Nürnberg trägt, überrascht uns plötzlich zur Rechten der Anblick eines gewaltigen, palastähnlichen Schlosses. Wir sind im ersten Augenblicke geneigt, ein einstiges Kloster zu erblicken, dem der Kunstsinn seiner Äbte solch' prachtvolle Gestaltung verlieh; aber unser Auge vermißt bald die Türme der Kirche, welche in diesem Falle stolz in die Lüfte ragen würden. Das majestätische Schloß, um welches sich lieblich und bescheiden die freundlichen Häuser eines kleinen Städtchens schmiegen, ist Ellingen, einst die stolze Kommende des Deutschen Ordens, nunmehr Residenz Sr. Durchlaucht des Fürsten Wrede. Der Ort Ellingen erscheint zum ersten Male im 12. Jahrhunderte. Walther von Ellingen schenkte seine Burg zur Gründung eines Spitals und zog in das heilige Land, wo er starb. Friedrich II. schenkte das Spital dem Orden vom Deutschen Hause zu Jerusalem; Karl IV. verlieh dem Orden die Befugnis, das bisher offene Dorf zu befestigen. Die Niederlassung hob sich zur Kommende empor, mächtig gebietend saßen auf ihr die Landkomthure der Balley Franken, nahezu unabhängig von den Befehlen der zu Mergentheim residierenden Hoch- und Deutschmeister. Ihre Thätigkeit äußerte sich besonders in prachtvollen Bauten. Namentlich hat der 48. Komthur Karl Heinrich Freiherr v. Hornstein seinen Namen durch den Bau des Schlosses und der Stadtkirche verewigt. Nur drei Jahre, 1718—1720, genügten zur Vollendung des riesigen Baues. „Das Schloß“, sagt Redenbacher, „ist ohne Zweifel eines der schönsten im Vaterlande. Es hat eine Höhe von 80 Fuß und ist in der nach Süden gerichteten, auf dem Bilde dargestellten Hauptfront 295, nach Osten 240, nach Westen 213 Fuß lang. Das Ganze bildet ein Viereck, welches nach Norden zu durch die von dem Landkomthur v. Eyb 1750 erbaute 220 Fuß lange Kirche geschlossen ist. Die Formen sind durchgängig kolossal, und allenthalben finden sich dem Baustile entsprechend Statuen und Reliefs in Menge. Der Hauptbau mit 231 Fenstern enthält 100 Säle und Zimmer, deren innere Dimensionen und prachtvolle durch die jetzigen fürstlichen Besitzer geschaffene Ausstattung der Pracht und Massenhaftigkeit des Äußern vollkommen entspricht. Groß, weit und prachtvoll sind die Gänge, deren einer im östlichen Flügel 110 Fuß lang und 15 Fuß breit zur Orangerie umgeschaffen ist. Der oberste Korridor des Frontgebäudes enthält die lebensgroßen Porträts aller Hoch- und Deutschmeister von Walther von Kronberg (1527) bis Maximilian Franz, Erzherzog von Österreich. Die großartigste Partie des ganzen Schlosses ist ohne Zweifel die Haupttreppe mit dem Stiegenhause; die erstere besteht aus 68 je 24 Fuß langen Monolithen von Solnhofer Marmor. Den Hauptbau umgeben nach allen Seiten hin die Nebengebäude und der Schloßgarten. Die Gärten umfassen 30 Tagwerke; sie teilen sich in die Parkanlagen mit Fasanerie, Kuchen-, Obst- und Blumengärten. Die prachtvollen Glashäuser sind weit berühmt.



Ellingen.

Der Erbauer des Schlosses, Freiherr v. Hornstein, hat sich unter der gleichfalls von ihm erbauten Stadtkirche eine Gruft gebaut und ist in derselben beigesetzt. Die Schloßkirche enthält die Wappen der sämtlichen Ritter des Deutschen Hauses, welche hier ihre Waffenwacht gehalten und den Ritterschlag empfangen haben. In ihr befindet sich auch die Familiengruft des fürstlichen Hauses, in ihr schlummert Marschall Fürst Wrede, der tapfere Führer der bayerischen Heere in den furchtbaren Schlachtenwettern zu Beginn unseres Jahrhunderts.

Reichstagsuhr. Es geschah im Jahre 1487, als Kaiser Friedrich III. zum Reichstage gen Nürnberg gekommen, daß er daselbst auf dem hohen runden Turm der Feste ein großes zinnernes Horn machen ließ, welches mit einem Blasebalg getreten wurde, also daß es sehr laut über die Stadt hin brummte. Mit diesem Horne mußten die Wächter bei Tag und Nacht, so lange der Reichstag währte, die Stunden anblasen, auf daß die Herren erinnert würden, sich in ihren Reden kurz zu fassen.

Züge bayerischer Tapferkeit. Schwere Kämpfe brachten den bayerischen Regimentern 1809 die Tage vor den Schlachten von Abensberg, Eggmühl, als es galt, die andringende österreichische Armee trotz ihrer Übermacht am weiteren Vormarsche gegen die bedrohte Hauptstadt aufzuhalten. Wir bringen eine Skizze des Schlachtenmalers Sillig, eine Episode jener Kämpfe darstellend. Die Division Deroy wurde bei Altdorf von den Österreichern mit überlegener Macht angegriffen und nach Pfeffenhausen zurückgedrängt. Insbesondere war es die österreichische Kavallerie, Husaren, Ulanen, Kürassiere, welche sich den Bayern unablässig an die Fersen heftete und hierbei wiederholt blutig zurückgewiesen wurde. Hitzige, heftige Gefechte fanden auf den Höhen von Altdorf statt, wo die Schützen des 5. und des damaligen 14., nunmehr

13. Infanterieregiments mit beispielloser Bravour sich zur Wehr setzten. Korporal Korhammer vom 14. Regiment rettete den bedrängten Lieutenant Besserer, der, von drei Kavalleristen bedrängt, bereits verloren schien. Korhammer schoß den einen Husaren vom Pferde, verwundete das Pferd des zweiten und stach den dritten mit dem Bajonette herab. Auf ähnliche Weise rettete der Schütze Nebert dem Lieutenant Faber das Leben. Gefreiter Beuerlein schoß drei feindliche Reiter vom Pferde, verwundete mehrere und übernahm an Stelle eines verwundeten Unteroffiziers das Kommando über eine Abteilung, welche er mit Mut und Einsicht führte. Derselbe Beuerlein wurde am nächsten Tage von zwei Kürassieren angegriffen; er tötete einen und brachte den andern gefangen zur Abteilung zurück.

Bayerische Nationaltrachten. In Fortsetzung unserer mit großem Beifalle aufgenommenen bayerischen Trachtenbilder wenden wir uns heute zu dem Bezirksamte Forchheim. Unser Bild zeigt einen jungen Burschen aus dem nahe bei Forchheim gelegenen Dorfe Hausen. Wir werden die kleidsame Tracht bei den Kostümbildern aus Hetzles und Effeltrich ausführlich beschreiben.


Bauernbursche aus Hausen, Bezirksamt Forchheim.

Kaiserlebkuchen. Als Kaiser Friedrich III. auf dem Reichstage zu Nürnberg 1487 war, gebot er einmal, die gesamte Jugend der Stadt im Stadtgraben unterhalb der Burg zu versammeln. Als nun etliche Tausend von Knaben und Mädchen zusammengelaufen waren, ließ der Kaiser einem jeglichen der Kinder einen Lebkuchen reichen, welcher des Kaisers Bildnis eingedrückt hatte. Das freute die Kleinen gar sehr, aber auch die Alten gedachten es dem Kaiser gar wohl und ließen zum ewigen Andenken alljährlich solche Lebkuchen backen, die von den Nürnbergern Kaiser genannt wurden.

Hunde in der Kirche. In Nürnberg bestand eine eigene Stiftung, aus welcher Leute entlohnt wurden, deren Aufgabe es war, die Hunde aus der Kirche zu treiben. Dr. J. Ch. Siebenkees berichtet folgenden Ratserlaß: Es ist verlassen Antonio Ortel die hundert Guldin, die sein Vater zum Almosen, die Hunde aus der Kirche zu treiben geschafft hat, zu überantwurten auf sein Erbieten, daß er alle Jahr 5 Gulden Zinß davon geben wolle und daß ein Verschreibung von ihm zu nehmen, oder mit den Losung-Herrn zu reden, daß sie selbs 5 Gulden Zinß davon geben, damit der Stiftung nachgegangen werde. Gegeben am 3. Tage nach Pauli Bekehrung 1496.

Igelmahlzeit. (Aus einer Nürnberger Handschrift von 1562) Nach Beendigung der Stadtrechnung wird das Igelmahl gehalten und werden folgende Richten vorgesetzt: Ein Mandel Pfau, gesottene Fisch, Hechten und Dorn; in einer andern Schüssel gesottene Neunaugen, bayerische Rüben, Bratfisch, Gesellenfisch. Ein großer Igel von Mandeln gemacht, in einer kalten Mandelmilch liegend, und noch andere Fastenspeisen. Rhein-, Franken-, Malvasier- und spanischer Wein. Dieses Jahr (1562) sind bei der Mahlzeit gewest: Herr Leonhard Tucher, Endres Imhof der Elter, Hieronymus Paumgärtner, Sebald Heller, Jobst Tezel, Claus Azel Färber Beygeordneter von den Handwerkern in der Losung Stuben, Georg Peringer Bierbrauer.

Was Kaiser Karl V. im Bade Abbach bezahlt hat. Am 11. Juni 1532 verließ Kaiser Karl V. Regensburg, um sich des Podagras wegen nach dem heilkräftigen Mineralbade Abbach zu begeben, auf dessen Schloß Kaiser Heinrich II. der Heilige am 6. Mai 972 geboren war. Abgeordnete aus Nürnberg verehrten dem Kaiser allda 1000 Dukaten ganz neuen Gepräges in einer goldenen Schale. Aber zu ihrem Verdrusse schenkte der kaiserliche Badegast die ganze Summe dem damaligen Badebesitzer Dr. Hobsinger.

Eine Kirche ohne Dach findet sich im Klösterl a. d. D. bei Kelheim. Beim Kirchlein St. Nikolaus daselbst bestehen Plafonds, Rückseite und Seitenwände aus Felsengeschieben von verschiedener Dicke. Darum fragt man die Kinder dortiger Gegend scherzweise, ob sie die Kirche ohne Dach wüßten.

Das Schulerloch bei Kelheim ist eine tief in die Felsen hineinreichende Tropfsteinhöhle von bedeutender Ausdehnung. Gewiß eine halbe Stunde läßt sich in nördlicher Richtung darin fortgehen, dann verengt sich die Höhle immer mehr und mehr. Sie soll nur einen ganz schmalen Ausgang gegen Sausthal bieten. Lichter und Pechfackeln verlöschen in ihr nicht. Fern und unzugänglich hört man das Rauschen stürzender Wasser. Woher ihr Name rührt, konnte bisher noch nicht ermittelt werden.

Die Gurre am Schlosse zu Prun a. d. Altmühl. An der Ostseite dieses Schlosses ist ein sich bäumender Schimmel in Rot als Wappen angemalt. Der poetische Sinn des Volkes sucht sich dasselbe also zu deuten: „Ein alter Ritter hatte sich entschlossen, sein Erbe so unter seine drei Söhne zu verteilen, daß, wer auf dem Wettstreite vom Fuße des Berges bis Riedenburg und zurück der erste würde, das hochgelegene Schloß Prun haben sollte. Der jüngste der Söhne gewann mit seinem Schimmel und ließ aus dankbarer Anerkennung sein getreues Roß (Gurre) daselbst abkonterfeien." In Wahrheit aber ist der sich bäumende Schimmel auf rotem Grunde das Wappen der Fraunberger vom Haag, wo die Gurren hausten, nach deren Aussterben (1225) Seifried v. Fraunberg Haag erbschaftsweise erhielt und den Schimmel der Gurren in sein Wappen aufnahm. Die weiße Gurre zu Prun wurde bei jeder Ausbesserung des Schlosses renoviert, das letzte Mal 1793.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

N° 42. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 2. Jahrgang 1891.

Fatime.

Historische Novelle von Karl Dazenberger.

(Schluß.)

IX.

Denselben Tag fand auf dem Schlosse ein großes Bankett statt. Im Jubel kreisten die vollen Becher, und die Trompeten verkündeten die verschiedenen Trinksprüche beim Mahle. Maximilian Emanuel saß an der Seite seiner liebenswürdigen Gemahlin und überließ sich der allgemeinen Freude. Dennoch zog sich um seine hohe Stirn eine bedenkliche Spur, daß er fortwährend trübere Gedanken, die ihn beschäftigten, in sich zurückhielt, bis er endlich darüber mit der Kurfürstin in eine geheime Unterredung einzugehen schien."

„Ja, es wird gut sein", ließ er sich zum Schlusse deutlicher vernehmen, „der Sache, ehe sie weiter gedeiht, ein schnelles Ende zu machen und wenigstens zu wissen, woran wir sind.

„Graf von Törring, geht und tretet an die Marschallstafel im andern Gemache, wo unsere kleine Türkin zwischen den Italienern sitzen wird, und erklärt ihr in meinem Namen, daß in diesem Augenblicke der Kurfürst von Bayern auf das Glück der beiden Verlobten den Becher leert."

Se. Excellenz der Herr Oberstceremonienmeister that, wie befohlen, und erklärte mit lauter Stimme, daß Se. Kurfürstl. Durchlaucht auf das Wohl Emerentias mit Francesco zu trinken geruhten.

Getroffen von der unerwarteten Freude sprang der alte Schiffsbaumeister sogleich auf, um seinen Dank zu sagen, und in demselben Augenblicke schmetterte auch schon zum Anzeichen des Trinkspruches vom großen Saale herüber Trompeten- und Paukenschall; aber Emerentia erblaßte in dieser Minute, daß es alle Anwesenden gewahrten. Zwar erhob sie sich als die streng erzogene Tochter des Gehorsams, aber eben deshalb, weil sie in ihrem Herzen fühlen mochte, es sei von ihrem Herrn und Gebieter nun alles unabänderlich beschlossen, erbebte ihr Innerstes, und ihre Hand, die das Glas emporhalten wollte, zitterte so heftig, daß dieses ihr entfiel, und sie selbst mit dem Schrei: „Ich kann nicht", ohnmächtig in den Stuhl zurücksank.

Die größte Bestürzung folgte diesem störenden unverhofften Auftritte. Pandolfo, der neben ihr zur Linken gesessen, faßte sie in seine Arme und halb trug, halb schleppte er sie in ihre Wohnzimmer zurück. Auch der Schiffsbaumeister folgte dahin in unbeschreiblicher Entrüstung. Dort überließen beide die seltsam Ergriffene sorglichen Frauenhänden; Francesco riß aber seinen Neffen in ein Seitengemach, und seinen Degen entblößend, stürzte er auf ihn los und schrie:

„Im Namen der Republik Venedig, ich töte einen Verräter".

Schneller jedoch, als dessen Worte war der junge Venezianer, und auch er ergriff seinen Degen, so daß plötzlich in abwehrender Stellung Onkel und Neffe einander gegenüberstanden.

„Dein eigenes Geständnis", wiederholte Francesco, „macht Dich vogelfrei. Kennst Du nicht das Gesetz des Freistaates, das jedem Venezianer gebeut, Verbrecher, wie Du, wo er sie finden mag, zu bestrafen?"

„Das sollt Ihr mir büßen!" versetzte zornentbrannt Pandolfo. „Seht Euch vor, Rasender!" und die Degen kreuzten sich.

Aber schon bei der ersten Abwehr fiel die Waffe von Francescos kraftlosen Händen, und kaum hatte der mutige Jüngling Zeit, zu sagen:

„Oheim, ich schone Euch, und ich will Euer Blut nicht haben“, als von der einen Thür Emerentia, von der andern der Kurfürst selbst mit strenger Miene eintraten.

„Was sehe ich?“ rief er, „blutigen Streit unter meinen Augen? Zweikampf auf meinem Schlosse?“ —

„Mörderischen Angriff“, erwiderte mit ehrerbietiger Ruhe Pandolfo, „wagte dieser gegen mich.“

Der alte Zanti fiel hingegen Sr. Durchlaucht zu Füßen und seufzte mit erheucheltem Tone:

„Gnädigster Herr“ — aber der Kurfürst ließ ihn nicht weiter reden, sondern befahl einem aus seiner Umgebung, beide in Gewahrsam zu nehmen; „ich werde die Sache untersuchen lassen“, schloß er mit Unwillen, „und die Schuld soll mir nicht ohne Strafe bleiben! und nun Du, störrisches Kind“, begann er nach einer Pause aufs neue, zugleich einen Wink gebend, ihn mit Emerentia allein zu lassen — „was soll ich von Dir denken? Du liebst ihn also nicht, den ich Dir zum Manne bestimmt habe.“

„Herr, befehlt, daß ich mich von diesem hohen Fenster in den Wallgraben hinabstürze, und ich werde Euch gehorsam sein.“

„Aber nicht“, erwiderte der Kurfürst, „wenn Du den Francesco heiraten sollst? Warum auf einmal? War es früher nicht Deine freie Wahl gewesen? Ist es möglich, hat der Unbekannte Dir wirklich das Köpfchen verrückt?“

Emerentia schwieg, aber heiße Thränen entstürzten ihren Augen.

„Nun, so antworte mir, rede“, heischte der Kurfürst.

„Ihr zürnet, Max“, sprach, seelenvoll aufblickend und sich an seine edle Gestalt anschmiegend, die Sklavin.

„Nein, mein Merenzchen, ich will Dich nicht zwingen, Du bist unschuldig, ich will Dich nicht bestrafen. Du liebst also wahrhaft“ —

„Euch“, versetzte die Türkin rasch, „Euch liebe ich vom ganzen Herzen; und auch ihn, nach Euch, Max, auch den Fremden, den jungen, liebe ich, aber den alten Venezianer hasse ich, habe ihn nie geliebt.“

„Und was soll jetzt Dein Max thun?“ fragte der Kurfürst wieder lächelnd und heiter, wie die blaue Himmelsflur aus unwetterlichem Gewölk tritt. „Emerentia“, fragte er weiter, „wie soll ich den Streit der Verliebten endigen?“

„Thut“, rief die Entschlossene mit fester Stimme, „thut, was Ihr wollt; Max, tötet mich, oder gebt mir Leben, ich werde Euch danken für beides.“

Der Kurfürst küßte das Mädchen auf die Stirn, „Du sollst glücklich werden, das ist mein und der Kurfürstin Wille!“ und mit diesen freundlich gesprochenen Worten verließ er sie.

X.

Unter den verschiedensten Gefühlen brachten die drei Beteiligten unserer Liebesgeschichte die kommende Nacht hin. Am nächsten Morgen wollte sich Maximilian Emanuel Bericht über das Verhör der beiden Gefangenen erstatten lassen und hatte, um den Entscheid selbst geben zu können, sogar seine eilige Rückkehr nach München um eine Stunde verschoben. Als nun eben der Oberrichter, einer aus dem alten Münchener Geschlecht derer v. Tichtel, welche sich nachmals am See begütert haben, vor den Kurfürsten trat und den wahren Hergang erzählte, da beschied dieser den alten Schiffsbaumeister vor sich und redete ihn zürnend also an:

„Wie, Franz, Du schämst Dich nicht, Deinen eigenen Verwandten mit mörderischer Waffe anzufallen? Banditen kann das heimliche Gericht der ‚Zehn‘ zu Venedig absenden, aber das glaubte ich nicht, daß ein kurbayerischer Hofdiener ein so finsteres abscheuwürdiges Geschäft übernehmen wollte. Wüßte ich nicht, daß in blinder Eifersucht Du Deiner selbst vergaßest, und müßte ich Dein Vergehen nach strengem Gesetze ahnden, so würdest Du schimpflich von hinnen in den Kerker gehen. Aber ich verzeihe Dir um Emerentias willen, deren Du Dich unwürdig gemacht hast.“

Ohne ein Wort zu sagen, ging der Alte mürrisch weg und konnte sein wutkochendes Gemüt kaum bezähmen. Unter der Thür seines Gemaches begegnete er seinem sofort eingelassenen Neffen und maß ihn mit dem Blick eines Tigers.

„Pandolfo!“ sprach zu diesem der Kurfürst, „auch Ihr habt gefehlt, indem Ihr vorschnell eines Kindes Liebe nährtet. Doch, was ein ehrlich Herz fehlt, ist leicht verziehen. Haltet sie jedoch zurück, Eure stürmische Leidenschaft, denn ich kann Emerentia jetzt wohl dem Oheim versagen, aber Euch nicht verloben, so lange Ihr nicht frei von der Rache und der Verfolgung Venedigs seid.“

„Gnädigster Herr“, erwiderte betrübt Pandolfo, „so bleibt mir nichts übrig, als schutzlos wieder die weite Welt aufzusuchen, bis mich der finstere gedungene Stahl trifft. Nie sehe ich Emerentia wieder.“

Er wollte forteilen, aber des Herrn Sklavin stürzte aus einer Seitenthür, hing sich an ihn und schrie: „Pandolfo, bleibe! o, bleib Geliebter, wenn ich nicht sterben soll.“

Der Kurfürst, stand vom Moment ergriffen, eine Zeitlang still als Zeuge da und wollte endlich Trennung gebieten, als der Ober-Landjägermeister, Graf Seefeld, eintrat und Sr. Durchlaucht meldete, daß Francesco Zanti, da er um seiner Liebe willen nicht verhöhnt und beschimpft sein wolle, Starnberg zu verlassen wünsche, falls er mit Ruhegehalt abtreten könne.“

„Das Gesuch ist Uns willkommen“, sagte Max Emanuel, „im übrigen hat der fast siebzigjährige Greis seinen Ruhestand wohl verdient. Es ist genehm, Graf Seefeld! Meldet ihm das.“ Und nun fuhr er heiter fort: „Merenzchen, wüßtest Du vielleicht jemand, der des Alten Platz auf dem ‚Bucentaur‘ ausfüllen könnte?“

„Du schmeichelst mir.“

„Nun gut, Emerentia, wir wollen das überlegen! Indessen könnt Ihr, Signor Pandolfo, in München unter meinem Schutze leben und Euch nach Beschäftigung umsehen. Lebe wohl, mein Kind! Der Himmel beschütze Dich in Deiner Liebe.“

Somit nahm Max Abschied und fuhr mit dem ganzen Hofe nach seiner Residenz zurück.

Die Liebenden sahen sich nach kurzer Frist wieder; denn bald kam ein Decretum Serenissimi, daß es Francesco Zanti freistehen solle, sein Ruhegehalt wo immer zu verzehren, und daß seine Stelle dessen Neffen Pandolfo übertragen sei. Francesco verließ auch bald den Ort, wo sein Glück so langsam gedieh und so schnell wie die Blüte im Herbst vom Frühreif mit einem Schlage dahinsank. Trotz seines Ingrimms fühlte er doch auch aufrichtigen Schmerz beim Scheiden von seiner geliebten jungen Freundin, und beider Thränen flossen heiß

und wahr. Die Türkin empfand Mitleid, aber auch er hatte sich allmählich bei kälterer Überlegung jedes Vorhabens von Rache gegen Pandolfo entschlagen.

Die Liebenden verlebten fortan schöne Tage an den Ufern des Sees oder in den idyllischen Waldpartien hinter dem Schlosse. Dennoch währte es noch geraume Zeit, bis ihre eheliche Verbindung stattfinden konnte, nämlich bis zum Carlowitzer Frieden, den die Republik Venedig mit der Pforte abschloß. Zur selben Zeit war der Kurfürst Maximilian Emanuel selbst in Venezia und erhielt beim Friedensschlusse, durch welchen dem Freistaate alle im Kriege erworbenen hellenischen Besitzungen garantiert wurden, leicht die vollständige Begnadigung und Amnestie für Pandolfo Rubinato. Denn dies war sein väterlicher Name, den die Mutter in tiefster Abgeschiedenheit in der Lagunenstadt führte.

Francesco Zanti war dahin zurückgekehrt und starb wenige Jahre darauf, nachdem er Starnberg und sein geliebtes, selbst erbautes Prachtschiff verlassen. Er versöhnte sich noch mit seiner Schwester und vermachte ihr sein ansehnliches Vermögen, das bald darauf wieder in ihres Sohnes und Erben, Pandolfo, Hände kam. Dieser war glücklich an dem kleinen stillen Orte, denn er liebte nach manchen Irrsalen der großen Welt die ländliche Ruhe und — die schöne Emerentia. Ihre Ehe war durch keine Kinder gesegnet, und wir wissen von den ferneren Schicksalen nur so viel, daß, als nach zehn Jahren der unglückliche Kurfürst in dem spanischen Successionskriege Land und Leute verloren und in Brüssel residierte, als die Kurfürstin Therese Kunigunde, von ihren Kindern grausam losgerissen, in Venedig trauerte, als alles im Stammlande Bayern verheert, verlassen und in Wehklage war, Pandolfo Rubinato dem kurbayerischen Dienste entsagte und mit seiner Gemahlin nach Bologna zog. Dort mögen sie in der Verborgenheit des Privatlebens ihr Dasein erfüllt haben. Aber auf dem Schlosse in Starnberg war mitten in dessen Verfall noch das Bildnis „der schönen jungen Türkin“, von Kaspar am Orth gemalt, aufbewahrt und zu sehen, und so lebte in diesem das Andenken an des Kurfürsten Sklavin, von dem sonst weder Schriften noch Bücher zeugen, fort.

Bernried.

Von Therese v. Winkl.

Zwischen zwei flachen Einbuchtungen, dem wegen seines Fischbestandes so genannten Karpfenwinkel und dem weiten Busen von Seeshaupt, schiebt sich am Westgestade des Würmsees ein allmählich abdachender Höhenzug in die Fluten vor. Wald und Gestrüpp, Moor und Filz deckten seine Flächen, als unsere bajuwarischen Altvorderen das Land in Besitz nahmen und sich über die gesegneten Fluren verbreiteten; darum blieb der Strich dort unbesiedelt, und nur streifende Jäger folgten dem Wilde. Seitdem waren einige Jahrhunderte über den See gerauscht. Da war droben zu Seshoipit — zu Häupten des Sees — ein junger biderber Recke herangewachsen; dem war nur ein schmales Erbe zugemessen. Als er nun einmal zu tief in die blauen Augen der rosigen Maid Ruomhilt geschaut hatte, so daß das Herz vor Sehnen ihm unterm Bärenfell gar eng geworden war, da fuhr er im Einbaume hinab, dorthin, wo an sonniger Halde ein munterer Quell sprudelte. Der herrliche Ausblick von da über den weiten Spiegel des Seebeckens und in die Pracht der Berge hatten ihm die auf Jagd und Fischfang vielbesuchte Stätte lieb und traut gemacht, und hier beschloß er, seine Hütte zu bauen. Ruomhilt hatte nicht nein gesagt, als er sie hierher führte, und bald war der Wald ringsum gelichtet, und der Pflug zog die Furchen über den frisch umgebrochenen Boden, und stattliche Rinder weideten um das Gehöft, aus dem eine flachshaarige Kinderschar hervorquoll. Und weil deren Vater den ob seiner Stärke und ob seines Mutes so recht zutreffenden Namen Pero (d. i. Bär) trug, so nannten die in der Nachbarschaft hausenden Genossen die Niederlassung Perenriet, das heißt: die Rodung des Pero.

Wiederum waren fast vier Jahrhunderte über das Land gezogen. Am Westufer des Sees und drüben an der gewundenen Mangfall geboten die edlen Grafen von Vallai und Grub, ein Ast, der sich von dem blühenden Stamme der Wittelsbachischen Grafen abgezweigt hatte. Der Besitz in diesen Gegenden soll nicht ursprüngliches Hausgut des Geschlechtes der Schyren gewesen, sondern ihnen aus dem Erbe der verwandten mächtigen Ebersberger Grafen zugefallen sein, so vermuten die kundigen Geschichtsforscher. Der Gründer dieser Linie von Vallai, Graf Otto, folgte dem frommen Brauche, der damals von allen vornehmen Geschlechtern geübt wurde, und stiftete mit seiner Gemahlin Adelheid ein Kloster, das er den regulierten Chorherren des hl. Augustinus (1121) übergab; dafür fanden sie beide nebst Ottos Schwester, Mathilde, die an den Grafen Bernhard von Falkenstein vermählt war dort ihre Ruhestätte. Reichtum und Üppigkeit, wie in manchem andern Stifte, herrschten niemals in Bernried, das nur zu bescheidenem Wohlstande gedieh; die Anzahl der Konventualen, die in den beiden letzten Jahrhunderten selten ein Dutzend überstieg, war gerade ausreichend, um den Bedürfnissen der Seelsorge im Orte selbst und in den zum Kloster gehörigen Pfarreien zu genügen. So verlief die Geschichte des Stiftes denn auch sehr einfach; es teilte die Geschicke der Landschaft, unter denen die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges, des spanischen Erfolgekrieges und der französischen Revolutionskriege unvergessen im Gedächtnisse der Nachwelt fortleben. Wie die benachbarten Klöster im „Pfaffenwinkel“ mußte namentlich auch Bernried seine Räume den kranken und verwundeten russischen Kriegern während Suwarows Feldzug in der Schweiz (1799/1800) öffnen.

Aus der Hausgeschichte des Klosters erzählt man zwei merkwürdige Unglücksfälle. Es entsprach dem kindlichen Sinne früherer Jahrhunderte, bei kirchlichen Festen, wie Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt u. dgl. den Gegenstand der Feier vor den Augen der Andächtigen durch bewegliche Bildwerke zu versinnlichen. Ja, bis in unsere Tage hat sich an mancher Kirche auf dem Lande der Gebrauch erhalten, daß am Himmelfahrtstage ein Bildnis des Heilands in der Kirche emporgezogen wird; es schwebt langsam zur Decke der Kirche, um dort zu verschwinden. Die fromme Sitte bereitete dem 18. Propste des Stiftes, Udalrich III., im Jahre 1433 ein tragisches Ende; der äußerst sparsame Prälat hatte die Bezüge der Männer gekürzt, welche die Winde zu handhaben und mit ihr den Aufzug des schweren mächtigen Bildes zu bewirken hatten. Die

Leute, erbost über die Schmälerung, walteten ihres Dienstes in so leichtfertiger Weise, daß die Winde ihren Händen entglitt. Das Seil haspelte sich mit rasender Schnelligkeit ab, und das Bildnis stürzte in das Schiff herab und schmetterte just an der Stelle nieder, auf welcher sich Propst Udalrich befand. Der Arme war auf der Stelle tot. Lange Zeit erinnerte ein Stein mit der Inschrift: Obrutus est Dominus praepositus hic an die Katastrophe.

Bernried.

Die zweite Katastrophe aus dem Jahre 1734 verknüpft sich mit einem elementaren Ereignisse, welches alle Chroniken jener Zeiten verzeichnen, einem furchtbaren Ungewitter, das am 7. April 1734 über Südbayern niederging und auf unzählige Orte seine zündenden Blitzstrahlen niedersandte. Wenn man in der Gegenwart befürchtet, daß die Gefahren des Blitzes immer mehr wachsen, so mag die Chronik des Jahres 1734 uns gewissermaßen durch den Vergleich beruhigen; denn damals zündete der Blitzstrahl zur selben Minute in der Feste zu Wolfrathshausen, im Turme zu Aufkirchen, im kurfürstlichen Schlosse zu Starnberg, in den Klöstern Andechs und Dießen und in dem Kirchturme von Bernried, zerschmetterte hier die Kuppel und fuhr durch das Gewölbe der Kirche in die Orgel, welche er zerstörte. Fünf Kleriker waren eben beschäftigt, die geweihte Wetterglocke zu läuten; sie wurden zu Boden geschlagen, der eine von ihnen, Frater Benno Schaur von Polling, war sofort eine Leiche, die übrigen trugen langes Siechtum davon.

Sel. Herluka

Die jetzt stehenden Klostergebäude wurden nach dem Dreißigjährigen Kriege errichtet, wobei im Jahre 1653 die alte romanische Kirche einer im Renaissancestile erbauten weichen mußte; der damals aufgeführte sog. „Neubau“ ist jetzt herrschaftliches Schloß, und die Prälatur dient als Pfarrwohnung, die anderen Flügel wurden abgebrochen. Die Dorf- oder Hofmarkskirche wurde 1282, die an sie anstoßende Gruftkapelle 1672 erbaut.

In jenen Zeiten, da die Gründung des Klosters Bernried geschah, bestanden die Klöster meistens aus zwei Abteilungen, einer für Männer und einer für Frauen; so hatte auch Bernried neben dem Kloster der Mönche sein Nonnenkloster, das jedoch bald wieder einging. In demselben lebte die als Selige verehrte Herluka, eine bemerkenswerte Erscheinung der Frauenwelt jener durch die Kreuzzüge und durch die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser wild erregten Tage. Von Geburt war sie eine Dame aus einem vornehmen schwäbischen Hause, eine Freundin Adelheids, der Gemahlin des Pfalzgrafen Mancgold von Schwaben, aus dem Geschlechte der Grafen von Dillingen, und zugleich eine Freundin des berühmten Abtes Wilhelm von Hirsau und dessen Schülers Theoger. Anfänglich lebte sie den Freuden der Welt, bis eine schwere Krankheit ihren Sinn umwandelte und sie bestimmte, in strengster Askese fortan Gott und den Armen sich zu widmen. Zuerst war sie vollständig erblindet, aber, als ihr inneres Auge sich öffnete, gab ihr die Gnade des Himmels das Licht wenigstens des einen Auges wieder, das von wunderbarer Schärfe war und blieb. Sie zog sich nach Epfach am Lech zurück, wo einst die römische Stadt Abodiacum gestanden, und im achten Jahrhundert der hl. Wikterp, Bischof von Augsburg, gewohnt hatte. Dort auf einem Hügel am grünen Bergflusse hatten sich die Einwohner der Stadt während der Stürme der Völkerwanderung eine feste Zufluchtsstätte gebaut und sich darin gegen die Alamanen verteidigt; die Trümmer dieser Feste wurden dann nach der Vertreibung der Römer von den Deutschen selbst wiederhergestellt, und Bischof Wikterp nahm auf der Burg daselbst seinen Sitz. Ein dankerfülltes späteres Geschlecht weihte daselbst eine in erneuerter Gestalt noch bestehende Kapelle dem hl. Lorenz, an dessen Fest (955) der große Sieg über die Ungarn auf dem Lechfelde errungen worden war, und in dieser Kapelle verrichtete Herluka vor den Gebeinen des hl. Wikterp Tag für Tag ihre Andacht, so daß sie fortan glaubte, in jedem wichtigen Momente des Lebens mit der Erscheinung der beiden Heiligen und mit prophetischen Offenbarungen über die Geschicke des deutschen

Reiches begnadigt zu sein, wobei sie allerdings in ihren Visionen auch viel mit den Nachstellungen böser Geister zu kämpfen hatte. Nach 36jährigem Aufenthalte an dieser Stätte vertrieben sie zur Zeit des Kirchenstreites unter Kaiser Heinrich V. Bauernunruhen von da, und sie siedelte nach dem neugestifteten Kloster Bernried über, von woher der Chorherr Paul, ein eifriger Bewunderer, oftmals auf der alten Römerstraße über Pähl und Raisting zu ihr gewandert war. Sie muß eine geistig hochbegabte Frau gewesen sein, denn außer mit diesem Chorherrn Paul und dem oben Genannten stand sie mit der gelehrten Nonne Diemut in Wessobrunn in regem Briefwechsel; wenige Jahre nach ihrem Tode (um das Jahr 1130) schrieb Paul in Rom ihr Leben, das er dem Konvente von Bernried widmete, und verband damit einen Bericht über die Translation des hl. Wikterp. Die eigenen Schriften Herlukas, insbesondere ihre Prophezeiungen befanden sich in der Heidelberger Bibliothek und sind mit derselben leider verschwunden, als sie, ein Geschenk des Kurfürsten Max I., nach Rom wanderte.

Nach der allgemeinen Einziehung der geistlichen Güter (1803) ging Bernried durch verschiedene Hände; zuerst kam es in jene eines Grafen von Arco (1820), an den damals hoch berühmten Advokaten v. Lengrießer, (1821) an einen Herrn v. Dall'Armi, einen ausgezeichneten Ökonomen, von dessen Sohn es König Max II. erwarb, um es seinem vertrauten Freunde Herrn, (nachmals Freiherrn) v. Wendland, dem späteren bayerischen Gesandten in Paris, zum Geschenke zu machen.

Die Stätte, an der einst in stiller Andacht die frommen Augustinerväter weilten, hatte bereits Herr v. Dall'Armi in eine landwirtschaftliche Musteranstalt umgewandelt, und als eine solche blüht sie noch, insbesondere stehen der Viehstand, die Käserei und die Brauerei des etwa 500 ha Grundbesitz umfassenden Gutes in hohem Rufe. In der stattlichen Brauerei werden jährlich beiläufig 4000 Scheffel Malz versotten, der dort erzeugte Stoff gilt als ein vortrefflicher Tropfen, und der unweit des Bahnhofes gelegene Keller ist allabendlich das Ziel gar vieler müder Wanderer, die sich tags über beim Marsch in der reizenden Landschaft einen tüchtigen Durst geholt haben.

Mancherlei Vorzüge zeichnen das Dorf Bernried vor anderen Uferorten des schönen Würmsees aus; vor allem hat es sich den ländlichen Charakter bewahrt und von den anderswo mitunter recht unangenehm werdenden Auswüchsen der Kultur und Überkultur sich fern zu halten verstanden; es bietet mit seinen im Schatten der Obstbäume ruhenden, hölzernen, vom Alter und Wetter braungebeizten Häusern, deren graue Schindeldächer schwere Steine schützen, ein friedlich-stilles Bild trauter anheimelnder Wohnlichkeit.



Die Madonna aus der „Capell in der Gruit“ zu Bernried.

Eine Perle in dem reichen Kranz von landschaftlicher Schönheit, der die Gestade des Sees umringt, ist der herrliche Park, in welchen jederzeit mit anerkennenswerter Liberalität ungehinderter Zutritt gewährt ist. Zahlreiche Pfade winden sich durch die prächtigen Wiesenmatten zwischen und unter malerischen Gruppen alter mächtiger Eichen, Buchen und Ahorne, und von jedem Punkte und von jeder Bank aus öffnet sich eine andere, mit der nachbarlichen um die Palme wetteifernde Fernsicht. Insbesondere schön ist der Ausblick von der „Louisenbank“, einem von der Frau Herzogin Louise von Bayern ehedem häufig besuchten und nach ihr benannten Ruhesitze unter den Kronen riesiger Buchen unmittelbar am Ufer. In der Umrahmung malerischer Baumgruppen liegt das benachbarte Uferdorf Seeshaupt im Vordergrunde, hinter demselben steigt der Kesselberg zwischen der jähen Absenkung der Jochersitze und des Herzogstandes gegen das Becken des Walchensees auf, zur Linken bereitet sich der massige dunkle Rücken der Benediktenwand, von dem herab sonnenbeglänzt weit hinaus in die Lande und in die Bergwelt hinein das Zeichen des Kreuzes leuchtet, und im Hintergrunde schimmern die schneeübergossenen Schroffen, Gipfel und Zacken des Karwendelstockes.

Damit Du aber, lieber Begleiter, nicht der Menschen vergessen sollst, die zuerst auf diesen lieblichen Schollen den Segen der Gesittung verbreiteten, erinnern Dich die breiten Beete ehemaliger Hochäcker an den Betrieb des ersten Ackerbaues auf unseren Fluren. Ihre gewölbten Wellen ziehen sich über den südöstlichen Hang des Hügels herab, der in Mitte des Parkes vom Seeufer aus sich emporhebt, als die letzten Spuren entschwundener Jahrtausende.

Die mannigfachen Reize, die sich in Bernried vereinen, üben starke Anziehungskraft auf eine große Gemeinde von anhänglichen Verehrern aus, und so hat sich hier eine fast ständig wiederkehrende Kolonie von Sommerfrischlern gebildet, mancher berühmte oder bekannte Name klingt Dir da entgegen. Von ständigen Besuchern, die nicht mehr unter den Lebenden weilen, will ich nur zwei nennen: den Oberbibliothekar Föringer, einen hochgebildeten, vielseitigen Historiker, der gar manches über die Geschichte der Würmsee-Gegend erforschte und hier im Schatten der alten Bäume den Staub seiner Folianten veratmete, und den Komponisten Franz Lachner, der sich von den rollenden Wellen oder den rauschenden Wipfeln gar manche Melodien vorsingen ließ.

Kriegserinnerungen aus 1870.

Von einem bayerischen Batteriechef des 1. Armeecorps.

(Fortsetzung)

Bei Anbruch des nächsten Tages (9. Dezember) wurde noch im Quartier der Divisionsbefehl bekannt gegeben, der Tag sollte zum Retablissement und zur Neuformierung der Batterien bestimmt sein, in der Weise, daß bei jeder Artillerieabteilung (aus je zwei Batterien bestehend) der ältere Hauptmann aus den beiden Batterien „eine“ formiert, welche mit sechs Geschützen vollständig bespannt, ausgerüstet und mit Munition zu versehen sei. Demgemäß sollte zu meiner, der 8. Batterie des 1. Feld-Artillerieregiments, die 6. Batterie (Metz, damals kommandiert von Premierlieutenant Zöhnle) das benötigte Personal

und Material abstellen. Eben wollten wir uns dem angenehmen Bewußtsein hingeben, daß heute die Nerven ein bißchen ausruhen könnten, da — bum, bum — und es sausen wieder französische Granaten bis in die Nähe von Beaumont. Alles eilt auf den Sammelplatz, und sogleich kommt der neue Befehl: „Alles übrige unterbleibt, und die Batterie Kriebel soll sofort nach Villechaumont hinauf, dem Brigadekommandeur Oberst Graf Ysenburg zur Verfügung!" — Also „Vorwärts — Trab — Marsch", mit der Ruhe war's zu Ende. Die Batterie eilt den ebenfalls nach Villechaumont, das in vergangener Nacht erst gegen 11 Uhr von zwei Bataillonen des 10. Infanterieregiments unter persönlicher Führung des Oberst Graf Ysenburg besetzt worden war, beorderten zwei Bataillonen des 13. Infanterieregiments voraus. Sie kam auf dem gewölbten Plateau, etwa 300 Schritt vom Orte, in Position und nahm das Feuer in südlicher Richtung auf. Ich gewann aus der ganzen Situation den Eindruck, daß sonst noch nirgends gekämpft werde, und der Feind zur Zeit nur gegen Villechaumont vorstoße, bei welchem Orte unsere Vorposten ganz nahe um die Ortslisière standen, den feindlichen Vorposten dicht gegenüber. Eine feindliche Batterie im Südwesten richtete ihr Feuer auf den Ort, und ich trat nun mit meiner Batterie gegen diese in Aktion. Kaum aber war dieselbe begonnen, so wurde meine Batterie das Ziel von zwei und gleich darauf von drei feindlichen Batterien, die in ziemlichen Abständen von einander, etwa auf einem Umkreise von einer halben Stunde verteilt waren, mich somit konzentrisch beschossen. Ich konnte nur eine nach der andern zum Ziele nehmen und mußte natürlich bald bedeutend im Nachteile sein. Als die feindlichen Granaten den Standort der Batterie gefunden, mußte an Stellungswechsel gedacht werden, und ich sah mich daher, natürlich nur nach vorwärts, um einen neuen Platz um, der durch einige Terrainfalten auch etwas Deckung bieten würde; aber weit und breit war nichts derartiges zu finden. Zu dieser Zeit kam eine Ordonnanz des Obersten Graf Ysenburg mit der Weisung: „ich solle etwas näher an den Ort vorkommen". Obwohl ich nun dort nicht mehr wirken konnte, als von meiner jetzigen Position aus, ja sogar die weiße Ortsumfassung einen sehr ungünstigen Hintergrund für meine Batterie gab, dem Feinde nur das Treffen derselben erleichterte, wollte ich doch mit Einwendungen keine Minute verlieren, ich konnte auch nicht beurteilen, ob nicht wichtigere Gründe es doch erforderten, und folgte daher, sofort mit der Batterie vorfahrend. Ich wählte im Vorreiten noch die relativ günstigste Stelle und trat dort in Aktion, nur die zweite Linie ließ ich in ihrer bisherigen Deckung zurück. Nun stand ich aber mit meiner Batterie auf dem höchsten Punkte des Plateaus zunächst dem Orte, von den drei feindlichen Batterien zum Ziel genommen und konzentrisch beschossen. Die Geschosse prasselten nur so in die Batterie und nächst derselben an die westliche Dorflisière, wo sich niemand sehen ließ. Nur Premierlieutenant Weinig, Ordonnanz- (später Generalstabs-) Offizier der 4. Brigade, hielt dort einige Zeit zu Pferde, gedeckt hinter einer vorspringenden Ecke und sprach mir später seine unumwundene Anerkennung über meine Standhaftigkeit in diesem vernichtenden Feuer aus. — Am linken Flügel hatte sich der 4. Zug (zwei Geschütze) unter Premierlieutenant Georg v. Oelhafen, welcher schon in der Nacht zur Besetzung von Villechaumont mit vorbeordert war, meiner Batterie angeschlossen. Ich selbst besaß nur mehr einen Offizier (Zugführer des 3. Zuges) und hatte schon mehrere meiner besseren Geschützführer verloren. — Die erhöhteste Thätigkeit und Einwirkung war daher geboten; ich teilte die Aufsicht in der Batterie so, daß ich dem bald darauf auch ehrenvoll gebliebenen Lieutenant Pankner (der an diesem Tage offenbar in Vorahnung des Kommenden war) die drei Geschütze des linken Flügels besonders übertrug, und nahm den rechten Flügel in spezielle Leitung. Ich wußte, daß in der Brigade außer meiner Batterie, welche dank rechtzeitigen und möglichst gründlichen Entbleiens am 5. und 6. Dezember noch die sechs Geschütze schußfähig hatte, keine Batterie mehr zur Unterstützung aufgeboten werden könne, und so galt es, diese sechs Geschütze nicht umsonst an Ort und Stelle zu haben. Wacker schossen die Kanoniere, ohne Laut hielten die Fahrer, die Unteroffiziere unterstützten mich mit aller Hingebung. So hielten wir unerschüttert stand. Jetzt aber naht sich geschlossene feindliche Infanterie von rechts vorwärts, mehr rechts. Schon auf große Entfernung überschüttet sie die Batterie mit Geschossen, verschwindet dann bald in Terrainmulden, taucht nach kurzem schon viel näher wieder auf einem Kamme des Terrains auf und sendet neuen Geschoßhagel. Nun wird mit sämtlichen Geschützen rechts flankiert und nur mehr gegen die vorgehende Infanterie gefeuert. Aber dieselbe ist gleich wieder hinter Deckung, kaum sichtbar wieder in flacher Mulde, aus welcher heraus sie fortwährend und immer wirksamer die Batterie überschüttet. Die Geschosse in den Protzen gehen zu Ende, an ein frisch Munitionieren ist nicht zu denken; es ergeht mein Kommando „nach der letzten Granate noch die drei Granatkartätschen per Geschütz zu verfeuern", — aber nun taucht die feindliche Infanterielinie schon ganz nahe wieder auf. Die Besatzung einer rechts vorwärts der Batteriestellung, etwa 200 Schritt entfernt sich befindenden Windmühle verläßt dieselbe, da ihr die feindliche Infanterie fast im Rücken ist, und nun bricht die Katastrophe herein! — Keine halbe Minute dauert es, da prasselt der Hagel auf die Geschütze, Protzen rc. Mann und Pferd stürzen überall zusammen, ein wahrer Einsturz ist es — und die Batterie ist vernichtet.

Alle die braven Leute, die mit solcher Anhänglichkeit und Hingebung an ihrem Geschütze ausgehalten und so lange unerschüttert geblieben waren, jetzt ist es vorbei, sie sind betäubt, keiner flieht, — aber die Mehrzahl liegt verwundet am Boden oder auf Geschütz oder Protze; — da fällt wieder einer ins Knie getroffen zusammen (Stiersdorfer), ein alter Reservist; früher kein Mustersoldat, hat er aber ehrlich und wacker von Gefechtstag zu Gefechtstag seine Sache immer besser gemacht, und der Stolz darauf hielt ihn zur Ehre an. Er rafft sich gleich wieder auf, rennt auf mich zu, drückt mir die Aufsatztasche (er war Richtmeister) in die Hand und sagt: „Adieu, Herr Hauptmann, jetzt hat's mich auch!" — dann rennt er mit dem Instinkt der Verzweiflung zum Verbandplatz, um nicht elend zu verkommen.

Ich halte am ersten, dem rechten Flügelgeschütze zu Pferde, da prellt mir ein Geschoß die Hand, fährt dicht vor den Knöcheln meiner Zügelfaust durch den Widerrist des Pferdes, das stark zusammenzuckt, und schneidet meine zwei linken und zwei rechten Zügel wurzab durch, so daß sie gleichzeitig nach abwärts sinken. Ich springe eilig herunter, doch das Pferd hält sich ruhig, und ich nehme die abgeschossenen Zügel zur Hand. Inzwischen hatte ich den Befehl zum Abmarsch

gegeben; linker Flügel voraus. Ich lasse das erste Geschütz noch seinen letzten Schuß abgeben, — da sausen nun auch die Granaten wieder so ununterbrochen und Schuß für Schuß in die Batterie, — offenbar hatte sich eine feindliche Batterie noch näher heran postiert, — daß es nun auch während des Abfahrens nur so wie niedergemäht zugeht. Am vorausbefindlichen linken Flügel wird dem Lieutenant Paukner durch eine Granate der linke Oberarm abgerissen, er ist nach 24 Stunden tot. — Unteroffiziere fallen, — die Geschütze folgen dem Zuge des Premierlieutenants v. Oelhafen, der voraus ist und nach dem Sammelplatz abfährt. — Ich bleibe bei meinem letzten Geschütz, die letzten Bedienungskanoniere die teils schon verwundet auf dem Geschütz waren. Die vier Vorderpferde stürzen augenblicklich tot nieder; ich eile vor, glücklicherweise arbeiten sich die beiden Führer dieser vier Pferde, völlig unversehrt, unter denselben hervor. Ich lasse schnell die Deichsel frei machen und das Geschütz weiter schaffen. Noch 100 bis 200 Schritt, dann senkt sich der Plateaukamm, ich bin in der Höhe des rückwärtigen (nördlichen) Dorfendes und damit in einen Rayon gekommen, wo der wörtlich zu nehmende Hagel von Artillerie- und besonders Infanteriegeschossen etwas nachgelassen hat. Nun entdecke ich, daß ich wirklich unverletzt bis hierher gekommen sei, was mir höchst unerwartet und unnötig vorkommt. Ich lasse das Geschütz, auf dem sich etwa



Aus der Schlacht von Beaumont. Originalzeichnung von Ludwig Putz.

werden daselbst noch verwundet und werfen sich nur schnell noch während des Fahrens auf Lafette oder Protze.

Hinter dem ersten Geschütze, dem letzten vom Platze, führe ich mein Pferd am Zügel, stumm vor Wut und Jammer, daß ich meine Batterie, meinen Stolz und meine Freude, nun verloren habe. Es schien mir, daß keine sechs Mann mehr davon kampffähig seien. Merkwürdigerweise war die ganze Bespannung dieses letzten Geschützes noch intakt, dicht neben dem Geschütze marschiert zu Fuß der Zugführer, Oberfeuerwerker Nunner (erst vor kurzem als Hartschier verstorben), neben ihm der Geschützführer (Unteroffizier und Freiwilliger v. Schirnding), beide hatten die Pferde verloren. — Es geht über den Plateaukamm hin nach rückwärts; — da prasseln wieder zwei bis drei Granaten ans Geschütz, der Oberfeuerwerker steht in heller Flamme, dicht mitten vor seiner Leibeshöhe platzte die Granate und entzündete seine übergeworfene Decke, der Geschützführer stürzt mit lautem Schrei zu Boden, ferner ein bis zwei Mann, noch ein oder zwei verwundete Kanoniere befinden, durch den Stangenreiter nach dem Sammelplatz weiter zurück fahren. — Mich aber jammert es um meine vermeintlich an Ort und Stelle verwundet liegen Gebliebenen und Verlassenen, den Oberfeuerwerker und den Geschützführer. Es widerstrebt mir, mich in Sicherheit zu bringen und arme Verwundete hilflos liegen zu lassen. Ich nehme die zwei unbeschäftigten Fahrer zurück in das Geschoßfeld, um die Unteroffiziere zu suchen und zu holen. Bald waren wir am Orte, kenntlich an den vier in voller Beschirrung paarweise hinter einander liegenden Zugpferden (die auch am nächsten Morgen, wo ich dann ihre Geschirre holen lassen konnte, noch ebenso dalagen). Aber der Oberfeuerwerker und die anderen Leute waren nicht mehr da, nur noch der schrecklich vor Schmerz wimmernde Unteroffizier (v. Schirnding). Ich ließ ihn, trotz seines Protestes, daß er nur noch in Ruhe sterben wolle, aufnehmen und zurücktragen, aber wieder am Dorfende angekommen, müssen wir ihn seiner

Schmerzen wegen niederlegen, — und da haucht er seinen Geist aus. Ich lasse den Toten hinter die schützende Mauer des nächsten Hauses tragen und werde von der hinter der Dorflisière gedrängt stehenden Besatzungsreserve des Ortes wie ein Wunder angestaunt, daß ich aus dem Rayon solchen Geschoßhagels daher komme, und gar unverwundet! — Nun, vermeinte ich, sei meine letzte Thätigkeit hier für die Batterie beendet, und mache mich auf, die Trümmer derselben wieder zu treffen. Zwar weiß ich die sechs Geschütze gerettet, bin aber der Überzeugung, daß mein ganzer Mannschaftsstand so vernichtet ist, daß mit der Batterie keine Leistung mehr möglich sei. Es war mir tief traurig zu Mute, die natürliche Abspannung nach der kolossalen Nervenaufregung tritt ein, und im Gedanken an meine braven Leute entrollen die Thränen den Augen! — Der Weg führt bergab, zum Teil etwas eingeschnitten; eben rücken preußische Truppen vor, die Höhe zu gewinnen. Ich tröste mich, daß die noch nicht vom Feinde besetzte, eben verlassene Stellung doch wohl festgehalten wird. Da schlägt wieder eine Granate ein; dicht vor mir reißt sie dem Pferde eines preußischen Stabsoffiziers den rechten Oberschenkel ab; so begleiten mich die blutigen Scenen. Endlich bin ich unten bei der Batterie angelangt; die sechs Geschütze stehen da, ohne Offiziere mit wenig Pferden, wenig Mann, aber es sind doch ihrer elf, und gleich darauf kommt noch ein leicht Verwundeter zurück. Eben beginne ich, die Geschütz- und Munitionsausrüstung zu revidieren, will die nötigen Anordnungen treffen, die Mannschaft einen Moment sammeln und wieder ermutigen, da erscheint der Divisionskommandeur (Stellvertreter Generalmajor Rudolf Frhr. v. d. Tann) mit Generalstabschef Oberstlieutenant Muck auf dem Platze, und sogleich wird mir der Befehl erteilt, „mit der Batterie sofort nach Villechaumont hinauf". Ich bin starr, mir ist zu Mute, daß ich dies von meinen Leuten nicht verlangen kann, nicht verlangen darf; — die Geschütze hatten fast alle Gerätschaften verloren, auch die Protzenmunition war noch unergänzt, die Bespannung höchst lückenhaft, und ich selbst habe noch keinen klaren Einblick über den momentanen Zustand der Batterie gewonnen. Ich glaubte daher, Gegenvorstellungen machen und die Scheu, daß mir dies falsch ausgelegt werden könnte, überwinden zu müssen. So stellte ich denn die Verhältnisse kurz dar und bat nur um etwas Frist, um die Batterie einigermaßen retablieren zu können. Aber es wird nicht gewährt. Höherer Befehl, der Drang der kritischen Situation, die Notwendigkeit, auch unsererseits die eben eingreifende preußische Hilfe mit aller Kraft zu unterstützen, und der momentane Mangel jeder andern gefechtsfähigen Batterie ließen keine Wahl. Als mir nun bei meiner Überzeugung von der Unmöglichkeit, mit diesen Batterietrümmern wieder sofort vor den Feind zu treten, trotz meiner Vorstellungen der Befehl wiederholt wird, erfaßte mich bitterer Grimm. Nicht gegen die den Befehl Erteilenden, denn ich mußte annehmen, daß dieselben überwiegende Gründe zu dem Befehl hatten, aber gegen den Zwang der Umstände, der mich nötigt, auch die Reste der Batterie nun noch opfern zu müssen. Mir persönlich ist alles, was kommen kann, momentan ganz gleichgiltig, nur der Gedanke beseelt mich noch, recht nahe an den Feind zu kommen, ihm noch Auge in Auge zu sehen und nicht ohne Wirkung zu Grunde zu gehen. Ich verlese die Geschütze durch Anruf und Frage: „wie viel Mann, Pferde, Munition ꝛc. bei jedem vorhanden sei", und kann durch diejenigen Anordnungen, die schnellstens ausgeführt werden können, sofort mit zwei Geschützen vierspännig abfahren, mit je drei Mann Bedienung. Der Divisionskommandeur sagt mir zu, daß die Batterie inzwischen durch die Mannschaft ꝛc. der 6. Batterie ergänzt und mir nachgesendet werden wird; er teilt mir einen Offizier (Oberlieutenant Tünnermann) der 6. Batterie zu, und ich fahre ab, den Weg nach Villechaumont hinauf. Es zeigt sich nur links, d. h. südöstlich des Ortes, der Kampf entbrannt, ich biege also dahin ein, reite vor, um Position zu wählen, und bestimme die zwei Geschütze, denen sich noch Lieutenant v. Oelhafen mit einem Vierpfündergeschütze (das andere war nicht mehr kampffähig) angeschlossen hatte, an eine Stelle, dicht neben dem linken Flügel des II. Bataillons des 13. Infanterieregiments (Schönhueb), welches, in Schützenlinie aufgelöst, den Saum des Plateaus gegen Villevert zu besetzt hatte, und von wo aus sich Weinberggelände die Böschung hinabzog.

(Schluß folgt.)

Das erste Denkmal für unsern Prinzregenten.

Von Dr. Bernhard Schwarz in Gefrees.

Wenn der Dichter in seinem bekannten Wanderliede: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus" — u. a. auch singt: „es gibt so manches Städtchen, das nimmer ich passiert", so läßt sich das mit vollstem Recht auf unser Bayern anwenden. Seine hauptsächlichsten landschaftlichen Schönheiten, seine Alpen mit den schroffen Kalkgipfeln und den grünen Matten und blauen Seen darunter, der mächtige Donaustrom, der es in seiner ganzen Breite durchzieht und Städtebilder, wie Regensburg mit seinem Dom und seiner Walhalla, oder Passau, das bayerische Koblenz, aufrollt, und was noch alles mag genannt werden, sind weltbekannte Dinge. Aber es gibt noch manche lauschige Punkte im Gebiete der Wittelsbacher Krone, die unbeachtet liegen. Zu diesen gehört auch das kleine Städtchen Gefrees im Fichtelgebirge (1500 Einwohner), das zwar weit entfernt ist, ein touristisches Objekt erster Ordnung zu bilden, das aber gleichwohl mancherlei Anlockendes besitzt. Hier in einer Seehöhe von rund 500 m, in einer Art von Waldwinkel, der in seiner südlichen Umrandung sogar Berge — die nördlichen Ausläufer des Schneeberges — bis zu 800 m aufzuweisen hat, weht eine Luft so rein und frisch, so blut- und nervenbelebend, daß auch die lebensmattesten Großstädter, namentlich die kränkelnden Kinderpflanzen aus den Massenquartieren unserer leider immer riesenhafter anwachsenden Bevölkerungscentren, sich in der kürzesten Frist wieder zu hausbäckigen, lebensfrohen Geschöpfen umbilden. Hier kann man in engen saftiggrünen Thalgründen, in deren rauschend über Stock und Stein setzenden Wässern — den Quellzuflüssen des Mains — die muntere Forelle noch nicht von schmutzigen

übel duftenden Entleerungen der Fabriken tückisch gemordet wird, stundenlang träumend hinschlendern oder, nach den nahen Höhen emporgestiegen, gar ganze Tage hindurch wahre Waldwüsten durchziehen, aus denen da und dort nur die schlanke Gestalt eines geweihgekrönten Edelhirsches auftaucht. Kehrt man dann am Abend ermüdet wieder im Städtel ein, so wird man unter den bierfrohen, zuthulichen Bewohnern noch angenehme Stunden verleben können, ehe man sich zum Schlaf niederlegt, der sich erquickender einem Menschenkinde nirgends naht. Leute, die noch mit solchen Genüssen zufrieden sind, zu deren irdischer oder wenigstens sommerlicher Glückseligkeit Oper und Kammermusik, Glacees und all' die anderen spanischen Stiefel der großen Welt nicht unbedingt gehören, sie werden sich in dem versteckten und vergessenen Erdenwinkel, der Gefrees heißt, sicherlich auch wohlbefinden.

Dieser Art ist der Ort, der die hohe Ehre hat, das erste Monument, welches unserm erlauchten Prinzregenten errichtet wurde, und zwar in der Form eines Meisterwerkes aus der Hand eines unserer ersten jetzt lebenden Bildhauer zu besitzen. Wie sich ein solches Kleinod, ein geschichtlich denkwürdiges Bauwerk dorthin, in ein Hinterstübchen des kunstberühmten Bayerlandes verirrt hat, wollen Sie erfahren, verehrter Leser? Wohl, es soll Ihnen nicht vorenthalten bleiben, da hier wieder einmal ein Beispiel dafür vorliegt, wie bei Beharrlichkeit, Opfersinn und — einigem Glück leicht aus kleinen Anfängen große Dinge werden.



Das Prinzregenten-Denkmal in Gefrees.
Nach einer Photographie von H. Lutz, Kulmbach.

Es war bekanntlich Anno 90, als der Gedanke durch ganz Bayern zuckte: im nächsten Jahre fällt der 70. Geburtstag unseres Prinzregenten, des Mannes, der unter tieftraurigen Verhältnissen das jäh verwaiste Staatsruder ergriff und darauf doch so zu lenken wußte, daß die halbe Welt von Bewunderung ergriffen wurde. Da muß etwas geschehen, selbst die biederen Gefreeser kamen von dieser Vorstellung nicht wieder los. Aber, was denn nur schnell? In solchen einfachen und armen Ackerstädtchen fehlt es meist ebenso an Findigkeit zu Entwürfen wie an Geld zu deren Ausführung. Da verfiel einer auf den Gedanken: eine Anpflanzung auf unseren malerisch geformten, jedoch teilweise noch recht kahlen Bergen. Sind doch Bäume ebenso wie die vollendetsten, so auch die — billigsten aller Kunstwerke. Bekanntlich ging der Plan von der kleinen Fichtelgebirgsstadt aus bald durch ganz Bayern und fand in zahlreichen „Luitpoldanlagen" seine Ausführung. Doch die Gefreeser gaben sich noch nicht zufrieden. Sie sind ja bekanntlich „steinreich", d. h. sie besitzen in ihren schwunghaft betriebenen Granitbrüchen Material genug, um in einen neugeschaffenen Ehrenhain auch einen Denkstein zu setzen. Bald war unter den zahllosen „Findlingen", welche als letzte unsterbliche Überreste von einst viel höher aufragenden Gebirgen überall in unseren Hochwäldern chaotisch durcheinander liegen, auch ein gegen hundert Zentner schwerer, altersgrauer Riesenblock ausgesucht. Wie im Triumphzuge wurde er unter Benutzung der alles ausgleichenden winterlichen Schneedecke und eines Dutzend handfester Vorspannochsen nach seinem neuen Standort geschleppt. Der alte Knabe sollte nur die denkwürdige Jahreszahl: „1891" in seine spröde Haut eintätowiert erhalten. Indes da erhob sich wieder die Kritik. „Wie? haben wir zu unseren Steinen nicht auch geschickte Steinmetzen? Der ungeschlachte Waldriese muß Formen und Schliff erhalten, um die ihm zugedachte hohe Aufgabe die Ehrung des Landesherrn, auch mit Anstand erfüllen zu können."

Und so wuchs auch in diesem Falle der Mensch mit seinen größeren Zwecken. Als die Behauung des Steines beschlossen war, wagten sich Stimmen hervor, welche für seine kahlen Flanken auch ein passendes Emblem, ein Wappen, einen Lorbeerkranz, ja schließlich gar ein Medaillonbild mit den Zügen des erhabenen Herrn, der zur Zeit Bayerns Geschicke leitet, wünschten. Da war denn freilich guter Rat teuer, nachdem das alte Rezept von dem „Tischlein, deck dich" und „Eselein, streck dich" leider nur mehr auf dem Papiere steht. Doch — dem Kühnen gehört die Welt. Einer, auf den dies Prädikat im Superlativ paßt, nahm die Feder und schilderte die Not keinem Geringeren als unserm weltberühmten Ferdinand v. Miller. Vertrauensvoll setzte er diesem auseinander, wie heilsam es sein würde, wenn auch unsere armen Gebirgler, die nie in ihrem Leben sich bis zu einem Besuch der kunstgeschmückten Metropole München versteigen können, wenigstens einmal von dem Saum des Gewandes der edlen Muse gestreift würden, wie ja auch der unsterbliche König Ludwig I. darauf bedacht war, seine Kunstschöpfungen möglichst über das ganze Land zu verteilen.

Und siehe, der hochherzige Altmeister der Erzgießerei ließ sich im Verein mit seinen Brüdern, den Besitzern des berühmten Gußateliers, herbei, unser bescheidenes Gebirge mit einem Erzeugnis seiner Hand, dem, soweit bekannt, ersten ehernen Brustbild Sr. Kgl. Hoheit opferfreudig zu beglücken. So stand denn, was vorher auch der Keckste nicht gewagt hatte,

zu erhoffen, Anfang des Monats Juni ein wirklich und wahrhaftiges kompletes Denkmal auf dem Berge über der Stadt fix und fertig da, nachdem zuguterletzt die geradezu lebensgefährliche Auftürmung der Unterlagen und der Schlußpyramide darüber noch Sorge und Angst genug erregt hatte. Der 7. Juni wurde zur Einweihung bestimmt.

Der Himmel lachte am Morgen dieses Tages nicht, und schweigsam stieg darum die ansehnliche Schar, welche die Weihe des Denkmals vollziehen wollte, und in deren Mitte u. a. auch die Uniform des Herrn Regierungsdelegierten glänzte, die steile, fast 100 m betragende Höhe bergan. Trotzdem war droben die Staffage stimmungsvoll. Die hohen Waldberge schauten nur in unbestimmten dunklen Umrissen aus den bleichen Nebeln, und kein Laut unterbrach die heilige Stille des jungen Tages. Da fing es plötzlich in der Tiefe drunten an zu summen, stärker und stärker, bis bald deutlich eherner Glockenton zu unterscheiden war, und dazu mischte sich wenig später, von einzelnen Windstößen emporgeweht, der schmetternde Klang der Posaunen: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!" Ein Gefühl der Andacht ergriff die Versammelten, das sich noch steigerte, als nun von dem fast 6 m aufragenden Granitbau die dunkle Hülle fiel, und das mild-ernste Antlitz des allergnädigsten Herrn wie lebendig geworden auf die Anwesenden niederschaute. Wer vergäße einen derartigen Augenblick, und wenn er hundert Jahre alt würde! Da zieht immer etwas wie das Rauschen von Engelsflügeln über die Versammlung, und das nüchternste und prosaischste Herz bekennt heimlich in seiner Tiefe: „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!"

So steht denn von nun ab die schöne Schöpfung auf hehrer Aussichtswarte und sendet wie von einem Hochthrone jeden neuen Morgen Königsgrüße den schlichten, fleißigen Anwohnern am Fuße des Berges nieder, in die unermeßliche Ferne ringsum aber weist der schlanke Denkstein wie ein Finger hinaus, gleich als wollte er rufen: „Lernt, ihr wackeren Bayern, eure schöne Heimat schätzen nicht nur da, wo sie mit blendendem Glanze auftritt, sondern auch da, wo sie versteckte und anspruchslose, aber nichtsdestoweniger herzerhebende Idyllen umschließt!

Kleine Mitteilungen.

Züge bayerischer Tapferkeit. Ein keckes Reiterstücklein verzeichnet die Geschichte des 1. Chevauleger-Regiments vom 22. April 1809. Zur selben Stunde, als die Brigade Seidewitz (2. Dragoner-Regiment Taxis und 4. Chevauleger-Regiment Bubenhofen) ihren siegreichen Heldenritt gegen die österreichischen Batterien bei Eggmühl unternahm, trabte auf der Straße bei Moosburg ein Pikett des 1. Chevauleger-Regiments. Der Führer ist der Korporal Joseph Mayer von Passau, ihm zur Seite die Soldaten Kaspar Lanzinger von Mitterfels, Leonhard Simmer von Friedberg, Mathias Feldhuber von Vilsbiburg, Simon Kelch von Biburg und Michael Niedermaier von Moosburg; bei dem Dorfe Primmersdorf stößt das Häuflein von sechs Mann auf eine starke österreichische Abteilung. Die tapferen Reiter zählen aber nicht lange; wohl schien es Wahnwitz, aber sie sprengten mit verhängten Zügeln auf die Gegner los. Das kurze, aber blutige Scharmützel endete mit der Gefangennahme von 101 Österreichern.

Was für Kosten die Kriege von 1542—1796 der Stadt Hammelburg bereitet haben. Zur Ausrüstung des Kriegsvolkes gegen die Türken hat die Stadt dem Fürstabte von Fulda, Philipp Schenk v. Schweinsberg, 1000 fl. vorstrecken müssen, worüber der Abt 1543 eine Urkunde ausstellte. Über den „jämmerlichen Zug wider die Türken" schreibt ein Chronist:

„1542 haben Herr und Fürst und alle Stände deutscher Nation 8000 zu Roß und 40,000 zu Fuß, Alles auserlesenes Volk, in Ungarn wider die Türken geschickt und ist Markgraf Joachim aus der Mark, Churfürst, der Obrist gewesen, dem ist alle Kriegsrüstung zu „unraith" kommen, hat Ehrliches nicht ausgerüchtet, seind die armen Knechte ein großer Theil Hungers und vor Kälte gestorben, so seind die andern jämmerlich auch abgangen; also thut es, wenn man sich auf gute Rüstung, hübsche starke Leut und Pferde verläßt, bankettirt, frißt, sauft, schwärmt, spielt und bulet und in Summa Gottes seiner Hilf und Ehr vergißt."

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach war zwar am 12. September 1553 bei Braunschweig geschlagen worden, erschien aber gleichwohl bald wieder in Franken und hauste namentlich arg in Schweinfurt, von wo aus er seine Räubereien in der ganzen Umgegend fortsetzte. War deshalb Anfang Januar 1554 Hammelburg mit Kriegsvolk besetzt und am 13. d. M. ist das obere und untere Thor versperrt und verschüttet worden, weil man einen Einfall des gefürchteten Wüterich besorgte. Das Kriegsvolk hat von Lichtmeß bis Magdalenä der Stadt an 3000 fl. gekostet und mußte noch Proviant nach Arnstein und in das Lager bei Schweinfurt geschafft werden, was auch über 300 fl. kostete. Trotzdem wurde die Stadt auch noch um 10000 fl. am 21. Juli gebrandschatzt, und mußte diese ungeheure Summe in kurzen Fristen zu Forchheim erlegt werden, und zwar zur Versöhnung an die Kriegsstände Würzburg, Bamberg und Nürnberg, hat man anders salva guardia haben wollen. Es hatten nämlich etliche mutwillige Bürger Hammelburgs auf Abenteuer gegen Schweinfurt allerlei Notdurft dahin getragen, und das wurde von den Bekämpfern des Markgrafen so ausgelegt, als ob Hammelburg diesem habe etwas zuführen wollen.

Im Juli 1591 begannen beschwerliche Truppendurchzüge nach Frankreich, und neue Bedrängnisse kamen über Hammelburg, als am 30. Juni 1598 1747 reisiges Kriegsvolk ohne Troß und anderes „Lothsgesind" durchzogen und großen Schaden thaten. Die Stadt mußte 315 fl zur Landsteuer entrichten. Bald darauf kam wallonisches Kriegsvolk auf dem Zuge nach Ungarn und lagerte im ganzen Amte Saaleck.

Mit dem 10. Juni 1619 ließ sich für Hammelburg der Dreißigjährige Krieg an. Auf Befehl des fürstlichen Oberhauptmanns, der von Fulda nach Hammelburg gekommen, mußten die Bäume im ganzen Stadtgraben „geschlachtet und wilde Birn- und Äpfelbäume" abgehauen werden. Es geschah wegen des durchreisenden Kriegsvolkes. — Vor dem Advent 1621 ist der Administrator von Halberstadt mit etlichen hundert Mann zu Roß und zu Fuß auf Hammelburg zugestoßen und sie haben angefangen, zu plündern und zu stehlen, haben die Kirchen beraubt, Reliquien und Meßgewänder gestohlen, die Bürger vexiert und beraubt und selbst Geistliche und Edelleute gebrandschatzt. Auch haben die Bürger schwören müssen und sind etliche erschossen worden. Hat man auf Hammelburg so viel bekommen und Beute gemacht, als sechs Tonnen Goldes betragen. Mußte schließlich Fürstabt Friedrich von Fulda zwei Geschütze vor Hammelburg rücken und es alle Nacht von mehr als 100 Mann bewachen lassen. Hat auch der Bischof von Würzburg und der Bayerfürst

viele 100 Mann nach Hammelburg geschickt und die Feinde abtreiben lassen. — Unter dem 22. Dezember 1623 beschwerte sich die Bürgerschaft, daß sie die Kriegskosten von Amt Saaleck und Kellerei Hammelburg mittragen müßte, während ihr von diesen nie sei beigesprungen worden; hätte schon 1547 im schmalkaldischen Kriege zu Anweisung Herzog Johann Friedrichs von Sachsen Kriegswesen 4000 fl. mit Mühe und schweren Kosten aufgebracht und bisher keine Wiederbezahlung erhalten; ebenso habe sie 1549, wo Spanier in Schweinfurt gelegen, an 300 fl. auslegen müssen und auch nichts zurückbekommen; wieder 1552 habe sie 2000 Thaler vorgestreckt, als der Altenburger in das Fuldaer Stift gefallen war. Als die Stadt Schweinfurt belagert und Hammelburg mit Soldaten besetzt war, hätten diese 3000 fl. gekostet; für des markgräflichen Obersten Georg Friedrichs von Hohenlohe Durchzug habe sie 36 fl. verwendet, dann wieder 1400 fl. Hilfsgelder gegeben, sowie am 22. Februar 1602 dem Erzherzog Max zu Österreich 2000 fl. zu eilender Hilfe versetzt, bisher aber Kapital und Zins entraten müssen; item habe sie 1622 zum braunschweigischen Durchzuge 1076 fl. nach Fulda geliefert, während sie 4000 fl. noch an Georg Gutbrod in Würzburg schulde — Summa über 30000 fl. — Im Jahre 1631 lag schwedisches Volk in Hammelburg, nachdem Tilly bei Leipzig geschlagen worden. Am 13. Oktober 1631 rückte nämlich der schwedische Generallieutenant Baudissin ein und brandschatzte die Stadt um 4000 Reichsthaler, worauf er nach Würzburg zog. — Im Jahre 1632 occupierten die Hessen das Fuldaer Land und plünderten es aus. Am 23. April kamen viele leere Fässer von Kassel über Fulda nach Hammelburg und wurden da mit Wein gefüllt. Am 2. Mai brachte man sie auf 47 Wagen nach Kassel zurück. Anfang des Jahres 1634 sah die Stadt neue hessische Kriegstruppen, die wegen Anrückens der Kaiserlichen zwei Stücke und drei Feuermörser mit nach Kassel nahmen. — Nun kamen Kroaten ins Quartier, und Ende November zog zweimal der kaiserliche General Piccolomini durch die Stadt, wobei es an Erpressungen auch wieder nicht fehlte. — Im Juli 1635 marschierte die kaiserliche Armee unter General Franz v. Savonna mit 16 Regimentern zu Roß und Fuß durch Hammelburg nach Gemünden. — Zu Ende des Jahres 1635 zog eine Abteilung Kaiserlicher unter Hauptmann Pröstler gen Fulda durch Hammelburg und kam dahin Anfang des Jahres 1636 wieder zurück. — Am 29. April d. J. lag der Stab von einem polnischen Regimente sowie der des General-Feldmarschallieutenants Grafen Götz zu Hammelburg, und hat dieses allein wöchentlich 1000 Reichsthaler Kontribution entrichten müssen. — Anfang September 1640 marschierte des Obersten Gallas Regiment zu Pferd in Hammelburg ein und Anfang Mai 1641 lagen darin die Fossischen. — Im Frühjahr 1646 erpreßte Erzherzog Leopold von Österreich durch seinen Generalkommissär Wenzel v. Zaradechy und Proviantmeister Weger bedeutende Lieferungen. Der kaiserliche Hofstab verschlang allen Wein, so daß man im Juli 40 Eimer von Schweinfurt kommen lassen mußte, den aber unterwegs der Feind abfing. — Am 13. Dezember kamen von Schweinfurt her Königsecksche Reiter und nahmen den Bewohnern von Hammelburg 140 Schafe und 18 Rinder weg. — 1648 stand die kaiserlich-bayerische Armee um Hammelburg, die sich in einem gerade so erbärmlichen Zustande befand, wie die Stadt Hammelburg.

Unter dem 2. August 1673 begehrte der französische Marschall Turenne vom Stifte Fulda 600 Stück Rindvieh, das nach Grüneberg geliefert werden mußte. Mußte also Hammelburg verhältnismäßig beithun. — Zu Anfang Oktobers haben alle Stiftsämter 300000 Pfund Brot in das kaiserliche Feldlager, so sich von Lohr bis Langenprozelten erstreckte, nach Gemünden liefern müssen. Hatte natürlich Hammelburg auch wieder seinen guten Teil daran. — Im Jahre 1675 hat Hammelburg dem im Stifte einquartierten brandenburgischen zweiten Regimente zu Fuß für die Monate Februar bis Mai bei 2300 fl. geben müssen, andere Unkosten nicht gerechnet.

Während des österreichischen Erbfolgekrieges lag im Mai 1743 ein schwedisches Dragonerregiment, von Marburg kommend, in Hammelburg, und im November passierte das kaiserliche Dragonerregiment Taxis durch.

Im Siebenjährigen Kriege haben im Jahre 1759 die schwarzen oder Totenkopfhusaren die Stadt Hammelburg sehr empfindlich gebrandschatzt.

Mitte Juli 1796 drangen die Franzosen über Gelnhausen und Hammelburg nach Franken vor. Hammelburg wurde durch Requisitionen und Erpressungen schwer heimgesucht. Als dann am 3. September die Armee Jourdans bei Würzburg vollständig geschlagen war, flüchteten die Trümmer des in der Nacht bei Arnstein wieder teilweise gesammelten französischen Heeres über Hammelburg gegen Fulda, dem sich in Hammelburg auch die von Schweinfurt anrückende noch intakte Division Lefevre anschloß. Hatten die Franzosen schon auf dem Hermarsche übel gehaust, so war jetzt beim Rückzuge alle Disziplin aufgelöst. Überall wurde geplündert, und was nicht mitgeschleppt werden konnte, verwüstet. Weil aber kaiserliche Truppen von Karlstadt anrückten, und auch die Bevölkerung über die vom Feinde erlittenen Schandthaten aufs höchste empört war, so nahmen die Franzosen zu ihrer Sicherung in Hammelburg fünf Bürger als Geißeln mit, die sie bis Köln führten. Ihre Auslösung kostete 800 fl.

So viel also hat das Städtchen Hammelburg im Laufe von 254 Jahren leisten müssen!

Ein Weib als Korporal. Zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts diente im k. k. Infanterieregiment Hagenbach ein junger und tapferer Korporal, Namens Johann Kettner. Infolge der Strapazen, die zu damaliger Zeit ein Soldat zu ertragen hatte, erkrankte er und wurde ins Spital gebracht. Es geschah dies im Jahre 1743. Wie erstaunte man, als im Spital die Entdeckung gemacht wurde, daß der tapfere Soldat — weiblichen Geschlechtes war! Es ergab sich nun, daß der Unteroffizier Kettner, der seit sechsthalb Jahren im Regiment, und die letzten dritthalb Jahre als Korporal musterhaft gedient hatte, ohne daß irgend jemand auf den Argwohn verfallen war, daß er kein Mann wäre, Johanna Sophia Kettner hieß, und 1719 zu Tütting in Bayern geboren war. Sie war die Tochter unbemittelter Eltern, welche sie schon sehr früh verlor, und kam infolgedessen in das Haus ihrer Schwester, die zu Eichstädt an einen Bäcker verheiratet war, der auch eine Mühle besaß. Sie hatte von Kindheit auf männliche Neigungen, balgte sich lieber mit den Jungen herum, als daß sie mit Mädchen spielte, und kannte kein größeres Vergnügen, als in Knabenkleidern Pferde in die Schwemme zu reiten. Sie hatte im Hause ihrer Schwester die Bäckerei gelernt, verließ es aber eines schönen Tages, kam in männlicher Kleidung nach Wien und trat hier als Bäckergeselle in Dienst. Es litt sie aber auch am Backofen nicht lange, sie entschloß sich 1738, noch nicht 20 Jahre alt, Soldat zu werden. Es gelang ihr, als Rekrut eingestellt zu werden, ohne die übliche Visitation bestehen zu müssen. Sie erzählte, daß sie während der Visitation der anderen Rekruten über Tisch und Bänke gesprungen sei und durch ihre Lustigkeit und Agilität den Chirurgen so bestochen habe, daß er ausrief: „Nun, der Rekrut ist gesund genug, der braucht nicht visitiert zu werden!“ Sie war während ihrer Dienstzeit mehrmals am Arm und am Kopf verwundet, jedoch geheilt worden, ohne daß ihr Geschlecht entdeckt wurde. Bedenkt man das gemeinschaftliche Leben unter den Soldaten in der Kaserne, auf Märschen und in Quartieren, so grenzt es an das Wunderbare, daß dieses heroische Mädchen ihr Geschlecht fast sechs Jahre lang verbergen konnte. Abgesehen von ihrer religiösen und sittlichen Gesinnung, wie viel Klugheit und Umsicht war nötig,

daß ihr dies gelingen konnte! Der Fall wurde wie natürlich an den Hofkriegsrat berichtet und gelangte so zur Kenntnis der Kaiserin Maria Theresia, welche den weiblichen Soldaten nach seiner Wiederherstellung nach Wien kommen und sich vorstellen ließ. Die Kaiserin bewunderte den Heldensinn der Jungfrau und ihr in aller Hinsicht unbescholtenes Betragen und setzte ihr eine monatliche Pension von acht Gulden auf Lebenszeit aus. Die Kettner verließ das Regiment mit einem sehr ehrenvollen Abschied, der ihr das Zeugnis gab, daß sie „in allen Feldzügen des Krieges, welchen Maria Theresia nach dem Antritt ihrer Regierung führen mußte, auf Zug und Wachten, bei Stürmen, Attacken und Bataillen trotz der Gebrechlichkeit ihres Geschlechtes sich stets so verhalten habe, wie es nur immer einem ehrliebenden Soldaten gebühre".

Nach ihrer Entlassung aus dem Militärdienste brachte sich Johanna Kettner durch einen Hausierhandel fort, den sie betrieb, kehrte aber in späteren Tagen in ihre Heimat zurück. Sie blieb unverheiratet, nahm aber einen elternlosen Knaben zu sich, den sie mit großer Strenge erzog und endlich adoptierte. Sie hatte ihn studieren lassen, und nachdem derselbe Priester und Pfarrer zu Abenberg geworden war, brachte sie die letzten Jahre ihres abenteuerlichen Lebens in dessen Pfarrhof zu. Sie behielt bis ans Ende ihres Lebens militärische Gewohnheiten und Manieren. In jüngeren Jahren liebte sie es, zuweilen ihre Uniform anzuziehen und sich mit den Mädchen munter im Wirbeltanze zu drehen. Sie war sehr religiös und pflegte, wenn die Jugend in der Kirche sich zuweilen ungebührlich betrug, streng militärisch einzuschreiten. Der alte Soldat im Weiberrocke genoß in der Gemeinde stets großes Ansehen, und als sie in ihrem 85. Jahre (21. Januar 1802) mit Tod abging, erschien der in Eichstädt auf Werbung stehende k. k. Oberlieutenant mit seinem Kommando, um dem alten Kameraden die letzte militärische Ehre zu erweisen.



Nationaltracht der protestantischen Bauern im Bezirksamte Memmingen.

Bayerische Nationaltrachten. Unser Bild zeigt uns die originelle schwäbische Tracht der nahe bei Memmingen gelegenen Dörfer Steinheim und Worringen. Es gefällt nicht allein durch die genaue Wiedergabe der Tracht, deren Merkwürdigkeit wir sofort schildern werden. Die Gruppe wirkt besonders anmutig durch den lebensvollen Eindruck, welchen ihr Hofphotograph Hans Weiß in Memmingen durch die Aufstellung zu verleihen wußte. Das junge Paar stammt aus Worringen, das ältere aus Steinheim. Die Frauen tragen das charakteristische schwäbische Spitzhäubchen, welches, aus breiten gezackten Bändern bestehend, hinten durch eine halb versteckte, reich in Silber gestickte Blume geziert ist. Die breiten Haubenbänder werden teils um das Kinn zu einer Schleife gebunden, teils fallen dieselben in ziemlicher Länge über den Rücken. Das aus schwarzem Stoff mit weißen Punkten hergestellte Wams ist mit Sammetbändern und Silberborten besetzt, und die Ärmel, insbesondere am oberen Teil, enorm dick wattiert. Das aus weißen Spitzen zierlich gefertigte Mieder ist mit Goldbörtchen und bunten Seidenbändern geschmückt, über welches das große, langgefranzte, buntgeblumte seidene Halstuch fällt. Eine lange, drei- bis vier Mal um den Leib geschlungene Kette aus schwerem Silber hält das Wams zusammen und fällt, teilweise reich mit Thalern und sog. „Rädern" aus Filigran geziert, über die meist lilaseidene Schürze. Originell ist noch der dunkelgrüne Rock, aus feinem Tuch reichgefaltet, sowie die blau und weiß zierlich gemusterten Strümpfe und die tief ausgeschnittenen schwarzen Schuhe mit kleinen schwarzen Schleifen.

Die Männer tragen einen langhaarigen eigentümlich geformten Hut mit breitem Band und langer Quaste. Die Weste ist bei den jungen Burschen aus violetter Seide mit Silberknöpfen, bei den älteren Männern aus schwarzem Sammet. Der Rock ist lang, aus schwarzem Tuche mit engen Ärmeln. Die kurzen bis zum Knie reichenden Lederhosen und die langen Lederstiefel lassen die weißen Strümpfe am Knie etwas hervortreten. Ein reiches silbernes Uhrgehänge vervollständigt das Kostüm, nicht zu vergessen die niemals fehlende Ulmer Maserpfeife mit Silberbeschläg und Kette.

Sonderbares Reichnis. Laut des Saalbuchs vom Jahre 1447 hatte jeder Besitzer der Feste Seefeld das Recht, jährlich vom Kloster Bernried als Vogteigilt zwei Filzschuhe, und wenn er in eigener Person dahin kam, alle Schlüssel zu Kasten und Kellern zu verlangen. Vergebens weigerte der 21. Propst des Klosters, Johann V., beide Gerechtsame, der Spruch des Herzogs Johann verpflichtete das Kloster aufs neue zu den genannten Reichnissen (27. Dezember 1642.)

Selbst der Tod war nicht im stande, der Strenge früherer Justiz Einhalt zu thun. Man vollzog noch an Leichnamen den gefällten Urteilsspruch; so meldet eine Nürnberger Chronik aus dem Jahre 1415: „Nikolaus Kernauer, ein Straßenräuber, ist im Lochgefängnis eines natürlichen Todes gestorben. Über dessen toten Körper hat man Freitags nach dem Fronleichnamstag peinliches Recht gehalten, demselben den Kopf abgehauen und auf ein Rad gesetzt."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

Nº 43. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 2. Jahrgang 1891.

Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

War das eine Aufregung in der guten Stadt Augsburg, als an einem trüben Augustmorgen im Jahre 1806 die Kunde sich verbreitete von einer neuen Gewaltthat der Franzosen, die nun schon seit zehn Monaten der Einwohnerschaft als lästige Einquartierung auf dem Halse lagen! Die Verhaftung des Buchhändlergehilfen v. Jenisch, seine bevorstehende Abführung nach der Grenzstadt Braunau bildete allenthalben das Thema lebhafter Erörterungen. Wenn, so lautete die allgemeine Stimme, die Franzosen sich herausnehmen durften, einen ruhigen Bürger, dem absolut nichts zur Last gelegt werden konnte, als daß er ein Exemplar einer mißliebigen Broschüre verkauft hatte, aus der Stadt zu schleppen oder von einem fremden Kriegsgerichte verurteilen zu lassen, so war einfach alles möglich, und keiner mehr seines Lebens und seiner Freiheit sicher. Die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde in dem Maße, als die vor dem Rathause und in den anliegenden Gassen verkehrenden Mengen sich mehrten. Dort hinten im Kriminalgefängnis, im sog. „Eisen“, saß der angebliche Verbrecher, den die französischen Gendarmen gestern Abend auf Befehl des fremden Kommandanten, des Generals René, festgenommen hatten. Daß sie ihn noch nicht abgeführt, war dem energischen Dazwischentreten des Chefs der Augsburger Verwaltung zu danken. Dieser, der bayerische Organisations-Kommissär, Freiherr v. Wideman, hatte in Verbindung mit dem provisorischen Polizeidirektor, Freiherrn v. Andrian, und dem bayerischen Stadtkommandanten, Oberst Neumann, sich der Abführung widersetzt, bis Antwort vom Münchener Hofe eingetroffen wäre, ob Jenisch wirklich dem Kriegsgerichte und nicht etwa einem Zivilgerichte zu unterstellen sei. Jedermann wußte, daß eine Reise nach Braunau zum Kriegsgericht ein Spiel auf Leben und Tod sei, aber die einzig besonnene Haltung ihrer einheimischen Behörden konnte die Bürgerschaft Augsburgs von dem unüberlegten Gewaltstreich der Gefangenenbefreiung zurückhalten, und so kam vorerst noch der öffentliche Unwille über die Gewaltthat nur in finsteren Mienen und in vereinzelten Ausrufen der Entrüstung zum Ausdruck.

In eifrigem, aber leise geführtem Gespräche standen drei Männer, sämtlich dem Bürgerstande angehörig, mitten in der Straße, als sich ihnen ein vierter beigesellte mit dem Ausruf:

„Wißt ihr schon das Neueste? Es wird immer schöner. Jetzt haben sie auch noch den Schoderer, den Weinhändler aus Donauwörth, eingeschachtelt. Er ist gestern Abend erst hier angekommen.“

„Den Schoderer? die Franzosen? Was soll denn der angestellt haben? Bist Du denn ganz sicher?“ riefen die anderen durcheinander.

„Eben habe ich's erfahren, vom Falkenwirt selber. Hört nur! Ihr kennt das saubere Früchtle, den P....?“

„Freilich kennen wir den als den allergrößten Spitzl. Und ist noch dazu ein Deutscher, pfui Teufel.“

„Also dieser ‚Chef der französischen Polizei in Augsburg‘, wie er sich nennt, schnüffelt doch jeden Tag in den Fremdenzetteln der Gasthäuser und den Rapporten der Lohnkutscher herum, ob er keinen Fremden vorfindet, den er verdächtigen könnte. So war er heute auch wieder auf der Polizei und erkundigte sich dort nach der Wohnung des Lohnkutschers

Scheller, der heute einen Fremden aus Neuburg sollte gebracht haben. Nachdem die Kerle erst in halb Augsburg herumgestolpert waren, kommen sie endlich um Mitternacht in die Wintergasse, wo alles in tiefem Schlafe liegt. Sie rissen wie verrückt an der Hausglocke, schlugen an die Fensterläden und vollführten einen solchen Lärm, daß die ganze Nachbarschaft erwachte."

„Die Flegel", brummte einer der Zuhörer, „kann mir's denken."

Als die Gendarmen endlich den Lohnkutscher aus dem Bett geholt hatten, schreit P.... ihn an, wohin er den Fremden geführt, den er aus Neuburg hereingefahren. In den ‚Falken' beim Gögginger Thor, gesteht der Geängstigte und nun muß er, mit der Laterne in der Hand, die Polizisten dorthin geleiten. Vor dem Wirtshaus angelangt, schlagen sie aufs neue Lärm, bis alles aus den Federn ist. Sie finden dort zwar einen Mann; es ist aber der richtige nicht, denn sein Paß lautet auf einen andern Namen. Nun zieht der ganze Trupp, Scheller mit der Laterne voraus, P.... und die Gendarmen hinterdrein, in die Heiligkreuzergasse, vors Weiße Lamm. Auch dort trommeln sie Hausknecht und Kellner heraus, müssen aber wiederum unverrichteter Sache abziehen, und nochmals geht's unter gräulichem Gefluche zum „Falken" zurück.

„Und das müssen wir uns in Augsburg alles bieten lassen", warf einer der Bürger ein.

„Höre nur weiter, Kunz", fuhr der Erzähler fort. „Der P.... polterte und schrie, daß der Wirt sämtliche Gäste wecken müsse, denn die Polizei suche einen ihr ganz genau Bezeichneten, und so fanden sie denn schließlich unsern Freund Schoderer, den der Chef sofort als seinen Arrestanten bezeichnete, indem er zur Bewachung ihm zwei Gendarmen ins Zimmer legte."

„Das ist aber doch eine unerhörte Brutalität, denn was wird Schoderer Schweres begangen haben, zudem er fast kein Wort französisch spricht."

„Wie wird es ihm vor dem Kriegsgericht ergehen!" riefen die anderen durcheinander, aber der erste Sprecher fuhr fort:

„Ich war im höchsten Grade bestürzt und ganz auseinander. Dann aber fiel mir zum Glück ein, daß ich gestern Abend meinem Vetter Kremer begegnet bin. Er ist Polizeikanzlist in Donauwörth, Schoderers guter Freund und spricht vortrefflich französisch. Er ist bei seiner Schwester zu Besuch; ich will gleich zu ihm hin, daß er sich um den Arrestanten annimmt. Der ist schlau und ausdauernd; wenn überhaupt 'was zu machen ist in dieser Sache, dann setzt der's durch. Also, ich gehe. B'hüt euch Gott mitsammen."

Und der Bürger trennte sich von den anderen dreien im selben Augenblicke, als ein gering gekleideter Mann an der Gruppe vorüberschritt. Angerufen, blieb dieser stehen, dann trat er näher. Es war der alte Hausdiener, der v. Jenisch'schen Buchhandlung, welchen nun alle mit Fragen bestürmten.

„Je nun", sagte der Alte, „ich selber weiß nur wenig mehr als ihr. Mein Herr soll Bücher hinausgeliefert haben nach Mettingen an den Herrn Pfarrer Hochwürden. Dort waren einige französische Offiziere im Quartier, die haben die Bücher, in denen weidlich über die Franzosen geschimpft wird, erwischt, und dann war der Teufel los. Hochwürden mußten angeben, wo die Bücher her seien, auch in Donauwörth haben sie schon Hausuntersuchung geführt — was weiß ich weiter!"

„Aha", flüsterten die Zuhörer untereinander und warfen sich ängstliche Blicke zu.

„Jetzt muß ich gehen", meinte der Alte. „Haltet mich nicht länger auf."

„Gerechter Gott, was wird das werden", sagten die anderen. Dann trennten sie sich, und jeder wandte bangen Gemütes die Schritte seiner Wohnung zu.

* * *

„Professor Yelin aus Ansbach bittet um die Ehre, Erlaucht seine Aufwartung machen zu dürfen", meldete der eben eingetretene Diener dem Reichsgrafen Julius von Soden.

„Ist willkommen", rief dieser, vom Sitze aufspringend, um dem Gemeldeten entgegenzugehen.

Gleich darauf betrat ein hochgewachsener Mann in einfach schwarzer Kleidung das Gemach.

„Gestatten, Erlaucht" —

„Sehr erfreut, Sie hier in meinem Bamberger Absteigquartier begrüßen zu können, mein werter Professor", unterbrach Graf Soden, seinem Besuch beide Hände entgegenstreckend. Ich bin bereits gestern von Sessanfahrt herübergekommen, weil ich in Sachen der hiesigen Schaubühne verschiedenes zu ordnen habe. Aber Sie stören mich gar nicht", fuhr er fort, einen besorgten Blick des Professors auffangend, „ganz im Gegenteil, denn Unterbrechungen, wie Ihr Besuch Sie mir bringt, sind mir nur angenehm. Also bitte, nehmen Sie doch Platz, nein, hier auf dem Sopha, wenn's gefällig ist."

„Ich komme vor allem, um Erlaucht meinen tiefgefühlten Dank zu erstatten für gnädigste Verwendung", begann der Gast.

Einen Moment stutzte Graf Soden, aus den blauen Augen brach ein rascher Blick, der fragend an den ernsten Zügen des Professors haften blieb. Dann aber belebte ein freundliches Lächeln sein gutmütiges Gesicht, und er entgegnete:

„Aha, jetzt fällt mir ein, Sie meinen die Fürsprache bei Montgelas. Nun, das hat ja leicht geschehen können. Bitte, erwähnen Sie doch solcher Kleinigkeiten nicht. Leute, wie Sie, mein werter Professor, empfehlen sich ja durch sich selbst, und ich höre aus Ansbach bei jeder Gelegenheit Ihr volles Lob singen."

„Erlaucht beschämen mich in der That. Aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, so eröffnen sich mir in Bälde Aussichten, eine Anstellung in der hohen Finanz zu finden."

„Ah, ich gratuliere von ganzem Herzen, Professor. Denn, wenn Sie doch einmal vom Katheder herabsteigen wollen, finden Sie just in der Verwaltung ein schier unermeßlich weites Feld für eine ersprießliche Thätigkeit, denn die allernächste Zeit wird uns Arbeit in reichster Fülle bringen. — Da fällt mir ein, Professor, ich habe Ihnen noch Dank zu sagen, für freundliche Übersendung eines Büchleins. Wie hieß doch der Titel?"

„Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", Erlaucht.

„Ganz recht. War mir sehr interessant, unterdessen hat auch mein Buchhändler mir ein Exemplar nach Sessanfahrt geschickt. Die Schrift scheint einiges Aufsehen zu machen. Wer wohl der Verfasser sein mag? Angesichts der scharfen Sprache, die in dem Buche geführt wird, braucht man sich freilich nicht zu wundern, wenn auf dem Titelblatte weder Verfasser, noch Verleger und Drucker genannt ist.

„Und wie urteilen Erlaucht über die Schrift selbst?" fragte der Professor mit seltsam beklommener Stimme. „Mir

scheint, der unbekannte Verfasser habe sich die vortreffliche Arbeit von Erlaucht: ‚Die Franzosen in Franken‘ mancherorts zum Vorbilde genommen.“

„Ob Sie nicht gar zu kühne Schlüsse ziehen, werter Professor“, sagte Graf Soden lächelnd. „Ich wenigstens war mir damals, als ich das Büchlein schrieb, es sind just zehn Jahre her, durchaus noch unbewußt, Schule zu machen. Aber, mag es sein“, setzte er dann in ernsterem Tone hinzu, „ich fürchte nur halb und halb, daß die Franzosen dieses neue Buch schon seines sensationellen Titels wegen kaum anders denn als eine Schmähschrift werden bezeichnen wollen; sie und ihre ganze Kriegsführung werden von dem unbekannten Verfasser übel mitgenommen.

„Wirklich?“ opponierte der Professor. „Nun, ich für meine Person muß gestehen, daß ich aus dem Büchlein den Eindruck gewonnen, der Verfasser habe sine ira et studio nur Thatsächliches berührt. Hätten Erlaucht diese Publikation lieber nicht gewünscht?“

„Doch, doch“, beeilte sich Graf Soden zu antworten, „der ursprüngliche Zweck wird ja ein ganz löblicher gewesen sein. Für den objektiv urteilenden Historiker, wie für den feurigen Patrioten bietet der dermalige Stand der Dinge gewiß einen anziehenden Gegenstand des Studiums, aber ich finde die Darstellung der Geschehnisse in der Broschüre, die Sprache, die abgegebenen Urteile nicht immer ganz korrekt. Dem Wissenden ist zu viel, dem gewöhnlichen Leser fast zu wenig geboten worden. Vor allem werden die fremden Machthaber lebhaften Anstoß nehmen an den Schilderungen von dem Gebaren ihrer Soldateska, vornehmlich in bayerischen Landen. Für die stärksten der behaupteten Vorkommnisse fehlen denn doch die Belege.“

„Diese zu beschaffen, dürfte dem Verfasser keineswegs schwer fallen, Erlaucht, wenn das Schriftchen, woran ich nicht zweifle, in Bälde eine zweite Auflage erlebt.“

„Solche Zuversicht vermag ich just nicht zu teilen“, lächelte Graf Soden. „Indes ist dies nur meine unmaßgebliche Meinung, denn noch habe ich zu wenig Urteile über die Schrift hören können, bin ja auch erst seit gestern wieder in die Welt getreten, sozusagen, da ich in Sessanfahrt drüben ein ganz abgeschlossenes, nur den Musen geweihtes Dasein führe. Nächste Woche aber denke ich, nach Nürnberg oder Würzburg zu reisen, überall werde ich Freunden und Bekannten begegnen. Es kann nicht fehlen, daß wir dann auf diese neue politische Broschüre zu sprechen kommen. Gern will ich Kritiken für und wider sammeln, auch Ihnen, weil Sie sich dafür in so hohem Grade, wie mir scheint, interessieren, Mitteilung darüber machen.“

„O, Erlaucht, würden mich zu größtem Danke verpflichten“, entgegnete der Professor, sich vom Sopha erhebend, „und jetzt sei mir gestattet mit dem Ausdrucke achtungsvollster Ergebenheit mich von Erlaucht zu verabschieden.“

„War mir eine Herzensfreude, mit Ihnen zu plaudern, bester Professor“, sagte Graf Soden, seinem Besucher zum Abschiede die Hand reichend, „werde hoffentlich recht bald das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen.“

Dann hatte Yelin das kleine Haus am Theaterplatz, wo Graf Soden Quartier genommen, verlassen und seine Schritte der inneren Stadt zugelenkt. Durch die Langgasse führte ihn der Weg über die Obere Brücke durch den Rathausbogen. Nur einen flüchtigen Blick hatte der ernste Gelehrte für die Fülle malerischer Bilder, die das geschäftige Kleinleben einer rührigen Stadt an die beiden Flußufer gezaubert und die nochheute unser Auge erfreuen, wenn wir im fränkischen Venedig, wie König Max II. sein Bamberg nannte, verweilen. (Fortsetzung folgt.)

Kriegserinnerungen aus 1870.

Von einem bayerischen Batteriechef des 1. Armeecorps.

(Schluß.)

Ein weiteres Vorgehen war unmöglich, hier war ich so nahe als möglich am Feinde, höchstens 700 bis 800 Schritt davon entfernt. Als ich den Platz gewählt hatte und mich gegen die ankommende Batterie wende, welche etwa noch 30 Schritt von mir ab war, da wendet plötzlich das Pferd des an der Spitze reitenden Oberlieutenants Tünnermann nach rückwärts, als wollte er davonreiten; ich rufe ihn an, er meldet: er sei durch einen Schuß in den Unterleib verwundet, und nach 24 Stunden war auch dieser wackere Offizier tot; somit der fünfte mir unterstehende Offizier innerhalb der letzten vier Gefechtstage. Ich lasse nur so weit vom Rande auffahren, daß gerade die Geschützköpfe über die Böschung hinabsehen, und das Feuer beginnen. Aber welch ein Unterschied gegen ein Feuern mit sechs Geschützen. An dem einen Geschütz ein Unteroffizier und zwei Mann, am andern zwei Unteroffiziere und ein Mann zur Bedienung. Letzteres (ein gezogenes Geschütz) mußte über den Daumen richten, weil sein Aufsatz in der ersten Aktion verloren war; nur bei dieser geringen Schußdistance war diese Art der Aushilfe möglich. Alle zwei bis drei Minuten konnte ein Schuß fallen, jämmerlich, aber ein Mehr war nicht zu erreichen. Trotzdem wirkte schon der erste Schuß auf eine einzelne kleine Gruppe jenseit des Muldengrundes in unerwarteter Weise. Denn kaum war er eingeschlagen, so wurde es im Grunde am Fuße der Böschung ganz rot von den Franzosen, die plötzlich alle auffahren und sich besser zu decken suchen. Es hatte sich demnach eine größere feindliche Abteilung unter dem Schutze der dicht mit Weinbergstecken bestandenen Böschungsunebenheiten in die Mulde hereingezogen und die bastionsartig vorspringende Stellung bei Villechaumont schon stark überflügelt. Dieses ward durch das weite Vorschieben der Geschütze, welches ein Bestreichen der Böschung ermöglichte, aufgedeckt, und das Gefährlichste nun vereitelt worden. Viel Schaden konnte ich mit dem schwachen Feuer auch nicht anrichten. Sofort überschüttete mich nun auch ein andauernder Hagel von Infanteriegeschossen, die jedoch der schwachen Bedienung, welche noch durch den Böschungsrand etwas gedeckt war, und da beide Geschütze weit auseinander standen, wenig schadeten. Auch die Bespannungen, etwas weiter zurück, gedeckt vom Plateaurande, hatten wenig davon zu leiden. Nur ich, in der Mitte zwischen beiden Geschützen

ruhig zu Pferde sitzend, mußte zur Ermutigung im schärfsten Hagel aushalten und hatte, nachdem Ziel und Richtung angegeben war, aktiv fast nichts zu thun, als ein bißchen beobachten. — Da trifft mein Pferd ein Geschoß in die Weiche, es wankt stark, ich sitze ab, — da, ein zweiter Schuß in dessen Hals, und in der nächsten Minute ein dritter Schuß in den Kopf, — tot liegt es da. Nun stehe ich allein da gegen die heranprasselnden Wände von Geschossen, dicht um, über, neben mir schlagen dieselben ununterbrochen ein, durch den Mantel zischen sie, an den Absatz prallen sie öfters, es rauscht ganz davon um mich herum. Natürlich erwarte ich jeden Moment den Todesschuß, es ist ja unausbleiblich, und nun ist es mir eine Pein, so gar nichts zu thun zu haben, was mich von den unbehaglichen Gedanken ablenkt, aber es bleibt mir wirklich momentan nichts übrig, als ruhig stehen zu bleiben, alles zu überwachen und abzuwarten. — Da, plötzlich ein heftiger Stoß auf die linke Schulter, als ob jemand mit einem Axtrücken hinschlüge, ich wende mich überrascht um, niemand in der Nähe, da kommt die Erkenntnis: „ah, das ist die Chassepotkugel!“ Die Schulter schmerzt, mehr lähmend, der Schmerz nimmt zu, schon kann ich den Arm nur mit Mühe erheben und denke, nun habe ich auch meine Kugel! — Unmittelbar nicht unbedingt nötig an Ort und Stelle, will ich mich doch am Verbandplatz untersuchen lassen, um nicht an bloßer Vernachlässigung der Wunde zu Grunde zu gehen. Doch wollte ich vorher noch das möglichste für den so braven Rest meiner Batterie thun, das in der Nähe befindliche Bedeckungsbataillon aufsuchen und ein wenig dessen Einwirkung auf das feindliche Feuer und dadurch etwas Ablenkung von uns zu veranlassen. Ich begab mich nun zu Lieutenant v. Oelhafen, der mit seinem Geschütz am linken Flügel war, übergab ihm leise das Kommando über meine Batterie bezw. über die zwei Geschütze, entfernte mich gegen das links rückwärts in einer Vertiefung stehende äußerst schwache, wenig über Kompagnie starke, mir als Bedeckung zugewiesene preußische Bataillon und ersuchte den Kommandeur, irgendwie ein wenig einzugreifen. Er gab gleich Befehl, daß etwa 20 Mann in der betreffenden Richtung ausschwärmten, mehr konnte er nicht riskieren und ich nicht verlangen. Ich begab mich nun wieder fort, aber nicht zum Verbandplatz, sondern zurück zur Batterie, denn meine Verwundung mußte nicht gefährlich sein. Kurz nämlich, ehe ich zum Bedeckungsbataillon kam, fühlte ich etwas sich den Ärmel herabbewegen; ich mache Arm und Hand hohl, und da fällt eine Chassepotkugel in die letztere hinein. Jetzt war ich im klaren, — die Kugel war offenbar gar nicht tief eingedrungen, hatte keinen Knochen verletzt, die Wunde blutete nicht wesentlich, da ich kein Blut rieseln fühlte. Sofort kehrte ich daher zur Batterie zurück und dort, scheint es, kam ich den Leuten wie ein Geschenk vor, denn, als ich in die Nähe kam, erblickte ich die inzwischen nachgesendeten Geschütze mit frischer Bespannung und Bedienung, aber noch nicht vorn nächst den feuernden Geschützen, sondern sie hielten weit ab, in ungefährlicherer Zone; ihr Führer war wohl gerade vorgeritten, um mich, den Batteriekommandeur, zu finden und sich anzumelden. Als die Leute mich erblicken, springen sie empor, eilen an ihre Plätze, die Geschütze fahren sofort vor, und ich habe jetzt wieder sechs resp. sieben Geschütze unter mir, gut ausgerüstet, und nun beginnt ein fröhliches Feuern. Es scheint, daß auch unsere Infanterie Succurs erhalten hatte, denn bald ist der Feind im Zurückgehen, der Geschoßhagel läßt nach, der Feind zieht sich nach Villevert hinein, meine Granaten jagen ihn bald heraus, der Ort raucht, der Feind geht nach Villorceaux. Meine Granaten fliegen ihm nach, der Ort raucht ebenfalls bald, der Feind bleibt auch dort nicht lange, und gegen 11 oder 11 ½ Uhr mittags wird die Gefechtslage auf diesem Rayon eine erleichterte, ohne alle Bedenklichkeit. Meine Batterie erhält nun den Befehl, in einer zweiten Position hier stehen zu bleiben, und nun habe ich in etwas nach rechts vorwärts, mehr gegen Villemarceau, vorgeschobener Stellung, die dankbare Aufgabe, die größere Hälfte der feindlichen Stellung, und zwar deren rechten Flügel unter Augen zu haben und unter Feuer nehmen zu können. Ich konnte mancher feindlichen Bewegung zwischen Josnes—Ourcelle—Villejouan—Origny auf die Finger sehen und durch einige in die Kolonnen oder die in deren Marschrichtungen gelegenen Ortschaften gesendete Granaten die Bewegungen zum Stillstand bringen. Und dies, ohne selbst in nennenswerter Mitleidenschaft zu stehen; es war, als wenn mit den harten Stunden des frühen Vormittags die größere Gefahrlosigkeit der nachfolgenden erkauft worden wäre. So blieb ich bis tief in den Nachmittag hinein, bis das Gefecht auf diesem Flügel ziemlich Stillstand hatte; dann wurde die Division hinter Villechaumont, nordwestlich des Weges nach Beaumont, gesammelt. Bei angehender Dämmerung verlautet aus dem Stabe des Kommandierenden, der sich gerade bei der 2. Division befindet, daß der Feind in die Flucht geschlagen sei und durch Kavallerie verfolgt werde. Gern würden wir es glauben. Als es ganz dunkel und an die Nahrung gedacht wird, erinnere ich mich, daß in der ersten Position am Morgen, und zwar nächst der Windmühle, zu meiner Verwunderung noch eine Kuh in dem furchtbaren Feuer unverletzt herumspazierte, und gebe einem findigen Unteroffizier den Auftrag, doch danach zu sehen. Nach einer halben Stunde wird mir gemeldet, daß dieses jämmerlich abgetriebene Kühlein gefunden sei. Es gab doch genug Fleisch noch für die Batterie. Spät am Abend kommt endlich der Befehl zum Einrücken in die Bivouacs resp. Kantonnements; die 4. Brigade wieder nach Beaumont, die Batterie auf denselben Parkplatz, ich in dasselbe Quartier, wie die Nacht vorher. Im Kämmerlein mit meinem Offizier (Lieutenant v. Oelhafen, der sich bisher freiwillig angeschlossen hatte, ist mir jetzt definitiv zugeteilt) und mit älteren Unteroffizieren vereint, findet sich auch mein Oberfeuerwerker Nunner wieder ein. Er ist zwar beträchtlich beschädigt, besonders sein Gehör, aber nachdem er tagsüber am Verbandplatz in ärztlicher Behandlung war, wurde er abends wieder zur Truppe entlassen. Ich selbst war gleich beim Einrücken ins Quartier zum Verbandort in Beaumont gegangen, um mich untersuchen bezw. verbinden zu lassen. Anwesend war auch Generalstabsarzt Dr. v. Nußbaum, alle Ärzte über und über in angestrengtester Thätigkeit. Stabsarzt Dr. Seggel, mir persönlich sehr gut bekannt, verbindet mich; er konstatiert einen langen (gut fingerlangen) Schußkanal, der aber parallel dem Schulterblatt verläuft und nirgends mehr als die ganze Oberhaut durchdringt. Er verbindet die Stelle so, daß sie vor Reibung durch die Kleider geschützt wird, gibt mir auf, mich vor Erkältung zu hüten, damit nicht Rotlauf entstehe, aber sonst habe es keine Gefahr. — Mein oberster Mantel, der alte, 18jährige lange Radkragen, der in vielen Falten über die Schultern hing, ist durch alle Falten so durchbohrt, daß es

einen zusammenhängenden langen Riß gibt; außerdem sind im Mantel noch zwischen den Beinen und außen viele Schußlöcher, der Sporn verbogen, der Absatz gestreift, kurz, eine große Zahl Kugelspuren, vorwiegend in der Nähe des Bodens; es hatte auch vor meinen Füßen eingeplatzt, als wenn schwere Regentropfen niederprasselten. Ich konnte wahrlich Gott danken, so heil durchgekommen zu sein, aber es drängte sich nach den Tageserlebnissen doch die Frage auf: „war's wohl der Mühe wert, durchzukommen — oder holte der morgige Tag nach, was er heute unterlassen hatte?" Ich wollte mir keine Lebenshoffnung mehr machen, hatte heute so vollkommen damit abgeschlossen und betrachtete die Sache nur für aufgeschoben, — wozu also sich Hoffnung machen, die Heimat je wiederzusehen! Auch mein bereits hart beschädigter Oberfeuerwerker mahnte öfters: „ja, wenn einmal die Kugeln den Weg zu einem finden, dann haben sie einen bald ganz ꝛc."; ich verstand, was er meinte, aber es hätte ihm nichts geholfen. Bald schliefen wir auch alle erschöpft ein, der harte Tag war zu Ende.

Am 10. Dezember morgens 8 Uhr fast dieselbe Situation wie tags vorher, neuer Angriff der Franzosen, doch nicht mehr gefährlich. Meine Batterie kam zunächst in Bereitschaft und gar nicht ins Feuer. In der langen Bereitschaftsstellung nördlich von Villechaumont wurden mir manch rührende Beweise großer Hingebung und Verehrung aus der Mitte meiner Batterie. Gegen Abend marschierte die Batterie nach Cravant ins Kantonnement.

Am 11. morgens große Sammelstellung des Armeecorps bei Grand Rilly. Der Rest der Geschütze der 2. Division, sieben bis acht Kanonen, waren in eine Batterie vereinigt und mir als dem ältesten Artilleriehauptmann in der Division unterstellt worden. Wir harrten gespannt, ob noch ein Schuß falle. Alles blieb ruhig, und so erschien gegen 3 Uhr nachmittags der längst erwartete Befehl der Armeeabteilung, daß das 1. Bayer. Corps zum größten Teil nach Orléans abzurücken habe. Freudig vernahmen wir diese Nachricht; es wurde alsbald in der Richtung nach Orléans abmarschiert; die Batterie kam spät abends nach Huisseau sur Mauve ins engste Quartier, am andern Tage gegen Mittag rückte sie in Orléans ein. Das Retablissement des Armeecorps begann nun mit allem Eifer. Ruhe gab es daher nicht, sondern angespannte Thätigkeit, aber Erholung fand man doch.

Der 9. Dezember 1870 war demnach für jene Dezembertage und sodann für den ganzen Krieg der letzte Tag der Feuerthätigkeit der 8. Batterie des 1. Artillerieregiments Prinz Luitpold. Er bildet einen erschütternden, aber rühmlichen Schluß ihrer stets bewährten hingebenden Tapferkeit, mit welcher sie sich an diesem Tage aufopferte und damit ihren echten Soldatengeist bewies.

In jenen schweren Kampfstunden hatte ich mir gelobt, meinen braven Untergebenen, soviel in meinen Kräften stände, zu Lohn und Anerkennung zu verhelfen. Als daher später die Vorschläge über Belohnungen und Auszeichnungen einzureichen waren, machte ich nach bestem Gewissen Mann und Leistung namhaft und hatte die Genugthuung, daß an Unteroffiziere und Mannschaft der Batterie — für die Dezembertage allein — 30 Auszeichnungen zuerkannt wurden, darunter sieben goldene, neun silberne Tapferkeitsmedaillen, der Rest Verdienstkreuze ꝛc. So auffallend groß die Zahl auch erschien, sie waren alle redlich verdient und von gemischter höherer Kommission begutachtet und beantragt worden.

Dies gereichte auch mir zur Befriedigung, und es bleibt mir doch zeitlebens ein erhebendes Bewußtsein, in jenen Tagen der Kommandeur dieser Batterie gewesen zu sein.

Über die Vorgänge dieser Kampftage, die ja nur eine kleine Episode im Drange der damaligen Ereignisse waren, hatte ich mich bisher nie, weder mündlich noch schriftlich, verbreitet. Sie traten mir wieder lebhafter vor Augen, jetzt, wo meine militärische Laufbahn und Thätigkeit abgeschlossen ist, und mir nur mehr die Erinnerungen an meine militärischen Erlebnisse, besonders jene im Kriege, bleiben. Ich habe nun einige Aufzeichnungen darüber gemacht, um sie einst meinen Söhnen, die ja auch alle Berufssoldaten werden dürften, zu überliefern. Dieser Zweck bei der Niederschrift möge die etwas persönliche Färbung der Darstellung entschuldigen, nachdem ich, auf Andrängen Nächststehender, mich jetzt auch dazu verstanden habe, einen der interessanteren Abschnitte davon der Öffentlichkeit übergeben zu lassen. Besonders mitbestimmend war die Hoffnung, meinem stets hochgehaltenen Stand und Beruf und meiner einstigen Waffe noch durch dies Beispiel aus meinen Kriegstagen und aus meiner damaligen Dienststellung zu nützen, indem es jüngere Waffengenossen zur kriegerischen Tüchtigkeit aneifere. Auch mag vorstehendes ein kleiner Beitrag sein zur Ehre des Vaterlandes, des Bayerlandes und des bayerischen Heeres.

Das Rothenburger Festspiel.[1]

Von Friedrich Lampert.

An den Dreißigjährigen Krieg und in diesem an die letzten Oktobertage des Jahres 1631 heftet sich heute noch das Gedächtnis der alten Reichsstadt Rothenburg a. d. Tauber. Am 24. Oktober sah man von den wohlverwahrten und bewachten Mauern aus kaiserliches Volk sich nahen. Man hielt es für einen streifenden Haufen, aber es war die Vorhut Tillys, der mit einem an der Weser zusammengezogenen Heere nach Süddeutschland vorrückte, um die von dem Schwedenkönige bei Leipzig erhaltene Schlappe wieder auszuwetzen. Rothenburg hatte unter dem Kornett Konrad v. Rinkenberg eine kleine schwedische Besatzung, und im Vereine mit dieser wagte es die Bürgerschaft, mutig dem gewaltigen und übermächtigen Feinde Widerpart zu halten und seiner Aufforderung zur Übergabe Trotz zu bieten. Doch schon nach einigen Tagen erwies sich der Widerstand der heftigen Beschießung gegenüber als fruchtlos, die Kapitulation mußte erfolgen, und Tilly, empört, daß er überhaupt jenen gefunden, zog in die von ihm der Brandschatzung preisgegebene Stadt. Deren Häupter, Bürgermeister und Rat, empfingen den Sieger im großen Rathaussaale, gewiß, eines harten Urteils gewärtig zu sein. Allein so grausam, wie es der ergrimmte Feldherr aussprach, hatten sie es nicht gefürchtet. Der gesamte Rat sollte mit

[1] Siehe kleine Mitteilungen Seite 515.

seinen Köpfen für die Kühnheit büßen, jenem nicht gleich seinen Willen gethan zu haben, und der Bürgermeister Johann Bezold selbst wurde in Begleitung einer Wache fortgeschickt, den Scharfrichter für sich und seine Amtsgenossen herbeizuholen. Indes man diesen erwartete, hatte Tilly für seine Generale und Begleitung einen Labetrunk aus der reichsstädtischen Kellerei verlangt. Mit zitternden Händen brachte der Altbürgermeister Nusch diesen in dem kostbaren, mit den Bildnissen der sieben Kurfürsten geschmückten, heute noch aufbewahrten Glaspokal, den man den Rothenburg so oftmals mit ihrem Besuche beehrenden Kaisern zu kredenzen pflegte, Tilly dar. Erstaunt blickte dieser auf diesen mächtigen, 3¼ Liter haltenden Kelch, und mit böser Scherzlust überkam es ihn: wenn einer der vor ihm stehenden Ratsherren im stande sein würde, in einem Zuge den Humpen zu leeren, so solle ihm und seinen Gefährten das Leben geschenkt sein. Da hob jener Altbürgermeister Nusch kühn entschlossen den Pokal zum Munde, trank und trank in langsamen, bedächtigen Zügen, bis er, ohne abzusetzen, glücklich den letzten gethan hatte und vor dem fast erschrocken dreinschauenden Feldherrn die Nagelprobe machte. Tilly hielt das gegebene Wort, ein abgesandter Bote hielt den schon herankommenden Henker in einem engen Gäßchen, das darum jetzt noch das „Freudengäßchen“ genannt wird, auf, und die geängstigte Stadt kam mit einer, allerdings ansehnlichen Kontribution davon.



From Harper's Magazine. Copyright, 1890, by Harper & Brothers.

Die Ratssitzung.

Diesen Vorgang [1]) nun dramatisch zu beleben und, nur mit heimischen Kräften, in einem periodisch sich wiederholenden „Festspiele“ zur Darstellung zu bringen, war der glückliche Gedanke eines Rothenburger Bürgers, eines einfachen Glasermeisters, A. Hörber. Er schrieb ein schlichtes, aber die gegebenen historischen und lokalen Momente geschickt verbindendes Schauspiel; mit opferwilligem Verständnis kamen ihm seine Mitbürger entgegen; die Kostüme für die erstmalige Aufführung am Pfingstmontage 1881 wurden in München gefertigt, die Waffen und sonstiges kriegerisches Gerät für dieses erste Mal vom Nationalmuseum gestellt. König Ludwig II. bezeugte dem ihm vorgelegten Manuskripte der Dichtung sein „großes Interesse“ und „zollte dem historischen und künstlerischen Sinne der alten Stadt alle Anerkennung“, wie dieses „dem Dichter und den an der Veranstaltung und Aufführung des Festspiels Beteiligten“ auszusprechen, Schreiber dieses den allerhöchsten ehrenvollen Auftrag erhielt.

Das aus dem ganz richtigen Gedanken, wichtige Erlebnisse einer Stadt in öffentlichen Aufführungen im Gedächtnis der Nachlebenden wachzurufen und festzuhalten, entspringende Unternehmen hatte einen durchschlagenden Erfolg. Wenn schon jenes erste Mal aus allen Gegenden nicht nur Bayerns, sondern Deutschlands Hunderte von Zuschauern herbeigekommen, so übt seitdem der „Meistertrunk von Rothenburg“ von Jahr zu Jahr eine größere Zugkraft aus. Rothenburg ist mit ihm schon Oberammergau und Bayreuth, welche beide ja auch periodisch sich erneuernde dramatische Aufgaben lösen, zur Seite getreten und konnte so sich am Pfingstmontag dieses Jahres, wo es das erste Dezennium seines Festspiels feierte, mit Stolz sagen, daß es in diesem etwas Bleibendes, künstlerisch und historisch gleich Wertvolles geschaffen hat.

Für die Besucher des Festspieles waren auch für den 18. Mai 1891 — es fand heuer nur eine einmalige Aufführung statt — von seiten der Eisenbahnen die möglichsten Verkehrserleichterungen geboten: Extrazüge vermittelten zwischen Nürnberg, Ansbach, Würzburg und Rothenburg. Eintrittskarten waren beizeiten durch direkte Bestellung bei Herrn Privatier Weißenbecker zu sichern, des gastfreundlichsten Entgegenkommens der wackeren gefälligen Bürger der Stadt konnte jeder gewiß sein.

Man braucht nicht viel Einbildungskraft, um sich in Rothenburg in die früheren Jahrhunderte zurückversetzt zu glauben. Nun gar erst an einem Festspieltag! Da lagert schon, wenn man vom Bahnhof kommt, an dem diesem nächsten Thore, wie vor allen anderen der Stadt, eine leibhafte schwedische Kriegswache in voller Rüstung, mit Muskete und Pulverhorn, mit Schwert und Hellebarde; die Posten stehen am Thorpförtlein, die anderen ruhen auf Stroh neben den abgeschirrten Pferden. Und ebenso halten unter den Arkaden des prächtigen Rathauses reichsstädtische Söldner und Landsknechte die Ordnung aufrecht, damit wir ungestört den Aufgang zu dem großen Saale gewinnen können, welcher der Schauplatz des Festspiels ist. Mit dieser Einrichtung, war von vornherein der außerordentliche Erfolg des letzteren verbürgt. Man befindet sich eben nicht vor einer gewöhnlichen, beliebigen Bühne, sondern an derselben Stelle, wo sich das zugetragen und ereignet hat, was aufgeführt wird. Raum und Zeit kommen einem völlig abhanden, nur in Oberammergau erlebt man ähnliche Täuschung über beide.

Schon der Umstand, daß kein Vorhang [1]) die Scene dem Blicke des Zuschauers verschließt, ist beachtenswert. Da steht nur ein grünbezogener Tisch mit den hohen Lehnsesseln der Ratsherren, in der Mitte links ein an die Wand gemalter Reichsadler, ein alter eichener Schrein, und zwei Thüren öffnen sich an der Rückseite des Saales. Eine breite, teppichbelegte, mählich

[1]) Auch der Verfasser dieses hat den gleichen Stoff in einer Erzählung: „Des Türmers Töchterlein von Rothenburg“ (Nördlingen, Beck) behandelt.

[1]) Der allerdings vorhandene wird nur am Schlusse des ersten Aktes zugezogen. Am Anfang ist die Scene offen.

sich neigende Brettvorlage führt vom Podium der Bühne zum Hauptportal herab, der Zugang von diesem zu jener. Vor der ersten Reihe der Zuschauerplätze befindet sich das tief gelegte Orchester; jene selbst steigen, durch einen Mittelgang geschieden, amphitheatralisch bis zur entgegengesetzten Saalwand hinan, so daß es sich ermöglicht, in dem verhältnismäßig nicht übergroßen Raum doch an 700 bis 800 Personen unterzubringen und allen einen gleich günstigen Standpunkt zu verschaffen.

Das summende und surrende Geräusch, das stets einer theatralischen oder musikalischen Aufführung voranzugehen pflegt, verstummt, denn die Ouvertüre hat begonnen. Sie ist die Komposition eines Rothenburgers und auch sie wird nur von Rothenburgern gespielt, denn nur die heimatlichen Bürger- und Handwerkerkreise haben sich dem Unternehmen zur Verfügung gestellt, von einer fachmännisch-schauspielerischen Beteiligung ist keine Rede. An der Komposition des Festspiels könnte die Berufskritik allerdings manches zu deuteln und zu mäkeln haben, die Charakterisierung Tillys z. B. ist nicht markig genug, die Sprache hier und da gesucht einfach, allein merkwürdigerweise hat gerade sie sich noch nie auf solche Einzelheiten eingelassen, sondern unumwunden den gelungenen und günstigen Eindruck des Stückes, der jedenfalls auf dessen historischer Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit beruht, anerkannt. Auch an die dramatische Befähigung der einzelnen Darsteller legen wir nicht den konventionellen Maßstab, man merkt ihnen die Lust und Liebe an, mit der sie sich in ihre Rollen hineindenken, ja hineinzuleben versuchen, und das ist genügend.

Die Musik hat geendet. Die Thür links im Hintergrunde öffnet sich, und Bürgermeister Bezold im schwarzen Ratsherrengewande, mit der goldenen Amtskette um den Hals, eine stattliche gewinnende Erscheinung, betritt den Saal. Sein vielleicht etwas zu langer Monolog ist eine glückliche Exposition des ganzen Stückes. Die Sorge des verdienten Mannes um die ihm anvertraute Stadt, die Erkenntnis der dieser drohenden Gefahr, das Überlegen, was ihr mehr fromme, Ausdauer bis zum Äußersten, oder gutwillige, das Übel mindernde Ergebung in des Feindes Gewalt, dazwischen der Rückblick auf des eigenen Lebens Glück und Leid — das alles ist im richtigen Zusammenhange und zu schönem Ausdruck gebracht. Nicht minder auch die Begründung der Stellung, die Rothenburg im Kampfe der Parteien eingenommen, von dem es, so lange es mit seiner Ehre und Selbständigkeit vereinbar gewesen, „abseits gestanden“, und wie es nur die Freiheit des Glaubens gewesen, um deren willen es sich auf die Seite der Union gestellt. Man hat in der Darstellung dieses Konfliktes hier und da eine etwas zu stark konfessionelle Färbung finden wollen, aber der Dichter mußte, um den Hauptinhalt seines Stückes nicht abzuschwächen, den Thatbestand in seiner ganzen Wahrheit stehen lassen: Rothenburg wußte, um was es sich handelte; jede Halbheit brachte ihm nur größere Gefahr; nur volle Entschiedenheit für die protestantische Sache konnte es retten und daß diese Entschiedenheit protestantischen Bekenntnisses und opferwilligen Heldenmutes schon im Beginne der Handlung von dem mannhaften Führer der Stadt so freimütig ausgesprochen wird, kann der Dichtung im Auge jedes Vorurteilsfreien nur höhere Geltung verleihen.

Die zweite Scene bringt ein kurzes Zwiegespräch des Bürgermeisters mit des Kastellans Töchterlein Anna, die wie



From Harper's Magazine. Copyright, 1890, by Harper & Brothers.

Der Einzug der Kaiserlichen in Rothenburg.

ihr Vater Repräsentantin des heiteren Elementes gegenüber den anderen, mehr tragisch gehaltenen Personen des Stückes ist. Sie erhält den Auftrag, das Rathausglöcklein zu läuten und mit ihm, wie es Brauch war, die Ratsherren zur Sitzung zu laden. Man hört den Befehl ausgeführt und man fühlt, welchen Eindruck es macht, so alle Attribute, die ganze Komparserie des Stückes in der natürlichen Wirklichkeit — denn es läutet oben keine Theater-, sondern die wirkliche Rathausglocke — zur Hand zu haben. Doch der Höhepunkt in dieser Beziehung steht noch aus.

Die Ratsherren und Senatoren sind dem Rufe gefolgt; ihre Beratung beginnt; der Kastellan soll den städtischen Waffenmeister und den schwedischen Kommandanten Rinkenberg zur Versammlung bescheiden. Bis diese erscheinen, tauschen die Senatoren im lebhaften Hin- und Widerreden ihre Meinungen aus. Der eine tritt für die Notwendigkeit des Paktierens mit den Kaiserlichen ein, Altbürgermeister Rusch entgegnet diesem, daß man nicht Krieg mit dem Kaiser, sondern um des Glaubens willen führe, und so stellt sich Ansicht gegen Ansicht, Rede gegen Rede, und man kann sich die Erregtheit einer wirklichen Beratung und Verhandlung nicht lebendiger vorgeführt denken, als es hier geschieht. Man ist eben in der That mit dabei, sitzt als stiller Zuhörer mitten im Rothenburger Rat.

Rinkenberg und Scheiblein, der Waffenmeister, geben nun rasch den Entscheid, den der Bürgermeister schon längst gewünscht. Jener beruft sich auf seine, von seinem Könige ihm mit seinem Kommando übertragene Pflicht, dieser auf die Widerstandsfähigkeit der Festungswerke der Stadt und den noch ungebrochenen Mut ihrer Verteidiger, zu welchem sich jetzt auch noch das letzte Aufgebot, ein Fähnlein junger Rothenburger, gesellen will, das, von des Ratsherrn v. Standt Sohn geführt, unter Trommelschlag und dem frischen Gesang eines Chorliedes durch die Thür rechts im Hintergrunde den Saal betritt. Hans v. Standt stellt sich mit den Seinen der Vaterstadt für Leben und Sterben zur Verfügung; der Ratskonsulent nimmt das Fähnlein in Eid und Pflicht, mit Begeisterung spricht dieses den Treuschwur nach; der alte Standt nimmt Abschied von seinem Sohn; wieder wirbelt die alte große Trommel und mit dem Gesang:

„Ade, ade, lieb Mütterlein,
Ich küss' Dir noch die Hände.
Ade, Du guter Vater mein,
Mir Deinen Segen spende;
Liebchen, fein, gedenke mein,
So den Tod ich finde!"

verläßt der Zug durch das Hauptportal den Senat. Zu diesem aber kommt in diesem Augenblick der Superintendent Zierlein, um die Erlaubnis sich zu erbitten, die Gemeinde zu einem besondern Bittgottesdienste im Angesicht des bevorstehenden Kampfes ins Gotteshaus zusammenzuberufen. Gern entfernt sich der Bürgermeister, um sofort die nötigen Anordnungen zu treffen, während Rusch sich erbietet, den Geistlichen zu begleiten, und zu den Zurückgebliebenen der wieder eingetretene Bezold spricht:

„Ich möcht' ihn fast um diesen Gang beneiden,
Doch unser Platz ist hier, so will's die Pflicht,
Und diese nur bestimmt des Mannes Willen,
Doch, hebt der Orgel weihevoller Klang
Die Seele auf zu Gott, so sprechen wir
In stiller Andacht das Gebet des Herrn."

Die Ratsherren treten in eine stimmungsvolle Gruppe zusammen und falten die Hände; da erschallen die herrlichen sonoren Glocken der dem Rathause ganz nahen Jakobskirche im feierlichem harmonischen Geläute; man hört die vollen Klänge der Orgel zum offenen Fenster herein und den Choral: „Ach bleib mit Deiner Gnade", einen flehentlichen Bittgesang, herübertönen, und leise zieht sich der Vorhang zusammen. Der Eindruck dieser Scene ist geradezu hinreißend, fast in aller Augen glänzen Thränen. Das Publikum sitzt einen Augenblick wie träumend still, dann aber bricht jedesmal ein Beifall aus, so warm und so aus innerster Überzeugung kommend, wie ich ihn noch nie in einer theatralischen Vorstellung gespendet hörte.

Die Ouvertüre zu „Wallensteins Lager" leitet den zweiten Akt ein. An sie schließt sich gleich die zu letzterem gehörige melodramatische Musik, welche die der Zeit nach notwendigen Pausen zwischen dem Auftreten der nun auf der Scene erscheinenden verschiedenen Boten auszufüllen und das in jenen meist stumme Spiel des noch versammelten Rates zu begleiten hat. Die erste Botschaft ist noch gut und hoffnungerweckend: auf der Straße von Würzburg her sieht man große Scharen mit weißen Fahnen heranrücken, es müssen die Schweden sein. Aber schon die zweite meldet, daß die Belagerer mit neuer Kraft zum Sturm sich anschicken, aber doch noch, daß ihnen dieses durch die Tapferkeit der Verteidiger verleidet werden würde. Wieder Erfreulicheres kündet der dritte Bote: am Johanniterhof ist ein Einbruch der Kaiserlichen versucht worden, aber die vorhin beeidigte junge Schar hat sie zurückgetrieben, und ihr Führer, der junge Hans v. Standt, läßt sagen, daß er mit den Seinen an das hartbedrängte Galgenthor geeilt.

„Hab Dank, mein Sohn!" ruft der Vater aus, und: „dieses soll Eurem Sohn unvergessen bleiben", antwortet ihm der Bürgermeister.

Nun aber häufen sich die Hiobsposten. Man vernimmt aus der Ferne dumpfe Schläge, und bald zieht sich das Schießen näher; ein verwundeter Krieger, das blutige Tuch um die Stirn gebunden, stürzt herein und erzählt von einer in noch nicht aufgeklärter Weise vorgegangenen Explosion, und daß die heranziehenden Haufen nicht Gustav Adolphs, sondern Tillys Heer seien.

Die Musikbegleitung geht in eine Choralmelodie über, da mischen sich in deren letzte Accorde sehr wirkungsvoll Trompetenstöße, welche die Meldung eines letzten Boten erhärten, daß die Abgesandten Tillys am Thore halten und sofortige Übergabe verlangen. Rusch selbst bringt, während Bezold immer noch auf Schwedenhilfe hofft, die Gewißheit, daß alles verloren. Er war von der Kirche aus im ärgsten Kampfgewühl; der „Ganzersturm" ist in die Luft geflogen und hat alles, was in ihm und in seiner Nähe sich befand, unter seinem Schutt begraben. Rusch hat die weiße Fahne ausgehängt; er will seinen Degen abgeben und gerichtet sein, wenn er unrecht gethan.

„Ihr Herren, ist hier ein Kläger?" fragt Bezold.

„Nein, den Anwalt möcht' ich machen", antwortet ein Ratsherr. —

Da — die „weiße Fahne" hat schon ihre Wirkung gethan — eilt nun der Bote herein, durch welchen der Waffenmeister Scheiblin melden läßt, daß er selbst kriegsgefangen, der schwedischen Besatzung aber freier Abzug bewilligt sei, und der

atemlos verkündigt, daß Tilly bereits seinen Einzug halte in die Stadt.

Wie aus dumpfer Betäubung erwachend, rüstet sich der Rat zum Empfang des Schrecklichen; Bezold öffnet den alten Schrein, um die Schlüssel der Stadt herauszunehmen und zur Überreichung an den Sieger bereit zu halten: es ist wenig Zeit mehr. Das in der letzten halben Stunde durch die Verteilung von Böllern und anderen Geschützen an verschiedenen Punkten der Stadt wirkungsvoll gesteigerte Schießen hat allmählich sich vermindert; aber schon hört man vom Marktplatze herauf und noch näher auf den Treppen des Rathauses vielstimmiges Geschrei von Weibern und Kindern: „Gnade! Gnade!" Dann mischt sich Trompetenschall darein, der schwere, dröhnende Schritt kriegerischen Volkes schallt auf den Fließen der Vorhalle wieder; ein Soldatenlied ertönt, dessen frische Melodie: „Heil Tilly Dir, Du aller Feldherrn Zier!" einem alten Liederbuche aus dem Jahre 1638 entnommen ist, und unter dessen Klängen teilt sich der Vorhang des Hauptportals des Saales auseinander.

Als ich bei der Inscenierung des Spieles manches mit Rat und That beitragen durfte, war es vielleicht mein glücklichster Gedanke, den Einzug Tillys nicht durch eine jener Hinterthüren auf der Bühne, sondern wirklich, dem hauptsächlichen Vorgang entsprechend, durch den Haupteingang, mitten durch die Zuschauer hindurch, halten zu lassen. So ist auch hier aller theatralischer Schein vermieden und der vollsten, realsten Wahrheit ihr Recht gewahrt. Die Phantasie hat wenig nachzuhelfen. Das ist ein echter kaiserlicher Herold, der mit dem Reichsadler auf dem goldgestickten Gewande voranschreitet, dem die Trompeter mit den langen wappengeschmückten Trompeten folgen. Das sind die bunt zusammengewürfelten Gestalten des ligistischen Heeres, auch die Panduren und Kroaten mitgezählt, die wir aus „Wallensteins Lager" kennen — und das ist endlich er selbst, ein porträtgetreues Bild, der ernste Tilly, der, mit Stolz und Verachtung um sich blickend, den tief sich verneigenden Ratsherren entgegenschreitet, gefolgt von seinen Generalen und Feldobersten, dem Herzog von Lothringen, dem Prinzen Louis von Pfalzburg, Pappenheim und Altringer, wie dem Obersten Ossa und dem von des Feldherrn Begleitung untrennbaren Dominikanermönch. Tilly gibt sich wie er war, barsch, erzürnt, aufgebracht über den hartnäckigen Widerstand des „Lumpengesindels" und seines hoffärtigen Rates; dieser soll für jenes büßen; vergeblich legt Bezold die Schutzbriefe des Friedländers und des Kaisers vor. Tilly schleudert ihm entgegen, daß Rothenburg zuerst den Vertrag gebrochen und daß man der Stadt solche zu halten nicht schuldig sei. Die Erwähnung Magdeburgs durch einen der Ratsherren reizt ihn aufs äußerste, der Dominikaner und die Generale schüren die Flammen. Eine begeisterte letzte Verteidigung für das gute Recht und den Glauben der Rothenburger ruft nur seinen Spott hervor; das Urteil, für welches Pappenheim, „da sie gefochten wie Männer", nicht den Strang, sondern „Kugel und Schwert" erbeten, steht fest: Vier vom Rate sollen ihre Köpfe unter das Henkersbeil legen.

(Schluß folgt.)

Altbayerische Flußpolizei.

Von Dr. Christian Gruber.

Wer heute im eilig dahinhastenden Bahnzug ein altbayerisches Thal entlang fährt und dabei manchmal seinen Blick über die Wellen des Flusses gleiten läßt, der scheinbar in bedächtiger Gleichmäßigkeit und stiller Vereinsamung neben ihm dahinrollt, der kann die Bedeutung nicht ahnen, welche das jetzt für den Verkehr so verödete Gewässer durch lange Jahrhunderte inne hatte. Die von der Natur selbst geschaffenen Wege waren es, denen man bei Ausbreitung der Kultur und des Handels stets zuerst folgte. Lange, ehe es Straßen gab, erkannten die Völker, wie die Thäler Wandel und Handel erleichterten. Lange bevor die schwerfälligen Lastwagen der Rottleute auf mühevoll angelegten Straßenzügen langsam dahinknarrten, wurde das schwanke, aus einigen Baumstämmen leicht zusammengefügte Fahrzeug der Flöße von raschen Fluten zu Thal gebracht. Und wie die hellen Linien der Landstraßen, so folgen ebenso häufig die dunkleren Schienenwege einer Bahn, welche das ruhelos anströmende Wasser bereits vor Jahrtausenden geöffnet und geebnet hat und innerhalb deren es sich gegenwärtig allerdings mit einem bescheiden ausgemessenen Raum beschränkt.

Als zu Beginn des 15. Jahrhunderts der Handel zwischen den norditalienischen Städterepubliken — vor allem Venedig — und dem Reich seinen mächtigsten Aufschwung nahm, begann in Altbayern auch der Flußverkehr, der sich bisher nur in bescheidenen Grenzen gehalten hatte, aufzublühen. Die Flößerzünfte verpflichteten sich zu regelmäßigen Fahrten. Sie traten in Wettbewerb mit den Rottfuhrleuten, in deren Händen fast ausschließlich das Stapel- und Speditionswesen gelegen war, und die Kaufleute wußten gar bald die rasche und sichere Verfrachtung ihrer Güter zu Wasser zu schätzen. Und wie der Floßmann im Dienste des Handels stand, so später in demjenigen seiner Landesfürsten und des Vaterlands. (Zweimal (1684 und 1686) schwammen ganze Reihen von Flößen mit Mundvorrat, Pulver und Blei gen Ungarn, als Max Emanuel dort mit den Türken stritt. Ein Gleiches geschah 1705 während des Kampfes der zum Entsatz Münchens herbeigeeilten oberländischen Bauern mit den Österreichern; ja, man erzählt, daß die Flößer unmittelbar von der Lände wegstürmten, um am letzten, todesmutigen Ringen in Sendling teilzunehmen.

Lange vordem aber, schon zur Zeit des großen Religionskrieges, waren die sog. Ordinarifuhren eingerichtet worden, welche ein regelmäßiges Transportmittel im Sinne der heutigen Eilwagen und Bahnzüge darstellten und zu jeder Jahreszeit an den festgesetzten Tagen mit Leuten und Gütern von Tölz, München und Landshut abzugehen hatten. Wer etwa vom Isarwinkel aus nach Wien reisen wollte, konnte um wenige Gulden zu Floß dorthin gelangen und fand an stürmischen und rauhen Tagen sogar in der wohlerwärmten Floßhütte behagliche Unterkunft.

Man sollte nun denken, daß bei der damaligen Wichtigkeit des Flußverkehrs mancherlei gethan worden wäre, um ihn, wenn nicht noch weiter zu heben, so doch zu erleichtern. Doch mit nichten! Während man heute bestrebt ist, die Zufuhr von Rohstoffen aus den heimischen Berglandschaften durch möglichst raschen Transport, ungehinderten Umsatz, geringe Ländabgaben,

ausgedehnte Flußregulierungen zu fördern, betrachtete man im 16. bis 18. Jahrhundert die Ausfuhr der von den Floßleuten gebrachten Naturerzeugnisse ins Ausland mit scheelen Augen, ja verbot sie zeitweise gänzlich. Und auch innerhalb des eigenen Landes selbst war dem Gebirgler eine freie Fahrt und der Verkauf der Floßwaren nach seinem eigenen Willen nicht gestattet.

München besaß nach uralten, schon im 13. Jahrhundert gesetzmäßig festgelegten Überlieferungen ein eifersüchtig behütetes Stapelrecht; der Oberländer mußte Fahrzeuge und Güter nachgewiesenermaßen drei Tage an den Ländplätzen der Hauptstadt für jedermann, besonders aber die Hofbauämter feilgeboten haben, ehe er überhaupt weiterfahren durfte. Zu dutzendmalen beklagten sich die Floßleute bei den Landesfürsten, bei Bürgermeister und Rat der Stadt über dieses Verkehrshemmnis, welches München auf ihre Kosten eine Anzahl von Vorteilen brachte und in den „Pueßpüechern" und „Lendthietters-Ordnungen" stets oben anstand. Mit bitteren Worten wurde darauf hingewiesen, daß man gerade in der Landeshauptstadt so wenig absetzen könne, daß die anfallenden Wirtszechen so bedeutend, die Gefahren des Wegschwemmens bei Hochwasser so groß und daß die Anländen meist von Fahrzeugen überfüllt seien. Doch hatten derlei Klagen, trotzdem sie Stöße von Berichten und Gegenberichten hervorriefen, keinen Erfolg. München behielt sein Stapelrecht bis tief hinein in unser Jahrhundert, obwohl selbst ein bayerischer Finanzminister es öffentlich als einen „alten Abderitismus" erklärt hatte.

Wer ohne Aufenthalt direkt durch die Hauptstadt fahren wollte, hatte sich vorher schon einen sog. „Passierschein" zu erbitten. Wie jedoch ein solcher lautete, zeigt die folgende, sprachlich nur wenig veränderte Abschrift eines Originals aus dem 18. Jahrhundert:

„Vorweiser dieses ist unterm heutigen Dato bei der Isarlände allhier passiert worden mit hernachbenannter Floßfuhr, womit er zum Verkauf derselben, Kurfürstl. gnädigster Intention zufolge, bei den an der Isar hinab gelegenen Stadt und Märkten zuzufahren, das Anbieten in billigem Preise zu thun und daß dieses geschehen, sich von der Gerichts-, Stadt- oder Marktpolizei jeden Orts gegenwärtigen Vorweis unentgeltlich unterschreiben zu lassen hat. Wenn er aber keinen Käufer gefunden, hat er sodann zu Hofkirchen bei daselbstigem Churfürstl. Holzgarten anzuländen und seine Holzware feil zu bieten. Gestatten ihm, daß solche alldort um den landläufigen Preis gegen bare Bezahlung, Unterschreibung dieses Vorweises und darüberhin besonders zu erteilende Bescheinigung des Betrags abgekauft werden wird. Wobei ihm hiemit der Auftrag beschieht, all diesem bei schwerer Strafe genau nachzukommen, insonderheit aber die Anmeldung zu Hofkirchen bei Vermeidung wirklicher Confiskation nicht außer acht zu lassen, wie er dann zu seiner Legitimation diesen Verweis, wie obstehet, unterschrieben bei seiner Rückkunft bei dem allhiesig Churfürstlichen Hauptmauthamt abzulegen hat. (Folgt die Aufzählung der Floßwaren). Churfürstl. Floßfahrt-Inspektion München."

In welch peinlicher Weise aber die Aufsicht über die Ländplätze in München geübt wurde, beweist nachstehende, aus dem Jahre 1766 stammende „Instruktion" für diejenigen zwei Gerichtsdiener, denen jenes Amt übertragen war. Sie hatten allwöchentlich über folgende Punkte Bericht zu erstatten:

„Wenn das Fichten- oder Buchenholz allzutheuer über den Satz (festgesetzten Preis) gegeben wird. — Wenn einige ohne Attest das Holz Winters verführen. — Wenn sich einige unterstehen, ohne Stadt-Oberrichteramtszettel durchzufahren. — Wenn Bauern oder auch andere unberechtigte Floßleute kommen, welche nicht ihr eigenes, sondern erkauftes Holz hieher bringen. — Wenn das Buchenholz nicht 3½ Schuh und die Bretter das gehörige Maß nicht haben. — Wenn oben auf dem ‚Gries' geländet wird. — Wenn die Floßleute an einem Feiertag durchfahren. — Wenn Länd- und Holzhüter, Ländknechte und Tagwerker auf der Länd Holz kaufen und wiederum verkaufen, wie auch der Protest, daß solches für Klöster und Herrschaften gehöre, nicht zu dulden sei. — Wenn allzuviele Flöße angehängt sind und stehen bleiben. — Wenn die Flöße über drei bis vier Tage an der Lände von den Eigentümern hängen gelassen werden. — Wenn Floßleute an der Lände oder auf dem Floße oder während des Herabfahrens das Holz und die Flöße selbst aneinander abkaufen oder darauf leihen. — Auf die Holzdiebereien, Holzhacker und Tagwerker ist obacht zu geben. — Desgleichen auf die Flöße, ob nicht verbotenes Bier oder Fleischwerk, Schäffler- und Kistlerarbeiten und dergleichen anher gebracht wird. — (Der Preis von Kohlen, Kalk, Schindeln und Brettern ist von Zeit zu Zeit zu rapportieren.) — Wenn andere als Floßmeister oder Eigentümer Kohlen anher bringen. — Wenn etwas, besonders Kohlen und Bretter, ohne obrigkeitliche Erlaubnis durchgeführt wird. — Wenn fremde Floßleute hier laden (aufladen) wollen. — Der Sperrnis ist unterworfen und darf nicht außer Lands passieren Holz und alles, was an Brenn- und Bauwerk hierunter zu verstehen ist, auch Kalk, Kohlen, Lohe, Heu, Gips. — Wenn vor oder während der Trift (Triftloses Herabschwemmen von Scheit- und kurzem Blochholz aus den ärarischen Waldungen des Isarwinkels) die Lände mit Flößen überfüllt ist. — Wenn unterwegs von den Floßleuten das Bier angezapft wird. — Wenn einer nach drei Tagen wegen allzuhohen Preises sein Holz nicht verkauft, soll solches von Obrigkeits wegen aufgearbeitet und verkauft werden. — Wenn Flöße während der Trift, da das Holz zu Tölz die Brücke schon passiert hat, noch ankommen."

Daß diese polizeilichen Vorschriften den Floßverkehr indes nicht allzu beträchtlich schädigen konnten, hatte wohl einen zweifachen Grund: Das bayerische Oberland war an Naturprodukten zu reich und die Flößer zu sehr auf ihre Weiterverfrachtung angewiesen.

Kleine Mitteilungen.

Landeck. Von dem Dorfe Klingenmünster, in dessen Nähe auf einer reizenden Anhöhe jetzt die bedeutende Kreis-Irrenanstalt mit stattlichen Gebäuden steht, führt ein bequemer Bergweg zu den Resten der Burg Landeck. Ihre Ruinen haben zwar außer einem kolossalen viereckigen Turme, in dessen mittlerer Höhe eine Öffnung als Eingang zu entdecken ist, wenig Merkwürdiges. Dennoch machen sie, von oben herab gegen die Ebene gesehen, einen malerischen Effekt. Interessant daran sind außerdem die mit runden Türmchen versehene Ringmauer und die Reste einer Brücke, welche über einen tiefen Graben in die Burg führte. Man hat

oberhalb der Burg eine schöne Aussicht in die Ebene gegen Süden, freilich mit jener der Madenburg nicht vergleichbar. Die Sage erzählt, daß sie schon 420 von Landfred, einem Statthalter der fränkischen Könige erbaut worden sei, und daß sie König Dagobert 620 vergrößert und zum königlichen Stuhle bestimmt habe. Im Jahre 1254 in der Zeit des Interregnums hat hier Graf Emich von Leiningen die von ihm auf einem Zuge von Mainz nach Straßburg aufgehobenen Abgeordneten des rheinischen Städtebundes eine Zeitlang in Gefangenschaft gehalten. Die Burg war abwechselnd und gemeinschaftlich im Besitze der Grafen von Leiningen, von Eberstein, von Zweibrücken, und der Herren v. Ochsenstein und wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts bis 1709 eine gemeinschaftliche Besitzung der Kurfürsten von der Pfalz und des Hochstiftes Speier, kam aber in letzteren Jahren ganz an Kurpfalz.

Der Meistertrunk zu Rothenburg. Wir beginnen in heutiger Nummer eine Schilderung des „Meistertrunkes zu Rothenburg", aus der unseren Lesern liebgewordenen Feder unseres Mitarbeiters, Herrn Pfarrer Lampert. Ist es doch eine besondere Eigentümlichkeit unseres Landes, daß im Herzen seines Volkes ohne Unterschied der Stämme Lust und Liebe zu schauspielerischen Darstellungen wohnt, wie wir sie nirgends mehr in anderen deutschen Gauen finden. Die Lust beschränkt sich nicht auf die Beschauung. Das Volk selbst, der Bauer, der Bürger, wird zum Mimen und findet sich mit großem Geschick in seine selbstgewählte Aufgabe. Wir wollen hier nicht von Ammergau sprechen, das bei seinem erhabenen Passionsspiele die Welt als Zuschauer in seinem grünen Thale vereint. Auch anderen Spielen ist es gelungen, sich in Bayern, ja über dessen Grenzen hinaus Beachtung zu erwerben. Wir nennen hier den „Meistertrunk zu Rothenburg", das „Andreas Hofer-Spiel" zu Oberdorf. Das „Bayerland" kann und darf sich ihrer Schilderung nicht entziehen; es darf jedoch hierbei einen Vorwurf nicht verschweigen, muß die Anklage aussprechen, daß die Volksmuse in derselben Weise wie das klassische Drama die historische Wahrheit mißhandelt. Sie folgt dem Fluge der Phantasie, und trauernd beklagt die Wahrheit ihre Irrwege, dieselbe Wahrheit, welche die Leuchte des Geschichtsforschers ist; sie, die hehre, keusche Göttin hat just in unseren Tagen das Andenken eines großen, gewaltigen Feldherrn, welches Jahrhunderte schmähten und verlästerten, in seinem reinen hellen Glanze wiederhergestellt. Der Tilly der heutigen Geschichtsforschung ist nicht der „Mordbrenner von Magdeburg", der gräßliche Wüterich. „Wenn wir die lange 72jährige Bahn seines Lebens an der Hand zuverlässiger Zeugen durchwandern, lernen wir in ihm nicht nur den ehrenhaftesten aller Generale jener Zeit kennen, sondern auch den mildesten und menschlichsten." Dieser Satz ist nicht von uns aufgestellt, nein, es sind die Worte des großen Historikers Professor Dr. Stieve, der sich wieder auf die K. Wittigs stützte. Der „Meistertrunk von Rothenburg" hält ebenfalls nicht Bestand vor dem Brennspiegel der Geschichte, er zerlöst sich in das artig ersonnene Märchen eines späteren Chronikschreibers. Wir haben im ersten Jahrgange den wirklichen Thatbestand nach unsres unvergeßlichen Oberstlieutenants Würdinger Feststellung mitgeteilt. Wir haben aus seinem Munde oft vernommen, wie es ihn schmerzte, daß dem großen Schlachtengebieter, dessen Erzbild in unserer „Feldherrnhalle" prangt, solch grausamer roher Scherz, ein Trunk um Menschenleben, angesonnen wurde. Wir citieren noch einmal Würdinger (Bayerland 1 Bd., S. 407) . . . „Der strenge Altringer, mit der Plünderung nicht zufrieden, wollte die Stadt mit Feuer und Schwert verderben. Derentwegen wurde der Bürgerschaft durch die Wachtbieter geboten, mit Weib und Kind einen Fußfall vor der Generalität zu thun, da dann ein sehr großes Zulaufen von Mann, Weib und Kindern worden, welche jämmerlich lamentiert und um Gnade geschrieen, welche Herr General Tilly mit den Worten erteilet: „Stehet auf, liebe Leut und gehet heim, es soll euch an Leib und Leben kein Leid widerfahren, betet für den Kaiser und seine Generale, ich will mit der Trommel umschlagen lassen und das gefaßte Urteil der Niederhauung, wozu sich die Soldaten schon gerüstet, wieder abzustellen befehlen". So gehört denn der Tilly des Festspiels ebenso ins Reich der dichterischen Einbildung wie ein Egmont Goethes, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orleans Schillers, sie sind Fälschungen der wirklichen Personen und Thatsachen durch die dichterische Phantasie.



Landeck.

Bayerische Nationaltrachten. Wir bitten unsere Leser, uns wieder in die schwäbischen Gaue zu folgen. Im „Ulmer Winkel" wollen wir Umschau halten. Gern würden wir den Riesenbau, die zum Himmel strebende Granitblume des Ulmer Domes beschreiben. Die Diplomaten haben uns die Stadt nach kurzem Besitze (1803 bis 1809) genommen, und das „Bayerland" muß die Grenzen respektieren. Das eigene Land bietet ja so viel, daß wir in hundert Jahren mit der Erzählung noch nicht zu Ende sind. Unser Auge schweift von den Wällen Neu-Ulms donauabwärts; wo sollen wir unsere Kostümstudien vornehmen. Landschaftlich locken uns die anmutigen, mit Wald und Flur in angenehmer Abwechslung bedeckten Höhen, welche den Lauf der Donau begleiten, und deren höchsten Punkt der imposante Bau der einstigen prächtigen Benediktinerabtei Elchingen krönt. Hier holte sich Marschall Ney den Herzogstitel (14. Oktober 1805), am 8. Dezember 1815 wurde der Herzog füsiliert. — Unser Blick kehrt ans rechte Ufer und fliegt über die gottgesegnete, fruchtbare Ebene, in welche zahlreiche behäbige Dörfer hineingesäet sind. Ein besonders stattlicher Kirchturm macht uns neugierig, es ist das Dorf Pfuhl. Schon bei der Wanderung durch das Dorf mit seinen reinlichen Straßen und hübsch getünchten Häusern beobachten wir bei der männlichen Jugend eine ortsübliche Tracht, die blaue Schäferbluse, deren Länge oft mit der Kleinheit des Knirpses nicht zusammenpaßt. Wir pochen an ein Haus und bitten um Bescheid über die Fest-

tracht. Er wird uns gegeben, und der Anblick überzeugt uns, daß das Bild vom Festzuge, wie es die Photographie festgehalten, nicht die Tracht in ihrem vollen Reize gibt. Der junge Bursche trägt ein schwarzes Beinkleid aus Hirschleder, welches bis an die Kniee reicht; die ältere Mode läßt die weißen Strümpfe sehen, während die neuere unmittelbar die hohen Stiefel anfügt. Die Weste ist aus schwarzem Tuche mit Stehkragen, achtzehn runde, dicke Silberknöpfe machen sie zum Galastück. Die Tuchjacke mit Stehkragen ist dunkelblau mit einfachen schwarzen Knöpfen an den beiden Revers; der einstige Dreispitz ist durch den runden, schwarzen Filzhut ersetzt. Eine schwere silberne Uhrkette schlingt sich um den Hals; originell ist das dreifache breite Uhrgehänge mit absonderlichen Anhängseln, Siegeln und Uhrschlüsseln. — Die Mädchentracht ist allerliebst. Ein hübscher Kranz aus Blumen und Perlen ziert das Haupt. Die echte Staatsfrisur, ein künstlicher Aufbau von Zöpfen, in welchen bunte Bänder geflochten werden, erfordert besondere Kunstfertigkeit und zwingt die damit Geschmückte, die Nacht nach dem Aufbau auf dem Stuhle zu verbringen. Für gewöhnlich wird das reiche und gut gepflegte Haar in der Mitte gescheitelt und in zwei hinten hinabfallende Zöpfe geflochten, die durch ein eingewebtes, 1½ Ellen langes Moireeband geschickt verlängert werden. Den Hals umgibt das weiße „Schmisele" (Chemisette), und das seidene „Halstüchele" in blau und braun ist in der Mitte durch die Brosche festgehalten. Den Prachtschmuck bildet die große über die Brust vielfach verschlungene Silberkette mit großer Denkmünze. Das Mieder ist aus schwarzem Sammet, karriert und mit breitem roten Seidenbande oben und an den Achseln eingefaßt. Der Rock, aus Seide, gewöhnlich in der Farbe des Halstüchleins, reicht bis zum Knöchel. Das seidene Jäckchen, in der Farbe mit dem Seidenschurze übereinstimmend, schillert in braun und ist mit schwarzer Passementrie aufgeputzt. Spezialität an dem gefalteten Schurze ist das breite schwarze Schurzband um die Mitte. — Wohl ist der Grundzug der Tracht modern, aber sie ist ortsüblich und wird mit Pietät gehütet. Die Gruppen des Festzuges auf unserm Bilde stammen aus Pfuhl, Holzschwang und Steinheim.



Nationaltracht der protestantischen Gemeinden des Bezirksamts Neu-Ulm.

Züge bayerischer Tapferkeit. Im Jahre 1794 kämpften die kurpfalz-bayerischen Chevaulegers, jetzt 3. k. b. Chevauleger-Regiment, Garnison Dieuze, an Seite der preußischen Armee gegen die Franzosen in der Rheinpfalz. Blücher, der berühmte Marschall Vorwärts, spendete den tapferen Reitern seine Anerkennung. Er meldet dem Oberkommandanten nach den Gefechten bei Friedelsheim und Bettenberg: „Sämtliche Truppen haben sich äußerst ruhmvoll betragen und kann ich das mutvolle Benehmen der pfälzischen Truppen, besonders der Chevaulegers, nicht genug rühmen..." Weiters bedankt er sich persönlich bei den Chevaulegers, allerdings in seiner derben Ausdrucksweise: „Ihr Leute seid ausgezeichnet brav, nur zu eifrig, ihr haut die Racker alle zusammen und gebt zu wenig Pardon, ihr müßt menschlicher sein und mehr gefangen nehmen.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

An dem stattlichen Bau der Oberen Pfarrkirche vorübergekommen, wandte Yelin sich rechts und stand bald vor einem der niedlichen, ganz in Gärten versteckten Häuschen, welche, die Rückseite des gewaltigen Domes im Hintergrunde, auf die Hügelلände verstreut sich erheben.

Dort wohnte die Witwe des fürstbischöflichen Baumeisters Mendorf mit ihrer Tochter Emma, der Verlobten Yelins.

Die beiden Frauen saßen mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt in der dicht bewachsenen Laube, die gleichwohl einen freien Ausblick auf die reizende Landschaft ringsum und auf die vielgetürmte Stadt gewährte.

Als die kleine Gartenpforte klirrte, sprang Emma auf, ihrem Bräutigam entgegenzugehen.

„Du bist lange ausgeblieben, Konrad“, rief das Mädchen nach den ersten Begrüßungen. „Hast Du Dich bei Graf Soden so lange aufgehalten? Ich habe Dir Wichtiges mitzuteilen, und die Sprechende schmiegte sich eng an den Geliebten, der ihre hohe schlanke Gestalt nur um ein Geringes überragte.

„Wichtiges?“ fragte der Professor, mit zärtlichen Blicken die holde Braut betrachtend. „Ei, das wäre. Aber, laß uns erst Mama begrüßen, dann stehe ich Dir zur Verfügung. Darf denn ein drittes Deine wichtigen Eröffnungen mit anhören?“ schloß er mit gutmütigem Spotte.

„So komm, Du sollst alles wissen, was Madame Dupont uns mitgeteilt. Es wird Dich im höchsten Grade interessieren.“

Die beiden hatten in rascher Rede und Gegenrede die Laube erreicht, wo die Frau Baumeister sie erwartete. Dann setzten die drei sich an den runden Tisch, und Emma begann ihre Erzählung.

„Erst vor einer halben Stunde hat Madame uns verlassen, sie ist jetzt oben in ihrem Zimmer beschäftigt, dem Sohne einen längeren Brief zu schreiben. Da, Konrad, lies vor allem diesen Zeitungsausschnitt, den Madame aus Paris zugeschickt erhalten.“

„Es ist das ‚Journal de l'Empire‘“, bemerkte Yelin und seine Miene wurde noch ernster, als sie es vordem schon gewesen. Aber er hatte sich rasch gefaßt und fuhr unbefangen fort: „Hören wir, was das offizielle Blatt schreibt. Also: ‚Man hat bei dem Buchhändler Stage in Augsburg eine große Anzahl von deutschen Schmähschriften, womit derselbe Schwaben überschwemmt hat, aufgegriffen. Derselbe hat sie von seinem Handelsfreunde Stein in Nürnberg, welch letzterer hinwiederum sie von den Buchhändlern Kupfer und Eurich in Wien und Linz erhalten hatte, Städte, in denen man die Herstellung von Schmähschriften fabrikmäßig betreibt. Das Haus Österreich zeigt seine Erkenntlichkeit für die Mäßigung und den Edelmut des Kaisers Napoleon in einer eigentümlichen Weise, indem es durch Schmähschriften die Bewohner Schwabens gegen die französischen Armeen aufhetzt! Welch erbärmliches Hilfsmittel! Der Kaiser von Österreich ist freilich zu loyal, um von diesen Manövern etwas zu wissen; aber die Minister, die sein Kabinett leiten und Feinde ihres eigenen Volkes sind, werden schließlich noch den Ruin desselben herbeiführen. Übrigens werden die Buchhändler Kupfer und Eurich dieses ihr illoyales Gebaren vielleicht eines Tages schwer zu büßen

haben. Der Kaiser hat die Kolporteure dieser Schmähschriften unter der Beschuldigung, einen Versuch zur Insurgierung des Volkes gegen die Armee gemacht zu haben, vor ein Kriegsgericht gestellt. Wahrhaftig, wenn die französische Armee die Völker gegen ihre Regierungen hätte aufwiegeln wollen, — sie hätte dazu keiner Schmähschriften bedurft.' —

„Das ist ein starkes Stück von dem Soldatenkaiser", rief der Professor aus, nachdem er gelesen hatte: ‚Versuch zur Insurgierung! — Stellung vor ein Kriegsgericht'. Wer sollen denn die Schuldigen sein? Hat man sie schon gefunden und ergreifen können?"

„Wie blaß Du mit einem Male geworden bist, Konrad", riefen Mutter und Tochter fast gleichzeitig aus.

„Aber welchem deutschen Manne soll solch ein Übermut der fremden Eindringlinge nicht nahe gehen", fragte der Professor. „Ein Glück, daß es sich hier nur um leere Drohungen handelt."

„Um leere Drohungen? Konrad", entgegnete seine Braut sehr ernst. „Täusche Dich darüber nicht. Napoleon scheint mir nicht der Mann zu sein, welcher mit sich spielen läßt, und in Berthier hat er seinen rührigen Helfershelfer gefunden. Bereits haben die Franzosen in Augsburg ihre Opfer sich geholt und jetzt sind sie dem Buchhändler Palm auf den Fersen."

„Palm? Du erschreckst mich, Emma. Woher willst Du's wissen?" rief Yelin mit unheimlicher Hast.

„Man hält in Paris mit ziemlicher Bestimmtheit Palm für den Verleger oder doch Verbreiter der vor allem verfemten Schrift: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Madame Dupont teilte uns vorher mit, daß der Kaiser just über dieses Buch am meisten aufgebracht wäre. Unser Gast unterhält ja noch, wenn auch nur lose Verbindungen mit dem Hofe, und so hat man der Madame, gewissermaßen als Überzeugungsstücke, Ausschnitte von der Schrift zugeschickt. Hier, da lies selber einmal, Konrad."

„Soll ich?" fragte der Professor. „Aha: ‚Napoleons Sprache und Erklärungen am Münchener Hofe waren viel zu sanft, als daß irgend ein bayerischer Einwohner von seinen bald erfolgenden unerhörten Bedrängnissen sich etwas konnte ahnden lassen. Nie wurde aber die Menschheit, unter dem Ausdruck der Freundschaft, boshafter als diesmal getäuscht, nie das Land eines verbündeten Fürsten schändlicher als diesmal die kurbayerischen Staaten behandelt. Ungeheure Lieferungen aller Art waren das erste Wort, womit man Städten und Dörfern in Bayern das Kompliment machte. Nach diesem traurigen Willkomm eilte der Soldat wie ein ausgehungerter Wolf auf sein angewiesenes Quartier zu. Sonst pflegt der Hunger keine Speise zu verachten, hier forderte er Leckerbissen zu seiner Befriedigung. Kaum war der Franzose aus seinem Neste, als er sich schon nach Kaffee, Wein, Liqueur, Braten und Eingemachtem umsah. Noch hatte er sein Frühstück nicht verdaut, als er sich zum Mittagessen niedersetzte und, wenn nicht köstliche Zubereitung der Speisen aufs neue seinen Appetit reizte, Wirt und Wirtin aufs schmählichste mißhandelte; unter fortwährendem Schwelgen kam dann der Abend heran. Wem nun zwei dieser Wölfe in Menschengestalt zugeteilt waren, der mußte binnen vier Wochen einen Beutel von 200 Gulden rein geleert sehen. Im Dreißigjährigen Kriege lebte der Österreicher unter Tilly und Wallenstein gerade so, wie jetzt der Franzose, Männer, denen aller Glaube beizumessen, haben als reine Wahrheit versichert, daß Frankreichs Oberhaupt, als ihm in München über die unerhörten Drangsale, unter denen der bayerische Einwohner seufze, die nachdrücklichsten Vorstellungen geschehen, mit kaltem Blute sagte: Das haben meine Leute nicht gethan. Es ist Krieg, man lasse mich in Ruhe und störe mich nicht in meinem Plane."

Der Professor hatte die Lektüre beendet, er legte das Blatt nieder. Erwartungsvoll ruhten die Blicke von Mutter und Tochter auf seinen nur wenig veränderten Zügen, als er sagte:

„Ja, ja, so steht es in dem Schriftchen. Aber ist dies nicht etwa die reine Wahrheit, leider Gottes? Wer wird es denn leugnen wollen! Aber mit bestem Willen wird man darin keine Aufreizung des Volkes gegen die Armee finden können, und somit liegt auch kein Grund vor, die angeblich Schuldigen vor ein Kriegsgericht zu laden."

„Und doch wird es geschehen, Konrad, denn Napoleon kennt keine Schonung. Der Marschall Berthier in München ist bereits nach allen Richtungen hin thätig, dem Willen seines Herrn und Gebieters nachzukommen."

„Zwar", sagte der Professor wieder bedenklicher geworden, „scheint mir die Gefahr nicht so unmittelbar drohend, aber Herr Palm muß für alle Fälle gewarnt werden."

„Ganz recht, Konrad, Du kennst den Mann ja bereits, wie Du mir einmal mitgeteilt", sagte Emma, und ihre Blicke hafteten wie fragend an den Zügen des Geliebten.

„O ja, aber damals handelte es sich um ganz andere Dinge", kam es zögernd über die Lippen des Professors. „Indes, ich bin dem Manne zu großem Danke verpflichtet und" — setzte er wie zu sich selber sprechend hinzu — „Vorsicht kann nie schaden."

Dann sprang er auf von seinem Sitze.

„Am besten ist es, ich fahre gleich jetzt nach Nürnberg."

„Aber, Konrad", riefen Mutter und Tochter fast gleichzeitig, „so sehr eilt es doch nicht."

„Ein Brief", fügte die Frau Baumeister hinzu, „thut denselben Zweck."

„Nein, nein", rief Yelin mit einigem Ungestüm, „ich muß unbedingt Herrn Palm persönlich sprechen. Die Angelegenheit duldet keinen Aufschub, ich muß reisen. Mich hat dies alles so gänzlich unvorbereitet getroffen, daß ich — O, je mehr ich den Fall überdenke, je ernster erscheint er mir. Kurz und gut, ich muß nach Nürnberg."

„So willst Du uns verlassen, Konrad", schmollte die Braut, und bist kaum ein Stündchen gestern bei uns gewesen, denn von jetzt will ich lieber gar nicht sprechen. Hätte ich doch ganz und gar geschwiegen von den Eröffnungen unserer Madame Dumont."

„Nein, nein", wehrte der Professor mit hastiger Rede ab. „Ich segne den Zufall, der die Dame unter euer Dach geführt, den Zufall, der euch durch sie Kenntnis brachte von den neuesten Vorkomnissen auf dem Gebiete der Staatspolitik, an denen ich als Patriot ja den lebhaftesten Anteil nehme. Aber, laßt mich ja ziehen und versucht es nicht, mich zurückzuhalten, denn ihr beide könnt nicht wissen, welche Gefahr auf Verzug steht. Wenn ich noch heute Nürnberg erreiche und Herrn Palm sprechen kann, dann ist ja schon der Zweck der Reise erreicht, und ich kann schon morgen zurückkehren, und uns bleiben noch ganze drei Wochen der herrlichen Ferien, die wir, weil es vielleicht die letzten sein werden, die mir beschieden sind, um so gründlicher ausnutzen wollen.

* * *

In einem der Gelasse des zweiten Stockwerkes eines in der Winklergasse zu Nürnberg gelegenen Bürgerhauses saß Frau Palm und hielt lange Zwiesprach mit dem getreuen Buchhalter ihres Gatten, dem alten biedern Georg Pech. Es mochte sich wohl um Ernsteres noch handeln als um die Regelung von Geschäftssachen allein, denn die Mienen der guten Frau wurden, je länger die Unterhaltung dauerte, immer gedrückter und sorgenvoller, so redlich der Geschäftsführer auch bemüht war, durch besonnenen Zuspruch die Geängstigte zu beruhigen.

„Wenn Sie es denn wünschen, werte Frau Gevatter, will ich ja gern schreiben, daß Ihr Gemahl ja nicht über Augsburg reise, was er aber, meiner Meinung nach, ohnehin nicht gethan hätte, nachdem Sie selber ihn ja gewarnt."

„Das ist aber schon reichlich acht Tage her und geschah damals, als ich meinem Manne die Mitteilung machte, daß am 28. Juli vier schwarz gekleidete Herren in unser Haus gekommen seien und alles nach der Broschüre aussuchten. Nein, wenn ich daran denke!"

„Ein Glück, Frau Gevatter, daß sie gar nichts gefunden, so eifrig sie auch nach dem Manuskripte und den darauf bezüglichen Briefschaften fahndeten. Sie würden in Altdorf ebenso wenig finden, denn ich habe dem alten Hessel, unserm Drucker, bedeutet, daß er den ganzen Ballen gut verstecken soll. Er hat ja keinen Gehilfen und gilt selber für einen sehr verschlossenen Mann, so daß nach dieser Seite hin nichts zu befürchten ist."

„Ach, wenn doch nur erst mein Mann hier wäre, lieber Pech. Mir ist so angst, daß ich mich kaum im Bett mehr sicher weiß. Heute erwartete ich ganz bestimmt einen Brief. Es ist keiner angekommen; ich weiß nicht, was ich davon halten soll."

„Vielleicht ist der Herr Gevatter schon auf dem Heimwege", tröstete der treue Diener.

„Das gebe Gott. Aber auf jeden Fall sollten Sie noch heute an ihn schreiben, um so mehr, als wir eine sehr schöne Gelegenheit haben, den Brief sicher in seine Hand gelangen zu lassen."

„Sie haben recht. Ich will alsbald mich an das Werk machen und hoffe, in einer guten Stunde fertig zu sein. Bleiben Sie nur, Frau Gevatter, Sie stören mich in keiner Weise."

(Fortsetzung folgt.)

Bayerns frühere Duellgesetze.

Von Dr. jur. Hermann Knapp.

Wieviel Menschenleben auch schon dem Duell zum Opfer gefallen, Kultur und Gesetzgebung erweisen sich machtlos, diesen Götzen der öffentlichen Meinung für immer zu stürzen. Besonders die Gesetzgebung dokumentierte offen ihre Ohnmacht, indem sie von der Zeit an, wo sie den Zweikampf mit den blutigsten und beschimpfendsten Strafen bedrohte, Schritt für Schritt zu immer gelinderer Sühne zurückwich, woneben das Begnadigungsrecht der Fürsten bei dieser Deliktsart in geradezu verschwenderischer Weise Anwendung fand.

Althergebrachte Vorurteile sind eben die erbittertsten Feinde des Gesetzgebers; wer ihnen rücksichtslos entgegentritt, schlägt gleichsam seinem eigenen Volke in das Antlitz, und leicht kann es ihm, wie eben den Autoren der Duellmandate, begegnen, daß die durch Gesetz von den schimpflichsten Strafen Betroffenen durch die öffentliche Meinung als Märtyrer vergöttert werden.

Welch seltsamen Wandlungen war aber auch der Zweikampf im Laufe der Jahrhunderte unterworfen: Zuerst das Recht des freien Mannes, die ihm und seiner Sippe zugefügte Unbill in gerechter Fehde zu vergelten, von den Richtern zum Ordal erhoben, dem sich zu unterwerfen, oft das einzige Mittel blieb, um vor Gericht Ehre, Leben und Gut zu schirmen, wurde der Zweikampf beim Hereinragen der inquisitorischen Maximen aus den Gerichtsschranken verbannt und auch sonst dem Volke zuerst unter bestimmten Voraussetzungen noch gestattet, später aber ausnahmslos bei strenger Buße untersagt. Das Rittertum und die Gemeinfreien der Städte freilich, welche mit dem Recht des Waffentragens das des Kämpfens für unauslöslich verbunden erklärten, kümmerten sich wenig um solche Verbote, um die meist wirkungslosen Gottes- und Landfriedensgesetze, bis Maximilians Landfriede mit nachhaltiger Strenge dem Fehdeunwesen für immer ein Endziel zu setzen strebte.

Auch in Bayerns frühesten Landrechten spiegeln sich lediglich die Grundzüge der Reichslandfrieden wieder. Verletzungen in der Fehde werden nur mit Buße an den Verletzten nebst Friedensgeld an den Richter gesühnt, woneben sich bereits im Landrecht von 1346 in ausgedehntem Maße das Recht und die Pflicht des Richters finden, solchen, die in Feindschaft geraten, auf jede mögliche Weise zuzusprechen, um eine Beilegung der Fehde herbeizuführen und dem Verletzten zu seinem Recht zu verhelfen. Wer den so gestifteten Frieden bricht, zahlt Buße. Klagt aber einer, daß ihn sein Gegner mit bewaffneter Hand verwundet, und leugnet dieser nicht, beweist aber durch zwei Zeugen, daß jener ihm Leben und Ehre bedroht, bevor er selbst das Schwert oder Messer gezückt, so wird der Kläger unter Verurteilung zu hoher Buße abgewiesen. Im übrigen ist — wenn dies auch mehr aus den späteren Landrechten hervorgeht — die begünstigte Stellung des Adels bei Verletzungen in der Fehde erkenntlich, ein charakteristischer Unterschied zwischen dem territorialen Fürstentum und dem reichsstädtischen Gemeinwesen, wo, wie z. B. in Nürnberg, nicht der dem Landadel entsprechende Geschlechter an sich milder behandelt wurde als andere Bürger und Gäste. Begünstigt war hier eben nur der, welcher Vermögen besaß; vermochte er die Buße nicht zu zahlen, so riskierte er bei gefährlicher Verwundung die Hand, bei Totschlag aber, heißt es in einem Nürnberger Statut von 1360, „soll man ihn in einen Thurn setzen auf einem Tram (Balken) und ihm ein Heller Brod geben in die Hand und soll ihn lassen sitzen". Zu der ohnehin milderen Beurteilung von Verletzungen in der Fehde im Fürstentum kam noch, daß in der Reichsstadt angesichts des viel straffer ausgebildeten Sicherheitswesens die Bestrafung von Befehdern leichter ermöglicht werden konnte.

Eine bedeutende Umwandlung finden wir im bayerischen Landrecht von 1516: Die Spitze der in ihm enthaltenen sog. Landpot des Fürstenthumbs Bairen, welche gegen Mörder, Totschläger und Landfriedensbrecher, also auch Duellanten

gerichtet ist, bildet der ewige Landfriede Maximilians, während die Landpot selbst lediglich das Ausführungsgesetz zu jenem Reichsgesetz bildet. Die Landfriedensbrecher werden hierin mit Leibes- und Lebensstrafen, Landesverweisung und Vermögenskonfiskation bedroht. Der Edelmann wird hier, wenn er einen „mutwilligen Totschlag" (d. h. nach allgemeiner Rechtsanschauung dieser Zeit einen vorsätzlichen Totschlag, d. h. Mord) verübt, nach Gutdünken des Landesherrn bestraft, wobei auch sein Vermögen, selbst in dem Fall, daß er sich der Strafe durch Flucht entzieht, seinen Angehörigen verbleibt.

Bis in das 18. Jahrhundert herrscht noch in Deutschland grenzenlose Willkür bei Bestrafung von Duellanten bei großer Milde gegen die mit dem Waffenrecht begabten Stände, weshalb es nicht zu verwundern, daß das Duellunwesen immer mehr um sich griff. Seitens der Kirche freilich, insbesondere von den Päpsten Julius II. und Benedikt XIV. wurde gegen diesen „detestabilis duellorum usus fabricante diabolo introductus", (abscheulichen vom Teufel eingeführten Unfug der Zweikämpfe), wie es im Tridentinum heißt, in heftigster Weise vorgegangen und die Duellanten mit dem Bann bedroht. Trotzdem wurde der Zweikampf doch meist nur beim sog. gemeinen Volk geahndet, wo er sowieso nur selten vorkam, da es ja hier gesetzlich erlaubt war, eine Ehrenkränkung durch sofortige Maulschelle zu vergelten. Außerdem findet sich bereits in der bayerischen Landrechtsreformation von 1588 eine genaue Spezifikation der einzelnen Beschimpfungen bezüglich ihrer Bestrafung: War das Scheltwort aus „hitzigkeit und zorn" gefallen, so hat der Thäter außer der Abbitte nur die Gerichtskosten zu leisten; berührt das Scheltwort Leib und Leben, d. h. hat er den Kläger Mörder, Dieb, Ketzer rc. genannt, so zahlt er zwei Pfund Pfennige Buße, bei „Lotterbube und Schalk" 70 Pf., wobei der Wahrheitsbeweis ausdrücklich zugelassen ist.

Die eigentliche Phase der Duellgesetzgebung beginnt in Deutschland erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts. In schreiendem Gegensatz zu der — wenigstens den waffenbegabten Ständen gegenüber — geübten Milde glaubt man jetzt, dem Duellunfug mit unerbittlich grausamen und zugleich beschimpfenden Strafen ein schreckliches, rasches Ende gebieten zu müssen und zu können; nicht nur als Frevler wider die öffentliche Ordnung, sondern als verabscheuungswürdiger Mörder wurde der Duellant erklärt und mit schimpflicher Todesstrafe belegt.

So das Reichsgutachten von 1668, die Mandate von Österreich und Kur-Brandenburg von 1651, Brandenburgs von 1668 und Sachsens von 1709, sowie Bayerns Mandate von 1701, 1720, 1748, 1773 und 1779, welch letzteres wohl an Blutgier alle übrigen übertrifft.

Bevor wir dieses eingehender Beachtung würdigen, scheint es von Interesse, den Inhalt des berüchtigten Reichsgutachtens in kurzem wiederzugeben, da dieses, wiewohl selbst nicht publiziert, den späteren Mandaten, insbesondere dem letzten bayerischen zum Vorbild gedient.

Nicht unverständig erklärt es als nötige Voraussetzung zu strengen Duellgesetzen möglichst strenge und rasche Bestrafung der Ehrenkränkungen selbst. Dem Beleidigten soll schleunige gerichtliche Satisfaktion werden, der Beleidiger aber einem summarischen Verfahren unterworfen und bei schweren tödlichen Injurien mit dem Tode, sonst mit Gefängnis, Züchtigung und Verbannung bestraft werden.

Bezüglich der Duellstrafen sind im Falle der einfachen Herausforderung oder eines Balgens und Kugelwechselns ohne Entleibung der Provocans, Provocatus, Kartellträger, Anreizer und Sekundant ziemlich gleichgestellt, indem für alle Landesverweisung und nach Gelegenheit der Umstände Leibes- und Lebensstrafen angedroht sind. Als besonders zornig erweist sich der Verfasser des Reichsgutachtens, Herr v. Weissenwolff, gegen die „Sekunden": Es sei gegen sie die Bestrafung noch mehrers als gegen die Prinzipalen zu schärfen, „daß sie, ohne daß sie einander das wenigste Leid zugefügt, dannoch mit einander unmenschlicher und fast teuflischer Weise kämpfen thun". Allerdings war die damalige Stellung der Sekundanten eine weit aktivere, als heutzutage.

Im Falle der Entleibung tritt die Strafe des Totschlags bezüglich des Entleibers ein, und zwar ohne Respekt der Person; habe er nun gefordert oder sei er gefordert worden, dem Entleibten wird das ehrliche Begräbnis versagt. Ist der Duellant flüchtig, so wird die Strafe einstweilen an seinem Bildnis vollzogen. Jeder — insbesondere Hausväter und Beamte — ist bei Strafe verpflichtet, Duelle, wo möglich zu verhindern, wo nicht, sofort Anzeige zu erstatten.

Zum Schluß bringt das Gutachten eine Mahnung an die Akademien wegen der Exzesse der Studenten „da sie sich bald um einer liederlichen vrsach wegen schlagen und balgen, das mancher entweder in der besten blühenden Jugend unzeitig um das Leben kommt oder an Gliedern so weit zu schanden gemacht wird, daß er seine Tage ein elender Mensch und das ihme etwa von Gott verliehene Talent deßwegen ohne Nutz sein muß."

Prüfen wir nun, wie sich die Prinzipien des Reichsgutachtens im bayerischen Duellmandat von 1779 wiederspiegeln.

Es wurde, unter der Ägide Kreittmayrs verabfaßt, als Anhang zum Codex Juris Bavar. Crim. von 1751 publiziert.

Auch in letzterem ist des Zweikampfes gedacht. In P. I, C. III, 59 heißt es nämlich: „Rauffereyen, welche mit gutem Wissen und Vorbedacht, auch mit Bestimmung einer gewissen Zeit und Zusammenkunft ausgeübt werden, seynd verbotten, also, daß die Ordinari-Todes-Straff nicht nur gegen die Duellanten, sondern auch gegen die Sekundanten und Unterhändler Platz greifft, wenn jemand aus ihnen i. D. entleibt wird. Außer erfolgenden Todschlags seynd sie sammentlich, wann eine gefährliche Verwundung geschichet mit der poena proxima homicidii wegen des verübten attentati zu bestraffen." Dies Gesetz entspricht so ziemlich den früheren bayerischen Mandaten, wenn es auch höchst illusorisch gemacht wird durch die Beifügung der Klausel, daß sich der Kurfürst bei Duellen zwischen Adeligen oder Militärs „den Casum zur selbstigen höchsten Einsicht und Entscheidung bevor behält".

Bald nach Erlaß dieses Gesetzes nun scheint sich unter den gesetzgebenden Faktoren die Überzeugung geltend gemacht zu haben, daß der Duellsucht der oberen Stände auch durch die unerbittlichsten Strafen kein Ziel gesetzt zu werden vermag, wenn sie nicht zugleich mit einem exorbitant beschimpfendeu Charakter begabt werden. Diese Überzeugung atmet wenigstens aus dem Duellmandat von 1779 und verschuldete es auch, daß dem Gesetze bei seinem Erlasse der Stempel der Totgeburt aufgeprägt war.

Analog dem Reichsgutachten sehen wir im Duellmandat neben der Bestrafung des Zweikampfes auch die Injurienstrafen normiert. Die schwerste Strafe ist auf den „Überfall mit

Prügeln" gesetzt, welcher mit zehn, wenn er aber hinterrücks erfolgte, mit fünfzehn Jahren Gefängnis bedroht ist. Außerdem werden Ehrenkränkungen mit Abbitte, Widerruf, Amtsentsetzung, Verbietung des Degens, Geldbuße und Landesverweisung gesühnt. Bei tödlicher Beleidigung soll der Bestrafung stets Abbitte vorhergehen, auch muß sich der Abbittende bereit erklären, ebensoviel Schläge, als er selbst ausgeteilt, wieder vom Verletzten entgegenzunehmen. Seltsamerweise sind diese Injurienstrafen nur für die Stände angeordnet, welche dem Duellunwesen besonders huldigen, für gemeine Leute gilt gemeines Recht.

Wer nun wider dies Gesetz, den Rechtsweg mißachtend, zu eigenmächtiger Ehrenrettung schreitet, sich zum Duellieren einläßt oder herausfordert, soll, wenn kein Duell stattfindet, aller Chargen und Ämter entsetzt und mit ansehnlicher Geldbuße oder hartem Gefängnis bestraft werden. Provokanten ohne Amt sühnen mit dreijährigem Gefängnis und Vermögenskonfiskation, der Vermögenslose mit sechsjähriger Festungsarbeit, wobei ihm für die erlittene Beleidigung keinerlei Satisfaktion mehr zu teil werden soll. Der Provozierte soll sofort Anzeige bei der Behörde erstatten, welche mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Duell verhindern, insbesondere den Duellanten und Sekundanten das Duellieren bei Todesstrafe verbieten sollen. Erstattet der Provozierte keine Anzeige, so wird er wie ein Provocans behandelt.

Im Falle eines wirklichen Duells aber sollen, wenn auch keine Tötung, noch sonst die geringste Verwundung erfolgte, die Duellanten, wes Standes, Würde oder Herkommen sie auch sein mögen, durch summarischen Prozeß zum Tode verurteilt und, wenn es sich um Ritter oder hohe Offiziere handelt, mit dem Schwert, sonst mit dem Strang gerichtet werden. Folgerichtigerweise wird der Duellant bei wirklicher Tötung des Gegners noch mehr als hingerichtet, indem er vor der Richtung unter Zerbrechung des Degens aller Chargen entkleidet, nach derselben aber, wenn er Honestioris Conditionis, auf dem Richtplatz verscharrt wird; ist er jedoch geringeren Standes, so soll er, bis er von selbst abfällt, am Galgen hängen bleiben. Auf ebenso beschimpfende Weise werden die im Duell Getöteten behandelt: wer niedriger Herkunft, wird, wiewohl er leblos, noch an den Galgen geknüpft. Außerdem werden die Güter beider Duellanten konfisziert, Flüchtiger Bildnisse an den Galgen geschlagen, wer zur Flucht behilflich ist, riskiert gleichfalls das Leben. Ebenso werden gleich den Duellanten und Provokanten die Sekundanten, Kartellträger, Beihelfer, Unterhändler und Anreizer bestraft, ja sogar irgendwie behilfliche Dienstboten mit zwei- bis dreijähriger Festungsarbeit bedroht. Beamte und Oberoffiziere, wenn sie in Kenntnis eines Duells ihrer Untergebnen, dasselbe nicht zu verhindern suchten, werden aller Chargen entsetzt und der Hälfte ihrer Güter verlustig.

Bei Vorschützen eines Rencontres, bei dem sonst die unvermeidliche Defension gestattet ist, erfolgt eidliche Untersuchung, worauf bei eventuellem Betrug die Duellstrafe verhängt wird. Trunkenheit vermag, wenn der Schuldige sonst stillen und ehrbaren Wandels, mildernde Umstände hervorzurufen.

Doch genug von diesem Mandatum terribile, dessen lächerliche Außenseite offen liegt. Strenge Herren regieren nicht lange, allzu strenge noch kürzer. Wer weiß, ob es auch nur in einem einzigen Falle zur Anwendung gelangte; und wurde auch auf Grund dessen je ein Todesurteil gefällt, so wurde es doch voraussichtlich vom Kurfürsten, der sich die letzte Instanz vorbehielt, nicht bestätigt. Der größte Fehler des Mandates war — was besonders abschreckend wirken sollte — das Beschimpfende der Strafen. Denn, wenn der Staat das, was die öffentliche Meinung als besonders ehrenvoll preist, für schimpflich erklärt und mit analoger Strafe belegt, erzeugt er nichts als vom Volke glorifizierte Märtyrer. Daraus aber, daß man das Duell an sich schon mit Todesstrafe belegt, folgert sich unausbleiblich, daß dann im Duell selbst auf das erbittertste und bis zu tödlichem Ausgang gekämpft wird. Denn ist ein Beleidigter, der die Verachtung seiner Standesgenossen über alles fürchtet und für den die Vergeltung der Kränkung auf anderem, insbesondere gerichtlichem Wege ebenso schimpflich als Nichtannahme der Forderung wäre, einmal zum Duell gezwungen, und hat er infolge des Gesetzes, gleichgültig, ob eine Verwundung vorfällt oder nicht, den Tod ziemlich sicher vor Augen, so wählt er doch lieber den ehrlichen Tod im Duell durch den ehrlichen Gegner, als den schimpflichen nach dem Duell durch Henkershand. Übrigens würde sich zur Denuntiierung der Duellanten nicht leicht jemand hergegeben haben; denn abgesehen von dem öffentlichen Odium, das sich stets ein Denunziant zuzieht, hatte er zu befürchten, daß er als irgendwie Beteiligter in Untersuchung gezogen oder wegen verspäteter Anzeige und Nichtverhinderung des Duells verantwortlich gemacht würde.

Welchen Standpunkt nimmt nun die kurfürstliche Universität Ingolstadt zu diesen Duellmandaten ein, waren ihre Jünger auch, wie bei manch anderer deutschen Hochschule durch Privilegien vor peinlicher Strafe in causis criminalibus gefeit? Allerdings besaßen auch sie in dieser Hinsicht Vorzüge vor gewöhnlichen Delinquenten, wenn auch nicht, wie z. B. Leipzigs Studenten, welche kraft päpstlichen Privilegs wegen Totschlags nur mit Gefängnis, wegen todeswürdigen Diebstahls nur mit Relegation bestraft werden konnten. In allen bürgerlichen und weniger schweren peinlichen Fällen waren die Studenten Ingolstadts der milderen Jurisdiktion der Alma mater unterstellt, Delikte aber, deren Begehung die Todesstrafe nach sich ziehen konnte, waren der Kompetenz des Rektors entzogen, er war zur Auslieferung an die fürstliche Behörde verpflichtet, worauf die Landesgesetze mit aller Strenge gegen den Überlieferten zur Anwendung kommen sollten. Freilich ist dies nicht so wörtlich zu nehmen! Wer sich je in die Kompetenzkonflikte jener Zeit versenkt, der weiß zu beurteilen, welch unerquickliche Folgen und Fehden sie oft hervorgerufen und daß es nicht nur bei zweideutigen Verträgen, sondern überhaupt dem Beruhigten schwer ward, die Auslieferung der ihm verfallenen Delinquenten durchzusetzen. So trat es auch hier öfters ein, daß — abgesehen davon, daß die Kommilitonen jeden bedenklichen Vorfall zu vertuschen und die Flucht des Thäters zu befördern suchten — der Rektor im Zweifelfall die Kompetenz der fürstlichen Beamten zu bestreiten und, wenn ja die Frage der Auslieferung brennend wurde, diese so lange hinauszuschieben vermochte, bis der Fürst, durch Bitten mürbe gemacht, sich zur Begnadigung oder wenigstens Ledigung von der Kapitalstrafe herbeiließ.

Was nun die der Jurisdiktion der Universität verbliebenen schweren Fälle betrifft, so wird allerdings im Statut von 1642 große Strenge verheißen, indem bezüglich der Duelle gedroht wird, daß bei gefährlichen Verletzungen mit aller Schärfe des Gesetzes ohne Ansehen der Person vorgegangen und immer das der That entsprechende Urteil gefällt werden soll, doch

wird wohl meist nur auf Relegation und akademisches Gefängnis erkannt worden sein. Sonst wird der Herausforderer und Anreizer mit sechs, der, welcher der Herausforderung Folge leistet mit drei Thaler bedroht, im Rückfall wird die Strafe verdoppelt und verdreifacht, bis endlich wegen „Unverbesserlichkeit" die Dimission eintritt. Der Unvermögliche hat für jeden Goldgulden (aureus) einen Tag Karzer auszustehen. Übrigens wurde, offen gesagt, in Ingolstadt mehr gerauft, als duelliert.

(Schluß folgt.)

Das Rothenburger Festspiel.

Von Friedrich Lampert.

(Schluß.)

Da ruft der Senator Rücker: „Wir losen nicht; wie einer steht für alle, so geh'n auch alle für einen in den Tod".

Höhnisch bewilligte ihnen Tilly dies; der Bürgermeister soll selbst den Scharfrichter holen.

Stunde an und verläßt stolz gehobenen Hauptes nach Bezold, den die Wachen fortgeführt, den Saal.

„Da geht sie hin, wie eine Königin!" ruft ihr Anna, die Kastellanstochter nach, — „sie vermochte nichts, versuchen wir es mit einer andern Macht!"



From Harper's Magazine. Copyright, 189?, by Harper & Brothers.

Der Meistertrunk.

Aber noch gibt's einen Aufenthalt: „Wo ist der Feldherr?" hört man von außen eine Stimme rufen: „er muß mich hören!"

Es ist die jugendliche Magdalena Hersching, die schöne Nichte Bezolds, die mit ihren zwei Kindern hereineilt, um Gnade für den „alten Mann, der sie einst vom toten Vater an sich nahm", zu erflehen.

Aber Tilly fährt sie an: „Schafft mir das Weib vom Hals!" und vergeblich ist auch Magdalenens Ansturm auf das „Herz von Stein", trotzdem, daß sie's mit der Erinnerung an Tillys Mutter, „da er doch sonst nie ein Weib geliebt", zu erweichen sucht. Noch aber kündigt sie ihm im prophetisch ernsten Ton die Mahnung seines Gewissens in seiner letzten

Sie bietet dem Feldherrn eine Erquickung an; aber Tilly ist nicht gewohnt „von Weiberhänden bedient zu sein".

„So schick' ich meinen Vater", entgegnet Anna, und wirklich gelingt es dem Alten, dessen Humor und dem damit verbundenen Biedersinn, der den Kastellan mit seinen Herren zu sterben bereit sein läßt; er darf den alten Kaiserpokal mit dem edelsten der von ihm im Kellergrunde „gefangen gehaltenen Geister" bringen und dem Feldherrn kredenzen, ja, er bringt sogar diesen dazu, trotz seiner anfänglichen Weigerung den ersten Trunk zu thun. Und diesem folgt, nachdem die Herren des Gefolges den von ihnen ob seiner Schönheit und Größe bewunderten Pokal haben die Runde machen lassen, ein zweiter und zum Staunen der Seinen, ein dritter Zug. Tilly wird's

warm ums Herz; er läßt sich sogar in ein Zwiegespräch mit dem Kellermeister ein, der noch einmal um seiner gestrengen Herren Leben fleht. Aber

„Das kann ich nicht, das Urteil ist gesprochen
Und die Vollstreckung folgt, so wahr ich lebe“,

entgegnet jener, doch plötzlich fährt er fort:

„Nur einen Ausweg lass' ich euch noch offen,
Noch einen Hoffnungsstrahl. Geh, fülle den Pokal!“

Der Kastellan bringt den bis zum Rande gefüllten zurück.

„Wer ihn auf einen Zug leert, soll der Verurteilten Retter sein!“ ruft Tilly.

„Das bringt keiner im ganzen Heere fertig“, zweifeln die Generale.

Da tritt der Altbürgermeister Nusch vor und erbietet sich, nicht in eitlem Selbstvertrauen, sondern in dem auf Gott, zum Wagnis. Er hebt den Pokal zum Munde und trinkt in langsamen Zügen. Die Spannung, mit der ihn die Umstehenden, Freund und Feind beobachten, scheint sich fast den Zuschauern mitzuteilen.



Soldatengruppe aus dem Festspiele von Rothenburg.

„Bei Gott, er trinkt ihn aus!“ ruft Tilly; und er hat es wirklich gethan, der wackere Zecher; er wankt und stammelt auf Tillys Frage: „Wie ist Euer Name?“ — „Hört, Feldherr, hört — ich heiße — Georg Nusch — doch — Euer Wort!“

Tilly hält es. Die Wache meldet, daß der Henker dem wieder zurückgeführten Bürgermeister auf dem Fuße folge, daß ihnen aber auf dem Wege ein Gerücht vorangegangener Gnade entgegengekommen sei. Schwer faßt Bezold die Wandlung seines und der Seinen Geschickes. Dankend neigen sich die Geretteten vor dem besänftigten Feldherrn. Diesem naht auch nun wieder Anna mit den letzten Blumen unseres Altans, und ihr schließt sich ein großer Zug von Frauen und Kindern, unter welchen sich auch Bezolds Gattin befindet, an. Tilly nimmt die Blumen und erhofft für sich, „den rauhen Sohn einer rauhen Zeit“ „ein milderes Urteil der Nachwelt und Geschichte“; von den Rothenburgern aber nimmt er, mit der auferlegten Kontribution sich zufrieden gebend, zu der auch das Faß jenes Rettungsweines, zu dessen Begleitung ins Lager der wackere Kellermeister die erbetene Erlaubnis erhält, gehört, mit den Worten Abschied:

Vergesset es nicht zumal,
Daß Tserclas Tilly einmal Wein getrunken
Und auch Gericht gehalten hier im Saal!“

„Vergessen? diesen Tag, wo Todesschrecken so nahe sich an höchste Wonne drängt?“ fällt ihm Bezolds Gattin ins Wort, und des ihr wiedergeschenkten Gemahls Hand ergreifend, schließt sie mit innigem Dankesausblick zu Gott würdig die Handlung ab.

Die anderen aber, denen auch mit jenen Errettung geworden, fassen ihre Empfindungen in den Gesang eines Schlußchorals zusammen, der in Wort und Komposition der ethischen Stimmung und Wärme der ganzen Dichtung, wie alles Vorausgegangene völlig entspricht.

Zwei und eine halbe Stunde hat das Spiel, das um 10½ Uhr seinen Anfang genommen, gewährt. Alle die bunten Gestalten der Vergangenheit, die es vorgeführt, sehen wir dann noch einmal im erweitertem Rahmen nachmittags 3 Uhr in einem großen, mit künstlerischem Verständnis und malerisch geordneten Zuge vereinigt an uns vorüberziehen, welcher sich durch die Hauptstraßen der Stadt und zu dem „Galgenthor“ hinausbewegt, um dort sich zu einer zweiten, in frappanter Treue zusammengestellten Bilde früherer Jahrhunderte aufzulösen. In dem tiefen, alten Stadtgraben, wo jener oben genannte, damals von der Pulverexplosion zersprengte „Ganzersturm“ heute noch zerborsten, ganz von dichtem Epheugewinde überzogen, von der alten Mauer herniedergestürzt liegt, entwickelt sich das malerische, pittoreske, fröhliche Treiben eines Lagerlebens, wirklich eines „Wallensteins Lager“. Aus Tannenreisern gebaute Nothütten, lodernde Feuer, darüber brodelnde Feldkessel, angepflöckte Pferde, Troßwagen und Troßbuben, würfelnde, singende, trinkende Landsknechte, alles historisch, wie der ganze „Meistertrunk“. Und selbst der wirkliche Anachronismus der massenhaft von friedlichem und befreundetem Kriegsvolk sowohl als von dem „Zivil“ des neunzehnten Jahrhunderts geleerten Maßkrüge ist dem Gesamtbilde angepaßt, indem am Ganzersturm, dessen kühles Untergemach den unvergeßlichen Born für jene birgt, die hübsche Inschrift sich zeigt:

„1381 von Fuchs und von Scheyn errichtet,
1631 durch Tillys Kugeln vernichtet,
1881 sein Fall im Festspiel besungen,
1882 eine Quelle im Grunde entsprungen.“ [1])

[1]) 1882 wurde zum ersten Mal das „Lager“ dem Programme des Rothenburger Festtages eingefügt.

Während an dieser „Quelle“ unten im Graben sich die kaiserlichen, schwedischen und städtischen Mannschaften gütlich thun, verschmähen sie auch oben auf dem Walle die Feldherren und Senatoren, sowie die edlen Frauen und Jungfrauen nicht, die alle in dem Kostüm des Morgens unter dem großen Zeltdach sitzen und den friedlich heiteren Weisen der Musik lauschen, welche die kriegerischen Fanfaren des Vormittags abgelöst haben. Dazwischen bewegen und lagern sich Scharen fremder Besucher, darunter viel Landvolk in der hier noch originellen Tracht des angrenzenden bayerischen und württembergischen Frankens, alles sich freudig hingebend dem eigentümlichen Eindruck, den so ein Rothenburger Festspieltag auf jeden noch ausgeübt hat, der ihn einmal durchlebt. Vielleicht vermittelt meine kurze Berichterstattung über ihn seine Anziehungskraft auch auf den oder jenen meiner freundwilligen Leser, wie ich auch gern bereit bin, jedem, der es wünscht, näheren Aufschluß zu geben.

Der Turm St. Georg zu Speyer am 2. Juli 1891.

Von Ludwig Eid.

Das jüngste Großfeuer in Speyer hat die Aufmerksamkeit weitester Kreise wiederum auf die an geschichtlicher Vergangenheit so reiche und doch an historischen Denkmälern verhältnismäßige arme, durch Feuer vielgeprüfte pfälzische Kreishauptstadt gelenkt. Man verfolgte mit um so größerem Interesse die Berichte über das Unglück, als man wußte, daß gerade eines der denkwürdigsten Wahrzeichen, der frühere Georgi- und heutige Läutturm, dem verheerenden Elemente zum Opfer stehe. Wir glauben daher, im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn auch das „Bayerland“ über die denkwürdige Katastrophe vom 2. Juli 1891 hier in Wort und Bild berichtet.

St Georgsturm



Speyer vom Altpörtel.

Wohl schon im Eingange des 13. Jahrhunderts (1239? urkundlich nachweisbar seit 1259) stifteten mildthätige Hände in der Nähe des Hofes derer zu Retzelin oder Retschel (Haus zum Retscher), dessen Ruinen unser Bild im Vordergrunde zeigt, und gegenüber der den Stuhlbrüdern zuständigen Mühle zu St. Guido, ein „Nuwe Spital hie zu Spire bei sante Georien“. Gleichzeitig damit entstand die Kirche desselben Namens, welche als segnender Hort ob und neben dem durch Nächstenliebe und Wohlthun geheiligten St. Georgienhospital thronte. Die Räume wuchsen, und es dehnte sich das Haus; Bürger und Rat, Bischof und Spitalprokurator wetteiferten zu seinem Wohle in großartigen Schenkungen und Ordnungen, und noch heute genießen wir des wohlthätigen Sinnes eines Ratzmann und Klüpfel, Bernhof und Bruning, Kunrades v. Weißenburg und des zum Greifen, Sygelmann Huhns und Peters v. Landau. Tief herunter bis zum Schwalbenturm zog sich schon nach kaum einem Jahrhundert der Häuserkomplex mit Krankenhof, Garten, Speisehaus und Gottesacker nebst Kapelle. Endlich stand selbst Kaiser Ludwig der Bayer nicht an, 1336 das St. Georgienspital mit dem Rechte eines Mühlbaues zu begnaden, Päpste verliehen ihm Ablässe und seiner Kirche Freiheiten. Die Straßen nannte man nach Haus und Kirche, und die gesamte Anwohnerschaft sah in letzterer ihren Pfarrmittelpunkt. Ja, nicht bloß das: hier in der Kapelle St. Georgien erkoren die Zünfte von 1304 bis 1330 den Rat der Stadt, und auf dem Altar schwor der Neugewählte noch nach 1333 öffentlich den Treueid.

Da vernichtete eine Feuersbrunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts alle diese Bauten und ihre Archive. Der Rat als Patronatsinhaber erneuerte das Werk von Grund aus (in den Zeiten Innocentii VIII. 1484 bis 1492), die dreischiffige Kirche und den zweistöckigen Turm (?) (mit zwei Glocken) in spätgotischem Stile und übergab beides 1561 den Lutheranern, später noch den Katholiken zum Simultangebrauch. Die Stadtansichten jener Zeit — Merian und Münster — lassen indes eine zuverlässige und genaue Beschreibung insbesondere des Turmes im mehr als 60türmigen Speyer nicht zu. Jedoch ist zu ersehen, daß derselbe sich eng an das Pfründnerhaus anschloß, am Westende der 8000 Quadratfuß großen Kirche dem Altar gegenüberstand und ein einfacher Bau mit schlichtem Giebeldach gewesen ist.

So stand er und so sah er am 31. Mai 1689 die Mordbrenner an sich vorbeischleichen, sah sie am Weidenstift, im Hasenpfuhle wüten, hörte sie endlich selbst in seinem Heiligtume plündern und sank mit seinem Spitale, mit Retscher und Rathof, mit dem hohen Dom und aller Herrlichkeit in Trümmer. Dann war's ihm wie im Traume, und die Plünderer und Schänder kamen wieder; nicht zufrieden des Geschehenen,

vollendeten sie mit Axt und Hammer des Feuers Werk. Von der Georgenkirche blieben nur die trauernden Reste; doch des Turmes Ruhe störte niemand. Er und seine Kapelle waren auf 42 250 fl. (150 000 M. jetzt) gewertet worden.

Speyer erhob sich wieder und mit ihm Georgenmühle und Spital, doch nicht die Kirche, deren Baulast niemand tragen mochte. Da — 1820 — fand man den Turm der neben stehenden Dreifaltigkeitskirche für seine drei Glocken zu schwach und turris sti. Georgii feierte Auferstehung als Läutturm der protestantischen Gemeinde.

Dem massiven viereckigen Unterbau, zu dem ein schön profiliertes spätgotisches Portal führt, setzte man ein Achteck und diesem ein glockenförmiges Helmdach auf, über welchem sich eine fünfpfeilerige Laterne erhob, gekrönt von einem auf schwerer Kupferkugel befestigten Kreuze.

Die dann hierher transferierten Glocken wogen insgesamt 46 Zentner; ihr harmonisches E-moll mischte sich wohlthuend mit dem sonoren Domgeläute. — Die Ruinen der St. Georgskirche hat man im Jahre 1822 gänzlich niedergelegt und den Platz zu einem Kirchengarten verebnet.

Zeiten der Ruhe kamen. St. Georg lugte aus ob Haus und Hof, und wollte die rote Flamme, die er so gut kennt und so oft gekostet hat, sich einfressen in Dach und Sparre, da waren es seine Glocken, die zu Hilfe riefen gegen den furchtbaren Feind. So that er's auch, als der tückische Geselle zu seinen Füßen sich lagerte, heuer am Nachmittage des 2. Juli. Eine drückende Hitze lag stets über Stadt und Land. Leer die Straßen, ruhig der Markt. Friedlich klappert die Mühle zu St. Georgen. Doch was ist's? Warum wimmert plötzlich und so ängstlich heute ihr Turm? Sturm! Feuer! Die „Spitalmühle" (Guido- oder Stuhlbrüdermühle) steht in Flammen, und St. Georgens Turm, er ruft, bittet, und erschreckt eilet die Wehr heran. Doch wer gebietet dem rasenden reich genährten Elemente? Hohnlachend der schwachen Männerkraft, schlägt es seine Lohe und wutentbrannt schleudert es seine Garben gen den mahnenden aneifernden Nachbar, den Feuerwärtel St. Georg.



Der Retscher und der Georgienturm zu Speyer.

Und sieh! Da tanzen schon Flämmchen auf an den Zinnen von St. Georg. Sie fliegen hin und her, lecken und naschen, die Glocken singen ihnen dazu und singen sich das Grabeslied. Bald hüllt sich ihr Haupt in Rauch, und fort eilen die Tapfern, die zu helfen dort hinauf sich wagten. Wehmütig, hilfesuchend steht der Riese, der so oft anderen geholfen. Prasselnd, wie in innerem Widerstreben schüttelt er seine Schiefer weg, des rasenden Brandes im Innern sich zu begeben. Hellauf lodert der Strahl und siegesgewiß erklimmt er des Kreuzes Spitze. Ist denn niemand, der da hülfe?

Schon krachen die Sparren und Balken, und gewaltiger wächst im Turme die Glut. Da — 4 Uhr 18 Minuten — stockt der Pulsschlag seiner Uhr und in heißen Zähren weinen die Glocken; immer reicher fließen, strömen und zischen sie, unterlegen dem übermächtigen Feinde. Jetzt, jetzt endlich hat er sie zernagt, sie, die ihn und sein Zerstörungswerk so oft verrieten, ja, ja, gesättigt hat er sich im Blute seines Feindes! Weg von ihrem Stuhle reißt er noch der größten Krone, und dumpf stürzt sie ab ins Grab von Schutt und Moder. Hinab zu ihr wirft er auch das Kreuz, das leuchtend fast ein Jahrhundert hier gethront, und donnerähnlich ist der Fall. Dann ist's gethan, das Rachewerk, und schwelgend zehrt am Leibe des Gemordeten der Mörder und unersättlich raubt er den letzten Rest der Habe. Dann ziehet er weg, des Geschändeten höhnend! Droben aber vom Himmel leuchten freundliche Sterne und verheißen fröhliche Urständ dem Guten und Tapfern!

Polizei und Mode.

Von J. Oswald.

Unsere schönen Leserinnen mögen sich glücklich preisen, daß sie jetzt und nicht im Jahre 1750 in München lebten. Auch die Gegenwart kennt Kleiderordnungen, deren Gesetze streng innegehalten werden; aber die Erlasse derselben sind nur in den Modejournalen niedergelegt; die Ausführung ist dem Belieben der schönen Leserin selbst überlassen; die einzigen Schwierigkeiten bietet die Bewilligung des Budgets, da in diesem Punkte Gatten, Väter eine merkwürdige Schwerhörigkeit besitzen. Wie so ganz anders vor 141 Jahren; da diktierte die hohe Obrigkeit die Moden und übertrug dem Büttel die Ausführung ihrer Gebote.

Ein Schreckenstag für die putzlustige Frauenwelt Münchens war der 1. Januar 1750. Wenige Tage zuvor hatte Kurfürst Maximilian Joseph eine strenge Kleiderordnung ergehen lassen und ihre Einführung für den 1. Januar befohlen. Der Geschäftsträger des Klosters Ettal hat seinem Abte und Konvente eine Schilderung jenes Tages zugesandt. Er schreibt: Die Kleiderordnung ist vom allhiesigen löblichen Stadtmagistrat

am Neujahrsabend durch die vier Viertelschreiber von Haus zu Hause angesagt worden. Am hl. Neujahrstag sind nachgehende Exekutiones geschehen:

„Zwischen 6 und 7 Uhr wurden verschiedenen Frauenspersonen, etwa an sechszig, ihre schöne bordierte Haube von den Stadtamtleuten vom Kopfe weggerissen und abgenommen.“

Wir bitten unsere Leserinnen, sich in die Situation jener beklagenswerten Schönen zu versetzen. Welcher Aufruhr, wenn heutzutage an einem Sonntagmorgen die Gendarmerie plötzlich die Hüte der Damen auf der Straße konfiszieren und wegnehmen würde. „sodann bis 12 Uhr haben weiters und zwar meistens vor den Gotteshäusern sehr viele Hauben von den Köpfen springen müssen. Die meisten Exekutiones sind vor den Kirchen vorgegangen.“

Vergebens kämpfte Frauenlist gegen die Strenge des Gesetzes. Die Relation berichtet hierüber:

„Einige Weiber haben auf der Gassen gleich andere schwarze Hauben bis zum Eingang der Kirche getragen, aber am Portal solche abgethan und verborgen bei ihnen getragene reiche Hauben aufgesetzt, beim Ausgang der Kirchen aber wieder abgethan und versteckt. Es sind aber der gleichen Vörthel den Amtleuten sogleich bekannt und folglich die Frauenspersonen endlich gar ausgesucht worden.“

Also vergebens die Schlauheit der Evastöchter!

Die Relation meldet auch von einer Verhöhnung des Gesetzes und sagt:

„Ein Weib, welches aus Bosheit ein mit Papier gemacht aber durchaus mit pur gemalten Goldporten und praecios anzusehen gewesene Haube aufgehabt, ist, als sie die Amtleut ertappt und die reiche vermeinte Haub abgenommen, in die Schörgenstub geführt worden, welcher in allen Hauptgassen die Schandstraf angethan wird und dergleichen Gespäß seind noch mehrere geschehen.“

Kein Amt, keine Würde, weder Reichtum noch Stand gewährte Schutz, das sollte die Zunft der Weinwirte erfahren.

„Am Neujahrstag haben die Weinwürth bei Unserer Lieben Frau das ordinari Neue Jahr Ambt gehalten, wobei sich theils Frauen nach dem gnädigsten Verbot getragen, theils aber mit denen reichsten Hauben und Kleidern eingefunden haben. Die Schörgen sind instruirt gewesen, diese weil Rathsfrauen seyend nicht anzugreifen, sondern zu notiren; welchen Übertretern auf die Nacht die militärische Exekution in die Behausung eingelegt worden, insolang bis denselben die öffentliche Straf geschehen würd. Unter einem hat es den guten Weinwirth Krimb getroffen, weilen dessen Weib als geweßte Dienstmagd einen außerordentlichen Pracht gehabt und noch dazu wie es derley Mägde, wenn sie Frauen werden, zu machen pflegen, örgerste Schmellereyen verübt und andere aufzuhetzen gesucht habe.“

Eine Bemerkung des Geschäftsträgers verrät, daß die damaligen „Gigerln“ sich aus den Bräuerburschen und Metzgern rekrutierten. Die Relation sagt:

„Einem Preuknecht sind die seidenen Strümpf von Füßen abgezochen, dann mehreren anderen Preu- und Metzgerknechten ihre auf dem Hut gehabten Borten abgetrennt worden. Einigen Bürgerinen und auch Bäuerinen wurden die Brustflöck herausgerissen und die daran gewesten Borten abgetrennt. Im Übrigen haben die Weiber sich alle mit schwarzen Hauben und die meisten in schwarzen Kleidern getragen, man hat diesentwegen den hl. Neujahrstag für den Armen Seelentag ansehen müssen.“

Kleine Mitteilungen.

Der Wasservogel. Es ist eines jener Feste, welche, heute vergessen, in ganz Süddeutschland vorkamen, doch in Benennung und in den Einzelheiten wieder bedeutend von einander abwichen. Die Idee, welche zu Grunde liegt, ist der Kampf des Sommers und Winters, ein uralter Überrest aus dem germanischen Heidentume. Der Name Wasservogel ist oberbayerisch und nicht schwäbisch. Er wird auch nur da in Schwaben gehört, wo der Verkehr mit Bayern leicht erklärlich ist. Die Sitte des Wasservogels ging vom Lech übers Wertach-Thal in die Stauden hinein. Sie blühte in Birlach besonders auf, während das benachbarte Kimmach nichts davon wußte; zwischen dem Schmutter- und Zusamthal wurde die Sitte noch lange gehandhabt. Um Burgau und Wertingen rings um Augsburg war der Wasservogel bekannt und einst sehr volkstümlich. In der Stadt Augsburg selbst kannte man ihn nicht, obwohl das Fest bis an die Thore hin gefeiert wurde. Gegen Lauingen hin, schon im Burgauischen Gebiete, hieß die Sitte Pfingstvogel; im schwäbischen oberen Neckarthale begegnet uns der Pfingstreck. Neben diesem figuriert überm Neckar und weiterhin der Pfingstbutz, und allgemein war der Pfingstlümmel. Der Brauch, einen Burschen in Laub und Reisig zu kleiden, ist allen Gegenden gemein; ebenso das Untertauchen ins Wasser, ferner geht dem eigentlichen Feste der Wettritt voran, der Letzte, der Unansehnlichste, der Schwächste muß Pfingstvogel, Butz, Lümmel werden. Am Neckar wird der Letzte beim Reiten der Pfingstreck, auf der Schwäbischen Alb ringt man, und der Besiegte muß in Laub gehüllt werden. Ganz so war es beim Wasservogel in den Stauden, im Schmutter- und Zusamthal. Der Besiegte muß da sein, weil er bei den Anschauungen der alten Germanen den Winter darstellt, wenn es nicht umgekehrt gefaßt werden muß. Wie der betrogene dumme Teufel in der Sage stets, als den Kürzeren ziehend, spukt, so ist die Personifikation des Winters oder Sommers in dem verhüllten Burschen zu erblicken. Pfingsten ist freilich schon etwas spät, wenn man da den Winterabschied und seine Besiegung feiern will. Schon Grimm erinnert sich in seiner Mythol. 11. 715 des Wasservogels und weiß nicht recht, wo hinaus mit dem Brauche; ob er den scheidenden Winter oder Sommer andeuten soll. Der scheidende Sommer ward in vielen Gegenden schon am 24. Juni festlich begangen; so in Rottenburg am Neckar, wo der sogenannte blumenbekränzte, nachher angebrannte und zerhaute Enzelmann herhalten mußte, und darum könnte es nicht zu weit abliegen, wenn im Wasservogel die Sommersonnwende wiederscheint, dem so wichtigen Augenblick in den religiösen Anschauungen der alten Germanen, wo Gegenwart und Zukunft gleich, wo also die ganze Zukunft wie Gegenwart vor Augen liegt. Das bestätigt auch die Sitte des Todaustreibens, eines alten Winterfestes, wo der Winter im Strohmanne, der vom Sommer ausgetrieben wird, wiederkehrt; ein Brauch, der in der Zeit besser stimmt und früher in Oberbayern bis über den Lech neben dem Wasservogel begangen ward. Über die bayerische Sitte des Wasservogels gibt Schmeller in sein Wb. 1. 320 und 4, 172 Aufschlüsse, die auf die Verbreitung desselben genau schließen lassen. Über den schwäbisch-bayerischen Brauch hat Schmid in seinem Schwäb. Wörterbuch S. 518 berichtet; die Angabe, daß in Augsburg selbst der in Schilfrohr geflochtene Junge durch die Straßen

zog, wäre unrichtig; wenn es aber vorkam, so mögen es Buben gewesen sein, die den echten Wasservogel im benachbarten Hochstift draußen nachäffen — echt augsburgisch, d. h. städtisch augsburgisch ist er nicht. Im benannten Birlach (in den Stauden) ist der größte Fluß der sogenannte Froschbach, so breit, daß Kinder ihn ohne Mühe übersetzen können; weiter unten in Döpshofen heißt er bekanntlich Jordan. Dieser Froschbach, die liebe Herberge von Millionen Quakern, genügte schon vor alter Zeit, um den Wasservogel unterzutauchen. Der Wettritt um den Maien, ein Birkenbäumchen mit Eierschalen ꝛc. verziert, ging der Sitte voraus. Der Letzte hatte einen „öldernen" Wedel, einen Rutenbündel, und war in Grün eingehüllt. Seine Untertauchung beendigte die eine Hälfte des Brauches; er ward im Wasser „gewergelt" und mag in sauberem Zustande im Wirtshause angekommen sein. Das beste für den armen Burschen aber möchte gewesen sein: er war zechfrei. Jetzt ging der eigentliche Wasservogel im Zechhause an. Etwas feierlicher mag es im lustigen Großaitingen zugegangen sein, am Fuße der Stauden im Wertachthale. Die sogenannte „Mittlemühle" war einst die Pflegstätte des Wasservogels. Wo lustige Bursche in einem Hause waren, da erfreute sich die schöne Sitte sorgfältiger Pflege. In der Regel machte auch einer von den Mittlemüllers den Laubverhüllten. Der Pfingstmontag war der Festtag. 8 Reiter sprengten von der Wertachbruck mit ihren Pferden gen das Dorf in die Wette, zum Maien. Draußen war der Wasservogel verhüllt, und ganz in Weiden eingeflochten. Der Ritt im Dorfe herum fing an. Der erste war der Sprecher; der zweite hatte den Geldbeutel; der dritte den Kretzn (Korb); der vierte den Schmalzhafen; der fünfte und sechste reiten so mit. Der siebente und achte mußten den Wasservogel bedienen; sie hießen beide Freireiter, der Wasservogel mußte ins Wasser „theien".

Die Kleidung ist feiertäglich, und der kurze Schäpper darf nicht fehlen. Der Sprecher führt eine große Peitsche. Der Haupt- und praktische Zug ist die Schmalz-, Butter-, Eierbettelei, welche Gegenstände nachher verbacken und beim Wirt verzehrt werden. Zu Gerolshofen unter dem Schatzberge kommen sechs berittene Bursche zusammen, um vorerst nach dem Ziele zu reiten. Auf den Ruf hui! springen alle sechs ab, und wer's am besten kann, trägt beim Umzug den Maien, der zweite trägt einen Säbel und Geldbeutel, der dritte einen Schmalzhafen, der vierte einen Eierkorb, der fünfte führt den Wasservogel, der sechste ist er selbst. Dieser wird ganz in Baumzweige eingehüllt und so aufs Pferd gesetzt, der den Maien trägt, wird von den Mädchen mit Bändern geschmückt, der Maien selbst mit farbigen Bändern, Tüchern, ausgeblasenen Eiern um und um behängt. Der Umzug sieht es wieder besonders auf Gaben ab, um den zweiten praktischen Teil recht vollauf mitmachen zu können. Die Reimereien des Sprechers sind interessant und je nach verschiedenen Ortschaften unwesentlich verschieden. Die Augsburger Buben sollen beim Nachäffen des Wasservogels gesungen haben:

Pfingsten ist komma,
Fruen sich Alt und Junga,
Fischle im Wassa,
Buebn auf der Gassa.
Will uns der Bauer d' Pfingste verbieta,
So woll'n wir ihm koin Roß' mehr hüeta,
Koin Roß mehr hüetn, koin Koarn aschneida,
So wollet wir Buebn uf Friedberg reita, das hohe Schloß,
Da reitet mier Buebn das beste Roß,
Haunstetter Bruck is brocha,
Mit lauter Haunstettische Rossa.
Hat a Guldn Schauer? in's Haus,
Gudet Herr und Frau raus.
Mir wolln 's Liedle beschließn,
Möcht' Herr und Frau verdrießen,
Mir mögn 's Liedle bleibn lau,
Mir müssen heut nu weiter gau.

Das echte Wasserlied, das die **Großaitinger** hatten, ist folgendes:

Wir reiten, wir reiten den Wasservogel:
Wir wissen nicht, wo er ist hingeflogen.
Ist er geflogen über das Riad,
Und macht den Fischen das Wasser trüeb,
So trüeb, so trüeb bis auf den Boden,
Da meinet die Mädlan wir sollet sie loben!
Wir lobet sie nicht, wir lobet sie nicht,
Wir loben die schwarzbraunen Äugelein,
Mit ihren schönen Kränzelein?
Das Kränzelein hat eine seidige Schnur,
Einen jedwedern Baura Buebn auf sam Huet.
Und wenn die Baura uns wöllet das Pfingstreite verbieta,
Ner wöllet mier ihna koin Roß mehr hüeta;
Koin Roß nie hüetn, koin Fülln mehr treiba;
Ner wöllet mier elles ge Fridberg reita.
Ge Friedberg reitn in's obere Schloß,
Da kommet die Baura und hollet die Roß.
Und wann die Baura die Roß' wand haba,
Ner müeßet se 'n Sack voll Thaler mittraga.
'n Sack voll Thaler is no nett gnuag,
A Huet voll Batza g'hört auch dazu.
A Huet voll Batza is no nett gnuag,
A Kräzn voll Goißle g'hört nu derzu.
So folgen Schnüre, Semmeln, Eier, Schmalz.
Schluß:
Jetzt wollet wir die Baurn danka,
Mit lauter Schwaabn und Schwanka;
Schwaabn und Schwanka sind uns wohlbekannt,
Wir bieten der Bäurin die rechte Hand. Ade!

Zwischen dem **Schmutter-** und **Zusamthal** heißt der Spruch:

Pfingst' sind komma,
Der freun sich Alte und Junga.
Wir gehen in die weite Welt,
Da sehen wir kein Korn und kein Feld.
So wöllet 's Pfingstreite verbieta,
Da wöllet mir kein Roß und kein Füln mehr hüta,
Wir reiten auf Friedberg, das große Schloß,
Da haben die Bauern die schönsten Roß',
Und wenn sie schöne Roß' wollen haben,
Müssen die Säcke voll Thaler tragen.
A Sack voll Thaler ist no net gnuag,
A Hafa voll Schmalz g'hört auch dazu! u. s. w.
Wir reiten 's Brückle in Boden hinein.
Wir wollen 's Brückle macha,
Mit Eisen und G'spacha.
Wir wollen 's Brückle ziera
Mit Seiden und mit Schnüera.
Wir gehen auf die recht' Hand,
Wir gehen auf die linke Hand.
Her Eier, Schmalz und Geld!
Geld regiert die Welt.
Wir danken unserm Herrn Jesu Christ,
Der am Kreuz gestorben ist.

Ein Spruch aus der **Burgauer** Gegend lautet nicht viel abweichend:

Da wolln wir Buebn auf Baumberg reiten,
Baumberg ist das beste Schloß,
Da kriegn wir Buebn die besta Roß',

Die besten Gäul',
Die reiten wir Buebn 300 Meil';
300 Meil' ist no nett gnueg.
A Kräzn voll Eier is no nett gnueg.
A schön's Bauernmädle gehört auch dazu;
A schön's Bauernmädle is no nett gnueg:
Da reiten d' Bueben auf's Wasser zu, u. s. w.

Bayerische Nationaltrachten. Während wir in letzter Nummer im Schwabengau Rundschau hielten, führt uns das heutige Bild nach Mittelfranken in das Bezirksamt Forchheim in das Dorf Hetzlas, die Heimat unseres schmucken, ebenso originell als malerisch gekleideten Paares. Wir werden die ausführliche Beschreibung der Trachten des Bezirksamtes bei dem dritten Bilde vornehmen. Die vorzügliche Aufnahme der Gruppen erfolgte durch Herrn Photographen W. Sattler in Forchheim.



Junges Paar aus Hetzlas, Bezirksamt Forchheim.

Züge bayerischer Tapferkeit. In den Strapazen des Krieges, bei den Anstrengungen der Märsche, ja mitten in der blutigen Gefahr der wilden Feldschlacht bleibt dem bayerischen Krieger der frohe, heitere Humor, welcher unsern Volksstamm auszeichnet. Als Beweis diene folgende humorvolle Erzählung. Das Leibregiment war in der Schlacht von Sedan dicht an die Gräben der Festung gerückt. Die Situation war dem Feinde gegenüber, der wohl verschanzt und bedeckt hinter den Wällen stand, sehr unbehaglich. Man konnte jeden Augenblick eine verheerende Salve befürchten. Da rief ein Mann der 4. Kompagnie: „den Lumpen trau' ich nicht recht", ging aus seiner Deckung und unternahm eine Rekognoszierung auf eigene Faust, indem er bis an den Rand des Grabens vorkroch. Nach kurzer Zeit kam er zurück und machte dem Zugführer Meldung, daß ein Vorgehen unmöglich sei, daß aber auch die Franzosen nicht heraus könnten."

Verbot gegen das Zutrinken. Das alte Erbübel der Deutschen, die Trunksucht, wurde nicht wenig gefördert durch das übliche Zutrinken und Zubringen, wodurch Manns- und Frauenspersonen genötigt wurden, über Macht zu trinken. Gegen diesen Mißbrauch erließ der Rat zu Nürnberg um das Jahr 1500 folgendes Verbot:

„An einen ehrbaren Rath hat gar stattlich gelangt, daß das sträfliche unordentliche Zutrinken hie in der Stadt merklich einbreche, wie das offenbar am Tag ist, und daß daraus viel sündlicher Dinge, und zuvoran Gotteslästerung, auch Haderei, Zorn, Verwundung und Mannsschlacht (Totschlag rc.) erfolgte. Nachdem es als ein unlöblicher Mißbrauch Leib, Seele, Ehre und Gut schädlich ist, darum Gott dem Allmächtigen zu Lobe, auch zur Fürkommung solchen Mißbrauchs, dem viel Leichtfertigkeit anhängt, ist ein ehrbarer Rath um gemeines Nutz und Nothdurft willen daran kommen, ernstlich und festiglich gebietend, daß hinfür kein Bürger oder Bürgerin, noch andere einem Rath verwandte Personen hie in dieser Stadt, zu Werde, zum Gostenhofe (Vorstädte) oder in andern eines Raths Gebieten selbst untereinander, noch jemand Anderm oder Fremden irgendein Getränke zutrinken oder einander bringen sollen, in keinerlei Weise, bey Buß von jeder überfahren Fahrt (jedesmalige Übertretung) 5 Pfund neuer Heller. Es möchte auch Jemand Solches so frevelhaft handeln, es wollte ein ehrbar Rath den oder dieselben zu obgemeldter Buß strafen, nach dem im Rathe je zu Zeiten zu Rathe wurde."

Frühe Ernten in Deutschland. Einer alten Chronik zufolge war im Jahre 1289 in einigen Gegenden von Deutschland der Winter so warm, daß das Laub an den Bäumen blieb, bis das neue ausschlug. Im Januar blühten die Bäume, und die Vögel fingen an zu brüten. Im Februar blühte der Weinstock, und es gab bereits reife Erdbeeren, es erfolgte eine gute Ernte. Im Jahre 1397 hielt man schon im Mai am Rhein die Ernte und zu Pfingsten hatte man Brot von neuer Frucht. In den Jahren 1421 und 1540 kam der Sommer sehr früh. Der Weinstock blühte im April, und um Johanni waren die Trauben reif. Im Oktober des Jahres 1540 gab es zum zweiten Male Kirschen und frische Rosen; alle Bäume blühten im Herbste noch einmal und setzten Früchte an, die aber nicht reif wurden. Im Jahre 1583 zierte man am Tage der hl. drei Könige (6. Januar) die Altäre mit Blumen, die sonst erst nach Ostern zu blühen anfangen.

Alte Handwerksverbindlichkeiten. Die Leinweber der gefreiten Kloster Ettalschen Gerichte Murnau und Ammergau hatten die Verbindlichkeit, das Hochgericht auf ihre Kosten zu unterhalten, und zwar, weil, wie der Pfleger von Murnau am 18. Juni 1700 berichtet „sie sonsten die Leiter, wenn man einen Übelthäter zum Hangen verurteilt, anlainen mußten, so zu München noch in Wirklichkeit in Gebrauch sei. Um das Jahr 1620, als sie eine Handwerkszunft unter sich errichtet hatten, kauften sie sich auf immer von dieser Verbindlichkeit los. Eine ähnliche Last ruhte später noch auf den Kornmessern zu Murnau; sie wurden nämlich gezwungen, bei der „Ordinari Tortur" eines Inquisiten den Haspel aufzuziehen. Als sie sich einst dessen weigerten, gab die Hofkanzlei zu München am 8. September 1707 den Bescheid, „daß sye dem gestellten Begehren gemeß eintweders solche Funktionen selbst verrichten oder gleich wollen ein anders bei ihrem Abt zu Ettal ausbitten sollen".

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Das Bayerland.

Illustrierte Wochenschrift für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 45. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden [illegible] einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 2. Jahrgang 1891.

Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Der Buchhalter griff zur Feder, legte sich einen Bogen Papier zurecht, und begann, einen Brief zu schreiben, der sich als historisches Zeugnis für unsere Erzählung im Original noch erhalten hat.

„Theuerster Herr Gevatter!

Wie sehr wünschte ich Ihnen auf Ihre vorgestrige Zuschrift vom 5. August beruhigendere Nachrichten geben zu können, allein noch schweben wir selbst zwischen Furcht und Hoffnung. Der Buchhändler Aussage ist nebst Protokoll bereits an Hrn. General Bernadotte abgesandt; daß Sie bei Ihrer Zurückkunft ebenfalls vernommen werden, glaube ich wohl selbst, allein, wenn Sie ebenfalls aussagen, daß Sie an Unbekannte verkauft oder in München zur Kgl. Bibliothek abgegeben hätten — so sehe ich nicht ein, wie man es Ihnen durchaus aufbürden sollte können, daß Sie der Verleger seyn müssen, da ja kein einziger Beweiß gegen Sie da ist. — Sollte auch einer oder der andere ausgesagt haben, daß er es von Ihnen erhalten, so könnten Sie dies ja leicht einwenden, da ja die Fälle fast täglich vorkommen, daß wir Beyschlüsse an andere Handlungen erhalten, die wir nicht sagen können, wo sie her sind, da nicht immer die Namen der Absender darauf stehen, und wir kein Recht haben, die Packete zu eröffnen.

In Ihrem ganzen Hause ist kein Pappier, daß verdächtig machen könnte, alles ist bei Seite. Was ich nur immer zur Vorsicht thun konnte, ist geschehen. — Gehen Sie doch ja nicht nach Augsburg oder gebrauchen Sie wenigstens alle mögliche Vorsicht. — Könnten Sie sich nicht vom König von Bayern ein Diplom als bayerischer Buchhändler auswirken, so wie Schneider hier es vom teutschen Kaiser hat, oder einen Rats-Titel, wenn es auch etwas Geld kostete, so möchte es jetzt vielleicht sehr dienlich sein und Sie hier und bei den Franzosen in Respekt setzen. — Sie müssen über meine Einfälle nicht lachen, Gott weiß es, daß ich es redlich mit Ihnen meyne. — Ob Sie durch ein längeres Ausbleiben der Untersuchung ausweichen, zweifle ich, im Gegenteil fürchte ich, Sie möchten sich dadurch erst verdächtig machen. Auf den 15. soll die Übergabe Nürnbergs an Bayern geschehen, wenn es wahr ist — ob dann die Franzosen fortgehen werden, weiß niemand gewiß. — Wollte Gott, ich könnte Ihnen einen guten Rat geben, mit Freuden würde ich es thun, allein ich weiß keinen und bin selbst Tag und Nacht in 1000 Ängsten und traue mir kaum bei verschlossener Thüre zu schreiben, aus Furcht überfallen zu werden. — Sie können unbesorgt sein, daß ich Jemand zum Vertrauten des Geheimnisses mache, ja sogar Ihre Briefe verbrenne ich, um alle mögliche Entdeckung zu vermeiden, und ich bitte, dies auch mit meinem zu thun. — Die Leipziger Strazze habe versteckt, auch des Verfassers Briefe, nur das Reichsbuchhändlersbuch macht mir Sorge, da ich dies nicht verläugnen kann, wenn es mit Gewalt verlangt werden sollte, so auch das Leipziger Hauptbuch. — Herr Reg. Sörgel sagte mir freilich schon zweimal sehr ernstlich, daß die Franzosen sehr nahe auf der Spur wären und wenn Sie nicht der Verleger sind, so wäre es doch

gewiß durch Sie debitirt worden, und er würde den recht sehr bedauern, auf den es heraus käme, allein ich habe ihm standhaft widersprochen und Alles geläugnet. — Schreiben Sie uns, wenn Sie sich noch länger in München aufhalten sollten, nur immer fleißig, damit Ihre Frau wegen Ihnen unbesorgt sein kann. Da sie dort gegen Ihnen noch nichts unternommen haben, so hoffe ich doch immer noch, daß unsere Feinde noch keine sichere Spur haben. Hr. Justizbeam. Kießling sagt, daß Sie ja nicht über Ihre Zeit in München bleiben und nicht über Augsburg reisen sollen. Man könnte Ihnen auf alle Fälle nichts anhaben, Sie sollten sich nur verteidigen und sagen, daß Sie Exemplare zwar gehabt, aber baar angekauft hätten, wie andere Handlungen, Verleger und Drucker, aber nichts über den Inhalt wüßten. Sollten Sie aber den Verfasser angeben können und wollen, so wären Sie nach den französischen Gesetzen ganz frei. — Seien Sie nur ruhig und unverzagt, der Himmel wird dies Ungewitter auch vorübergehen lassen.

Mit aller möglichen Hochachtung und Freundschaft verharre

Ihr bekannter Diener und Gevatter

Georg Pech."

Eine verhängnisvolle Fügung des Schicksals hat gewollt, daß dieser Brief nie in die Hände dessen kommen sollte, an den er gerichtet war, und erst viele Jahre nachher fand er sich vergilbt und verstaubt unter anderen Geschäftspapieren vor. Freilich erwies sich des braven Buchhalters Sorge und Angst insofern als gegenstandslos, da Palm ganz unverhofft und unerwartet am späten Abend des zweiten Tages von seiner Reise zurückkehrte und damit seiner geängstigten Familie die freudigste Überraschung bereitete.

„Gott sei tausendmal Lob und Dank gesagt, daß Du nun wieder bei uns bist", rief seine gute Frau zu wiederholten Malen, und dann pflegte sie wohl hinzuzusetzen: „Aber dennoch glaube ich, daß Nürnberg für Dich nicht mehr sicher genug ist. Warum willst Du nicht nach Erlangen hinüber zu Deinem Onkel? Dort ständest Du unter dem Schutze Seiner Majestät des Königs von Preußen. Wenn die Franzosen erst einmal fort sind, und ewig können sie doch nicht bleiben, dann kannst Du gleich wieder zurückkehren."

„Aber", antwortete der Gatte dann immer, „was soll ich denn drüben in Erlangen treiben beim Onkel, wenn ich doch hier mein eigenes selbständiges Geschäft habe? Geht es doch ohnehin schlecht genug in diesen unruhigen Zeiten, und ist schon deshalb mein Hierbleiben sehr von nöten.

„Dann bitte ich Dich wenigstens, ja nicht aus dem Hause zu gehen, damit niemand erfährt, daß Du in der Stadt bist. Ich und Pech werden Dich auch vor jedermann verleugnen. Man kann solchen Feinden gegenüber gar nicht genug auf der Hut sein."

„Gewiß", bestätigte Palm, seine Gattin zärtlich umarmend, „darin stimme ich Dir vollkommen bei. Es braucht gar nicht viel, um den Franzosen verdächtig zu erscheinen, wie ich erst heute morgen aus der ‚Augsburger Ordinari Postzeitung' ersehen. Dort in Augsburg haben sie nach einem halben Dutzend gefahndet und glücklich zwei Opfer erwischt: meinen Kollegen Jenisch und einen Weinhändler aus Donauwörth, Namens Schoderer. Die müssen jetzt mit nach Braunau. Wenn es ihnen auch nicht gerade an den Kragen geht, ist doch Sorge und Angst genug dabei. Aber, was gibt es denn, Pech?" wandte der Sprechende sich an den eben eingetretenen Buchhalter.

„Entschuldigen, Herr Gevatter, wenn ich vielleicht störe. Aber drunten steht ein armer, höchst dürftig gekleideter Knabe, 's ist das Kind einer Soldatenwitwe, und will durchaus mit Ihnen sprechen. Ich habe ihm nun bereits mehrmals bemerkt, daß Sie ihn nicht anhören können, ja daß Sie gar nicht anwesend seien. Aber er machte seine Sache so dringend und zeigte mir einen Bogen mit den Unterschriften höchst angesehener Männer vor — so wollte ich doch bei Ihnen selber erst noch anfragen, ob ich den Knaben geradezu soll hinausschaffen lassen, wenn er nicht gutwillig geht?"

„Es wird sich", sagte Palm nach einigem Überlegen, „um Almosengeben handeln, ich weiß nicht, ob ich mich da soll verleugnen lassen, was immerhin eine Lüge wäre. Lassen Sie den Knaben nur heraufkommen, lieber Pech!"

Der Buchhalter ging, und bald darauf betrat der Betteljunge das Zimmer, mit frechen Blicken Herrn Palm und dessen Gattin fixierend.

„Ich hab' ja gewußt, daß Sie zu Hause sind", sagte der Zwölfjährige mit rohem Lachen, „und lasse mir von Ihren Leuten nichts weiß machen. Da, diesen Bogen hier sollen Sie lesen."

„Wer schickt Dich?" fragte Palm, mit Mühe seinen Zorn über dieses Gebahren niederkämpfend, „und wie bist Du zu dem Papier gekommen?"

„Wer mich schickt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen", lautete die freche Antwort.

„Dann brauche ich auch Deinen Bogen nicht zu lesen, unartiger Junge", rief der Buchhändler ungehalten „und Du kannst wieder hingehen, wo Du hergekommen bist."

„Wird geschehen", grinste der Knabe, „weiß ich jetzt doch, daß Sie zu Hause sind, und mehr wollte ich ja nicht erfahren; und ohne Gruß verließ der Bengel das Gemach.

„Hast Du schon solche Frechheit erlebt?" fragte Palm seine Gattin. „Am liebsten hätte ich den Jungen tüchtig geohrfeigt."

„Der war von jemand abgeschickt, Philipp, darauf kannst Du Dich verlassen", klagte die Frau mit einem tiefen Seufzer. „Mir schwant schweres Unglück."

„Ja, gewiß wäre es besser gewesen, ich hätte den Jungen nicht vorgelassen, aber, wie konnte ich wissen" — er vollendete den Satz nicht, sondern schritt in tiefen Gedanken im Zimmer auf und nieder. „Halt!" rief er dann, „es muß wieder jemand ins Haus getreten sein. Ich höre unten die Stimme von Pech, er erhebt Einspruch, aber gegen wen denn? Wer kommt wiederum heraufgepoltert?"

Horchend hatte Palm sich der Thür genähert, welche, bevor er selbe verriegeln konnte, barsch aufgerissen wurde. Zwei französische Gendarmen in voller Uniform zeigten sich auf der Schwelle.

„Buchhändler Palm, Ihr seid unser Gefangener!"

„Philipp, sie holen Dich. Das ist mein Tod", rief die Frau und brach mit einem lauten Schreckensrufe auf einem Stuhle zusammen.

In größter Bestürzung wollte Palm seiner armen Gattin zu Hilfe eilen. Einer der beiden Schergen vertrat ihm rücksichtlos den Weg.

„Halt, ich darf keinerlei Einverständnis zwischen Euch und Eurer Frau dulden vom Momente der Verhaftung an. Ihr habt mir unverzüglich zu folgen zum Verhör vor General Frere Excellenz, während mein Kamerad hier bleibt, Eure Frau zu bewachen. Verstanden?“ rief der Gendarm in barschem Ton.

„Verhaften, mich? In meinem eigenen Hause?“ rief nun Palm erregt aus. „Nehmt Euch zusammen, Mann“, und seine stattliche Gestalt zu ihrer vollen Höhe aufrichtend, trat er furchtlos dem Soldaten entgegen.

Dieser begnügte sich, statt jeder Antwort mit stummer Drohung seine Waffe emporzuheben.

„Gut“, sagte jetzt der Bürger, sich mühsam fassend, „ich folge Euch. Aber, mein erstes wird sein, gegen diesen Überfall bei dem General Protest zu erheben.“

Jetzt kam der getreue Buchhalter in das Zimmer gestürzt. Nachdem er mit dem Prinzipal einen kräftigen Händedruck gewechselt, bemühte er sich in aufmerksamer Sorge um die Frau Palm, die mit einer Ohnmacht kämpfte. Wieder drängte der Gendarm, und der Herr des Hauses, sich zum Fortgehen anschickend, rief seiner Gattin noch die Worte zu:

„Sei getrosten Mutes, Anna, ich werde bald wieder zurück sein!“

Der Brave ahnte nicht, daß dieser kurze Gruß einen Abschied für das ganze Leben bedeuten sollte.

Unten vor dem Hause hatte sich bereits eine kleine Menge angesammelt, denn das Eintreten der beiden Gendarmen war nicht unbemerkt geblieben. Als jetzt Palm mit einem der Soldaten wieder erschien, gaben viele ihnen das Geleite auf dem kurzen Wege von der Winklergasse bis zum Rathaus.

Dort hatte Palm, aufs schärfste bewacht, eine geraume Weile zu harren, bis er vor den Gewaltigen geführt wurde, der ihn mit finsterm Gesichte empfing und durch einen elsässischen Dolmetscher ausfragen ließ, nachdem er jede seiner Reklamationen ohne weiteres barsch abgeschnitten mit den Worten:

„Sie haben nichts zu thun, als zu antworten auf die Ihnen vorgelegten Fragen.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Nationaltrachten des Bezirksamtes Forchheim.

Von Heinrich Leher.

Wir haben bereits in zwei Bildern die malerischen Kostüme der Landbevölkerung des Bezirksamts Forchheim vorgeführt und reihen nunmehr an das dritte die ausführliche Beschreibung. Es gibt wenig Nationaltrachten, welche die Tracht der Forchheimer Landbevölkerung an Kostbarkeit der Stoffe, an froher Farbenpracht, an origineller Form übertreffen. Wir heben mit besonderer Freude hervor, daß die Tracht in Wahrheit noch „ortsüblich“ ist und nicht nur von einigen alten Mütterchen als Erinnerung an längst vergangene Zeiten getragen wird. Die jungen Mädchen und Frauen der Dörfer Forchheims haben mit klugem Gefühle richtig erfaßt, daß das bunte malerische Kleid sie besser schmücke als die ungeschickte Nachahmung städtischer Mode. Bei den Männern ist die Tracht im Verschwinden, und schon heute läßt sich berechnen, wann sie nur mehr aus Beschreibungen oder Bildern studiert werden kann. Die Modernisierung macht sich bereits auf unseren Bildern bemerkbar; der junge Bursche aus Hausen trägt noch das kurze Kollett und die hirschledernen, im Knie abschließenden engen Beinkleider; seine beiden Gefährten aus Hetzlas und Effeltrich haben sich bereits die modernen, weiten schwarzen Pantalons zugelegt. Der mächtige Dreispitz ist ihnen noch gemeinsam, würde doch der ganze Effekt des Kostüms schwinden, wenn der stattliche Hut durch ein modernes Hütchen ersetzt würde. Der Dreispitz ist von gewaltiger Größe, hoch aufgekrempt, drei große und drei kleinere Schnurpaare halten die Krempen aufrecht. Der Aufputz des Hutes ist kostbar und zierlich wie der eines Frauenhutes; zunächst umschlingt den Hut ein schwarzes Sammetband, das in der Mitte durch eine kostbare silberne, mit farbigen Steinen besetzte Schnalle zusammengefaßt wird. Die beiden Enden sind mit roten, weißen und grünen Seidenquäßtchen besetzt. Ein dunkelrotes schmales Seidenband läuft dreimal um den oberen Teil des Hutes, die Ränder des Bandes sind weiß, rot, grün bewimpert; ein gerolltes Schnürchen in der gleichen Farbe befindet sich unter dem Sammetbande; schwarzseidene Quästchen markieren auf dem Deckel die Stellen, wo die Hutschnüre befestigt sind. Die eine aufgestülpte Krempe trägt eine große, dreifach hufeisenförmig in einander gestellte Tresse aus schwarzer Seide. Kollett und Rock sind aus schwarzem Tuche mit einfachen schwarzen Knöpfen; um so lebhafter sticht die kurze scharlachrote Tuchweste hervor, welche mit breiten Goldborten eingefaßt und mit mehr als 20 dicken, mit Goldfaden übersponnenen Knöpfen besetzt ist. Die Verschwendung an Gold geht so weit, daß selbst die Knopflöcher am Ende gegen die innere Seite mit Goldfaden ausgestickt sind. Silberbeschlagene Pfeife und schweres Uhrgehänge bilden die Pretiosen; besonderes Geschick erfordert die Schlingung des in zwei Spitzen hinausgezogenen seidenen schwarzen Halstuchs.

Die Tracht der Mädchen und Frauen erfordert eine eingehende Beschreibung, denn mit rührender Anhänglichkeit ist an den schönen alten Formen festgehalten. Es bedarf wohl keines ausdrücklichen Hinweises für den Leser, daß es sich um die Tracht der höchsten Festtage und bei besonders feierlichen Anlässen handelt. Dem Kopfputze und der Frisur wird die denkbarste Sorgfalt zugewendet. Die jungen Mädchen werden sogar zu Kronenträgerinnen. Das Haar ist in dichte Zöpfe geflochten, schneckenartig zusammengewunden, durch ein 6 cm breites rotes Seidenband gehalten, welches, von der Stirn ab mehrfach über das Haupt gewunden, schließlich hinten in zierlicher Masche geschlungen wird. Frisur und Band würden einen reizenden Schmuck bilden, aber sie sind nur die Grundlage, auf welcher das Prachtstück, die pompöse Goldkrone, zu ruhen kommt. Man denke sich eine große, mächtige Krone aus unzähligen Goldflittern zusammengesetzt; der breite Reif ist von rötlichem Golde mit farbigen Perlen besetzt, auf ihm blitzt die eigentliche weit gewölbte Krone; von den vielen Hunderten von Goldblättchen, die sich in scheinbar regellosem Gewirre zusammensetzen, zeigt jedes eine andere Form, Eicheln, Kronen, Trauben, Sterne u. s. w. Neun große Rosetten aus Gold und Silberfiligran umfassen in ihrer Mitte einen farbigen Stein, der wieder mit silbernen Scheiben umfaßt ist, in denen wieder farbige Perlen ruhen. Von einer Rosette zur andern

schlingen sich weit herabfallende goldene und silberne Ketten. Unter jeder Rosette hängt an Silberfäden eine farbige Perle in Thränenform auf den Reif herab, über den Rosetten steigen auf Gold- und Silberfäden phantastische Blumen empor, den Knoten des Kelches bilden mit Silber umsponnene dicke Perlen, aus denen die Filigranblumenfäden hervorsprießen; Perlen hängen wie bunte Tautropfen an ihnen. Dieses Prachtstück, welches würdig wäre, die Stirn einer Sultanin zu schmücken, wird mit rosa seidenen Bändern und goldenen Nadeln im Haare befestigt. Es ist nicht möglich, einen glänzenden Spiegel mit der photographischen Platte zu fixieren, so auch die Krone, so flirrt und flimmert, leuchtet und strahlt ihr blitzender, köstlicher Bau. Wird die Krone nicht getragen, so schmückt an Sonntagen „das weiße Tüchle" das Haupt des Forchheimer Landmädchens. Das „weiße Tüchle", so nennt sich bescheiden ein großes, weites, dreieckiges Tuch aus feinstem Battist, mit Spitzen besetzt; dasselbe wird in sehr kunstfertiger Weise um den Kopf geschlungen; das eine Ende breitet sich über den Rücken, es ist mit reicher Stickerei bedeckt; die Stirn bleibt ziemlich frei; über ihr ist ein zierlicher Knoten geknüpft; die rechte Schleife desselben strebt kokett in die Höhe, während die linke scheinbar melancholisch sich auf die Seite herabneigt.

Der krapprote Rock ist reich gefältelt, durch den hellgrünen Besatz wird die brennende Farbe noch mehr gehoben. Das Jäckchen zeigt äußerst elegante Façon, es ist tief ausgeschnitten, etwas kurz in der Taille, gegen vorn spitz, an dem Achseleinsatz leicht gebauscht. Das Jäckchen ist von feinstem schwarzen Tuche, die Brust- und Ärmelaufschläge sind mit handbreitem grünen Sammet besetzt. Das Futter ist von scharlachenem Tuche. Die acht Knöpfe sind hübsch in Silberfiligran gearbeitet, die zwei obersten schließen sich an rotseidene kokardenähnliche Schleifen. Den Ausschnitt des Jäckchens füllt ein großes, schwerseidenes Tuch in der Mitte von kornblauer Farbe mit breitem lebhaft hellen Rande in weiß, blau, gelb und grün; über diesem Tuche breitet sich elegant ein zweites in lila Seide mit schwarzen Spitzen. Zwischen den beiden Tüchern tritt, an Metallfaden gereiht, eine Bernsteinkette hervor. Der sehr breite Schurz ist aus schwerer Seide, von grün in rosa schillerndem Grunde tritt ein hübsches Blumenmuster, Rosen mit kräftiger Blattbildung, hervor. Der Schurz ist mit breitem Seidenbande in kräftigen Farben, Blumen in orange, rot und mit gelb sattgrünem Laubwerk auf rotem Untergrunde besetzt. Derselbe Stoff wird plissiert in die Ecken als Doppelfächer und runde Scheibe eingesetzt. Auch bei diesem fränkischen Kostüme finden wir die prächtigen, reichen Schurzbänder, welche wir bei dem Dachauer Kostüm bestaunten. Das seidene Band ist nahezu handbreit, in den zart roten Atlas sind rote, gelbe und blaugraue Blumen mit grünem Zweigwerke gewebt. Die beiden Enden sind mit roten, weißen und grünen Quästchen besetzt. Die Länge jedes Bandes dürfte $1^{1}/_{2}$ m betragen. Die Fußbekleidung besteht aus Zwickelstrümpfen in weiß und rot, Schuhen mit silbernen Schnallen und Absätzen à la Pompadour.



Junges Paar aus Effeltrich, Bezirksamt Forchheim

Nun scheint die Beschreibung des Kostüms vollendet; mit nichten, die Forchheimer Bäuerin besitzt in ihrer Toilette ein Stück, das sie einzig ihr eigen nennen kann, das „grüne Tüchele", ein Stück sehr feinen dunkelgrünen Tuches, welches sie über dem Arm trägt; es soll die Stelle des Plaids oder Shawls vertreten, wird aber niemals dieser Bestimmung zugewendet, sondern nur als Galastück auf dem Arme getragen; dem entspricht auch die Besetzung mit den Spitzen von außerordentlicher Kostbarkeit. Wir schließen die Beschreibung in der Hoffnung, daß die Einzelheiten derselben unsere Behauptung rechtfertigen, die Nationaltracht der Forchheimer sei zu den kostbarsten und schönsten zu zählen. Möge sie recht lange sorgsame und treue Behütung finden.

Das erste Kreuz auf der Zugspitze

(11., 12. und 13. August 1851).

Unter den bayerisch-tirolischen Grenzbergen behauptet die riesige Zugspitze den ersten Rang, indem sie, weithin sichtbar, ihr Felsenhaupt bis 10087 bayerische Fuß über das Meer erhebt. Seit der Urzeit bildete diese merkwürdige Gebirgsspitze gleichsam die „bayerische Jungfrau", bis es erst in den Jahren 1835, 1838 und 1843 einige kühne Forstmänner und Ingenieure wagten, ihr mit ewigem Schnee umstarrtes Haupt zu betreten und auf ihrer Krone sichtbare Denkmale zurückzulassen.

Wie nun aber nach schöner Sitte so manche Bergkuppe der bayerischen Alpen von der Riesenspitze des Watzmanns bis zu dem mächtigen Säuling und anderen algäuischen Spitzen ein einfaches Kreuz schmückt, so unternahm es auch ein für die Sache begeisterter Mann, Christ. Ott, Pfarrer und Observator von Ober-Peißenberg, die Errichtung eines solchen ehrwürdigen und sinnvollen Denkmals auch auf dem höchsten Punkt Bayerns in Anregung zu bringen, und fand dafür allenthalben, selbst in den höchsten Kreisen, die bereitwilligste Unterstützung.

Das Kreuz wurde in Cylinderform aus Eisen gearbeitet mit einiger Vergoldung, und zwar des Transportes wegen in 28 Teile zerlegbar. Zusammengesetzt, ist es 14 Fuß hoch und wiegt über 300 Pfund. Als es auf diese Weise vollendet war, machte sich eine Gesellschaft von 29 geübten Bergsteigern zusammen, um die gefährliche und mühevolle Aufrichtung desselben auszuführen. An der Spitze standen als Führer der ganzen Expedition als am meisten lokalkundig der Forstwart von Graseck, Kiendl und Ludwig Kiesel, Schlosserssohn aus Schongau, der zur sinnreichen und geschickten Verfertigung des Kreuzes am meisten beigetragen hatte.

Am Morgen des 11. August sollte von Partenkirchen aus mit der Expedition begonnen werden. Mit banger Sehnsucht sah man wegen der Witterungsverhältnisse, die sich nicht sehr günstig zeigen wollten, diesem Tag entgegen, selbst an seinem Morgen wurde im Entschlusse des Aufbruchs noch etwas geschwankt; da klärte sich der Himmel jedoch allmählich auf, die Barometer standen gut, und so ertönte auch der Ruf: „Auf die Zugspitze zu“.

Mit freudiger Geschäftigkeit machten sich nun die Träger über die an sie verteilten Traglasten her. Das Kreuz wurde nämlich, nachdem es in Peißenberg ausgestellt und feierlich eingeweiht war, wieder zerlegt, die Bruchteile davon nebst Werkzeugen und anderen Requisiten gehörig verpackt und unter 19 Männer verteilt, deren jeder 20 Pfund zu tragen hatte. Auch wurden für drei Tage Lebensmittel mitgenommen. Leider konnte der Anreger des ganzen Unternehmens, der Pfarrer Ott, wegen Krankheit nicht daran teilnehmen. Um 9 Uhr morgens wurde aufgebrochen. Der Weg ging anfangs über die schaurige Partnachklam ins Reinthal, die einzige Richtung, von wo aus bisher ein Auf- oder Abstieg der trotzigen Zugspitze möglich war. Nach 11 Uhr langte die Gesellschaft beim Reinthaler Bauern an, dem letzten wirtlichen Hofe in jenem sehr beschränkten Thale, das links von den mächtigen Felsenwänden des Wettersteingebirgs und rechts von den Schroffen der Alpspitze des Höllenthals umstarrt ist. Tief unten in anfänglich schauriger Schlucht durchbraust es die Partnach. Entlang dieses Flüßchens gelangte man dann an die Blaue Gumpe, die bereits um 1433 Fuß höher als Partenkirchen liegt, und endlich um die Abenddämmerungszeit zur sog. Angerhütte, dem letzten kümmerlichen Aufenthaltsort eines Hirten, dem dort in jener Einsamkeit einige Ziegen, die zahmen Nebenbuhler der Gemsen, anvertraut sind.

Hier angekommen, bemerkten die emsigen Bergfahrer erst, daß ihnen noch ein teures Haupt fehle, daß nämlich der rüstigste und verwegenste Bergsteiger Michael Bauer, Forstgehilfe von Farchant, noch nicht dabei war. Dieser 25jährige Jäger (von Ettal gebürtig) hatte mit großer Freude zugesagt, an der Kreuzfahrt teilzunehmen. Da aber die Witterung dafür sich morgens ungünstig zeigte, so glaubte er, daß für heute die Expedition nicht abgehen werde, und ging daher wieder in sein Bergrevier, wo er glücklich jagte und, mit einem Rehbock beladen, abends 6 Uhr wieder in Farchant, seinem Aufenthaltsorte (eine Stunde von Partenkirchen entfernt), ankam. Dort erfuhr er zu seinem anfänglichen Leidwesen, daß die Zugspitz-Gesellschaft doch abgegangen sei. Um sein Wort zu halten, machte sich der kühne Jägersmann nun rasch entschlossen gegen 8 Uhr abends noch auf den Weg, diese einzuholen. Trotzdem er schon den ganzen Tag über in den Bergen herumgestiegen war, erreichte er nach fünfstündigem Marsche in der Dunkelheit der Nacht doch schon die bezeichnete Angerhütte, wo er von seinen Kameraden, die größtenteils im Freien lagerten, herzlich bewillkommt wurde.

Nach kurzer Ruhe waren um ein 1 Uhr morgens schon alle auf den Beinen; jener sorgte nur für ein kräftiges warmes Frühstück, ordnete sein Gepäck und rüstete sich zum Aufbruche, der gegen ½ 3 Uhr, noch in nächtlicher Dunkelheit, unter Jauchzen und fröhlichen Alpenliedern erfolgte und beim Schein der Kienfackeln einen höchst malerischen Anblick gewährte.

Nun wurde die Bergfahrt aber schon beschwerlicher, denn der längs einer wild aufstarrenden Felswand sich hinaufziehende, mit Geröll und Steintrümmern bedeckte Steig wurde immer steiler, was besonders den Trägern ihre Last erschwerte. Als es zu tagen anfing, erstieg man das sog. „Platt“, ein von grauen Kalkmassen und Gebröckel überschüttetes Bergrevier, das sich, nur wenig bewachsen, in mächtiger Steigung zum Plattacher Ferner hinaufzieht und schon fast mühsam zu erklimmen ist. Dort ist der Ursprung der Partnach, und das „letzte Wasser“ erfrischte die ermüdeten Körper, wie auch hier der Anblick des Zieles — die Zugspitze, — die bei immer mehr verblassendem Monde wie ein heller Stern zauberhaft beleuchtet sich zeigte, die Gemüter aufrichtete. Über eine Reihe täuschend in einander gehäufter Hügel, zum Teil noch mit Alpenkräutern bewachsen, unter denen besonders die Soldanella alpina hervorwucherte, kam man dann eben auf dem Schneeferner an, als die ersten Strahlen der Sonne die gigantisch darüber aufragenden Felsenwände beleuchtete, und ihre grauweißen Formen im scharfen Kontrast von dem nun glücklich sich zeigenden tiefblauen Himmel abgingen.

Auf diesem schon über 8000 Fuß liegenden weit ausgedehnten Schneefelde hörte nun alle Vegetation auf, die Luft wurde immer leichter, und der Zustand einer ewigen Erstarrung trat auf dieser trostlosen Fläche überall hervor; selbst einige zu hoch geschwärmte Schmetterlinge und Hummeln mußten hier erstarren, und, bemerkenswert genug, fand man, auch selbst auf der höchsten Grat, noch als Zeichen der Urwelt viele Stücke Muschelkalk mit unzählig eingewachsenen Schnecken und Muscheltieren. Nachdem dieses wellenförmige, in schiefer Ebene sich hinaufziehende, nur wenig von einzelnen herabgestürzten Felsstücken und Geröll unterbrochene Schneefeld weniger beschwerlich überschritten war, kam man erst an die am steilsten aufragenden Felsenwände, an den sog. Grat, über welch schauerliches Felsengeschroff sich das ersehnte Wanderziel auftürmte. Hier gab es nun erst die Hauptbeschwerden, und nur mit großer Anstrengung konnten die steilen Sandristen, das Geglätt und die aus losem Gestein bestehenden Hänge erklommen werden. Besonders den ersten Steigern wurde hier von den klugen Zugführern achtsames Gehen empfohlen, damit nicht

die nachfolgenden durch das unter den Füßen der ersteren sich überrollende Gestein verletzt oder erschlagen würden. Noch war ein sehr steiler, von einigen Felsen überragter Schneehang zu passieren; und endlich gelangte man auf die Schneid oder das Joch, unter dessen vielgezacktem Kamm nördlich tief unten das schauerliche Höllenthal in noch dunkler Nacht heraufgähnte.

Jetzt auf 10 000 Fuß hoher Region war man dem ersehnten Ziele nahe, die endliche Erreichung desselben und die scharfe, aber stärkende Luft beflügelten die Schritte, und, sonderbar genug, der schon 24 Stunden in den Bergen herumgestiegene Jäger Bauer war der erste, der, seinen Doppelstutzen auf dem Rücken und seinen treuen Hund an der Seite, über den Grat voraneilend, den frostigen Zugspitzgipfel erstieg. Rasch folgten diesem Beispiele auch die anderen mit ihren Traglasten, und nach 9 Uhr morgens war der ganze Zug unter freudigem Gejauchz oben auf dem kegelförmigen Kopfe des Gipfels.

Leider hatten sich während des letzten Aufsteigens wieder die im Frühherbst des Jahres 1851 beinahe unvertreibbaren Wolken und Nebel gesammelt und in eigensinniger Verhüllung, während oben der Himmel rein war, unter sich die herrliche unvergleichliche Fernsicht gehemmt. Nur hier und da lüftete sich der Schleier und ließ einige Aussicht zu. Die näheren Berge zeigten sich dann wie Hügelland, über welche sich das flache Terrain mit seinen Seen, Flüssen, grünen Matten und Ortschaften in unermeßlichen Fernen ausbreitete, und besonders die tief unten liegende beschattete Hügelpartie, in welcher der melancholische dunkelblaue Eibsee lagert, einen schönen Vordergrund bildete.

Nach kurzer Rast auf der frostigen Höhe ging es an die Arbeit der Kreuzaufrichtung. Während nun, festen Grund zu fassen, das verwitterte Gestein, welches den Gipfel in 1½ Fuß tiefer Schicht bedeckte, aufgeräumt wurde, und für das 29 Pfd. schwere und 2 Zoll Dicke enthaltende unterste Kreuzstangenteil mit großer Mühe ein 15 Zoll tiefes Loch in den harten Stein gebohrt wurde, beschäftigten sich die zwei geschickten Zugführer mit der Zusammensetzung des Kreuzes. Die Aufstellung kostete aber erst ungeheure Mühe, Vorsicht, Geduld und Kraft der zwölf gewandten Männer, die damit beschäftigt waren. Man zog es mit Seilen in die Höhe, während rückwärts die Last mit den vom Kreuzcentrum auslaufenden Stützstangen nachgeschoben wurde, und ein Schlosser so ruhig, als wäre er in seiner Werkstatt, den Fuß des Kreuzes in das gebohrte Loch leitete. Besonders drei Männer hatten große Lebensgefahr zu bestehen, und schauerlich war es anzusehen, wie sie auf den äußersten kaum 2 Fuß breiten Zinnen des von 8000 Fuß tiefen Abgründen umgebenen Gipfels mit kalter Ruhe arbeiteten und mit todesverachtendem Mute das schwere Kreuz — von drei Seitenstützen umgeben — auf der himmelanstrebenden Höhe endlich einmal zum Stehen brachten.



Am Rande des Abgrundes.

Ein andächtiges, tiefempfundenes Dankgebet: „Ehre sei Gott" beschloß die höchst gelungene Aufstellung, worauf gegen 4 Uhr nachmittags der Rückzug angetreten wurde. Dieser war an manchen Stellen gefährlicher wie der Aufstieg und konnte besonders auf der schwindelnden Höhe des Gratkammes und auf den trügerischen Schneehängen nur mit vieler Vorsicht ohne Unglück ausgeführt werden. Nach kurzer Weile war auch das so mühsam erstiegene Geröll der Sandristen überschritten, und wieder der mehr sichere Boden des Schneeferners erreicht, von wo es schon hurtiger und lustiger an ein Abfahren ging, und beim „letzten Wasser", das jetzt das erste war, eine um so mehr willkommene Labung eingenommen wurde, als die mit-

genommenen Flüssigkeitsvorräte zur Stillung des brennenden Durstes längst aufgezehrt waren, und dafür auch schon sogar der hartgefrorene Schnee aushelfen mußte. Um die Abenddämmerung erreichte die Gesellschaft wieder die Angerhütte, wo auch wieder die Nacht zugebracht wurde, da der wenigstens sechs Stunden lange Weg nach Partenkirchen nicht mehr zurückgelegt werden konnte. Der kühne Jäger Bauer nahm sich jedoch vor, eine kürzere Richtung zu seiner Rückfahrt einzuschlagen, auf der entgegengesetzten Seite viel früher das Thal zu erreichen und bei dieser Gelegenheit auch das tirolische Dorf Ehrwald zu besuchen. Vielleicht hatte der jugendfrische Jäger ein geliebtes Mädchen dort, der er eine Alpenrose von der so glücklich vollbrachten Kreuzfahrt bringen wollte, oder, war es der Hang zu Abenteuern oder vielleicht auch Jägerstolz, was ihn zu diesem Wagstück sondergleichen auf einem ihm weniger bekannten Bergterrain trieb, kurz, Bauer verließ schon nach 12 Uhr die Gefährten auf der Zugspitze, um auf der Westseite des von dort sich verzweigenden Grates ins Loisachthal hinabzusteigen. Auf der West- oder Nordseite erheben sich aber die Felsenwände viel steiler und kahler — eine montanistische Eigenschaft, die bei vielen Kalkbergen der Voralpen stattfindet.

An der Zugspitze oder dem Wettersteingebirge erheben sich die nackten Wände oft senkrecht, nur von furchtbaren Verklüftungen und einzelnen Schneefeldern unterbrochen. Schaurig ist der Anblick dieses oft über 6000 Fuß kahl aufstarrenden Felsengeschrosss schon von unten. Kein Mensch, keine Gemse, ja kein Wirbeltier hat es bisher gewagt, diese mit ewiger Vernichtung umstarrten, höchstens von Lämmergeiern umkreischten Räume zu betreten; noch fürchterlicher ist der Anblick von oben, wo in grausigen Verklüftungen die tiefsten Abgründe gleich Totengrüften heraufgähnen. Alles dieses schreckte aber den kühnen Jägersmann nicht ab, auf die gelenke Kraft und Übung vertrauend, den einmal gefaßten Vorsatz auszuführen. Sein Begleiter dabei war sein treuer Hund — ein Gebirgsdachs — der schon die ganze 28stündige Gebirgstour mitgemacht hatte, durch das scharfe Gestein aber bereits wunde Füße hatte, so daß ihn sein Herr deswegen in seinem Rucksack tragen mußte. Geraume Zeit kletterte Bauer das steile Felsengeklüft hinab, was dem mutigen Gebirgssohn anfangs nicht so gar beschwerlich schien; bald war es aber schon schwerer, auf dem schlüpfrig bedeckten Steingeröll zwischen den stark senkenden Felsen und einzelnen trügerischen Schneelagen immer festen Fuß zu fassen. Auf einmal befand er sich auf einer schiefen glatten Steinplatte, die ringsum ein fürchterlicher Abgrund umgab und selbst dem tollkühnen Jäger einiges Entsetzen und Grauen einflößte. Um nun bei dem Durchschreiten dieser schlüpfrigen Steinplatte mit dem Hunde nicht zugleich zu Grunde zu gehen, ließ er diesen wieder frei laufen, der nun bei jedem Tritte jämmerlich winselte und seinem verwegenen Herrn Vorwürfe über sein übermütiges Wagstück zu machen schien. Nur mit außerordentlicher Vorsicht konnte die Platte überschritten werden, kaum war aber das Ende derselben erreicht, so schien auch jeder Ausweg versperrt. Über ihm stiegen schon mehrere tausend Fuß hohe Wände mit furchtbarem erschütternden Ernste empor, unter und neben ihm lagerte sich in grauenvoller Schlucht ein Schneekaar.

Nichts blieb nun übrig, als die steilen wilden Felsenwände wieder hinaufzuklimmen, um vielleicht noch die Gefährten zu erreichen, oder einen Sprung über die Wand in die trügerische Tiefe des Schneekaars auf Leben und Tod zu wagen. — Eingetretene Müdigkeit nach dreißigstündigem Marsche — denn die Natur hat ihre Grenzen — und vielleicht auch falsche Scham hielt ihn von ersterem ab. So schwebte er nun — ein zweiter Maximilian auf der Martinswand — nur in noch größerer, jetzt sich selbst nicht verbergender Todesgefahr; denn die unten nahe liegende Gegend ist menschenleer, nur das kalte Echo brachte in dieser Wüste den Hilferuf zurück! Der Verlassene verlor indes keinen Augenblick die Geistesgegenwart und Besinnung; sein Entschluß war daher bald zum vorwärts — zu einem Sprung in die Tiefe des Kaars hinab — gefaßt, jedoch mußte sein Hund zuerst die Probe bestehen. Die Rettung des eigenen Lebens beeinträchtigte das Mitleid gegen das treue Tier — seinen liebsten Gefährten; — im Falle, daß dem Hunde bei dem Fall das Leben gefährdet würde, war ja der Doppelstutzen noch zur Hand, um den letzten Qualen des armen Tieres ein Ende zu machen. Der treue „Di“ — so hieß der Hund — flog also hinab in die schauerliche Tiefe, und, welche Ermunterung, der liebe treue Gefährte kroch wieder unverletzt aus dem Schnee heraus und schaute mit verzeihender Sehnsucht nach seinem Herrn empor! Kurz besonnen, flog nun auch der Stutzen, das zweite so teure Jägerkleinod, in die Tiefe nach. Auch dieser blieb unversehrt im Schnee stecken. Leib und Seele Gott vertrauend, wagte nun auch Bauer den gewaltigen Todessprung über die 20 Fuß tiefe Kluft hinab. Und der Sprung war wunderbar gelungen, denn der Jäger, sein Hund und das Gewehr waren wohlbehalten im gefallenen Schnee beisammen, der glücklich und um jene Jahreszeit in sehr seltener Weise sich tüchtig angehäuft hatte. Freuden- und Dankesthränen entstürzten nun den Augen des Jägers, und seine Hände falteten sich, Dank betend, zu dem Herrn empor, und doch war er durch den glücklichen Sprung noch bei weitem nicht gerettet. Wo nun ein fernerer Ausweg bei der jetzigen Unmöglichkeit eines Rückwärts, welches Bewußtsein ihn jetzt um so mehr überwältigend anschauerte? Überall, wo der Blick hinforschte, nichts als überragende Wände, oft turmhoch, in phantastisch schauerlichen Gestalten aufgeschichtet. Noch immer kein Strauch oder sonstiger Grund zum Anhalt, viel weniger ein Steig der aus diesem Felsenlabyrinth — aus diesem Totengerippe der Natur — hinausführte. In dieser trostlosen Lage ruhte er einige Zeit am äußersten Ende des Schneekaars, um sich neue Kraft zu sammeln, und bereute einigermaßen sein Gott versuchendes Unternehmen; wie gern wäre er nun wieder oben gewesen bei seinen Kameraden! Allein dieses war des Sprunges wegen nirgends mehr möglich. Um nun hier nicht durch Hunger und Kälte langsam umzukommen, mußte doch noch ein Ausweg — und sei es auch zu einem schnellen Tode — gesucht werden. Er raffte sich daher wieder auf und durchforschte mit seinem Hunde den ganzen Rand des Schneefeldes, um eine zum Absteig sich bietende Kluft zu finden, allein immer noch ragten unübersteigliche Felsenwände schweigend und schauerlich entgegen. Noch einmal kehrte er zu dem Platze des Sprunges zurück, von wo er tief unten zwischen Wolken den Eibsee als leuchtenden Anhaltsstern liegen sah; in dieser Richtung fand er endlich mit seinem Hunde eine Stelle, wo ein Hinabsteigen über das Gewänd durch eine sich darbietende Risse freilich nur noch mit Einsetzung des Lebens möglich war; bald erreichte er nun

glücklich den ersten Pflanzenwuchs, und mit dem Leben in der Natur kehrte auch bei dem zwei Stunden in Todesgefahr Geschwebten neues Leben und Kraft ein; so erreichte er endlich die sog. „Thörlen", ein gleichsam als Fußgestell der Zugspitze an der tirolischen Grenze sich gegen den Eibsee hinabziehendes Vorgebirge, worüber ein gewöhnlicher Übergang und Schwärzersteig von Bayern nach Tirol führt; dort traf Bauer die ersten Menschen — rückkehrende Ehrwalder, die es kaum glauben wollten, daß er von jenem „Teufelsgewänd" herunter gekommen sei, wo es, wie sie sagten, so lange der Zugspitz steht, noch kein Mensch gewagt, hinauf-, viel weniger herabzukommen. Bauer meinte nun selbst, daß er diese zwar kürzeste, aber um so gefährlichere Fahrt nicht zum zweiten Male machen wolle. Nach Ehrwald schickte er für dieses Mal einen Gruß und ging dann nach Grainau, wo er 4 Uhr nachmittags ankam. Am andern Tage traf sich die ganze Kreuzfahrergesellschaft wieder wohlbehalten in Partenkirchen, wo sie nach der Zugspitze hinaufsahen und auf dieser höchsten Hochwarte Bayerns das aufgerichtete Kreuz von der Sonne wohlgefällig beleuchtet erblickten. Möge dieses heilige Zeichen, dieses Panier des Glaubenssieges, hocherhaben wie seine Bedeutung, jedem Sturme trotzen.

Das Regiment „Royal allemand de Deux-Ponts" deutschen Ursprungs in französischen Diensten, und dessen Inhaber.

semper honos nomenque „Deux-Ponts" laudesque manebunt.

In Nr. 14 und 15 des „Bayerlands", 2. Jahrgang, wurde den Lesern desselben das Regiment »Alsace« — Elsaß — mit seinen Inhabern aus dem Fürstengeschlecht der Wittelsbacher vorgeführt. Heute wollen wir uns mit einem zweiten Fremdregimente im Dienste Frankreichs beschäftigen, welches, gleich jenem aus deutschen Leuten und auf deutschem Boden gegründet, ebenfalls einen Prinzen aus der noch jetzt regierenden Birkenfeld-Zweibrückener Linie des erlauchten Fürstenhauses der Wittelsbacher zum Inhaber gehabt hat. Dieses letztere Verhältnis und der weitere Umstand, daß das Regiment von seinem ersten Inhaber den Namen »Deux-Ponts« = „Zweibrücken" führte, dürften gewiß Grund genug sein, unser Interesse für dieses Regiment begreiflich zu finden, und dies um so mehr, als auch das Regiment „Zweibrücken" gleichwie „Elsaß" im Verlaufe der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte so oft auf die Bühne tritt, daß es insbesondere für den militärischen Teil unserer Leser nicht uninteressant sein möchte, auch über dieses Regiment einige zweckdienliche Aufklärung zu erhalten.

Das Regiment »Royal[1]) allemand de Deux-Ponts« wurde durch den Herzog und Pfalzgrafen Christian IV. von Zweibrücken kraft eines Dekretes vom 1. April 1757 in dessen eigenen Staaten aus Angehörigen des Herzogtums Zweibrücken errichtet und dem König Ludwig XV. von Frankreich, unter dessen Souveränität bekanntlich mehrere Zugehörungen des Herzogtums, wie z. B. die Ämter Selz und Hagenbach standen, in französische Dienste überlassen. Das erste Jahr des Siebenjährigen Krieges war also des Regiments Geburtsjahr, und der drohende Ausbruch dieses Krieges zweifellos die unmittelbare Veranlassung zu seiner Errichtung.

Christian IV., mit dem Beinamen „der Große", war geboren am 16. September 1722 zu Bischweiler, der von Christian I. erbauten Residenz der Linie Birkenfeld-Bischweiler, als der Sohn des Herzogs und Pfalzgrafen Christian III., des Regenten von Birkenfeld-Bischweiler-Rappoltstein, und nach dem Aussterben der Zweibrücken-Kleeburger Linie vom 17. September 1731 bezw. durch den Mannheimer Successionsvertrag vom 23. Dezember 1733 auch Regent im Herzogtum Zweibrücken[1]), sowie der vortrefflichen und sehr gebildeten Prinzessin Karolina von Nassau-Saarbrücken, der Tochter des Grafen Ludwig Krato von Nassau-Saarbrücken[2]).

Nach dem jähen Tode seines Vaters am 3. Februar 1735 fiel dem Prinzen Christian im Alter von 13 Jahren die Regierung des Herzogtums Zweibrücken zu. Über den unmündigen Herzog führten seine Mutter Karolina und Kurfürst Karl III. Philipp von Kurpfalz die Vormundschaft bis zum Jahre 1742, in welchem Jahre Christian als der IV. die Regierung seines Herzogtums selbst übernahm. Das Regiment Deux-Ponts verdankt also demselben Herzog Christian seine Entstehung, welchem das jetzige 6. bayerische, in Amberg und Sulzbach garnisonierende Infanterieregiment für seine Erweiterung aus einem Landbataillon zu einem Regimente zu Dank verpflichtet ist. Denn jenes Zweibrückensche Bataillon, welches Christian IV. 1746 an den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz überließ, gehört zu den Stammtruppen des jetzigen 6. Infanterieregiments, welches auf Grund einer infolge dieser Überlassung getroffenen Vereinbarung vom Jahre 1746 ab bis zum 23. April 1795 den Namen Pfalz-Zweibrücken führte und stets

[1]) Zur Zeit Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger bis zum Ausbruch der Revolution unterschied man in der französischen Armee:

regiments royaux,
regiments des princes,
regiments de gentilshommes,
regiments de provinces

Die alles nivellierende Revolutionszeit ließ diese Benennungen und die damit verbundenen Rangunterschiede verschwinden.

[1]) Von diesem Zeitpunkte an heißt die bisherige Linie Birkenfeld-Bischweiler-Rappoltstein: Birkenfeld-Zweibrücken.

[2]) In ihrer Sargaufschrift in der Fürstengruft zu Darmstadt, welche ihr zwei Enkelinnen widmeten, spiegelt sich der herrliche Charakter sowie das Wirken dieser vortrefflichen Frau ab. Dieselbe lautet:

„Ihr Leben war ein hellscheinendes Licht,
Ihr Bild der Abdruck Ihres menschenfreundlichen Herzens,
Ihre ganze Seele Sanftmuth, Ihr Geist voll Wahrheit und Religion.
Ihr Andenken ist Segen für die, so Ihrem himmlischen Beispiele folgen."

Die Tochter Karolinas, also Schwester Christians IV., war die geistreiche Henriette, später als Landgräfin von Hessen „die große Landgräfin" genannt, welcher Friedrich der Große von Preußen zu dem ihr im Schloßgarten zu Darmstadt errichteten, noch vorhandenen Monument eine Urne weihte, auf welcher er diese große geistreiche Frau mit den Worten »Femina sexu, ingenio vir« im Lapidarstil charakterisierte. Der zweite Sohn Karolinas war der bekannte spätere Reichsfeldmarschall Friedrich Michael, der Vater unseres ersten Königs Maximilian von Bayern. Das Bildnis der Fürstin Karolina, gemalt von J. F. van Douven, befindet sich in der sog. Ahnengalerie zu Schleißheim sub Nr. 460.

einen Prinzen aus dem Herzoglich Zweibrückenschen Hause zum Inhaber hatte.

Dem Herzog Christian IV. als Inhaber des Regiments Deux-Ponts erlaubten selbstverständlich seine Regierungspflichten, welche er in der ernstesten Weise auffaßte und auf dem Gebiete der Wissenschaft und Künste auch mit größtem Erfolge zur Erfüllung brachte[1]), nicht, das Regiment selbst zu führen. Er übertrug daher das Kommando über das damals zu vier Bataillonen formierte Regiment dem Charles Baron de Closen von Haydenburg, welcher um diese Zeit Oberst des französischen Regiments Royal Bavière war, — jenes Regiments, welches den Lesern bereits aus dem früheren Artikel des Verfassers über das Regiment Alsace in Nr. 14 u. 15 dieses Blattes bekannt ist. Closen, aus einer der ältesten adeligen Familien Bayerns stammend, deren Namen um das Jahr 1150 zum ersten Male urkundlich in der Geschichte vorkommt — ein Georg und Johann v. Closen turnierten 1412 in Regensburg —, hatte schon vorher als Kapitän im kurbayerischen Dragonerregiment Taxis (im Jahre 1747 aufgelöst) und als Oberstlieutenant im Dragonerregiment Fugger (1747 reduziert) sowie später, zugleich mit dem in der bayerischen Kriegsgeschichte wohlbekannten Chevalier Max Emanuel Franz Joseph Comte de Bavière, dem tapfern und ritterlichen natürlichen Sohn Max Emanuels, in Holland im französischen Heere gedient[2]).



Staatsminister Freiherr v. Hofenfels.
Nach dem Originalporträt in der Familiengalerie zu Zweibrücken. (Zu Seite 539.)

Unter Closens Führung marschierte das Regiment Deux-Ponts im Monat August 1757 zu Beginn des Siebenjährigen Krieges zu der französischen Armee am Main ab, welche der General Prinz v. Soubise kommandierte, und die vereint mit der deutschen Reichsarmee unter den Befehlen des Prinzen von Sachsen, später des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Zweibrücken, des künftigen Reichsfeldmarschalls, nach Thüringen und Sachsen gegen die Preußen vorrücken sollte. Dem ersten Auftreten des Regiments auf dem Felde der Ehre war der Gott der Schlachten nicht hold; denn sein Debut ist die für die französischen Waffen sowohl, wie für die Reichsarmee so verhängnisvolle Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757 gewesen, welche der Reichsarmee den Spottnamen „Reißausarmee“, sowie den Spottvers:

> Und wenn der große Friedrich kommt
> und patscht nur auf die Hosen,
> so lauft die ganze Reichsarmee,
> Panduren und Franzosen!

eintrug und dem genialen Spötter Voltaire Veranlassung gab, in niedriger Schmeichelei an Friedrich den Großen über seine eigenen Landsleute zu schreiben:

> »Toutes les fois, que j'écris à V. M., je tremble comme nos régiments Rofsbach«

und ein andermal:

[1]) Für das Schulwesen und die geistige Bildung in höheren und niederen Anstalten, insbesondere für die geistige Hebung des Zweibrückener Gymnasiums zeigte er die größte Sorgfalt. Wir erinnern nur an die vortrefflichen Gelehrten dieser Anstalt, den jüngeren Crollius, Exter, Faber, Embser u. a., an die Herausgabe der alten Klassiker, der berühmten editiones bipontinæ, und an die Unmasse von zweckmäßigen, dem fortschreitenden Zeitgeiste huldigenden Verordnungen über Verkehr, Handel, Industrie, Gewerbe, Landwirtschaft ꝛc. während der Regierung Christians IV.

[2]) Die Barone v. Closen hatten am Hofe zu Niederbayern das Amt des Erbmarschalls inne. Es dürfte nicht uninteressant sein, hier zu erfahren, daß unser Closen der Schwiegersohn des Barons Ludwig v. Esebeck, des Ministers des Herzogs Karl von Zweibrücken, des sog. wilden Karls, Nachfolgers von Christian IV., war. Eine Tochter aus dieser Ehe, Friederike Louise, war an den Baron Christian v. Hofenfels, gleichfalls Minister des Herzogs Karl von Zweibrücken, verheiratet, den Ahnherrn des heute noch im Staatsdienste Bayerns und dessen Armee blühenden Geschlechtes der Freiherren v. Hofenfels. Minister Hofenfels war es bekanntlich, welcher trotz dem verlockenden Angebot von 400000 Gulden seitens Österreichs, seinem Herrn und Herzog Karl widerriet, durch seine Unterschrift die Sanktion des Abtretungsvertrages zwischen Kurfürst Karl Theodor und Österreich von seiten der nach dem Tode des kinderlosen Karl Theodor berechtigten Erben zu geben. Die Erhaltung der bayerischen Stammlande ist demnach das Hauptverdienst des auch sonst bedeutenden und charakterfesten Ministers. Mit gerechtem Stolz können die Nachkommen Hofenfels' auf einen solchen Ahnherrn zurückblicken.

»Héros du Nord, je savais bien,
Que vous avez vu les derrières
Des guerriers du Roi Très-Chrétien,
A qui vous taillez des croupières.«

Das Regiment hatte an diesem Tage seine jungen Kräfte an einem erprobten Gegner gemessen, welchem das Genie Friedrichs des Großen seinen Geist einhauchte, und mußte unterliegen. Auch die panikartige Flucht, welche die alliierte Armee bei Roßbach ergriff, blieb ihm nicht erspart. Unwillkürlich wurde das Regiment mit hineingerissen. Die Kapitäne Geyer und Stuart blieben an diesem Tage tot auf dem Schlachtfelde, mit ihnen eine stattliche Anzahl von Unteroffizieren und Soldaten aus dem Zweibrückener Lande. Im darauf folgenden Winter garnisonierte das Regiment in Hanau (Hessen). Das Feldzugsjahr 1758 verlief glücklicher als dessen Vorgänger für das Regiment. Bei der Armee des Generals Soubise stehend, hatte dasselbe seinen vollen Anteil an dem glücklichen Treffen bei Sandershausen in der Nähe von Kassel, am 23. Juli, wo es im Verein mit anderen französischen Regimentern als Teil der Avantgarde unter General Broglie das hessische Corps und das hannoveranische Jägercorps Freytag unter Prinz Ysenburg schlug und zum Rückzug zwang. In diesem Treffen focht an seiner Seite das Regiment Royal Hesse-Darmstadt, gleichfalls zu den Fremdtruppen im Dienste Frankreichs gehörig, welches am 1. Januar 1709 den bereits oben genannten Chevalier Max Emanuel Comte de Bavière zum Inhaber bekommen hatte. Im September des gleichen Jahres machte das Regiment den Zug in das Kurfürstentum Hannover mit und zeichnete sich noch am 10. Oktober 1758 im Treffen bei Lutternberg (nördlich von Kassel) gegen eine Heeresabteilung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, letztere unter den Generalen v. Oberg und Prinz Ysenburg, rühmlich aus. Diese beiden glücklichen Affairen trugen dem unfähigen Soubise am 19. Oktober den Marschallsstab ein.

Die Winterquartiere von 1758/59 bezog das Regiment Deux-Ponts in der Umgebung von Frankfurt a. M. Die einzig hervorragende Waffenthat des Regiments im Feldzugsjahre 1759 bildete die Schlacht von Bergen am 13. April. An diesem Tage hatte Oberst Closen mit den Regimentern Deux-Ponts und Royal Suédois, letzteres gleichfalls eines von den Fremdregimentern im Dienste Frankreichs, die Verteidigung der Stadt Bergen übernommen und aufs tapferste durchgeführt. Die Franzosen bauschten bekanntlich diesen taktischen Erfolg zu einem großen Siege für sich auf, und Herzog Broglie, welcher nunmehr an Stelle von Soubise den Oberbefehl führte, erhielt für seine glückliche Leistung den Marschallsstab. In die Niederlage der französischen Armee bei Minden am 1. August 1759 war das Regiment, nach der Angabe des Biographen seines Kommandeurs Closen, welch' letzterer inzwischen am 15. August 1758 zum Brigadier ernannt worden war, nicht verwickelt. Als Winterquartier wurde dem Regiment Deux-Ponts die Umgebung von Friedberg in Hessen nahe bei Frankfurt a. M. bestimmt, in welcher Stellung es die rechte Flanke der Winterstellung der französischen Armee zu decken hatte. Closen galt nach den Schilderungen seines Biographen als vortrefflicher Exerziermeister und guter Taktiker. Die militärischen Neuerungen Friedrichs des Großen waren ihm wohl bekannt, und er führte dieselben auch, soweit einschlägig, bei seinem Regimente und seiner Brigade ein, wobei er von Marschall Broglie unterstützt wurde. Mit des letzteren Billigung fanden diese taktischen Neuerungen, wie der kadenzierte Schritt, das zergliederte Exerzieren ꝛc., bald in der ganzen französischen Armee Nachahmung; und die Franzosen kopierten, statt dem lebendigen Geiste nachzuspüren, wie es im Leben meist zu gehen pflegt, die Äußerlichkeiten der preußischen Armee, die enge Uniform, das Tragen des Lederzeuges en bandoulière, was die Brust beengte, die langen Gamaschen, welche die Zirkulation des Blutes erschwerten, die straffe und feste Kravatte, den schwerfälligen Tschako, den steifgedrehten Zopf, lauter Dinge, welche den Soldaten die leichte, unbehinderte Beweglichkeit schwieriger machten und speziell für den agilen Nationalfranzosen gar nicht paßten. „Wie er räuspert, wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt."

Im Jahre 1760 stand das Regiment, vier Bataillone stark, wieder in Hessen unter den Befehlen des Marschalls Broglie gegen die Armee des Herzogs von Braunschweig. Zu Beginn des Frühjahrs bekam Oberst Closen den Befehl, mit den Regimentern Royal Deux-Ponts und Royal Suédois die Stadt Frankenberg a. d. Eder, in der Provinz Hessen-Nassau, einen wichtigen Punkt in der rechten Flanke der gegnerischen Armee, zu besetzen. Bei dieser Gelegenheit trat dem Brigadekommandeur Closen ein guter oberpfälzischer Bayer als feindlicher Führer gegenüber, der bekannte und berühmte Nikolaus Luckner, der Sohn des Bürgermeisters von Cham in der Oberpfalz, der spätere französische Marschall, welcher am 4. Januar 1794 als Opfer der Revolution in Paris guillotiniert wurde. Luckner[1]), damals Major in hannoverschen Diensten, also auf preußischer Seite, kommandierte das Detachement, welches dem Plane Closens entgegentreten sollte, konnte aber die Besetzung Frankenbergs nicht verhindern und mußte sich vor der Brigade Closens zurückziehen. Am 8. Juli desselben Jahres erhielt das Regiment Deux-Ponts samt jenem von Royal Suédois den Auftrag, eine scharfe Rekognoszierung gegen die Stellung des Erbprinzen von Braunschweig, welchen sein Vater Herzog Ferdinand gegen den französischen Untergeneral St. Germain entsendet hatte, bei Korbach zu machen. Es kam bei dieser Gelegenheit zum Gefecht, aus welchem sich der Erbprinz mit Verlust von 16 Geschützen zurückziehen mußte. In diesem Gefechte bei Korbach zeichnete sich Closen mit seiner Brigade auf das rühmlichste aus, und insbesondere auch das Regiment Deux-Ponts. Closens Biograph berichtet, daß die genannte Brigade vorrückte, um den Feind anzugreifen. Aber im selben Augenblick mußte ein anderes französisches Regiment, durch heftiges feindliches Feuer erschüttert, zurückgehen, um sich wieder zu sammeln. Dieses Regiment stieß auf das vorrückende Regiment Deux-Ponts, welches den weiteren Rückzug verhinderte. Deux-Ponts öffnete seine Reihen wie auf dem Exerzierplatz, ließ das erschütterte und aufgelöste Regiment durch und formierte sich sofort wieder, um den Feind in bester

[1]) Luckner, geboren am 12. Januar 1722 in Cham, trat 1741 in das kurbayerische Infanterieregiment (jetzt 5. Inf.-Reg.) ein, 1744 in das Freicorps des militärischen Abenteurers und Parteigängers, späteren preußischen Generalmajors Joh. Mich. Gschray, eines gebornen Bayern, und war 1745 mit dem in die Dienste der Generalstaaten überlassenen kurbayerischen Husarenregiment Laschanski-Fenari nach den Niederlanden gegangen. Am 1. Mai 1757 wurde er als Major in der hannoverschen Armee angestellt. Am 30. Juni 1763 trat er mit dem Range eines Generallieutenants in die Dienste Frankreichs.

Ordnung anzugreifen. Die eiserne Ruhe und Disziplin der Zweibrückener Landeskinder, also deutschen Blutes, hatte hier mehr Erfolg als die furia francese der nationalfranzösischen Regimenter. Im weiteren Verlauf des Jahres noch an mehreren unbedeutenden Gefechten und Handstreichen beteiligt, nahm das Regiment seine Winterquartiere wieder in der Nähe Frankfurts. Das folgende Kriegsjahr brachte dem Regimente neue Lorbeeren. Die französische Armee unter Broglie hatte sich im Frühjahr unter den Mauern Frankfurts gesammelt, um von hier aus dem Plane des Herzogs von Braunschweig, Hessen zu erobern, entgegenzutreten. Das Regiment Deux-Ponts marschierte mit anderen Truppen gegen den Erbprinzen von Braunschweig, welcher eine Bedrohung des rechten Flügels von Broglies Armee im Sinne hatte, faßte denselben in seiner linken Flanke, zwang ihn, seine Stellung bei Büdingen aufzugeben und sich nach Lich in Oberhessen zurückzuziehen. Am 21. März 1761 nahm das Regiment Anteil an der Attacke von Stangerode, wo der Oberstkommandant Closen selbst am Arme verwundet wurde. Closen war inzwischen am 20. Februar 1761 maréchal de camp geworden und trat nun das Kommando des Regiments an den bisherigen Oberstlieutenant v. Scheidt — aus einer deutsch-lothringischen Familie — ab, welcher zweifellos bei Behinderungsfällen Closens infolge seiner Funktion als Brigadier dessen Stellvertretung schon längere Zeit übernommen hatte. Am 6. Juli marschierte das Regiment Deux-Ponts mit den französischen Karabiniers nach Ermitte (Provinz Westfalen), um Lippstadt a. d. Lippe und dessen feindliche Besatzung in der rechten Flanke der bei Soest vereinigten französischen Armeen unter Soubise und Broglie in Schach zu halten. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte bei Vellinghausen a. d. Lippe (Prov. Westfalen) Stellung genommen. Hier kam es am 16. Juli zur Schlacht. Unser Regiment wurde am 15. von Lippstadt aus der Avantgarde der rechten französischen Kolonne unter Generalmajor Closen zugeteilt, welche den Schlüsselpunkt der herzoglichen Stellung bei Vellinghausen anzugreifen hatte. Nach den Mitteilungen des französischen Generals und Schriftstellers Susane zeichnete sich das Regiment und insbesondere sein Kommandeur v. Scheidt an diesem Tage ganz hervorragend aus, eroberte Schloß Vellinghausen mit den vom Gegner angelegten Verhauen, sowie eine Redoute, welche diese Verhaue flankierte. Vergebens versuchte General Lord Granby, mit seinen Engländern das eingedrungene Regiment zu vertreiben. Trotz alledem war die Tapferkeit unseres und noch einiger anderer Regimenter nicht im stande, die Schlacht bei Vellinghausen zu gewinnen und den Rückzug der französischen Armee über die Weser aufzuhalten, doch konnte sie den letzteren zu einem ungefährdeten gestalten. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo Closen nur auf Signale der Tamboure feuern ließ.

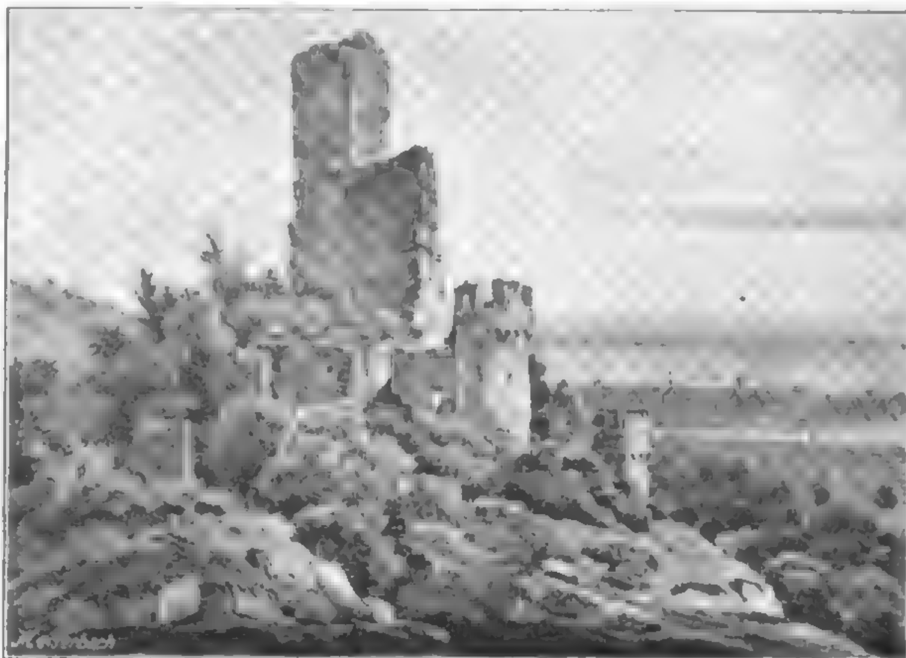
(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Der Staatsminister Freiherr v. Hofenfels, dessen Porträt wir nach dem Originale in der Ahnengalerie zu Zweibrücken bringen, wurde geboren am 25. Dezember 1744 als der Sohn des evangelischen Pfarrers Jakob Simon im Zweibrückenschen Dorfe Meisenheim. Den Namen Hofenfels verlieh ihm erst Kaiser Joseph II. bei Erhebung in den Freiherrnstand durch Urkunde vom 15. April 1776. Nach Vollendung seiner juristischen Studien zu Jena wurde Hofenfels in Zweibrücken zum Oberamtmann ernannt und bald durch das Vertrauen seines Herzogs zum Zweibrückenschen Geheimen Rat und Minister der auswärtigen Geschäfte erhoben. Dieses Amt war an sich nicht wohl geeignet, einem Träger hohe politische Bedeutung zu verleihen; aber Hofenfels' Wirksamkeit fällt gerade in jene Zeit, da der Herzog von Zweibrücken in einer wichtigen deutschen Frage den Ausschlag gab. Hofenfels' Verhalten in dieser Angelegenheit ist ein rühmlicher Beweis, wie durch Charakterfestigkeit und Unbestechlichkeit eines einzelnen Beamten ein ganzes Land vor schwerem Verluste bewahrt werden kann. Mit dem Tode Max Josephs III. von Bayern 1777 war die ludovicische Linie der Wittelsbacher ausgestorben. Der nächste Agnat war Karl Theodor von der Pfalz. Joseph II. wußte ihn zu bestimmen, durch einen am 3. Januar 1778 abgeschlossenen Vertrag, ganz Niederbayern und einen großen Teil der Oberpfalz an Österreich abzutreten. Es fehlte zur Gültigkeit dieser Vereinbarung nur noch die Zustimmung des nächsten Agnaten, des Herzogs Karl August von Zweibrücken. Auch diesen suchte der österreichische Hof durch reiche Versprechungen zu gewinnen. Karl August war, als er sich infolge der dringenden Einladung seines Oheims nach München begab, darauf gefaßt, das unvermeidliche Opfer zu bringen und den Wiener Vertrag anzuerkennen. Da kam ihm am 3. Februar sein Minister Hofenfels von München nach Augsburg entgegen und erklärte ihm, König Friedrich von Preußen sei bereit, für die Integrität Bayerns und die Rechte des Hauses Zweibrücken einzustehen, wenn nur Karl August selbst mit allem Nachdrucke daran festhalten wolle. Man kennt den Eifer, den die Herzogin Maria Anna für die Rettung des Wittelsbachischen Stammgutes entwickelte. Ihren Bitten und Vorstellungen gab auch Hofenfels nach, er wußte immer den Vollzug des Auftrages, den Wiener Vertrag im Namen seines Herzogs zu unterzeichnen, zu verschieben. Er wußte nun, unterstützt vom preußischen Gesandten Grafen Görz, auch seinen Herrn von der Unterzeichnung des Abkommens abzuhalten, ja sogar zum offenen Protest zu bewegen. In den darauf folgenden kritischen Unterhandlungen war Hofenfels ebenso geschickt wie uneigennützig für die Erhaltung Bayerns im wohlverstandenen Interesse seines Herrn thätig; ja sogar ein Angebot des Wiener Hofes, der ihm eine halbe Million Gulden als „Convenienz" zuwenden wollte, wenn er seinen Herzog zur Unterzeichnung berede, konnte den überzeugungstreuen Mann nicht umstimmen. Auch später noch, als Joseph II. den Plan faßte, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen, und bei Karl Theodor williges Gehör fand, war Hofenfels mit Erfolg bemüht, seinen Herzog zum Widerstande gegen diese Umtriebe zu bestimmen. Um die bayerischen Erbverhältnisse zu klären, wirkte er eifrig zu Gunsten des von Karl August mit Pfalz-Birkenfeld abgeschlossenen Familienvertrages. In den nachgelassenen Papieren des Herzogs Wilhelm von Bayern wird deshalb dem Zweibrückenschen Minister dankbare Verehrung gewidmet. „Da von mir hier erwähnt werden muß, so könnte ich es mir nicht verzeihen, wenn ich nicht meine Nachkommenschaft zur Verehrung des Namens v. Hofenfels auffordertе, er hat Bayern unserm Hause erhalten." In Anerkennung der von jeher in denen ihm anvertrauten wichtigen Familien- und Staatsgeschäften und deren glücklichen Fortgang, der Uns und Unserm pfalzgräflichen Hause geleisteten treuen und interessanten Dienste", wurde ihm und seinen Nachkommen eine Jahresrente von 6000 Livres zugesichert. Dieselbe ging jedoch später verloren, da die Einkünfte auf Güter

angewiesen waren, welche an Frankreich fielen. In seinen letzten Lebenstagen war v. Hofenfels Gesandter in Paris und starb am 20. Juli 1787 zu Zweibrücken.

Züge bayerischer Tapferkeit. Im November 1806 belagerten die bayerischen Truppen die preußische Festung Glogau. In der Nacht vom 10. November geriet eine alte Frau mit ihrem dreivierteljährigen Enkelchen auf dem Arme auf die Oderbrücke. Hinter ihr waren die Zugbrücken aufgezogen; vor ihr war ein Teil der Brücke abgebrochen. Die bemitleidenswerte Frau konnte weder vor- noch rückwärts kommen und mußte auf den Trümmern der Brücke die Nacht in Todesangst verbringen. Die Todesgefahr umgab sie von allen Seiten. Sie mußte trotz der grimmigen Kälte der Versuchung widerstehen, in Schlummer zu geraten, da sie Gefahr lief, von dem schmalen Gebälk in die Fluten zu stürzen und zu ertrinken. Zugleich umpfiffen sie die preußischen Kugeln, da die hinter der Zugbrücke stehenden Preußen die ganze Nacht hindurch ununterbrochen auf die bayerischen Soldaten feuerten. Als man sie bei Tagesanbruch in dieser schaudervollen Lage auf dem schmalen Raume zwischen den Kämpfenden erblickte, da entschlossen sich der Korporal Franz Ziegler und der Soldat Anton Klaiber vom 6. Fuß-Jägerbataillon Taxis, ihre Rettung zu versuchen. Die preußischen Offiziere gaben das Versprechen, das Feuer während des Rettungswerkes auszusetzen. Mit der größten Lebensgefahr kletterten und rutschten Ziegler und Klaiber über einen schmalen und schneidenden Balken und retteten unter furchtbarster Anstrengung Frau und Kind. König Max Joseph war über die Meldung der menschenfreundlichen That seiner beiden Soldaten so erfreut, daß er ihnen ein Ehrendiplom und 20 Dukaten Belohnung zustellen ließ.



Ruine Wachenheim.

Wachenheim. Indem wir uns von Neustadt a. H. rechts an der Hardt hin gegen Dürkheim wenden, betreten wir jenen gesegneten Boden der Pfalz, auf dem vorzugsweise die besten Qualitäten des Rheinpfälzer Weines gedeihen, und die Namen der Orte Deidesheim, Ruppertsberg, Forst, Wachenheim, Ungstein, Hallstadt u. a. m. haben für den Weinkundigen einen reinen und hohen Klang, so daß wir zu deren Ruhm in dieser Beziehung hier wohl nichts mehr beizufügen brauchen. Die ganze Gegend ist eine überaus liebliche und fruchtbare, denn fast alle Gewächse und Früchte des Südens erlangen in diesem schönen Landstriche volle Reife. Bei Dürkheim, wo die Isenach aus den Bergen fließt, wird die Schönheit der ohnedies reizenden Landschaft durch ein herrliches Thal, das sich bei Ungstein gegen die Ebene in sanfter Abdachung der Höhen verliert, noch ungemein gesteigert. Wir begegnen auf diesem Wege vor Wachenheim keiner Ruine von Bedeutung, denn die Burg Winzingen an der Hardt selbst hat ihren ursprünglichen Charakter durch Neubauten gänzlich verloren, so daß wir sie nicht mehr zu den Ruinen zählen können, dagegen erfreuen uns schon in der Ferne die Überreste der Burg bei Wachenheim in dem Anblicke eines noch ziemlich hohen Turmes und der mit runden Türmchen gezierten Ringmauer, deren Ausdehnung uns eine Vorstellung von dem einst bedeutenden Umfange der Burg gibt und der Berghöhe ein äußerst malerisches Ansehen verleiht. Gern hätten wir einen Standpunkt gewählt, wo wir diesen Eindruck in unserem Bilde hätten aufnehmen können, aber die auf der hierzu günstigen Seite nahegebauten Häuser und die die Burg allenthalben umgebenden Weinpflanzungen waren uns ein nicht zu beseitigendes Hindernis, weshalb wir uns mit dem vorliegenden Prospekte begnügen mußten, auf welchem uns dagegen ein Teil der in der Tiefe liegenden Stadt Wachenheim und der Blick in die Rheinebene gegen Worms hinab zum Ersatz wurde. Die Zeit der Erbauung der Burg ist unbekannt. Man vermutet, daß solche von Konrad II. erbaut wurde. Als Reichsfeste befand sie sich in dem Besitze der Herren von Weinsperg im 13. Jahrhundert; diesen kaufte sie Kaiser Rudolph von Habsburg ab (1274) und verlieh sie seinem Eidam, Pfalzgrafen Ludwig II. Burgmänner von Wachenheim erscheinen unter den ersten Vasallen der Pfalzgrafen. In einer Fehde zwischen Ludwig dem Schwarzen und Friedrich dem Siegreichen litt die Burg große Not. Am 15. Juli 1470 wurde sie von den kurpfälzischen Truppen erobert. Seit dem Dreißigjährigen Kriege verfiel sie allmählich, obgleich sie an mehrere edle Geschlechter als Lehen gegeben war, als welches sie die Grafen von Sickingen bis zur französischen Revolution inne hatten. Ihre gänzliche Zerstörung führte schon der orleanische Krieg herbei.

Ein gewaltiger Herr war einst der Küchenmeister des herzoglich bayerischen Hofes; die mit unheimlicher Strenge abgefaßte „Dürnzordnung“ Wilhelms V. vom Jahre 1589 räumte ihm ein Urteilsrecht ein, welches sich bis zur Strafe des Abhauens der rechten Hand erstreckte.

Ein Präsent. Graf Johann von Castell war ein gar jähzorniger Herr. Einmal hatte ihn der Stadtrat von Kitzingen eingeladen, beim Martinimahle ihm die Ehre anzuthun und es mitzuhalten, inzwischen aber um Bezahlung dem Rate etwas Wildbret, woran Mangel wäre, zukommen zu lassen. Wie solches der Graf hörte, wurde er gar zornig, vermeinend, die Kitzinger sähen ihn für einen Metzger an, der Fleisch feil hätte. Ließ nun seinen alten Esel, der lange Zeit das Wasser auf das Schloß getragen, schlachten und abziehen, an dessen einen Lauf einen Hirschfuß heften und sothanes Geschenk nebst einem Schreiben dem Rate überbringen, welches aber die „edlen und vesten“ Herren vom Rate gar nicht übel genommen, sondern das Präsent in aller Fröhlichkeit verzehrt haben.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 46. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 2. Jahrgang 1891.

Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Trotzdem beharrte Palm auf seinem Protest, indem er, dem General Frere kühn ins Auge sehend, ausrief:

„Excellenz, ich stehe nicht vor meinem kompetenten Richter. Wenn ich als Buchhändler mich verfehlt, hätte ich mich vor dem Nürnberger Vormundschaftsamt zu verantworten. Einfach der Gewalt weichend, bin ich dem Gendarm gefolgt, der mich in meinem eigenen Hause verhaftete."

Der französische General maß, nachdem der Dolmetscher ihm diese Rede übersetzt hatte, mit einem durchdringenden Blick aus seinen scharfen grauen Augen den furchtlosen Mann, dann ließ er ihm sagen:

„Sie sind beschuldigt, eine Schmähschrift: ‚Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung' an die Buchhandlung Jenisch in Augsburg zur weiteren Verbreitung versandt zu haben, und stehen in dringendem Verdachte, wenn nicht der Verfasser, so doch der Verleger dieser Schmähschrift zu sein."

„Excellenz, halten zu Gnaden, aber für solche Beschuldigung gibt es keinerlei Beweis. Vor wenigen Wochen erst sind französische Emissäre in mein Haus, in die Wohnung eines friedlichen Bürgers eingedrungen und haben nach jener Flugschrift eifrig gesucht, sie haben nichts, gar nichts gefunden."

„Und doch hat Jenisch in Augsburg gegen Sie ausgesagt", ließ der General seinem Inkulpaten sagen.

In ruhigstem Tone antwortete Palm:

„Mein Kollege Jenisch kann nur ausgesagt haben, daß er das Buch mit vielen anderen über Nürnberg zugeschickt erhalten. Nürnberg ist immer ein Hauptspeditionsplatz für den Buchhandel gewesen, Excellenz. Viele tausend Packete, von auswärts gesandt, gehen durch die Hand der Nürnberger Buchhändler und werden weiter an die Adresse spediert, ohne daß der dies Geschäft besorgende Buchhändler den Inhalt kennt. Auch ich habe die Broschüre von auswärts, von unbekannter Hand erhalten und laut der Adresse versandt, wie dies bei uns Brauch ist. Wie sollten wir die Zeit finden, alles zu lesen, was durch unsere Hand geht?"

Der General, als er dies gehört, schüttelte ärgerlich das Haupt, als Zeichen, daß er nicht überzeugt sei. Dann ließ er weiter fragen:

„Sind Ihnen Verleger oder Verfasser der genannten Schrift bekannt?"

„Und wenn sie mir bekannt wären, Excellenz, so würden deren Namen niemals über meine Lippen kommen."

Ärgerlich stampfte der General mit dem Fuße auf den Boden.

„Ich werde Befehl geben", ließ er dann nach kurzer Weile durch den Dolmetscher sagen, „daß Sie morgen nach Ansbach abgeführt werden. Sie haben sich vor dem Marschall Bernadotte zu verantworten."

„Ich weiche zum zweiten Male der Gewalt, Excellenz", entgegnete Palm, „muß aber in diesem Falle auf Erlegung aller mir erwachsenen Kosten bestehen."

„Der Transport geschieht auf Ihre Kosten", rief der General heftig aus, als ihm Palms Forderung hinterbracht wurde. „Wenn Sie uns keine Chaise stellen können, haben Sie den Weg, unter Begleitung natürlich, zu Fuß anzutreten."

Er war an das Fenster getreten, einen raschen Blick auf die Straße zu werfen, denn dumpfes Stimmengewirr war von dort aus heraufgedrungen in das stille Gemach, wo das Verhör stattfand.

„Was wollen die Leute?“ grollte der General. „Ich werde Befehl geben, daß meine Chasseurs die Menge auseinandertreiben. Da aber Ihr Haus mir nicht genügende Sicherheit darbietet, Palm“, wandte er sich an den Bürger, „werden Sie als mein Arrestant hier bleiben. Ihre Angehörigen sollen davon in Kenntnis gesetzt werden, auch haben sie zu gleicher Zeit einen größeren Geldbetrag zu leisten zur Deckung der Kosten für Ihren Transport nach Ansbach.“

Noch einen Wink gab der Gewaltige, dann ging er säbelrasselnd ab, Palm war unrettbar der Hand seiner Feinde überliefert.

* ▪ *

Zwei Tage später geschah es, daß eine junge Dame, noch im Reisekleide, hastig in das Verkaufslokal der Steinschen Buchhandlung eintrat und dort nach dem Geschäftsführer der Firma fragte. Sie wurde an den alten Pech verwiesen, der die Fremde mit einiger Befangenheit im sog. Geheimzimmer empfing.

„Mein Name ist Emma Mendorf aus Bamberg“, sagte, sich vorstellend, die Dame, deren resolutes Wesen und Auftreten dem Buchhalter, einem schwächlich gebauten Männlein, nicht wenig imponierte. „Ich bin die Braut des Herrn Konrad Yelin, dermalen noch Gymnasialprofessor in Ansbach, und komme, mich zu erkundigen, ob mein Verlobter in den letzten Tagen bei Ihnen gewesen ist. Sie kennen doch Herrn Yelin?“

„Ob ich den Herrn Professor kenne, mein Fräulein“, lautete die Antwort. „Ist er doch mit Herrn Palm in enge Verbindung getreten erst noch in letzter Zeit, und ist doch Herr Palm seinetwegen“ —

„Aber“, unterbrach er dann seine Rede, mit sichtlicher Verlegenheit kämpfend, „was rede ich denn da.“ Doch der jungen Dame war kein Wort entgangen, und sie rief lebhaft aus:

„Also kennt mein Verlobter Herrn Palm genauer? Mir gegenüber hat er sich über diesen Punkt merkwürdig zurückhaltend geäußert.“

„Hm“, machte der Buchhalter mit diskreter Miene, „darüber habe auch ich nichts zu sagen. Wie kommen Sie denn überhaupt dazu, den Herrn Professor hier bei uns zu suchen?“ fragte er dann, seinen Besuch scharf fixierend.

„Ganz einfach deshalb, weil mein Verlobter vor fünf Tagen schon von Bamberg aufgebrochen ist mit der ganz bestimmten Absicht, Herrn Palm zu warnen, denn er hat erfahren, daß diesem schweres Unheil droht.“

„Vor fünf Tagen“, sagte der aufhorchende Pech leise vor sich hin, „da war es noch Zeit, und mein armer Gevatter hätte sich flüchten können.“ Dann setzte er laut hinzu: „Aber der Professor ist nicht zu uns gekommen. Sind Sie denn sicher, Fräulein, daß er Bamberg verlassen und in der That den Weg nach Nürnberg genommen?“

„Vor fünf Tagen, wie ich sagte“, rief Emma mit einiger Ungeduld, „ist mein Verlobter abgereist. Warten Sie, heute ist Mittwoch, vergangenen Freitag war es, abends 6 Uhr. Er konnte, so viele Mühe er sich gab, nicht zu früherer Stunde ein Fuhrwerk auftreiben bei unserem Nachbar Kraft, der seinen zuverlässigsten Kutscher der zweispännigen Chaise mitgegeben hat. Auch Kraft ist ohne alle Nachricht geblieben, sein Kutscher sollte schon andern Tags, also Samstag, zurück sein. Wir wissen nicht, was wir davon denken sollen; denn, daß die Franzosen das Fuhrwerk angehalten, wohl gar die Pferde fortgenommen, ist kaum anzunehmen. Mein Verlobter hatte sich vorsorglich einen Geleitschein verschafft. Was halten Sie von der Sache, sprechen Sie“, drängte die junge Dame.

„Mein Fräulein“, entgegnete ernst der alte Mann, „ich vermag so wenig wie Sie selber zu ergründen, was den Herrn Professor abgehalten haben mag, den uns zugedachten Besuch zu machen. Ich glaube nur, sagen zu dürfen, daß sein rechtzeitiges Eintreffen hier in der That wohl ein schweres Unheil von unserm Hause hätte fern halten können. Vorgestern haben die Franzosen unsern guten Herrn als Gefangenen fortgeführt, Frau Palm ist infolge des ausgestandenen Schrecks krank geworden, sie liegt seit vorgestern zu Bett, so daß den drei Kindern nunmehr Vater und Mutter fehlen. Und wollen Sie wissen, Fräulein, welches das Verbrechen ist, dessen sich unser braver Herr schuldig gemacht hat?“ rief der Buchhalter in steigender Erregung. „Er hat sich vor einigen Monaten verleiten lassen, eine politische Schrift zum Vertriebe anzunehmen, eine Schrift, deren Inhalt nunmehr durchaus ein staatsgefährlicher sein soll, denn so sagen die Franzosen, und diese sind ja nun einmal die Herren in unserem Lande, und weil unser braver Herr den Verfasser der Schrift nicht nennen will, soll er vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Der Verfasser aber, den ich ganz genau und persönlich kenne, der allein Schuldige, wenn es überhaupt eine Schuld in diesem Falle gibt, der Verfasser also ist feig genug, zu dulden, daß an seiner Statt ein anderer die höchste Strafe erleide.“

„Und dieser unbekannte Verfasser“, warf Emma ein, „sind Sie sicher, daß er weiß, welche Gefahr seine Schrift demjenigen bringt, der vertrauensvoll genug gewesen, den Vermittler zu machen zwischen Autor und Publikum?“

„Er wußte alles“, sagte dumpf der Buchhalter.

„Woraus schließen Sie“ — rief die junge Dame lebhaft aus.

„Weil Sie selbst es mir soeben gesagt“, stieß der alte Diener des Hauses hastig aus.

Wie von einer Schlange gestochen, sprang nun Emma von ihrem Sitze auf.

„Dann soll Konrad der Verfasser dieser verfemten Broschüre sein, nein, das ist nicht möglich, und doch — seine Befangenheit, als wir neulich davon sprachen, sein plötzliches Aufbrechen, seine sichtbare Unruhe, alles, alles zeugt dafür. Aber, dann ist er auch kein Feigling, nein, nein und dreimal nein! Als er durch mich zuerst erfahren, daß Napoleon dem Verleger und Verbreiter der Schrift: ‚Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung‘ übel wolle, war sein erster Gedanke der, den Buchhändler Palm zu warnen, und diesen Gedanken zu bethätigen, hat er, sobald es ihm nur ermöglicht war, die Reise nach Nürnberg angetreten. Wenn er nicht hier bei Ihnen gewesen, so ist ja die Möglichkeit gegeben, daß er alsbald weiter nach Ansbach, ja nach München gereist, um Palm noch zu erreichen, ihn zu retten. Außerdem bliebe nur die eine Annahme übrig, daß ihm unterwegs ein schwerer Unfall zugestoßen, darüber werden die nächsten Tage Gewißheit bringen, aber niemals haben Sie, mein Herr“, schloß Emma ihre leidenschaftliche Rede, „das Recht, weder an dem Mute, noch an der Ehrlichkeit meines Verlobten zu zweifeln.“

„Ich, ich", stammelte der Buchhalter in peinlicher Verlegenheit, „beklage mit Ihnen die verhängnisvolle Schickung, welche den Herrn Professor verhindert oder abgehalten hat, den Weg zu uns zu finden. Außerdem wäre ja wohl, das ist wenigstens meine Ansicht, alles anders gegangen mit unserm guten Herrn. Aber es ist unnütz, sich darüber aufzuhalten, da es doch zu spät und alles verloren ist", schloß er dann mit einem schweren Seufzer. (Fortsetzung folgt.)

Bayerns frühere Duellgesetze.

Von Dr. jur. Hermann Knapp.

(Schluß)

Durch die Chronik zieht sich ein langes Register bewaffneter Tumulte und wüster Skandale, in denen — abgesehen von den gegenseitigen Balgereien der Musensöhne, aus denen 1522 ein förmlicher Krieg zwischen Schwaben und Bayern hervorzuheben — Soldaten, friedliebende Bürger und — Nachtwächter mit dem Raufdegen bearbeitet und geprügelt werden. Kein Wunder, da ja trotz mannigfachen Verbots die Studenten fortwährend den Degen an der Seite führten; um wenigstens während der Kollegien vor dem Balgen Ruhe zu erhalten, wurde bestimmt, daß vor Beginn derselben jeder seine Waffe beim Vorsteher der „Burse", deren jede Fakultät eine besaß, zu deponieren habe. Entsprechend dem besonders kampflustigen bayerischen Elemente ging es in Ingolstadt damals weit wüster zu, als z. B. in Würzburg; ein Fall wenigstens, wie 1663 in Würzburg, wo ein Student seinen Herausforderer beim Doktor verklagt und diesen um Schutz wider ihn anfleht, worauf der Gegner vorgeladen wird, und beide nach einer solennen Strafpredigt versöhnt von dannen ziehen, ist in der Ingolstädter Chronik nicht verzeichnet.

Daß jedoch dem letzten Duellmandat — um nochmals auf dasselbe zurückzublicken — überhaupt keine Bedeutung beigemessen wurde, sondern, daß es nichts war und blieb, als ein hohles Schreckmittel, das selbst auf den Furchtsamsten nicht reagierte, hierfür zeugt nichts besser, als daß man es nicht einmal der Mühe wert fand, es ausdrücklich für derogiert zu erklären. Feuerbach und Mittermaier erwähnen es zwar in ihren Schriften, halten es aber sonst für ungefährlich, das Strafgesetzbuch von 1813 geht — wie über den Zweikampf selbst — mit Stillschweigen darüber hinweg. So ist es denkbar, daß dies widernatürliche Gesetz bis zum Jahre 1861, wenn auch nicht für ganz Bayern, so doch für die älteren Provinzen rechtliche Geltung behielt. Bis zum Strafgesetzbuch von 1861 stand es also jedem bayerischen Gerichtshof frei, nach diesem Mandat ein Urteil zu fällen, freilich unter dem Risiko, sich allgemeiner Verspottung preiszugeben; in den Kammerverhandlungen von 1828 und 1858 gewährte es noch Anlaß zu Debatten.

Die bedenkliche Folge aber davon, daß kein besseres Gesetz an dessen Stelle trat, war totale Systemlosigkeit in Bestrafung des Zweikampfes oder vielmehr Annahme des entgegengesetzten Extrems, indem nun meist das Duell an sich fast gar nicht, die Tötung aber und schwerste Verwundung in einem solchen lediglich als fahrlässige Tötung und Körperverletzung bestraft wurde, welche Strafe überdies statt im Gefängnis auf der Festung zu erstehen war.

Allerdings waren Regierung und Stände bestrebt, diesen fühlbaren Mißstand zu beseitigen, insbesondere in der Abgeordnetenkammer kam es, wie erwähnt, zu heftigen Erörterungen hierüber, trotzdem gelang es nicht, Sonderstimmungen vor Inkraftsetzung des neuen Strafgesetzbuches zur Anerkennung zu bringen. Vor allem ist hier der Entwurf von 1827 erwähnenswert, welcher allerdings den Fehler besaß, daß er dem Richter einen allzu großen Spielraum bezüglich der Strafzumessung einräumte. Hiernach wurde der Duellant bedroht: bei keiner oder nur geringer Verwundung mit Gefängnis, bei schwerer oder lebensgefährlicher Verletzung, sowie Tötung, ohne daß eine hierauf abzielende Verabredung vorhergegangen, mit Arbeitshaus (b. 10 J.), bei Tötung nach vorhergegangener Verabredung mit Zuchthaus (b. 20 J.) Als Gehilfen sollten bestraft werden: Sekundanten, Zeugen, Kartellträger und Vorgesetzte, welche bei Kenntnis des bevorstehenden Zweikampfes denselben nicht zu verhindern suchten; mit Arrest die Herausforderer und diejenigen, welche die Forderung annahmen, ohne daß ein Zweikampf stattfand, sowie solche, welche dem Ablehnenden Verachtung bezeigten. Als besonderer Erschwerungsgrund für Duellanten und Kartellträger gilt es, wenn der von einer Seite angebotene gerichtliche Austrag zurückgewiesen oder wenn nach Betretung des Rechtswegs wiederholt herausgefordert wird. Endlich wird bestimmt, daß Zuchthaus- und Arbeitshausstrafen auf der Festung zu verbüßen sind; dies jedoch wohl nur, um die Detention erträglicher zu machen, nicht aber um die zudiktierte Strafart des beschimpfenden Charakters zu entkleiden und die verhängnisvollen Ehrenfolgen auszuschließen. Auch das Maximum von zwanzig Jahren bei verabredeter Tötung streift nahe an die Strafe des Mordes. Noch immer gelten Zeugen und Sekundanten als Beihelfer beim Duell, wie auch die Herausforderung an sich noch strafbegründend wirkt.

Das Strafgesetzbuch von 1861 war endlich dazu bestimmt, dem geradezu gesetzlosen Zustande ein Ende zu machen und ein einheitliches Recht für Bayern zu schaffen. Seine Normen sind bedeutend milder, als die des ersten Entwurfes. Die entehrenden Freiheitsstrafen gerieten völlig in Wegfall; allerdings war Zuchthausstrafe im Falle der Tötung bei vorausgehender Verabredung hierzu für Duellanten und Anreizer beabsichtigt, infolge der Kammerverhandlungen von 1850 entschloß man sich jedoch, „angesichts der unleugbar bestehenden Verhältnisse und der über das Duell in manchen Schichten der Bevölkerung herrschenden Ansichten „Gefängnisstrafe von gleicher Dauer an deren Stelle zu setzen". Herausforderung und Annahme derselben wird noch mit Arrest bestraft bei Tötungsabsicht mit Gefängnis. Auf das Duell selbst ist je nach der Schwere des Falls Arrest oder Gefängnis, letzteres bis zu 10 Jahren gesetzt. Kartellträger sind nur bei Verabredung der Tötung strafbar. Nach dem letzten Entwurf von 1859 sollten sie nur dann straflos bleiben, wenn sie vor der Herausforderung den zustimmenden Rat von fünf Standesgenossen erholten. Die übrigen Normen stimmen mit den

reichsgesetzlichen überein, insbesondere bezüglich der Nichtbestrafung der Sekundanten, Ärzte und Zeugen, ferner der Parteien bei freiwilligem Rücktritt, sowie betreffs des Eintretens der härteren Bestimmungen über Tötung und Körperverletzung bei Überschreiten der Kampfesregeln.

Auch die Strafen der Ehrenkränkungen werden endlich vernünftig normiert, da bis dorthin wegen Verleumdung nur bestraft wurde, wer den Gegner eines im Strafgesetzbuch von 1813 benannten Vergehens bezichtigt hatte, nicht also z. B. des Diebstahls einer Sache im Werte von vier Gulden, da jener bis fünf Gulden nur als Übertretung galt.

Noch muß ich zum Schlusse eines Gesetzentwurfs gedenken, der, im engen Konnexe mit der Duellgesetzgebung stehend, auf vermittelndem Wege dem Zweikampfe vorzubeugen strebte, des Entwurfs über Einführung von Ehrengerichten vom Jahre 1827.

Wohl gab es in Bayern wenig Gesetze, die solche Bewegung in Presse, Kammer und Ministerium hervorgerufen und doch so rasch der Vergessenheit verfielen, als dieser Entwurf. Man wähnte, durch Einführung von Ehrengerichten eine wirkliche Läuterung der Begriffe über Ehre, sowie Versöhnung der Bürger, Ledigung der Gerichte von den unerquicklichsten Prozessen herbeizuführen, eine Verwischung des kastenartigen Charakters der für Studenten und Militär bestehenden Ehrengerichte durch Aufstellung von Sühnegerichten, welche nach dem Prinzip unserer Verfassung, „Gleichheit der Gesetzgebung und Gleichheit vor dem Gesetze“, Streitigkeiten zwischen allen Ständen und Schichten der Gesellschaft zu schlichten bestrebt sein sollten. Wahrlich ein erhabener Gedanke, welchen der für jedes ideale Ziel so leicht begeisterte König Ludwig I. mit allem Eifer erfaßte und zur Verwirklichung zu bringen strebte. Nach seinem eigenen Wortlaut ist das in neun Abschnitte zerfallende Gesetz bestimmt, „dem mit Religion, Moral und bürgerlicher Ordnung unverträglichen Frevel des Zweikampfes durch eine Vermittelungs- und schiedsrichterliche Anstalt entgegenzuwirken“.

Wer 18 Jahre alt — bei öffentlicher Stellung schon früher —, ist befugt, bei Ehrenhändeln Schiedsrichter anzugehen. Zu diesem Zwecke werden von der Regierung für je drei Jahre Ehrenvermittler ernannt; Sache der Parteien ist es, irgend einen derselben mit der Schlichtung des Zwistes zu betrauen. Dieser hat einen Sühneversuch vorzunehmen, bei dessen Mißlingen aber das Hauptverfahren vor dem Ehrengericht vorzubereiten.

Jedes Ehrengericht besteht aus einem Ehrenvermittler und vier Schiedsrichtern, wozu jede Partei vier selbständige Bürger wählt, von denen zwei vom Gegner abzulehnen sind.

Für Ehrverletzungen mit dem Charakter von Verbrechen oder Vergehen ist das Ehrengericht nicht kompetent, ebenso, wenn eine Partei auf den Vermittlungsantrag des Gegners nicht eingeht oder zurücktritt, was jedoch nur vor dem Schiedsspruch und nur mit Einverständnis der Beteiligten zulässig ist. Andrerseits können bis zum Urteil Ehrenhändel von dem ordentlichen Gericht an das Ehrengericht transferiert werden.

Der Ehrenvermittler leitet die Verhandlung, besitzt aber kein Stimmrecht. Nach abermaligem Sühneversuch erfolgen — ohne Zulassung von Anwälten — die Vernehmung der Parteien und die Beweisaufnahme, wobei jede Art des Eides unstatthaft; auf diese die geheime Beratung und Abstimmung. Die über den Spruch verabfaßte ausführliche Urkunde enthält, falls auf eine — höchstens in Ehrenklärung bestehende — Genugthuung erkannt wird, auch die Vollzugsart derselben.

Der verkündete Spruch wird womöglich sogleich vollzogen; bei Weigerung vollstreckt ihn das ordentliche Gericht. Gegen den Spruch ist nur — auch seitens des Ehrenvermittlers Wiedereinsetzung und Nichtigkeitsbeschwerde zulässig, welche, binnen drei Tagen bei der Oberinstanz des an sich zuständigen Untergerichts eingelegt, die Vollziehung hemmen. Wird der Spruch aufgehoben, so hängt es von den Parteien ab, sich an das ordentliche Gericht oder an ein neu zu bildendes Ehrengericht zu wenden.

Trotz der eifrigsten Vertretung seitens der Regierung wurde dieser Entwurf vom Reichsrat, wie vom Ausschusse der zweiten Kammer abgelehnt, während das Plenum der letzteren nach heftigen Debatten dafür stimmte, dem Entwurf nach eingehender Redaktion bei Gelegenheit der Publikation eines neuen Strafgesetzbuches Rechtskraft zu verleihen.

Hauptgründe der Nichtannahme waren, daß den Ehrengerichten vor Fällung des Spruches jeder gesetzliche Zwang versagt war, und daß die Ehrenvermittler nicht frei gewählt, sondern von der Regierung ernannt werden sollten. Einige Vertreter der Kammer wünschten, daß das Gesetz wenigstens für die Klassen, welche für den Zweikampf vornehmlich inklinieren, zur Anwendung komme, insbesondere allen Akademikern bei der Immatrikulation der Revers auf Ehrenwort abgefordert werden solle, in Ehrenhändeln nicht eigenmächtig vorzugehen, sondern sich in jedem Falle dem Ehrengericht zu unterwerfen, ebenso solle man alle Fechtschulen gesetzlich verbieten.

Kurz, es war keine Einigung zu erzielen und König Ludwig I. bedauert im Ständeabschied lebhaft diesen Mißerfolg; „um so mehr werde er seine beharrlichen Bestrebungen dahin richten, dem mit Religion, Sitte und bürgerlicher Ordnung gleich unverträglichen Frevel mit aller Kraft und durch ernste Androhung aller gesetzlichen, ihm zu Gebote stehenden Mittel Einhalt zu thun“.

So viel über den damaligen Rechtszustand; über den heutigen, womöglich in polemisierender Weise, Kritik zu üben, überschreitet den Bereich dieses Themas, wiewohl sich auch sicher hierfür ein dankbares Feld darbieten dürfte!

Das Regiment „Royal allemand de Deux-Ponts“ deutschen Ursprungs in französischen Diensten, und dessen Inhaber.

Von Hauptmann Leonh. Winkler.

(Schluß.)

Auf dem Marsche in das Lager bei Fürstenberg a. d. Weser den 19. August wurde das Regiment in der Nähe von Oldenburg bei Kassel von einem Corps englischer und schottischer Grenadiere angegriffen, welch' letzteres aber vor den tapfern Zweibrückern sein Heil in der Flucht suchen mußte. Am 2. September säuberte es den Wald bei Sababurg in Hessen-Nassau, bemächtigte sich tags darauf des Schlosses gleichen Namens und machte die Besatzung zu Kriegsgefangenen. Im

Laufe des 10. Oktober eroberte das Regiment mit anderen Truppen unter Führung des Generals Closen Wolfenbüttel, wurde aber am 13. durch den von der Weser herbeigeeilten, schon oben genannten Luckner zur Räumung Wolfenbüttels und zum Rückzug gezwungen. Gegen Ende November bezogen die Franzosen die Winterquartiere, mit ihnen auch unser Regiment Deux-Ponts, hinter der Linie Mühlhausen, Göttingen und Marburg. Im Jahre 1762 noch in Deutschland, nahm es an den Bewegungen der französischen Armee gegen den Herzog von Braunschweig teil, ohne daß dabei eine bemerkenswerte Aktion vorgekommen wäre, und wurde schon gegen Ende dieses Jahres auf zwei Bataillone reduziert.

Der Friede von Hubertusburg am 15. Februar 1763, welcher bekanntlich Brandenburg-Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte einführte, brachte das Regiment nach Frankreich zurück, wo es in Thionville Station nahm. Schon im Mai desselben Jahres nach Zweibrücken in die Residenz seines fürstlichen Inhabers verlegt, begann nun für das Regiment bis zum Jahre 1780 eine längere Friedensthätigkeit im Garnisonsleben, deren Monotonie nur ab und zu durch ein frischer pulsierendes Lagerleben unterbrochen wurde. Als Garnisonsorte dienten ihm fast nur Städte in Elsaß-Lothringen, welche den Lesern durch den Krieg 1870/71 sowie durch die darauf folgende Occupationszeit so bekannt geworden sind. Wir heben aus der Reihe derselben nur Sedan und Mezières, Straßburg und Schlettstadt hervor. Die Lust- und Übungslager fanden in der Regel in der Nähe der Stadt Compiègne a. d. Oise im Departement Oise statt. Inzwischen hatte der fürstliche Regimentsinhaber Herzog Christian IV. von Zweibrücken[1]) seine irdische Laufbahn am 5. November 1775 auf dem Jagdschloß Petersheim bei Zweibrücken beschlossen, und das Regiment wurde bis auf weiteres „vakant" geführt. Nach 17jährigem ruhigen Garnisonsleben nahmen die Vorbereitungen zu erneuter kriegerischer Thätigkeit im Jahre 1780 die Kräfte des Regiments wieder voll und ganz in Anspruch. Aber nicht zur Verteidigung des heimischen Herdes, noch zu Eroberungszügen in die benachbarten Länder erklang der Ruf seines obersten Kriegsherrn Ludwig XVI., sondern zu einer überseeischen Expedition und Unterstützung der Freiheitsbestrebungen Nordamerikas. Der nordamerikanische Freiheitskrieg hatte im Jahre 1775 seinen Anfang genommen. Die Provinzen Nordamerikas, welche bisher unter der englischen Regierung standen, sagten sich durch die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 vom Mutterlande los und erstritten auch in vierjährigem Kampfe ihre Unabhängigkeit.

Während unsere deutschen Fürsten, wie Hessen, Braunschweig, Waldeck, Ansbach-Bayreuth, Anhalt-Zerbst der großbritannischen Regierung zur Wiedereroberung ihrer Kolonien Hilfstruppen sandten, stand Frankreichs Sympathie, stets eifersüchtig auf England und dessen Kolonialausbreitung, auf Seite der Vereinigten Staaten Nordamerikas, und Ludwig XVI. schickte verschiedene Regimenter unter den Generalen Lafayette[1]) und Rochambeau der Union als Subsidientruppen. Während Lafayette schon seit dem Jahre 1777 als Generalmajor für den Kongreß thätig war, schiffte sich General Rochambeau mit den französischen Hilfstruppen erst am 4. April 1780 im Hafen von Brest nach Amerika ein. Zu denselben gehörte auch das Regiment Deux-Ponts unter der Führung seines damaligen Obersten, des Christian von Zweibrücken, Grafen von Forbach, eines natürlichen Sohnes des früheren Regimentsinhabers Christian IV. aus dessen morganatischer Ehe mit der zur Gräfin von Forbach erhobenen Maria Anna Fontevieux — nach anderen Camasse —, des späteren bayerischen Generals der Infanterie, Baron Christian von Zweibrücken[2]),

Karl Baron Closen auf Haydenburg.
Nach dem Originalporträt in der von Hofenfels'schen Familiengalerie zu Zweibrücken. (Zu Seite 538.)

[1]) Christian IV. liegt im Chor der Alexanderskirche zu Zweibrücken begraben.

[1]) Lafayette ist unseren Lesern auch als Kommandant der Pariser Nationalgarde bei Ausbruch der französischen Revolution bekannt, welcher Ludwig XVI. und die königliche Familie gegen den Pöbel schützte und noch bis zum Jahre 1830 eine hervorragende politische Rolle in Frankreich spielte.

[2]) Die natürlichen Kinder Christians IV. aus der Ehe mit der Fontevieux nannten sich mit des Herzogs Erlaubnis Grafen und Gräfinnen von Forbach mit dem Zusatz „von Zweibrücken" zu ihrem Vornamen. Vom König Ludwig XVI. erhielt Christian den Titel „Marquis",

welcher im Jahre 1800 das 12000 Mann starke Subsidiencorps mit den Brigaden Deroy und Wrede gegen Frankreich kommandierte und am 25. Oktober 1817 in München starb. Oberst Christian von Zweibrücken war bereits am 20. April 1768 in das Regiment Royal Deux-Ponts als Souslieutenant eingetreten. Am 16. April 1771 Kapitän, 3. Juli 1772 Oberstlieutenant, scheint derselbe kurz vor dem Tode seines Vaters, des bisherigen Regimentsinhabers, am 20. September 1775 an Stelle des Regimentsobersten Ludwig Karl Eugen Baron v. Bergh aus Zweibrücker Familie, welcher den oben öfters erwähnten Oberst v. Scheidt und dessen unmittelbaren Nachfolger Jean Daniel de Saint-Ingbrecht, deren Geschlecht ebenfalls im Zweibrückener Lande ansässig war, als Vorgänger im Regimentskommando gehabt hatte, die Führung des Regiments Deux-Ponts überkommen zu haben.

Wir fügen hier vorausgreifend gleich bei, daß Christian von Zweibrücken im Jahre 1786 Brigadier und am 10. März 1788 maréchal de camp, sowie colonel propriétaire, d. h. Inhaber des Regiments Deux-Ponts geworden und bis zum Ausbruch der französischen Revolution geblieben ist. Während des nordamerikanischen Freiheitskrieges zeichnete sich das Regiment Deux-Ponts sowohl, wie insbesondere sein tapferer Führer Christian von Zweibrücken mehrfach aus. Wir heben aus des Regiments kriegerischer Thätigkeit während dieser Zeit vor allen Dingen die Belagerung und Eroberung von Yorktown in Virginien im Jahre 1781 hervor. Der amerikanische General Washington hatte sich bei Williamsburg mit den Franzosen unter General Rochambeau vereinigt und rückte nun mit 20000 Mann gegen Yorktown, wo der englische General Cornwallis verschanzt lag, vor. Nachdem am 6. Oktober die Belagerungsarbeiten begonnen hatten, folgte die Beschießung der Stadt nur wenige Tage darauf. Bei dem Sturm der amerikanisch-französischen Armee auf die Redouten am 14. Oktober legte das Regiment nach allen uns vorliegenden Berichten die größte Bravour an den Tag. Der Oberst des Regiments, Christian von Zweibrücken, war der erste, welcher in die englischen Verschanzungen eindrang. Nachdem er die Krone einer Redoute erstiegen hatte, bot er einem Grenadier seines Regiments die Hand, um ihm zum Aufstieg zu helfen. Der Grenadier fiel, von einer feindlichen Kugel getroffen, tot zu seinen Füßen nieder. Der tapfere Oberst bot seine Hand mit der größten Kaltblütigkeit dem nächsten Grenadier. Solcher Tapferkeit konnte die ohnehin schwache, meist aus deutschen Hilfstruppen bestehende Besatzung nicht lange Widerstand leisten. Die Verschanzungen wurden genommen, und General Cornwallis mußte sich am 19. Oktober mit der Besatzung kriegsgefangen ergeben. General Washington überließ dem tapferen Regimente Deux-Ponts als Auszeichnung für den beim Sturm bewiesenen Heldenmut im Namen des Kongresses drei Kanonen zum Geschenke, welche dasselbe am Tage des Sturms erobert hatte. Dem Kommandeur des Regiments wurde für seine Bravour die Ehre zu teil, dem König Ludwig XIV. im Auftrage des amerikanischen Kongresses einige eroberte englische Fahnen als Siegestrophäen persönlich überbringen zu dürfen. Nicht lange danach landete Christian von Zweibrücken an Bord der französischen Fregatte Andromache in Brest, auf dem Wege zum Könige, um diesem ehrenvollen Auftrag zu genügen.



Generallieutenant Freiherr v. Zoller. (Zu Seite 551.)

An dieser Stelle dürfte es wohl am Platze sein, zu erwähnen, daß außer anderen pfalz-zweibrückenschen Offizieren, deren Nachkommen teilweise jetzt noch in der bayerischen Armee dienen, auch der Vater unseres vortrefflichen und tapfern, im Jahre 1866 bei Kissingen gefallenen Generallieutenants Oskar v. Zoller, Friedrich Joh. Daniel Alois Freiherr v. Zoller — geboren 1762 zu Baden-Baden — als Unterlieutenant des Regiments Deux-Ponts den amerikanischen Feldzug gegen England 1780/83 mitgemacht hat. Lieutenant v. Zoller geriet in englische Kriegsgefangenschaft und wurde nach der englischen Kolonie Jamaika abgeführt. Wieder ranzioniert, verließ Zoller nach Ausbruch der französischen Revolution den französischen Dienst und fand Wiederanstellung als Hauptmann in der Zweibrückenschen Leibgarde zu Fuß, deren brauchbarer Restbestand 1799 dem jetzigen 3. Infanterieregiment „Prinz Karl von Bayern" einverleibt wurde. Es ist dies derselbe Zoller, welcher im Jahre 1800 das frühere Bataillon „Wrede" kommandierte, das am 16. Juni 1801 zusammen mit dem Bataillon „Buseck" zur Neubildung des Regiments „Herzog Karl", jetzt 3. Infanterieregiment, Verwendung fand.

Im Jahre 1783 kehrten die französischen Hilfstruppen, mit ihnen auch das Regiment Deux-Ponts und sein Kommandeur Christian von Zweibrücken, nach Frankreich zurück, und wir können es uns nicht versagen, hier ein Beispiel von patriotischem Sinn und soldatischer Fahnentreue, welches ein Angehöriger des Regiments während der Überfahrt gab, hervor-

sein Bruder Wilhelm den Titel „Vicomte". Beim Ausbruch der französischen Revolution aus französischen Kriegsdiensten getreten, erhielten die Grafen von Forbach vom Pfalzgrafen und Herzog Karl von Zweibrücken, dem Nachfolger Christians IV., mittels Dekrets vom 31. Januar 1792 dd. Karlsberg die Erlaubnis, ihrem Taufnamen den Titel „Freiherren von Zweibrücken" beizusetzen. Vom Jahre 1792 bis 1799 war Baron Christian als General in preußischen Diensten und machte als solcher den ersten und zweiten Koalitionskrieg gegen Frankreich mit. 1799 trat er als Generallieutenant in pfalz-bayerische Dienste.

zuheben, dem braven Mann zum Andenken, den Soldaten aller Armeen zur Nacheiferung. Der Sergent Niklas Brendley, mit zehn Mann auf einem Handelsschiff einbarkiert, wurde auf der Heimfahrt von dem englischen Schiff Jupiter gefangen genommen und nach der westindischen Insel Antigua gebracht. Die Engländer boten ihm 50 Guineen (= 1000 Mark), wenn er mit seiner Abteilung in britische Dienste übertreten würde, aber der wackere Sergent zog die Gefangenschaft den verführerischen Lockungen des gleißenden Goldes vor und leuchtet so den Nachkommen für immer als ein glänzendes Beispiel soldatischer Tugenden.

Im Laufe des Monats September 1783 war das Regiment Deux-Ponts wieder in seiner Heimat angekommen, und zwar in dem damals französischen Teil der Pfalz, in der Festung Landau. Es begann nun für dasselbe bis zum Ausbruch der französischen Revolution eine längere Friedensperiode, ausgefüllt mit den gewöhnlichen Beschäftigungen gemütlichen Garnisonslebens. Von Landau kam das Regiment im Oktober 1785 nach Pfalzburg, im gleichen Monat 1787 nach Metz. Im März 1788 wieder in Pfalzburg, bekam das Regiment im Juli des gleichen Jahres Belfort mit Hüningen als Garnison und wurde nach Verlauf von nur vier Monaten nach Neubreisach verlegt. Vom April 1790 an versah Deux-Ponts den Garnisonsdienst wieder im jungfräulichen Metz, wo es bis zum März 1792 blieb. Der rasche Wechsel der Garnisonen dürfte wohl eine Vorwirkung der nahenden Revolution gewesen sein. Durchströmt nicht unsere Leser ein freudiges und Zufriedenheit atmendes Gefühl bei dem Gedanken, daß diese elsaß-lothringischen Garnisonsorte durch deutsche Tapferkeit französischer Verwelschung größtenteils entrissen und jetzt wieder in deutschen Händen sind?



Uniformsbild des Regiments »Deux-Ponts«. Grenadier und Fahnenträger 1789, Sergent 1759.

Bei Ausbruch der Revolution war der bisherige Inhaber und Oberstkommandant Christian von Zweibrücken, wie oben bereits angedeutet, aus französischen Kriegsdiensten getreten, und für ihn hatte am 25. Juli 1791 Louis Amable de Prez (Desprez), welcher schon seit dem Jahre 1757 im Regimente Deux-Ponts Dienst that und auch den Feldzug in Amerika als Oberstlieutenant mitgekämpft hatte, das Regimentskommando übernommen, welchem als letzter Kommandeur des Regiments in des letzteren Eigenschaft als Regiment mit dem Namen Deux-Ponts Jean Christophe v. Wisch, aus rheinländischem Stamme, folgte. An der französischen Revolution nahm das Regiment selbst keinen werkthätigen Anteil. Während die meisten deutschen Fremdregimenter zum Schutz der Krone in die Nähe von Paris gezogen wurden, blieb Regiment Deux-Ponts in seiner Garnison in Verdun, wohin es von Metz aus transferiert worden war. Nachdem das Regiment durch Dekret vom 1. Januar 1791 die Nummer 99 erhalten hatte, hob die französische Nationalregierung durch Beschluß vom 21. Juli 1791 die deutsche Eigenschaft der regiments allemands, deren hohe Wertschätzung u. a. auch materiellen Ausdruck dahin gefunden hatte, daß diese Truppen höheren Sold bekamen als die Nationalfranzosen, auf und verleibte sie der französischen Armee als eigen Fleisch und Blut, als nationalfranzösisch ein. Von da ab unterschied man in der französischen Armee nur mehr National- und Schweizerregimenter. Auch unser Regiment Deux-Ponts wurde seiner deutschen Eigenschaft entkleidet und im Jahre 1794, nachdem es in den ersten Jahren der Revolution seinem alten Ruhmeskranz noch manches frische Lorbeerreis, wie z. B. bei Jemappes und Neerwinden in Belgien, hinzugefügt hatte, in die 177. und 178. Demibrigade eingeteilt. Von diesem Zeitpunkt an verschwindet der Name Deux-Ponts, welchen das Regiment bisher so stolz geführt und dem es bei allen Gelegenheiten Ehre gemacht hatte, verschwindet, wie das Herzogtum Zweibrücken selbst, welches im Sturm der französischen Revolutionsjahre aus der Reihe der europäischen Staaten gestrichen wurde. Damit erlischt auch für uns und unsere Leser das weitere Interesse an dieser Truppe, und wir nehmen daher freundlichen Abschied von den tapferen Zweibrückern, nicht ohne unserer Freude Ausdruck zu geben, einmal darüber, daß der größte Teil des ehemaligen Herzogtums Zweibrücken durch die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 aus napoleonischen Raubhänden wieder an sein angestammtes Wittelsbacher Fürstenhaus zurückkam, dessen erlauchter Sprosse Maximilian Joseph als erster König von Bayern dasselbe seinem neuen Königreich einverleibt hat, und zum andern, daß die Landeskinder aus dem Bezirk Zweibrücken nicht mehr welschen Kommandorufen Gehorsam zu leisten haben, sondern, für immer treue Anhänger ihrer angestammten Landesfürsten, nunmehr im Verbande der deutschen Armee nur deutsche Kommandolaute zu hören bekommen, stets bereit, mit ihrem Herzblut die westliche Landesmark zu verteidigen, welchem unser erlauchtes jetzt regierendes Königshaus, unser erlauchter und edler Prinzregent Luitpold, welcher derzeit mit zielbewußtem Geiste und sicherer Hand die Geschicke unseres geliebten Bayerlandes lenkt und in diesem Jahre in blühender Frische des Körpers und Geistes sein 70jähriges Wiegenfest feierte, entsprossen ist.

Da viele unserer Leser aber auch gern wissen möchten, wie das Regiment Deux-Ponts im vorigen Jahrhundert ausgesehen hat, d. h. wie es uniformiert gewesen ist und wie seine Banner in Zeichnung und Farbe waren, so fügen wir den im Text

befindlichen Abbildungen noch bei, daß die Farbe des Rockes stets himmelblau, jene des Kragens und der Ärmelaufschläge bis zum Jahre 1770 karmoisinrot, von da ab zitronengelb gewesen ist. Die Tressen, mit welchen die Uniform besetzt war, und an deren Stelle im Jahre 1770 zitronengelbe Revers, d. s. Brustklappen, traten — wie an den Textbildern zu sehen ist —, ferner das Rockfutter, Weste, Hose, Knöpfe und Hutborten hatten weiße Farbe. Die weißen enganliegenden Hosen steckten in schwarzen Gamaschen. Die Hosentaschen liefen quer. Die Grenadiere trugen hohe Bärenmützen.

Die ersten Ordonnanzfahnen bestanden aus vier seidenen quadrierten Feldern, von denen zwei veilchenblau, zwei karmoisinrot waren. Im Jahre 1770 bekam das Regiment neue Fahnen, welche folgendes Bild zeigten. Ein weißes Andreaskreuz teilte das seidene Fahnentuch in vier Dreiecke. In der Mitte des Kreuzes befanden sich eine königliche Krone, und in jedem Arm des Kreuzes zwei große aufgeblühte Lilien. Das obere und untere Dreieck war abwechselnd in weiße und rote flammenähnliche Streifen geteilt, während die Seitendreiecke solche Streifen in weiß und blau enthielten. Jedes von diesen Dreiecken war mit dem Wappen des herzoglichen Hauses Zweibrücken geschmückt.

Burgruine Trimberg im Saalgründe.

(Nach Dr. Wieland: Geschichte von Euerdorf.)

Die Ruine Trimberg[1]) liegt zwischen Euerdorf und Hammelburg auf einem Berge, der sich frei und steil aus dem anmutigen, fruchtbaren Thale der fränkischen Saale erhebt und nur auf der südöstlichen Seite mit den Höhenzügen gegen den Gramschatzer Wald hin zusammenhängt.



Die Trimburg. Nach Karl Geist.

Die Burg, die einst Stammsitz der Reichsdynasten von Trimberg[2]) war, in welche 1372 Dompropst Albrecht v. Haßburg vor seinem Gegner Gerhard v. Schwarzburg sich flüchtete, und die nicht selten die würzburgischen Landesfürsten beherbergte, ist nur Ruine.

An der südöstlichen und höher als der Trimberg aufsteigenden Bergeserhebung, gerade vor der eigentlichen Burg, befand sich ein Vorwerk, die Linsenburg genannt, deren spärliche Ruinen noch zu sehen sind. Von ihr herab ließ sich Schloß Trimberg wie aus der Vogelperspektive betrachten.

Dieses umgab eine Mauer, und über zwei Zugbrücken führte der Burgweg zu zwei Thoren, die mit Wohnungen überbaut waren. Von der Niedernburg im Dorfe Trimberg[3]) her gelangte man zuerst zu dem unteren Thore, das jetzt vermauert ist und sich unterhalb der Kastellanswohnung befindet, dann aufsteigend durch den äußeren Burghof zum oberen Thore, durch welches man in den inneren Burghof kam und noch kommt. Im Burghofe standen zwei große Kemnaten, deren eine der Erthalsbau hieß, mit je einem Keller und „ein besonder Kirchlein“, darin alle Sonntage und Festa celebriert wurde.

Eine Schloßkapelle wird noch 1779 genannt, kann aber nur ein Betsaal im Schlosse gewesen sein. Das Kollationsrecht stand dem Bischofe von Würzburg zu. Im Jahre 1307 wird ein Hartlieb als Kaplan in Trimberg, 1318 ein Heinrich Kleriker auf Trimberg genannt.

Später versah u. a. auch der Frühmesser von Elfershausen, wohin Trimberg jetzt eingepfarrt, den Gottesdienst. Früher gehörte Trimberg in die Pfarrei Euerdorf. Im inneren Burghofe lag auch das Brunnenhaus; darinnen ein tiefer Brunnen in Felsen gehauen, so mit einem Pferde gezogen wurde. Die Umfassungsmauern des Brunnens stehen noch; der Brunnenschacht ist mit starken Bohlen vergittert. An das Brunnenhaus stießen an die Pferde- und Schweineställe. Im Sommerhause, ein Erkerturm am unteren Thore, wurde das sog. Erkergericht gehalten, so ein Appellationsgericht war und aus zwölf Schöffen von Dorfschaften der Cent Trimberg und einem unparteiischen Richter bestand. In den Tiefen dieses Turmes lag der Gewahrsam, Mauern und Gebäude wurden überragt von sechs Türmen, von denen der Fähnleinsturm und Schneckenturm erwähnt werden. Ein Turm hieß der Wurfturm für die Steinschleuderer.

Nach Urkunde von 1290 war das Schloß kurz vorher

[1]) Thrym = Thruma = Tonitru erinnert an den Gott Thor, in dessen Händen der Donner gewesen, also Trimberg = Donnersberg.

[2]) Der berühmte Hugo von Trimberg, der Dichter des Renner, gehört der Familie der Dynasten von Trimberg nicht an, sondern scheint seinen Namen nur von einem längeren Aufenthalte zu Trimberg erhalten zu haben. Als Geburtsort nennt er selbst die fränkische Ortschaft Werna.

[3]) Aus dem Dorfe Trimberg war der berühmte Meistersänger Süß der Jude, und zeigt man noch sein Geburtshaus. Wohl von 1218 bis 1225 war er Arzt am Dietrichspitale in Würzburg. In der Manneßischen Liederhandschrift ist er abgebildet in reicher Tracht mit langem Barte und trichterförmigem jüdischen Hute.

ruinos gewesen, und hatte Dompropst Heinrich v. Wechmer dasselbe wieder hergestellt.

Im Bauernkriege von 1525 wurde Schloß Trimberg vom Auraer Haufen eingenommen und vielfach verheert. Die Euerdorfer und übrigen Amtsangehörigen mußten nach bewältigter Empörung dem Bischofe geloben, Trimberg, Bodenlaube und Aschach wieder bauen und befestigen zu lassen. Es scheint aber dieses Bauen in sehr mangelhafter Weise geschehen zu sein, da Bischof Julius im Jahre 1616 das Schloß wieder „fast neu baute"; die drei zu verschiedenen Eingängen führenden Thüren aus rotem Hausteine, diverse Fensterlaibungen und die Katzenstiegen der Giebel sind noch aus dieser Zeit.

Im Jahre 1679 wurde ein drittes, „das neue Thor" in die Mauer gebrochen, der jetzige Zugang zur Burg.

Im Jahre 1803 wurde von der kurfürstlich bayerischen Amtskellerei der Abbruch verschiedener Gebäulichkeiten der Trimburg beschlossen, ebenso 1804. In diesem Jahre fand sich noch ein Schloßwart auf Trimberg, welches von nun an verlassen bleiben sollte, die Gebäude verfielen dem zersetzenden Zahne der Zeit, die Mauern den noch gründlicher aufräumenden Händen der Menschen. Bald war die Trimburg Ruine, und als es an ihr fast nichts mehr zu verwüsten gab, erschien die Verordnung zur Schonung und Erhaltung alter Baudenkmale.

Im Jahre 1833 zog Johann Ernst aus Dorf Trimberg auf die Burg und begann nach wohnlicher Einrichtung eine kleine Wirtschaft. Später übernahm sie sein Sohn Kilian und erbaute 1865 das untere Gelaß und 1877 den oberen Saal. Die Badekasse von Kissingen ließ die Ruine in guten Stand setzen und eine Treppe auf den Fähnleinsturm erbauen.

Trimburg wird nämlich von Kissinger Kurgästen gern besucht des Panoramas wegen, das sich von der Höhe des Turmes vor dem Auge aufrollt. Nach Westen erblickt man Reußenberg, Sodenberg und Saaleck, nach Norden den Büchelberg, Dreistelz und Kreuzberg; nordöstlich streift der Blick über Aura hin auf den Kissinger Aussichtsturm und die Bodenlaube, während der Hesselberg, Scheinberg und Stufenberg sich zeigen; südlich ziehen sich die bewaldeten Höhenzüge gegen Arnstein und Gramschatz hin, und im Thale leuchten Hammelburg, Pfaffenhausen, Langendorf, Elfershausen, Trimberg, Euerdorf und Engenthal aus dem schmucken Wiesengrün und dem Rebgelände.

Die Trimberger waren Henneberger, führten als Wappen einen liegenden Schild mit zwei silbernen Pfählen auf purpurnem Felde, über dem Schilde den Stechhelm und als Helmkleinod einen Spitzhut mit drei Pfauenfedern.

Eine Anna v. Trimberg erscheint 1018; der letzte des Stammes war Konrad VII., der wahrscheinlich 1377 mit Tod abging. Kaiser Karl IV. verlieh die im Bambergischen liegenden Reichslehen Konrads dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, die würzburgischen fielen teilweise dem Stifte Würzburg zu, teilweise an Graf Herman V. von Henneberg. Würzburg setzte nach Trimberg einen Amtmann, der immer dem Stiftsadel entnommen war.

Die Nixe von Weltenburg.

Donausage

von E. Escherich.

Es ist eine alte Sage, die mir im Sinn liegt, tief und hold und süß, eine Sage, die wie ein Lied klingt, denn sie ist eitel Poesie, duftumsponnen, schwermutumhaucht.

Die Märe kündet:

Es ist einmal am Donaustrande unfern Weltenburg ein junger Fischer gesessen, der sah in die rinnenden Wellen und ziehenden Wasser und konnte sich nicht satt sehen an dem blauen Schein und liebte das Rauschen des Stromes, denn immer vermeinte er, ein seltsames Singen und Klingen daraus zu vernehmen wie wonnige Liedweise.

Da plötzlich kam etwas die Fluten herabgeglitten, wie ein weites Rad ausgebreiteten Goldhaares, drauf, einer schaumumsprühten Wasserlilie gleich, ein schneeiger Nacken und ein süßes, minniges Köpflein ruhte. Da sprang der Fischer empor aus seinen Träumen, und hinein in die Stromschnelle, wußt' aber kaum, wollt' er das köstliche, arglos dahertreibende Wunder nur aus der wilden Brandung retten oder für sich erhaschen.

Und sein kraftvoller Arm umfing und trug das elfische Wesen ans Ufer, und ein nie geahnter Schauer durchrann den starken Mann, wie er das holdselige Weib, von dem Mantel seines langen Goldhaares und grünen Wasserpflanzen umflossen, an seine Brust gebettet hielt.

Da er aber ans Land sprang und wieder festen Boden gewonnen hatte, war ihm das Mägdlein aus dem Arm geglitten und hatte sich ins hohe Strandgeröhricht geduckt.

Er aber kniete daneben nieder: „Ich hab' Dich gefangen, Du Holde, Süße, und will Dich nimmer lassen!"

Da neigte sie sich ganz nahe zu ihm, und ihre Augen hingen schier angstvoll flehend an den seinen. „O, laß mich, laß mich doch lieber, denn ich bin eine Nixe der Stromfey, und meine Herrin wird grollen, wenn ich nimmer zurückkehre."

Der Jüngling aber lachte nur: „Was fragen wir nach der Stromfey, Du und ich. Auf dem Lande kann sie Dir nichts anhaben, und vor dem Wasser will ich Dich schon hüten; ich aber fürcht' mich nicht vor ihr und ihrer Gewalt."

Da schaute sie ihn noch größer und flehender an: „Wohl seh' ich am Glanz Deines Blickes, daß Du mich liebst, aber wirst Du mir auch die Treue halten fest und unwandelbar bis zum Tode?"

Ihre Stimme klang süß wie Frühlingslufthauch. Sie drang ihm schmeichelnd ans Herz. „Wie könnt' ich je Dein vergessen, Du meine traute Wasserrose!"

So ward sie sein und wohnte mit ihm in seinem Heim und hielt ihm mit ihren Elfenhänden das Haus in schmucker Ordnung. Freilich wollte ihr anfänglich schwer fallen, sich, die freigeborene Tochter des Stromes, in solches Joch zu beugen, aber sie gedachte an ihren Liebsten, darob schwand ihr alle Mühe alle Plage, und es blieb ihr nichts mehr als das Glück, ihn fröhlich zu sehen.

So schwand der Mai. Wie mit drückender Schwüle der

Sommer heraufzog, kam einstmals des Fischers Mutter von Weltenburg herüber, ihren Sohn heimzusuchen. Die war eine fromme Frau und erschrak nicht wenig, als sie die Nixe bei ihm fand.

Wohl schloß ihr die Angst vor der Gewalt der Unirdischen für den Augenblick den Mund, da ihr aber der Sohn am Heimweg ein Stück Weges das Geleit gab, machte sie ihm die zärtlichsten Vorstellungen ob seiner übereilten That. „Entlaß die Unholdin, nimmer wird sie Dir Glück noch Segen bringen!"

Da kam der Fischer zum ersten Male umdüstert nach Hause, und es dauerte lange, bis die Nixe mit ihren Liebkosungen die Wolken von seiner Stirn wieder verscheucht hatte.

Etliche Wochen später kam ein Pfarrherr aus St. Benedikts Hause in Weltenburg in des Fischers einsame Hütte, sein säumiges Pfarrkind zum lange versäumten Kirchgang zu laden. Wie der der Nixe ansichtig ward, zog er sein Gesicht in strenge Falten: „Fahr hin, unholder Geist, der Du den Sinn argloser Sterblicher bethörst! Du, aber", wandte er sich an den Fischer, „komm zurück in unsere Gemeinschaft, zum Heiligtum des Herrn!" Und wie der Fischer zustimmend mit dem Kopfe nickte, hielt ihm der Pfarrherr die Rechte hin: „Schlag ein; ein Mann, ein Wort!"

Und der Fischer wagte nicht, der wohlgemeinten Rede des ehrwürdigen Mannes zu widerstehen, und bekräftigte seinen Verspruch durch seinen Handschlag.



Die Nixe von Weltenburg. Originalzeichnung von J. Resch.

Nachdem aber der Geistliche längst die Hütte verlassen hatte, saß der junge Fischer noch reglos und starrte in die Glut seines Herdes, und selbst die zärtliche Dienstbeflissenheit der Nixe konnte ihn nicht aus seinem Sinnen reißen.

Erst am andern Tage ward er wieder heitrer, aber am nächsten Sonntage folgte er doch dem Glockenruf, der von der Weltenburger Kirche herüberklang.

Freilich waren dabei seine Gedanken nicht beim Gebet, vielmehr zermarterte er sich das Hirn in fruchtloser Ratlosigkeit. Am Rückweg aber traf er eine junge Fischerdirne, die ihm einst lieb gewesen, und die er dann über der Schönheit der Nixe vergessen. Die sah ihn mit einem einzigen Blicke an — und was die Mutter mit ihrer Bitte und der Priester mit seiner Scheltrede und die Kirche mit ihrem Glockenton nicht vermocht, das schwand vor diesem einzigen Blick wie Spreu vor dem Wind. Der Nixe Bann war gebrochen, die alte Liebe hatte gesiegt.

Demütig flehend streckte er dem Mägdlein die Hand hin: „Kannst Du mir vergeben?"

Sie aber lächelte unter Thränen: „Nicht Du bist schuld an dem Unheil, sondern jene, die arglistig ihr Netz um Dich gesponnen".

Da zog er sie in seine Arme: „Wie gut Du bist, wie lieb und treu". Dann ging er heim, jagte die Nixe aus der Hütte und bereitete sein Haus auf den Empfang einer andern Frau, und ehe ein Mond verflossen war, stand er mit seiner rotwangigen Braut vor dem Altare und hatte die Nixe mit all ihrer Schönheit und all der glücklichen Zeit, die er mit ihr verlebt, vergessen.

Die arme Verstoßene aber flüchtete zu seiner Mutter. „Gib mir Deinen Sohn wieder", bat sie mit rührend flehender Geberde, „und ich will ihm dienen wie eine Magd."

Die aber wies sie lachend von der Schwelle: „Hebe Dich hinweg von mir, thörichte Närrin!"

Da floh sie zurück in die Donau zur Stromfey, die sie verlassen, und flehte dort um Aufnahme.

Die aber hob sich kühl und still aus den Wellen, und ihre weiße, keusche Stirn blickte hell aus dem bläulichen Grunde: „Wie kannst Du rückkehren nach dem, was geschehen? Rein und unberührt spielen wir in der Tiefe des Stromes, Du aber hast Dich selber gelöst aus unserer Gemeinschaft, hast einem Manne Dich zu eigen gegeben, — geh zurück zu den Menschen, denen Du Dich freiwillig gesellt; in unseren Reihen ist kein Platz mehr für Dich."

Da rang die Nixe in wilder Verzweiflung die Hände: „Die Menschen aber haben mich verstoßen, so töte mich!"

Mit unsäglich hoheitsvollem Blicke hob die Stromfey sich von ihrem Binsenlager und streckte abwehrend die Hand wider sie, da ward sie mählich starr und kalt und steinern, bis sie als einzelner Fels mitten im Wasser aufragte, das leidvolle Antlitz noch immer flehend nach der Tiefe des Stromes gerichtet.

* *

Mittlerweile lebte der Fischer glückselig mit seinem jungen Weibe und gedachte nicht mehr der Verstoßenen. Wochenlang hatte er kaum die Hütte verlassen, jetzt war ein schöner Herbsttag, und das Gewerbe rief ihn hinaus auf den Strom.

Flüchtig glitt sein Boot über die spielenden Wellen, neben ihm aber saß sein lachendes Weib, ihm die Zeit mit fröhlichem Scherze kürzend.

Da plötzlich klang ihm ein seltsamer Ton ins Ohr, der machte ihn erzittern, denn er war ihm traut und lieb gewesen lange Zeit. Und der Ton klang schmerzlich bang wie Todesseufzer; aufschauend aber gewahrte er das steingewordene Gesicht der Nixe, und aus dem Rauschen der Brandung, die sich zu ihren Füßen brach, klang ihm die Kunde des ganzen traurigen Geschehnisses.

Darob entsetzt, schlug er die Hände vors Gesicht, ein Grauen faßte ihn — das war sein Werk.

Liebevoll besorgt, schlang sein Weib den Arm um ihn, da kam er zu sich. „Was ich gesündigt, muß ich wieder gut machen!“ rief er, zum Ruder greifend. Dann fuhr er eilig sein Weib ans Ufer mit der Weisung, seiner zu harren; er selber aber steuerte den Kahn tief in die felszerklüfteten Schluchten, die sich dort zu beiden Seiten der Donau hinziehen, die Stromfey zu suchen.

Sie zu finden, sollte ihm nicht schwer fallen. Auf grünem Moosteppich ruhte sie, Wasserrosen im Haar, schilfblattumrauscht; aber ihr Antlitz blieb still, kühl und ablehnend bei seiner Bitte um Freigabe der Nixe.

„Komm zu mir!“ befahl sie ihm, und ihm wollte dabei bedünken, als ob sie dabei weiter vor ihm zurückweiche, wie er aber, ihrer Weisung folgend, den Kahn näher herzurudern wollte, rissen ihm strudelnde Wellen das Ruder aus der Hand, wirbelnd drehte sich das Fahrzeug im Kreise, dann sank es zur Tiefe, jenen mit sich reißend, dessen zweigeteiltes Herz ihm das Leben zur Qual schuf.

Am Ufer aber wartete noch lange vergeblich des Fischers Weib auf die Rückkehr des geliebten Mannes. Am Morgen des dritten Tages endlich flogen Raben aus der Schlucht, die kündeten ihr sein trauriges Ende. Da sank sie ins Knie und betete ein Vaterunser für seine arme gerichtete Seele, aber sie weinte nicht und klagte nicht, sondern ging heim, legte sich still und freudlos nieder und schloß die Augen zu ewigem Schlummer.

* * *

Das steinerne Nixenangesicht haben mählich Sturm und Regengüsse verwaschen, aber aus dem Gefelse dringt heute noch ein seltsames Klingen, und der vorüberfahrende Fischer hört es und kennt die Klage.

Kleine Mitteilungen.

Friedrich Johann Daniel Alois Freiherr v. Zoller. Wir bringen zu Winklers Artikel: Das Regiment »Royal allemand de Deux-Ponts« das Bildnis eines tapfern bayerischen Heerführers, der in den Reihen jenes Regiments in weiter Ferne auf amerikanischem Boden sich die ersten Sporen erkämpfte. Das Bild wurde von Raudner nach einem Originalporträt gezeichnet, welches uns Herr Oberst Freiherr v. Zoller, Abteilungschef im k. Kriegsministerium, aufs liebenswürdigste aus seinem Privatbesitze zur Verfügung stellte. Freiherr v. Zoller wurde geboren am 23. Mai 1762 als der Sohn des Oberst Bartholomäus Ludwig v. Zoller und dessen Gemahlin Maria Sophia, geb. Kömans, empfing seine erste Erziehung in der Pagerie zu Zweibrücken und trat am 8. April 1779 als Unterlieutenant in das Regiment Deux-Ponts. Seine Schicksale in diesem Regimente hat uns der Artikel erzählt. Bei Ausbruch der Revolution schied Zoller aus dessen Verbande und wurde vom Herzog Karl zum Hauptmann und Aide-Major in dessen Leibgarde-Regiment ernannt. In dieser Charge wohnte er als Adjutant des Fürsten von Hohenlohe dem Feldzuge von 1793 bei; in den Kriegen von 1799 und 1800 befehligte er das Bataillon „Wrede“, welches bereits im April 1800 den Namen „Zoller“ erhielt. In der Schlacht von Mößkirch (4.—5. Mai 1800) traf ihn eine Musketenkugel an die linke Seite des Stirnbeins; die schwere Wunde führte den Verlust des linken Auges herbei. Im Kriege von 1805 wurde ihm das Kommando über die freiwilligen Gebirgsschützen der Bezirke Fischbach, Aibling, Miesbach, Tölz, Weilheim, Schongau und Werdenfels übertragen, welche die Grenze gegen die Einfälle der Tiroler zu schützen hatten. In dieser Eigenschaft gelang es ihm, sich in Bälde der Stadt Kufstein zu bemächtigen und die Garnison der Festung zur Kapitulation zu veranlassen. Im Armeebefehl vom 1. März 1806 bei Stiftung des Militär-Max-Joseph-Ordens wurde Zoller, der bereits im Februar das Offizierkreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, zum Ritter des neu gestifteten Ordens ernannt. Im Feldzuge von 1806 bis 1807 kommandierte er das 4. leichte Infanterie-Bataillon und entschied durch einen kühnen Marsch durch die verschneiten Päſſe des Gebirges das Gefecht von Königswalde (15. Februar 1807). Zoller wurde am 1. Juni zum Oberst des 4. Infanterie-Regiments ernannt, welches sich insbesondere bei Abensberg und Eggmühl auszeichnete. Schrettinger überliefert uns in seinem ausgezeichneten Werke: „Der Max-Joseph-Orden“ den Abdruck eines Briefes des Kronprinzen Ludwig an Oberst v. Zoller.

„Herr Oberst!

Sehr angenehm war mir der Empfang Ihres Schreibens und der Rede, gehalten, an dem Jahrtage der Schlacht bei Eggmühl; nie vergesse ich Ihres damaligen Händedruckes, und was ich dabei fühlte. Sie wissen, lieber Zoller, daß ich Sie für einen der ausgezeichnetsten aller bayerischen Offiziere halte, und neuen Geist verdankt Ihnen das 4. Regiment, das sich über manches rühmlich geschwungen. Mit dieser innigen Gesinnung des Herrn Obersten sehr geneigter

Ludwig, Kronprinz.“

Im russischen Feldzuge 1812 erstürmte er am 18. August in der Schlacht von Spaß mit dem Bajonett die russischen Linien, eine Waffenthat, welche ihm die Beförderung zum Generalmajor und Brigadier brachte. Die Wechselfälle des Feldzuges warfen ihn und seine Brigade am 16. Januar 1813 in die Festung Thorn, welche er unter dem Oberbefehle des französischen Ingenieurs, Generals Poitevin Baron Maureillon, bis 18. April verteidigte. 967 Mann der Brigade lagen auf dem Kirchhofe, 1211 in den Spitälern. Der Rest von 1622 Mann erhielt freien Abzug nach Bayern. In der Schlacht von Hanau (30. Oktober 1813) kämpfte Zoller als Brigadier der Division Beckers mit tollkühner, persönlicher Bravour. Zum Generallieutenant ernannt, befehligte er die zur Belagerung von Hüningen bestimmten Streitkräfte der Alliierten. Zoller starb zu Regensburg am 25. Februar 1821. In den städtischen Anlagen der Osten-Allee ist ihm ein Denkmal errichtet. Eine Inschrift desselben besagt: „Seinem Ehrgefühl, seinem König, seinen Pflichten getreu — war er seiner Gattin, seinen Kindern, seinen Freunden alles“.

Die Front III und IV der Festung Ingolstadt erhielt unterm 26. Januar 1842 den Namen „Zoller“, welcher zu gleicher Zeit die Erinnerung an seinen Bruder, den berühmten General der Artillerie Karl Julian Freiherrn v. Zoller, festhält.

Das Hemd im Volksglauben. In Hessen und der Wetterau heißt es: „Wenn man ein Hemd für ein Totes weggibt, ohne den Namen auszuschneiden, so muß das andere bald nach. Überhaupt

darf man dem Toten keinen Namen eines Lebendigen mit in das Grab geben, sonst folgt dasselbe bald nach.“ Nadeln, heißt es eben dort, mit welchen ein Totenhemd genäht worden, dienen zum Nestelknüpfen. Auch sagt man: „Auf Neujahr darf man kein frisches Hemd anziehen, sonst bekommt man Schwären“. — Hemden als Geschenk für Unterirdische verfehlen ihren Zweck. Wie eine bayerische Sage erzählt, die in Deisenhofen bei Grünwald verbreitet ist, sollen bei den Forstbauern im Keller vor uralten Zeiten oft drei Jungfern gesehen worden sein. Die Bäuerin stellte ihnen das Grüret, d. h. die Milch zum Buttern hinab, welches sie butterten; auch spannen sie Flachs und verrichteten noch andere häusliche Arbeiten. Weil sie aber nackt waren, so legte ihnen die Bäuerin neugemachte Hemden hinab, um sie für ihren Fleiß zu belohnen. Darauf sind sie ausgeblieben.

Eine ähnliche Sage wird in Oberbayern erzählt. Die Bewohner des Zemmerbauernhofes, unweit des altheidnischen Grab- und Opferhügels, welchen man den Krebsberg nennt, hörten ehemals, insbesondere zu heiligen Zeiten die Milch im Keller, wo das Rührfaß stand, ausrühren, und wenn die Zemmerbäuerin hinabging, fand sie alles fertig und die beste Butter. Das in dem Keller aufbewahrte Küchengeschirr war immer schön geputzt, auch war nachts im Hofe das Streuholz aufgemacht. Das alles verrichteten unsichtbare Geister, ohne daß ein Mensch Hand anlegte. Als einst die Zemmerbäuerin in den Keller ging, sah sie drei Fräulein, welche ganz nackt waren. Eine von ihnen war nur bis an die Hüften menschenfarbig, unten ganz schwarz. Voll Schrecken verließ sie den Keller und erzählte dem ganzen Dorfe, was sie gesehen hatte. Die älteren Leute des Dorfes rieten ihr den drei Fräulein Kleider machen zu lassen, weil sie dadurch erlöst würden. Die Bäuerin ließ nun drei weiße Hemden machen und legte sie in den Keller an die Ausmündung des unterirdischen Ganges, wo sie die drei Fräulein zuerst wahrgenommen hatte. Als sie des andern Tags mit mehreren Leuten in den Keller kam, waren die Hemden von den Geistern weggenommen, und man hörte hernach einige Tage ein leises Weinen und Winseln. Von nun an wurden die drei Fräulein nicht mehr gesehen.

Im Voigtlande wird am Fastnachtstage nicht gesponnen, sonst mißrät der Flachs; wohl aber müssen Hemden gewaschen werden. Ebendort heißt es: „Man muß sich hüten, in der Frühe ein Hemd verkehrt anzuziehen, weil sonst am Tage alles verkehrt gehen würde“.

In Schwaben sagt man: „Wenn die Täuflinge in der Kirche schreien, so schreien sie nach dem ‚Gottahemed‘, d. h. sie gedeihen“. Die Gotta, d. h. die Pate, hat in früheren Jahren ihrem Täufling am Tage des hl. Nikolaus, dem sog. Klosentag, ein „Hemdle“ geschenkt. Ebendort ist eine beliebte Redeweise, vom kleinen Flachse zu sagen: „das gibt ein ‚Kindeshemdle‘“, ist es aber lang, so spricht man: „es wachsen Wiegenbändel“.

Nach oldenburgischem Volksglauben schützen verkehrt angezogene Hemden gegen Hexen. Auch die dämonische „Walniderske“ wird dadurch abgehalten. Übrigens sorgt diese, nach manchen Sagen, wenn sie von demjenigen, welchen sie nächtlich peinigte, ergriffen, später wegen ihrer Schönheit seine Gattin geworden, ihn verlassen hat, sobald das Schlüsselloch frei geworden, durch welches sie geschlüpft, trotzdem für ihre verlassenen Kinder. So heißt es in Rastede: „Die beiden Kinder blieben bei ihrem Vater, und jeden Sonntag Morgen lagen vor ihren Betten zwei reine Hemden, und niemand wußte, woher die Hemden kamen“. Wenn einer nicht sterben kann, so liegt dies nach westfälischem Volksglauben gewöhnlich daran, daß an dem Hemd, welches er trägt, am Sonntag gearbeitet worden ist; man muß deshalb an demselben etwas aufreißen oder aufschneiden, so kann er sterben. Ebendort heißt es: „eine Näherin, die an einem Totenhemd arbeitet, beiße ja den Faden nicht mit den Zähnen ab, sonst werden die Zähne faul und fallen aus“. Auch sagt man wohl: „ein Schneider oder eine Näherin hört die Schere ‚snippeln‘, wenn bald ein Totenhemd gemacht werden muß“.

Pommerscher und märkischer Aberglaube verbietet in den sog. „Zwölften“ Hemden zu waschen oder im Freien zu trocknen, weil sonst jemand aus der Familie in dem Jahre sterben müsse.

In Schwaben heißt es: „Eine Näherin, die bei einem Hemde drei Nadeln abbricht, die wird bald Braut“. Ebendort sagt man: „Wenn der Bräutigam am Hochzeitstage ein Hemd trägt, das ihm die Braut geschenkt hat, so bleibt er ihr sein Leben lang treu“. Beim „Siederfest“ in Schwäbisch-Hall tragen Sieder rote wollene Hemden zum Andenken daran, daß Gott bei einem großen Brande den Salzbrunnen verschont hat.

In der Andreas-, Thomas- und Weihnacht gehen in der Oberpfalz gleich den Männern auch die Mädchen auf den Kreuzweg während der Metten, dort ziehen sie das Hemd aus und werfen es hin. Jedoch nur eine ist nach dem Volksglauben die glückliche und erhält das Hemd von demjenigen, den sie haben muß, wieder zugeworfen. Übrigens ist dieses Wagstück, wie man in Bärnau erzählt, gefährlich, denn eine bekam ein Messer zugeworfen, und wie sie danach langte, ward sie in den Arm geschnitten. Hätte sie gesprochen, so wäre sie erstochen worden, aber so bekam sie den Mann, der das Messer warf...

Schließlich gedenken wir noch des uralten, vielleicht noch ins Heidentum reichenden Aberglaubens vom „Nothemd“, welches hieb-, stich- und kugelfest machen soll. Gewöhnlich heißt es, nur dann sei es wirksam, wenn es unter ununterbrochenem Schweigen und unter geheimen Beschwörungen von einer reinen Jungfrau gesponnen und gewebt worden, welche jedoch wegen des großen, dabei waltenden Zaubers ein Opfer der dämonischen Mächte wird. Gar manche Ballade führt uns diese Thätigkeit vor, die in mannigfaltigster, aber immer in sehr ernster Weise besprochen wird; wir erinnern nur an Ludwig Uhlands klassische Dichtung „Das Rothemd“, in welcher der Zauber unwirksam erscheint, weil die spinnende und webende Herzogstochter, die Geliebte des Ritters ist, welcher ihren Vater trotz des Amuletts erschlägt:

„Der Dich erschlug, war mir nicht fremd,
So spann ich, weh! Dein Totenhemd!“

Judenverfolgung. In Nürnberg bestand ein Gesetz, daß jeder Jude, welcher die Stadt betreten wollte, unter dem Thore angehalten, und ihm ein gelber, spitzer Hut aufgesetzt werden sollte, den er während seines Aufenthaltes dortselbst nicht ablegen durfte. Zugleich wurde ihm ein altes Weib als Gesellschafterin beigegeben, die ihm nicht von der Seite wich, bis er die Stadt wieder verließ.

Kalter Winter am Rhein. Im Jahre 1783 am 31. März hatte man in der Frankenthaler Gegend 19¹/₁₀ Grad unter dem Gefrierpunkte und nach dem „Kurpfalzischen Geschichtskalender“ von 1789 somit den kältesten Tag im ganzen Jahrhundert. Vater Rhein mußte sich infolgedessen auch bequemen, eine Eisdecke auf den Rücken zu nehmen. Es erfolgte am 27. Februar 1784 jener große Eisgang mit Überschwemmung, der namenloses Elend über die Rheingegend brachte.

1785, am 3. März, stand das Wasser im Rhein 10 Schuh 6 Zoll unter dem Mittelmesser, niemand erinnert sich, den Fluß so klein gesehen zu haben.

Am 10. Dezember 1788 ballte sich das Eis im Rheine. Die Kälte nahm derart zu, daß den 17. Dezember der Wärmemesser 19 Grad unter dem Gefrierpunkt stand, folglich der Kälte vom Jahre 1783 ganz nahe kam. So obige Quelle.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München



Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen hatte inzwischen, dem alten Buchhalter gegenüber, am Tische Platz genommen und rief: „Nein, es ist noch nicht zu spät und noch ist nicht alles verloren, aber wir dürfen die kostbare Zeit nicht mit leeren Lamentationen über das unabänderlich Geschehene vergeuden, wir müssen handeln. Also, hören Sie! Schon auf meinem Wege hierher habe ich die schlimme Kunde von Herrn Palms Verhaftung vernommen, er soll nach Ansbach geführt werden, damit ihn dort Marschall Bernadotte verhöre. Dieses Verhör, wenn überhaupt ein solches stattfindet, ist nichts als bloßes Gaukelspiel, denn die Verhaftung erfolgte, ich weiß es ganz bestimmt, auf unmittelbaren Befehl des Kaisers von Paris aus."

„Ich staune mein Fräulein", unterbrach der gespannt aufhorchende Buchhalter, „über solch eingehende Kenntnis."

„Schon gut", fuhr Emma unbeirrt fort. „Herr Palm wird vors Militärgericht, das in Braunau sich versammelt, gestellt werden."

„Dasselbe fürchtet auch", warf Pech ein, „unser warmer Gönner, der Rechtskonsulent Freiherr Dr. v. Holzschuher, der Herrn Palm nach Ansbach geleitet hat. Auf sein Geheiß haben wir Kleider und Geld dahin geschickt."

„Unser Hauptbemühen", erklärte Emma weiter, „wird es nun sein, durchzusetzen, daß Herr Palm statt vor Militär-, vor Zivilrichter gestellt werde. Gestern wurde mir bekannt, daß infolge kaiserlichen Dekrets vom 17. Messidor des XII. Jahres und auf Befehl Berthiers, ich wollte sagen, Sr. Durchlaucht des Fürsten von Neufchatel und Valangin, Kriegsminister, Reichsmarschall und Generalmajor der großen Armee, bereits sämtliche Mitglieder der außerordentlichen militärischen Kommission ernannt worden sind. Sie staunen wiederum, lieber Pech", fuhr Emma mit schwachem Lächeln fort, „woher mir solche eingehende Kenntnis geworden. Nun, die Sache ist im Grunde genommen einfach genug. Im Hause meiner lieben Mutter in Bamberg wohnt die Witwe eines französischen Generals, Madame Dupont. Ihr Gemahl ist vor einigen Jahren irgendwo in Deutschland gefallen, ihr einziger Sohn Charles dient als Kapitän in der großen Armee und wird von Berthier, dem jetzigen Fürsten von Neufchatel, oft zu diskreten Sendungen verwendet. Die Mama, einer der ältesten Familien Frankreichs angehörig, eine ebenso liebenswürdige als geistreiche Dame, unterhält weitgehende Verbindungen mit dem Hofe und der Diplomatie und liebt es, mit uns, deren Verschwiegenheit sie ja kennt, darüber zu plaudern. Verstehen Sie jetzt, lieber Pech?"

Statt der Antwort begnügte sich der Buchhalter, lebhaft mit dem Kopfe zu nicken, doch drückten die Mienen, mit denen er sein junges und lebhaftes Gegenüber betrachtete, eitel Hochachtung und Bewunderung aus. Wieder ergriff Emma Mendorf das Wort.

„Mein Vorschlag wäre nun dieser: wir wenden uns mit einem Gnadengesuch direkt an Se. Durchlaucht den Fürsten. Der ist der einzige, welcher uns helfen kann. Gern will ich für Frau Palm eine Bittschrift aufsetzen, die sie nur zu unterzeichnen braucht. Wir lassen selbe durch Madame Dupont an den Adjutanten des Fürsten abgehen."

„Wir nehmen", rief der Buchhalter freudig aus, „Ihr großherziges Anerbieten mit allerinnigstem Danke entgegen. Zwar glaube ich trotz alledem noch nicht, daß die Franzosen ernstlich einem ruhigen Bürger ankönnen, dessen ganzes nachweisbares Vergehen darin bestand, einmal einem Kollegen ein mißliebiges Buch auf geschäftlichem Wege zugesandt zu haben, aber ein unheimliches Ding bleibt es immer, vor einem Kriegsgericht sich verantworten zu müssen."

„Und gerade dies", fiel Emma ein, „müssen wir mit allen Mitteln zu ändern suchen. Wäre die Übergabe Nürnbergs an die Krone Bayern schon erfolgt, so könnten wir auch die Gnade des Königs anrufen, und Max Joseph ist ein guter Herr, so sagen sie alle, die ihn kennen. Er hat ein warmes Herz für den geringsten seiner Unterthanen. Aber, leider! ist er noch euer Landesherr nicht."

„Ja", entgegnete der Buchhalter und es klang wie leise Trauer durch seine Worte, „wenn wir nur schon bayerisch wären, dermalen aber sind noch die Franzosen unsere Herren und allmächtigen Gebieter."

Es wird bald anders und besser werden", sagte Emma, sich erhebend, „jetzt aber, bitte, führen Sie mich zur Frau Palm. Ich will in Gemeinschaft mit ihr den bewußten Brief an den Marschall Berthier aufsetzen, denn heute noch muß ich nach Bamberg zurück. Da mein Verlobter fehlt, steht es mir zu, an seiner Statt zu handeln, auf daß nicht der leiseste Fleck an seinem guten Namen hafte."

„Fräulein", rief nun der biedere Pech, „ja, Sie haben das Herz auf dem rechten Platze. Kommen Sie nur mit, versuchen wir beide es gemeinsam, ob es uns nicht gelingt, der armen Frau Palm Trost und Beruhigung in ihrem schweren Leid einzusprechen.

* * *

Beim „Rappenwirt" in der Lammsgasse ging es lebhaft her. Trotzdem es Wochentag und noch lange nicht Feierabend war und der Nürnberger bekanntlich von alters her im Rufe eines fleißigen und soliden Arbeiters steht, faßte die mäßig große Wirtsstube doch bereits eine stattliche Zahl von Gästen, die, an verschiedenen Tischen sitzend, leise Unterhaltungen führten.

Eben war ein Bauersmann eingetreten, dem man auf den ersten Blick ansehen konnte, daß er eine mehrstündige Wanderung in glühender Mittagssonne gemacht und jetzt sich sehnte nach einem kühlen Plätzchen zum Ausruhen. So stand er unschlüssig, wo er sich niederlassen sollte, mitten in der Stube und durchspähte mit suchenden Blicken den ganzen Raum, den er so gefüllt nur selten gesehen.

Da trat der Wirt, eine derbstämmige Gestalt in mittleren Jahren, mit freundlichem Gruße auf ihn zu:

„Na, wie geht's Vetter Hannes? Kommst auch mal wieder in die Stadt? Heute hätt' ich Dich zwar nicht erwartet. Muß 'was B'sonders sein, was Dich herführt. Na, das kannst mir später erzählen. Jetzt ruh Dich nur einmal aus. Siehst, da hinten auf der Bank ist noch ein schönes Plätzle für Dich. Wart nur, a Bier kriegst glei und e weng 'was zum essen, was d' magst."

So nahm der Bauer mit freundlicher Nötigung Platz in einer Ecke, unfern dem Fenster. Auf einen Wink des Wirtes brachte eine dralle Kellnerin die verlangte Erfrischung. Nachdem er einen kräftigen Zug aus dem schäumenden Bierkrug gethan, machte er sich daran, seine unförmige Pfeife wiederum zu stopfen und in Brand zu stecken. Dann antwortete er auf eine erneute Frage des neugierigen Wirtes:

„Ja, freilich ist's ein besonderer Grund und Anlaß gewesen, der mich heut' in die Stadt geführt. Es ist mir 'was ganz Sonderbares begegnet. Ich sag' Dir's später, Kunz", setzte er mit flüsternder Stimme hinzu, „'s braucht's g'rad' nicht jeder zu hören."

Der Wirt trat an den Nachbartisch, wo die Unterhaltung der Gäste, biederer Bürger, ins Stocken geraten war.

„Sprich nur weiter, Peter", ermunterte er den einen von ihnen, „mein Vetter dort braucht Dich nicht zu schenieren, er ist ein braver Kerl aus dem Knoblauchland und sieht, weiß Gott, doch gar nicht aus, als ob er 'was verraten wollte."

„Scheint mir auch so", machte ein anderer, einen prüfenden Blick auf den Neugekommenen werfend, der aber davon so gut wie keine Notiz nahm. „Also hört weiter: In Donauwörth unten, wo ich ja auch gewesen bin, geht's den Leuten genau so, wie hier. Alles ist in größter Bestürzung, weil sich keines mehr so recht sicher weiß in seinem eigenen Hause. Der Schoderer ist mein leiblicher Vetter, wir sind ja Geschwisterkinder, darum geht mir der Fall besonders nahe."

„Kann mir's wohl denken", warf einer der Zuhörer ein.

„Wenn's nur seinem guten Freunde, dem Kanzlisten Kremer, gelingt, ihm aus der schlimmen Patsche herauszuhelfen. Den haben sie ja, weil er gut französisch kann, als Dolmetscher bei den Verhören zugezogen. Auch ist ein Gendarmeriewachtmeister, den vertrackten Namen habe ich wieder vergessen, dem Schoderer sehr gewogen. Der hat's eigentlich dem Kremer gesteckt, daß es seinem Freunde an den Kragen geht."

„Wie kommt aber der Franzose dazu, solches aus der Schule zu schwatzen?" bemerkte einer der Zuhörer. „Daraus können ja für ihn selber große Unannehmlichkeiten erwachsen."

„Je nun", entgegnete der erste Sprecher, „es gibt auch anständige Leute unter den Franzosen, wenn auch nicht gerade viele. Dem Wachtmeister haben sie, als er im vorigen Jahre krank gelegen im „Krebs" zu Donauwörth, viel Liebes und Gutes erwiesen, und zum Danke dafür sucht er jetzt den Schoderer zu retten. Freilich, arretieren hat er ihn müssen, das ging nun nicht anders. Ist doch extra der Oberstlieutenant Sonnier vom Hauptquartier des Generals Davoust von Öttingen nach Donauwörth gekommen, meinen armen Vetter um so sicherer einzufangen. Aber erst in Augsburg haben sie ihn erwischt. Die anderen freilich sind entkommen, weil sie frühzeitig Lunte gerochen."

„Die anderen? Gibt es denn noch mehrere?" riefen die Zuhörer durcheinander.

„Das will ich meinen", bestätigte der erste Sprecher. „In Donauwörth weiß bereits jedes Kind, daß es ihrer mehrere sind, die von den Franzosen gesucht werden, darunter einige Buchhändler aus Linz und Wien. Verdächtig ist den Kerlen überhaupt jeder, der nur jemals eine dieser sogenannten Schmähschriften auf ihren Kaiser in Händen gehabt."

„Ja, das muß wohl so sein", sagte mit Bitterkeit einer der Gäste.

„Sonst hätten sie nicht den braven Palm so ohne weiteres abgeführt. Was kann ihm denn zur Last gelegt werden?"

„Hm", meinte der erste Sprecher, „er soll eben der Verleger einer solchen Schmähschrift sein. Ein Exemplar hat man

bei meinem Vetter in Donauwörth gefunden, und nur deshalb, also weil er Leser war, ist Schoderer arretiert worden."

„Ungeheuerlich", riefen die anderen durcheinander.

„Die Schrift: ‚Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung'" setzte der das große Wort führende Bürger hinzu „kann übrigens nach allem, was ich darüber gehört, gar keine Schmähschrift genannt werden, denn über die Person des Kaisers selbst steht nur ganz wenig darin, desto mehr freilich über seine Soldaten. Bei meinem Vetter ist noch hinzugekommen, daß man in einer Kommodschublade seines Zimmers eine Karrikatur des Franzosenkaisers gefunden. Napoleon ist dargestellt in dem Momente, wo er seine Brüder zu Fürsten macht."

„Außerdem soll in ganz Schwaben eine andere Verspottung des Soldatenkaisers cirkulieren, wie heißt's nur gleich, richtig, eine ‚Genealogie der kaiserlichen Majestäten und Hoheiten'. Gnade dem, in dessen Besitz ein solches Ding vorgefunden wird. Ja, wir leben in einer herrlichen Zeit. Aber, was gibt es denn dort draußen? Da seht nur", unterbrach der Bürger seine Rede, „wie sich der Bursche mit den beiden Soldaten abrauft."

Alles eilte neugierig an die Fenster, die Ursache des lauten Lärms zu erspähen.

„Hund, elender", rief ein kräftiger Bauernbengel, einen französischen Chasseur derb am Kollett schüttelnd, „nein, ich lasse Dich nicht, bis Du mir sagst, wohin Du meinen Herrn geschleppt. Die Uhr und die Börse hast Du ihm abgenommen, Du und Dein sauberer Kumpan. Ihr seid keine ehrlichen Soldaten mehr, sondern Diebe und Straßenräuber. Zu Hilfe, ihr Leute, daß mir der Tropf nicht auskommt."

(Fortsetzung folgt.)

† Oscar v. Redwitz.

Am 6. Juli schloß zu Gilgenberg bei Bayreuth ein müder Sänger die Augen zum ewigen Schlafe. Der Tod hatte schon lange durch schlimmes Siechtum sein Kommen verkündet, und schon längst ruhte die Laute, deren entzückenden Tönen einst alles gelauscht, soweit die deutsche Sprache reicht. Ein Minnesänger war geschieden, der Sprosse altadeligen ritterlichen Geschlechts, ein begeisterter, glühender Sänger der Minne, der Sänger der „Amaranth", Oscar v. Redwitz.

Und im ganzen Lande war ein Klagen und Trauern um ihn, und aus dem Herzen aller war es gesprochen, als man die Worte las, welche Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent der gebeugten Witwe bei der Kunde von dem Trauerfalle schrieb.

Das Allerhöchste Handschreiben lautete:

„Frau Baronin Redwitz!

An dem schweren Verluste, welchen Sie durch das so unerwartete Ableben Ihres Gatten erlitten, nehme Ich den innigsten Anteil. Ich habe stets die treue Anhänglichkeit des teueren Verblichenen hochgeschätzt und Mich seiner schönen, von idealem Sinne getragenen Dichtungen sehr erfreut. Wie Ich dem Lebenden aufrichtig zugethan war, werde Ich dem Dahingeschiedenen jederzeit ein ehrendes Andenken bewahren. Möge Gott Ihnen die Kraft verleihen, diese harte Prüfung mit Ergebung zu tragen! Hiebei verbleibe Ich Ihnen und Ihrer Familie mit huldvollen Gesinnungen

Ihr wohlgeneigter

Luitpold, Prinzregent von Bayern.

Wildenwart, 10. Juli 1891."

Wie mächtig ergreifen und rühren die Worte des Fürsten am Sarge seines ritterlichen Sängers!

Oscar Freiherr v. Redwitz wurde geboren am 28. Juni 1823 zu Lichtenau in der Nähe Ansbachs, wo sein Vater, Freiherr Ludwig v. Redwitz, als kgl. Kommissär der dortigen Strafanstalt wirkte. Seine Mutter, Anna, geb. v. Miller, war die Nichte des bekannten Theologen und Dichters Johann Martin Miller aus Ulm. Die herzigen Lieder desselben: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei", „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" haben sich bis heute im Munde des Volkes erhalten; sein sentimentaler Roman: „Sigwart" jedoch, obwohl in alle Kultursprachen übersetzt, gehört nur mehr der Litteraturgeschichte an. Die dienstliche Stellung des Vaters veranlaßte ein frühes Verlassen des Geburtsortes. Die Familie zog in die Rheinpfalz, zunächst nach Kaiserslautern, wohin Ludwig v. Redwitz als Direktor des dortigen Centralgefängnisses versetzt wurde. Der Übergang zum Zollfache brachte die Familie nach Speyer, an die französische Grenze und nach Zweibrücken, wo Freiherr v. Redwitz das Amt eines kgl. Oberzollinspektors bekleidete. In Speyer, Zweibrücken und auf dem Collège des damals noch französischen Weißenburg i. E. erhielt Oscar v. Redwitz seine Schulbildung.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien empfing den 18jährigen Jüngling die Universität München. Er gehörte ihr neun Semester an, ein zehntes wurde in Erlangen verbracht. Während er hier mit emsigem Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft oblag, nahm ihn die Muse der Dichtkunst in die Reihe ihrer Priester auf. Der Entwurf zur „Amaranth" reifte bereits in München, und die ersten Gesänge entstanden während der erschöpfenden Vorbereitungen zum Examen. Die Gaben des irdischen Schicksals waren ihm nicht so reichlich zugeteilt, daß er der Muse allein seine Zeit und seinen Geist widmen konnte; das Brotstudium, die Ausübung der Rechtswissenschaft, forderte unerbittlich ihren Tribut. Es war ein grausames Spiel mit den Nerven, indem er die Nächte der Dichtung schenkte; aber die vom Gottesfunken entzündete Flamme der dichterischen Begeisterung loderte zu mächtig, als daß sie von der Prosa des Alltaglebens erlöscht werden konnte. In Speyer gedieh die Dichtung bis auf den dritten Cyklus, und erst in Kaiserslautern, wo er nach vollendeter Staatsprüfung bei einem Rechtsanwalte praktizierte, brachte er sie unter täglich neunstündiger schwerer Bureauarbeit zu Ende. Die rastlose Arbeit, welche auch die Nacht zum Tage schuf, hatte ihn dermaßen angegriffen, daß er sich ein ganzes Jahr von geistiger Arbeit enthalten mußte. Der im April 1848 erfolgte Tod des Vaters brachte solch innere und äußere Bedrängnis, daß es ihm später selbst unbegreiflich war, wie da noch ein Lied in seiner Brust erblühen konnte, aber gerade im schwersten Ungemach sprudelte der Quell am frischesten. In dieser Zeit der Trübnis und der Sorge trat ihm ein Wesen nahe, das als ein freundlicher

Stern sein Leben erhellen sollte. Er verlobte sich mit Mathilde Hoscher, in der er das Ideal seiner „Amaranth" verwirklicht fand, und verlebte nun den Herbst des Jahres 1848 auf Schellenberg, dem elterlichen Hofgute seiner Braut, das eine Meile von Kaiserslautern zwischen friedlichen Tannenwäldern gelegen ist. Wie glückselig er sich hier in der Liebe und in der trauten Waldeinsamkeit fühlte, das spricht sich deutlich in dem Vorworte seiner „Amaranth" [1]) in Amaranths Rückkehr aus, wo er seinen lieblichen Aufenthalt in folgender schöner Stelle verherrlicht:

Ich lehne still im Fensterbogen
Im einsam alten Maierhaus,
Von schwarzem Tannenwald umzogen,
Und sehe in den Herbst hinaus
Der Lärm der Gassen stört mich nicht,
Ich hör' nur an der Rebenwand,
Wie leis' der Wind die Blätter bricht;
Bis an den Wald ums Heideland
Der Nebel wallt in Schleiern licht;
Und hoch mit grauer Wolken Flug,
Da segelt ernst ein Kranichzug.
Und ist's auch Herbst, was liegt daran?
In diesen Mauern, abgeschieden,
Da bleibt der Frühling aufgethan
Mit seinem Glanz und Duft und Frieden.
Und fällt auch Blatt um Blatt verdorrt,
Ein stilles Blümchen blüht mir fort;
Und schweigen auch die Vögelein,
Ich sing' mir selber meine Lieder,
Beim Sänger darf's nie Winter sein,
Geht ihm der eine Frühling nieder,
So steigt ein and'rer d'raus herfür.

Im Jahre 1849 erschien die „Amaranth". Ihr Erscheinen war ein stürmischer Sieg, ein Erfolg, wie er später bei Scheffels „Trompeter von Säkkingen" Wiederholung fand. Der blendende Erfolg lockte unzählige Neider, aber die hämischen Angriffe der Kritik, die von allen Seiten erfolgten, vermochten nicht, der Dichtung zu schaden. Mit Recht sagen wir mit dem Litterarhistoriker Barthel: „Hätte die ‚Amaranth' auch nicht die rasche und glänzende Aufnahme gefunden, die sie, wie kein anderes Erstlingswerk eines deutschen Dichters, erfuhr, ja, wäre sie auch von der Menge ungekannt geblieben oder wohl gar verkannt worden, — wir müßten sie dennoch als eine der herrlichsten Schöpfungen unserer Zeit und Oscar v. Redwitz als einen der bedeutsamsten Sänger derselben vorführen. Zunächst ist es die vollendete Kunstform, welche uns die höchste Anerkennung abgewinnen muß. Je gewöhnlicher es ist, daß sonst große Dichter bei ihrem ersten Auftreten nur als sich versuchende Schüler erscheinen, desto wunderbarer ist es, hier eine Ausnahme zu finden. Redwitz tritt als fertiger Meister auf, der Sprache, Versbau, kurz alles, was zum Außenwerke einer Dichtung gehört, mit Vollendung handhabt. Denn, wie ihm einerseits der größte Reichtum der mannigfachsten Weisen zu Gebote steht, und er den kühnen Gang der Romanze und Ballade, den ruhigen melodischen Fluß der Erzählung ebenso sicher in seiner Gewalt hat als den tieflyrischen Ton des Liedes, so zeigt sich bei ihm auch anderseits innerhalb dieser verschiedenen Tonarten ein überwältigender Zauber, eine hinreißende Schönheit dichterischer Behandlung. Und was nun die Darstellung, die Ausführung im einzelnen betrifft, wie befriedigt es nicht auch da so vollkommen! Wir wollen absehen von der klaren sichern Zeichnung, mit der er hier trotz seiner duftigen Romantik uns die Gestalten seines Liedes entwirft; wir wollen absehen von der schönen, ebenmäßigen Verteilung des Lichtes und Schattens, die sich hier zeigt, von der reichen Farbengebung, mit der er uns hier ein Gemälde aus der Zeit der Hohenstaufen gibt: wir wollen nur auf das eine hindeuten: mit welcher Naivetät er die Natur erschaut und doch ebenso herrlich ihr geheimstes Leben, wie ihre offenbarste Pracht darzustellen weiß. Darin hat er eine Gabe, die nicht allein in Staunen setzt, sondern auch mit der innigsten Liebe an seine Dichtung fesselt. Wie heimelt uns nicht das dunkle Grün der Wälder an, in das er uns so gern einführt! Jedes Plätzchen wird uns hier lieb, mit jedem Vögelchen im Neste, mit jedem Dornröschen am Wege werden wir vertraut, so daß wir nur ungern scheiden von dem stillen Waldhäuschen Amaranths, das sich in dieser blühenden Wildnis versteckt. Und doch weiß er uns wieder, nur in anderer Weise zu fesseln, wenn er uns aus dieser Atmosphäre frischen Waldgeruchs unter die glühende Farbenpracht des italienischen Himmels versetzt und uns die sonnenlichten Olivenhaine, die blauen Berge und die klaren Seen in Mondesduft vor die Seele zaubert. Auch das Eingreifen der Natur in die Seelenstimmung ist herrlich dargelegt; sie muß mit jubeln und trauern und tritt somit in eine noch nie gekannte Verwandtschaft zum Menschen. Vom knospenden Lenz bis zum fruchtbringenden Herbst verlauft die Geschichte, gerade wie wir Amaranths und Walthers Herz aneinander aufblühen, unter Trübsal reifen und endlich den Lohn, die Früchte ihrer Kämpfe erringen sehen. In keinem Hause, wo deutsche Bildung und Christentum noch nicht Namen ohne Bedeutung sind, dürfte diese Dichtung fehlen, und jedem sei es ans Herz gelegt, sie zu lesen. Es wird ihn dabei ein wundersamer Segen überkommen, und vor allem werden die lieblichen, gläubig tiefen Lieder Amaranths und Walthers, deren zauberische Klänge durch das Ganze hindurchziehen, in jedermanns Seele den vollsten Nachklang finden. Man lasse uns nur eine kleine kurze Probe aus den meist achtzeiligen Liedern geben, die, wie es bei ihrer reichen Melodik vorauszusetzen war, in trefflichen Kompositionen fortleben.


† Oscar Freiherr v. Redwitz.

So singt Walther:

Mein Lieb braucht keinen Demantschrein,
Nicht Sammt und Gold an seinem Kleid,
Nicht Marmor in dem Kämmerlein,
Sein Lockenhaar braucht kein Geschmeid.
Doch in des Herzens heiligem Schacht
Muß funkeln Gold und Edelstein,
So daß es könnt' mit seiner Pracht
Der allerreichste Goldschmied sein.

[1]) Amaranth, 38. Auflage, Frz. Kirchheim, Mainz.

Ich will kein Pfand aus Deinen Händen,
Daß Deiner Lieb' ich mag vertrauen;
Nicht Eide, die Dich mir verpfänden,
Nicht Blicke, die mich süß beschauen.

Will nur die Hand aufs Haupt Dir falten,
Und Deine Seele nur befragen,
Wie sie es mit dem Herrn will halten,
Dies eine soll mir alles sagen.

Und die fromme, zarte Amaranth singt:

Es muß 'was Wunderbares sein,
Ums Lieben zweier Seelen,
Sich schließen ganz einander ein,
Sich nie ein Wort verhehlen.

Und Freud und Leid und Glück und Not,
So mit einander tragen,
Vom ersten Kuß bis in den Tod
Sich nur von Liebe sagen.

Ich will Dich auf den Händen tragen,
Und Dir ein treuer Engel sein.
Will legen meine junge Seele
Ganz in Dein liebes Herz hinein.

Ich will für mich gar nichts erflehen,
Für Dich nur alles ganz allein.
Ach! Wenn so ganz ich in Dir lebe,
Schließt ja auch mich der Segen ein

Ich will die lauten Freuden nicht,
Mein stilles Haus ist meine Welt.
Vom Stern der treuerfüllten Pflicht
Sei einzig nur mein Herz erhellt.

Ich will drauf sinnen Tag und Nacht,
Wie ich Dir wohl 'was Liebes thu'!
Was ist doch all der Feste Pracht
Gen meines Hauses Liebesruh!'

Wir verweilen mit dieser Ausführlichkeit bei dem ersten Meisterwerke des Dichters, da es uns so recht die Eigenart seines Gemütes, die Schätze seiner Kunst enthüllt. Wie v. Redwitz dichtete, was ihn beseelte, das gibt uns sein mannesmutiger Prolog zum „Märchen“ kund, dem Werke, welches er zunächst der „Amaranth“ folgen ließ.

Ja, stoßt mich höhnisch nur hinweg,
Will nicht bei euch in Ehren steh'n,
Unmöglich kann auf einem Steg
Der Spötter mit dem Schwärmer geh'n.

Doch wißt nur, daß ihr mich so heißt,
Drauf bild' ich mir nicht wenig ein,
Von euch der Hohn nur doppelt preist,
Ja, ja, ein Schwärmer will ich sein.

Doch nicht, wie der ein Schwärmer ist,
Der zwischen Erd' und Himmel treibt,
In Nebel Gott und Welt vergißt,
Und nebelhafte Lieder schreibt.

Ich schwärme, wie zur Frühlingszeit
Ihr erstes Lied die Lerche singt;
Ich schwärme, wie im ersten Streit
Ein heilig Schwert der Reiter schwingt.

Ich schwärme, wie der Sonnenstrahl,
Wenn er der Rosen Kelch erschließt;
Und wie der See im Alpenthal,
Darein der Mondglanz sich ergießt.

Ich schwärme, wie der Frühlingswind,
Wenn er durch junge Blätter rauscht,
Wie im Gebet ein knieend Kind,
Wenn es dem Klang der Orgel lauscht;

Und wie die Braut im Hochzeitsreis,
Wenn aus dem Mund das Jawort bebt;
Wie auf dem Sterbebett der Greis;
Wenn er die Hand zum Segen hebt.

Wir heben von den Arbeiten in Prosa hauptsächlich den Roman: „Hermann Stark. Ein deutsches Leben“ hervor, eine unvergleichliche Apotheose deutschen Studentenlebens. Neben dem Dichter und dem Romanschriftsteller darf der Dramatiker nicht ungenannt bleiben. Sieglinde, Thomas Morus, Der Zunftmeister von Nürnberg, Der Doge von Venedig, Philippine Welser sind die Geschenke Oscars v. Redwitz für die deutsche Bühne. Das letztere hat sich bis zum heutigen Tage als beliebtes zugkräftiges Repertoirstück erwiesen. Nicht unerwähnt bleibe aus der letzten Zeit seines Schaffens der Sonettenkranz: „Das Lied vom Deutschen Reiche“, mit welchem er die Schöpfung des Deutschen Reiches begrüßte.

Wir wenden uns von den Werken des Dichters wieder seinem Leben zu, wobei wir uns in Kürze fassen können. Er kehrte sich 1850 in Bonn litterarischen Studien, speziell der altdeutschen Poesie zu, die Universität Würzburg ehrte zu jener Zeit den jungen Dichter durch Verleihung des Ehrendiploms der philosophischen Doktorwürde. Im Herbste 1851 wurde er als Professor der deutschen Litteratur an die Universität Wien berufen, eine Stelle, welche er nur bis 1853 einnahm, um sich dann in voller Ungestörtheit dem dichterischen Schaffen hinzugeben. v. Redwitz lebte seither in Schellenberg, München und Meran. Das Leiden, welches schließlich seinen Körper vernichtete, war wohl die Folge der übermäßigen geistigen Anstrengung in seiner Jugend, schon damals verzeichnen seine Biographen, daß er von heftigen Kopfleiden gequält und gepeinigt war. Auch die milde balsamische Luft von Meran, wo er seit nahezu zwanzig Jahren auf dem von ihm erbauten Schillerhofe gehaust, vermochte das Übel in seinem Weiterschreiten nicht zu hemmen. Es kam der beste Arzt, der Linderer aller Schmerzen, der Tod!

Am 10. Juli nachmittags nahm der nördliche Friedhof zu München seine irdischen Überreste auf, dort ruht der letzte Minnesänger von Bayern.

Eine Wallfahrts-Perle in den bayerischen Bergen.

Von Fritz Schenk.

Der Lenker des Postomnibus am Bahnhofe zu Miesbach, ein frischer Postknecht mit dem silbernen Posthorn, hat die Gepäckstücke für Parsberg, Elbach und Fischbachau in Empfang genommen, und wir drei Passagiere versahen uns ebenfalls mit den Fahrbilletten. Dann bestiegen wir den Wagen mit seinen schmalen Sitzen, welcher bald von zwei kräftigen Pferden in Bewegung gesetzt wurde. Unter den lieblichen Klängen des heimatlichen Liedes:

Glaubt's mir, daß i oft moa,
Über mein' Wendelstoa
Geht mir koa andrer Platz,
Er is mei größter Schatz x

durchziehen wir den unteren und oberen Markt mit seinen zahlreichen Gasthöfen. Auf der östlichen Höhe beim Bezirksamtsgebäude, dem einstigen im Jahre 1611 von Wolf Wilhelm v. Maxlrain, Freiherrn v. Waldeck erbauten, nun vollständig veränderten Schlosse werden die Pferde in eine etwas raschere Gangart gebracht, wir gelangen an ein paar Villen vorüber und bald erreichen wir das alte Dorf Parsberg, früher Pastberg, bis zum Jahre 1584 die Mutterpfarrei von Miesbach. Pastberg hatte sein eigenes Edelgeschlecht, bischöflich freisingische Ministerialen, und von ihnen stammt Rudolf von Muosbach, welcher im heutigen Miesbach auf der östlichen Höhe gegenüber dem Bezirksamtsgebäude eine Burg gründete, während dessen Enkel um das Jahr 1163 den Namen Waldeck führten und wohl auf Hohenwaldeck am Schliersee hausten.

Von Parsberg aus gelangen wir rasch in das schöne Leizachthal hinab und in diesem aufwärts zur Kunst- und Sägemühle; dann am Bierhäuschen vorüber, welches die thätige Frau Susanna Waitzinger von Miesbach erbaute, zum ehemaligen Kohlenbergbau am Sulzgraben und nach Wörnsmühle, einem Weiler mit vorzüglichem Wirtshause, daher häufig von Sommergästen besucht. Wörnsmühle, auch Wernsmühle, Wernhersmühle, ist alt; schon 1140 gab Konrad v. Valley dem Kloster Scheftlarn ein Gut zu Wernhersmühle, und 1190 war hier eine Notablenversammlung unter Herzog Ludwig dem Strengen zur Bestätigung eines Kaufvertrages. — Hier verlassen wir die Leizach und gelangen in südöstlicher Richtung in das Dorf Hundham und nach dem hübsch gelegenen Pfarrdorfe Elbach am Fuße des Schwarzenberges. Elbach ist wegen der herrlichen Lage und des guten Wirtshauses ein neuerer Sommerfrischplatz und Luftkurort.

Schon im Jahre 1196 kommt ein Albanus de Elpach als bischöflich freisingischer Ministeriale vor, es scheint demnach ein Edelsitz gewesen zu sein. Im dortigen alten Pfarrhause befindet sich eine Hauskapelle, von welcher die Sage geht, daß sie schon mehr als 1000 Jahre bestehe, die älteste Pfarrkirche gewesen sei, und daß in derselben die Kinder der Pfarrei, dann von Au, Berkling und Irschenberg getauft worden seien. Urkundlich wird Elbach im Jahre 1089 als Pfarrei genannt. Einer alten, noch gangbaren Tradition zufolge mochten wohl in grauer Vorzeit einige Mönche des hl. Benedikt hier im einsamen Thale ein Bethaus gehabt haben, ehe sie nach Margarethenzell (Bayrischzell) wanderten, wo ihnen die fromme Pfalzgräfin Haziga von Scheyern im Jahre 1079 ein Klösterlein baute, welches sie sieben Jahre später in die „Au am fischreichen Bache", nach Fischbachau, verlegte.

In einer Entfernung von 2 km von Elbach, fahren wir an einem einsamen, alten Wirtshause vorüber, es ist der einstige Edelsitz Marbach, 1070 Marchpach benannt. Schon zur Zeit der Gräfin Haziga lebte ein Gottscalch de Marchpach und 1180 unter dem Propste Konrad von Margarethenzell ein Heinrich Ungerecht de Marchpach. Diese waren nicht Ministerialen, sondern ganz freie Edelleute. Als sie längst ausgestorben waren, blühte, namentlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert, zu Marbach die Patrizierfamilie der Haffner. Im Wirtshause finden sich noch Familienbildnisse (besonders von Christoph Haffner 1598), dann ehemaliges altes Zinngeräte. Waffen und Rüstungen sind längst veräußert.

Der Klang des Posthorns unterbrach unsere historische Unterhaltung, wir lauschten der Melodie des Liedes:

Z' Fischbach beim Wendlstoa,
Da bin i gern,
Da kann ma lustige
Leut'ln gnua hör'n 2c.

und fuhren gleich darauf an der Poststation in Fischbachau vor.

Fischbachau, 773 m ü. M. mit den alten Klostergebäuden und zwei Kirchen, liegt gar malerisch von Bergen umgeben, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Nachkommen der Brüder St. Benedikts in Scheyern, wo ihnen Pfalzgraf Otto III. im Jahre 1119 seine Burg eingeräumt und Wittelsbach bezogen hatte, von ihren Vorfahren in dem schönen bergumsäumten Fischbachau lasen und deshalb ein Heimweh empfanden nach der Geburtsstätte ihres Stiftes, wenn sie trachteten, dieselbe mit ihrem nunmehrigen Konvente in Scheyern zu verbinden und dort wieder ein Priorat zu errichten, was auch im Jahre 1409 geschah und bis zum Jahre 1803 währte.

Die geräumige dreischiffige Kirche aus dem 17. Jahrhundert, hat hübsche Plafondsgemälde und ein im Jahre 1706 von J. Degner in Freising gemaltes Altarbild, die Pfalzgräfin Haziga, den Kirchenpatron St. Martin verehrend, darstellend.

Im ehemaligen Kloster wohnen der Pfarrer und der Forstmeister, und in der Wohnung des letzteren war die ehemalige große Stube des Priors in den fünfziger Jahren das lauschige Epheuzimmer des damaligen Revierförsters Dloner. Alle Wände, wie die Stuccaturdecke waren dicht mit Epheu überzogen, und nur einzelne Stellen für Hirschgeweihe, Gemskrickeln und Jagdbilder ausgespart. In diesem Zimmer, nicht in dem Fremdenzimmer, wollte der höchstselige König Max II. auf einer Gebirgstour schlafen, nachdem er den frischen Bergliedern und Jodlern der Tochter des Revierförsters, der Nachtigall von Fischbachau, mit Wohlgefallen gelauscht hatte.

Nachdem wir uns von dem Posthornkünstler mit einem Trinkgelde verabschiedet hatten, stiegen wir die östliche Anhöhe hinan, an freundlichen Bauernhäuschen vorüber, über den munteren Birkenbach zum „Krämerwirt", wo man sehr gut verpflegt wird.

Nicht lange Zeit stärkten wir uns hier, denn das Wallfahrtskirchlein, welches vom letzten Feste her noch mit Kränzen und Guirlanden geschmückt war, blickte so einladend herab, daß wir nicht säumten, wenn auch nicht als Wallfahrer, die im weitesten Umkreise so hoch gehaltene Gnadenkapelle zu besuchen. Nicht weit vom Krämerwirt verließen wir das steinige Sträßchen, welches zum „Hotel Birkenstein" führt, und stiegen zwischen bemoosten Steintrümmern und Birkenstämmen auf grünem Rasen hinan, traten durch ein Thor im Verbindungsgange zwischen dem Institute der Schulschwestern und dem an die Kapelle angebauten Sakristei- und Chorgebäude in den von mächtigen Birken beschatteten Kapellenhof (853 m). Von diesem aus führt eine Treppe auf die gedeckte, nach außen offene Vorhalle, welche das Kirchlein von drei Seiten umgibt. Die Wände sind mit Bildern aus der Geschichte des Gnadenortes, die Decke des Vordaches mit unzähligen Votivtäfelchen versehen.

Beim Eintritt in die Kapelle überrascht uns die magische, durch rote Vorhänge an den kleinen, in der Höhe angebrachten Fenstern hervorgerufene Beleuchtung des Hochaltars mit der Statue der hl. Jungfrau, von Engelgruppen umgeben, dann der zahlreichen, in Goldrahmen an den Wänden befindlichen

Heiligen- und Votivbilder. Die Kapelle hat etwas unendlich Heimliches, Anziehendes, Beruhigendes! Die heilige Stille in derselben, nur durch das ferne Rauschen des Bergbaches und das gleichmäßige Ticken der hinter dem Altare befindlichen Uhr unterbrochen, weckt fromme Regungen, und die Überzeugung, daß diese geweihten Räume schon so viele mit Kummer Beladene getröstet verlassen haben, daß manch' körperliches Leiden dem vertrauensvollen Gebete gewichen, versetzt jedes empfindsame Gemüt in eine weihevolle Stimmung.

Obwohl fast täglich, auch zur Winterszeit, einzelne Wallfahrer in Birkenstein eintreffen, ist doch der Volkszudrang am 15. August, als dem Patrociniumsfeste, am stärksten. Dieses wird mit aller ländlichen Solennität im Freien gefeiert. Die kleine Kapelle faßt ja nur wenige Menschen, sie prangt jedoch außen im wirksamsten Schmucke und zeugt in der dekorativen Anordnung von dem bekannten Geschicke der Gebirgsbewohner. Tannenguirlanden und -kränze mit Blumen geziert, schmücken die Außenwände der Kapelle und das Vorbaugelände; der Altar ist im Freien aufgerichtet, die Predigtkanzel im östlichen Vorbau angelegt. Die Notenpulte der Musiker bestehen aus dünnen Brettchen und sind an die Birkenstämme genagelt; zahlreiche, höchst primitive Beichtstühle laden zwischen Bäumen und Steintrümmern zur Erleichterung des Herzens. So gefällt es dem Bergler, und in großer Andacht lauscht die Gebirgsbevölkerung den nicht immer sanften Worten eines der Franziskaner- oder Kapuzinerpatres, von welchen neben der nachbarlichen Geistlichkeit zu Konkurstagen immer einige eingeladen werden. Böllerschüsse, welche rings an den Bergen widerhallen, geben das Zeichen zum Beginne des feierlichen Hochamtes, und unter der Direktion des Ortsorganisten und Lehrers beginnt die Vokal- und Instrumentalmusik. Da klingt manche reine, schöne Sopranstimme heraus, deren Eigentümerin am frühesten Morgen ihre Alphütte am Wendelstein oder Breitenstein mit fröhlichem Juhschrei und Jodler verlassen hat, um jetzt, dem Schöpfer, welcher ihm die herrliche Stimme gegeben, ein Danklied zu singen.

Nach dem heiligen Segen folgt nun ein höchst weltliches Bild. Beter und Beterinnen, Musiker und Sennerinnen, alle beeilen sich, zu den Bier-, Brot- und Wurstbuden zu gelangen, um nun auch den oft noch leeren Magen zu befriedigen; denn gar viele sind von weit her gekommen und durften der heiligen Kommunion wegen noch kein Frühstück zu sich nehmen.



Birkenstein. Nach Bezold.

Welch malerisches Bild! Die mit Grün geschmückte Kirche im Schatten der mächtigen Birken, der reich verzierte Altar mit dem roten Teppich, die in der malerischen Zeller- und Miesbachertracht umherwandelnden Burschen und Mädchen, dort neben dem verlassenen Beichtstuhl ein silberhaariges Bauernmütterlein im eifrigen Gespräche mit dem bärtigen Kapuziner, dazu die in allen möglichen Kostümen sich zeigenden Sommerfrischlerinnen und Backfischchen!

Die Geschichte dieser so lieblich gelegenen Wallfahrtskirche, welche seit der Erbauung des Wendelsteinhauses nicht nur von Wallfahrern, sondern noch weit mehr von Bergfahrern heimgesucht wird, ist nach Westermayers statistischer Beschreibung des Erzbistums München-Freising, Bd. II, S. 17 rc. folgende:

Das Muttergottesbild stand angeblich schon auf dem Hochaltare der ersten Klosterkirche. Der Birkenstein ist ein

von abgestürzten Felsen des Breitenstein gebildeter Hügel, auf welchem schon in sehr früher Zeit eine Martersäule (Marterl) stand.

Ein frommer Pfarrvikar, Johannes Stiglmaier (1663), weilte gern auf der stillen Höhe mit der schönen Aussicht auf die Berge und betete seine kirchlichen Tageszeiten. Einst überkam ihn, als er vor Beginn des Gebetes ein wenig ausruhen wollte, der Schlaf, und im Traume war's, als sähe er die Gottesmutter der Klosterkirche, die ihm sagte: „Hier will ich verehrt sein und denen, welche mich anrufen, meine Gnade mitteilen!" — Des andern Tages teilte Stiglmaier dieses Traumgesicht dem Wirte Christoph Haffner in Marbach und dem Bauer Michael Müller von Widmöß mit, welche ihm zu seinem größten Erstaunen ähnliche Träume entgegen erzählten, die sie gehabt und in welchen sie auf dem Birkenstein ein vielbesuchtes Kirchlein geschaut hätten. Wohl wurde über Erbauung eines solchen gesprochen, aber die drei Männer waren nicht so leichtgläubig, daß sie auf ihre Träume hin sogleich ein solches Werk unternehmen mochten, und so blieb es eben wie seither. Infolge einer Erbschaft ließ Müller (1672) einen neuen Altar in die Fischbachauer Kirche fertigen, und das bisher am Altare befindliche, andächtig verehrte Muttergottesbild schenkte Vikar Stiglmaier dem Müller. Dieser stellte es in einer Stube des Einödhofes auf, und die Familie betete gern vor demselben; aber nach einem Jahre meinte der Bauer, es wäre doch passender, wenn das Bild wieder öffentlich verehrt würde. Stieglmaier wollte nicht so begeistert auf die in Erinnerung gebrachten Träume Müllers eingehen und äußerte: „Wolle die hl. Maria hier besonders verehrt werden, so möge sie dieses durch ein deutliches Zeichen kundgeben". — Und siehe, in kürzester Frist erkrankt der Vikar in einer Weise, daß der Arzt ihn bereits aufgibt. Da gelobt er, am ersten Tage seiner Genesung Anstalt zum Bau einer Kapelle auf dem Birkenstein zu treffen und — schon am nächsten Morgen steht er zum größten Erstaunen seines Arztes ohne weitere Hilfe gesund auf. Vereint mit Haffner und Müller geht es sogleich ans Abräumen des Platzes. Eine zehn bis zwölf Personen fassende Kapelle entsteht rasch, und schon nach dem kurzen Zeitraum von nur 14 Tagen finden dort Wallfahrer aus verschiedenen Gegenden Trost und Hilfe. Das war im Jahre 1673. Der Schmied Bernrainer pflanzte dann rund um die Kapelle mehrere Birkenbäume, damit der Name „Birkenstein" für die Zukunft auch weitere Begründung und Dauer erhält.

Unter dem Pfarrvikar Johann Kaiser begann 1692 die Vergrößerung der Kapelle; er legte im Jahre 1709 auch ein Buch an, worin die glaubwürdigsten und außerordentlichsten Gebetserhörungen verzeichnet wurden. — In demselben Jahre erbaute sich Frater Heinrich Mörbel aus eigenen Mitteln eine Klause an der Kapelle, worin er als Einsiedler lebte. Täglich nahm die Wallfahrt an Besuchern zu, weshalb Vikar Kaiser darauf bedacht war, ein Kirchlein nach Form des heiligen Hauses in Loretto aus den Opfergefällen zu erbauen, in welchem doch auch das heilige Meßopfer dargebracht werden könnte. Er schaffte im Winter Material herbei und schon nach kurzer Zeit, am 14. Mai 1710 legte der Propst von Fischbachau den Grundstein. Das Gnadenbild stand indes auf seinem früheren Platze in der Klosterkirche. Vikar Kaiser erlebte die Vollendung seines lieben Kirchleins nicht mehr, er starb am 6. Juni 1710; doch sein Nachfolger, Joseph Bernrainer, setzte das Werk eifrigst fort, und als es an Steinen und Sand fehlte, brachte ein Wolkenbruch so viel Material, daß das Gotteshaus noch in demselben Jahre vollendet, und das Gnadenbild feierlichst übertragen werden konnte. Am 28. Oktober 1710 kamen die Gemeinden Fischbachau und Bayrischzell wallfahrend zum ersten heiligen Meßopfer. — Bernrainer starb am 24. Januar 1725, er war der letzte Weltgeistliche als Pfarrvikar, die folgenden waren Konventualen von Scheyern.

Ein furchtbares Gewitter zerstörte das Kirchlein im Jahre 1735, nur das Gnadenbild wurde verschont. Bald aber stand die Kapelle erneuert wieder auf der Anhöhe, und des Glöckleins heller Klang tönte einladend hinunter ins Leizachthal. — Doch es nahte neue Gefahr nicht nur dem Gnadenorte, sondern dem ganzen schönen Gebirgsthale im Jahre 1742 durch den Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges. Eine Abteilung bayerischer Truppen hatten am sog. Hörhag, auf dem Wege von Bayrischzell nach Kufstein eine Schanze errichtet, und das Bauernvolk sich bewaffnet, um einem Eindringen der in Kufstein liegenden Österreicher Widerstand zu leisten. Ein baldiger Zusammenstoß schien unvermeidlich; da sandte der Prior P. Ildephons von Fischbachau im Vertrauen auf die Fürbitte der hl. Jungfrau am Birkenstein einen Eilboten an den Stadt- und Landrichter Sebastian Egger in Kufstein mit der inständigen Bitte um Schonung des Thales. Dem Einflusse dieses Beamten gelang es denn auch, einen Einfall der Feinde abzuhalten und sowohl das Thal wie das Kirchlein vor Plünderung und Brand zu retten.

Ein besonderer Schützling der Kapelle war P. Heinrich Maier (1757—1762); unter ihm geschah am meisten, und war die Wallfahrt am blühendsten. — Am 29. Juni 1809 beschloß der letzte Eremit Bruder Bernhard Gloswinkler, ein verdienter Lehrer, sein Leben, und in seiner Klause wurde bis zum Jahre 1847 Schule gehalten. Wahrlich, ein armseliges Leben für einen Lehrer!

Im Jahre 1867 wurde die Kapelle im Renaissancestiel restauriert.

Beim nahen „Hotel Birkenstein" beginnt der Weg zum Wendelstein; hier fangen auch die mit rot-grünen Farben bezeichneten Wegtafeln an, und es sind von der Alpenvereins-Sektion Miesbach Kilometerpfähle gesetzt. Die Länge der Wegstrecke von Birkenstein über die Spitzingalpe beträgt 5,6 km, welche aufwärts in zwei Stunden zurückgelegt werden kann. So scheiden wir denn von diesem „pastoral reizend gelegenen" Wallfahrtsorte mit seiner imposanten Bergumgebung und der erfrischenden Waldluft, vom lauschigen Kirchlein, welches seit ein paar hundert Jahren schon so viele Wallfahrer mit ruhigerem Gemüte verließen, als sie dasselbe betraten. Und wenn die Bergfahrer, trunken von der Ausschau am Wendelstein heimkehren, dann mögen sie nicht vorüberziehen, sondern sich in eurem Schatten noch erquicken, ihr alten majestätischen Birken. Euer Flüstern, des Bergbachs leises Rauschen und sanfte Orgelklänge vom Kirchlein her werden ihnen wohl die Trennung erschweren!

Ein Damenkrieg.

Humoreske.

Nach einer geschichtlichen Begebenheit, erzählt von Dr. A. Steinberger.

„Ich bitte Dich, meine liebe Amalia“, sagte der Herr Dr. Josua, Vertreter des Kurfürsten von Brandenburg, z. Z. in der Reichsstadt Regensburg wohnhaft, zu seiner Gemahlin in fast flehendem Tone, „mache doch keinen Skandal! Bedenke, wie leicht es um die Reputation geschehen ist!“

Die also Angeredete, eine zwar noch jugendliche, aber recht üppige Gestalt mit sehr energischen Gesichtszügen, pochte mit ihren beringten Fingern taktmäßig auf die Platte des zierlich geschnitzten, in Weiß und Gold gehaltenen Tisches.



„Lächerlich“, entgegnete sie gereizten Tones, „ganz lächerlich! Aus Furcht vor dem Verlust der ‚Reputation‘, wie Du eben zu sagen beliebtest, verliert man zuletzt alles Selbstbewußtsein, alles Ehrgefühl!“

„Aber, Amalia...“

„Was? Hier heißt es einfach: wie du mir, so ich dir! Wie, ich sollte diese hochmütige Witwe, diese Frau v. Stubenberg, über mich triumphieren lassen? Nimmermehr!“

„Aber, erzähle mir doch einmal genau den ganzen peinlichen Vorfall!“

„Was ist da lange zu erzählen? Auf der letzten Probe der besagten Komödie.“

„Welcher Komödie?“

„Ich bitte Dich, mich gefälligst nicht zu unterbrechen! Auf der letzten Probe also der besagten Komödie, macht sie mich wegen einiger Gedächtnisfehler, die mir in meiner Rolle passierten, vor den anwesenden Prinzen und Prinzessinnen lächerlich, nennt mich einen zerstreuten Professor....“

„Aber, warum lerntest Du auch Deine Rolle nicht besser!“

„Was geht das sie an? Übrigens braucht sich auch mein Herr Gemahl darüber keine Sorge zu machen! Am 19. November im Jahre des Heiles 1678 wird die kurbrandenburgische Gesandtensgattin, Frau Dr. Josua, ihre Rolle ebenso gut zu spielen wissen, wie die Witwe v. Stubenberg....“

„Sie ist eine geborne Rheingräfin!“

„Geborne, was heißt geborne Rheingräfin? Für mich und für jeden Vernünftigen, der sich nicht von einem Paar schwarzer Augen bestechen und berücken läßt“ — Frau Dr. Josua warf dabei einen boshaften Blick auf ihren Gatten, — „ist sie und bleibt sie die Witfrau v. Stubenberg!“

„Was hast Du weiter vor?“ wagte Herr Dr. Josua schüchtern einzuwerfen.

„Ich? Wie ängstlich Du bist! Nach der Komödien-Aufführung, wann die Herzogin von Neuburg das Pfalz-Zweibrücken-Palais verläßt, wird sie ganz einfach nach mir aus dem Saale treten! Meine Nachsicht, ich nenne sie lieber Schwäche, von neulich, als ich ihr beim Verlassen des Saales den Vortritt ließ, soll ihr nicht nochmals zu Gute kommen!“

„Ach, das kann eine schöne Geschichte geben, mir furchtbar unangenehm!“

„Dir? Das will ich gern glauben, weil Du eben kein Mann bist, dem an der Ehre seiner Frau viel gelegen ist!“

„Amalia!“

„Oh, wenn ich das gewußt hätte!“

Die Zürnende zog ein spitzenbesetztes Tuch aus der Tasche ihres geblümten Morgenkleides und führte es an die Augen.

„Du thust mir unrecht, Amalia“, wendete der Gatte im Tone schüchternen Vorwurfs ein, „wirklich unrecht! Doch, um Dir zu beweisen, was mir an der Reputation meiner Gemahlin liegt, will ich Dich am Abende der Vorstellung ganz frei gewähren lassen! Aber nochmals, Amalia, nur keinen Skandal!“

* * *

Die Komödie: „Der verliebte Schäfer, oder: Die Rache der Verschmähten“ wurde von den beteiligten Herren und Damen auf das beste gespielt. Frau v. Stubenberg war die Hauptrolle übertragen worden, und sie führte dieselbe vorzüglich durch. Das mußten auch ihre Feinde, deren sie besonders unter der Frauenwelt nicht wenige hatte, zugestehen.

Frau Dr. Josua hatte gleichfalls mit vielem Beifalle gespielt; nach dem zweiten Akte, welcher eine Kußscene zwischen der kurbrandenburgischen Gesandtensgattin und der „ehemaligen“ Rheingräfin enthielt, war die Aktion, gleichwie nach der glücklichen Bestehung einer großen Gefahr, bei den beiden Damen eine auffallend frischere geworden; die vom Stücke geforderte Liebesbezeugung hatte eben gar zu viel Selbstverleugnung gefordert.

Nach der Beendigung der Komödie wurden in dem prächtig erleuchteten und geschmückten Saale noch Erfrischungen herumgereicht. Nach einer halben Stunde aber gab die Herzogin von Neuburg durch Erheben das Zeichen zum Aufbruch. Die sämtlichen Damen verließen mit der hohen Frau zugleich das pfalzgräfliche Gesandtschaftshotel, darunter auch jene, welche im Stücke mitgewirkt und nun eben rechtzeitig ihre Umkleidung vollzogen hatten.

Nun aber nahte der für Herrn Dr. Josua schreckliche Moment heran; pochenden Herzens stand er gegenüber der verhängnisvollen Ausgangsthür, nur mit Mühe dem Sinne der Worte folgend, die der kaiserliche Plenipotentiarius an ihn zu richten die Güte hatte.

Dame um Dame, die meisten in die kostbarsten und farbenprächtigsten Kleider gehüllt, verließen, genau nach ihrer Rangstellung sich ordnend, mit der Herzogin den Saal. Jetzt kam die Reihe an die Gesandtin, aber da drängte sich auch schon die „geborne“ Rheingräfin heran. Unmittelbar vor der Thür suchte die letztere in der That, ihrer vor wenigen Stunden herzlich geküßten Rivalin zuvorzukommen, aber, das sollte ihr nicht gelingen; denn die Gesandtensgattin versetzte, ihrer kaum mehr mächtig, der „Drängerin“ einen ganz kräftigen Stoß in die linke der eng geschnürten Hüften, so daß deren Eigentümerin fast das Gleichgewicht verlor und wider Willen nach rückwärts schwankte. Diese Bewegung verschaffte der Dame aber auch zugleich größere Freiheit der Aktion, und mit großer taktischer Geschicklichkeit wurde dieselbe zu nutze gemacht. Denn ohne vieles Bedenken erhob sie ihr feines Patschhändchen und versetzte damit der kurfürstlich brandenburgischen Gesandtin eine ganz regelrechte Ohrfeige, welche die damit Überraschte in schneller Wahrnehmung der „Reputation“ sofort, und zwar mit Zinsen zurückgab.

Der unerhörte Vorgang rief unter den noch im Saale befindlichen Gästen eine gewaltige Aufregung hervor; die Frau Herzogin war zum Glücke bereits so weit von dem Schauplatze entfernt, daß sie nimmer Augenzeugin desselben wurde; der unglückliche Gatte aber der streitlustigen Amalia am andern Ende des Saales war einer Ohnmacht nahe! Seine Gemahlin, die kurbrandenburgische Gesandtin, Ohrfeigen gebend und erhaltend! Das war ein Unglück, wie es größer und folgenschwerer gar nimmer gedacht werden konnte!

Mit zitternden Knieen eilte er durch die Menge hindurch zu den beiden Kämpferinnen, deren hochgetürmte Frisuren das Bild vollster Zerstörung boten; durch das künstliche Rot, welches den Wangen zur Verschönerung des Teints aufgelegt war, glühte das natürliche flammenden Zornes hindurch.

„Wenn das mein seliger Gemahl wüßte!“ ächzte Frau v. Stubenberg.

„O selig, dreimal selig, daß er es nimmer weiß!“ replizierte rasch der eben ankommende Gesandte; derselbe war zwar nicht so schlagfertig wie seine Amalia, aber in der Aufregung kam manches zeitgemäße Wort über das Gehege seiner schadhaften Zähne.

Nun aber trat der kaiserliche Plenipotentiarius mit anderen Kavalieren herzu.

„Ums Himmels willen“, jammerte dieser, „welcher Skandal! Geleiten Sie, Herr Gesandter, Ihre Dame zum Wagen, nur rasch, bitte!“

* * *

„Das war eine schöne Nacht!“ sagte die Kammerzofe der kurbrandenburgischen Gesandtin zu der Köchin Marianne; „die Herrschaft hat sich furchtbar gezankt; die ganze Nacht bis zum Frühläuten habe ich kein Auge schließen können!“

„Herrje! Da danke ich für die Ehre, neben der Gnädigen eine Schlafkammer haben zu dürfen!“

Schon zwei Tage darauf wurden verschiedentliche Koffer und Schachteln auf einen Reisewagen gepackt; die Schwiegermutter des Herrn Dr. Josua in Berlin war „plötzlich erkrankt“, die Tochter mußte per Extrapost dahin abreisen; die „Rheingräfin“ Frau v. Stubenberg aber begab sich zu ihren Verwandten nach Koblenz, um dort, da Weihnachten vor der Thür stand, das „Fest der Liebe“ zu feiern.

Kleine Mitteilungen.

Primizordnung. Bischof Heinrich von Bamberg (erwählt 1487, gestorben 1501) hatte außer mehreren Verordnungen und Statuten, die „bey dem geistlichen Stande die gehörige Disciplin erhalten und befestigen sollten, auch ein Verbot gegen kostbare Gastereien und unschickliche Lustbarkeiten bey den geistlichen Hochzeiten oder Primizen der neugeweihten Priester“ erlassen. Der Rat der zur Diözese Bamberg gehörigen Reichsstadt Nürnberg publizierte dasselbe im Jahre 1496 mit nachfolgenden besonderen Bestimmungen:

„Nachdem der hochwürdig Fürst, unser gnädiger Herr, Herr Heinrich Bischof zu Bamberg, aus merklichen Ursachen unter andern viel stattlichen und tapfern (wichtigen) Statuten und Gesetzen in Seiner Gnaden Stift ein Statut der geistlichen Hochzeit gesetzt und ausgehen hat lassen, der Meinung, daß zu den ersten Messen, so in seiner Gnaden Stift hinfüro gehalten werden, auf den Tag solcher ersten Messe Früh und Abends nur Mannspersonen geistlichen und weltlichen Standes, und derselben in der Zahl nicht über 10 geladen werden sollen, und daß auch außerhalb des Opfers des Altars keinerlei Schenk (Geschenk) genommen, und dasselbe ebenso in Eingang und in Einleitung der geistlichen Frauen und Jungfrauen in die Klöster gehalten werden soll, — zur Handhabung dieses bischöflichen Gesetzes und zur Abwendung überflüssiger Köstlichkeit (Aufwandes) so gebieten unsere Herrn vom Rathe ernstlich, daß hinfür keiner von ihren Bürgern oder Verwandten (Unterthanen) auf den Tag einer ersten Messe oder in

einem Monat dem nächsten vor oder nach derselben ersten Messe des neuen Priesters oder der ersten Messe wegen zu Wirthschaften (Gastereien) oder Mahlen ein Weibsbild laden, speisen oder halten soll, und daß auch von Mannsbilden, Geistliche und Weltliche zusammengerechnet, nicht über 10 Personen zu solchen Wirthschaften kommen oder da essen, oder auch außerhalb des Opfers auf den Altar irgend etwas schenken sollen."

„Dann welcher Burger, Burgerin oder Andere, einem ehrbaren Rath verwandt, in solcher gemeldter Zeit von solcher ersten Messe oder des neuen Priesters wegen ein Weibsbild oder von Mannsbilden über die gemeldte Anzahl zu Wirthschaften ladet oder ungeladen halte oder speise, oder ungeladen allda esse, oder außerhalb des Opfers auf den Altar etwas schenke, der soll gemeiner Stadt zu Buß verfallen und geben 10 fl., so oft er des Raths Gebot überfahrt."

„Desgleichen soll es gehalten werden mit Eingang und Einleitung der Frauenbilde in die Frauen- und Jungfrauenklöster hie und außerhalb dieser Stadt, ausgenommen, daß die erlaubt Anzahl der zehn Personen an Manns- und Frauenbilden mögen geladen und gebraucht werden."

„Doch wenn ein neuer Priester den Priestern im Pfarrhof und den Vicaren, auch den Kirchenmeistern, Schulmeistern, Organisten, Thurmern und Andern, die ihm auf die Zeit der ersten Vesper und Messe dienen und handreichen, thun wolle wie in der Ordnung und Gewohnheit von Alters herkommen ist, das läßt ein ehrbarer Rath seinthalben und unvergriffen (unbeschadet) dem obgemeldten bischöflichen Gesetze geschehen."

Eine Gedenktafel. Es dürfte für die meisten Leser dieser Blätter von Interesse sein, die Inschrift des Gedenksteins auf der Welfenburgstätte bei Schongau kennen zu lernen. Herr Major v. Gruithuisen, der z. Z. in der uralten Lechstadt ein reizendes Heim sich bestellt hat, war es zunächst, der sich um das besagte Denkmal besonders verdient gemacht hat. Seinem historischen Eifer, seinem praktischen Sinne und seiner Opferwilligkeit gelang es, trotz mannigfacher Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, die berühmte Burghalde mit einem wohl auf lange Zeit dauernden Gedächtnismal zu schmücken. Ehre und Dank ihm und allen, welche die Sache förderten! Die eingangs erwähnte Inschrift lautet:

811,2 m über der Ost-See.

Hier auf dieser Höhe stand eine mächtige Dynastenburg; sie war bis 1191 Eigentum der Welfen, dann bis zum Tode Conradins 1268 im Besitze der Hohenstaufen, von denen sie an die Wittelsbacher kam. 1155 war Kaiser Barbarossa Gast Welfs VI. 1348 stürzte die Burg bei einem Erdbeben teilweise ein und wurde 1632 durch die Schweden ganz zerstört. K. Z.

St. Uttos Stab im Kloster Metten. Das Kloster Metten an der Donau, welches kürzlich durch den Besuch Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Ludwig beglückt wurde, bewahrt noch den Stab, den sein Stifter St. Utto vom Gründer des Klosters Karl dem Großen im Jahre 801 erhalten haben soll.

Der Stab ist von Holz, die Krümmung oben ist aber aus Walroßzahn, was zeigt, daß es eingeführte Ware aus Norden ist, wahrscheinlich aus Irland oder England. Die Krümmung zeigt das Gotteslamm, gegen welches der Drache geifert, es ist das Bild Christi und des Drachen, der ihm nach der Ferse sticht. Die gotische Verzierung in Metall, die Fassung mit Laubpossen kam erst im 15. Jahrhundert dazu. Am Obertheil des Stabs steht die Inschrift:

Quod dominus Petro,
Petrus tibi contulit Utto.

(Wie der Herr dem Petrus das Hirtenamt, so übergab Petrus dem Utto das Hirtenamt.)

Eine sinnige, ehrwürdige Reliquie!

Kneippianer im 12. Jahrhundert. Cäsarius von Heisterbach wurde auf der Schule von Köln von einem heftigen Fieber befallen. Seine Tante von mütterlicher Seite hatte eine heidnische Sklavin, und als diese getauft wurde, riet man der Mutter des kranken Knaben, ihn mit dem nassen Tuche, worin das Mädchen getauft wurde, zu umwickeln. Es geschah, der Knabe geriet in Schweiß und genas.

Zur Geschichte des Malzaufschlags. Schon vor Jahrhunderten mußte die Getränksteuer, namentlich die Besteuerung des Bieres die Mittel schaffen, um Bayern von Schulden zu entlasten, welche durch Kriegskosten entstanden waren. Die Kurfürsten Ludwig V. und Friedrich II. von der Pfalz wollten im Jahre 1527 in der Oberpfalz den Bieraufschlag zur Tilgung der Landshuter Erbfolgekriegs-Schulden einführen; allein auf dem Landtage zu Neumarkt waren die Städte dagegen. Bei Gelegenheit des Türkenkrieges drangen aber die Kurfürsten durch, und so wurde das Umgeld, 36 Kreuzer für jede Sude, eingeführt. Durch einen kaiserlichen Freiheitsbrief vom 19. Dezember 1543 wurde den Ständen des Herzogtums Bayern der Bieraufschlag zu 2 Kreuzer vom Münchener Eimer bis zur Ablösung der vom Türkenkriege stammenden Schuld zu 600000 Gulden zugestanden. Herzog Wilhelm erwirkte im Jahre 1546 einen Freiheitsbrief vom Kaiser Karl V., welcher den Aufschlag ihm zugestand. Im Jahre 1612 erschien eine bayerische Bieraufschlag-Instruktion, nach welcher vom Eimer Bier 17 Kreuzer 1 Heller Aufschlag entrichtet werden mußten. Nach Inhalt dieser Instruktion sollten zu einer Sud Bier fünf Münchener Schäffel eingesprengten Gerstenmalzes genommen und daraus 16 Eimer gebraut werden. Im Jahre 1620 wurde durch ein Generalmandat die Erhebung dieses Gefälles mittels der von den Bräuern zu zahlenden Kompositionen, bestimmte von denselben abzuliefernde Summen, eingeführt, aber durch Ausschreiben vom 15. Dezember 1635 wieder aufgehoben. Gemäß Generalmandats vom 16. Juli 1723 wurde den Bräuern zugestanden, aus 5 Schäffeln eingesprengten Gerstenmalzes 24 Eimer Winter- und 22 Eimer Sommerbier zu brauen, wobei der Aufschlag auf 53 Kreuzer 4 Heller per Eimer reguliert wurde. Den Wirten war zugestanden, die Maß Bier um 2 Pfennige höher verleitzugeben. Durch Mandate vom 3. August und 17. Oktober 1750 wurde erlaubt, zu einer Sude 6 Schäffel eingesprengten Malzes zu verwenden und daraus 26 Eimer Winter- und 24 Eimer Sommerbier zu erzeugen, zugleich wurde der Aufschlag auf 15 Gulden per Sude herabgesetzt. Gemäß Mandates vom 3. Februar 1751 ist die Landesregierung, um die unverkürzte Einnahme des Gefälles und den Zufluß der Mittel zur Tilgung der Staatsschulden mehr zu sichern, auf das System der Aufschlagserhebung nach dem Maße des zur Mühle gebrachten eingesprengten Malzes übergegangen, hat das Gefäll auf 27 Kreuzer per Metze festgesetzt, die Erholung der Malzpoletten, Visitationen der landschaftlichen Aufschläger in den Mühlen und gemeinsam mit der Obrigkeit in den Bräuhäusern und Kellern angeordnet, für die Müller wegen unterlassenen Messens des Malzes oder Nichtangabe eines Übermaßes eine Strafe von 12 bis 50 Reichsthalern, für die Bräuer bei Defraudationen eine solche von 50—300 Reichsthalern, festgesetzt und befohlen, geringes Bier um 1 bis 4 Pfennige herabzusetzen, gesundheitsschädliches auf öffentlichem Platze auslaufen zu lassen. Ein Biersatz wurde reguliert und zugleich eine Strafe für dessen Überschreitung ausgesprochen. In diesem Mandat ist das System der Malzsteuer angenommen, welches später dem Mandate vom 28. Juli 1807, das bis zum heutigen Tage seine Geltung erhalten hat, zu Grunde gelegt wurde. Durch das Mandat vom Jahre 1807, in welches die kurz vorausgegangene Verordnung vom 24. September 1806 aufgenommen ist, ferner durch die Verordnung vom 27. Januar 1809, die Aufstellung verpflichteter Mühlknechte betreffend, und durch die Verordnung vom 11. Februar 1811, welche den Aufschlag auf 50 Kreuzer per Metze feststellt,

wurden die Normen zum Teil aus den früheren Verordnungen gesammelt, zum Teil neu geschaffen, welche seit dieser langen Reihe von Jahren die Grundlagen für die Erhebung des für Bayern so eintraglichen Gefälles bilden. Der Malzaufschlag wurde mit dem Mandate vom 28. Juli 1807 auch in den übrigen damaligen Bestandteilen Bayerns, in welchen bis dahin andere auf Getränke gelegte Konsumtionsabgaben erhoben wurden, dann durch Verordnung vom 14. September 1810 im Fürstentum Regensburg, durch Verordnung vom 21. September 1810 in der Provinz Bayreuth und infolge des Gesetzes vom 13. März 1818 auch im Untermainkreise eingeführt.



Nationaltracht aus Oberstdorf im Algäu.

Bayerische Nationaltrachten. Unser heutiges Bild bringt die Gruppe, welche Oberstdorf im Algäu zum Festzuge des 12. März entsendete. Die Gruppe fesselt nicht allein durch das hübsche Kostüm sondern durch die Originalität der dargestellten Typen. Die ausführliche Beschreibung werden wir bei der Gruppe Hindelang nachholen.

Die Schweden und die Kissinger Bienen. Nach ihrer Niederlage bei Nördlingen im Jahre 1634 wurden die Schweden aus Würzburg, Schweinfurt und Königshofen vertrieben und bis zum Reßberge bei Gersfeld zurückgedrängt. Hier nun errichteten sie ein großes verschanztes Lager und machten von da aus ins Fränkische und Fuldische Streifzüge mit Plündern und Brennen, so daß die Mütter heute noch den kleinen Kindern vorsingen: „Bet, Kindchen, bet; Morgen kommt der Schwed, Morgen kommt der Ochsenstern (Oxenstierna), Der soll das Kindchen beten lern." Einmal nun erschien ein solcher schwedischer Raubzug auch vor dem Städtchen Kissingen. Ein gewisser Peter Heil wies ihn aber dadurch zurück, daß er sämtliche Bienenstöcke, die ihm die Bürger lieferten, von der Stadtmauer auf die Stürmenden herabstürzen ließ. Als Wahrzeichen des Städtchens wurde der in Stein ausgehauene Kopf des Retters am Rathause eingemauert.

Die List des Künstlers. Der Hofmaler Schwarz in München war ein lustiger Mann und unterbrach gern die Zeit der Arbeit mit einem Aufenthalte in der Trinkstube. Herzog Wilhelm der Fromme erteilte ihm den Auftrag, das Altarbild in der Jesuitenkirche zu malen, und schlich oft, die schwache Seite des Meisters kennend, in den Saal, um sich zu überzeugen, ob er an der Arbeit auch aushalte. Schwarz ersann folgende List, um den lauschenden Herzog zu täuschen. Er band zwei Füße nach Gestalt und Kleidung der seinigen gerade in der Stellung an den Stuhl, als wenn er selbst leibhaftig dort säße; denn der Herzog war zufrieden, wenn er nur von fern die Füße des Künstlers bemerkte. So gelang es dem Hofmaler, sein Gemüt nach gewohnter Weise zu erheitern, und der Herzog war recht bald erfreut über die meisterhafte Ausführung des Werkes, die noch jetzt eine Zierde der Kirche ist. Die gleiche Erzählung existiert von der Stiftskirche zu Neresheim.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München



Illustrierte Wochenschrift
für bayerische Geschichte und Landeskunde

Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

№ 18. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 2. Jahrgang 1891.

Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Der lärmende Auftritt, der gellende Ruf verfehlte nicht, eine Menge Neugieriger aus den Häusern zu locken, und bald war die ohnehin enge Gasse dermaßen mit Leuten angefüllt, daß es einer herbeieilenden Wache sehr erschwert war, bis zur Gruppe durchzudringen, welche den Anlaß zu solcher Ruhestörung gegeben. Nicht ohne Mühe gelang es, die drei Tumultuanten festzunehmen und abzuführen.

Rasch hatte das Gastlokal im „Rappen" sich geleert, und als der Wirt wieder eingetreten war, fand er nur noch seinen Vetter, den Knoblauchbauern anwesend, die anderen waren alle schon fortgegangen.

„'S ist eine kuriose Geschichte", ließ der Wirt, neben dem letzten seiner Gäste Platz nehmend, über das eben Geschehene sich aus und begann dann zu erzählen: „Da sollte, vor mehreren Tagen ein Bamberger Kutscher einen Herrn von dort nach Nürnberg fahren. Unterwegs werden die Pferde scheu und gehen mit dem Gefährt durch; der Herr springt aus der Chaise oder wird herausgeschleudert, kurz, er bleibt bewegungslos auf der Landstraße liegen, der Kutscher kann ihm nicht helfen, denn er hat alle Hände voll zu thun, um seiner Pferde wieder Herr zu werden. Es gelingt ihm nicht, er stürzt vom Bock, kollert in einen mit Wasser angefüllten Graben und bleibt im Sumpfe stecken. Mühsam herausgeklettert, findet er, daß sein rechtes Bein verrenkt ist, weder von dem Herrn, noch von dem Wagen mit den Rossen die leiseste Spur. Unterdessen ist es finstere Nacht geworden, ein schweres Unwetter am Himmel aufgezogen, der Kutscher muß im Walde ein Versteck aufsuchen, und erst am nächsten Morgen fährt ein mitleidiger Bauer ihn auf seinem Marktwagen mit nach Nürnberg, denn er traute sich nimmer nach Bamberg zurück. Da ist er gestern ganz zufällig Zeuge, wie zwei französische Soldaten eine goldene Taschenuhr und bei einem Trödler zwei Ringe verkaufen wollen; in den Gegenständen erkennt er das Eigentum des fremden Herrn, den er gefahren hat, und der seitdem verschwunden ist. Als die Soldaten sich entdeckt sahen, nahmen sie Reißaus, da begegnet der Bamberger ihnen heute aufs neue auf der Straße und beschuldigt sie ohne weiteres und noch dazu öffentlich des Raubes und des Diebstahls, was ihm übel bekommen wird, denn die Franzosen sind nun einmal die Herren in unserer Stadt. Sie halten zusammen, und die Offiziere können es nie dulden, daß ihre Soldaten in solcher Weise beschimpft werden."

Nicht in geordneter, zusammenhängender Rede, sondern langsam sprechend, mit vielfachen Unterbrechungen, Wiederholungen und Berichtigungen hatte der Wirt seinem Vetter das Geschehnis mitgeteilt. Und als er geendet, saß der Bauer sprachlos da, das Vernommene mühsam in seinem Kopfe verarbeitend.

„Na, uns kann's ja einerlei sein", meinte dann der Wirt nach einer Pause, „aber jetzt kannst Du mir Dein Anliegen mitteilen, Hannes; wir sind allein, die anderen Gäste sind alle fort, also —"

„Hm, ich will mich auch wieder auf den Heimweg machen", entgegnete der Bauer. „Mir ist eingefallen, daß es doch besser sein wird, wenn ich noch etwas zuwarte ...... Nein, nein", wehrte er dann ab, „vorerst sage ich Dir lieber nichts darüber.

Du erfährst es noch immer zeitig genug. Zudem muß ich jetzt nach Haus."

„Ja, was soll denn das sein, Hannes", rief nun der Wirt, immer neugieriger geworden, aus, „für was bist denn in die Stadt kommen? Bleib, wir sprechen darüber bei einer Flasche guten Weines."

Aber der Bauer, nachdem er mit sich selber ins Reine gekommen, ließ sich durch keine Nötigung des Wirtes zu längerem Verbleiben bestimmen, sondern griff, wichtige Geschäfte vorschützend, nach Hut und Stock und machte sich stracks auf den Heimweg, ohne weiter Notiz zu nehmen von den ärgerlichen Mienen seines Vetters, der ihn gern länger da behalten hätte und ihn nun mit mürrischem Gegengruß von dannen ziehen ließ.

* *

Einige Tage sind vergangen. Wieder weilt Graf Soden in Bamberg und wieder hat er Besuch erhalten in seinem Häuschen am Theaterplatz. Aber, es ist diesmal eine junge Dame, Emma Mendorf, die Verlobte Yelins.

Soden hat mit teilnehmend ernster Miene dem langen Bericht zugehört, welchen seine Besucherin ihm gemacht von den Erlebnissen der letzten Tage, dann entgegnet er:

„Halten Sie sich überzeugt, mein wertes Fräulein, daß ich dem herben Mißgeschick, das Sie betroffen, mein innigstes Mitgefühl entgegenbringe. Aber ich fürchte, daß ich leider nur sehr wenig werde thun können, Ihren Verlobten zu retten, wenn von einer Rettung überhaupt noch die Rede sein kann. Ihrem Berichte darf ich entnehmen, daß mancherlei vorgefallen, was der verschiedenartigsten Deutung unterliegen kann. Da wird der Kutscher, welcher den Professor nach Nürnberg fahren sollte, verhaftet, weil er zwei Chasseurs des gemeinen Straßenraubes bezichtet. Solches dürfen sich die französischen Behörden aber schlechterdings nicht bieten lassen; der Kutscher aber mußte arretiert werden, und damit ist auch sein Schicksal besiegelt. An eine Freilassung ist vorläufig wenigstens nicht zu denken, nach einiger Zeit wird er abgeführt von Nürnberg und hat dann im schlimmsten Falle freilich nur seine Strafe in der Armee als gepreßter Soldat abzudienen. Mir sind jedoch im Laufe der Jahre Dutzende solcher Fälle bekannt geworden.

„Schrecklich", hauchte das gespannt aufhorchende Mädchen, „und mein Verlobter?"

„Ja, mein wertes Fräulein", antwortete Graf Soden, da bin ich wirklich überfragt. Das unbesonnene Auftreten des jungen Burschen hat vieles verdorben, denn nunmehr sind alle Nachforschungen höchst erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Zwar gibt, wie Sie mir sagen, sein Lohnherr Kraft ihm das Zeugnis eines sonst zuverlässigen Menschen, aber er hat doch hinzugesetzt, daß er einem guten Trunk ganz und gar nicht abgeneigt sei. Wenn wir uns erinnern, daß an jenem ominösen Freitag der Knecht den ganzen Tag über stark beansprucht war mit dem Transport gefüllter Weinfässer, daß noch am Abend eine drückende Schwüle herrschte, und daß der Knecht, nachdem er unterwegs den Wagen samt den Pferden verloren, sich nicht zu seinem Herrn zurücktraute, so eröffnen sich uns geradezu trostlose Perspektiven. Ich würde mir", setzte der Sprechende schonend hinzu, „solche Ausführungen nicht erlaubt haben, wenn nicht Sie selbst, mein liebes Fräulein, vorhin solche Gedanken angeregt. Leider darf ich Ihnen nicht widersprechen und in Ihnen trügerische Hoffnungen wecken, die sich dann doch nicht verwirklichen würden."

„So halten Erlaucht meinen Verlobten für verloren?" rief Emma bestürzt aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Bar sur Aube.

Von Heinrich Leher.

Wir betrachten die endlose Reihe von Gefechten und Schlachten, in deren blutigem Gewühle die weiß-blauen Fahnen der bayerischen Regimenter flatterten. Da zeigt sich unserm suchenden Blick eine Schlacht, welche uns wie keine andere geeignet erscheint, in den gegenwärtigen Tagen wieder der Erinnerung vorgeführt zu werden. Wir kennen das weihevolle Gedenken, welches Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. seinem Großvater Kaiser Wilhelm I. bewahrt, und so möchte es der Empfindung des kaiserlichen Gastes am besten entsprechen, wenn wir eine Schlacht der Befreiungskriege wieder heraufrufen, in welcher, auf demselben Plane wie die bayerischen Regimenter kämpfend, Prinz Wilhelm von Preußen sich das Eiserne Kreuz und den russischen Georgsorden errang. Es ist der 27. Februar des Jahres 1814, die Schlacht von Bar sur Aube.

Die Geschichte übt einen wunderbaren Zauber auf jenen, dessen Augen geöffnet sind für ihr Wirken, wenn sie Gegenwart und Vergangenheit verknüpft. So auch hier! In jedem der Regimenter, die bei der großen Heerschau des 9. September vorüberziehen, finden sich Enkel der Tapferen von Brienne. Vergangenheit und Gegenwart treten in die innigste Wechselbeziehung. Es sind die alten Namen wie bei Bar sur Aube und auch die alte erprobte Treue!

Wir wenden uns nunmehr zur Schilderung des Tages von Bar sur Aube.

Seit dem 16. Februar zog sich Schwarzenbergs Armee vor Napoleon zurück; noch einmal schien dessen Glücksstern im alten Glanze zu erstrahlen. „Ich bin näher bei Mainz als Paris", schrieb er übermütig seinem Unterhändler Coulaincourt, welcher zu Chatillon wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte. — Vorwärts! lautete der Befehl, der am 26. Februar bei den Bayern anlangte, die mit beispiellosem Heldenmute den Rückzug der Armee Schwarzenbergs über die Aube gedeckt hatten. Mit Jubel wurde die Nachricht aufgenommen, daß man wieder mit dem Antlitze gegen das Land des Feindes marschieren werde. Der Befehl war vom großen Hauptquartiere eingetroffen, als eben Bar sur Aube von den Bayern geräumt und von der Vorhut der Franzosen besetzt war. Den Oberbefehl über dieselben führte Charles Nicolas Oudinot, Marschall von Frankreich, Herzog von Reggio; die Schlachten von Zürich, Friedland, Wagram, seine Helden-

thaten in Rußland hatten ihn schon längst als einen der geschicktesten Generale der militärischen Tafelrunde Napoleons bewährt. Nicht weniger als 23 Wunden hatte er in den verschiedenen Schlachten empfangen, sie verleihen seiner historischen Persönlichkeit eine gewisse Ähnlichkeit mit dem tapfern Recken des Dreißigjährigen Krieges, mit dem für Bayerns Kriegsgeschichte unvergeßlichen Grafen Pappenheim.

Eine Stunde nach Empfang des Befehls waren bereits die bayerischen Batterien aufgefahren und schleuderten ihre Geschosse nach Bar sur Aube, welches man kurz zuvor verlassen hatte. Wir können nicht umhin, dem uns vorliegenden Bericht eines Augenzeugen eine Episode zu entnehmen, welche beweist, daß die bayerische Artillerie schon damals an Treffsicherheit mit den gewandten Schützen unserer Berge wetteiferte, auch im Kriege von 1870 legte sie hiervon staunenswerte Beweise ab. Die Stelle in dem uns vorliegenden Tagebuch lautet: „Vor uns ausgebreitet lag die Stadt, hinter welcher sich Berge erheben, von denen links die Straße von Vendouvre herabführt. Vom Lager ging eine Allee in die Stadt hinein, an deren linker Seite hohe Hügel sich befanden, während links und rechts nicht so hohe, aber bequem und leicht zu ersteigende Weinberge waren. Vor unserer Front wurde die Fußbatterie Ahlers aufgestellt, wir zogen mit der Kavallerie zurück, um unsere Stelle der Infanterie einzuräumen, und machten auf der Straße Halt, um beim Avancieren stracks zu verfolgen oder, im Falle einer Retirade, den Feind aufhalten zu können. Die Franzosen stellten auf dem Berge, von welchem die Straße zur Stadt hinabführt, ein Kommando auf, unsere Bewegungen zu beobachten, dessen Reihen ein Stabsoffizier auf einem Schimmel beständig auf und ab ritt. Fürst Wrede sagte zum Hauptmann der Fußbatterie, er solle versuchen, durch einige gut angebrachte Schüsse dieses Kommando zu zerstreuen. Jedoch bei der Entfernung von weit mehr als 1200 Schritt über Wasser auf einen Berg zu treffen, ließ sich wenig Ersprießliches erwarten. Der Schimmelreiter kam wieder und hielt still, um mit einem Manne seiner Truppe zu sprechen. Ein Schuß von unserer Seite krachte. Da lag der Schimmelreiter drüben von seinem Pferde heruntergeworfen, er stand nimmer wieder auf."

Das 8. das „gelbe" Regiment, das Passauer Hausregiment, wie die Österreicher sagen! Der Niederbayer liebt es heute noch, obwohl es nicht mehr sein Stammregiment ist. Kann es anders sein? Es rekrutierte sich ausschließlich aus den tapferen Söhnen der niederbayerischen Gaue, aus Donau-, Rott- und Vilsthal. Man findet da unten kein Haus, dessen Familiengeschichte nicht mit ihm in inniger Verbindung stünde. Drei Großoheime des Verfassers zogen in seinen Reihen nach Rußland, um dort ihr unbekanntes Grab zu finden. Der Abend des 26. Februar bildet ein goldenes Blatt in der Geschichte des Regiments. Bei dem Gefechte von Nogent war es in ein vernichtendes Kartätsch- und Infanteriefeuer geraten und hatte in diesem entschuldbaren Momente ein Wanken gezeigt. Der strenge Wrede befahl zur Strafe, daß die Grenadiere ihre Huppen nicht eher auf dem Kaskett tragen sollten, als bis sie die Scharte gutgemacht hätten. „Holt eure Huppen wieder!" rief der Fürst, sie zum Sturm auf Bar kommandierend. Und sie holten sie!

Lassen wir wieder das Tagebuch sprechen: „Das 8. Regiment lief Sturm, rechts und links vor dem Thor wurde geplänkelt, während sich die Hauptmasse demselben näherte. Aber ohngeachtet des wütenden Kartätschenfeuers, womit die französischen Geschütze die geschlossenen Glieder mit Nachdruck empfingen, das ganze Glieder zu Boden streckte, eroberte das Regiment das Thor und machte einen Einfall in die Stadt. Furchtbares Gemetzel, Leiche fällt auf Leiche, der Hintermann steigt über den gefallenen Vordermann. Jetzt begann erst der mörderische Kampf im schrecklichsten Blutbade. Hinter den französischen Geschützen unter dem Thore stand in dichtgedrängter Stellung die Infanterie des Feindes, in den Seitengassen rechts und links wimmelte es von polnischen Lanciers. Kein Ausweg blieb, von vorn der Tod aus den Schlünden der Kanonen und Musketen, auf den Seiten und im Rücken die Lanzen und Säbel der polnischen Ulanen. Aber das 8. Regiment wich nicht und schaute nicht um Hilfe, welche ihm gesendet wurde. Unsere Batterie stand vor der Stadt, wir sahen die herzzerreißende Scene des grimmigen Kampfes, wobei es nun Rache und Ehre galt. Wir sahen, wie einzelne Soldaten des braven Regiments, mit blutenden Stich-, Hieb- und Schußwunden versehen, auf einander oder auf das Gewehr gestützt, mit der letzten Anstrengung zum Sammelplatz wankten, um ihre Huppe, ihre Ehre im Tode wieder zu erringen. Neben mir stand ein Grenadier. Ermattet setzte er sich auf den Tornister, um die klaffende Wunde am Kopfe, woraus Blut hervorströmte, einigermaßen zu verbinden. Langsam griff er unter die Patrontasche, worunter alle ihre Huppen angebracht hatten, und mit dem Bewußtsein, sie in Bar sur Aube wieder verdient und hier mit Ehren gekämpft und die Scharte ausgewetzt zu haben, steckte er die Huppe auf sein Kaskett. Uns gingen die Augen über. Wie dieser Grenadier, machten es die übrigen, aber leider konnten es nur blutwenige, denn es kamen nur 42 Mann vom 8. Regiment aus der Schlacht von Bar sur Aube."

Also das Tagebuch! Wer vermöchte seinen Bericht zu lesen, ohne im Innersten ergriffen zu werden. Der Kommandeur des Bataillons, Major Markus v. Massenhausen, sieben Offiziere und 200 Mann lagen tot oder sterbend in den Straßen von Bar sur Aube, den Rest der Helden führte Hauptmann Baron Bemming zurück. Das 2. leichte Infanteriebataillon (ebenfalls Niederbayern), befehligt von Major Franz Sebus, war von dem ebenso umsichtigen als tapfern Adjutanten Wredes, dem Major Albrecht v. Besserer, herbeigeführt worden, um das 8. Regiment aus der eisernen Umklammerung zu erretten. Ihr Vorhaben gelang, von General Maillot in geschickter Weise unterstützt. Die Tapferen vermochten sich sogar im Besitze der Vorstadt zu erhalten. Unterdessen hatte Wrede mit dem Führer der Russen, dem General der Kavallerie Grafen Wittgenstein, die Verabredungen für den morgigen Schlachttag getroffen. Der bayerische Feldherr, der kühnes Losgehen auf den Feind befürwortete, wurde hierbei wirksamst durch Se. M. den König von Preußen unterstützt. So bereitete sich der große Schlachttag vor. Während bei Brienne der Winter mit seinem Schneemantel zürnend zwischen die Streitenden fuhr, schien am Tage von Bar sur Aube der Frühling angekommen zu sein, so lieblich und mild war die Witterung, so freundlich blickte die Sonne auf das blutige Schauspiel herab.

Das von Wrede befehligte 5. Armeecorps zählte 24,000 Mann, darunter waren 8000 Österreicher mit 60 Linien- und

36 Reservegeschützen, das 6. (russische) Armeecorps Wittgenstein zählte 20,000 Mann mit 52 Geschützen. Unter Wittgenstein befehligten die Generale Prinz Eugen von Württemberg, der Held von Kulm, Graf Pahlen, Fürst Gortschakoff. Der Raum gestattet uns nur, den Anteil der Bayern an der Schlacht zu erzählen, und wir verzichten darauf, das fürchterliche Ringen zwischen Franzosen und Russen zu schildern, welches die ersten Stunden der Schlacht ausfüllte. Es gab brillante Gefechtsmomente, den unvergleichlich kühnen Bayonettangriff der Brigade Belair, welche das 24. russische Jägerregiment vernichtete, den Todesritt der Pskowschen Kürassiere, wobei Graf Wittgenstein selbst einen Schuß am Schenkel erhielt, den Todesritt der Brigade Kellermanns, Grafen v. Valmy, welche vor den Kanonen Gortschakoffs 400 Pferde liegen ließ. Mitten in den Schrecken des Todes, von Kugeln umsaust, hielt König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit seinen beiden Söhnen, dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, späteren Kaiser Wilhelm I., unermüdlich beschäftigt, die Truppen, welche durch den unerhörten Elan der französischen Angriffe bedenklich erschüttert wurden, zu ermutigen und gegen den Feind zu bringen. Vergebens bat Fürst Schwarzenberg den König, sich zu entfernen. Er antwortete: „Wo Ihr Platz ist, ist auch der meine". Nachmittags um 4 Uhr war es, als Prinz Wilhelm das russische Regiment Kaluga, welches später seinen Namen trug, zum Sturme auf die berühmte Brigade Belair begleitete, eine Aufgabe, der sich das Regiment mit beispielloser Bravour erledigte. Der Prinz erhielt hiefür das Eiserne Kreuz und den Georgs-Orden.

So heldenmütig die Russen kämpften, so wurde doch der Sieg durch Wredes geschicktes Eingreifen entschieden. Als Wittgenstein am härtesten bedrängt war, warf Wrede das Corps Volkmans, die bayerische Reiterbrigade Vieregg in die Flanke der Franzosen. Zu gleicher Zeit rückte Oberst Franz Baron v. Hertling mit dem 3. leichten Infanterie-Bataillon, den beiden Bataillonen des 1. Infanterieregiments und dem 10. National-Feldbataillon Augsburg zur rechten Seite der Stadt Bar vor. Durch diese Bewegung wurde Oudinot im höchsten Maße gefährdet, und sein Rückzug ein Gebot unabweisbarer Notwendigkeit.

Wir müssen Wrede als Feldherrn in dieser Schlacht bewundern. Er traf diese Anordnungen, welche so eigentlich den Gang der Schlacht im großen entschieden, während er zu gleicher Zeit die schwierige Aufgabe vor sich hatte, den Sieg auf seinem Flügel zu erringen und Bar sur Aube mit stürmender Hand zu nehmen. Die Stadt wurde von General Duhesme verteidigt, der mit Umsicht alle nur erdenklichen Maßregeln getroffen hatte. Das 10. Regiment unter Oberst Theobald und das Legionsbataillon des Unterdonaukreises unter Major Greis und den Hauptleuten Villeneuve und v. Scheben hatten die Ehre des Angriffs. Der Tapferkeit desselben war die verzweifelte Verteidigung ebenbürtig. Jeder Schritt, jedes Haus mußte mit Blut bezahlt werden. Die Einwohner beteiligten sich mit wilder Leidenschaftlichkeit an dem Kampfe. Erst gegen Abend war das entsetzliche Werk gelungen. Der Palme des Ruhmes fügten die bayerischen Truppen die Myrte der Milde und Menschlichkeit bei. Die Einwohner blieben unbehelligt, die wohlverdiente Strafe für die Teilnahme an dem Kampfe wurde nicht vollzogen; sie fühlten nicht, daß der Feind die Stadt besetzt hatte, keinerlei Ausschreitung oder Plünderung, welche sie nach dem Kriegsrecht verdient hatten, wurde vollzogen.

Die nahenden Schatten der Nacht setzten der Schlacht ein Ende, mit Mühe rettete zum Schlusse General Montfort bei Dolancourt Oudinot vor völliger Vernichtung.

Ehe wir diese Erinnerung abschließen, sei der Tod zweier einfacher bayerischer Soldaten erzählt, der an antiker Größe mit den ruhmreichsten Beispielen des Altertums wetteifert.

Wir wollen ihn nur nach der einfachen Schlichtheit einer zeitgenössischen Aufzeichnung geben:

* * *

Rechts und links sah man von der Höhe die geschlagenen Kolonnen des französischen Heeres. Die niedergehende Sonne leuchtete glänzend in das Antlitz der freudetrunkenen Sieger. Das 1. Infanterieregiment (König) und das National-Feldbataillon Augsburg gingen zuletzt aus dem ernsten Kampfe dieses glorreichen Tages. Mancher wackere Streiter des braven Bataillons, welches der tapfere v. Brückner führte, war gefallen. Auch der unerschrockene Schützentrompeter Joseph Samassa von Höchstädt, dessen Name würdig ist, daß ihn die Geschichte nennt, wurde in diesem blutigen Kampfe getötet. Von einer Musketenkugel in den Fuß getroffen, stürzte derselbe; vergebens suchte er sich wieder aufzuraffen. Er vermochte es nimmer. Doch darum vergaß der brave Samassa nicht seiner Pflicht, er blies fort und fort, „zum Vorwärtsschreiten" riefen die Töne seiner Trompete unausgesetzt. Erst als ihn eine zweite Kugel durchbohrte, verstummte der schmetternde Schall, und es sank der Leib des mutigen Bayern vollends zur Erde hin und verhauchte auf blutigem Boden das herrliche Leben.

* * *

Nach geendeter Schlacht hielt auf einem der höchsten Weinberghügel, rechts von dem eroberten Bar, das 10. National-Feldbataillon Rast, neben ihm lagerte das 1. Infanterieregiment. Da brachten vier Schützen jenes Bataillons einen schwer verwundeten Kameraden die steile Anhöhe herauf und legten ihn oben sorgsam nieder. Der Wundarzt eilte herbei, dem Leidenden zu helfen. Umsonst war aller Beistand. Eine Kanonenkugel hatte dem Unglücklichen die linke Hüfte zertrümmert und schrecklich auseinandergerissen. In großen Haufen wurde Charpie herbeigebracht und damit die weit klaffende Wunde bedeckt. Dadurch wurde das Leben des tödlich Verwundeten um einige Minuten gefristet. Der würdige Bataillonskommandant Joseph v. Brückner und mehrere Offiziere und Soldaten des Bataillons versammelten sich um den jungen sterbenden Krieger. Als derselbe aus seiner Ohnmacht erwachte, drängte der Schmerz ihm einen Strom von Thränen durch die Wimpern und feuchtete ihm die erbleichenden Wangen. Man sprach ihm Trost zu, er aber schüttelte schwach das Haupt und schloß die Augenlider. Bald darauf atmete er stärker, er schlug die matten Augen auf und betrachtete die um ihn Stehenden mit herzergreifendem Blicke. Plötzlich that er die Frage: „Herr Oberstwachtmeister! Gewinnen oder verspielen wir?" — Alle, welche diese Worte vernahmen, staunten. Mit freudiger Rührung entgegnete v. Brückner dem edlen Soldaten, daß die Schlacht gewonnen sei, und die Franzosen sich von allen Seiten zurückziehen mußten. Auf einen Wink öffnete sich der Kreis, ein paar Kameraden griffen dem Sterbenden behutsam unter die

Achseln und hoben ihm das schwere Haupt empor. Da sah er noch vor seinem Ende den flüchtigen Feind, eine selige Heiterkeit verbreitete sich über das blasse Antlitz und — „Jetzt sterbe ich gerne" waren seine letzten Worte. Der Name dieses bayerischen Helden ist Anton Beck von Rettenbach im Landgerichte Günzburg, er war der Sohn eines Bauers.

Fragt unsere Jugend um das Beispiel eines solchen Heldentodes, sie wird sofort den Thebaner Epaminondas nennen. Den Griechen kennt sie, von dem bayerischen Helden weiß sie nichts, obwohl sein Sterben an Größe und Heldenmut den Tod des andern auf dem Felde von Mantinea weit überragt.

* * *

Unter dem weihevollen Eindrucke dieser beiden Episoden wenden wir uns der Erinnerung jener Tapferen zu, welche durch besondere Heldenthaten bei Bar sur Aube hervorragten.[1])

Wir nennen als ersten den General der Kavallerie Karl Philipp Graf Wrede*, dessen Verdienste sein oberster Kriegsherr, König Max Joseph I., mit der Marschallswürde gebührend belohnte.

An ihn reihen sich die Generalmajore: Se. Kgl. Hoheit Prinz Karl von Bayern*, Nikolaus v. Maillot de la Treille, der Artilleriegeneral Colonge, die Generalmajore der Kavallerie Karl v. Dietz* und Anton Baron Vieregg.

Vom Generalstab und der Adjutantur der Oberst Christian Graf Zweibrücken, Major Albrecht v. Besserer*, Rittmeister Franz v. Leistner, die Oberstlieutenants Karl August Baron Schönfeld*, Albrecht Muralt, Alois v. Rauscher*; der zweite Adjutant Wredes, der tapfere Artillerie-Oberlieutenant Franz v. Guthy starb am 26. Februar den Heldentod.

Vom 1. Infanterieregiment: Oberst Franz Baron Hertling*, Hauptmann Friedrich Winther*, Oberstlieutenants Joseph Hainel* und Friedrich Graf Saporta.

Vom 3. Infanterieregiment: die Majore Karl v. Kirchhöfer, Max Pöllath, der heldenkühne Hauptmann Johann v. Fleischmann*, Oberlieutenant Philipp Hügler, Lieutenant Simon Milach, die Feldwebel Kaspar Guntermann aus Oberingelheim, Xaver Sattelberger aus Pfronten, Sergent Christian Burtscher aus Sonnenberg, Korporal Alban Klaus aus Axheim bei Göggingen, Schützen-Hornist Johann Lang aus Augsburg.

Vom 8. Infanterieregiment der Major Markus v. Massenhausen, die Hauptleute Max v. Heeg*, Karl Baron Bemming, Xaver v. Haren*, Felix v. Hascher, Bernhard Stein*, Franz Bedall*, Bernhard Zottmann*, die Oberlieutenants Fridolin Maillinger*, Georg Kuno Lautner, Leopold Guttmaier, Friedrich Gaßner*, Joseph v. Stöckel, Karl v. Käser, Ludwig Helbling, Zacharias v. Stubenrauch*, die Lieutenants Raimund Bauer*, Jakob Gazza und Karl Edlinger, der Junker Georg Stadler* aus Tiefenbach bei Passau, die Feldwebel Joseph Brunner von Neuburg, Ignaz Fink, Franz Kutendreyer aus Haidhausen, Franz Hohenauer von Plattling und Leonhard Engelhart, der Korporal Leonhard Brod aus Velden.

Vom 10. Infanterieregiment: Oberst Karl v. Theobald*, Major Friedrich Herrmann*, Hauptmann Michael Meixner, die Oberlieutenants Max Joseph Schlägel, Alois Elmenreich, Max v. Ehlingensperg*, Georg Gaßner, die Lieutenants Karl v. Hann, Sigmund v. Märkel*, Karl Zinsmeister, Wilhelm Zieglwallner*, Joseph Mender, Andreas Heerwagen und Rudolf v. Kammerlohr, der Feldwebel Heinrich Bauer aus Bockendorf bei Neunburg v./W., die Sergenten Karl Schwarz aus Amberg, Lorenz Schimel aus Waldeck bei Kemnath, Johann Trinkl aus Gröbenstadt bei Vohenstrauß, die Korporale Wolfgang Tröster aus Hermanshof, Michael Schütz aus Unterkitz, die Soldaten Konrad Roth aus Dieppersdorf bei Eschenbach, Johann Maierhöfer aus Thomersdorf, Gerichts Vohenstrauß, Georg Feil aus Oberwallerstadt.

Vom 11. Infanterieregiment der Hauptmann Ludwig Klein*, Lieutenant Konrad Zerwick, Sergent Anton Schneider aus Buch bei Weißenhorn, die Soldaten Johann Schaub aus Siegenburg, Martin Feierabend aus Westerheim, Johann Löffler aus Bittelbrunn.

Vom 2. leichten Infanteriebataillon: Major Franz Sebus*, Hauptmann Joseph v. Ballade*, Oberlieutenants Georg v. Voit* und Karl Avalle, Lieutenant Jakob Berlinger, Feldwebel August Erlebach aus Mersfeld, Martin Reuter aus Wibelried bei Kempten, Joseph Zimmermann aus Hochwang bei Günzburg, Sergenten Leonhard Paulus aus Lamendingen, Georg Strauß aus Mindelzell, Joseph Vorst aus Staffert, die Soldaten Engelbert Prestele aus Kaufbeuren, Sebastian Hampp aus Türkheim, Leonhard Klocker aus Beuern bei Roggenburg, Ignaz Wenger aus Binswang, Johann Füllenbeck aus Schwabmünchen, Lorenz Maier aus Lauterbach, Markus Käs aus Schwabmünchen, Georg Guggemos aus Seeweiler.

Vom 1. Legionsbataillon (Unter-Donaukreis Niederbayern): Major Friedrich Greis, die Hauptleute Ferdinand Baron Boithenberg*, Karl Baron Scheben, Josef v. Villeneuve, Oberlieutenant Johann Georg Lau, Lieutenant Franz Xaver Wolf*, Albert Stobäus, Heinrich Ziegler*, Karl v. Schöller*, Bonaventura Altmann, Wolfgang Weber*, die Feldwebel Georg Wagner aus Mittich, Johann Ritzinger aus Wiesen, Sergent Mathias Harländer aus Engenthal bei Landau a. J.

Vom 6. National-Feldbataillon Lindau: der Lieutenant Joseph Sergin.

Vom 10. National-Feldbataillon Augsburg: der Major Joseph v. Brückner*, der Korporal Anton Pschorr aus Langenreihen bei Wertingen, der Hornist Joseph Samassa aus Höchstädt, der Soldat Anton Beck von Rettenbach.

Vom 16. National-Feldbataillon Kempten: der Bataillonschef Martin Rittmann*, Hauptmann Ferdinand Treuchtlinger, Lieutenants Georg Schönmetzler, Joseph Gegenbauer* und Philipp Jakobi*.

Von der Artillerie: der Oberfeuerwerker Joseph Golz aus Mannheim, die Korporäle Johann Ziegler von Ansbach und Johann Scheurer von Ettershausen.

Dies die Helden der Schlacht, in welcher die Regimenter

[1]) Die mit * bezeichneten Namen befinden sich noch in der Rangliste unserer Armee.

Bayerns gegen den Erbfeind bluteten und gerade jenem Marschall Oudinot den Lorbeer des Sieges herabrissen, der einst die Bayern gegen Rußland geführt. Der Sieg von Bar sur Aube, den wir Bayern mit Stolz als das Werk Wredes betrachten können, machte die Friedenspartei im Hauptquartier der Alliierten verstummen und öffnete den Weg nach Paris.

Die Jagd bei Dachau (5. Oktober 1648).

Von L. Roland.

Seit dreißig Jahren loderte die verheerende Fackel des Krieges durch die weiten Gauen des Deutschen Reiches; von den Küsten der Nord- und Ostsee bis zum Alpensaume, von den Ufern des Rheins bis zu den Gestaden der Oder rauchten die Trümmer der zerstörten Ortschaften, und seit langer Frist schon unterhandelten die Gesandten zu Münster und Osnabrück über den Frieden, nach dem die Völker lechzten.

Nochmals war der wilde Kriegssturm über Bayern gezogen. Das vereinigte Heer der Schweden und Franzosen, unter den Feldmarschällen Karl Gustav v. Wrangel und Henri Vicomte de Turenne hatte nach der siegreichen Schlacht bei Zusmarshausen am 17. Mai 1648 die kaiserlich-bayerische Armee zum Rückzuge hinter die Isar und den Inn gezwungen und folgte ihr noch, vermochte aber nicht, den Übergang über den Inn zu erzwingen, weshalb es sich sengend und brennend rückwärts wandte. An der Isar machten die Feinde Halt und bezogen Lager in der Nähe von Dingolfing, Landshut und Moosburg, von wo aus ihre Streitscharen von neuem Verderben in das Land trugen und schrecklich hausten.



Dachau im Jahre 1612. Von Peter Candid.

Inzwischen hatte die kaiserlich-bayerische Armee Verstärkungen an sich gezogen. Der berühmte Reitergeneral Johann v. Werth, welcher dem Kurfürsten Maximilian wegen der Waffenstillstandsverhandlungen mit den Schweden und Franzosen abtrünnig geworden, in kaiserliche Dienste getreten und jetzt notgedrungen vom Kurfürsten wieder zu Gnaden aufgenommen worden war, stieß mit 5000 kaiserlichen Reitern zu den Bayern, und endlich rückte auch der kaiserliche Oberfeldherr Piccolomini, Herzog von Amalfi, aus Böhmen heran.

So standen die Dinge Ende September 1648. Die Hauptmasse der verbündeten Schweden und Franzosen lagerte bei Moosburg, die Kaiserlichen und Bayern zwischen Vilsbiburg und Geisenhausen, die Bayern, befehligt vom Feldmarschall Adrian Freiherrn v. Enkefort. Die fouragierenden und rekognoszierenden Streifparteien lieferten sich verschiedene kleinere



Die Jagd bei Dachau. Von Eugen Heß.

Gefechte, insbesondere überfiel Mitte September Johann v. Werth eine Abteilung Schweden bei Wartenberg und zersprengte sie. Endlich gab Piccolomini dem wiederholten und drohenden Drängen des Kurfürsten Max nach, der befürchten mußte, daß die Feinde sein Land völlig zu Grunde richten würden, und setzte sich über Landau a. I., Landshut und Dorfen gegen Erding in Bewegung. Als die Feinde davon Nachricht erhielten, zündeten sie dieses Städtchen an, ungeachtet es kurz vorher 6000 Gulden Brandschatzungsgelder erlegt hatte. Dann verließen sie aus Furcht, das kaiserlich-bayerische Heer werde sie überflügeln und vor ihnen den Lech erreichen, ihr Lager bei Moosburg (dort sind noch seine Spuren vorhanden) am 30. September und marschierten die Amper aufwärts nach Dachau, wo Feldmarschall Wrangel in dem damals noch vollständig stehenden prachtvollen kurfürstlichen Schlosse sein Hauptquartier aufschlug. Er hätte gern einen Handstreich auf München gewagt, aber die bayerische Hauptstadt befand sich nicht mehr in dem wehrlosen Zustande wie damals, als Gustav Adolph ihr 16 Jahre vorher seinen ungebetenen Besuch abstattete.

Seit 1638 war die vom Kurfürsten Maximilian mit einem Aufwande von zwei Millionen Gulden und mit angestrengtester Thätigkeit begonnene Neubefestigung vollendet; ein starker Rampart (Schanzwall) mit 18 drohend vorspringenden Bastionen umgürtete die Stadt, und auf den Wällen standen die wehrhaften Bürger, das Aufgebot der Landfahnen (heutzutage würde es „Landsturm“ heißen) und eine Besatzung von 600 Mann unter dem tapfern Obersten v. Pucher. Wenn der Feldmarschall von der Höhe von Dachau aus die herrliche Aussicht bis zur firnglänzenden Bergkette bewunderte, da sandte er wohl gar manchen heißbegehrlichen Blick nach der vieltürmigen, von der funkelnden Herbstsonne wie ein köstliches Schmuckkästlein umstrahlten Residenzstadt hinüber, aber der kartaunenbespickte Wallring hielt sein Liebeswerben fern!

Unterdessen hatte das kaiserlich-bayerische Heer das Lager bei Erding am 1. Oktober verlassen und war bis München vorgerückt. Am 4. Oktober noch ging ein Teil der Armee unter Johann v. Werth über die Isarbrücke; der Rest folgte am andern Morgen, Patrouillen der leichten Reiterei, der Kroaten und Dragoner streiften voraus gegen Dachau. Von diesem Vorgange erfuhren die Schweden nichts, weil er sich hinter dem Schirme der Festungswerke Münchens vollzog und ihnen somit verborgen blieb.

Zu Füßen des Dachauer Schlosses liegt der ausgedehnte Jagdbezirk in den buschigen Auen am grünen Amperflusse und in den braunen Moosen und Brüchen, die sich dem Fuße der Höhen entlang, aufwärts fast bis Bruck und abwärts bis unterhalb Schleißheim erstrecken. Da hatte das edle Hochwild eine prächtige Heimat gefunden, und zahlreiche Rudel stolzer Hirsche zogen durch das weite Revier. Die rauhe Faust des Krieges war zwar auch derb unter sie gefahren; die Soldaten wie die Bauern hatten auf sie Jagd gemacht und ihre edlen Scharen arg gelichtet. Trotzdem trug noch so mancher König des Waldes stolz sein Geweih durch den dunklen Tann, eine verlockende Beute für den Waidmann.

Das war dem Feldmarschall v. Wrangel nicht entgangen, als er vom Schlosse herab und auf der durch die herbstlichen Regengüsse weichgewordenen Straße durch das Moos gegen München zu auf Spähe vorgeritten war. Trotz des Lärmens, den das Wiehern und der Hufschlag der Pferde, das Klirren der Waffen und das Gewirr der menschlichen Stimmen verursacht, war ein Paar alter Recken am Saume des Fichtengehölzes erschienen und hatte unerschrocken mit forschenden Blicken die vorbeimarschierende Truppe gemustert. Darüber war das Jägerblut des Marschalls in heftige Wallung geraten. Als er nun auf seiner Erkundung bis hart an das Glacis vor den Bastionen herangeritten war, und seine Dragoner von der Hirschau bis gegen Sendling und Kemnaten [1]) trabten, ohne mit einem Feinde zusammenzustoßen, als er nur einige wenige Hellebardenspitzen und Rohrläufe über die Wälle blinken sah, und als man gar keine Miene machte, seine Kavalkade durch einen scharfen Falkonettgruß zu salutieren, da loderte die Weidmannslust in hellen Flammen in ihm auf, und für den andern Morgen setzte er eine große Pirsche auf den Tagesbefehl.

Zwar ganz und unbedingt war der Ruhe auf dem Plane vor Münchens Thoren nicht zu trauen. Der kühne Führer der kaiserlichen Reiter, Johann v. Werth, das wußte Wrangel, zog gegen München heran; wie oft hatte er nicht schon einem in Sicherheit sich wiegenden Gegner jählings das Quartier aufgeschlagen? Aus Hecke und Busch, aus dem Kornfeld hervor tauchen seine rotmäntligen Kroaten und die leichtfüßigen Dragoner auf, und hinter ihnen brausen die klirrenden Geschwader der Arkebusiere und Kürassiere heran! Gegen derartige Überraschungen will er vorbauen.

Mit dem Morgengrauen des 5. Oktober saßen darum 16 Schwadronen auf und ritten durch das Moos gegen München zu, um auf die Thore wohl Achtung zu haben; ein Fähnlein Fußvolk folgte ihnen auf der Straße. Ohne Störung hatten sie das Moos passiert, gelangten jenseit Allach auf festen Grund, so daß sie die Rosse austraben lassen konnten, und nun breiteten sie sich aus, wie der Fächer in schöner Hand seine Kreise schlägt; wie tags vorher streiften sie im weiten Bogen bis zu der sumpfigen Niederung der Hirschau und bis zur Höhe von Sendling, von wo die Schau über das breite Isarthal sich aufthut. Der Oberst Poley blieb mit einem starken Heerhaufen als Rückhalt am Saume des Allacher Forstes stehen.

Hinter diesem sichernden Schirme hob nun ein fröhliches Treiben an, nicht auf den gefährlichen Feind, der sich mit Hieb und Schuß männlich seiner Haut zu wehren vermochte, sondern auf das flüchtige Wild, das, aufgescheucht aus seinen Nestern und Schlupfwinkeln, sich eiligst zu retten strebte. Mit Hussah! und Halloh! folgten die Jäger den Fährten, der Marschall an der Spitze; durch Gesträuch und Gestrüpp, durch Moor und Tümpel ging es dahin, bald knallte hier, bald dort ein Schuß, und krachend warf der Wald den Wiederhall zurück; das Geschrei der Treiber übertönte den Jubelruf der glücklichen Schützen und das Kläffen der eifrigen Meute. Nur der Marschall war noch nicht zum Schusse gekommen, eben hatte die Büchse seines Bruders Hermann einen stattlichen Sechzehnender zu Boden gestreckt, und der Triumph desselben brachte sein erhitztes Weidmannsblut von neuem in Wallung; da brach aus dem Gehölze vor ihm mit gewaltigem Sprunge ein Hirsch hervor, ein Tier, wie es in solcher Schönheit noch niemals vor seinem Rohre aufgetaucht war, das Haupt unter

[1]) Jetzt Nymphenburg.

der Last seines Geweihes zurückgebogen und die Brust tief herab mit dunkler Mähne behangen. Einen Augenblick stand er da, majestätisch als Herrscher des Forstes, das große Auge fragend auf den Feldherrn richtend, jäh riß der Marschall die Büchse empor; doch, horch! was ist das? Das hellschmetternde Signal kaiserlicher Trompeten, und von drüben her antwortet mit gleichem Klange der bayerische Gegenruf, und wie der schnaubende Odem der Gewitterwolken, so braust es heran von draußen durch das Gebüsch und Gehölz, gehetzt und gejagt, wie kurz im Augenblicke noch die Rudel der Hirsche und Hindinnen, brechen und stürzen die Trupps der Seinen aus den Büschen hervor, sie fliehen vor den rotmäntligen Kroaten und den kurfürstlichen Dragonern, und laut und hell schmettern die Fanfaren Johanns v. Werth.

Die Kaiserlichen und die Bayern hatten die Isar überschritten, und eben zog ihre Nachhut über die Brücke, während die Regimenter in den Gassen Münchens rasteten und des Befehles harrten, ob sie draußen auf den Angern vor den Thoren Lager beziehen oder den Marsch fortsetzen sollten; da brachten Kroaten, die durch das Schwabinger Thor hinausgestreift waren, zwei Bauern von Feldmoching herbei. Weib und Kind hungerten daheim, denn die Schweden hatten ihnen die letzte magere Kuh weggetrieben und das letzte spärliche Korn abgenommen, darum hatten sie draußen im Moose Fallen gestellt und Schlingen gelegt, in der Hoffnung, daß wohl ihnen zu Gefallen irgend ein Getier in sie geraten würde, um ein Stück Braten zu liefern. Nun waren sie selbst unter die schwedische Jagd geraten und wären wahrscheinlich von den übermütigen gelben Reitern ein wenig gebeutelt und gepufft und unter die Treiber gesteckt worden, hätten sie nicht einen Schleichpfad gekannt, der sie aus der schlimmen Nachbarschaft brachte. Sie eilten der Stadt zu, da drinnen die Botschaft von des Marschalls ergötzlicher Jagd zu melden, wurden unterwegs von den auf Spähe reitenden Rotmänteln aufgegriffen und in die Stadt gebracht, wo auf der Trinkstube der edlen Geschlechter die beiden Generale des Kurfürsten, der Feldmarschall Enkefort und der Feldmarschallleutenant Truckmüller, just mit Johann v. Werth, dem Führer der kaiserlichen Reiterei, ratschlagten, wie man den Schwedischen wieder einmal etwas Ordentliches auswischen könne. Rasch waren Kroaten und Bauern verhört, und rasch die Befehle erteilt.

„Aufgesessen!“ scholl es durch die Gassen. Den Reitern reichten die Bürger in den Sattel den Steinkrug zum letzten Labetrunk, die tugendsame Frau und das schmucke Töchterlein griffen zum Rosenkranz am Gürtel und flehten den Himmel an für die Tapferen, die Wunden und Tod entgegengingen, die Männer eilten auf die Wälle an die Kartaunen.

Neuhauser und Schwabinger Thor thaten sich auf, und zwei Heersäulen wanden sich eisenklirrend daraus hervor ins freie Feld; die Bayern unter dem Marschall Enkefort bildeten den rechten Flügel, ritten Schwabing zu und schwenkten dann im Trabe auf Wiesenfeld ein. Die Kaiserlichen, unter dem General Johann v. Werth, ritten die Dachauer Straße entlang auf dem linken Flügel. Nur ganz vereinzelte schwedische Reiter waren draußen zu sehen, ein paar Vedetten und einige Patrouillen; die Schwadronen hatten es sich bequem gemacht, den Schatten der über den Plan zerstreuten Gehölze aufgesucht, sie lagerten und fütterten.

Und plötzlich kam es nun heran, rasselnd und klirrend, der Boden dröhnte unter den Hufen der Rosse; wie der Sturm über das Blachfeld braust, so fegen sie über den weiten Plan daher, und dort auf dem Schimmel, an der Spitze seiner Dragoner, das ist der alte Truckmüller, und hier auf dem Rappen im schwarzen Eisenhelm und Harnisch mit flatternder roter Binde, das ist er, der Schrecken der schwedischen und französischen Mütter, das ist Johann v. Werth! — Helfe, was helfen kann! da hilft nur die schleunige Retirade — und sie geben den Gäulen die Sporen und eilen zurück, dem Forste zu, den laut das lustige Treiben der Jagd durchhallt.

Und nun schäumt es heran wie die Brandung zum Ufer, und wie die Woge sich überkämmt und donnernd in das Land hineinflutet, so sind die wenigen Schweden, die sich dem wilden Ansturm entgegenstellen, überrannt und über den Haufen geworfen; nichts hält die Kaiserlichen und Bayern auf, der schwanke trügerische Boden verdichtet sich unter den Hufen ihrer Rosse, in allen Lichtungen tauchen sie auf, und durch Gebüsch und Gehölz entfliehen gehetzt und gejagt die sorglos jagenden Schweden. Hussah! Halloh! hallt es durch den Wald. Truckmüller jagt mit Dragonern und Arkebusieren, Johann v. Werth mit Kroaten und Kürassieren. Hussah! Halloh! Und wer sich widersetzt, wälzt sich im Blute, und wer fliehen will, gerät in Sumpf und Moor und muß sich ohne Gnade gefangen geben!

In Knäuel geballt, stürmt eine Schar gegen den Marschall heran, noch hält er die Büchse in Händen; vom Tosen der Flüchtenden aufgeschreckt, wendet er den Kopf und übersieht mit einem Blicke das Unheil: der Feind sitzt den Jägern auf den Fersen. Nun muß er selbst Fersengeld geben; der kühne Hirsch, dem er das tödliche Blei zusenden wollte, ist in mächtigen Sätzen durch das Dickicht enteilt, er weist die Bahn, und in eiliger Hast fliegt er ihm nach. Des Feldherrn langwallende weiße Feder auf dem Hute winkt den Seinen, sie stürzen ihm nach, und im Fliehen noch wenden sie um und schießen den Verfolgern entgegen. Das Dickicht hemmt die nachsetzenden Dragoner, mit den Pferden kommen sie nicht durch, auch die Fliehenden hindert Gestrüpp, Astwerk und Wurzelwerk, doch unter Stolpern und Fallen, das Antlitz und die Kleider zerrissen und zerfetzt von den Zweigen, bringen sie doch hindurch. Da lichtet sich der Tann, vom Dorfe Allach her durch offenen schmalen Wiesengrund winden sich die Gewässer der Würm, und am Ufer heran sprengt der Rittmeister Stureson mit einer geschlossenen Schwadron von des Marschalls Leibregiment. Jenseits ist Sumpf und Moor, da drüben winkt Sicherheit vor den Reitern der Bayern und der Kaiserlichen, die bereits um das Dickicht herumgaloppiert sind und am Saume der Wiesen auftauchen. Ihnen wirft sich der Rittmeister kühn entgegen, die Schwerter klirren auf einander, die Pistolen krachen, ein wütendes Handgemenge entspinnt sich.

Doch ohne Besinnen ist der Marschall in die Wellen gesprungen, beim Satze entfiel der Degen seiner Scheide, und der Ast einer Weide schlug ihm den Hut vom Haupt, watend und schwimmend erreicht er das Ufer und verschwindet im Buschwerk, welches das Gestade säumt; die Seinen sind ihm gefolgt und bergen sich mit ihm. Während hinter ihnen der Kampf weiter tobt, bringen sie sich in Sicherheit, denn wohl sind einige bayerische Reiter stracks durch den Fluß geritten, aber auf dem jenseitigen Ufer kommen sie nicht fort, weil die Moordecke unter den Rossen einbricht, und sie ohne Gefahr,

zu versinken, das weitere Nachdrängen nicht wagen können. Und nun haben sich im Röhricht auch die Flüchtlinge nochmals gesetzt und schicken ihnen zischende Kugeln zum Gruße, so daß bereits der eine oder der andere getroffen stürzt.

Die wilde Jagd ist zu Ende, und auch das kurze, aber scharfe Gefecht erloschen; Sturesons Schwadron ist niedergehauen oder gefangen, der tapfere Rittmeister selbst gefallen. Die Trompeten der Kaiserlichen und der Bayern blasen zum Sammeln. Der Edelhirsch freilich ist entronnen: mühsam und beschwerlich war der Weg des Marschalls auf ungebahntem Pfade durch das Moos, allein er gelangte des weiteren ungefährdet hindurch und erreichte an der Rotschwaige die Seinen, die, vom Lärmen des Gefechts allarmiert, von Schloß und Berg herab zur Rettung des Feldherrn herbeieilten, und bei denen die Versprengten sich sammelten.

Aber auch die Beute der Jäger war groß. Als sie, Eichenlaub auf Helmen und Hüten, durch Münchens Thore einzogen, von jubelnden Scharen begrüßt, eskortierten sie ein Halbtausend Gefangene und tausend gesattelte Pferde und schwenkten sieben eroberte Standarten in den Lüften; auch zwei Heerpauken und viele Waffen und Zeug waren in ihre Hände gefallen. Unter den Gefangenen befanden sich vier Oberstlieutenants, zwei Herren v. Wrangel, der eine des Feldmarschalls Bruder, Hermann, der andere sein Vetter, so ein Hauptmann war, und ein Herr v. Horn, ein Verwandter des Feldmarschalls, der bei Nördlingen (1634) sich den Bayern hatte ergeben müssen.

Am andern Morgen wurden die Toten aufgesucht, auf Karren nach München geführt und zur ewigen Ruhe bestattet. Leider hatten Leichenräuber bereits ihr schmachvolles Handwerk geübt, denn man fand vier Leichname völlig der Kleider entblößt. Die gefallenen Schweden wurden auf dem lutherischen Gottesacker vor dem Sendlinger Thore, wie es dem ritterlichen Feinde gebührt, mit kriegerischen Ehren beerdigt. Mit dem Leichenzuge gingen der Stadtkommandant, Oberst Pucher, die gefangenen schwedischen Offiziere, die Herren v. Wrangel, Oberstlieutenant Neuler, Herr v. Siegershofen, der bayerische Kriegsrat Küttner und viele andere Offiziere und Kavaliere, die in München liegende Reiterei mit zu Boden gesenkten Pistolen, aus denen sie bei Einsenkung der Leichen die Ehrensalven losbrannten.

So hatten die Bayern, wie im ersten, nun auch im letzten Zusammenstoße während des Dreißigjährigen Krieges den Sieg davongetragen.

Gleich nach dem Überfall ritt Johann v. Werth mit 800 kaiserlichen und 400 bayerischen Reitern in die Gegend von Weilheim, wo die Feinde fouragierten und streiften.

Wrangel und Turenne aber brachen nach der empfangenen derben Lehre, welche ihnen bewies, daß die Kaiserlichen und die Bayern wieder am Zeuge waren, und nachdem sie durch Gefangene den Übergang der ganzen Armee über die Isar erfahren hatten, am 6. Oktober von Dachau auf und marschierten über Mammendorf (6. Oktober) und Petzenhausen (7. Oktober) nach Kaufering, von da nach Scheuring und überschritten am 10. Oktober den Lech. Aus Rache über den ihnen gespielten Streich setzten die Feinde in zwanzig Dörfern den roten Hahn auf die Dächer, so daß schauerliche Flammen, wie einst ihren Einmarsch ins Bayerland, so nun auch ihren Abzug aus demselben beleuchteten, die kaiserlich-bayerische Armee folgte ihnen nach Landsberg, nahm aber die bei Lichtenberg angebotene Schlacht nicht an und rückte nach dem Übergang der Feinde über den Grenzfluß in eine Stellung bei Friedberg.

In den Manövergebieten.

Von Hugo Arnold.

1. Allgemeines.

Ueber die weite oberbayerische Hochebene hin rollt im heurigen Herbste der Kanonendonner; vom eilenden Lech bis zum brausenden Inn, von den Höhen, die das Donaubecken begrenzen, bis in die waldbedeckten Vorberge hinein, hinter denen die blauduftige Alpenkette emporsteigt, übt in friedlich ernstem Waffenspiele unsere gesamte Heeresmacht mit Ausnahme der 5. Division, welche an den Rebengeländen der Hardt und in den Forts von Metz „die Wacht am Rhein" hält. Noch niemals haben unter den weiß-blauen Fahnen sich Truppen in solcher Zahl und in solcher taktischen Gliederung auf dem Manöverfelde getummelt; daher ist es wohl erklärlich, daß in diesem Jahre die Aufmerksamkeit des Volkes sich den Geländen zuwendet, wo seine Söhne im Waffenrocke des Königs unter den Augen ihres obersten Kriegsherrn und vor dessen erhabenem Gaste, Sr. Majestät dem deutschen Kaiser, in Heerschau und Scheinkampf die Prüfung auf ihre Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit bestehen.

Auch wir, schöne Leserin und lieber Leser, wollen einen Streifzug in die Landschaft hinaus antreten, aber nicht mit dem Helm auf dem Haupte und mit dem Tornister auf dem Rücken, sondern mit Feder und Bleistift in der Hand, und die Auszüge aus verstaubten Pergamenten und vergilbten Folianten in der Tasche: wir wollen in die lachenden Gaue mit geschichtlichem Auge aus der Vogelperspektive herab einen kurzen Blick werfen und uns von der Muse Klio allerlei Dinge aus alter Vergangenheit erzählen lassen.

Am weitesten zurück reichen die stummen Zeugen aus Jahrhunderten, für welche wir nicht einmal bestimmte Zahlen anzugeben wissen; das sind die welligen Beete der „Hochäcker", die Felder uralten, jedenfalls vor die Römerzeit zurückreichenden Ackerbaues, die sich im Schatten der Wälder vor unseren staunenden Augen weithin dehnen und oft auch noch auf den jetzigen Fluren deutlich erkennen lassen, und die Fundstücke, welche vereinzelt aus Torfmooren, unter den Wurzeln der Bäume oder unter den Schollen des Ackers oder aus alten Gräbern nach zwei- bis dreitausendjährigem Schlummer unter der Erde wieder zu Tage kommen. Hochgewölbte Grabhügel, unter denen die Entschlafenen längst verschollener Geschlechter ruhen, finden sich noch zu Tausenden im Schatten bergender Forste oder auf Flächen, die der Pflug noch nicht berührte, selten vereinzelt, meistens in größeren und kleineren Gruppen. Die ältesten Fundstücke, Waffen und Geräte aus Stein und Tierknochen, gehören noch jenen Zeiten an, da den Menschen das Metall unbekannt war; das Inventar, welches wir aus den Gräbern entnehmen, ist aus Bronze oder zuweilen auch

aus Kupfer gebildet, und seine zierlichen und geschmackvollen Formen geben uns Aufschluß über die hohe Kulturstufe, auf welcher jene Völker bereits standen, von dem Handel, den sie trieben, und von ihren Verbindungen, die nach Süden, nach Italien, und nach Osten, in den Orient, weisen. Aber Namen vermag uns ihre Hinterlassenschaft nicht zu nennen; wir vermuten nur, daß damals vielfache Wanderungen und infolge deren Kriege und Völkerverschiebungen stattfanden, und wir bezeichnen die metallenen Fundstücke nach Perioden, die ihren Namen nach hervorragenden Fundorten tragen. Die früheste ist die sog. Bronzezeit, für welche wir keine chronologische Grenze haben; die Hallstatt-Periode reicht bis in das erste Jahrtausend vor Christus zurück, und ihre höchste Blüte fällt um die Mitte dieses Jahrtausends; dann folgt die La Tène-Periode, in welcher Geräte von Eisen bereits zahlreich erscheinen. Der zweiten Zeit gehört die Mehrzahl unserer Funde an, während die dritte Periode auffallend wenig vertreten ist.

Dieser dritten Periode können wir bereits eine ziemlich sichere zeitliche Umrahmung geben, sie fällt in die unserer Zeitrechnung vorangehenden Jahrhunderte. Nun leuchtet die geschichtliche Morgenröte auf unser Land, denn im Jahre 15 vor Christus übersteigen römische Heersäulen die Alpengebirge, brechen aus den Pässen hervor ins Flachland und unterwerfen in kurzen, aber blutigen Kämpfen die Stämme, die hier sitzen. Es sind Kelten, wie uns die Geschichtschreiber der Sieger melden, und sie heißen: Cosuanetes, Rucinates, Licates, Catenates, von denen die Licates nach dem Licus, Lech, benannt waren; die Wohnsitze der übrigen sind uns unbekannt. Ihr Andenken haben uns Flußnamen keltischen Gepräges erhalten: Lech, Inn, Amper, Isar, Loisach, Glon, Vils, Ilm, Paar, Abens, Strogen, Sempt, Isen, also die Namen sämtlicher größerer Gewässer, die unser Manövergelände durchziehen; und auch manches Bergeshaupt, das schneeig schimmernd dort vom Saume des Horizontes herüberblickt, trägt verdächtig anmutenden Klang.

Ungefähr vier Jahrhunderte beherrschten die Römer das Land; es trug den Namen Vindelicia und später Raetia secunda, die Hauptstadt war Augsburg (Augusta Vindelicorum). Unverwischbar sind aller Orten die Spuren ihres Regimentes und ihrer staatlichen Organisation, vielfach findet der Spaten noch Reste ihrer Bauten im Schoße der Erde, und auf weite Strecken hin sind Bruchstücke ihres nach großartigem Entwurfe angelegten Straßennetzes erhalten, recht häufig laufen auch unsere Straßen auf den alten römischen. Von diesen Verbindungen sind vor allem zu nennen: die großen Heerstraßen von Augsburg nach Salzburg und nach Wasserburg, von denen zwischen Grünwald bis Großhöhenrain und von Menzing über Föhring bis tief in den Hohenlindener Forst hinein große Strecken erhalten sind, ferner die von Augsburg ausstrahlenden Straßen an die Donaufestungen Vallatum (Manching) und Abusina (Eining) durch das Paar- und Abensthal, die Straße zwischen Lech und Isarthal (Augsburg und Freising) über Laimering, Tödtenried, Kümerzhofen, Langengern, Erdweg, Inzenmoos, Röhrmoos, Haimhausen, Günzenhausen, Achering, endlich die von den Isarübergängen bei Moosburg und Eissenbach an die Innbrücke bei Langenpfunzen führenden Verbindungen, von deren ersterer im Isenthale bei Isen ebenfalls bedeutende Überbleibsel vorhanden sind. Kastelle, permanente Festungswerke der Römer, finden sich in diesen Strichen nirgends, wohl aber in großer Zahl Erdschanzen, meistens unweit der römischen Straßen.

Nach langen blutigen Kämpfen war die Kraft des römischen Reiches gebrochen. Die Besatzungen waren untergegangen; wer es vermocht hatte, war über die Alpen entflohen, und nur Leute waren zurückgeblieben, die an die Scholle gefesselt waren, oder in den Nöten kühn auszuharren wagten. Herrenlos lag das Land, von plündernden Germanenscharen durchstreift. Da kamen im Anfange des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die markomannischen und quadischen Stämme aus dem böhmischen Bergkessel und der Ebene an der March dem Donaulauf entlang gezogen; sie waren dem Drucke der in schweren Massen aus dem Osten sich heranwälzenden Slawen, der Sorben und Tschechen, ausgewichen und als Bajuwaren („Männer aus Böhmen") nahmen sie Besitz von den schönen Gauen, in denen ihre Nachkommen noch wohnen. Sie siedelten sich in der Gliederung an, wie sie gewandert waren; in das Gebiet, das ein Stamm für sich nahm, teilten sich die Sippen, die ihre Behausungen um die Niederlassung des Familienältesten oder Häuptlings bauten; aber auch gar mancher einzelne Mann zimmerte sein Blockhaus da, wo es ihm just gefiel, an einer sprudelnden Quelle, auf einem luftigen Hügel mit schöner Fernsicht oder am Saume eines Gehölzes. Später, als die Scharen blondgelockter Sprossen sich mehrten, und nicht mehr das Eisen mörderischer Kriege die männliche Jugend fraß, zogen sie hinaus in die dichten Forste, rodeten den Wald, und aus neuen Hütten kräuselte der blaue Rauch zum Himmel empor.

Darum trägt das weite Land vom Lech zum Inn, von den Alpen bis zur Donau das artzeichnende Gepräge germanischer Siedlung. Städte finden sich nur in geringer Zahl; wo sie zu größerer Bedeutung gediehen, geschah es unterm Schirme der Herzoge oder des bischöflichen Krummstabes, wie zu München, Landshut und Freising. Schier zahllos dagegen sind die wohlhäbigen Dörfer und Einzelgehöfte, deren Kirchtürme und blanke Dächer Dich von der Höhe herab und in den Thälern freundlich grüßen, stattliche Edelsitze und prunkvolle Klöster sind überallhin zerstreut.

Und wie die uralten Flußnamen uns sagen, daß keltische Einwohner ehedem im Lande saßen, und die alten Benennungen unter römischer und deutscher Herrschaft fort und fort vererbt wurden, so verkünden die Ortsnamen uns die Art der Ansiedlung der Bajuwaren im Lande und ihrer Ausbreitung: die Namen nach Sippen und Personen auf -ingen, die Namen nach Rodungen im Walde mit -lohe, -loch und -lach, -hart und -har, -ried, -reut, -kreut und -brand, und die nach den Örtlichkeiten benannten: -berg, -thal, -wiesen, -see, -bach, -brunn u. s. w.; die Namen nach menschlichem Eigentum und Besitze, nach Ansiedlungen und Bauten auf: -stadt und -stetten, -heim und -ham, -hofen und -hausen, -beuren, -bau, -dorf, -burg, -stein, -bruck, -schweig, -lehen, -öd, -loos, -münster, -kirchen. In Urkunden und Pergamenten steht nicht verzeichnet, wie die Bajuwaren sich die neue Heimat schufen, aber der lebendige Volksmund erzählt in beredter Sprache dem lauschenden Ohre, wie das geschah. Und sein Bericht stimmt noch vollkommen überein mit dem tüchtigen Volkstume, dem kernigen Bauernschlage, der sich erhalten hat bis auf unsere Tage, und in dem die Kraft des bayerischen Stammes wurzelt.

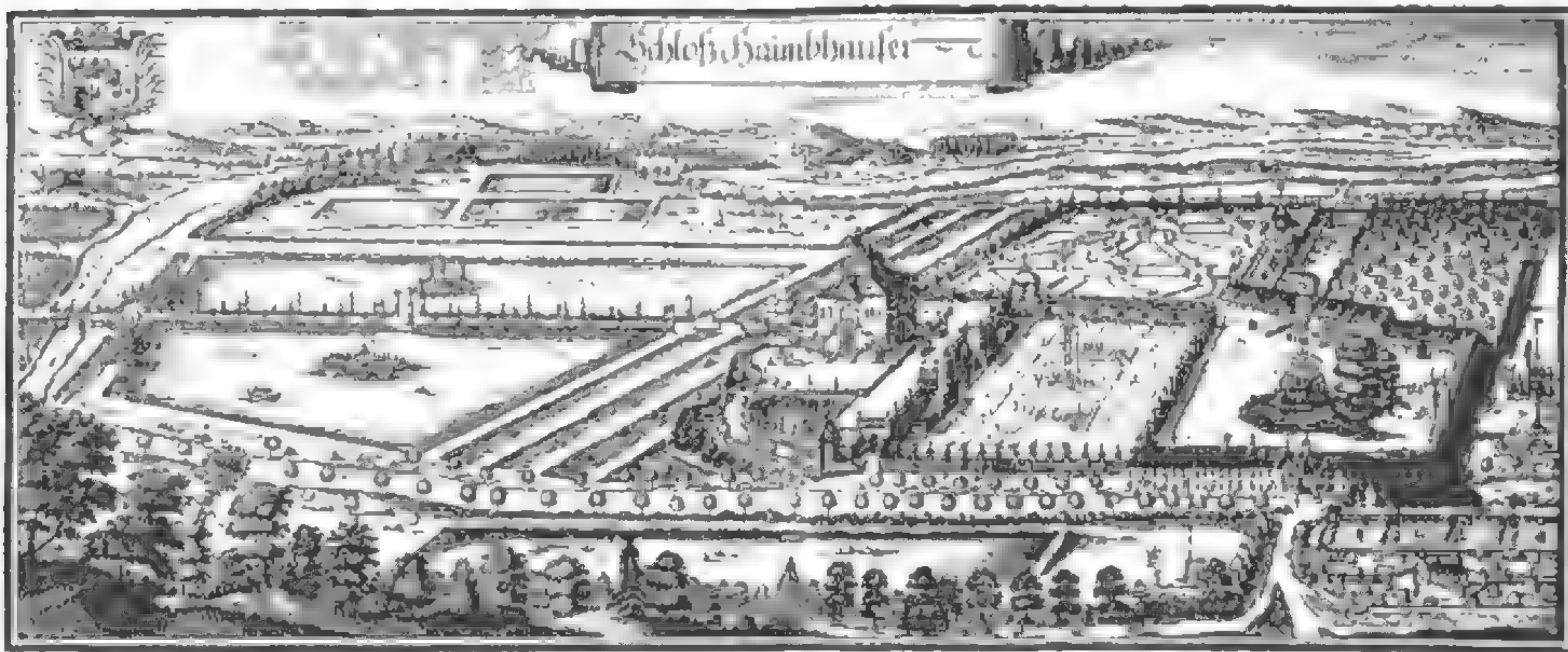
(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Unsere Bilder. Die „Jagd bei Dachau", welche uns die geschickte Feder L. Rolands erzählt, hat auch im Bilde Verherrlichung gefunden. Der Historienmaler Eugen Heß hat das kühne Reiterstück Jan v. Werths zum Vorwurfe eines großen Gemäldes gewählt, welches eine Zierde der neuen Pinakothek bildet. Die Kunstanstalt von Piloty & Löhle, berühmt durch ihre vorzüglichen Nachbildungen der Meisterwerke der kgl. Galerie, hat uns die Kopie des bei ihr erschienenen Stiches gestattet. — „Dachau" geben wir als Stadt des Manöverrayons, die Abbildung entstammt der Meisterhand Peter Candids, dessen Fresken im k. Antiquarium der Residenz zu München K. A. Lebschée in unübertrefflicher Weise kopierte. — Das Schloß Haimhausen ist eine verkleinerte Kopie eines Kupferstichs aus Wenings „Rentambt München".

Schloß Haimhausen. Wenn wir die verschiedenen Edelsitze betrachten, welche sich innerhalb der zu den großen Truppenübungen bestimmten Grenzen befinden, so zögern wir keinen Augenblick in der Entscheidung, welcher sich am vorteilhaftesten zur Veröffentlichung im Bilde eigne. Schloß Haimhausen war der prächtigste und herrlichste Edelsitz in oberbayerischen Landen. Wening schenkt ihm in seinem Prachtwerke „die 4 Rentämbter Bayerns" drei große Tafeln. Wir bringen die erste derselben, den Überblick über Schloß, Lustgärten, Seen und Wildgehege in verkleinertem Maßstabe. 1. Schloß sambt der Kapelln; 2. Mayrhauß, Stallungen und Richterhauß; 3. Gastzimmer samt dem Preuhauß; 4. Schön steinerner Brunen mit 17 Figuren und 100 springenden Wassern; 5. Ringelfahrn mit Lanzen, Pfeil, Pistolen und Degen; 6. Phasanen und Vogelhaus; 7. die Reitschul; 8. Obstgarten; 9. Kuchelgarten; 10. Blumengarten, worin zwei Erdbeerberge samt ein Bassin mit springendem Wasser; 11. Stiegen zum Lusthauß, darunter eine Grotte; 12. Welsches Gärtlein; 13. das Lusthauß; 14. sechs kleine Weyerle, worin die Wildenten, darunter auch weisse ziglen auf das Pfeifen zu fliegen, in die Wohnzimmer kommen und alsdann wieder wegfliegen; 15. Echo Weyer, darin ein Taubenhauß; 16. Amper Weyer sambt einem Schantzl und Sommerhauß; 17. Galerie von 780 Schritt lang; 18. drei durch gehaute Alleen; 19. der Thiergarten mit Damhirsch und schwarzem Wildbret sambt 4 Forellen- auch Saibling- und Schildkroten-Weyerln; 20. Arm von der Amper, daran der Ottershauser Weyer; 21. der alte Blum- und Kuchelgarten samt dem Gartenhaus; 22. großer Baumgarten und Klausen.

Die argen Kriegsläufte, die beispiellosen Drangsale und Heimsuchungen, durch welche das Land geprüft wurde, haben auch den Herrlichkeiten von Haimhausen ein Ende bereitet. Die Weiher sind vertrocknet, die großen Wasser versiegt und die Kunstbrunnen und ein ansehnlicher Teil der Bauten sind verschwunden, und nur in Erinnerung und Erzählung des Volkes lebt leise Kunde von dem einstigen Glanz und Schimmer. Ist das Haimhausen der Gegenwart nicht mit dem, welches uns Wening im Bilde verewigt, zu vergleichen, so ist es dennoch ein stolzer, schöner Edelsitz. Anmutig am Ufer der Amper hingebettet, zieht sich der weite, stolze Park mit seinen mächtigen Bäumen, aus denen das Herrenhaus im Stile Ludwigs XIV. leuchtend hervortritt. Die Klause ist zum Wirtshause geworden, auf den Bänken unter den Platanen des einstigen Lustgartens wird das von Kennern hochgeschätzte Bier kredenzt, das die gräfliche Brauerei produziert. Die freundlichen wohlbehäbigen Häuser des Dorfes füllen das Thal und den Hügel, auf dessen Gipfel die weithin grüßende Pfarrkirche den Abschluß des ländlichen Gemäldes bildet.



Schloß Haimhausen im Jahre 1685

Eine Friedensfanfare. Im Henneberger Gau bei Schmeheim steht im Walde eine alte Eiche, die Trompetereiche, genannt. Im Dreißigjährigen Kriege standen sich hier Kaiserliche und Schweden gegenüber, als eben in beide Lager die Nachricht kam, daß der Friede geschlossen sei. Jedes Heer schickte einen Trompeter ab, damit er den Gegnern die frohe Botschaft mitteile. Die beiden Trompeter begegneten sich bei jener Eiche, stiegen alsbald beide hinauf in das grüne Gelaub und bliesen den lieben Frieden in alle Welt hinein, daß es lustig und laut über Berg und Thal hinschmetterte. Seitdem ist jener Baum die Trompetereiche geheißen.

Wie soll man richten? In dem alten Kaiserrechte des 13. Jahrhunderts heißt es: „Der Richter soll sitzen wie ein griesgrimmiger Löwe, und soll den rechten Fuß schlagen über den linken. Die Räthe sollen um acht Uhr die Messe hören, dann ein gutes Süpplein essen und fleißig in den Rath gehen."

Schutz dem Pfluge. Das alte speyerische Stadtrecht bestimmte: „Wer sich an einem Pflug, Bauern oder dem Gesinde vergreift, oder nur drei Pfennige Werth stiehlt, den soll man radbrechen, ebenso wer in einer Mühle fünf Pfennige entwendet."

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

N°. 49. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 2. Jahrgang 1891.

Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Graf Soden entgegnete ernst: „Ich fürchte, daß der Professor in die Hände der Franzosen gefallen, und ihn daraus zu befreien, dürfte eine, wenn nicht unmögliche, so doch höchst schwierige Aufgabe sein."

„Aber, wie könnten diese Fremdlinge es wagen, einen unbescholtenen Mann auf offener Landstraße anzufallen, um ihn als Gefangenen abzuführen?" warf das Mädchen in leidenschaftlicher Erregung ein.

„Die Franzosen können alles, Fräulein. Wer wollte es wagen, sich ihnen zu widersetzen? Denn — aber, was gibt es denn, Joseph?" wandte, sich in der Rede unterbrechend, der Graf sich an seinen eben eintretenden Diener.

„Halten zu Gnaden, Erlaucht", meldete dieser, „draußen steht der Papiermüller von Sassanfahrt und hat ein Anliegen vorzubringen. Wenn Erlaucht gestatten wollten" —

„Gut", sagte Graf Soden, nach raschem Überlegen, „er kann eintreten, soll sich aber kurz fassen, denn meine Zeit ist knapp bemessen. Bitte, bleiben Sie nur, mein Fräulein", wandte er sich gütig an Emma, die im Begriffe war, sich zurückzuziehen.

Dann war ein ländlich gekleideter Mann, der Papiermüller von Sassanfahrt, eingetreten, der, den Grafen ehrerbietigst begrüßend, eine rote Brieftasche in der Hand, sich näherte.

„Dieses Dings da, Erlaucht", sagte der Müller, „habe ich vorgestern im Walde gefunden. Eigentlich hat's mein Tyras aufgestöbert im Dickicht, er hat so ein bißchen auf seine Art jagen wollen und dann apportierte er mir seinen Fund. Weil ich in dem Täschlein beim Nachsehen einen Brief von Erlaucht entdeckte, wollte ich nicht verfehlen, meine pflichtschuldige Anzeige zu machen."

Mit diesen Worten überreichte er die Brieftasche dem Grafen, welcher deren Inhalt einer flüchtigen Prüfung unterzog und dann überrascht ausrief, sich an Emma wendend:

„Sehen Sie, das ist zweifellos des Professors Eigentum gewesen. Ich schließe dies aus den inliegenden Briefen und muß daher Sie, mein Fräulein, bitten, diesen Fund in Verwahrung zu nehmen. Aber", wandte er sich alsdann an den Müller, „Ihr seid doch im stande, mir genau anzugeben, wo Ihr die Brieftasche gefunden?"

Der Angeredete sann eine Weile nach, dann antwortete er:

„Gewiß, Erlaucht, das kann ich. Es war an einer Stelle, die ich mir genau gemerkt, seitwärts von der Straße im Walde gelegen, unweit einer Fichtenschonung. Ich denke wohl, daß der Platz leicht wieder aufzufinden sein wird."

Diese Auskunft schien den Grafen zu befriedigen, er rief lebhaft dem Müller zu:

„Wir werden zusammen den Wald durchsuchen, vielleicht, daß wir noch mehr finden. Wollt Ihr? Aber schweigt bis dahin gegen jedermann und macht Euch morgen früh, vielleicht gegen 9 Uhr in Sassanfahrt bei mir vorstellig. Jetzt könnt Ihr gehen."

Eine Handbewegung verabschiedete den Müller, der alsbald das Zimmer mit devotem Gruße wiederum verließ, dann wandte der Graf sich dem ersten Besuche zu.

Emma hatte unterdessen die Brieftasche entleert, deren gesamten Inhalt auf den Tisch ausgebreitet, nachdem sie jedes einzelne Stück sorgsam gemustert. Jetzt reichte sie eines der Schreiben dem Grafen, der es einigermaßen erstaunt und fragenden Blickes mit einem gewissen Zögern annahm. Dann aber begann er zu lesen und hatte noch nicht geendet, als er mit allen Zeichen der Überraschung ausrief:

„Ein Brief des Buchhändlers Palm an den Professor Yelin in Ansbach, und daraus ergibt sich mit aller Bestimmtheit, daß Ihr Verlobter, und kein anderer, der Verfasser der verfemten Schrift: ‚Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung' ist."

Graf Soden hatte diese Worte in leidenschaftlicher Hast ausgestoßen, jetzt blickte er wie in halber Scheu zu seinem Gegenüber auf.

Doch im ruhigsten Ton entgegnete Emma:

„Erlaucht sagen mir nichts Neues. Ich weiß es seit Mittwoch schon. Palms Buchhalter, der alte Pech, hat es mir vertraut, und ich selbst war im Begriff, Ihnen darüber Mitteilung zu machen, als der Eintritt des Papiermüllers vorhin mich unterbrach."

„Mir", nahm Graf Soden wiederum das Wort, „ist diese Thatsache ein Novum. Freilich", fuhr er dann sinnend fort, „wenn ich mich seiner Erregtheit erinnere, als er, ja er selbst das Gespräch auf das Büchlein lenkte und mich um ein freimütiges Urteil bat! Dieser Brief Palms, an den Professor Yelin gerichtet, hätte, wäre er in die Hände der Franzosen gefallen, sein Schicksal besiegelt."

„Halten Erlaucht es für ein gutes Zeichen, daß die Brieftasche in einem solchen Versteck konnte aufgefunden werden?" wagte Emma schüchtern, das halbe Selbstgespräch des Grafen zu unterbrechen. „Ich kann kaum glauben, daß mein Verlobter selbst diesen Ort sich ausgesucht."

„Warum nicht, Fräulein?" suchte der Graf die Geängstigte zu trösten. „Sicher ist es ihm gelungen, sich den Verfolgern durch die Flucht zu entziehen. Über dem ganzen Vorfall schwebt freilich derzeit ein Dunkel, welches nur der Kutscher zu lichten vermöchte, aber jedenfalls müssen wir es als sehr glückliche Fügung erkennen, daß die beiden Chasseurs nicht auch die Brieftasche erbeutet. Es waren, das scheint mir jetzt festzustehen, einfache Marodeurs, die den Professor ausgeraubt, denn, hätte man sie abgeschickt, ihn aufzugreifen, um ihn als Staatsgefangenen abzuführen, dann hätte es sich ja vor allem um seine Papiere gehandelt, diese hätte man ihm alsbald abgefordert, nicht eine Minute länger wäre er in deren Besitz geblieben."

„Aber, wo ist er jetzt, mein Verlobter?" rief das Mädchen schmerzerfüllt aus. „In welcher Grube mag sein entseelter Körper modern!"

„Verhüte Gott, daß es so schlimm mit dem guten Professor steht, Fräulein", suchte Graf Soden mit freundlicher Teilnahme die Aufgeregte zu trösten. „Warum wollen Sie denn gleich den allerschlimmsten Fall annehmen? Ist es denn nicht ebenso leicht möglich, daß Ihr Verlobter noch frisch und munter, mitten im Leben stehend, zur Stunde vollauf damit beschäftigt ist, beim Oberkommandierenden Anzeige zu erstatten gegen die Marodeurs, die ihn auf offener Straße überfallen haben? So ließe sich's ja erklären, daß er zum Briefschreiben keine Zeit findet. Man wird ihn von Pontius zu Pilatus schicken" —

„Ach", unterbrach Emma diese Rede", könnte ich es nur glauben! Aber mir fällt es so unsagbar schwer, noch der Hoffnung Raum zu geben in meiner Brust, wenn alles, alles um mich her so dunkel geworden ist, kein Stern mir leuchtet durch das finstere Gewölk. Doch" — sie erhob sich rasch, „was sollen hier Worte, wo nur energisches Handeln frommen kann. Ich selbst will mich aufmachen, Palms Befreiung durchzusetzen". —

(Fortsetzung folgt.)

Am 9. September 1891.

Historische Erinnerung von Heinrich Leher.

Ein glänzendes kriegerisches Schauspiel vollzieht sich vor unseren Augen, fast die ganze bayerische Armee, mit Ausnahme einer jenseit des Rheines übenden Division, ist zur Heerschau vor den Thoren der Hauptstadt versammelt.

Wir aber wollen einen Blick auf die Geschichte dieses Heeres werfen, seine Vergangenheit an uns vorüberziehen lassen. Es ist eine gefährliche Klippe, daß man bei Schilderung der eigenen Geschehnisse gern in Selbstlob verfällt oder wenigstens durch schonendes Schweigen sündigt. Wer aber von dem bayerischen Heere spricht, braucht die Klippe nicht zu fürchten. Seine Geschichte ist so überreich an Thatsachen, so stolz und ruhmvoll, daß sie keiner Armee irgend eines andern Landes der Welt nachzustehen braucht.

Kein großer Krieg in Europa wurde gefochten, ohne daß nicht Bayerns Waffen bei der blutigen Ernte dabei gewesen wären. Wir wollen nicht zu weit in die Ferne der Jahrhunderte zurückeilen; die Tage der laufenden Woche seien uns ein Wink, wo wir uns bei der Wanderung rückwärts Halt gebieten sollen. Der Sonntag, der 6. September, ist der Erinnerungstag der großen Schlacht von Nördlingen im Jahre 1634, in welcher die bayerischen Regimenter unter Gronsfeld und Johann v. Werth mit den Kaiserlichen die Schweden unter Bernhard von Weimar und Feldmarschall Horn besiegten. Es würde uns zu weit führen, den bayerischen Fahnen durch die dreißig Jahre des schrecklichen Krieges zu folgen; aber einige Zahlen, wenn auch oberflächlicher Schätzung entstammend, wollen wir reden lassen.

Das bayerische Heer focht während dieser Zeit in 26 großen Schlachten, 170 Treffen und mehr als 400 Gefechten, es belagerte und verteidigte 115 und eroberte 113 feste Plätze. Das Schwert mag an 150,000 Mann vernichtet haben, vielleicht die gleiche Zahl rafften Krankheit, Hunger, Not und Entbehrung dahin.

Wenn wir die Tapferkeit der Bayern in jenem Kriege rühmen, so wollen wir nicht die eigenen Worte, sondern die Worte Fremder gebrauchen. Bei der Schilderung der Schlacht von Freiburg, in welcher der große Condé, der Führer der Franzosen, vergebens seinen Marschallstab in die bayerischen Schanzen schleuderte, sagt Ranke: „Wie in den Teutonenschlachten gegen die Römer erweckte der Ruf des Stammesnamens die Bayern zu unbezwinglichem Widerstand". Und König Ludwig XIV. nennt in seinem Briefe, in welchem er der Landgräfin von Hessen den Untergang des Feldmarschalls de Mercy bei Allerheim meldet, das bayerische Heer »l'armée

bavaroise si terrible et glorieuse«, „das so schreckliche und ruhmreiche bayerische Heer“.

Land und Heer hatte sich im Dreißigjährigen Kriege zu Tode geblutet, saigné à blanc lautet hierfür das geflügelte Wort der Neuzeit; aber schon nach 14 Jahren weht das weiß und blaue Banner wieder im Kriege, im Kampfe gegen die Osmanen. In den Gräben von Sintau kämpft Nicolaus Höning mit 500 Bayern wie ein Leonidas gegen die ungeheure türkische Übermacht und deckt den Übergang Montecuculis über die Waag. Und in der Schlacht von St. Gotthard sind es die bayerischen Reiterschwadronen, die an dem großen Choc teilnehmen, der das Schicksal des Tages zu ungunsten des Halbmondes entscheidet.

Im Jahre 1669 weht das Banner mit der Raute und dem Löwen neben dem Feldzeichen von Venedig, dem Löwen von San Marco, auf den Wällen von Candia auf der Insel Kreta. Ein anderes bayerisches Regiment zieht mit Savoyen gegen Genua.

Wir nähern uns den Geburtsjahren unserer ältesten Regimenter, aus den Flammen der eroberten osmanischen Festungen Ofen und Belgrad, aus dem Schlachtendonner von Wien, Gran und Harsan löst sich ihre Geschichte, um mit dem Dekrete vom 29. Juni 1682 urkundenmäßig zu beginnen. Es sind dies die Infanterieregimenter Nr. 2 Kronprinz und Nr. 10 Prinz Ludwig, die Chevauleger-Regimenter 1 und 2, Kaiser Alexander von Rußland und Taxis, welche sämtlich an der heutigen Heerschau teilnehmen. — Im Jahre 1683 war der Adler Habsburgs bis in die Mauern Wiens, seiner Kaiserstadt, zurückgedrängt; Kara Mustafa hatte geschworen, das Kreuz von der Spitze des Stefanturms herabzuwerfen. Da war es Bayerns Fürst, der ritterliche junge Max Emanuel, der mit dem Heerbann seines Landes herbeieilte, gegen den Erbfeind im Osten zu kämpfen; 12,000 Bayern zogen die Donau hinab; in der großen Schlacht vor Wien war ihnen die Erstürmung von Nußdorf und Heiligenstadt, der Angriff auf die Hauptbatterie von Döbling überwiesen; dasselbe Jahr begrüßte sie in dem eroberten Gran. Im Jahre 1685 fällt Neuhäusel in ihre Hände. Im Jahre 1686 wird Ofen von neuem belagert. Man hatte bereits im Jahre 1684 vergebens versucht, den Platz zu nehmen, in welchem damals Ibrahim Pascha, genannt „Scheitan“, der „Satan“, befehligte. 23,000 Mann wurden fruchtlos geopfert. 16,000 Mann erlesene Truppen des osmanischen Heeres, befehligt von dem Arnauten Abdurahman Pascha, verteidigten jetzt die Festung. Wir können unmöglich in eine eingehende Schilderung der Belagerung eingehen. Jeder Tag erzählt uns von neuen Heldenthaten der Bayern, von ihrer Seite wurden die Belagerungsarbeiten am rascheſten betrieben, ihnen galten die meisten Ausfälle des Feindes. Bei jedem Kampfe war der Kurfürst an der Spitze seiner Tapfern, beständig weilte er in den Laufgräben, um die Truppen anzuspornen. Der bayerische Herrscher war ein strahlendes Vorbild der Tapferkeit für die Blüte des Adels aller christlichen Nationen, welche als Freiwillige herbeigeeilt waren. Am 2. September wurde Ofen mit stürmender Hand genommen; 145 Jahre lang war der Halbmond auf seinen Zinnen aufgepflanzt gewesen, 76 osmanische Statthalter hatten von hier im Namen des Padischah geboten, sechs großen Belagerungen hatte es getrotzt. Das bayerische Heer hatte die Eroberung mit 52 Offizieren und 2672 Mann an Toten und Verwundeten, also mit mehr als dem vierten Teil seines Bestandes, bezahlt. Das Jahr 1687 verzeichnet die Schlacht bei Mohacs am Berge Harsan, das Jahr 1688 die Eroberung von Belgrad, welches am 6. September erstürmt wird.

Die treue Ergebenheit für den Kaiser gestattet den bayerischen Waffen nur kurze Ruhe; Max Emanuel kämpft im Jahre 1689 am Rhein gegen die Franzosen, 1691 sind es Savoyens Alpenriesen, welche auf das bayerische Heer und seinen Fürsten herabblicken, welche Carmagnola belagern. Die Jahre 1692 und 1693 sind gefüllt mit neuen Kämpfen in den Niederlanden, das Blut der Bayern fließt in den Schlachten von Steenkerken, Neerwinden, vor den Mauern Namurs.

Wir wenden uns einer düstern Periode, einer Zeit schrecklicher Heimsuchung und Prüfung des unglücklichen Landes, dem spanischen Erbfolgekriege (1702—14) zu. In 14 Feldzügen dieses Krieges, wovon nur die ersten fünf vom Glücke gekrönt waren, in Bayern, Schwaben und Tirol, die übrigen mit wechselndem Erfolg am Rhein und in den Niederlanden geführt wurden, bewährten sich Bayerns Truppen in einer Reihe von 66 mörderischen Schlachten und Treffen, 118 Gefechten, 41 Belagerungen, darunter 39 durch Sturm oder Übergabe eingenommene Festungen. Die Tage von Ulm, Eisenbirn, Passau, Ziel, Höchstädt, Schellenberg, Blindheim, Ramilies, Oudenarde, Huy, Malplaquet, Freiburg waren, wenn nicht alle Sieges-, so doch Ehrentage für die bayerischen Waffen.

Und hier sei nicht allein jener gedacht, welche in den Reihen der Armee für ihren Fürsten und ihr Land gefochten, sondern auch der treuen wackeren Männer, die sich im Verzweiflungskampf gegen die Fremdherrschaft erhoben und auf den Schlachtfeldern von Sendling und Aidenbach ihr Herzblut für ihren Fürsten gaben. — Wo nur immer bayerische Fahnen wehen, wo bayerische Waffen blitzen, muß der braven Streiter gedacht werden.

Kaum drei Jahre nach Beendigung des schrecklichen Krieges sehen wir abermals bayerische Truppen zum Kampfe ziehen. Ihre Waffen wenden sich wieder gegen Osten, gegen die Türken, und die Truppen erneuern in den Kämpfen vor Belgrad unter den Augen des Prinzen Eugen von Savoyen die Lorbeeren von 1688. Auch an dem Feldzuge gegen die Türken im Jahre 1738—39 nahm ein bayerisches Hilfscorps teil, welches mit großer Auszeichnung in den Schlachten von Grotzka und Pancsova kämpfte.

Es war der letzte Feldzug, in dem die bayerischen Heereszeichen den osmanischen gegenüberstanden.

Was aber Bayern gethan, um das Reich, die Christenheit vor der tödlichen Umarmung durch die Türken zu retten, beweist uns die Thatsache, daß die Bayern von 1535 bis 1739 26 Feldzügen gegen die Türken beiwohnten, in 20 Schlachten, mehr als 100 Treffen und Gefechten kämpften, 18 Festungen belagerten und 23 feste Plätze erobern halfen.

Der Tod Kaiser Karls VI. brachte dem Kurfürsten die deutsche Kaiserkrone, dem Lande aber die Erneuerung der Leiden und Schrecknisse des spanischen Erbfolgekrieges. In 2 Schlachten, 31 Treffen, 84 Gefechten, 26 Belagerungen wurde viel Blut vergossen ohne Nutzen für des Fürsten und des Landes Wohl. Im Siebenjährigen Kriege bildeten bayerische Truppen einen Bestandteil der Reichsarmee, befehligt von Herzog Friedrich von Zweibrücken und dem Generallieutenant

Grafen Seyssel d'Aix. Sie kämpften bei Schweidnitz, Breslau, Lissa, Leuthen, Troppau, Olmütz, Pirna, Leipzig, Dresden, Maxen, Torgau.

von Kaiserslautern und Würzburg, in den Treffen und Gefechten von Wörth, Fröschweiler, Merzweiler, Waghurst, Eßlingen, Aalen, Medingen, Geisenfeld, Langenbruck u. s. w.



Die bayerische Infanterie von 1682—1882. Gedenkblatt des k. b. 2. Infanterie-Regiments. Gezeichnet von Major Ludwig v. Nagel.

Nahezu 40 Friedensjahre waren der Armee gegönnt, eine lange Ruhe, aber die Ruhe vor dem Sturm, vor dem Weltenbrand, den die französische Revolution entzünden sollte. An den ungeheuren Anstrengungen der ersten Koalition nahm Pfalz-Bayern bereits Anteil, seine Kontinente standen unter dem Oberbefehl der österreichischen Feldherren. In den Schlachten fochten die Bayern mit Auszeichnung, so auch bei dem Bombardement der Festungen Mainz, Düsseldorf, Mannheim und Philippsburg, wie bei der Einschließung von Landau. Im Jahre 1799 ist es die Schweiz, welche bayerische Truppen im Kampfe gegen die Franzosen erblickt als treue Waffengenossen der Russen, deren Feldherr Korsakow sich leider von Massena

bei Zürich schlagen ließ. Mit beispielloser Bravour deckten die Bayern seinen Rückzug in dem mörderischen Gefechte von Kloster Paradies bei Winterthur (17. Oktober). Zu gleicher Zeit fochten unsere Regimenter am Neckar, wobei der spätere Marschall und Fürst Wrede in den Kämpfen von Obrigheim, Langenzenn, Wimpfen und Lobenfeld die ersten Blätter seines Ruhmes pflückte. Das Jahr 1800 sieht die Bayern in Schwabens Gauen im Kampfe gegen Frankreichs Heer, welches unter Moreau, dem genialen Nebenbuhler Bonapartes, immer tiefer in das Herz des Landes eindringt, obwohl gegen ihn Kray, einer der geschicktesten österreichischen Feldherren, kommandiert. Wir nennen aus diesen Kämpfen die Gefechte von Mösfirch, Biberach, Guttenzell, Monheim und Neuburg. Am 3. Dezember bei undurchdringlichem Schneegestöber vernichtete Moreau in der blutigen Schlacht von Hohenlinden die vereinten Streitkräfte der Österreicher und Bayern. 5000 Bayern bedeckten die Wahlstatt. Aber wie einst bei Blindheim waren es die bayerischen Regimenter, welche vorzugsweise die Ehre des Tages gerettet haben, und Chevaulegers, die beiden Eskadrons von „Kurfürst“, eroberten die einzigen Trophäen, welche dem Feinde abgenommen wurden, eine Haubitze und zwei Kanonen.

Ulm und Austerlitz sind die zwei großen Tage der Katastrophe vom Jahre 1805, Bayern waren hierbei nicht zugegen, dagegen war die Strecke von München bis tief in das Herz von Böhmen und Tirol der Schauplatz zahlreicher blutiger Kämpfe, welche an die Tapferkeit und Todesverachtung der Soldaten keine geringeren Ansprüche machten als gewaltige Feldschlachten. Insbesondere ist das Gefecht bei Stecken hervorzuheben, bei welchem 7 Bataillone, 400 Reiter nebst einigem Geschütz den Österreichern mit 17 Bataillonen, 2000 Mann Kavallerie und 40 Kanonen erfolgreichen Widerstand leisteten. Die entfesselte Kriegsfurie ließ sich nicht mehr beruhigen, das Jahr 1806 brachte Krieg mit Preußen und Rußland, wozu Bayern als Mitglied des Rheinbundes 30,000 Mann zu stellen hatte. Bei Glogau, Schweidnitz, Brieg, Breslau, Glatz, Silberberg, Neisse, Kosel, Stralsund, in den Schlachten von Eylau und Friedland, den Treffen von Strehlen, Frankenstein, Kanth, Sierock, Ostrolenka, Pultusk und Heilsberg, sowie in vielen mörderischen Gefechten dieses Krieges erwarben sich die bayerischen Truppen neue Lorbeeren.

Im Jahre 1809 erhob sich Österreich zum zweiten Male gegen den übermütigen Imperator Napoleon, aber seine Heere wurden in den Schlachten von Eggmühl, Abensberg, Landshut, Regensburg, Wagram und Znaym zermalmt. Nur einmal bei Aspern lächelte ihnen die Siegesgöttin. Napoleon hat die ersten beiden Schlachten den „Silberblick seines Genies“ genannt und er ehrte die Tapferkeit der Bayern, indem er in jenen Tagen seiner Armee die Losung gab »Bravour et la Bavière«. — Wie gern möchten wir erzählen vom Grafen Seidewitz und seinen Reitern bei Eggmühl, vom Heldentode des Generals Baron Zandt auf der Isarbrücke zu Landshut, von dem Kampfe bei Neumarkt a. Rott, aber unser Blick muß sich nach Süden wenden, nach Tirol Dort war dem bayerischen Heere die gefährlichste Prüfung beschieden, die Schrecken eines Guerillakrieges. Wenn sich an jeder Stelle, an der ein braver bayerischer Soldat den ewigen Schlummer schläft, ein Kreuzlein erheben würde, das wäre ein trauriger Wegzeiger von Kufstein bis Roveredo und seitwärts in allen Thälern. Doch vergessen wir, die Zeit tilgt solch schmerzende Erinnerungen, sie breitet sogar den Schimmer versöhnenden Friedens darüber. Die Furchtbarkeit des tirolischen Aufstandes zwang selbst dem Marschall Lefèbvre, der doch die Greuel des Guerillakrieges in Spanien gesehen, den Ausruf ab, Tirol sei entsetzlicher als Spanien.

Und nun sind wir bei der größten Tragödie der Weltgeschichte in diesem Jahrhunderte angelangt, dem russischen Feldzuge. Die bayerische Armee hat ihn mit mehr als 30,000 Leichen bezahlt. — Es gibt nur einen Trost bei dem Anblicke der Ziffer des ungeheuerlichen Todestributs, das sind die Worte unseres unvergleichlichen Königs Ludwig I.: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung“. Und sie starben als Helden. Die mörderischen Schlachten von Polozk, Smolensk, Moskawa, Mojaisk, Masilowo, Male-Jaroslawitz, Wiazma, Borisow an der Beresina wissen von der todesverachtenden Tapferkeit unserer Regimenter zu erzählen.

Der zweite Tag dieser Woche, der Montag, ist der Gedenktag einer unvergleichlichen Waffenthat unserer Reiterregimenter. Er ist der Jahrestag der Schlacht an der Moskawa oder von Borodino, in welcher Napoleon den russischen Feldmarschall Kutusow besiegte, eine Schlacht, mörderisch, wie die Kriegsgeschichte wenige kennt. Der Vizekönig von Italien hatte den Russen die große Batterie von 21 Geschützen abgenommen, und es galt, dieselbe zu behaupten. Dem General Grouchy und dessen Reiterei, worunter auch die bayerischen Chevaulegers sich befanden, wurde die Deckung übertragen. Dreimal wurden die russischen Reitermassen aus dem Felde geschlagen, die Batterie wurde behauptet, obwohl die Russen ihre Stellung mit Kartätschen überschütteten, fünf Angriffe der russischen Infanterie wurden zurückgeworfen, obwohl sie trefflich durch ihre Artillerie unterstützt war. Die bayerischen Reiter befehligte der Sprosse des alten, heute noch blühenden niederbayerischen Grafengeschlechtes, General Max Graf von Preysing. Nur wenige Offiziere der Chevauleger-Regimenter 1 und 2 entrannen dem Tode oder der Verwundung. Allen wurden die Pferde unter dem Leibe erschossen. Mitten in der Schlacht bildeten sich die beiden Chevauleger-Regimenter, nur noch 180 Pferde, zu einem Regimente, über welches der einzige nicht verwundete Stabsoffizier Major August Graf von Lerchenfeld den Oberbefehl übernahm. Wir können nicht umhin, die Namen jener aufzuzählen, welche sich hierbei besonders auszeichneten. Es veranlaßt uns hierzu vorzugsweise der Umstand, daß ja die meisten der Namen noch im heutigen Heere fortleben. Wir haben dieselben durch einen Stern gekennzeichnet.

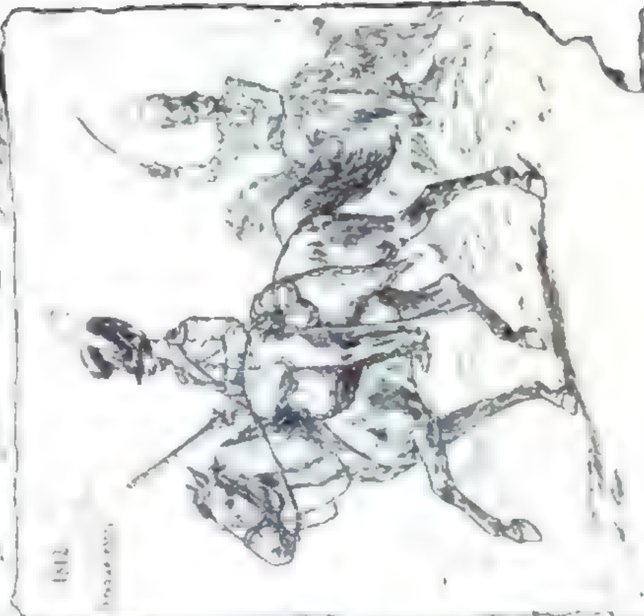
Durch außerordentliche Thaten der Tapferkeit verewigten ihre Namen: der General Max Graf Preysing*; die Obersten: Karl Gustav Graf Wittgenstein, Franz Ellbracht*, Max Graf Seyssel d'Aix*, Ludwig Bourscheidt, Karl Dietz* und Christof v. Rasler; die Majore: Karl Graf Zweibrücken, Heinrich Wilhelm Gaddum, Engelbert Hahn*, Sigmund v. Biber*, Max Baron Zandt, Georg Baron Seckendorf*, August Graf Lerchenfeld*, Karl Rittmann*, Johann Bernhard*, Thadäus Baron Vieregg und Anton Kraus; die Rittmeister: Heinrich Ritter*, Friedrich Baron Hertling*, Klemens Graf Lodron, Wilhelm Baron Weinbach*, Friedrich Walter*, Michael Kolbeck*, Christof v. Arnim, Joseph Tichtl*, Georg Mölter*, Friedrich Fuchs*, Franz Ludwig Fürst zu Öttingen-Wallerstein*, Joseph Baron Schönhueb*, Balthasar Kiliani*, Heinrich Vandermark, Leopold Baron Zandt, Friedrich Baron Magerl, Johann Bolland, Joseph Baron Rummel*, Franz Baron Podewils*, Alois Baron Vieregg, Joseph Baron Magerl, Friedrich Wilhelm Baron Seefried*, Friedrich v. Täuffenbach*; die Ober- und Unterlieutenants: Franz

Xaver Baron Magerl, Kaspar v. Willinger*, Karl v. Sedelmeier*, Anton Graf*, Anton Kolbeck, Joseph Graf Tauffkirchen*, Philipp Baron Hertling*, Johann Baron Speidel*, Ferdinand Baron Hornstein, Max Baron Fraunberg, Karl v. Heilbronner, Franz v. Grimmeisen, Gottfried Münch*, Paul v. Stetten, Albrecht v. Muralt, Philipp Trömer, Friedrich v. Flotow*, Heinrich v. Dungern, Jakob Wolf*, Anton v. Schmidt*, Friedrich v. Fischer*, Anton Steinmetz*, Jakob Wedekind, Christian Schmalz*, Franz Moll*, Nepomuk Rickerl, Joseph Reichel, Ferdinand v. Parseval*, Karl Herrmann*, Johann Baptist v. Heeg*, Joseph v. Kern, Franz Schneiderbanger, Max Baron Leoprechting*, Joseph Graf Seefeld, Karl Baron Stromer*, Karl v. Kleudchen, Joseph Hottner, Jos Spengel, Ernst Baron Reinach, Joseph Baron Weinbach*, Ludwig Madroux*, Jakob Angilini, Rudolph v. Knecht, Karl Manlich, Adam Parisel, Ernst v Forster* und Wilhelm Bayerlein*; der Regimentsarzt Hilpert*; die Wachtmeister: Johann Bayer und Joseph v. Ott von Waldsassen, Paul Wanner von Hausen, Landgerichts Landsberg, Thomas Herrmann, Johann Waldmann und Joseph Graf; die Korporäle: Franz Scheuermann, Andreas Hergott, Joseph Hann, Michael Vogl, Joseph Reisser, Joseph Kirchdorfer, Karl De Ahna, Michael Dobmaier, Joseph Stegher, Anton Fuchshuber; die Chevaulegers: Andreas Beutner und Franz Würstlein aus Bamberg, Franz Sales Unruh aus Passau; von der leichten Batterie: der Artillerie-Hauptmann Karl Baron Widenmann*; der Oberlieutenant Karl Baron Berchem*, der Feuerwerker Johann Aman.

Nach einem Kriege, der von Juni 1812 bis Oktober 1813 unausgesetzt geführt wurde, hatten die Bayern in 9 Schlachten, 30 Treffen, 100 Gefechten und 5 Belagerungen von 52 000 Mann, die teils in Rußland, teils an der Weichsel und in Sachsen gekämpft hatten, 411 Offiziere und mehr als 6000 Mann tot und verwundet, überdies waren von August 1812 bis Juni 1813 177 Offiziere und nahezu 35,000 Mann von Moskau bis an die Elbe die bedauernswerten Opfer der unerhörten Strapazen und verheerenden Krankheiten geworden.

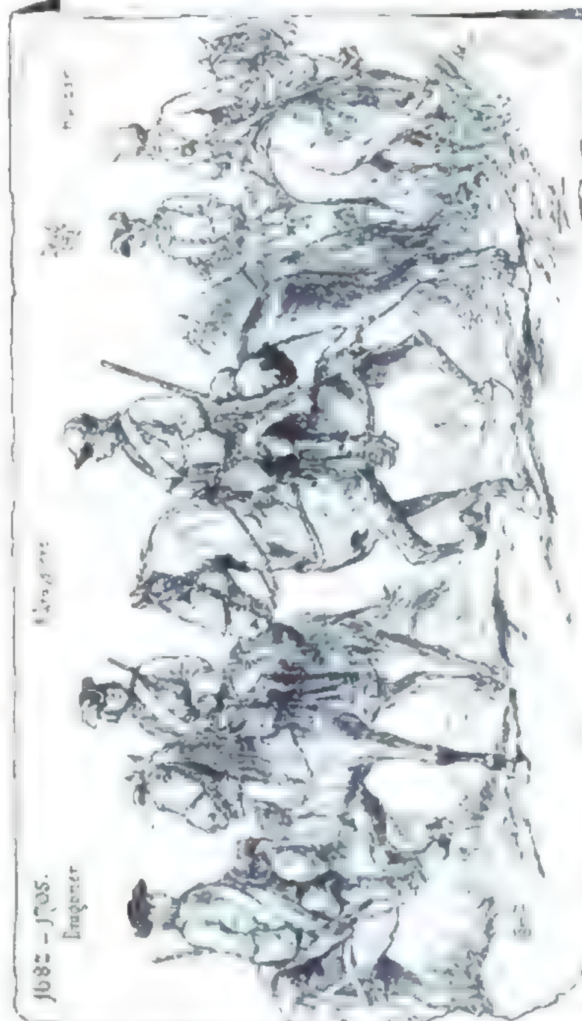
Der todbringende Winter brachte den Völkerfrühling mit,

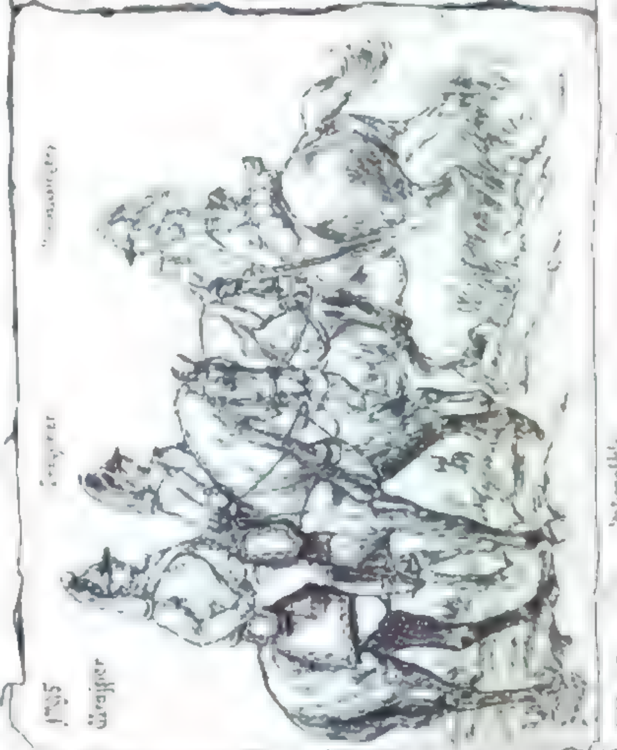


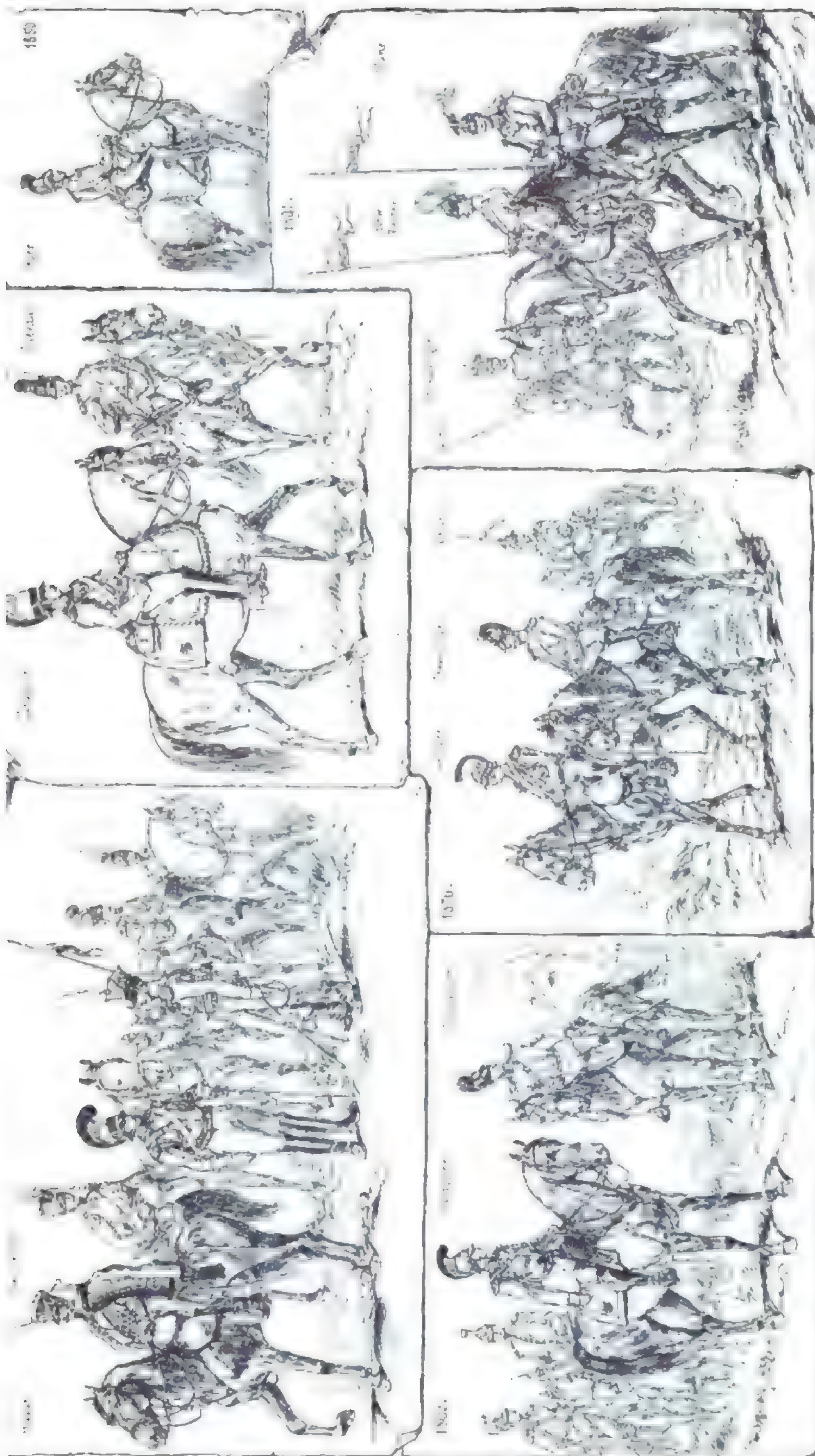












Die bayerische Reiterei von 1682—1891. Für das „Bayerland“ gezeichnet von Major Ludwig v. Nagel.

die Befreiung von der Fremdherrschaft. Es kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß der Süden in patriotischer Aufopferung der Erhebung des Nordens nicht nachstand. Nur das Aufgebot aller Kräfte der Nation ermöglichte es, an Stelle des vernichteten Heeres innerhalb vier Monaten ein neues von 40,000 Mann zu schaffen, nebst dessen Reserven von 25,000 Mann noch eine stehende Ergänzung von 40,000 Mann und zur Verteidigung des inneren Landes eine Streitkraft von 300,000 Mann Landwehren aufzustellen. Die jungen Truppen empfingen in der Schlacht von Hanau im Kampfe gegen Napoleon und seine Garden ihre Bluttaufe. Die Treffen von Ronay, Nogent, Luistaines, Dannemarie, Bray, Moutier à Mey, Vandoeuvres, La fère Champenoise, die Schlachten von Brienne, Bar und Arcis sur Aube sind die Ehrentage der bayerischen Armee auf französischem Boden.

Die bayerischen Truppen hatten von 1790 bis 1815 15 Feldzüge geführt; in 28 Schlachten, 724 Treffen und Gefechten, 40 Belagerungen hatten 1449 Offiziere, 49,910 Unteroffiziere und Soldaten für die Ehre ihrer Waffen, für Fürst und Vaterland Tod oder Wunden empfangen, 177 Offiziere und nahezu 40,000 Mann waren an den Folgen des Feldzuges von 1812—13 in Rußland, Polen und Deutschland gestorben; mehr als 1000 Offiziere und viele Mannschaft war von 1790—1815 infolge der Kriege invalid geworden oder in der Kraft der Jahre mit Tod abgegangen.

Wir erwähnen nur vorübergehend die Expeditionen nach Griechenland, Schleswig-Holstein, den Krieg von 1866, um uns mit frohem Herzen den letzten Lorbeeren des Heeres zuzuwenden, dem Kriege von 1870. Seine Blätter sind vor 21 Jahren gepflückt und glänzen

noch im frischen Grün. Weißenburg, Wörth, Sedan, Orleans, Paris, das sind die Namen, mit welchen das jetzige Geschlecht sich in die Kriegsgeschichte Bayerns eingeschrieben. Und ziehen wir die blutige Rechnung, so sind ihre Ziffern nicht kleiner als die der früheren Kriege. Das 1. Armeecorps hat in 18 Schlachten und Gefechten, darunter in 10 Schlachten und Treffen mit sämtlichen ihm angehörigen Truppenteilen gekämpft. Auf dem Schlachtfelde sind geblieben und ihren Wunden erlegen 205 Offiziere und 2428 Mann, verwundet wurden 334 Offiziere und 6875 Mann, somit Gesamtverlust 539 Offiziere und 9303 Mann. Nur zwei Armeecorps des deutschen Heeres haben größere Verluste aufzuweisen, das 3. Armeecorps (Brandenburg) 394 Offiziere, 11,182 Mann, die preußische Garde 423 Offiziere und 9604 Mann. Das 2. Armeecorps verlor an Toten 75 Offiziere und 824 Mann, an Verwundeten 101 Offiziere und 2454 Mann, Gesamtverlust 176 Offiziere und 3278 Mann. Es haben somit im Kriege 1870/71 715 Offiziere und 12,581 Soldaten durch Tod und Wunden die bayerische Treue besiegelt.

Unsere Heerschau über die bayerische Kriegsgeschichte ist beendet; wir fragen aber wie zu Anfang, gibt es eine Armee, welche die Vergangenheit der unsern übertrifft?

In den Manövergebieten.

Von Hugo Arnold.

(Fortsetzung.)

2. Im Übungsgelände des 1. Armeecorps.

Ein großer Teil des Bezirkes, in welchem das 1. Armeecorps seine Brigade- und Divisionsübungen abhält, fällt in die Landschaft der Moränen, der Schiebungen, welche Isar- und Inngletscher aus der Eiszeit uns hinterlassen haben. Ihren Rand bezeichnet eine Linie von Schäftlarn über Endlhausen, Egmating, Kirchseeon, Haag. Langgezogene Hügelreihen, Rundhöcker, zahlreiche Findlinge charakterisieren sie; kleine Seebecken, mehr oder minder ausgedehnte Moorflächen bilden die Reste der beim Schmelzen der Eismassen aufgestauten Seen, und tief eingefurchte Trockenthäler bilden die Zeugen der einstigen Flußläufe, die sich über das Alpenvorland ergossen. Als die merkwürdigsten Beispiele der letzteren seien genannt: das Gleißenthal von Aufhofen bis Haching, das Föggenbeurer Thal, das breite Trockenbett bei Kirchseeon, der Teufelsgraben bei Holzkirchen, die zahlreichen Trockengerinne im Deisenhofener, Grünwalder und Hofoldinger Forste, sowie, als die letzten Überbleibsel ehemaliger Seebecken, die großen Torfmoore bei Königsdorf, Aibling, Dachau, Schleißheim und Erding.

So mannigfach wie die Gestaltung des Geländes sich zeigt und durch ihre landschaftliche Schönheit das Auge des Wanderers entzückt, so lehrreich wirkt sie für die taktische Schulung der Truppen, die sich dort tummeln. Aber nicht minder reich ist die Geschichte der Landschaft. Von dem Höhenrücken ab, der mit breiter Zunge das Eglinger Thal und das Isarthal scheidet, hinab dem Gleißenthal entlang, erstreckt sich eine Kette römischer Feldschanzen, starker Erdwerke bei Neufahrn, Ried, Dettenhausen, Deining, Holzhausen, Endlhausen, Geilertshausen, Biberg, Kreuzpullach, die mit einer Schanze und einem Legionslager am Schnittpunkte der Rosenheimer Eisenbahn mit dem Gleißenthal und einem zweiten, jetzt leider dem Pfluge fast ganz zum Opfer gefallenen Legionslager bei Deisenhofen abschließt. Eine Deutung dieser Befestigungsanlagen zu treffen, hält sehr schwer, da wir über die Feldzüge der Römer in unserem Lande sehr wenig unterrichtet sind. Aus dem Umstande aber, daß die große römische Heerstraße von Augsburg nach Salzburg die Südostecke des Legionslagers am Gleißenthal quer durchschneidet, ist der bestimmte Schluß zu ziehen, daß diese Befestigungen einer weit hinter dem Baue der Straße zurückweichenden Zeit angehören, und mir dünkt die von mir bereits anderwärts ausgesprochene Meinung nicht zu kühn, daß sie vielleicht aus der Zeit der Eroberung des Landes durch Drusus im Jahre 15 n. Chr. stammen. Er kam mit seinem Heere von Verona aus über den Brenner durch das Innthal herüber, schwenkte am Alpensaum westlich ab, seinem aus Gallien am Bodensee entlang marschierenden Bruder Tiberius entgegen, und da der Isarübergang oberhalb Grünwald durch eine ursprünglich keltische Befestigung gedeckt ist, so liegt es nahe, in dieser Schanzenkette eine Einschließungslinie zu sehen, mit welcher die Römer die Verteidiger der Isarlinie blockierten und aus der sie zum Angriff auf den genannten Isarübergang hervorbrachen.

Aber auch andere Befestigungen unbekannten Ursprunges finden sich dort. Der „Schloßgraben" beim Kögl (östlich von Thanning) und der „Schanzberg" bei Eulenschwang gehören entweder der prähistorischen Zeit oder dem frühesten Mittelalter an. — Merkwürdiger noch sind die vorgeschichtlichen Befestigungen auf dem Hochplateau, um das die grüne Mangfall in tief eingeschnittenem Thale sich schlingt. Seine nördlichste Spitze krönt die „Birg", und weiter südlich auf der Westseite auf einer Höhenzunge liegt die Fendbacher Wallburg, während unterhalb derselben auf dem linken Mangfallufer auf der Spitze zwischen Höllgraben und Mangfall die hoch ins Altertum zurückreichende Burg Valley thront. Ihre Anlage macht den Eindruck, als ob auch sie aus einer alten Wallburg hervorgegangen sei, und ein bestimmtes Anzeichen für hohes Alter liegt in dem Namen, der von Steub für rätisch (Vulun) gehalten wird. Im 12. Jahrhundert nennt sich zuerst nach Grub, dann nach Valley eine Nebenlinie der Grafen von Scheyern-Wittelsbach, die im Jahre 1238 wieder ausstarb. Unter den Mauern der Burg kam es am 13. August 1140 zu einer blutigen Schlacht. Der Hohenstaufe König Konrad hatte den Welfen Heinrich den Stolzen des Herzogtums Bayern entsetzt und das letztere seinem Halbbruder, dem österreichischen Markgrafen Leopold von Babenberg verliehen; allein die Anhänger der Welfen leisteten Widerstand, ungeachtet Heinrich der Stolze 1139 starb, und an der Spitze desselben standen zwei Brüder aus dem Hause Scheyern, die Grafen Gebhard und Konrad von Valley. Als sie Leopold in ihrer Burg an der grünen Mangfall belagerte, erschien Heinrichs des Stolzen jüngerer Bruder, Herzog Welf, mit zahlreichen Rittern aus Schwaben unerwartet zu ihrem Beistande, brachte dem Babenberger eine schwere Niederlage bei und nahm viele seiner Anhänger gefangen. Später gaben die bayerischen Herzoge die

Burg an verschiedene adelige Geschlechter zu Lehen, u. a. an die Herren v. Aham, welche ihr fruchtlos den Namen Ahamstein beizulegen versuchten, an den Grafen Maximilian Kurz, den berühmten Minister der Kurfürsten Max I. und Ferdinand Maria, und an die Grafen von Tattenbach; gegenwärtig gehört sie einem Zweige der Grafen von Arco. Die alte Feste steht freilich längst nicht mehr. Nur ein Überbleibsel längst entschwundener Jahrhunderte wird dort in der Halle des Kellers aufbewahrt: ein Meilenstein des Kaisers Septimius Severus aus dem Jahre 201 n. Chr., der die Entfernung von Augsburg mit 60 Römermeilen angibt und im Hofoldinger Forste an der Augsburg-Salzburger Straße gefunden wurde. Und aus der neueren Geschichte wollen wir uns erinnern, daß unter den Tapfern, die auf den Schneefeldern bei Sendling in der Mord-Weihnacht verbluteten, eine große Anzahl heldenhafter Söhne der Valley sich befanden.

Noch gar mancher Ort hat eine interessante Geschichte oder merkwürdige Denkmäler; leider knüpft sich an manches mächtige Bauwerk eine unbegründete Fabel. So sind die sämtlichen angeblichen Römertürme nur Schöpfungen von Baumeistern des 12. und 13. Jahrhunderts. Thanning, in dessen Umgebung die 1. Brigade übt, war einstmals der Sitz des Grafen Otto II. aus dem Geschlechte Diessen-Wolfratshausen, und in der Pfarrkirche dortselbst ist seine Gemahlin Justitia (gestorben 1070) bestattet. Aibling war eine Besitzung der Agilolfingischen Herzoge[1]); in Bagen mit seinem Burgstall sucht man den Stammsitz des zum uralten bajuwarischen Hochadel zählenden Geschlechtes der Fagana; Holzkirchen soll ein Kammergut Karls des Großen gewesen sein; in Grub bei Valley wurde der heilige Emeram von seinen Verfolgern ereilt; auf der später zum Kloster umgewandelten Burg Weyarn saßen die Grafen von Weyarn, Neuburg und Falkenstein, die zu den mächtigsten Dynasten gehörten.

In den Übungsbereich der 2. Division fällt das Schlachtfeld bei Ampfing, wo am 22. September 1322 auf der „Behwiese" der Streit um die deutsche Kaiserkrone zwischen dem Wittelsbacher Ludwig dem Bayern und dem Habsburger Friedrich dem Schönen durch einen Sprossen der Hohenzollern, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, entschieden wurde. Das Kirchlein von Wimpasing soll zur Erinnerung an die Schlacht erbaut worden sein. — Von Buchbach stammen die edlen Herren von Puchbeckh, deren Name in der Armee und unter den Veteranen sich eines gar guten Klanges erfreut. — Unendlich reich an Erinnerungen ist die alte Herzogsstadt Landshut mit der Burg Trausnitz. Gar oft rollten die eisernen Würfel um ihren Besitz. In den Kämpfen um das Erbe Herzog Georgs des Reichen (1504) verlor hier Götz von Berlichingen seine eine Hand, die er durch eine eiserne ersetzen ließ. 1634 erstürmte Herzog Bernhard von Weimar die Burg Trausnitz, 1742 schlugen die Bayern die Österreicher, und das Jahr 1809 sah zuerst den unter steten Gefechten musterhaft sich vollziehenden Rückzug der Division Deroy (16. April) und (am 21. April) die Niederlage des linken Flügels der österreichischen Armee. An letzterem Tage wurde der tapfere bayerische General Freiherr v. Zandt von einer Kugel an der nämlichen Stelle an der Isarbrücke tödlich getroffen, an welcher 1634 General Aldringen gefallen war. Daß in den Aprilkämpfen des Jahres 1809 der österreichische Feldmarschall Graf von Radetzky (damals Generalmajor), das eine Mal als Führer der Vorhut, das zweite Mal als jener der Nachhut, sich besonders auszeichnete, sei nicht vergessen. — Die Manöver der vereinigten 2. Division führen vom Markte Haag mit seinem hochtürmigen Schlosse, dem Sitze der Reichsgrafen von Haag, aus dem altbayerischen, noch heute in der Armee vertretenen Geschlechte der Herren v. Frauenberg, über das Kampfgefilde der denkwürdigen Schlacht von Hohenlinden (3. Dezember 1800), in welcher die bayerischen Truppen mit großer Auszeichnung fochten. — Auf der Burg zu Ebersberg saß eines der ältesten und berühmtesten der bayerischen Grafengeschlechter, das aber schon 1045 ausstarb und seine Besitzungen an die Grafen von Scheyern vererbte. Graf Eberhard hatte in der Siegesschlacht auf dem Lechfelde am 10. August 955 den bayerischen Heerbann befehligt. — Schon 934 wurde hier ein Kloster der Benediktiner gegründet, das 1595 den Jesuiten übergeben ward und 1781 an den Malteser-Orden bayerischer Zunge kam.

[1]) Auf das benachbarte Heufeld verlegt die Sage eine große Schlacht der einwandernden Bajuwaren gegen die aus dem Lande geworfenen Römer.

3. Im Übungsgebiete der Kavalleriedivision.

In das wellige Hügelland, welches östlich das weite Erdinger Moos begrenzt, hat der Wellenschlag der großen Geschichte nur mit seinen Ausläufern geschlagen; bloß die Durchmärsche der kämpfenden Heere sind dem abseits der großen Heerstraßen gelegenen Gebiete niemals erspart geblieben. Freilich finden sich auch hier die Spuren römischer Straßen, die vom Isarübergang bei Grünwald und vom Mangfallthale her zur Isarbrücke bei Moosburg ziehen, und verschiedene Römerschanzen sind noch erhalten geblieben. Das wichtigste Ereignis, das hier sich zutrug, war indessen wohl die Synode zu Neuching, zu welcher Herzog Thassilo III. alle weltlichen und geistlichen Großen des Landes auf den 14. Oktober 771 einberufen hatte, um sowohl über kirchliche, klösterliche Dinge wichtige Bestimmungen zu treffen, als insbesondere weltliche Gesetze zu regeln. In Altenerding besaß die Mutter Königs Arnulf, die edle Frau Liutswinde, eine Besitzung, die ihr Sohn 891 an den Bischof Dietmar von Salzburg schenkt. Die Stadt Erding selbst ist jüngeren Ursprungs und verdankt die Erhebung zur Stadt dem Herzog Otto II. dem Erlauchten. Auch an der Gegend zwischen Freising und Erding haftet die Sage von einer mörderischen Schlacht, in welcher 30,000 Hunnen den Tod gefunden haben sollen.

4. Im Manövergebiete des 2. Armeecorps.

Die 3. Division übt in jenem Landstriche, in welchem die Wiege unseres erlauchten Königshauses stand, und über den seine Sprossen seit undenklicher Zeit als Gaugrafen geboten.

Als die Nachkommen der Luitpoldinger ihre Stammburg Scheyern den frommen Vätern des hl. Benedikt übergaben, zogen sie nach Wittelsbach, und Graf Otto V., der Vater des Herzogs Otto I. von Bayern, nennt sich in einer Urkunde aus dem Jahre 116 zum ersten Male Graf von Wittelsbach. Die Mauern und Türme der Burg sind längst (seit 1209) gebrochen, aber die tiefen Gräben der Vor- und Hauptburg, welche die in den Thalgrund vorspringende Höhennase vom Hinterlande trennen, sind noch vorhanden; ein schönes Gotteshaus, eine Denksäule und ein Schulhaus, welche beide letztere als bayerische Nationalstiftung im Jahre 1831 errichtet wurden,

zieren die denkwürdige Stätte. Rings umher in allen Ortschaften saßen die Ministerialengeschlechter der Wittelsbacher in ihren festen Häusern: sie sind insgesamt erloschen bis auf die Herren (jetzt Grafen) von Sandizell und die Herren (jetzt Barone) von Gumppenberg. Die Städte Aichach und Schrobenhausen verdanken ihre Blüte und ihr Gedeihen der Errichtung herzoglicher Ämter in ihren Mauern; in Aichach stiftete Herzog Ludwig der Kelheimer 1210 eine Komturei des Deutschen Ordens, welche 1384 in das benachbarte Schloß Blumenthal verlegt wurde. Mit Aufhebung des Deutschen Ordens gelangte das letztere an die Grafen von Fugger, von denen eine Linie den Namen nach dem Schlosse trägt.

Drei Klöster von hohem Alter waren Pflanzstätten der Kultur und Wissenschaft. Altomünster, von dem schottischen Priester Alto um die Mitte des 8. Jahrhunderts in einem ihm vom Könige Pipin geschenkten Walde gestiftet, bis 1047 in Händen der Benediktiner, dann bis 1487 von Benediktinerinnen, hierauf bis zur Säkularisation (1803) von einem männlichen und weiblichen Konvente des Brigittinerordens und seitdem nur von letzterem bewohnt; Kühbach, im Jahre 1011 vom Grafen Adelbero von Ebersberg und Sempt als Benediktinerinnen-Stift gegründet, aber seit 1803 aufgehoben und seitdem in weltlichen Händen; Hohenwart, von unbekannten Stiftern für Benediktinerinnen gegründet und 1803 aufgehoben. Lange blieben die Gebäude leer stehen, dann zogen von 1860 bis 1869 kranke Soldaten aus der Festung Ingolstadt ein, um dort Genesung zu finden, und 1878 erhielt das Kloster wieder eine religiös-wohlthätige Bestimmung, es wurde eine Pflegeanstalt für weibliche Taubstumme unter der Leitung von Franziskanerinnen.

Verheerende Kriegsstürme zogen auch wiederholt über diese Gaue; von den Drangsalen der Schweden und Franzosen erzählen die Enkel heute noch. Den Schweden fast gleich thaten es aber die Engländer und Holländer, die nach Max Emanuels Niederlage bei Höchstädt (1704) Schlösser und Dörfer ringsum in Asche legten. Größere kriegerische Zusammenstöße fanden nicht statt; doch berichtet die Sage, daß der hochragende, von einer Wallfahrtskirche gekrönte Beinberg, zu dessen Füßen die 6. Infanterie-Brigade bei Gachenbach exerziert, seinen Namen von den Gebeinen der zahllosen Erschlagenen führe, die in einer blutigen Schlacht mit heidnischen Völkern gefallen seien, und der Mund einer andern Sage verlegt den Schauplatz der Entscheidungsschlacht, in welcher der Hausmeier Karl Martell den Agilolfinger Herzog Grimoald 728 besiegte, nach dem Feilenforste östlich von Reichertshofen auf den Höhen zwischen Paar und Ilm. Unter den dunklen Schatten dieses Forstes entspann sich am 1. September 1796 ein hartnäckiges Treffen zwischen den Franzosen, den Kaiserlichen und Bayern, das sich auf der Linie von Ottersried bis ins Paarthal um den wie ein Wahrzeichen in die Gegend hinausblickenden St. Castulusberg abspielte. Auch bei Pfaffenhofen lieferte der österreichische Parteigänger Major Scheibler am 19. April 1809 den Vortruppen Oudinots ein hitziges Gefecht.

Zeichnen sich diese Gaue durch ihre üppigen Ackerfluren und die grünen Triften im Wiesengrunde der Thäler aus, so bildet der weltberühmte Hopfenbau im Manövergebiete der 4. Division, in der vielgenannten Hollebau, die Krone des landwirtschaftlichen Betriebes, wenngleich der Wettbewerb anderer Distrikte und andere Umstände ihm in neuerer Zeit starken Eintrag gethan haben. Der Schauplatz großer Ereignisse ist die Hollebau niemals gewesen, aber gar manche Reste uralter Eigenart hat die Landschaft sich gewahrt; vielfache Spuren altgermanischen Wesens sind bis auf unsere Tage gekommen, insbesondere die häufigen Schimmelkirchen, die letzten Erinnerungen an Wotans Verehrung. Auch die geheimnisvollen unterirdischen Gänge, die im Schoße der Erde sich meist zu förmlichen Hallen erweitern und fast regelmäßig unter dem Altare eines Gotteshauses münden, finden sich in großer Zahl; einige derselben (zu Figelsdorf und Baumgarten) habe ich selbst untersuchen helfen: wahrscheinlich dienten sie ebenfalls heidnischem Kulte. Und auf einer Höhe bei Inzkofen mit wundervoller Aussicht ins Isar- und Amperthal ist eine der ältesten Werkstätten menschlicher Kunstfertigkeit entdeckt worden: eine förmliche Fabrik geschlagener Steinwerkzeuge, deren Entstehung wohl mindestens ebensoweit vor des Heilands Geburt liegt wie unsere Zeit nach derselben. Sie sieht herab auf ein ausgedehntes Hügelgrabfeld am Amperufer und auf ein Grabfeld bajuwarischer Ahnen — bei Ambach — und auf den Platz, auf dem die 8. Infanteriebrigade bei Moosburg übt: ein Gesichtskreis, der vier Jahrtausende umfaßt! Und da hinein sehen die altersgrauen Türme des einstigen Grafensitzes Moosburg, mit seinem herrlichen neuverjüngten Münster. Einige Stunden nordwärts aber liegt Gamelsdorf, wo Ludwig der Bayer am 9. November 1313 seinen glänzenden ersten Sieg über die Österreicher errang, dessen gewaltigem Eindrucke er nicht zum geringsten Teile die spätere Wahl zum deutschen König zu verdanken hatte.

5. Auf dem Platze der großen Heerschau und dem Felde der Königsmanöver.

Längst ist das alte Schwabinger Thor dem Bedürfnisse der Stadterweiterung zum Opfer gefallen, und an seiner Stelle hat König Ludwig I. die Feldherrnhalle gebaut, aus welcher die Standbilder der großen Heerführer Bayerns, der Marschälle Graf Tilly und Fürst Wrede, auf die Enkelsöhne ihrer Krieger herabsehen, und am Ausgange der herrlichen Ludwigstraße hat er, der teutscheste Fürst, dem tapfern bayerischen Heere zum ehrenden Gedächtnisse seiner glorreichen Waffenthaten und in prophetischer Vorahnung der strahlenden Siege auf Frankreichs Boden das Siegesthor errichtet.

Durch dasselbe hinaus führt der oberste Kriegsherr, Se. Kgl. Hoheit Prinzregent Luitpold, seinen erlauchten Gast, Se. Majestät den Kaiser, seit unvordenklichen Zeiten wiederum der erste deutsche Kaiser, der über die Waffengenossen bayerischen Stammes auf bayerischem Boden die Heerschau abhalten kommt, zum unverbrüchlichen Zeichen, daß die deutschen Völker treu gegen die Feinde im Osten und Westen zusammenstehen.

Unweit dem Paradefelde, draußen auf dem Plane bei Schwabing (urkundlich im Jahre 782 suapinga) ist gewissermaßen die Wiege des bayerischen Heeres. Am 29. Juni 1682 erließ Kurfürst Max Emanuel den Befehl zur Errichtung von sieben Regimentern zu Fuß: Berlo (jetzt 1. und 10. Infanterie-Regiment) Puech, Degenfeld (jetzt 2. Infanterie-Regiment), Montfort, Perusa, Steinau, Preysing, und von vier Kürassier-Regimentern: Haraucourt (jetzt 1. Chevauleger-Regiment) Bärtels, Beauvau (jetzt 2. Chevauleger-Regiment) Schütz. Außerdem bestanden noch drei Freikompagnien zu Fuß, welche zum bayerischen Kreisregiment zu stellen waren, drei

Freikompagnien zu Pferde und vier Dragoner-Kompagnien. Seitdem ist der Regimentsverband nie mehr aufgegeben worden, weshalb der oben genannte Tag als der Geburtstag der heutigen bayerischen Armee zu gelten hat.

Zur Vervollständigung der Organisation wurden die sieben Infanterie- und vier Kürassier-Regimenter nebst den vier Dragonerkompagnien vom 11.—26. Oktober in einem Lager versammelt, das sich im Raume zwischen den Dörfern Freimann und Schwabing westlich der Straße nach Freising in zwei Treffen erstreckte. Das waren die Regimenter, welche der „Blaue König" bei Wien, Gran, Ofen, Neuhäusl, Mohacz, Belgrad binnen kurzem gegen den Halbmond führte!

Nochmals, 1701, als die Lage der Dinge in Spanien die bevorstehenden Verwicklungen voraussehen ließ, vereinigte der Kurfürst seine Scharen auf demselben Boden; am 24. September marschierten die ersten Truppen in das Lager bei Schwabing, am 27. Oktober verließen es die letzten. Es waren konzentriert die Regimenter zu Fuß: Tattenbach, Leibregiment, Kurprinz, Maffei, Haxthausen, Lützelburg, die zehn Landfahnen: Friedberg, Pfaffenhofen, Rain, Haag, Wasserburg, Rosenheim, Tölz, Wolfrathshausen, Erding, Landsberg (je 1 Bataillon zu 500 Mann), vier Bataillone Freikompagnien, die berittenen Leibgarden der Hartschiere, Karabiniers und Grenadiere, die Kürassier-Regimenter Arco, Weidhel, Latour, die Dragoner-Regimenter Monasterol, Santini, Fels, insgesamt über 20000 Mann.

Das waren die stolzen Stützen, auf welche Max Emanuel seine kühnen Hoffnungen baute!

Nordwärts erstreckt sich, stellenweise kultiviert, die Garchinger Heide, eine vollkommene Ebene, meist Wiesenboden mit anziehender alpiner Flora; im Nordwesten über einer tieferen Lehmschicht dehnt sich ein großer Kiefernwald. Häufig breiten sich hier die welligen Beete der Hochäcker, die Zeugen, daß vor zwei Jahrtausenden bereits der Pflug vielköpfiger Sippen über die in der Gegenwart ziemlich sterile Fläche ging; aber auch die heutigen Ortschaften werden schon früh in Urkunden genannt: Freimann (zwischen 938 und 957 Frienmannun), hier wurde zwischen dem 2. und 5. August 1504 eine aus Landshut vorstreifende Schar fouragierender und plündernder Pfälzer überfallen, und ihr die Beute abgenommen; Fröttmaning (815 Freddamaringun); die Flur nordwestlich davon, also gerade der Paradeplatz, wird auf der Apianschen Karte „Aufm Gefül" genannt; Lappen (1180 Louppen); Garching (915 Gouuirichinga).

Auf dem Wege vom Paradeplatze nach Schleißheim liegt die „Kalte Herberge". Im Beginn des Feldzuges 1805 hatten die Österreicher München besetzt; der Marschall Bernadotte, mit ihm die Bayern, rückten von Ingolstadt zur Befreiung der Hauptstadt heran. Generallieutenant Wrede überraschte am 11. Oktober mit dem Vortrab die kaiserlichen Vortruppen bei der „Kalten Herberge" bei Schleißheim und Dachau und warf sie zurück, so daß die Österreicher in der folgenden Nacht München räumten, und Wrede am Namenstage des Kurfürsten unter dem Jubel des Volkes ohne Kampf in der Residenz seinen Einzug hielt.

(Schluß folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Bayerisches Exerzierreglement vom Jahre 1682. Kommando zu den Musketen-Handgriffen. 1. Nehmt euer Gewehr in die Faust — Zugleich! (Das Wort „zugleich" wiederholt sich als Zeichen zur Ausführung bei jedem Kommando.); 2. Präsentiert euer Gewehr! 3. Euer Gewehr neben den rechten Fuß! 4. Legt euer Gewehr nieder! 5. Erhebt euer Gewehr! 6. Präsentiert euer Gewehr! 7. Öffnet die Pfanne! 8. Schüttet Zündkraut auf! 9. Schließt die Pfanne! 10. Paßt die Lunt' auf! 11. Bedeckt die Pfann' mit den zwei ersten Fingern! 12. Blast die Lunt' ab hinter dem Mann! 13. Öffnet die Pfanne! 14. Schlagt an! 15. Gebt Feuer! — Dann bringt man die Lunte von dem Hahn zwischen die Finger der linken Hand! 16. Blast die Lunten von der Zündpfanne! 17. Schließt die Pfann' und bringt 's Gewehr auf die Faust! 18. Links schwenkt euch zur Ladung! 10. Nehmt die Patrone! 20. Bringt's ins Rohr! 21. In 3 Zügen den Ladstecken heraus! 22. Halt ihn hoch! 23. Faßt ihn kurz an die Brust mit dem dicken End'! 24. Laßt ihn einlaufen und gebt 3 Stoß! 25. Zieht den Ladstecken aus in 3 Zug und halt ihn hoch! 26. Kehrt ihn um kurz an die Brust mit dem kleinen End'! 27. Stecket ihn an seinen Ort! 28. Die rechte Hand an die Muskete! 29. Das Gewehr auf die Faust! 30. Schultert 's Gewehr.

Die Badstube. Zu den unerläßlichsten Bedarfseinrichtungen einer mittelalterlichen Stadt zählte die Badstube. Zweibrücken erhielt eine solche nach einer unseres Wissens bisher unbekannten archivalischen Nachricht im Jahre 1449. Von Meisenheim aus gestattete nämlich in diesem Jahre Herzog Stephan durch einen Brief d.d. feria sexta apud Dominica Judica seiner lieben Stadt Zweibrücken den Betrieb einer „Badstubben". Er, Stephan, habe angesehen die treuen Dienste seiner dortigen Bürger, insbesondere aber auch die mancherlei Beschwernis, die sie bisher gehabt und noch täglich mit Bauen an der Ringmauer und Porten, mit Portenhüten und anderer der Stadt Notdürftigkeit haben. So erteile er ihnen das Recht, eine Badstube auf der „Hobstadt bei dem Borne", der Oleymühle genüber zu bauen und deren Erträgnisse für sich, also zum Besten der Stadt, zu verwenden. Stephan verlieh damals diese Gunst vollständig kostenfrei; später behielt er sich nur eins aus — daß sein Koch sich unentgeltlich alle Woche einmal dortselbst „reinglich machen" dürfe.

Unsere Bilder. Wir sind so glücklich, unserem Artikel: „Zum 9. September 1891" zwei Bilder beizugeben, welche der Hand eines Künstlers entstammen, der schon längst als der vorzüglichste, ja nahezu unübertreffliche Schöpfer militärischer Typen bekannt ist, des Herrn Major Ludwig v. Nagel. Das erste Bild weist uns in lebhaft bewegter Gruppe die Wandlungen der äußeren Erscheinung unserer Infanterie seit dem Jahre 1682, das Blatt ist das Gedenkblatt des kgl. bayerischen 2. Infanterie-Regiments Kronprinz und schmückt die zum 200jährigen Jubiläum erschienene Festschrift. Das Regiment hat in Übereinstimmung mit Herrn Major v. Nagel uns in liebenswürdigster Weise die Nachbildung gestattet.

Das zweite Bild ist der Reiterei gewidmet; wir erblicken die mannigfachen Veränderungen, beginnend mit den Eisenreitern und Husaren Max Emanuels bis zu den schmucken, eleganten Reitern der Gegenwart. Der Künstler hat sich in der Charakteristik der einzelnen Jahrhunderte selbst übertroffen; jede einzelne Type repräsentiert in ihrer Art die Geschichte ihrer Tage; dabei sind die Details der Uniformen, Waffen, Sättel und Aufzäumung mit

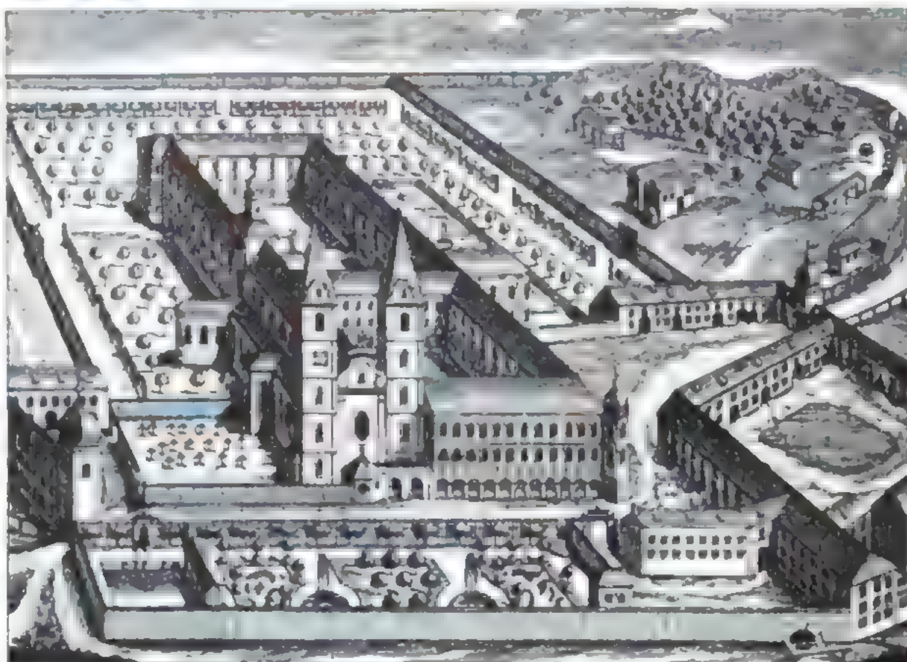
strengster Gewissenhaftigkeit und pünktlichster Korrektheit gezeichnet. Die Armee und das ganze Land werden mit Freuden dieses Blatt betrachten, welches Herr Major v. Nagel dem „Bayerland“ zum Tage der Heerschau als Ehrengabe widmete. Unsere Leser fühlen sich mit uns dem Künstler hierfür zu Danke verpflichtet.

Wir haben in den historischen Landschaftsbildern aus dem Manövergebiete in letzter Nummer eine Stadt, Dachau, einen Edelsitz, Haimhausen, vorgeführt, unser heutiges Bild zeigt Kloster Indersdorf in der pompösen Gestaltung, welche ihm der bauliebende Propst Gelasius Morhardt verlieh. Der Stich entstammt dem mit prächtigen Kupfern geschmückten Prachtwerke, welches der Propst nach Vollendung seiner Bauten an die mit Indersdorf befreundeten Klöster sandte.

Verheerende Heuschreckenzüge. In Myriaden erscheint der furchtbare Verwüster unserer Wälder, die „Nonne“. Vergebens kämpft der Mensch gegen ihre Überzahl. Die Tötung einer Million bedeutet ebensoviel, als wenn wir mit dem Hute aus dem Chiemsee schöpfen und dann neugierig hinsehen, ob sein Spiegel sich nicht gesenkt habe. Einigen Trost mag es bieten, daß ähnliche Heimsuchungen schon früher bestanden. So meldet ein Brief aus Landau a. d. J. im Jahre 1749:

„Am Sonntag den 24. August haben sich zwischen 4 und 5 Uhr Abends eben solche Heuschrecken (wie vermög deren Zeitungen in Schlesien und andern Orten sich schädlich eingefunden) in allhiesigem Gericht Landau und zwar heroberhalb Adldorf, zu Exing, Reicherstorf, Rannerstorf, Aufhausen bis Mettenhausen, 2 Stund in der Läng und 1 Stund in der Breite auf die Felder, Wismathe, Zäun und Päumb in solch unbeschreiblicher Weise niedergelassen, daß sie auf der Erden spannhoch auf einander gelegen und an denen Päumben so dicht gehangen, daß sie mehr als armsdicke Aest abgedruckt, und wann sie hiedurch in die Vils oder Wasser gefallen, sie sogleich sich hinaufgeschwungen und mit Anderen wiederum fortgeflogen sind. Da sie sich erhoben haben, so ist unglaublich jedoch die Wahrheit, daß sie die ganze Sonne verdunkelt und solche Finsternus gemacht haben, daß man weder Haus noch Stadt, auch sogar die Kirchthürme bis auf die Kuppel nicht mehr gesehen. In ihrem Flug scheuchen sie Leut und Vieh und entweichen ihnen wie andre wilde Vögel und so viel die einseitige Pauern bekräftigen, so haben sie diese weiter getrieben, wann sie mit Schießen und andern Instrumenten, auch Schreien ein Getöß gemacht, die Menge aber war so groß, daß nach diesen Abgetriebenen gleich wiederumb andere nachgekommen, die sich doch auch wiederum abtreiben lassen, bei dem Hauptflug hingegen hilft kein Abtreiben. Sie steigen so hoch, daß es niemand gelangen kann. Viel Million tausend Marodi und Tode siehet man auf den Wiesen und Äckern. Der Hauptflug macht ein solches Brausen, daß man in Reden mit einander recht laut schreiet, jedoch kaumb an einander kann verstanden werden. Ihre Größe ist ungleich, doch sind die meisten finger lang, auch einige grünlicht, die meisten aber braun. Sie haben 6 Füß und 4 Flügel, auf welchen gleichsam scheinet, arabische Buchstaben zu sein. Im Flug kommen sie ganz weiß heraus, jedoch in der Gleichheit also gleich ein großer dicker Schnee fallet.“

Ein anderer Bericht sagt: „Um denen verderblichen Heuschrecken Abbruch zu thun, haben wir mit Tausend Unterthanen dieselben zusammengetrieben und Morgens frühe in der Thauzeit, da sie sich nicht erheben können, mit Trischeln abdreschen sodann eingraben lassen. Es ist was unglaubliches, daß wir innerhalb drei Tagen 800—1000 Münchener Schäffel voll erschlagen und vergraben. Noch unglaublicher aber, daß gegen der unzahlbaren Menge das Erschlagen so viel vermöget als wann einer oder gar keiner umgebracht worden. Weillen ich dann gesehen, daß die menschlich Hand, wenn auch das gantze Land zusammenhilft, unmöglich dieses göttliche Verhängniß abändern könne, so hab eben dieser Moment in alle hier gerichtischen Pfarrer umb das allgemeine Gebet ein nachdruckliches Ersuchen ergehen lassen.“



Kloster Indersdorf im Glonthale.

Die Räuber von Tscherkeßköi, welche mit keder Hand den Orient-Expreßzug plünderten, sind urplötzlich die Löwen des Tages geworden. Die Zeiten sind übrigens nicht so fern, in denen man auch in unseren Gauen Räuberromantik konnte. Auf dem alten Friedhofe zu Dillingen schlummert Major Ferdinand v. Schedel, welcher den heute noch im Munde des Volkes lebenden berüchtigten Räuber Mathias Klostermaier, den „bayerischen Hiesl“ fing. Schedels Leichenstein registriert gewissenhaft die That. — Die Inschrift lautet:

Hier unter diesem Leichenstein
Ruht die Asche des Herrn Ferdinand v. Schedel,
Mayor des Schwäbischen Greiß.
starb in seinem 81. Jahr
den 19. Aprill 1808.
Er ging voll Muth im Kugelregen seine Bahn
Und warf dem Schröckensjäger Hiesel Ketten an.
Um seine Heldenthaten zu belohnen,
Rief Gott ihn jetzt zu höheren Legionen. R. I. P.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.

Unter dem Rektor steht:
Die Treu und Fleiß im Lehren
Mir meinen Ruhm vermehren.

Unter vier Abladern:
Die immer gerne trinken
Müssen selten weit gedenken!

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Im Tone höchster Verwunderung unterbrach Graf Soden das junge Mädchen. „Sie, mein Fräulein, wollten" —

„Warum nicht?" entgegnete Emma mit leuchtenden Blicken, ihre schlanke Gestalt zur vollen Höhe emporrichtend. „Es müssen zwingende Gründe der ernstesten Art sein, die meinen Verlobten abhalten konnten, seine Pflicht zu thun, und statt seiner, ist es nun an mir, zu handeln."

„Aber, was vermöchten Sie zu thun, ein schwaches Mägdlein, diesen Gewalthabern gegenüber? Bedenken Sie doch, welchen Gefahren Sie sich aussetzen, Fräulein Emma. Nein, nein, Sie müssen bleiben. Das sind Sie sich, Ihrer lieben Mutter, Ihrem Verlobten schuldig", und der Graf faßte mit Bewegung des Mädchens beide Hände.

„Nein, nein, Erlaucht," wehrte Emma leidenschaftlich ab. „Es bleibt bei dem, was ich mir einmal vorgenommen, und keine Rücksicht soll mich von der Erfüllung dessen abhalten, was ich für meine Pflicht erkannt. Wohl bin ich nur ein Weib, aber ich trage ein mutig Herz in der Brust, und wo die Kraft versagt, da mag die List, die Verstellung mir helfen. Noch weiß ich zur Stunde noch nicht, welche Wege ich einzuschlagen habe, um zum Ziele zu gelangen, doch wird der Himmel zur rechten Stunde mich erleuchten, gilt es ja die Rettung eines Unschuldigen aus sicherem Verderben."

„Ja, ja", sagte nun Graf Soden mit weicher Stimme, „gehen Sie denn mit Gott, und mein Segen begleite all Ihr Thun. In einem Stücke aber dürfen Sie meine Mitwirkung zu Ihrem Werke nicht zurückweisen: Sie müssen mir gestatten, daß ich Ihnen Briefe mitgebe an hochstehende Persönlichkeiten, und daß ich durch materielle Hilfe Ihnen die Wege ebne. Wollen Sie, Fräulein Emma? In einer kleinen Stunde will ich dies alles Ihnen zusenden."

„Erlaucht sind ein edler Mann, von Ihnen darf ich alles annehmen", sagte das Mädchen einfach, aber aus ihren schönen Augen fielen heiße Thränen, als sie sich niederbeugte, zum Abschied die Hand des alten Herrn dankerfüllten Herzens zu küssen.

* * *

Wiederum waren einige Tage verflossen. In ihrem gemütlichen Stübchen am Fenster, das einen weiten Blick über Gärten und Felder hinweg auf die vielgetürmte Bischofsstadt gewährte, saß die Baumeisterswitwe Mendorf. Müßig ruhten die sonst so fleißigen Hände im Schoße, und über die feinen Züge des bleichen, schmalen Gesichtes war sinnender Ernst gebreitet; während sie die müden Augen vom erhöhten Sitze aus mit eigenartig starrem Ausdruck in die Ferne schweifen ließ, bis sie wie gebannt auf dem mächtigen Bau der Domkirche ruhten, entrang sich der gepreßten Brust ein schweres Seufzen, und leise murmelten die Lippen ein stilles Gebet. Wohl waren es schwere Sorgen, die in diesen Tagen das Gemüt der armen, braven Frau bedrückten, und wohl noch nie seit der unsagbar herben Stunde, da sie vor Jahren ihren lieben Gatten hinaustrugen zur ewigen Ruhe, hatte sie sich so einsam, so verlassen auf der Welt gefühlt, als eben jetzt. Und wie rosig hatte noch vor kurzem ihr das Glück gelächelt, ihr hochbegabtes und herzensgutes Töchterchen, ihr Alles, was ihr noch geblieben, treu versorgt zu wissen an der Seite eines

braven, tüchtigen Mannes, dem, hochgeehrt von allen, die ihn kannten, eine schöne und ehrenvolle Zukunft sicher war. Welch eine trostvolle Beruhigung für die Mutter, der Tochter Glück begründet zu wissen durch eine solche Wahl! Mochten die kommenden Tage bringen, was sie nur wollten an Ungemach und Widerwärtigkeiten, ihren Konrad brauchte es nicht zu kümmern, denn er war ein Mann, allem kühn und frei die Stirn zu bieten. Ja, in seinem kräftigen Schutze wußte sie Emma wohl geborgen, wenn sie selber einst die Augen schloß. Und jetzt? Seit Wochen schon fehlte Konrad, mit kurzem Abschiedsworte war er von ihr gegangen, denn bald wollte er ja wieder heimkommen. Ach! er kam nicht, und von ihm drang lange keine Kunde in ihr stilles Häuslein. Dann aber wurde schlimme Post laut. Dem Gefährt mußte unterwegs ein ernster Unfall zugestoßen sein, wahrscheinlich, so hieß es, durch die Schuld des Kutschers ganz allein, dem die Rosse durchgegangen seien, die samt dem Wagen und seinem Insassen möglicherweise in dem Flusse ihren Untergang gefunden. So wenigstens ward dem Besitzer der Lohnkutscherei von Nürnberg aus berichtet. Anders lautete die Ansicht des Grafen Soden, welche dieser vornehme und leutselige Herr ihrer Tochter gegenüber geäußert. Alles spräche weit eher für einen geplanten Überfall einiger Marodeurs, aus deren Händen der Professor sich noch rechtzeitig habe retten können. Yelin, so behauptete der Graf, befände sich in Sicherheit, sei aber insgeheim um so thätiger für die Sache, die ihn nach Nürnberg geführt. Nur den Seinen halte er vorerst noch den Aufenthaltsort selber geheim, weil er nicht wolle, daß man ihn vielleicht hindere an der Ausführung eines edlen Vorhabens. Das Ausbleiben des Kutschers erklärte er aus dem Umstande einer notwendig gewordenen Zurückhaltung behufs eingehender Zeugenvernehmung.

So vergingen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, für Mutter und Tochter die Tage, bis endlich Emma, der peinigenden Ungewißheit überdrüssig, selbständig zu handeln beschloß und, reichlich mit Geld und Empfehlungsbriefen versehen, sich aufmachte, in eigener Person Nachforschungen anzustellen.

Ein Ding mußte dem klugen und energischen Mädchen alsbald klar werden, nämlich, daß der Wagen samt den Pferden und dem Kutscher in die Hände der Franzosen gefallen, und jeder Versuch einer Reklamation in irgend einer Form von vornherein ein aussichtsloses Unternehmen sei. Dagegen blieb das Verschwinden ihres Bräutigams ein dunkles Rätsel, zu dessen Lösung sie ihre ganze Kraft einsetzen wollte. Leider bot die peinlich genaue Absuchung der Stelle, wo der Papiermüller Yelins Briefe aufgefunden, nicht das allergeringste Anzeichen dafür, daß der seitdem Vermißte dortselbst sich aufgehalten, denn im dichten Gesträuche sollte ja Tyras den Fund gewittert haben. Wenn aber Yelin den Wald nicht betreten, blieb nur die einzige Möglichkeit, daß diejenigen, die ihn beraubt, sich an der entdeckten Stelle der Legitimationspapiere in der einfachsten Weise entledigt hatten. Die Räuber waren französische Marodeurs gewesen, darüber konnte kaum ein Zweifel bestehen; daß sie nicht gewußt, welch wichtiges Material sie ohne weiteres verschleudert, bildete den allerstärksten Beweis für jene Annahme. Wo aber blieb der Professor? Hatten die Schurken ihn beseitigt, oder war es ihm gelungen, sich ihren Händen zu entziehen? Doch, wo mochte er alsdann verweilen? Wenn Emma es unternahm, Nachforschungen anzustellen, so mußte dies mit aller Vorsicht geschehen, damit nicht sie selber es fertig brächte, die allezeit lauernden Häscher auf des Verlobten Fährte zu hetzen. Hatte doch bereits der Übereifer des jungen Menschen, der ihm als Kutscher gedient, der Sache so unendlich geschadet. Es war nahezu gewiß, daß die Franzosen diesen unbequemen Zeugen beseitigt oder doch wenigstens unschädlich gemacht; fürs erste ward er, jeglicher Nach- und Ausforschung entrückt, gefänglich eingezogen worden. So wagte Emma auch nicht, nach ihm sich zu erkundigen, sondern wandte sich alsbald nach München, von wo aus sie ihrer Mutter einige wenige Zeilen schickte, in denen sie der Hoffnung Ausdruck gab, daß noch alles sich zum Besten wenden könnte.

Solches erwog die bekümmerte Frau, als der Eintritt einer treuen Dienerin sie aus ihrem tiefen Sinnen weckte.

„Was bringst Du mir, Brigitta?“ fragte sie nun.

„Draußen steht ein fremder Herr, der Dringendes mit der Frau Baumeister zu verhandeln hat“, antwortete die Gefragte und leise setzte sie hinzu: „Es ist wohl ein verkleideter französischer Offizier, der kaum etwas Gutes wird haben wollen.“

Die Frau erschrak aufs heftigste.

„Ein französischer Offizier meinst Du? Warum sagst Du ihm nicht, daß ich nicht zu Hause wäre?“

„Hab's schon probiert, aber er war nicht fortzubringen. ‚Dann muß ich die Rückkehr von Madame abwarten‘, gab er mir zur Antwort.“

Noch einen Moment zögerte die Frau, dann rief sie hastig:

„Laß ihn eintreten, Brigitta, ich muß ja hören, was er will.“ —

„Im direkten Auftrage meines kaiserlichen Herrn“, begann der Franzose nach der ersten Begrüßung in leidlichem Deutsch, „habe ich an die Witwe des fürstbischöflichen Baumeisters Mendorf einige Fragen zu richten und bitte um möglichst genaue Beantwortung derselben.“

Die Angeredete hatte sich rasch gefaßt. Sie entgegnete kurz:

„Fragen Sie mein Herr!“

Der Beamte hatte unaufgefordert am Tische Platz genommen, aus der Brusttasche seines Uniformrockes einen Bogen Papier gezogen. Jetzt schickte er sich zum Schreiben an.

„Professor Yelin aus Ansbach ist der Verlobte Ihrer Tochter, Madame?“

„Aber, ich begreife nicht“, rief Frau Mendorf in halbem Unwillen.

Der Franzose blieb vollkommen ruhig.

„Bitte, Madame, mir diese Frage mit Ja oder Nein beantworten zu wollen.“

„Ja denn, Professor Yelin soll in Bälde mein Schwiegersohn werden.“

„Der Genannte“, fuhr der Franzose fort, „hat sich vor mehr als einer Woche aus Ansbach entfernt, unter dem Vorgeben, seine Braut in Bamberg zu besuchen. Ist er hier gewesen oder nicht?“

„Er ist hier gewesen.“

„Ist er noch hier?

„Ich weiß es nicht.“

„Sie wissen es nicht, Madame?“ rief nun der Offizier in schneidendem Hohne aus. „Das wäre zu beklagen, denn Sie würden mich geradezu nötigen, strenge Maßregeln zu ergreifen. Sollte mir leid thun, Madame. Also bitte, was ist Ihnen bekannt über den jetzigen Aufenthalt des Professors Yelin? Er hat sich von hier aus nach Nürnberg begeben. Ist er von dort wieder zurückgekommen?“

„Nein, mein Herr.“

„Also nicht. Wohlan, Madame, ich will vorerst Ihrer Versicherung Glauben schenken. Sie behaupten also, über den jetzigen Aufenthalt des Professors nichts zu wissen, und angesichts dieser Behauptung habe ich Ihnen eine weitere Eröffnung zu machen. Der Genannte wird von uns gesucht; sollten wir binnen kurzem die Chance haben, ihn hier zu finden, dann“ — der Sprechende machte eine kleine Pause — „müßten wir wohl annehmen, daß zwischen ihm und Ihnen, Madame, ein gewisses Einvernehmen besteht.“

„Nun und dann?“ fragte Frau Mendorf mit einiger Schärfe.

Der Angeredete zuckte mit den Achseln.

„Alsdann müßte ich selbst auf Ihrer Verhaftung bestehen, Madame.“

„Mein Herr“, rief die Frau im Tone des tiefsten Unwillens, „das würden Sie nicht wagen. Ich stehe unter dem Schutze der Gesetze und“ —

„Mon Dieu“, unterbrach sie der Franzose mit leisem Spotte. „Unter allen Umständen wird es das Beste sein, wenn Sie jetzt auf der Stelle die ganze Wahrheit sagen franche et nette. Was ist Ihnen also bekannt über den dermaligen Aufenthalt des Professors Yelin?“

„Nichts, absolut gar nichts, wie ich Ihnen bereits bemerkte“, lautete die Antwort der Gefragten.

„Bon“, ich muß mit solcher Auskunft mich vorläufig begnügen“, sagte der Offizier, sich von seinem Sitze erhebend, „und will Ihnen Glauben schenken, auch für heute von einer Durchsuchung Ihrer Wohnung Abstand nehmen. Ich wäre“, setzte er hinzu, eine Bewegung der Frau wahrnehmend, „auch hierzu befugt, muß aber dringend darauf bestehen, daß sofort dem französischen Oberkommando Mitteilung gemacht werde, wenn auch nur das geringste Lebenszeichen von dem Professor eintrifft, sei es ein eigenhändiger Brief, sei es ein übermittelter Gruß, sei es irgend eine Kunde, die uns auf die Spur des Gesuchten leiten könnte.“

Mit raschem Gruße hatte der französische Militärbeamte sich empfohlen, Frau Mendorf in nicht geringer Bestürzung zurücklassend.

* * *

In reizlos flacher Ebene, hart an der Grenze, die Bayern von Österreich scheidet, erheben sich da, wo die Salza in den Inn mündet, die düsteren Festungsmauern des uralten Städtchens Braunau, seit Monden bereits im Besitze des französischen Kaisers, der dort eine starke Garnison hielt. Im Schatten der stattlichen, aus Tuffquadern erbauten Hauptkirche steht das bescheidene Pfarrhaus, worin Kapitän La Mettrie Quartier genommen, als ungebetener Gast mit den würdigen Priestern Thomas Pöschl und seinem Adjunkten, dem Benefiziaten Johann Gropp unter einem Dache weilend.

An dem einzigen Tische des dürftig möblierten Gemaches saß der Offizier, ihm gegenüber ein junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit auffallend hübschen und feinen Zügen. Schon war der Abend hereingebrochen, den ganzen Raum erfüllten die Schatten einer freudlos düstern Dämmerung.

La Mettrie hielt einen eben entfalteten Brief in der Rechten ein freundliches Lächeln zog einen Moment über seine ernsten Züge, als er sagte:

„Da mein bester Freund, den ich auf Erden besitze, der Kapitän Dupont Sie mir so warm empfiehlt, sind Sie mir herzlich willkommen, und ich stelle gern mein ganzes Können in Ihren Dienst, mein — mein — Herr. Aber Sie wissen vielleicht besser noch, als ich selber, daß in der Hauptsache durchaus gar nichts zu thun übrig bleibt. Der Unglückliche ist dem sichern Tode geweiht; es kann sich einzig nur darum handeln, ihm die letzten Stunden zu erleichtern.“

„Der Spruch des Kriegsgerichtes“, wagte der junge Mann, schüchtern einzuwenden —“

„War gefällt, ehe noch die Herren zusammentraten“, unterbrach ihn der Offizier mit Bitterkeit. „Alles ist ja nur leere Förmlichkeit, um nicht zu sagen, eine erbärmliche Komödie.“

„Aber, es handelt sich um mehrere Angeklagte, und der Kaiser kann doch nicht“ —

„Er kann alles, verlassen Sie sich darauf. Von den fünf Angeschuldigten sind nur zwei vor der Kommission erschienen, Palm und Schoderer.“

„Ganz recht, Herr Kapitän, und ich hörte in München, daß der König von Bayern, den sein Volk den ‚guten Max‘ nennt, sich für Schoderer verwendet hat. Seine Begnadigung ist sicher zu erwarten, und für Herrn Palm will ich selber bei dem Gouverneur einen Fußfall thun.“

Der Offizier heftete einen langen forschenden Blick auf die erregten Züge seines jugendlichen Gastes. Dann sagte er langsam, und es klang wie leise Trauer durch seine Worte:

„Hier ist alles vergebens. General St. Hilaire handelt im Auftrage seines kaiserlichen Herrn. Er ist zwar ein guter Mann, aber auch ein strammer Soldat und wird Sie nie bei sich vorlassen. Übrigens könnte Ihre Vorstellung an dem Geschehenen nicht das allermindeste mehr ändern.“

„An dem Geschehenen, Herr Kapitän“, fragte angstvoll der junge Mann, „wie soll ich dies verstehen?“

„Nun, die Verhöre sind bereits abgeschlossen“, lautete die dumpfe Antwort des Gefragten.

„Um Gott“ — rief der andere händeringend aus. „So ist denn alles, alles verloren!“

Jetzt sprang der Offizier von seinem Sitze auf, und mit mächtigen Schritten im kleinen Gemache auf- und abwandernd, begann er:

„Auch ich trage keinen Stein, sondern ein menschlich fühlendes Herz in der Brust, und so habe ich alle meine Kraft aufzubieten, um nicht laut aufzuschreien vor meinem Grimm und Zorn. Denn, es ist nichts als ein gemeiner Mord, zu welchem wir die Hand reichen müssen. Ja, müssen, denn dazu werden wir Soldaten vom Kaiser befohlen. Aber, glauben Sie mir, junger Mann, daß alle Mitglieder der Kommission, einen einzigen vielleicht ausgenommen, tiefe Scham empfinden darüber, einem solchen Gaukelspiele ihren ehrlichen Soldatennamen leihen zu müssen. Hat sich doch mein braver Onkel, der Artillerieoberst Ardant, der ebenfalls befohlen war, krank gemeldet, damit er nicht ein ungerechtes Todesurteil aussprechen müsse. Schon sind die anderen alle wieder abgereist, auch

der General St. Hilaire wird Braunau für einen Tag verlassen und das Kommando dem Major Güß übertragen."

„Weiß der Ärmste, was ihm bevorsteht?" fragte der junge Mann.

Traurig schüttelte der Offizier das Haupt.

„O, er ist völlig ahnungslos", sagte er dann. „Niemand außer dem Wärter betritt sein Gefängnis. Drüben sitzt er im Kerker, zu ebener Erde, hinter doppelten Thüren und dreifachen Schlössern. Vor dem vergitterten Fenster ist eine Wache mit scharf geladenem Gewehr aufgestellt, als handle es sich um den schlimmsten aller Verbrecher."

„Und doch ist der Arme noch ungebrochenen Mutes, Herr Kapitän?"

„Ja, denn er hofft auf seine Freilassung und hat schon davon gesprochen, daß er seine Heimreise nicht über München, sondern über Passau antreten werde."

„Und morgen wird er sein Schicksal erfahren?"

„Ja, morgen Vormittag", entgegnete der Offizier nach einigem Besinnen.

„Doch jetzt, es ist 7 Uhr, der Dienst ruft mich. Entschuldigen Sie, daß ich Sie verlasse. Übrigens wird der Herr Pfarrer in jedem Augenblicke eintreffen. Also, au revoir."

Neben dem Stuhle war der junge Mann auf die Kniee gesunken, das thränenüberströmte Gesicht in den beiden Händen bergend.

(Fortsetzung folgt.)

In den Manövergebieten.

Von Hugo Arnold.

(Schluß.)

In Ober-Schleißheim (775 Slivvesheim) begann Herzog Wilhelm V. am Ausgange des 16. Jahrhunderts die Anlage eines Hofgartens und eines Schlosses. Dasselbe dient jetzt den Zwecken eines Remontedepots. Hier starb auch Kurfürst Ferdinand Maria 1679. Den Bau des gegenüberliegenden großen Schlosses führte Max Emanuel 1684—1700 durch den Architekten Zuccali aus; die Bildergalerie und die Gartenanlagen genießen eines Weltrufes. Die Soldaten aber zieht am meisten der Viktoriensaal an, geziert mit den Bildern der Schlachten Max Emanuels in Ungarn und in den Niederlanden, auf denen die Landschaften nach der Natur von Beich, die Figuren von Amiconi gemalt sind.

Die Kapelle in der Schwaige Hochmuthing (Hohmotingen im Jahre 1177) soll nach einer alten Inschrift bis in die Zeit der Ungarneinfälle zurückreichen.

Jenseit der breiten braunen Moosfläche, auf der weit zerstreut die Bretterdächer der zahlreichen Torfhütten wie Metallspiegel blinken, steigt eine Hügelkette an, durch welche die grüne Amper ihre Thalsohle gewühlt hat. Dahinter breitet sich die weite Hochfläche bis hinab zum Saum des Donauthales, gebildet aus lauter leicht anschwellenden Höhenrücken, übersäet mit Ortschaften und Edelsitzen und bedeckt mit wohlbestellten Feldern, grünen Wiesen und tiefdunklen Nadelwäldern in reicher Abwechslung. Hier ist, wie wir einzuschalten nicht vergessen wollen, die Heimat einer malerischen Weibertracht, die wirklich reizend zu nennen wäre, wenn nicht der Ungeschmack einer veralteten, von den echt konservativen Bäuerinnen aber zähe festgehaltenen Mode den vielfältigen „Bollenkittel" in ein wahrhaftiges Ungetüm verwandelt hätte; namentlich kleiden die feinen Schleierhäubchen zarte Mädchengesichter gar anmutig. Ehedem war diese Tracht viel weiter verbreitet, sie erstreckte sich an den Ammersee hinauf und bis gegen den Lech hinüber, und wir wollen noch anfügen, daß sie in großer Ähnlichkeit drüben im Schwabenlande, im Schwarzwalde, sich wiederholt.

Ganz zur Rechten am Horizont, krönt die Höhe die Ottenburg, einst vom Freisinger Bischofe Otto II. nach dem Überfall Föhrings durch Herzog Heinrich den Löwen erbaut, um die Wege nach Freising zu überwachen und sich vor plötzlichem Überfall zu sichern, jetzt ein Ökonomiegut des Freiherrn v. Hertling. Links davon glänzt der Kuppelturm der Pfarrkirche von Haimhausen herüber, während das im Thalgrunde gelegene, nach der Zerstörung durch die Schweden im späteren Renaissancestile umgebaute prächtige Schloß mit großartigen Gärten und Weihern von üppigen Baumanlagen verdeckt ist. Im Jahre 772 schenkt ein Edelmann Rihperht seine Besitzungen zu Hemminhusir an die Freisinger Domkirche, 829 hält der Gaugraf Luitpold, ein Ahne der Wittelsbacher, zu Heiminhusir einen Gerichtstag und im Saalbuche des damaligen Herzogtums Niederbayern vom Jahre 1280 wird das „castrum" in Heimenhusen (d. i. die Burg) erwähnt. Sie war ihrer Lage nach eine von Wassergräben geschützte „Tiefsburg", und auf ihr saß das bereits im 12. Jahrhundert auftretende dachauische Ministerialengeschlecht der Haimhauser. Im Jahre 1420 kam die Burg an die Herzoge von Bayern, und Wilhelm V. verlieh sie seinem Hofkammerrat und Kanzler Theodor Viebeck zu Hablsbach, welcher der Stammvater der neuen Herren von Haimhausen wurde. 1603 erfolgte die Befreiung Haimhausens vom Lehenverbande, 1671 wurden die Haimhauser zu Freiherren und 1692 zu Reichsgrafen erhoben. Mit Graf Sigmund, Mitbegründer und Ehrenpräsident der Akademie der Wissenschaften erlosch das Geschlecht (1793), und Haimhausen erbte der mit einer Tante des Verstorbenen vermählte Graf Theobald von Butler, der Nachkomme eines Bruders jenes aus Irland stammenden kaiserlichen Obersten, der die Exekution am Herzoge von Friedland vollzogen hatte.

Noch weiter nach links ragt hoch über den Ampergrund unfern des Einflusses der Würm das Schloß Deutenhofen empor, das die Schweden ebenfalls 1632 in Asche gelegt hatten. Unter seinen Besitzern nennen wir den Staatsmann der Kurfürsten Max I. und Ferdinand Maria, Geheimrat und Kammer- und Hofratspräsidenten Dr. Johann Mandl, der 1653 mit dem Beinamen v. Deutenhofen in den Freiherrenstand erhoben wurde und der Ahnherr der noch blühenden Familie ist.

Weithin den Gau beherrschend, blickt das alte Schloß Dachau (Dachovva i. J. 805) von der Höhe herab. Es bildete den Mittelpunkt einer eigenen Grafschaft, welche von ihm den Namen trug, und nach der sich wiederum eine Nebenlinie der Grafen von Wittelsbach nannte. Konrad II. erhielt 1153 von Friedrich dem Rotbart, der ihn acht Jahre vorher bei Wolfrathshausen zum Gefangenen gemacht hatte, den Titel eines Herzogs von

Meranien, d. i. die kroatischen und dalmatinischen Küstenstriche am Adriatischen Meere, die, in karolingischer Zeit dem Reiche als Mark einverleibt, später an Ungarn und Venedig verloren wurden; mit seinem Sohne Konrad III. starb dieser Ast wieder aus (1182) In jenen Zeiten erfuhr die Burg Dachau die erste Zerstörung.

Der staufische König Konrad III. hatte seinen Halbbruder, den Babenberger Heinrich Jasomirgott, mit dem Herzogtum Bayern belehnt, wogegen der schwäbische Welf sich mit den Waffen widersetzte. Auf seine Seite traten verschiedene bayerische Große, darunter auch Graf Konrad II. von Dachau. Mit dem Herzoge Heinrich vereint belagerte König Konrad die Burg Dachau 1143, erzwang nach Verwüstung der Umgebung ihre Auslieferung und gab sie den Flammen preis, worauf sie erst Herzog Otto I. wieder erbaute. Nach Graf Konrads III. kinderlosem Absterben war die Grafschaft nämlich an ihn gefallen, und die Burg, die Ministerialen und alle Eigengüter hatte er von der Witwe des Verstorbenen um 10 Mark Gold und 800 Pfund erworben. Von nun an blieb Dachau stets im Besitze des landesfürstlichen Hauses. 1394 wurde der Ort zum Markte erhoben, und in den Jahren 1546 bis 1558 bauten die Herzoge Wilhelm IV. und Albrecht V. die fast zur Ruine gewordene Burg zu einem prachtvollen Schlosse um, das im Viereck einen geräumigen Hof, einen außerordentlich großen Saal und 108 Zimmer enthielt und von schönen Gartenanlagen umgeben war. Gegenwärtig steht nur noch ein Teil des Schlosses, da König Max Joseph die Hauptflügel niederlegen ließ. Der prachtvolle Holzplafond aus dem erwähnten großen Saale bildet jetzt eine Zierde des Treppenhauses und des ersten Saales im ersten Stockwerke des Münchener Nationalmuseums.

Dreimal erstatteten die Schweden Dachau ihren ungebetenen Besuch. Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, ein direkter Vorfahre unseres Königshauses, war vom König Gustav Adolf nach dem Abmarsch des Hauptheeres in Bayern zurückgelassen worden und beabsichtigte, in München die noch restierenden Brandschatzungsgelder einzutreiben. Am 24. Oktober bemächtigte sich seine Vorhut mit leichter Mühe Dachaus, da das dort liegende Rosenheimer Landfähnlein „etliche Stunden zuvor solchen Ort allein auf Ankunft eines schwedischen daselbst, wegen der Münchener ausständigen Ranzion durchgereisten Trompeter, aus lauter Furcht verlassen". — Im folgenden Jahre zog sich der kaiserliche General Graf Aldringen rasch von Aichach auf München zurück. Seine Nachhut unter Johann v. Werth wurde am 12. April von den Schweden bei Weilertshofen ereilt, geschlagen und über Dachau hinaus verfolgt, wobei 300 Mann blieben, und 600 Mann, 300 Wagen mit Kriegsbedarf, 6 halbe Kartaunen, 3 kleinere Stücke und 12 Standarten den Feinden in die Hände fielen. Nach kurzer Belagerung ergab sich ihnen auch das Schloß.

Zum dritten Male kamen, wie wir bereits in Nr. 48 geschildert haben, die Schweden im Oktober 1648. Aus Rache über den Überfall steckten sie 20 Dörfer in der Runde und einen Teil Dachaus nebst der Pfarrkirche in Brand.

Überhaupt hatte der Markt bei allen Kriegen, welche die Gegend berührten, arge Drangsale zu erdulden. Am 11. September 1796 brachte der kaiserliche Major Freiherr v. Wolfskehl den Franzosen hier eine Schlappe bei, nahm ihnen die Kriegskasse, 44 Munitionswagen, eine Kanone und 318 Gefangene ab.

Die meisten Ortschaften auf dem eigentlichen Manöverfelde begegnen uns schon in sehr früher Zeit in Urkunden des Bistums Freising, denn die Kirchenfürsten hielten Archiv und Kanzlei in guter Ordnung.

Das Dorf Röhrmoos (Roraga mussea) hatte bereits im Jahre 772 eine Kirche, und später saß dort ein eigenes Adelsgeschlecht.

Im nahen Schönbrunn besaß der auch als Schriftsteller bekannte kurfürstliche Kanzler Kaspar v. Schmid († 1683) eine Hofmark. Im Schlosse befindet sich jetzt eine von Franziskanerinnen geleitete Kretinenanstalt.

Unweit südlich davon, rings von Wald umgeben, liegt das seit zwei Jahrhunderten in Ruf stehende Bad Mariabrunn, zur Zeit Eigentum eines Grafen Rambaldi. Vor zwei Jahrzehnten, als die „Doktorbäuerin" Hoheneſter ihre Aufsehen erregenden Kuren machte, erfreute es sich eines ungemeinen Zuspruchs, selbst höchste Herrschaften fanden sich in großer Zahl hier ein, und neuerdings gewinnt es als eine Kneippsche Heilanstalt frischen Aufschwung.

Westlich von Röhrmoos bildet der zur Glon abfließende Rothbach, dessen Name vielleicht aus keltischer Wurzel stammt, einen Abschnitt im Gelände. An ihm liegen zwei interessante, nunmehr freilich teilweise zerstörte Befestigungen aus dem frühen Mittelalter, zwei Burgställe. Auf jenem bei Niederroth (im Jahre 774 Rota mit einer Marienkirche) saß ein edles Geschlecht de Rote, das im 12. Jahrhundert auftritt; der andere Burgstall bei Fraunhofen trug den Namen Laushofen und wurde 1305 durch das Kloster Indersdorf von den Erben Herrn Arnolds von Mässenhausen erworben.

Unweit des Ortes Indersdorf (Undiesdorf in den Jahren 957 bis 994) und eine Stunde abwärts vom scheyrischen Hauskloster Eisenhofen wählte sich Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Vater Herzogs Otto I., den Bauplatz für jenes Augustinerstift, dessen Errichtung ihm Papst Calixt II. (1120) zur Sühne seiner Teilnahme am Römerzuge Kaiser Heinrichs V. auferlegt hatte, obwohl er an der Gefangennahme des Papstes Paschalis weder mit Rat noch mit Hilfe beteiligt war. Die 1128 geweihte, ursprünglich romanische Kirche mit einfachem Rundbogenportale und mit zwei viereckigen, von spitzen achteckigen Helmen gekrönten Türmen ist jetzt leider verzopft. Das Stift gedieh allmählich zu hoher Blüte, ward reich und zählte manchen berühmten Gelehrten unter seinen Angehörigen, darunter den Propst Konrad II., den vertrauten Rat Kaiser Ludwigs des Bayern; es sah aber auch manche schlimme Tage, im Dreißigjährigen Kriege z. B. wurde es viermal geplündert. Starker Aufwand bei Bauten und Verschönerungen, insbesondere auch die Verzopfung von Kloster und Kirche, stürzten schließlich das Stift in solche Schulden, daß es 1783 von Papst Pius VI. aufgehoben wurde. Dann bezogen die Räume Salesianerinnen, die 1831 nach Dietramszell übersiedelten, worauf 1856 barmherzige Schwestern mit einer Anstalt für verwahrloste Kinder an ihre Stelle traten.

Solche Dinge erfahren wir bei einem kurzen Überblicke über die Ortsgeschichte jener Gaue, in welchen unsere Geschwader sich tummeln, und der Kanonendonner wiederhallen wird.



Neumünchen: Das Siegesthor. (Zu Seite 599.)



Altmünchen: Zwinger am Schwabingerthor. Von K. A. Lebschée. (Zu Seite 600.)

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

IV.

In Clamart.

Es klingt wie ein Widerspruch, daß im Bereich der Cernierung einer der unruhigsten Orte das von seinen Einwohnern gänzlich verlassene Städtchen Clamart gewesen ist. Dasselbe war anfangs weder von den Deutschen, noch von den Franzosen besetzt, aber von beiden aus taktischen und friedlichen Gründen viel umworben und viel umstritten.

Um die ersteren zu erörtern, muß in Kürze der Lage des Städtchens gedacht werden. Für militärische Leser genügt die Angabe, daß Clamart dicht vor der Kurtine der von den Ausläufern des Plateaus von Chatillon gebildeten natürlichen bastionierten Front lag. Für den Laien sei hinzugefügt, daß der Ort somit gleichsam eine Strecke innerhalb des Einschließungsringes vorsprang. Da überdies der nördliche Saum von Clamart sehr nahe an Fort Issy lag, so erschien es natürlich, daß das verlassene Städtchen, welches gedecktes Vorgehen gestattete, zu Beunruhigungen der deutschen Vorposten herausforderte, und kleine Plänkeleien deshalb an der Tagesordnung waren. Die weiteren Beweggründe, daß Clamart so gern von französischen Trupps aufgesucht wurde, waren die in der Tiefe verborgenen Schätze an Lebensmitteln, besonders an Wein. Nach unbestreitbarem Kriegsrecht steht einer in Feindesland vorgedrungenen Armee die Befugnis zu, sich in den „von ihren Einwohnern geräumten“ Orten alles anzueignen, was zum Unterhalt nötig ist. Dieses Recht des Feindes, von dem wir in Clamart ebenfalls Gebrauch machten, wendeten aber die Franzosen unbedenklich in ihrem Vaterlande selbst an. Nicht selten sahen wir von unserem erhabenen Standpunkt auf Feldwache II, Abteilungen von 50 bis 100 Mann unter Singen und Lärmen aus Clamart abziehen, sie hatten sich ihre gehobene Stimmung in den entdeckten Weinkellern ihrer eigenen Landsleute geholt. Abgesehen von den Zusammenstößen mit den bayerischen Vorposten wurde bei diesen militärischen Spaziergängen, welche das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, in trunkenem Übermut mancher Gewehrschuß ins Blaue verpufft. War auch eben kein Gegner in Sicht, so flog das Geschoß doch aufs Plateau und traf vielleicht zufällig einen der maudits Prussiens.

Die erste Vorpostenplänkelei, welche unser Regiment vor Paris bestand, fand ebenfalls in Clamart statt, und zwar schon am dritten Tage der Cernierung. Die Franzosen hatten nämlich schlauerweise auf der in Mitte des Ortes gelegenen Mairie einen optischen Telegraphen eingerichtet und konnten somit rasch unsere Bewegungen der im nördlichen Teil haltenden Rekognoszierungs-Abteilung zur sachdienlichen Verwertung übermitteln. Es gelang dem Oberlieutenant unseres späteren Replis, mit seinem Zuge den verräterischen Fernsprecher unschädlich zu machen, bei welchem Anlaß sich ein Feuergefecht zwischen zwei Kompagnien 15er und einer französischen entspann, die es auf den genannten Zug abgesehen hatte.

Acht Tage darauf war auch meiner Kompagnie eine schlimme Bekanntschaft mit dem anscheinend so freundlichen Städtchen beschieden. Wir haben auf der Höhe gegenüber von Clamart Feldwache bezogen beim tour des Anglais, einem romantischen achteckigen Turm von gotischer Bauart, den ich stets mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete, da er vielleicht schon aus den Tagen der Jungfrau von Orléans stammte. Vom Obergeschoß des noch wohl erhaltenen Turmes, das als Observatorium benutzt ward, genoß man die herrliche Aussicht auf Paris und das zunächst am Plateauhang und in der Ebene sich ausbreitende Clamart. Im nordwestlichen Teil stiegen die Häuser wieder an bis zum Höhenpunkt, der Windmühle moulin en pierre. Neben dieser befand sich eine halbvollendete französische Schanze, und man vermutete, daß sogar zeitweise noch an derselben gearbeitet würde.

Als am genannten Tage unser Brigadier Oberst v. Diehl, die Feldwache besichtigte, zeichnete er, seine erprobte künstlerische Begabung in den Dienst der Kriegskunst stellend, auf den Rand einer Zeitung den Schanzenumriß und beauftragte mich, jede Veränderung desselben zu melden. Am Nachmittag schickte ich eine Schleichpatrouille zur Beobachtung der Schanze ab, dieselbe stieß aber an einer Straßenkreuzung plötzlich auf eine französische Abteilung und zog sich, vom heftigen Feuer verfolgt, zurück. Ein durch die Brust geschossener Soldat der Patrouille vermochte, von seinen Kameraden gestützt, noch bis zum Turm zu steigen, starb jedoch schon tags darauf. Der Feind wurde von einer in Clamart postierten Kompagnie zurückgedrängt und ließ eine Anzahl von Gefangenen, darunter auch nicht uniformierte, aber bewaffnete in unseren Händen. Dieselben waren alle mehr oder weniger betrunken und trugen noch „entdeckte“ Weinflaschen bei sich. Während dieses Zusammenstoßes knallten die Franzosen so ungezielt darauf los, daß bis zu unserm Turm Geschosse flogen.

Der altehrwürdige tour des Anglais mußte leider vor Beginn der Beschießung gesprengt werden, da er für die feindlichen Geschütze einen willkommenen Richtpunkt geboten hätte. Sein letzter Nutzen für uns bestand noch darin, daß er im Verein mit dem an seinen Fuß sich anlehnenden Stück eines ruinenhaften Bogenganges einem Batteriebau als Schirm diente.

Während wir selbst vom Tage des oben erwähnten Zwischenfalles an bis zum Januar mit Clamart nichts mehr zu thun hatten, standen, so oft das Regiment die Vorposten gab, die Kameraden vom 2. Bataillon am Süd- und Ostrand des Städtchens, besonders Feldwache III., auf stets gefährdetem Boden. Es war ein harter Stand für die Posten und Patrouillen, welche jeden Moment vor einer Überrumpelung oder einem Hinterhalt auf der Hut sein mußten, da die Häuser und mauerumgebenen Gärten das Anschleichen oder Verdeckthalten begünstigten. Wie dieselben unter so schwierigen Umständen sich bewährten, geht aus den wenigen, aber für den Eingeweihten vielsagenden Worten hervor, womit etliche Soldaten von ihrem Hauptmann zur Belohnung vorgeschlagen wurden: „Zu freiwilligen Patrouillen meldeten sie sich in erster Linie, als Vedetten waren sie unermüdlich wachsam, unverdrossen mit einem gewissen Humor verrichteten sie allzeit ihren Dienst und bewahrten in den gefährlichsten Lagen ihren Gleichmut“. Ich entnehme diese Stelle, sowie noch etliche, mir nicht aus eigener Anschauung bekannte Details, welche zur Beleuchtung der Gesamtlage erforderlich sind, der Feldzugsgeschichte unseres Regiments.

Die Zustände in Clamart änderten sich mit einem Male, als vor Beginn der Beschießung die völlige Besetzung des Städtchens durch die Bayern vollzogen ward. Es geschah dies, vom Feinde unbemerkt, in der Nacht vom 3. auf den 4. Januar. Auch die Verteidigungseinrichtung am Saume des Ortes konnte, durch Nebel begünstigt, am letzteren Tage ungestört vor sich gehen. Hierbei wurden an den Straßenausgängen, sowie in zweiter und dritter Linie dahinter Barrikaden errichtet, diese rasch herzustellenden Sperren und Schutzwehren, welche in den Pariser Straßenkämpfen Berühmtheit erlangt haben. Wer von uns hätte noch vor einem halben Jahre geahnt, daß er hinter den Barrikaden stehen würde! An einigen außerhalb und nahe der Verteidigungslinie gelegenen Häusern wurden, damit sich bei einem Angriffe der Feind nicht in den oberen Stockwerken einnisten konnte, kurzweg die Stiegen abgebrochen. Die zurückgekehrten Einwohner werden seinerzeit nicht wenig überrascht gewesen sein, als sie gleich Einbrechern nur auf Leitern von ihrem eigenen Heim wieder Besitz nehmen konnten. An den gänzlich offenen Stellen vor der bis an die Umfassung des Städtchens vorgeschobenen Postenkette kam ein Annäherungshindernis von einfacher, aber etwas tückischer Natur, das schon früher im Meudoner Gehölz angebracht war, zur Anwendung. Es waren dies in ungleicher Höhe gezogene Drähte, welche, schon bei Tage kaum zu bemerken, bei Nacht gänzlich unsichtbar, den Elan des Angreifers jäh unterbrachen. Diese Fallstricke mögen so manchen Fluch eines während nächtlichen Anschleichens oder Anstürmens mit Sack und Pack hinpurzelnden Franzosen verschuldet haben. Vorsichtsmaßregeln aller Art erschienen in Clamart wohl geboten, war doch Fort Issy nur etwa um die Länge der Maximiliansstraße in München vom besetzten Ortsrande entfernt, und französische Vorposten noch näher vorgeschoben. Außerdem konnten unter dem Schutze von ausgedehnten Deckungen, von Steinbrüchen und einem hohen Eisenbahndamm größere Truppenkörper unbemerkt sich sammeln und überraschend angreifen.

So war es, zwei Tage bevor unser Regiment den Besatzungsdienst in Clamart übernahm, den Franzosen in einer dunkeln Nacht gelungen, sich in Weingärten und tiefen Gräben anzuschleichen und das Pikett in der Windmühle zu überfallen. Der Landwehrlieutenant, welcher dasselbe kommandierte, wehrte sich im Handgemenge mit Heldenmut, bis er, von sechs Bajonettstichen getroffen, vom Feinde für tot am Boden liegen gelassen wurde. Wunderbarerweise kam der so schwer Verwundete trotzdem mit dem Leben davon. Die Franzosen wurden bald wieder von den herbeigeeilten Unterstützungen vertrieben. Dieser Vorfall mahnte jedoch zu erhöhter Vorsicht.

Einen festen Stützpunkt der Verteidigung, eine Art Citadelle, bildete die schon erwähnte Schanze von Notre Dame de Clamart neben dem runden Windmühlenturm. Dieselbe wurde im Gegensatze zu ihrer ursprünglichen Bestimmung, eine Schutzwehr gegen die Deutschen zu bilden, von den bayerischen Genietruppen „umgekehrt“, mit einem tiefen Graben umgeben und bot nunmehr den eigenen Erbauern die Stirn. Etliche Tage später wurde darin von den Preußen eine Mörserbatterie erbaut, jedenfalls die dem Feinde am nächsten zu Leibe gerückte Belagerungsbatterie.

Die drei Bataillone starke, wechselnde Besatzung von Clamart, zu dessen ständigem Kommandanten unser energischer, für den verantwortungsvollen Posten wie geschaffener Oberst Baron Treuberg ernannt wurde, war in drei Linien geteilt: zunächst am Feind auf Vorposten die Feldwachen III und IV mit ihren Repli-Kompagnien, dann in Häusern im Innern des Ortes ein Bataillon in zweiter Linie und noch weiter zurück ein solches als Hauptreserve. Eigentümlich erschien bei Feldwache IV nächst der Höhe Notre Dame die Vermischung der bayerischen Postenlinie mit jener der Preußen. Die letzteren hatten seit dem Baue der Mörserbatterie auch die Bewachung der Schanze übernommen, und so kam es, daß die im Graben untergebrachte dichte preußische Postenkette zwischen den Vedetten zweier unserer Piketts eingeschoben war. Eine weitere Besonderheit der Vorposten in Clamart bestand darin, daß fast alle Piketts nicht, wie gebräuchlich, auf ziemliche Entfernung von der Vedettenlinie standen, sondern mitten darin, desgleichen waren die Feldwachen unmittelbar dahinter, und die Replis ebenfalls sehr nahe gerückt. Wir hatten somit nicht nur eine Beobachtungs-, sondern zugleich eine Art Gefechtsstellung bezogen.

Eine willkommene Neuerung im Gegensatze zu unseren früheren Vorposten war es, daß nicht nur die Replis und Feldwachen, sondern auch die Piketts in Häusern untergebracht waren und sich warmer Kost und heizbarer Räume erfreuen durften. Zudem war das unterirdische Lebensmittel-, namentlich Weindepot des Städtchens nunmehr unbestritten in unseren Händen.

Da jedoch im Kriege kein ungetrübtes Behagen gedeiht, so standen auch den Lichtseiten unseres Clamarter Daseins bedenkliche Schattenseiten gegenüber. Hatten wir auf dem Plateau doch vielfach Deckung gegen das Feuer der schweren Geschütze gehabt, so waren wir jetzt demselben in den leicht gebauten Häusern preisgegeben. Besonders die hinter der Schanze gelegene Häusergruppe, welche zum Schutze dieses wichtigen Bollwerkes stets belegt werden mußte, bildete eine Art Kugelfang und kostete manche Opfer. Sehr heiß ward die Wacht auf Notre Dame, als am 20. Januar die Mörserbatterie gegen Issy zu spielen begann. Die Schanzbesatzung sowie die Vorposten in der Nähe bekamen oft das feindliche Feuer in drei Tonarten zu Gehör. Zu dem Brummbaß der Geschütze und dem Pfeifen der Gewehrkugeln gesellte sich noch als Mittelstimme das Summen der Wallbüchsengeschosse aus dem Fort Issy. Ein sehr beliebtes Zielobjekt der letzteren war ein einzeln stehendes, von einem Pikett besetztes Haus mit Turm, welcher als Nebenobservatorium diente. Es war keine leichte Aufgabe, darin kalten Blutes zu beobachten, da nicht selten Wallbüchsengeschosse durch die mit Ausnahme des Guckfensters geschlossenen Läden im Turmgemach einschlugen.

Die Vedetten hatten mehr als früher bei Chatillon von Gewehrfeuer zu leiden, da sie den feindlichen Posten und vorgeschobenen Patrouillen noch näher standen. Zudem konnten die französischen Vortruppen hinter vorzüglichen Deckungen, z. B. dem Damm der Versailler Bahn, ihre weittragenden Gewehre ausnutzen, während unsere Podewils auf diese Entfernung wenig ausrichteten. Indessen konnten die Tirailleurs bei Issy ihre Zielübungen aus Numero Sicher nicht völlig ungestraft treiben. Die Preußen hatten eine von einem Lieutenant befehligte, mit Wallbüchsen ausgerüstete Abteilung vor Paris geschickt, welche aus den besten Schützen sämtlicher Regimenter und Jägerbataillone zusammengesetzt war. Eine Anzahl derselben war bei Notre Dame postiert. Aus ihren

langen Feuerrohren, welche wie die Hakenbüchsen der Landsknechte aufgelegt wurden, schossen dieselben mit erstaunlicher Sicherheit auf weite Distanz und hielten allzu kecke feindliche Schützen in heilsamem Respekt. Wir hätten nur gewünscht, daß eine größere Anzahl dieser „Fernhintreffer“ zur Verfügung gestanden wären.

Den bewegten Besatzungsdienst in Clamart hatte das 15. Regiment vom 13. bis 25. Januar zu versehen, mit Ausnahme einer dreitägigen, auf zwei Ablösungen verteilten Ruhezeit in dem nicht eben anmutigen, aber sichern Erdhüttenlager. Die Märsche dahin und wieder zurück im Abenddunkel, teils bei Schneegestöber, teils bei Regen, auf unergründlich morastiger Waldstraße werden unserm Gedächtnis unauslöschlich „ankleben“. Sehr erheiternd wirkte es auf die Marschierenden — nur nicht auf die Betroffenen — wenn häufig Bundschuhe buchstäblich im zähen Kot stecken blieben und mühsam wieder angezogen werden mußten.

In Friedenszeiten mag es in Clamart ein überaus freundliches Wohnen gewesen sein. Das an der Abendseite von dem prächtigen Wald von Meudon umkränzte Städtchen ist wie alle außer der Fortslinie sich aneinander reihenden Orte ein Pariser „Starnberg“, Sommerfrischort der Großstädter, auch ständiger Aufenthalt kleiner Rentiers. Die zierlichen von Gärten umrahmten Häuser und Schlößchen, welche seither von Geschossen noch wenig gelitten hatten, machten in ihrer vollständigen Erhaltung und gänzlichen Unbewohntheit einen eigenartigen Eindruck. Trotz der starken Besatzung waren die Straßen gewöhnlich leer, da die Soldaten sich der steten Bereitschaft wegen in den Häusern halten mußten. Die Straßen, namentlich die nicht im Quartierbezirk gelegenen, waren am hellen Tage so menschenleer und lautlos, daß die Schritte eines einzelnen Wanderers wiederhallten; als wenn man in später Nachtstunde des Weges zöge, bekam man so unwillkürlich den Eindruck, sich in einem modernen Pompeji zu befinden, worin eine Katastrophe plötzlich alles Leben getilgt habe.

Die Clamarter hatten in der That sogar zwei Katastrophen zu überstehen. Kaum waren sie zurückgekehrt und hatten schon teilweise die Instandsetzung ihrer Häuser und Reparatur der Geschoßschäden vorgenommen, so brach der unselige Bürgerkrieg aus, und das arme Städtchen ward abermals das Ziel der Granaten von Issy — diesmal von den eigenen Landsleuten, den Communards, abgefeuert. Im blutigsten Maimond, den Paris je erlebt, war ich bei einem Ausflug von Fort Nogent aus Zuschauer, wie die Südforts „unser“ Plateau und die umgebenden Orte beschossen und aus unseren Batterien das Feuer von den Regierungstruppen erwidert ward! Auch aus der preußischen Mörserbatterie auf Notre Dame de Clamart war eine Batterie der Versailler geworden. Je nun — in den Januartagen ließen wir uns von diesem merkwürdigen Wechselspiel der Weltgeschichte nichts träumen. Lebhaft genug ging es da bei uns hoch in den Lüften zu, weil sich die Geschosse mehrerer deutschen Batterien mit den französischen über den Dächern kreuzten. Besonders ausgeprägt war das scharf rollende Geräusch der Brandgranaten, welche deshalb vom Soldatenwitz Schnellzüge genannt wurden. Indessen ließen wir uns, besonders in den weniger ausgesetzten Quartieren der 2. und 3. Linie, durch diese wilde Jagd, welche die Fenster erklirren machte, nicht sonderlich anfechten. Hatten wir doch in den vergangenen vier Monaten uns Nerven aus Telegraphendraht angeeignet; nebstdem ließ das Wohlsein des behaglichen Heims die Unsicherheit vergessen. Mit Ausnahme der Betten hatten die Einwohner auf ihrer offenbar überstürzten Flucht fast allen Hausrat zurückgelassen. Der Betten waren wir ohnedem längst entwöhnt und hätten in Clamart, wo wir, stets „eines Überfalles gewärtig“, uns höchstens im Reservequartier die Wohlthat des Stiefelausziehens gestatten durften, auch von den verlockendsten Federbetten keinen Gebrauch machen können. Von meinen Quartieren war das hübscheste ein Schlößchen, mitten in einem kleinen Park und an einem Weiher gelegen. Deutlich steht mir noch in Erinnerung, wie ich im Fauteuil an der Balkon-Glasthür in einem der Bibliothek entlehnten Band gelesen, dazwischen das Buch sinken gelassen und so recht kriegsentrückt mich an der winterlichen Parklandschaft erfreute. Plötzlich ein Krach, Gepolter im Hausdach und in den Garten herabklirrende Ziegel — der Krieg hatte wieder seine Visitenkarte abgegeben. Bald darauf platzte eine zweite Granate im Park, und es war lustig anzusehen, wie ein Granatstück auf dem gefrorenen Weiher dahinschliff, ohne das Eis zu brechen. Schlittschuhlaufende Granatsplitter — fürwahr ein seltsamer Humor des Krieges! Um diese Zeit bereitete uns Clamart noch eine eigenartige Überraschung: Volle vierzehn Tage nach der Besetzung entdeckten Soldaten einen in einem Kellerversteck verbarrikadierten Einwohner. Der sonderbare Einsiedler hatte es kluger Weise vorgezogen, statt in Paris zu hungern und zu frieren, hier wie ein Hamster in Mitte von leicht zu erreichenden Wintervorräten ein gedeihliches Stilleben zu führen. Lebensmittel, Brennmaterial, Lichter, Wein und Tabak fanden sich hinreichend bei dem Manne vor, der, von der unerwarteten Besetzung des Ortes überrascht, sich auf einmal wie in einer Mausefalle gefangen sah. Ich weiß nicht, was aus dem Eremiten von Clamart geworden ist; jedenfalls hatte er sich zu verantworten, ob er außer dem nährsamen Versteckenspiel nicht etwa Spionage getrieben.

Indessen kamen uns solch kleine Zwischenfälle bald über wichtigeren Ereignissen außer acht. An zwei geschichtlich denkwürdigen Tagen traf uns der Dienst in Clamart: Der erste war der 18. Januar, der Tag der Kaiserproklamation in Versailles, welchen die Franzosen ihrerseits durch besonders lebhafte Salutschüsse feierten, und der zweite, der Tags darauf erfolgte große Ausfall, die Schlacht am Mont Valérien. Da es möglich gewesen wäre, daß sich das Gefecht auf unsere Seite zog, so trat die Besatzung in Bereitschaft. Unser unholder Nachbar, Fort Issy, sorgte dafür, daß wir nicht ganz unbehelligte Zuschauer blieben. Wir konnten freilich außer fernem Pulverdampf nur den Donner der Geschütze und das ununterbrochene Rollen des Gewehrfeuers wahrnehmen und aus deren Richtung nachmittags die erfreuliche Gewißheit gewinnen, daß der Durchbruchsversuch gescheitert war. Der Kommandant von Clamart, unser Regiments-Kommandeur, hätte gar zu gern, wie er mir gegenüber äußerte, das Jägerbataillon mit seinen Werdergewehren in die Flanke des Feindes „arbeiten“ lassen, aber der that ihm nicht den Gefallen, so nahe zu rücken.

(Schluß folgt.)

Ein bayerisches Reiterstücklein.

Fürwahr ein keckes, frohes Reiterstück, das wir auf unserm Bilde erblicken; aber ein Stücklein, wie wir's eben von unseren „grünen Reitern", unseren Chevaulegers, gewohnt sind.

Es war am 1. August 1870, als das 1. Bataillon 7. Regiments, die 5er Jäger und die 5er Chevaulegers sorgliche Wache hielten an der pfälzischen Südgrenze, während hinter ihnen sich der lebende Wall der 3. Armee aufbaute, das schöne rheinische Land vor dem Einfall der Franzosen zu schützen. Preußische Husaren vom 12. Regimente unter Major Parey und Chevaulegers unter Major Freiherrn v. Egloffstein plänkelten in der Richtung von Stürzelbrunn. Die kecken Reiter gerieten bald in Fühlung mit dem Feinde und empfingen lebhaftes Feuer. Ein Husar verliert sein Pferd und bleibt im feindlichen Feuer liegen; er schien verloren, Gefangenschaft das unausbleibliche Los. Chevauleger Weihnacht, ein frisches Pfälzer Kind, erblickt den bedrängten Kameraden. Obwohl er selbst den Sattel verloren, schwingt er sich auf das nackte Pferd und holt den Husaren aus dem Kugelregen, hebt ihn hinter sich aufs Roß und sprengt zu den Seinen zurück, welche ihn jubelnd empfangen.

Unser Bild hat den Moment festgehalten. Wir erblicken in der Mitte Major Max v. Egloffstein, zu seiner Rechten Major Parey, zur Linken Lieutenant v. Gersdorf. Das Reiterstück ist auch insofern von Bedeutung, als es die erste Waffenthat war, durch welche sich in diesem Feldzuge ein Bayer das Eiserne Kreuz erwarb. Nach dem Ritte dichtete Lieutenant v. Gersdorf in Pirmasens folgende Gelegenheitsverse, den Erstling der später so fruchtbaren kriegerischen Muse:



Bei Stüdenbach im Thale
An jäher Felsenwand
Nach unserer Führer Wahle
Unser Detachement stand.

Hinüber über'n Berge,
Hinunter in den Grund
Klopft die Franzosenscherge
Auf ihren losen Mund.

Hinunter wie im Husche,
Herein in Feindes Macht,
Und wieder hin zum Busche,
Habt ihr euch dies gedacht?

Wir haben euch beim Felle,
Ihr floht in wilder Hast
Hinauf auf Felsenwälle,
Wo euch kein Reiter faßt.

Mit Chassepots 'reingepufft
Habt ihr in unsre Schar;
Doch schoßt ihr in die Luft,
Verteufelt schlecht es war.

Wir haben euch geschaut,
Wir haben euch erkannt.
Nur fest auf Gott vertraut,
Und drauf fürs Vaterland.

Die Chevaulegers, Husaren,
Vereint im schönen Bund,
Hin an den Franzmann waren
Bei Stürzelbrunn im Grund.

Kleine Mitteilungen.

Alt- und Neu-München. Unsere heutige Nummer soll in Wort und Bild in inniger Beziehung mit dem großartigen Schauspiele stehen, welches im Frieden vor die Thore der Residenz das Scheinbild des Krieges bringt. Da lenkt sich das Auge zunächst auf jenes großartige Denkmal königlicher Dankbarkeit, welches Ludwig I. dem bayerischen Heere schuf, auf das Siegesthor, den imposanten Abschluß der Ludwigsstraße. Unser Bild ist die Reproduktion einer Photographie der rühmlichst bekannten Kunsthandlung von Stuffler in München. Das majestätische Bauwerk ist eine Nachbildung des Triumphbogens Konstantins in Rom. Der geniale Architekt v. Gärtner begann im Jahre 1850 den Bau; der Tod hinderte den großen Meister an der Vollendung, welche 1850 Metzger vollführte. Der König bestritt die Kosten im Betrage von 420580 Gulden aus seinen eigensten Mitteln, aus seiner Kabinettskasse. Das Thor ist 24 m breit, 12 m tief bis zur Plattform, 22 m hoch und hat drei Durchfahrten zwischen korinthischen

Säulen, welche Siegesgöttinnen auf den reich verzierten Kapitälen tragen. Auf dem Thore thront die 5¼ m hohe Statue der Bavaria, vor deren Siegeswagen vier kolossale Löwen gespannt sind. Nach außen zu grüßt die nahenden Streiter die Inschrift: „Dem bayerischen Heere", nach innen meldet sie: „Erbaut von Ludwig I., König von Bayern, MDCCCL." Das Siegesthor, die Ludwigsstraße und die Feldherrnhalle bieten ein Bild, welches ungescheut mit den Prachtstraßen der größten Metropole der Erde sich messen darf. Unser Blick hat sich an die Herrlichkeit gewöhnt, das Bild von Alt-München macht uns erst begreiflich, was der König schuf. Der meisterhafte Stift des Malers Karl August Lebschée hat uns in der vom historischen Vereine von und für Oberbayern angelegten Sammlung oberbayerischer Bau- und Kunstdenkmäler den „Zwinger am Schwabingerthor" in Zeichnung aufbewahrt, welche wir als Seitenstück zum Siegesthor geben. Ein Fleckchen Erde, ein Stückchen Architektur von lieblich malerischem Reize, so recht ein Plätzchen zu stillem trägen Träumen und Schlafen, als wie im Hofe von Dornröschens Schlosse. Das Schwabingerthor befand sich an der Stelle des Platzes vor der Feldherrnhalle, wo Residenz- und Theatinerstraße in die Ludwigsstraße einmünden. München besaß schon in den neunziger Jahren des 14. Jahrhunderts „Donnerbüchsen", Kanonen; die Furcht vor den „bösen Ketzern in Behaim", den Hussiten, drängte zu umfassender Verstärkung der Befestigungen. Hierbei erhielt das Schwabingerthor die Gestalt unseres Bildes, und auch der Zwinger wurde damals hergestellt. Wenigstens deutet in diesem Sinne Föringer eine Stelle aus einer Chronik des Klosters Seeon „und do man zahlt nach Christi Geburt vierzehn hundert und dreißig Jahr, da was ein großer Landsterb im oberen Bayern und in der Stadt zu München; auch in demselben Jahr wart der Zwinger angehebt bei der neuen Fest, der da geht um die Stadt zu München." Die Ausführung der Befestigung nahm die Kräfte der Stadt über Maß in Anspruch, so daß ihr Herzog Albrecht nach 15 Jahren zu Hilfe kommen muß. Der Herzog schrieb zu gunsten der Stadt eine allgemeine Scharwerkhilfe aus. Die „armen Leute" Oberbayerns, d. h. die herzoglichen Grund- und Gerichtsunterthanen sowie jene der Klöster, Edelleute und Bürger in Oberbayern mußten auf derer von München. Begehren und Bedürfnissen „vier ganze Werktage in dem Graben der Stadt daselbst arbeiten, die von München aber mußten dafür einem jeglichen Arbeiter alle Tage geben ein ehrbares Brod, dessen sich eine Person einen Tag endlich betragen mag, und dazu auch alle Tage einen Pfennig Münchener Währung, daß er zu sich dem eben genannten Brode nach seinem Willen und Vergnügen noch mehr Speise darum kaufe, es sei Fleisch, Gemüse, Kraut, Suppe oder anderes."

Ottmanshardt. Wir sind im stande, in heutiger Nummer unseren Lesern das Bild des Weilers Ottmanshardt zu geben; Ottmanshardt erhebt sich am rechten Ufer der Glon auf sanft ansteigendem Hügel und gewährt eine herrliche Übersicht über das Manövergebiet. Nordwärts reicht der Blick fast bis Hohenkammer, unmittelbar zu Füßen des Hügels liegt die weite Ausbuchtung des Glonthales, deren Mittelpunkt Indersdorf bildet. Ottmanshardt wurde daher als Aussichtspunkt gewählt, zu welchem Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent seinen erlauchten Gast, Se. Maj. den Kaiser, führen werde, um die Manöver der beiden Armeecorps zu besichtigen. Wir verdanken die Photographie dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Herrn Privatiers Steiger in Indersdorf, welcher speziell für das „Bayerland" die trotz der Schwierigkeiten des Terrains bestens gelungene Aufnahme vollzog.



Ottmanshardt. Nach einer Photographie von Steiger, Indersdorf.

Das Fuchsloch bei Zeiskam. Drei Stunden von Germersheim liegt das Dorf Zeiskam, das durch seinen ausgedehnten Gemüse- und Gewürzpflanzenbau ziemlich bekannt geworden ist. Bei diesem Dorfe stand ehemals die Burg der Herren von Zeiskam, die so mächtig waren, daß einer derselben sogar der Stadt Straßburg Fehde ansagen konnte. Von einem andern erzählt man im Dorfe folgende Sage:

„Eines Morgens, noch früh im Jahre, kam ein altes Mütterchen aus dem Dorfe Zeiskam zu dem Ritter auf die Burg und brachte ihm ein Körbchen mit gelben Rüben zum Geschenke. Der Ritter freute sich nicht wenig darüber, lobte die Schönheit der Möhren und sagte, die Leute im Dorfe sollten ja recht viel von diesem trefflichen Gemüse bauen. Für das Geschenk aber möge sie sich selbst eine Gnade ausbitten. Das Mütterchen benutzte die günstige Stimmung des Ritters, um für das ganze Dorf ein gutes Werk zu stiften. Die Zeiskamer hatten nämlich, obwohl damals ebenso die Queich durch ihren Bann floß wie heute, kein Wasser in unmittelbarer Nähe des Dorfes. Daher sagte die Alte:

„Herr Ritter, ich würde wohl um eine Kleinigkeit bitten, allein ich habe nicht den Mut dazu. Wenn wir das hätten, so wollten wir aus unseren Feldern Gärten machen."

„Sprecht, Alte", ermunterte sie der gut gelaunte Herr. „Ich will gern Euern Wunsch erfüllen."

„So gebt uns so viel Wasser, als durch ein Fuchsloch fließt!" bat die Alte.

„Sollt's haben", entgegnete der Ritter und gab sogleich Befehl, in einen Stein ein Loch von der Größe eines Fuchsloches zu hauen, denselben in das Ufer der Queich einzusetzen und so dem Felde und Dorfe das nötige Wasser zufließen zu lassen. Es geschah, und davon schreibt sich ein Teil des Wohlstandes der Gemeinde her. Das Loch am Queichufer heißt Fuchsloch noch heutigen Tags.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



Herausgegeben von H. Leher, Druck und Verlag von R. Oldenbourg in München.

No. 51. Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. 2. Jahrgang 1891.

Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Fortsetzung.)

Ein herrlicher Augustmorgen war angebrochen, die Sonne stand schon hoch am Himmel, durch das vergitterte kleine Fenster drangen die goldenen Lichter und huschten im neckischen Spiele auf dem Estrich der schmalen Zelle, welche seit ein paar Tagen dem Buchhändler Palm als Wohnung dienen mußte. Mit lautem Gezwitscher flog ein Vöglein, das sich in den kleinen Gefängnishof verirrt hatte, ab und zu, dann saß es wieder auf den dicken Stäben des Fensterkreuzes und warf einen neugierigen Blick in das Innere des Raumes.

„Möchtest wohl nicht mit mir tauschen, kleiner Kerl?" sagte der Gefangene, den scheuen Sänger, der wieder von dannen flog, vergeblich lockend. „Hätte auch nie gedacht, daß es ein so hartes Ding ist, der Freiheit beraubt zu sein. Gottlob! heute geht es zu Ende. Sie müssen mich ja frei lassen, denn was können sie weiter von mir wollen? Wenn ich heute Abend noch reisen kann, bin ich nächste Woche schon wieder in Nürnberg bei den Meinen. Doch, was gibt's?" wandte er sich an den eben eingetretenen Gefängniswärter. „Ah, ich soll nochmals vor den Herren erscheinen, mein Urteil zu vernehmen. Nun, es kann nur auf Freisprechung lauten", und in gehobener, freudiger Stimmung folgte er dem Unterbeamten.

Aber der Ärmste sollte jählings aus allen Himmeln gestürzt werden, denn ach! das Urteil lautete auf Tod durch Pulver und Blei, und schon nach drei Stunden sollte die Exekution vor sich gehen.

„Es kann ja nicht sein, nein, dies ist nicht möglich", rief er aus, aufs tiefste erschüttert, als mit zitternder Stimme ein Kanzlist des Stadtgerichtes ihm das Urteil verlesen.

Er weinte laut auf und verlangte, nachdem er sich wiederum etwas gefaßt, nach geistlichem Beistand. Ruhig ließ er sich in das Gefängnis zurückführen, das nach wenig Minuten sich öffnete, die beiden Priester Thomas Pöschl und Michael Gropp vorzulassen. Sie fanden den Verurteilten in tiefem Nachdenken versunken, dann sprang er auf, den beiden Unbekannten entgegen, sie still umarmend; sein Herz war beklommen, und auch die würdigen Diener des Herrn konnten lange nicht Worte finden, um ihr tiefes Mitgefühl auszudrücken, stumm reichten sie ihm die Hand, aber heiße Thränen, die sie benetzten, zeugten von ihrem tiefen Mitgefühl an dem Schicksale eines Mannes, dessen Charakterstärke und Ergebung in den Willen des Höchsten sie ihn bald lieb gewinnen ließ.

Dann begann Palm sich zu sammeln und, seine kräftige Gestalt zu ihrer vollen Stattlichkeit aufrichtend, sagte er mit bewegter Stimme:

„Sie sehen einen Mann vor sich, auf dem Gottes Hand schwer lastet. Mich hat, fern von den Meinen, an denen mein ganzes Herz hanget, ein fremder Machthaber wider alles Recht und Gesetz zum Tode verurteilt. Noch kann ich es kaum glauben, denn dieser Schlag traf mich gar zu unvorbereitet. So muß es denn sein, ach! auch Ihre Mienen, ehrwürdige Herren, sagen mir aufs deutlichste, daß jede Gnade ausgeschlossen ist, und daß an keinerlei Rettung aus solcher Gefahr zu denken ist."

Angstvoll hingen seine Blicke an den Zügen des Geistlichen, der ihm mit vor innerer Erregung bebender Stimme antwortete:

„Es gibt keine Rettung, denn ach! Ihr Tod war beschlossene Sache, noch bevor man Sie nach Braunau überführte. So sagte mir selbst ein Mitglied aus der Kommission, die über Sie und Ihr Vergehen zu Gericht sitzen mußte.“

„Mein Vergehen“, rief nun Palm schmerzerfüllt aus, „welches Vergehen habe ich mir zu Schulden kommen lassen? Ich weiß es nicht, und ich erleide den Tod des Unschuldigen, das glauben Sie mir, hochwürdige Herren.“

Wieder umarmten ihn die beiden Geistlichen, dann begann der Priester Pöschl:

„Wir alle wissen es, daß Sie vom Kaiser Napoleon auserſehen sind, als abschreckendes Beispiel zu dienen. Ganz Braunau nimmt den herzlichsten Anteil an Ihrem traurigen Geschick, heute morgen erst wieder hat ein langer Zug hiesiger Frauen sich zum General St. Hilaire begeben, seine Gnade anzuflehen. Der Gouverneur hat sie freundlich aufgenommen, aber mit aufrichtigem Bedauern erklärt, daß er in der Sache gar nichts thun könne, da ihm durch die kaiserliche Ordre die Hände gebunden seien.“

Palm, als er dies vernommen, seufzte tief auf, dann aber entgegnete er, und seine Stimme klang fest und sicher:

„Wenn ich zum Schlachtopfer und Beispiel für andere bestimmt bin, dann will ich auch ein Beispiel von Großmut sein, ich will für meine Person willig sterben. Ich weiß, was ich meinem Vaterlande schulde, als dessen Märtyrer ich in den Tod gehe. Aber“, setzte er dann in weicherer Stimmung hinzu, „meine Frau und meine lieben, guten Kinder, die ich nimmer sehen soll, wer wird für sie sorgen? Aber, sie haben ja“, fuhr er fort, eine Bewegung der beiden Priester richtig deutend, „einen Vater dort oben im Himmel, und dieser wird sie fortan in seine treue Obhut nehmen, und da ich bald vor seinem Richterstuhle zu erscheinen habe, ziemt es mir als frommer Christ, darauf mich vorzubereiten. Sind Sie bereit, hochwürdiger Vater, mir den letzten Trost zu spenden?“

Gern willfahrten die Priester diesem Wunsche, und als die feierliche Handlung vorüber war, gelobte Palm mit Hand und Mund, daß er auch seinen Feinden und Mördern und wer immer auf irgend eine Weise Schuld an seinem Tode wäre, vollkommen verzeihe, sowie er wünsche und hoffe, vom himmlischen Vater Vergebung zu erhalten.

Wieder umarmten ihn die beiden Priester, dann sagte der Benefiziat Gropp:

„Gestern ist ein junger Mann zu uns gekommen, dessen Namen wir zwar verschweigen müssen, der aber alsbald unser volles Vertrauen sich erworben hat. Ach! auch er kann nichts zu Ihrer Rettung thun, Herr Palm, wie wir zu seinem größten Schmerze ihm mitteilen mußten. Da er schon morgen wieder nach Nürnberg zurückkehren wird, so“ —

„Ein junger Mann, sagen Sie“, unterbrach Palm den Sprechenden rasch, „der mich, der meine Familie zweifellos genau kennt O, warum darf ich ihn nicht sehen, nicht sprechen“ .... und er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Er bot alles auf, um Zutritt zu Ihnen zu erlangen, Herr Palm. Alle seine Bitten scheiterten jedoch an der festen Weigerung Ihres Wärters. Aber, wir werden ihm getreulich alles überbringen, was Sie uns auftragen, sei es ein Brief, seien es ein paar Andenken, die Sie den Ihrigen wollen zukommen lassen. Unsere Person ist unverletzlich in diesem Falle, durch unsere Hände werden die Fremdlinge nichts ausgeliefert erhalten.“

Schon hatte der unglückliche Mann sich wiederum gefaßt. Einen Augenblick sann er nach, dann sagte er:

„Meiner lieben Gattin will ich ein paar Zeilen schreiben. Aber“, fügte er hinzu, sich in dem kahlen Gefängnisraum umblickend, „werde ich es können, wenn mir alles fehlt?“

„Hier ist, was Sie brauchen“, rief der Benefiziat, eine der Taschen seiner Soutane entleerend, „Tinte, Feder, Papier, und kein Unberufener soll hernach lesen, was Sie geschrieben haben.“

Jetzt kniete Palm nieder und schrieb nach kurzer Sammlung mit fester Hand jenen Brief, der sich im Original erhalten hat als stummberedtes Denkmal aus jener Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands.

„Herzens-Schatz! Herzlich geliebte Kinder!

Von Menschen, aber nicht von Gott verlassen, urteilte mein hiesiges Militärgericht über mich, nachdem ich nur 2 Verhöre hatte und gefragt wurde: ‚ob ich politische Schriften verbreitet hätte?‘ Ich sagte, was ich wußte, daß höchstens nur per Spedition zufälligerweise dergleichen könnten versandt worden sein, aber nicht mit meinem Wissen und Willen.

Auf dies richtete man mich vom Leben zum Tod, ohne Defensor. Ich bat mir dazu — aus, welcher aber nicht erschien; indessen vor Gott wird er mir erscheinen.

Dir, Herzensfrau, sage 1000 Dank für Deine Liebe, tröste Dich mit Gott und vergesse mich nicht. —

Ich habe auf der Welt nun nichts zu sagen: aber dort desto mehr. Lebe wohl, Du und Deine Kinder, Gott segne Dich und sie.

Empfehle mich dem Herrn und der Frau Schwägerin und allen Freunden, denen ich für ihre Liebe und Güte danke.

Nochmals lebe wohl. Dort sehen wir uns wieder!

Dein herzlicher Gatte und meiner Kinder Vater
Joh. Phil. Palm.

Braunau, im Gefängnisse am 26. August 1806. Eine halbe Stunde vor meinem Ende.“

„Ich kann nicht mehr schreiben“, sagte der Unglückliche, sich wieder erhebend. „Aber, wenn Sie dem unbekannten jungen Manne noch eine mündliche Botschaft ausrichten können, wird es mir zu großem Troste gereichen.“

„Sprechen Sie“, drängten mit leiser Gewalt die beiden Priester. „Alles soll bestens besorgt werden.“

„Dann lassen Sie meine liebe Frau wissen“, sagte Palm mit gerührter Stimme, „daß meine Kinder die schönen Lieder: ‚Alles ist an Gottes Segen‘ und: ‚Gottlob! nun ist es wieder Morgen‘ lernen sollen. Jeden Tag habe ich diese Lieder im stillen und auch laut aufgesagt und aus den schlichten Worten viel Trost und Beruhigung geschöpft in den letzten trüben Tagen. Hier sind zwei Ringe und meine silberne Sackuhr“, setzte er dann hinzu, „hier nehmen Sie, ich möchte, daß sie meinen Kindern zukommen, denn ich habe ihnen keine Schätze zu hinterlassen. Vorzüglich empfehle ich Ihnen, dieses weiße Tuch mit dem roten Streifen an der Einfassung wohl aufzubewahren. Es soll sicher in die Hände meiner treuen Gattin gelangen, so wie es ist, es braucht keine Reinigung, enthält es doch meine letzten Thränen als Beweis meiner bis ans Grab währenden Liebe und Treue. Ich weiß, daß meine Frau

dieses Tuch als ihr kostbarstes Kleinod erachten wird. Da, nehmen Sie, nehmen Sie, hochwürdige Herren, ich brauche es nicht mehr, denn jetzt darf ich nicht mehr weinen. Horch, sie kommen schon, mich zu holen. Aber Sie, Hochwürden, wollen wirklich ausharren bei mir und mich geleiten auf meinem letzten Gange? Wie soll ich Ihnen danken für solche Aufopferung?"

Von außen hatte man das Rasseln eines Schlüsselbundes gehört, die schweren Riegel wurden zurückgeschoben, kreischend öffnete sich die eisenbeschlagene Thür, und ein französischer Soldat erschien auf der Schwelle, während ein ganzer Trupp Infanteristen den Gang des Gefängnisses anfüllte.

„Was wollen Sie mit dem Stricke?" fragte der Benefiziat Gropp den Eingetretenen mit ängstlicher Miene.

„Ich habe Befehl, den Delinquenten zu fesseln", lautete barsch die Antwort des Gefragten.

„Was, mich?" rief Palm aus, und der lebhafte Unwille über solche Behandlung rötete seine bleichen Wangen. „Bin ich solch ein schlimmer Verbrecher?"

„Ach, lassen Sie doch den Mann frei gehen", baten die beiden Priester.

„Ich kenne nur meine Ordre, her mit den beiden Armen", rief der Franzose im rohen Ton.

„Aber, Mann, ich werde Ihnen ja nicht entlaufen, weiß ich doch, daß der sichere Tod meiner wartet überall", protestierte Palm nochmals.

„Willst Du Ordre parieren", polterte nun der Kriegsknecht mit einem derben Fluche, „oder soll ich noch ein paar Kameraden holen, daß sie Dir Mores lehren?"

Mit einem stummen Blick gen Himmel fügte sich Palm der schimpflichen Prozedur, während der Priester ihn mit den Worten tröstete:

„Auch unser Herr und Heiland ließ sich binden, auch in diesem Stücke sei der Gottessohn Ihr Beispiel und Vorbild."

„Sie haben recht, Hochwürden, gehen wir", entgegnete der unglückliche Mann mit sanfter Stimme.

Und der traurige Zug setzte sich in Bewegung, voran Soldaten, dann kam Palm gefesselt, der Priester Pöschl zu seiner Rechten, Benefiziat Gropp zur Linken, eine Abteilung Infanteristen bildete den Schluß. So gelangten sie durch den engen Gang über den Hof zum Thore des Gefangenenhauses, wo ein mit Ochsen bespannter Leiterwagen sie erwartete.

„Was soll das?" fragte Palm seine Begleiter. „Doch nicht für mich? Noch sind meine Füße stark genug, mich auf den Kampfplatz zu tragen, und dann können sie ja lange, lange ausruhen."

„Beruhigen Sie sich, Herr Palm", rief dienstfertig der Benefiziat Gropp. „Auch wir ziehen es vor, zu Fuße zu gehen, anstatt dieses abscheuliche Fuhrwerk zu benutzen. Ich werde dem kommandierenden Major Vorstellungen machen, er gilt als Menschenfreund und wird mich gütig anhören."

Aber der Offizier entgegnete auf die inständigen Bitten des Priesters mit dem Ausdruck herzlichen Bedauerns, daß es ihm ganz unmöglich sei, auch nur um Haaresbreite von der ihm gewordenen Vorschrift abzuweichen, weshalb er in der Palmschen Sache leider mit bestem Willen gar nichts thun könne, dem armen Gefangenen keinerlei Erleichterungen gewähren dürfe.

Mit diesem trostlosen Bescheide kehrte der Benefiziat zurück und brach dem unglücklichen Palm gegenüber in die Worte aus:

„Armer Freund! Hier ist alles verloren, für Sie ist auf dieser Welt nichts Gutes, keine Gnade mehr; wir wollen jenseits ein Besseres hoffen. Erinnern Sie sich nur an Ihre uns gemachte Verheißung, daß Sie großmütig und standhaft bleiben wollen. Und jetzt reichen Sie mir die Hand und folgen Sie mir."

Es war ½ 3 Uhr nachmittags, als die drei den Leiterwagen bestiegen und auf dem querüber befestigten Sitzbrette Platz nahmen. Dann wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Den langen Zug eröffnete eine Regimentskapelle, welche, kriegerische Weisen anstimmend, dahinmarschierte, eine Schwadron Chasseurs folgte, lustig wieherten die Pferde, und die blanken Säbel der Mannschaften blitzten im Glanze der heiteren Herbstsonne, zu beiden Seiten des im langsamen Schritte fahrenden Wagens gingen je sechs Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonett und als schmachvolle Eskorte je ein Fußsoldat, am lang niederhangenden Stricke den bereits gefesselten Palm geleitend, während wiederum eine starke Reiterabteilung den Zug schloß. Um allfällig ausbrechenden Unruhen der Bürgerschaft wirksam zu begegnen, hatte Kaiser Napoleon befohlen, daß eine größere Menge Militärs in der Festungsstadt zusammengezogen werde, auf die Wälle wurden geladene Kanonen postiert, die Bedienungsmannschaft stand mit brennenden Lunten bereit, auf das geringste Anzeichen hin Tod und Verderben über die Häupter der wehrlosen Einwohner herabzusenden.

So hatte sich eine dumpfe Verzweiflung aller Gemüter bemächtigt, eine zahlreiche Volksmenge drängte sich durch die Gassen, die der traurige Zug passieren mußte, die Fenster waren dicht besetzt, aber auf allen Gesichtern ausnahmslos war das innigste Mitgefühl, die tiefste Trauer zu lesen über solch ein schweres Verhängnis. Während die Weiber und Kinder oft laut aufweinten, wenn sie der mit erhobener Stimme Gebete sprechenden Priester ansichtig wurden, traten die Männer häufig abseits, leise Verwünschungen gegen den Urheber eines solchen Greuels ausstoßend und die Hand in ohnmächtigem Grimme ballend.

„O, daß solches uns geboten werden darf auf unserm Heimatsboden von diesen Fremdlingen", stöhnte ein lebensmüder Greis mit thränenerstickter Stimme. „Hat mich der Himmel deshalb so alt werden lassen, damit ich solches erlebe? Sehen Sie hin, junger Mann", wandte er sich an seinen Nachbar, auf die zwei den Wagen geleitenden Fußsoldaten zeigend, „so führen diese Henkersknechte einen braven deutschen Mann zum Tode. Kann der allbarmherzige Gott solche Unthat ungerächt lassen?"

„O, es gibt eine Vergeltung dafür", antwortete der Angeredete mit leiser, aber eindringlicher Stimme, „wenn sie auch zu spät kommt. Mich wird die Erinnerung an diese Stunde nimmer verlassen, denn der Arme stirbt den Tod des Unschuldigen. Es ist nichts weiter als ein gemeiner Mord, befohlen von einem fremden Tyrannen. Aber, still davon, denn jedes weitere Wort ist unnütz, wo selbst die beste That erst nach langen Jahren Frucht tragen kann."

Stumm drückte der Sprechende dem Greise die Hand, dann machte er sich auf, dem Zuge von fern zu folgen.

Die ungewöhnliche Bewegung in den Gassen mußte auch Palm auffallen, und er fragte bekümmert seine beiden Begleiter: „Was werden alle diese Leute von mir denken? Werden

sie mich nicht für einen großen Bösewicht halten, weil man gar so streng mit mir verfährt?"

Aber der Priester Pöschl erwiderte, ihn beruhigend:

„Ach, nein, glauben Sie das ja nicht. Die ganze Gegend kennt nur zu wohl das gewaltthätige Gebahren der siegestrunkenen Franzosen. Die guten Leute hier sind alle nur gekommen, um sich von Ihrer Unschuld, Herr Palm, zu überzeugen. Für ihre Teilnahme zeugen die thränenvollen Blicke. Jeder empfindet mit Ihrem traurigen Lose das herzlichste Mitgefühl und möchte Ihnen gern helfen, wenn es nur möglich wäre."

„Aber soll ich nicht", äußerte nun Palm, „von dem Richtplatze aus noch eine Anrede an die Menge richten, um feierlich meine Unschuld zu beteuern?"

„Nein, nein, thun Sie das nicht", riefen die beiden Priester lebhaft, denn fürs erste wäre es völlig zwecklos, die Franzosen würden beim ersten Ihrer Worte Alarm schlagen lassen, und dann könnten wir selber vielleicht zu Schaden kommen. Der Kommandant oder andere würden annehmen, wir, die Geistlichen hätten Ihnen zu einer solchen Kundgebung geraten. Den Franzosen genügt schon der Anschein eines Verbrechens bei einem Deutschen, um ihn mit Hohnlachen ihrer barbarischen Druckherrschaft zu opfern."

„Sie haben vollkommen recht, hochwürdige Herren", entgegnete Palm und die Geistlichen fuhren fort in ihrem lauten Gebete, bis der Wagen endlich anhielt.

Man war auf dem Unglücksplatze, dem sog. Glacis außerhalb des Salzburgerthores angekommen. Die französische Garnison hatte in Karreeform Aufstellung genommen, die gegen die Stadt zu liegende Seite war offen gelassen, dahin sollten die Schüsse fallen, welche Palm zu Tode brachten.

Der Unglückliche verließ den Wagen; er war gefaßt, während der Schmerz seine beiden Begleiter niederbeugte.

Mit festen Schritten trat Palm vor und mit vernehmlicher Stimme sagte er dann:

„Wenn mir die freie Wahl bleibt, will ich als ein Mann sterben, der dem Tode offen ins Angesicht schaut. Nein, man verbinde mir nicht die Augen. Hier, Hochwürden, dieses Tuch mit meinen letzten Thränen übergebe ich Ihnen als teures Vermächtnis. Sie wissen es, wem ich es bestimmt habe. Ihr, meiner herzlieben Frau, gehört mein letzter Gedanke."

Dann kniete er auf den Boden, Benefiziat Gropp beugte sich zu ihm nieder und stammelte ihm bewegt noch einige Trostesworte zu, während der Priester Pöschl, vom Schmerz überwältigt, mit einer Ohnmacht rang.

Eine letzte Umarmung, das Abschiedswort: „Lebe wohl, ewig wohl", dann, kaum hatte der fromme Priester sich einige Schritte von dem schweigend den Tod erwartenden Palm entfernt, ertönte ein kurzes Kommando, und sechs Soldaten feuerten. Palm sank zu Boden, nicht leblos, denn er ächzte laut.

„Himmel", rief der Benefiziat aus, „er ist getroffen, aber nicht zum Tode."

Darauf traten drei nächststehende Soldaten hervor; auch sie schossen zaghaft und fehlten, aber Palm war still geworden, doch bemerkte der Geistliche, daß er noch atme, was Gropp mit starker Stimme rügte.

„Welche Unmenschlichkeit! Der Unglückliche lebt noch. Wo ist der Herr Major? Wann wird endlich solcher Qual ein Ende gemacht?"

Ein dumpfes Gemurmel ging durch die Reihen, in höchstem Unmut stieß der Kapitän seinen Degen mehrmals in den Boden. Zwei Soldaten liefen herbei, setzten ihre Gewehre an die Schläfe des ausgestreckt daliegenden Märtyrers und zerschmetterten mit zwei Schüssen ihm den Kopf dergestalt, daß das Gehirn umherspritzte.

Die ganze Scene hatte auf alle Umstehenden den größten Eindruck gemacht. Jetzt nahte Major Güß sich den beiden Priestern und sagte mit bewegter Stimme, auf Palms gräßlich verstümmelte Leiche zeigend: „Dieser Mann hier war wohl sehr standhaft". [1])

(Schluß folgt.)

[1]) Historisch, wie wir in der ganzen Erzählung streng den Aufzeichnungen der beiden völlig glaubwürdigen Augenzeugen, der Priester Pöschl und Gropp, folgten.

Dr. Johann Andreas Schmeller.

Von Friedrich Teicher.

Am 20. Juli ds. Jhrs. fand in dem herrlich gelegenen Städtchen Tirschenreuth in der Oberpfalz die Enthüllung des Denkmals des berühmten Sprachforschers Dr. Johann Andreas Schmeller statt. Es wird gewiß hier am Platze sein, in kurzen Umrissen ein getreues Lebensbild dieses großen Gelehrten unseren Lesern vor Augen zu führen[1]).

Johann Andreas Schmeller ward geboren am 6. August 1785 in Tirschenreuth als der Sohn eines armen Kürbenzäuners. Der Geburtsort sollte jedoch dem Kinde nicht zur trauten Heimat werden; denn die Eltern siedelten bereits 1787 nach Rimberg bei Pfaffenhofen an der Ilm über. Der wißbegierige Knabe, welcher den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben von seinem Vater erhielt, der ein sehr verständiger Mann war, wußte das Erlernte so gründlich zu erfassen und selbständig zu verwerten, daß er schon im neunten Jahre seinen Gespielen Unterricht erteilte. Hierdurch zog er die Aufmerksamkeit des um die bayerische Landesgeschichte hochverdienten Pfarrers Anton Nagel von Rohr, zu dessen Pfarrei Rimberg gehörte, auf sich; und dieser bewirkte die Aufnahme des strebsamen Knaben in das Seminar des Klosters Scheyern.

Schmellers Aufenthalt in Scheyern dauerte jedoch nicht lange, denn im folgenden Jahre wurden die Zöglinge, da die französische Armee unter Moreau in Bayern bereits bis Pfaffenhofen vorgedrungen war, in die Heimat entlassen. Obgleich nun die Feinde bald wieder aus Bayern weichen mußten, war dennoch die Fortsetzung der Studien des jungen Schmeller bei der Mittellosigkeit des Vaters sehr in Frage gestellt, da alle Bemühungen um Wiederaufnahme in das Kloster Scheyern erfolglos blieben. Endlich gelang es ihm, von guten Menschen

[1]) An dieser Stelle sei hingewiesen auf die trefflichen Gedächtnisschriften über Schmeller von Föringer, Hofmann, Niklas, Rockinger, Schönwerth, und von Thiersch.

die erforderlichen Mittel zu erhalten, um die unteren Gymnasialklassen (1797—1799) in Ingolstadt besuchen zu können. Hier zeichnete er sich durch seine trefflichen Leistungen und unermüdeten Fleiß so rühmlich aus, daß er viele Prämien aus den einzelnen Lehrgegenständen erhielt und der „erste beste" unter seinen Mitschülern war. Die oberen Gymnasialklassen und das Lyceum absolvierte er in München. Auch hierzu mußte er die nötigen Mittel selbst erwerben.

Nun sollte er sich für einen Lebensberuf entscheiden. Aber da war guter Rat teuer. Die Theologie zog ihn so wenig an, wie die Heilkunde und die sonstigen Fächer; dagegen neigte er sich mit Vorliebe der Chemie und Mechanik zu. Monatelang konnte er über einzelnen Aufgaben aus diesen Wissenschaften, die er sich selbst gestellt hatte, brüten. Namentlich beschäftigte ihn die Konstruktion einer Flugmaschine. Da er sich aber bei seiner Mittellosigkeit auch hier keinen Erfolg versprechen konnte, gab er dieses Studium wieder auf, um sich daheim bei seinen Eltern der Landwirtschaft zu widmen. 1803. Diese Beschäftigung befriedigte ihn aber keineswegs, und nun legte er seine Ansichten über die einfachste Art, Kinder richtig deutsch lesen und schreiben zu lehren, auf Papier nieder. Mit diesem Manuskripte, von dem er sich rettenden Erfolg versprach, ging er im Januar 1804 nach München; allein seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Von mehreren Buchhändlern mit höflichen Worten abgewiesen, faßte er den Entschluß, aufs Geratewohl hinauszuwandern in die weite Welt, um da sein Glück zu versuchen. Als er am 4. Juni desselben Jahres mit nur 12 Gulden in der Tasche wehmutsvoll von Bayerns Hauptstadt schied, da ahnte er nicht, daß ihn ein dornenvolles Schicksal bis nach Spanien führen würde. Zuerst zog es ihn in die Schweiz, um dort unter Pestalozzi zu arbeiten; allein auch diesmal trog ihn seine Hoffnung. Als ein weiterer Versuch, in Bern eine Anstellung zu erhalten, mißglückt, und der Plan, nach Amerika auszuwandern, aufgegeben war, fand er endlich durch Zufall ein Mittel, sein Dasein, wenn auch kärglich, zu fristen. Das kam so: Eines Tages wanderte Schmeller hoffnungslos auf der Straße nach Solothurn, als sich zu ihm ein spanischer Werber vom Regimente „Wimpfen" gesellte. Diesem gelang es, den mittellosen 18jährigen Jüngling zu bereden, sich in dieses Regiment einreihen zu lassen. Bald darauf zog er mit den übrigen Neuangeworbenen über Lyon durch Südfrankreich in das ferne „Hispanien". Am 13. September traf er in Taragona ein. Hier, wo das Regiment in Garnison lag, begann für ihn eine schwere Zeit der Entsagung; doch ertrug er alles mit männlicher Selbstverleugnung, und seine Aufzeichnungen enthalten kein Wort der Klage. Nur in einem späteren Gedicht aus dem Jahre 1812 verleiht er der Sehnsucht nach dem Vaterlande lebhaften Ausdruck:

„O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich!
In Taragonas ew'gem Sonnenschein,
Wie oft, du winterliches, dacht' ich dein!
Nach deinen Fichten, ach, wie sehnt' ich mich
Im fernen Pomeranzenhain!
Und bei der Südensprache Melodei'n
Nach deinen Tönen, ach, wie sehnt' ich mich!
O Vaterland, mein Vaterland, wie lieb' ich dich!"

Endlich rückte Schmeller zum Korporal vor und gelangte dadurch in etwas erträglichere Verhältnisse. Die Dienstzeit hielt ihn auf dem Exerzierplatz, auf Wachtstuben und in Kanzleien fest; die freie Zeit hingegen benutzte er zu Studien auf der erzbischöflichen Bibliothek und zu einsamen Wanderungen durch Trümmer römischer, gotischer und arabischer Vorzeit. So brachte er fast zwei Jahre zu. Da ward er eines Tages mit einem Hauptmann seines Regiments, Namens Franz Voitel, der gleichfalls für Pestalozzis Ideen begeistert war, bekannt, und fortan entwickelte sich zwischen diesen beiden gelehrten Männern ein inniges Freundschaftsverhältnis. Bei der Berufung Voitels als Direktor einer nach Pestalozzis Grundsätzen eingerichteten, für Offizierssöhne bestimmten Probeschule in Madrid zog Schmeller als dessen erster Amtsgehilfe mit dahin. Die Anstalt erfreute sich des besten Rufes, und es schien, als ob Schmellers Zukunft in Spanien gesichert sein sollte; da setzte 1808 die Revolution seinem ersprießlichen Wirken ein jähes Ende, denn das Institut wurde aufgelöst. Voitel rückte wieder bei seinem Regimente ein, Schmeller hingegen, dessen Militärdienstzeit bereits abgelaufen war, ging zum zweiten Male in die Schweiz, wo er mit Samuel Hopf, dem Zögling und späteren Hilfslehrer Pestalozzis, eine Privatlehranstalt errichtete. Aber auch diese Anstalt hatte infolge der kriegerischen Ereignisse eine kurze Dauer (bis 1813). Gleichwohl verblieb Schmeller in der Schweiz und trieb dort nach wie vor eingehende Sprachstudien.

Sein mühevolles Wanderleben erreichte erst ein Ende, als sich Bayern durch den Vertrag von Ried (8. Oktober 1813) den alliierten Mächten anschloß. Da zog ihn der Aufruf seines Königs „An mein Volk" (28. Oktober 1813) in die Heimat zurück, und er war entschlossen, persönlich an dem Kampfe für des Vaterlandes Freiheit und Ehre teilzunehmen.

Wie hätten auch die wahrhaft königlichen Worte jenes zündenden Aufrufes, in welchen Bayerns Herrscher sein treues Volk zum Kampfe gegen den Erbfeind auffordert, auf einen jungen Mann von Schmellers Gesinnung nicht unwiderstehlich wirken sollen?

Wenn in jenem Manifeste König Max I. die Edelsten der Nation auffordert, sich um seinen Sohn zu versammeln, so war es nicht Selbstüberschätzung, daß Schmeller sich den Edelsten der Nation anschloß.

Die damalige traurige Lage unseres Vaterlandes erfüllte Schmellers deutsche Seele mit Besorgnis, aber er ließ den Mut nicht sinken. „Laßt nur den deutschen Geist nicht untergehen, die deutschen Fürsten sind hoffentlich immer noch die alten, und der deutsche Geist wird durch deutsche Federn wach erhalten und geweckt", so schrieb Schmeller bereits im August 1812. Und als sich ganz Deutschland gegen Napoleon erhob, da griff auch er in die Saiten im Tone eines Körner, Arndt, Rückert u. a. Alle seine vaterländischen Gedichte aus der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung und Wiedererhebung atmen reine Vaterlandsliebe und üben noch heute auf empfängliche Gemüter einen mächtigen Reiz aus. In jene großen Tage der Erhebung fällt sein Sturmgesang:

„Zur Wehr! Was deutsch ist, auf zur Wehr!
Wer Büchs' und Keule führen kann
Und jetzt nicht führt, der ist kein Mann!
Jetzt Deutschland oder nimmermehr! —
Und glückt es nicht, uns zu befrei'n —
Wir sterben ja! und besser tot
Als keuchend unter Schand' und Not
Der Korsenknechte Knechte sein!

Schmeller hatte am 5. Dezember 1813 die Schweiz verlassen und kam am Sylvesterabend in München an. Nach einer Audienz bei Sr. K. Hoheit dem Kronprinzen, nachmaligem König Ludwig I., wurde er zum Oberlieutenant bei dem freiwilligen Jägerbataillon des Illerkreises ernannt. Damals besuchte er auch seine hochbetagten Eltern. Die Stunde, in der er die geliebten Eltern wiedersah, war die glücklichste seines Lebens, wie man aus der warmen Darstellung dieses Besuches in seinem Tagebuche erkennen kann.

Übrigens war es Schmeller, der für des Vaterlandes heilige Sache, wie kein anderer begeistert war, nicht vergönnt, gegen den Erbfeind zu kämpfen; denn kaum war er mit seinem Bataillon in Kempten eingerückt, so erklang die Kunde von dem Siegeseinzuge der Verbündeten in Paris (31. März 1814), und die Hoffnung auf den langersehnten Frieden gewann greifbare Gestalt. Jetzt kehrte Schmeller zu den Wissenschaften zurück und verfaßte u. a. in seinen Mußestunden die bekannte Schrift: „Soll es eine allgemeine europäische Verhandlungssprache geben?“ Tief eindringend in den Geist der einzelnen Sprachen weist er die bisherige französische Bevormundung zurück und zeigt, daß jede der vier Hauptnationen Europas — Deutschland, Frankreich, England und Rußland — ebenso gleichberechtigt sei, ihre eigene Sprache im Verkehr zu gebrauchen.

Mitten in diese Arbeiten fiel die Rückkehr Napoleons von Elba, und es schien, daß auch Schmeller an dem nun beginnenden Kampfe teilnehmen sollte. Aber die preußischen und englischen Waffen vernichteten die Armee des Friedensstörers in der entscheidenden Schlacht von Waterloo (18. Juni 1815).



J. Andreas Schmeller.

So ging auch dieser Feldzug, abgesehen von einigen Fährlichkeiten, ruhig an Schmeller vorüber; doch ließ er die Gelegenheit, die ihm dieser militärische Spaziergang bot, seine Studien über französische und keltische Sprache zu erweitern und namentlich das Patois jener Provinzen Frankreichs, die er durchzog, zu studieren, nicht unbenutzt entschwinden. Nach dem zweiten Pariser Frieden (20. November 1815) kam Schmellers Bataillon nach Salzburg in Garnison. Bald darauf nahm er Urlaub, um sich in München wieder seinen alten Studien über deutsche Sprache hinzugeben, „wohl nicht ohne Vorgefühl, welch große nationale Aufgabe ihn dort erwartete“.

Gerade damals beschäftigten sich einige Mitglieder der Akademie der Wissenschaften mit unterschiedlichen Arbeiten über unsere Muttersprache. Westenrieder hatte sein bayerisches Wörterbuch (Glossarium) dem Druck übergeben und der Appellationsrat v. Delling, sowie der Bibliothekar Scherer hatten ihre Vorarbeiten zu einem bayerischen Idiotikon ins Werk gesetzt. Letzterer, überzeugt, daß Schmeller der geeignetste Mann sei, ein gründliches Sprachwerk zu schaffen, überließ demselben alle seine reichen Sammlungen und empfahl ihn dem Kronprinzen Ludwig, der zustimmte und wirksame Beihilfe zur wissenschaftlichen Bereisung Bayerns angedeihen ließ. Freudigen Mutes ging Schmeller sofort an das ehrenvolle, aber schwierige Werk, das er in durchaus praktischer Weise durchzuführen begann. Er lud zur Mitteilung von sprachlichen Beiträgen in der „Zeitschrift für Bayern“ und in einer Flugschrift ein und hatte bald die gewünschte Wirkung. Reiche Ausbeute wußte er sich ferner durch aufmerksamste Sichtung der gesamten bayerischen, gedruckten und handschriftlichen, Provinzial-Litteratur zu verschaffen. Durch ein originelles Verfahren förderte er sein Unternehmen wesentlich. Er erholte sich nämlich bei Soldaten verschiedener Regimenter über fragliche Punkte ihrer heimatlichen Dialekte Aufschluß. Das meiste und verlässigste aber sammelte er durch Selbsthören, wenn er die Gegenden Bayerns durchwanderte. Da erlauschte er mit gewandtem Ohre die Sprache des Volkes. Bei der Klarheit, mit welcher Schmeller seine Aufgabe erfaßte, bei der gründlichen und ausgebreiteten Vorbildung, die er für dieselbe besaß und bei seinem unermüdeten Fleiße schritt die Arbeit rasch voran, und schon 1818 war der erste (grammatische Teil) des bayerischen Sprachwerkes im Manuskript vollendet unter dem Titel: „Versuch einer grammatischen Darstellung der bayerischen und oberpfälzischen Mundart als Beitrag zur vergleichenden deutschen Sprachkunde“. Der Druck desselben zog sich übrigens infolge mannigfacher Ursachen bis zum Jahre 1821 hin. Länger brauchte er zu seinem großen lexikalischen Werk: „Bayerisches Wörterbuch mit urkundlichen Belegen“, das zugleich ein Idiotikon der lebenden Volkssprache und ein Glossar der älteren Sprache der Bayern ist. Die ersten beiden Bände erschienen im Buchhandel 1827 und 1828. Hiermit hatte Schmeller den Unterbau für dieses große Werk geschaffen, das er seinem engeren Vaterlande zu Ehren unternahm, und das ihn selbst unsterblich machte. 1837 war das ganze Werk vollendet.

Inzwischen war auch eine Änderung in der Lebensstellung Schmellers eingetreten. Nachdem er vom 4. August 1823, wie es in seinem Personalakte heißt, der kgl. Akademie der Wissenschaften als „praktizierender Offizier“ beigegeben war, wurde ihm 1824 die Ehre zu teil, von derselben zum außerordentlichen Mitgliede gewählt zu werden, fünf Jahre später wurde er ordentliches Mitglied. Am 9. November 1826 erhielt er durch kgl. Reskript die Ermächtigung, an der Universität München Vorlesungen über die Geschichte der deutschen

Sprache und Litteratur zu halten. Er begann seine Thätigkeit im Sommersemester 1827 mit der klassischen Antrittsrede: „Über das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler". Im gleichen Jahre (30. Januar) war er von der philosophischen Fakultät mit der Doktorwürde ausgezeichnet worden, und am 18. Oktober 1828 erhielt er den Charakter und Rang eines außerordentlichen Professors der altdeutschen Litteratur und Sprache. Mittlerweile wirkte er auch als Professor der deutschen und lateinischen Sprache am kgl. Kadettencorps (1826 bis 1829).

Die wichtigste Wendung in seiner äußeren Lebensstellung aber trat dadurch ein, daß ihm am 27. März 1829 die durch den Tod des vortrefflichen Sprachforschers Bernhard Docen erledigte Stelle eines ersten Kustos an der kgl. Hof- und Staatsbibliothek verliehen wurde. Infolge dieser Anstellung schied er auch aus dem Militärverbande.

Mit dieser Stellung war auch ein Einkommen verbunden, das ihm gestattete, bei bescheidenen Ansprüchen einen eigenen Herd zu gründen, und so vermählte er sich 1835 mit der ideal angelegten Witwe des berühmten Porzellanmalers Anton Auer.

Als Kustos an der kgl. Staatsbibliothek oblag unserm Schmeller hauptsächlich die bibliothekarische Bearbeitung des reichen lateinischen und deutschen Handschriftenschatzes. Es war dies eine Riesenaufgabe, „vor deren Bewältigung", wie Föringer sich ausdrückt, „nur die selbstbewußte Thatkraft und die unermüdliche Arbeitsthätigkeit eines Mannes von Schmellers körperlicher Rüstigkeit und geistiger Begabung nicht zurückschrecken konnte. Dieser Aufgabe widmete Schmeller sein ganzes übriges Leben. Trotzdem fand er noch Zeit, gründliche Arbeiten über altdeutsche Dichtungen, über bayerische Geschichtsperioden zu veröffentlichen und ein althochdeutsches Wörterbuch herzustellen.

Am 26. Oktober 1844 erfolgte seine Ernennung zum Unterbibliothekar, und am 20. November 1846 wurde er ordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Litteratur. Rasch versammelte sich um ihn eine Schar begeisterter Zuhörer, die seinen tiefdurchdachten, von unvergleichlicher Wärme und Begeisterung für die Sache erfüllten Vorlesungen über den Bau und die Gliederung der deutschen Mundarten mit größter Teilnahme lauschten. Durch diese reichbelebten Vorträge, wie durch seinen belehrenden Umgang machte er sich seine Schüler zu seinen treuesten Freunden, seine älteren Freunde zu seinen Bewunderern. Auch bei unserm allergnädigsten Herrn und Gebieter, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzregenten Luitpold, der schon damals hervorragende Künstler und Gelehrte vielfach auszeichnete, stand Schmeller in hohen Gnaden. Wenn er zur prinzlichen Tafel geladen war, saß er stets zur Linken des durchlauchtigsten Herrn.

So konnte sein Los beneidenswert erscheinen, da unterbrach ein herbes Mißgeschick seine wissenschaftliche Thätigkeit. Bei seinen angestrengten Arbeiten war es natürlich, daß er alljährlich eine größere oder kleinere Erholungsreise notwendig hatte. So ging er zweimal in die Schweiz zum Besuche von lieben Bekannten, einmal nach Wien, Berlin und Prag; auch zog er zweimal nach Süden, um durch einen Besuch bei den sog. Cimbern, den sette und tredeci communi in den venezianischen Alpen, Forschungen über deren Sprache an Ort und Stelle vorzunehmen. Dort gewann er jene höchst interessante Ausbeute für die vaterländische Sprachforschung, „die", wie Föringer treffend bemerkt, „das letzte Blatt im Kranze seines litterarischen Ruhmes bildet".



Tirschenreuth, der Geburtsort Schmellers

Nachdem Schmeller 1845 die Heilquellen zu Kissingen und 1846 die Seebäder in Ostende gebraucht hatte, sollte ihm eine dritte Reise nach dem Süden (Herbst 1847), die nicht, wie die früheren, einer wissenschaftlichen Aufgabe, sondern der Erfüllung einer traurigen Pflicht galt, verhängnisvoll werden. Er begleitete nämlich seinen schwer erkrankten Stiefsohn, den durch die Herausgabe des Münchener Stadtrechtes rühmlichst bekannten Ministerialrat Franz Auer, nach Meran. Nach der Rückreise stürzte er über einen Abhang des Jaufen hinab und zerschmetterte sich den Schenkelhalsknochen des linken Beines. Nach Sterzing verbracht, mußte er sich den Händen eines Landarztes anvertrauen, der das Übel für eine bloße Verrenkung hielt. Zwei volle Wochen hatte Schmeller unter den unsäglichsten Schmerzen zugebracht, als endlich in der Nacht des 10. Oktober, „wie ein Engel des Himmels", seine von ihm zärtlich geliebte Tochter Emma an sein Krankenlager geeilt kam. Bei der sorgsamen Pflege dieser guten Tochter war es bald

möglich, die Reise nach München zurückzulegen. Erst hier wurde die regelrechte Einrichtung des Schenkelknochens vorgenommen.

Schmeller ertrug die ebenso langwierige wie schmerzvolle Schienenkur mit bewunderungswürdiger Seelenkraft und ungetrübter Heiterkeit. Der Gebrauch der Bäder in Gastein und Wildbad stellte ihn einigermaßen wieder her, so daß er seine Arbeiten in der kgl. Hof- und Staatsbibliothek, sowie seine Vorlesungen an der Universität von neuem aufnehmen konnte. Allein, es war ihm nicht mehr möglich, sich zu bücken oder sich auszuziehen, ja nicht einmal sein Ruhelager konnte er besteigen, wenn ihn nicht die treuen Arme seiner Tochter unterstützten. Trotz dieser Hinfälligkeit des Körpers war seine Arbeitskraft die alte, und so setzte er ohne Unterbrechung seine Berufsthätigkeit fort Auch seine Privatarbeiten schritten rüstig vorwärts. Da wurde er von einem Cholera-Anfalle ergriffen. Er scheint der Erkrankung kein Gewicht beigemessen zu haben, denn noch am 24. Juli war er, wie sonst, auf der kgl. Hof- und Staatsbibliothek thätig. Von den Freunden aus Schwaben sollte Uhland den Abend in seinem Hause verbringen; auf den 28. war die Reise ins Bad Gastein angesetzt. Da verbreitete sich am Abend des 26. die Kunde, der behandelnde Arzt, Professor Dr. Seitz, habe Schmeller für verloren erklärt. Das war in der That so. Oberbergrat Stölzl hatte es unternommen, den kranken Freund auf den Ernst seiner Lage aufmerksam zu machen. Schmeller vernahm die Mahnung des geliebten Jugendfreundes mit männlicher Fassung. Nachdem er sein Haus bestellt und von seiner Familie Abschied genommen hatte, hauchte er im 66. Jahre seines Lebens „mit der heiligsten Ruhe eines christlich reinen Herzens“ seine edle Seele aus.

Allenthalben wirkte die Nachricht von seinem Tode erschütternd. Hatte doch durch seinen Hingang die bayerische, die deutsche, ja die gesamte litterarische Welt einen unersetzlichen Verlust erlitten. Schmückte den Edlen der Glanz hoher Gelehrsamkeit, so war er nicht minder groß als Mensch und Bürger. Er war ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater, ein warmer Freund, ein durchaus edler Charakter, gegen jedermann wohlwollend und allen zugänglich. An Schmeller ist ganz besonders zu rühmen, daß er sich nicht über seine Geburt erhob, was sich so herrlich spiegelt in seiner unendlichen Liebe gegen seine armen Eltern. Diese seine rührende Pietät drückt sich aus in dem Grabstein, welchen er den Geliebten setzen ließ, und der die vielbedeutenden Worte der hl. Schrift enthält:

„Du sollst Vater und Mutter ehren!“

Einfach und bescheiden, wie sein ganzes Leben stellt sich auch sein eigenes Grabmal auf dem südlichen Friedhofe in München dar. Ein aufgeschlagenes Buch, von Blumen umrankt, mit Angabe seines Geburts- und Todestages ist der ganze Schmuck, der Schmellers irdische Ruhestätte ziert.

Jetzt, 39 Jahre nach seinem Heimgange, hat man durch Errichtung eines würdigen Denkmals eine längst fällige Ehrenschuld abgetragen gegen diesen Mann der Wissenschaft, gegen diesen gewaltigen Denker und Forscher, „der“, wie Thiersch sich über den dahingeschiedenen Freund äußerte, „mit allen Fasern seines Geistes und seines Herzens in seinem Volke gehaftet, es verstanden und geliebt und als Träger seiner Kraft und Art, als Dolmetsch seiner Sprache und seiner Gebräuche Ruhm und Ehre gefunden hat“.

So lange im deutschen Herzen das Interesse an Bayerns Geschichte rege bleibt, so lange bayerische Gelehrte der heimatlichen Sprache ihre Aufmerksamkeit zuwenden, so lange der Ruhm der Universität besteht und die kgl. Hof- und Staatsbibliothek Licht ausstrahlt, wird auch der Name Schmeller dauern. Ja, unvergänglich und ruhmstrahlend wird er in Alldeutschland fortleben.

Aus den Algäuer Bergen.

Von E. Binder.

Das Nebelhorn.

Mit wahrhaft idealem Sinne schreibt Herr Pfarrer Buß aus Glarus (Schweiz) in den „Europäischen Wanderbildern“, folgende Zeilen:

Die erhabenen Schönheiten der Natur haben seit Jahrtausenden einen wunderbaren Zauber der Verklärung über die sorgenerfüllte Wohnstätte der Menschen verbreitet, die Heimatliebe in ihnen entzündet, der Poesie die reichste Nahrung gegeben, die religiöse Empfindung gefördert, die Gemüter nach allen Richtungen aufs mannigfaltigste angeregt. Erst unserem Zeitalter war es vorbehalten, ein bewußtes Verständnis für sie zu gewinnen, sie auch in ihrer Bedeutung für die Geistes- und Gemütsbildung würdigen zu lernen und damit der Menschheit den vollen Genuß ihrer Reize zu erschließen. Dieser gesunde Reiz zur Natur, der auch dem Sinn für Natürlichkeit und geistige Schönheit Vorschub leistet, bringt alljährlich ganze Scharen erholungsbedürftiger Menschen in Bewegung und zerstreut die Städter zur schönen Jahreszeit allenthalben hin aufs Land.“

So Herr Pfarrer Buß. Was er in seiner Heimat findet, wie er sein Vaterland in von Heimatsliebe glühenden Worten schildert, das gilt auch in gleicher Weise für uns, für unser Vaterland.

Wie leicht ist es, heutzutage die Wanderlust zu befriedigen. Das dienstfertige Dampfroß führt uns in raschem Laufe durch die Ebene, jagt über Berg und Thal; es bringt bis ins Herz der Gebirge. Ein Gedanke, ein Entschluß und in wenigen Stunden sind wir am Ziele unserer Wünsche. „Mein Sohn, zieh nicht an den Rhein“ so warnt der Dichter, auch von den Alpen sollte er so singen; wer in dem Zauber derselben geweilt, wird immer wieder zu ihnen zurückkehren; ja sogar jedes einzelne Plätzchen übt in seiner Art seine magnetische Kraft. So möge der Leser nicht zürnen, wenn wir ihn abermals einladen, mit uns in die Algäuer Alpen zu wandern, wo wir erst jüngst Bayerns, und damit auch des Deutschen Reiches südlichstes Dorf, Einödsbach, besuchten. Der Name klingt eigentlich unhold und ließ nicht ahnen, welche Schönheit die Natur an der also bezeichneten Stätte entfaltet; die gleichen Worte könnten vom Nebelhorne gebraucht werden, das wir heute besuchen wollen.

Wer von Sonthofen nach Oberstdorf sich begibt, dem fällt bei der Station Fischen links oben eine zackige gewaltige

Felsengruppe auf, das Nebelhorn ist es, der Rigi des Algäus. 2251 m über dem Meere, ist das Nebelhorn der beliebteste Aussichtspunkt, so recht im Herzen der schwäbisch-bayerischen Berge gelegen. Leicht und ungefährlich ist die Besteigung, und prachtvolle Aussicht lohnt den Wanderer für die gehabte Mühe. Seit die Alpenvereinssektion Immenstadt ein stattliches Haus ¾ Stunden unter dem Gipfel gebaut, ist der Besuch der schönen Aussichtswarte ein riesiger geworden. Die Besteigung wird von Oberstdorf, dem Centralpunkte für alle Bergtouren im Algäu, unternommen. In der Regel geht man gegen Abend zum Unterkunftshaus, um von dort zum Sonnenaufgang frühzeitig auf den Gipfel zu kommen. Wir jedoch benutzen den taufrischen Morgen und unternehmen die Tour in aller Frühe. Noch liegt Oberstdorf in tiefem Schlafe, kein Laut stört die schlummernden Bewohner, nur das Aufschlagen der Bergstöcke unterbricht die Stille. In 10 Minuten haben wir Oberstdorf hinter uns, über etwas nassem Wege kommen wir zum ersten Anstieg, bergauf geht's nun, in Serpentinen windet sich der Weg am Fallbach vorüber zur vorderen Seealpe, 1288 m hoch gelegen auf schöner Alpenweide, zwischen den Seewänden und dem Rubihorn. Den Botaniker, nicht minder aber den Kenner des edlen Enzianschnapses, wird es freuen, hier tausende und tausende Exemplare von Gentiana lutea zu finden. Hurtig schreiten wir weiter durch Wiesen und mit Krummholz bewachsene Hügel. Noch dämmert's, die Nacht kämpft mit dem Tage, die Sterne, die noch vor wenigen Minuten funkelten, beginnen zu erbleichen. Da blitzt es auf im Osten, Eos hat seine Fackel angezündet und übergießt mit purpurroter Farbe die himmelhoch anstrebenden Felswände. Stiller Friede lagert über das einsame Hochthal. Mit einem Male wird es lebendig; vom nahen Gebüsch tritt ein Rudel prächtiger Hirsche heraus, es geht zum Morgentrunk zur nahen Quelle, und droben am blauen Äther zieht ein gewaltiger Aar mit mächtigen Schwingen seine Kreise. Bunte Schmetterlinge fliegen von Blume zu Blume, summend und brummend naschen die Bienen an den würzigen Kelchen. Ein Bild erhabener Gebirgsnatur breitet sich vor dem Auge aus. Steil bergan führt nunmehr der Weg zum nahen Ziele. Tauschwer neigen sich schöne Alpenpflanzen herein auf unsern Pfad. Lustig im Winde flattert die Fahne am Nebelhornhaus. Mit fröhlichem Jauchzen begrüßen wir unsere Landesfarben, weiß, blau. Wenige Minuten später betreten wir das gastliche Heim, fern ab von dem Getriebe der Menschen liegt es dort oben, und wenn es auch noch so einfach ist, gibt es oft Tage, wo es dort lustig, sehr lustig zugeht. Leute, die sich unten im Thale nicht zusammenfinden konnten, die werden hier oben Bekannte und oft sogar recht gute Freunde, und — wer weiß — vielleicht hat auch die Minne sich schon eingefunden. Der unendliche Zauber, der in den Bergen liegt, der allein löst ein solches Rätsel.



Fischen mit dem Nebelhorn. Nach einer Photographie von J. Heimhuber in Immenstadt.

Der treffliche Wein, die freundliche Bedienung hält uns länger auf, als wir beabsichtigt. Vorwärts aber heißt es, denn erst in einer Stunde erreichen wir die hohe Warte. Über Alpenweiden, über felsige Schuttmassen an Alpenrosensträuchern vorüber nähern wir uns dem Gipfelmassiv. Ungefähr 10 m unter der Bergspitze befindet sich eine Ruhebank. Schon von hier aus thut sich ein Bild entzückender Schönheit auf. Doch zum Gipfel. Einige Schritte noch, und tiestrunken schweift

der Blick von Fels zu Fels, von See zu See, weit hinaus in das Flachland, von Dorf zur Stadt, auf die gesegneten Gefilde Bayerns. Weit im Westen glitzert das Schwäbische Meer, der Bodensee. Im Osten zeigt sich das gewaltige Massiv der Zugspitze. Von dort aus reiht sich Kuppe an Kuppe. Wer zählt die Namen? Gigantisch erhebt sich der Hochvogel; scheinbar zu unseren Füßen liegend die Hornbachkette, die steilen Höfatsspitzen, die Gruppe der Mädelegabel, das Gletscherfeld der Scesaplana, und weiter hinaus im Süden ergänzt die Schweiz mit dem Säntis und Altmann, dem Glärnisch und Tödi das Gesamtbild.

Wer schwindelfrei ist, der mag sich hinausbeugen über die Zacken des Nebelhorns und mag es wagen, hinabzusehen in das Rettenschwangerthal. In furchtbaren Steilwänden fällt hier der Berg ab. Ein Fremdenbuch, in einer Blechkapsel verwahrt, weist die Namen hunderter und tausender Besucher des Algäuer Rigis auf. Fügen wir auch den unsrigen bei. Dann heißt es wieder Abschied nehmen, hinunter geht's nun in raschem Tempo und nolens volens zum Nebelhornhaus. Noch einmal kurze Einkehr und dann zu Thale. Lustig flattert die Fahne weiß-blau hoch oben.

Weiß-blau bleibe ewig bayerisch.

Vom Bayern-Plateau vor Paris.

Von Otto Sigl.

(Schluß.)



[illegible] der [illegible] Clamart [illegible] Originalphotographie von J. [illegible].

Unser Oberst konnte sich damit trösten, daß es ihm etliche Tage zuvor vergönnt war, ein glückliches Gefecht durchzuführen, bei dem ausschließlich sein Regiment beteiligt war. Noch einmal sollte dabei die Zahl 13 eine Rolle spielen, denn am 13. Januar, wenn auch in der letzten Viertelstunde desselben, versuchten die Franzosen, Clamart wieder zu erobern. Schon durch den Umstand, daß das Gefecht kurz vor dem Schlag der Mitternachtsstunde begann, gewann es einen romantischen Reiz, so daß eine Schilderung desselben gestattet sein möchte.

Am genannten Tage hatte das 15. Regiment zum ersten Male die Besatzung von Clamart zu übernehmen, und wir trafen abends im Städtchen ein, ohne zu ahnen, daß uns darin gleich ein so heißer Empfang erwartete. Mein Bataillon bezog die Quartiere der zweiten Linie; ich verbrachte die ersten Nachtstunden in stiller Behaglichkeit beim flackernden Kaminfeuer und legte mich endlich, natürlich vollständig angekleidet, auf dem Sopha zur Ruhe. Plötzlich, um die Mitternacht, fuhr ich „empor aus schweren Träumen", wohlbekanntes Geknatter schlug an mein Ohr, unverkennbar Gewehrfeuer, und zwar ganz in der Nähe. Als ich rasch zum Fenster hinaussah, pfiffen Kugeln vorüber, und die Sachlage war damit genügend aufgeklärt: Das war kein Geplänkel auf äußeren Vorposten, sondern ein ernst gemeinter Angriff. So unvermittelt — direkt aus süßem Schlummer — war ich noch nicht ins Feuer gekommen! Mit feldmäßiger Schnelligkeit war der Säbel umgeschnallt, die Straße erreicht, und bald stand die Kompagnie gesammelt zu jeder Verwendung bereit. Dieses Bereitstehen war nicht unbedenklich, da die Straße in der Richtung des feindlichen Hauptangriffs lag, und fortwährend Kugeln hereinsausten, zum Glück über unsere Köpfe hinweg. Ehe ich weiter von diesem nächtlichen Erlebnis erzähle, schicke ich in Kürze voraus, was sich inzwischen vorn in erster Linie zugetragen hatte.

Wie schon während der früheren Vorpostenstellung seit Ende September, so war auch diesmal in Clamart der 5. Kompagnie, welche in jener Nacht Feldwache III innehatte, die gefährlichste und ehrenvollste Aufgabe zugefallen. Deren Hauptmann war im Bewußtsein, daß auf dem verantwortungsvollen Posten nicht Vorsicht genug walten konnte, mit seinem Oberlieutenant eine Strecke weit über die Postenkette vorgegangen, um nach dem Feinde auszuspähen. Wenn es statthaft erscheint, in militärischen Dingen von Ahnung zu sprechen, so konnte man in diesem Falle wahrlich behaupten, daß der tapfere Offizier von einer solchen getrieben worden war. Mit einem Male hörten die beiden dumpfe Tritte einer herannahenden Masse, Waffengeklirr und gedämpfte französische Kommandos. Rasch eilten sie zurück, um alles zur Abwehr bereit zu machen, die benachbarten Vorposten zu allarmieren und die nötigen Meldungen abzusenden. Entdeckt wäre der Ausfall, welcher nicht nur Clamart, sondern auch den nächstgelegenen Belagerungsbatterien galt, durch die wachsamen Posten immerhin rechtzeitig worden, doch war es eine besonders günstige Fügung, daß der Feind schon etwas früher verraten war und um so gründlicher empfangen werden konnte.

Die Franzosen, in der Stärke von 5000 Mann, darunter zwei Mobilgarde-Bataillone, hatten diesmal den als Überfall geplanten Angriff mit einer an ihnen ungewohnten Ruhe eingeleitet und mit Ungestüm begonnen. Der Ansturm erfolgte hauptsächlich längs der Straße von Issy, zunächst gegen den linken Flügel von Feldwache Nr. III und den rechten von Nr. IV, 6. Kompagnie, welche in die vorderste Linie einrückte und mit Entschiedenheit zur Abwehr eintrat. Die 5. Kompagnie trieb die sich zum Einbruch in die Ortsumfassung anschickenden Franzosen mit der blanken Waffe zurück, und es entspann sich darauf ein lebhaftes Feuergefecht mit dem Gegner, dessen Elan sich teilweise an unseren Annäherungshindernissen gebrochen hatte. Auch die tückischen Drähte mögen hierbei ihre Rolle gespielt haben. Trotz des energischen Antreibens von seiten ihrer Führer waren die Franzosen nicht mehr zu einem erneuten Vorsturm zu bewegen. Unsere Kameraden vorn hatten deutlich die Kommandos und das stete »en avant« der Offiziere

vernommen, untermischt mit nicht reglementmäßigen Flüchen und Schimpfworten. Da nun auch die zwei Repli-Kompagnien in die Gefechtslinie getreten waren, so schien fürs erste die Gefahr abgewendet. Immerhin erwies sich die Notwendigkeit, die für die bedrohte Ortsumfassung nicht völlig ausreichende erste Linie zu verstärken. An diesen Moment knüpfen sich wieder meine persönlichen Wahrnehmungen an.

Oberst Baron Treuberg beorderte zunächst meine Kompagnie nach vorn. Dieses Vorgehen ward, da die Straße fortwährend von Kugeln bestrichen wurde, derart bewerkstelligt, daß das erste Glied links, das zweite rechts der Straße sich dicht an den Häuserreihen hielten. Gedämpfter Mondschein war uns ein höchst erwünschter Verbündeter; denn in finsterer Nacht würde sich für uns, die wir Clamart zum ersten Male, noch dazu bereits bei eingefallener Dunkelheit betreten hatten, das Zurechtfinden schwieriger gestaltet haben. Nebstdem ließ das Rembrandtsche Halbdunkel die Gefechtsscene auch als Bild stimmungsvoll erscheinen. Die Eigenart desselben ward durch die bei allen sich sammelnden und vorgehenden Abteilungen herrschende Ruhe gesteigert, so daß jeder Einschlag der Gewehrgeschosse in den Häusern und Mauern deutlich hörbar war.

Als wir vorn angekommen waren, hatte ein Zug eine zur Verteidigung eingerichtete Mauer zu besetzen, während die übrigen im Anschluß an Feldwache III, sowie an einen heftig angegriffenen Zug der 7. Kompagnie ins Feuergefecht traten. Eben wurden Verwundete zurückgebracht, sowie Gefangene, welche die 5. Kompagnie im Verlauf ihres Gegenstoßes gemacht, bei welchem Anlaß es, aus dem abgeschlagenen Gewehrkolben eines 15ers zu schließen, ein wenig „geflutscht" hatte, wie die Preußen an der Katzbach sagten. Das Feuergefecht dauerte noch immer lebhaft fort und steigerte sich bei den Franzosen bis zum Schnellfeuer. Indessen schienen dieselben das ihrem Temperament zugemessene Quantum der Ruhe schon bei dem geräuschlosen Anmarsch verbraucht zu haben, denn ihr Schießen war recht unruhig, erzielte aber doch durch die Masse einige Treffer, wobei auch meine Kompagnie beteiligt war. Besser kam die Mutter der Kompagnie, der Feldwebel, weg. Derselbe that sich nebst meinen Offizieren, welche, wie allezeit vorn dran waren, durch Aneifern der Plänkler hervor, wobei sein Mantel eine schwere Verwundung erlitt.

Allmählich nahm das feindliche Feuer an Heftigkeit ab, der Gegner begann, sich zum Rückzuge anzuschicken, und es fielen nur noch einzelne Schüsse. Nunmehr war unser Oberst zur Offensive und zur Verfolgung geschritten, indem er durch seinen Adjutanten die 9. Kompagnie durch die schmalen Ausgänge der Barrikaden vordirigieren ließ, worauf dieselbe auf freier Straße zum Bajonettangriff überging. In das schallende Hurrah der Vorstürmenden stimmten nicht nur Nebenabteilungen, sondern auch die preußischen Kanoniere auf der Höhe ein, so daß der Feind wohl an einen übermächtigen Gegenstoß glaubte. Die Kompagnie erreichte noch einzelne Trupps, mit denen sie Schüsse wechselte und ein paarmal handgemein wurde, bei welchem Anlaß Hauptmann Meindl einem Gegner den Säbel durch den Leib rannte.

Um 1 Uhr war das Gefecht zu Ende, und ausgesandte Patrouillen brachten die Nachricht, daß die Franzosen sich unter weithin hörbarem Lärm, wodurch sie sich für das Schweigen während des Anmarsches schadlos hielten, nächst Fort Issy sammelten.

So war denn der mit Geschick und Tapferkeit unternommene Handstreich auf Clamart vollständig abgewehrt. Nachdem die vor dem Angriff eingenommene Vorpostenstellung unverändert wieder bezogen war, rückten auch wir in unsere früheren Quartiere ab. Es war ein eigentümliches Gefühl, als ich wieder so friedlich wie zuvor in meinem behaglichen Zimmer am Kaminfeuer weilte. Auch draußen herrschte völlige Stille wie zuvor, und der Mond sandte immer noch gleichmütig sein fahles Licht zur Erde, nur beschien er jetzt bleiche Totengesichter gefallener Franzosen in der Umgebung des Städtchens. Eine seltene Fügung wollte es, daß das Regiment gar keinen Toten, sondern nur Verwundete zu beklagen hatte. Der Feind hatte außer etlichen Gefangenen nur ein paar Verwundete in unseren Händen gelassen und die übrigen mit fortgebracht.

Das war unsere erste und zugleich unruhigste Nacht in Clamart; das reizende Städtchen ist heutzutage wieder, was es vor dem Kriege gewesen — ein schmuckes Sommerheim, worin vielleicht etliche aufbewahrte Granatsplitter an die überstandenen Katastrophen gemahnen mögen.

Kleine Mitteilungen.

Das wittelsbachische Königshaus und Schmeller. Hauptmann Teicher hat in seinem Artikel die Bedeutung Schmellers auf dem Gebiete bayerischer Sprachforschung erörtert. Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie auch hier das kgl. Haus Schützer und Schirmer der Wissenschaft war. Herr Dr. Will, fürstlich Thurn und Taxischer Archivrat zu Regensburg, hat bei dem Enthüllungsfeste zu Tirschenreuth in einem Toast die begeisternde Einwirkung, welche Schmeller von Allerhöchster Seite empfing, zusammengefaßt und seine Rede in sinniger Weise in ein dreifaches Hoch auf Se. Kgl. Hoheit den Prinzregenten ausklingen lassen. Der Toast verdient im Wortlaut mitgeteilt zu werden.

„Nur selten mag die Lebensbahn eines großen Gelehrten so reich an wunderbaren Verschlingungen und interessanten Momenten der Verwickelung und der Lösung sein, wie diejenige, welche Andreas Schmeller zum berühmtesten Sohne von Tirschenreuth gemacht hat, indem sie ihn zu einer ungewöhnlichen Höhe wissenschaftlicher Erfolge auf dem Gebiete deutscher Sprache und bayerischer Dialektforschung, Litteratur und Geschichte emporhob.

Merkwürdige Wandlungen weisen seine ihm beschiedenen Schicksalsfügungen von der Wiege bis zum Grabe auf, aber unwandelbar blieb unter allen Verhältnissen die Größe seines Geistes, wie eine festgewurzelte Eiche im deutschen Forst bot sein Charakter allen Stürmen des Lebens Trotz. Das erhabene Ziel seines wissenschaftlichen Strebens verlor er niemals aus dem Auge. Wir stehen daher nicht an, alle die Resultate der Forschungen Schmellers, dessen unsterbliche Verdienste wir heute durch das Fest der Enthüllung des ihm gewidmeten Denkmals feiern, als sein ureigenes Werk anzuerkennen und als die Frucht seines unermüdlichen persönlichen Ringens zu bewundern. Aber bei all der hohen Achtung, welche wir der gewaltigen geistigen und moralischen Kraft-

entfaltung des von der Natur mit herrlichen Gaben ausgestatteten Mannes gern zu zollen bereit sind, darf es uns doch wohl gestattet sein, auf die schützende Hand hinzuweisen, welche ihm in schweren Zeiten oftmals hilfreich geboten ward.

Es möchte beinahe providentiell erscheinen, daß ihm auf seiner dornenvollen Laufbahn wiederholt die hohe Gunst des für alles Schöne und Erhabene, für Kunst und Wissenschaft begeisterten Sprossen des altbayerischen Fürstenhauses der Wittelsbacher, Ludwigs I. als Kronprinz und als König huldvollst zu teil wurde.

Als Schmeller, dem Rufe des Vaterlandes folgend, im Winter von 1813 auf 1814 aus der Schweiz in sein Heimatland zurückgekehrt war, wurde ihm schon nach kurzer Frist ein überaus freundlicher Empfang des Kronprinzen zu teil. Den Eindruck, welchen er von diesem bei der ersten Audienz gewonnen, schildert er in seinen Tagebuch-Aufzeichnungen durch folgende warm empfundene Worte: „Fürwahr ein wahrer deutscher Mann ist der Fürstensohn. Es kam mir vor, ich sei mit einem Jugendfreunde im traulichen Zwiegespräch, so menschlich ist alles am Königssohn." Nach den Befreiungskämpfen nahmen die schon am Ende des vorigen Jahrhunderts begonnenen Studien der deutschen Sprache einen neuen Aufschwung, und Schmeller fand bei seinen Forschungen in den Schätzen der Münchener Bibliothek die besten Anregungen durch verwandte Geister. Diese Bestrebungen auf dem Gebiete der vaterländischen Sprache wurden durch den Thronerben Bayerns in seiner Begeisterung für alles Nationale eifrig gefördert, und durch ihn erging an die Akademie der Wissenschaften der Antrag, die in Bayern gesprochenen Mundarten zum Gegenstand gründlicher grammatikalischer und lexikalischer Erforschung zu machen. Zur Lösung dieser schwierigen, aber ehrenvollen Aufgabe erschien natürlich niemand geeigneter als unser Schmeller, aber sein Beruf als „Militär" stand ihm hierbei hindernd im Wege. Da trat der Kronprinz selbst ins Mittel und bewirkte nicht nur einen sechsmonatlichen Urlaub für den Oberlieutenant, welcher ein Werk über die Sprache der Bayern ausarbeiten sollte, sondern gab auch für zwei Jahre 500 Gulden jährlich aus seiner Privatkasse. Bei dem Reichtum der Kenntnisse und der Ausdauer Schmellers schritt seine Arbeit rasch vorwärts, und der Kronprinz erkundigte sich oftmals bei ihm persönlich über dieselbe. Der erfreuliche Fortgang mußte ihm zu hoher Befriedigung gereichen, dem thatkräftigen Gönner der durch Schmeller so eifrig gepflegten Wissenschaft aber muß dieselbe für alle Zeiten zum Danke verpflichtet sein.

Nach der Thronbesteigung König Ludwigs im Jahre 1825 säumte Schmeller nicht, dem neuen Landesherrn über die Arbeiten, an welchen dieser seither so großes Interesse genommen, zu berichten, und es wurde ihm zu diesem Zwecke am 11. Februar 1826 eine Audienz gewährt. Dieselbe begann mit der Frage des Königs: „Was macht die Sprachforschung?" Und an die befriedigende Antwort knüpfte sich eine überaus lebhafte Unterhaltung. Im Laufe derselben erkundigte sich die Majestät nach der Heimat Schmellers mit der Frage: „Sagen Sie, Herr Lieutenant, wo sind Sie her?" Und als die Antwort lautete: „Von Tirschenreuth", äußerte der König vergnügt: „Ah, das kenne ich wohl", und unter gnädiger Versicherung, daß es ihn sehr gefreut habe, Schmeller gesehen zu haben, entließ er denselben huldvollst.

Ein neuer Beweis der Allerhöchsten Gnade ward ihm durch Verleihung des Charakters und Ranges eines außerordentlichen Professors der altdeutschen Sprache und Litteratur an der Münchener Hochschule zu teil. Die glücklichste Wendung in seiner Laufbahn war aber seine auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs erfolgte Ernennung zum Kustos der Hof- und Staatsbibliothek, in welcher Stellung ihm die reichsten Quellen für seine Studien eröffnet wurden. Diese erstreckten sich jetzt auch auf verschiedene Zweige geschichtlicher Forschung, und besonders erwies er sich durch seine Beiträge zur bayerischen Geschichte dankbar für die hohen Gunstbezeigungen, deren er sich viele Jahre hindurch von seiten seines königlichen Gönners zu erfreuen hatte.

Auch König Ludwigs I. Söhne, welche die trefflichen Eigenschaften ihres großen Vaters geerbt hatten, waren frühzeitig auf Schmeller aufmerksam gemacht worden, und schon 1844 wünschte Kronprinz Max ihn persönlich kennen zu lernen. Bei der ihm erteilten Audienz sprach der Kronprinz das schöne Wort: „Des Volkes Sprache kennen, ist, das Volk selbst erst recht verstehen". Auch zu Prinz Luitpold, welcher es immer liebte, Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft um sich zu sehen, wurde Schmeller mehrmals zur Tafel gezogen, bei welcher er sich, zur Linken des Prinzen sitzend, wegen der herrschenden Ungezwungenheit ganz behaglich fühlte. Auch Prinz Luitpold bewahrt noch heute — wie ich von wohlunterrichteter Seite erfuhr — eine lebhafte Erinnerung an Schmeller und sieht gewiß mit Wohlgefallen auf das schöne Werk, dankbar vor Pietät und freudenvoller Ehrung, welches wir an diesem Tage vollbringen, weshalb wir gewiß alle, die wir zu dieser guten Stunde versammelt sind, mit gehobener Brust Sr. Kgl. Hoheit unseres allverehrten Prinzregenten Luitpold von Bayern gedenken und ihm ein dreifaches Hoch ausbringen wollen."

Schmellers Landsleute. Außer dem Sprachforscher J. A. Schmeller ehrt die Stadt Tirschenreuth durch Gedenktafeln am Rathause noch folgende berühmte Tirschenreuther: 1. Dr. Georg Hauer, sechsmal Rektor der Universität Ingolstadt, geb. 1536; 2. Dr. Lorenz Hochwart, Domherr zu Regensburg und Passau, Geschichtsforscher, geb. 1493; 3. Dr. Philipp Loberein, Kanonikus und Stiftsdekan in München, Verfasser vieler religiöser Werke, geb. 1535; 4. Dr. Christoph Ueblacker, Professor in München und Konstanz und an der Universität Ingolstadt, geb. 1712; 5. Dr. Jos. v. Stichaer, kgl. bayerischer Staatsrat, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, geb. 1779; 6. Ludwig Mehler, Kanonikus, Stiftsdechant und Kreisscholarch, Verfasser vieler religiöser Werke, sowie der Chronik von Tirschenreuth, bekannt durch die Weihnachtsstiftung, geb. 1816, gest. 1872.

Alte Sinnsprüche aus einem alten Nürnberger Trachtenbuche.
Unter dem Burgerschreiber steht:
Ich schreib die Bürger ein, der bleibt unvertrieben,
Der in dem Bürgerbuch des Himmels steht geschrieben.

Vom Büchertische.

Teichers Artikel über Schmeller gibt uns Veranlassung, ein hochbedeutsames Werk der Beachtung unserer Leser zu empfehlen. Es ist das Bayerische Wörterbuch von J. Andreas Schmeller. Zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe. Bearbeitet von G. Karl Frommann. (2 Bde. brosch. Preis Mk. 30—.) Die hervorragende Bedeutung des Werkes hat einst Jakob Grimm, der unsterbliche Meister der deutschen Sprachkunde, mit den Worten gewürdigt: „Schmellers Bayerisches Wörterbuch ist das beste, das von irgend einem deutschen Dialekt besteht, ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch philologischen Scharfsinn, wie durch reiche, nach allen Seiten hin strömende Sacherläuterung, ein Muster für alle solche Arbeiten, von dem unwandelbaren Trieb eines emsigen liebenden Geistes durchdrungen und belebt". Nach solchen denkwürdigen Worten aus solchem Munde kann es nicht befremdlich erscheinen, wenn wir die Meinung vertreten, daß Schmellers Meisterwerk die weiteste Verbreitung, vor allem in dem Lande finden sollte, dessen Sprache und Dialekt in ihm ein bleibendes Denkmal errichtet worden ist.

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.



No. 52. | Erscheint wöchentlich jeden Samstag und kann durch alle Buchhandlungen zum Preise von M. 2.— für das Quartal bezogen werden. — Bei einem direkten Bezuge durch die Post oder die Verlagshandlung wird ein Portozuschlag erhoben. | 2. Jahrgang 1891.

Ein deutscher Mann.

Erzählung von Albert Schultheiß.

(Schluß.)

Die Exekution war vorüber, still, in gedrückter Stimmung war die französische Garnison in die Stadt Braunau zurückmarschiert und hatte ihre Quartiere bezogen. Nicht wie sonst wohl hörte man muntere Scherzreden, lustige Lieder von den Soldaten, allenthalben begegnete man düsteren Mienen, verdrossenen Gesichtern, aus denen jeglicher Frohsinn für heute verbannt blieb.

Die beiden Geistlichen hatten sich, in der stillen Behausung angekommen, in ihre Zimmer verfügt. Sie fühlten sich aufs tiefste erschüttert und suchten Trost und Beruhigung im einsamen Gebete.

Erst gegen 5 Uhr kehrte Kapitän La Mettrie zurück, er fand den jungen Mann, der am Vorabend angekommen war, bereits seiner wartend vor.

In erregter Stimmung betrat der französische Offizier das Gemach und nur einen kurzen Gruß hatte er für seinen Gast. Mit mächtigen Schritten das Zimmer durchmessend, suchte er vergeblich, seiner inneren Erregtheit Herr zu werden, bis er, in seiner Wanderung innehaltend, mit energischer Bewegung den Degen weit von sich schleudernd, in die bitteren Worte ausbrach: „O, es ist eine herrliche Sache um den Dienst und um soldatischen Gehorsam. Aber lieber zerbreche ich meinen ehrlichen Degen und quittiere den Dienst, als daß ich noch einmal mich zu einem solchen Henkeramt mißbrauchen lasse[1]. Und wie ich, so denken viele. Zum zweiten Male wird der Kaiser nicht wagen, eine solche Exekution zu befehlen."

„Der arme Palm ist gerichtet, aber wie steht es mit dem andern, dem Schoderer?" fragte der junge Mann in bescheidenem Tone.

„O", erwiderte der Offizier, „der Kaiser ist gnädig, er will ihm das Leben schenken, denn so viel bedeutet ja wohl die Aufschiebung der Exekution. Auch hat sich ja der Bayernkönig für ihn verwendet."

„Warum konnte es für Palm nicht auch geschehen", sagte der andere, ach! „all mein Bemühen war vergeblich, und jetzt ist meines Bleibens hier nicht mehr vonnöten, nachdem ich gesorgt, daß ihm ein ehrliches Grab werde. Wissen Sie denn", setzte der Sprechende hinzu, „Herr Kapitän, daß erst befohlen ward, den Leichnam des Unglücklichen auf dem Richtplatz zu verscharren, als wäre er der gemeinsten Missethäter einer. Erst den Vorstellungen des Syndikus Schachner und des Kaplans Pöschl ist es gelungen, die Machthaber zu bestimmen, von solch infamierenden Bestimmungen abzugehen."

„Ja, ja", entgegnete Kapitän La Mettrie auf diese mit erregter Stimme gesprochenen Worte, „glauben Sie mir, junger Mann, daß ich in tiefster Seele die Schmach empfinde, welche diese Exekution eines Unschuldigen auf höheren Befehl dem französischen Namen unauslöschlich aufgedrückt hat. Dann seines Gastes Rechte mit Wärme erfassend, fuhr er fort: „So gehen Sie denn hin und versuchen Sie es, der armen Witwe, die ihr Bestes verloren hat, Trost zuzusprechen in so schwerem Leid. Aber das eine noch möchte ich Ihnen sagen, dieser schlichte Bürger ist mit einer Standhaftigkeit und mit einem Mute gestorben, um welchen jeder tapfere Soldat ihn beneiden möchte."

[1]) Historisch.

Am andern Tage zu früher Morgenstunde hatte der junge Mann Braunau verlassen und war auf dem Wege nach Nürnberg.

* * *

„Wie geht es heute mit Deinem Kranken, Kathrin?", fragte der Bauer mit halblauter Stimme, leise, behutsam ins Zimmer tretend, wo seine Tochter am Bette saß, darin ein Mann mit todblassem Gesichte, dessen obere Hälfte eine weiße Binde verhüllte, lag.

„Seit die Base dagewesen und ihm das Tränklein gegeben", entgegnete in dem breiten fränkischen Dialekte des sog. Knoblauchlandes das Mädchen „hat er sich nimmer gerührt und duselt in einem fort."

„Und wie hat die Base ihn überhaupt gefunden?"

„O, viel besser als in den letzten Tagen. Es ist gar keine Frage mehr, daß er sich durchreißt. Wenn er die Augen aufschlägt, er thut's freilich nicht oft, denn er ist zu matt dazu, dann schaut er einen schon ganz gescheit an, und ich bin gewiß, daß er mich kennt, nur kann er nicht reden."

„Herr", sagte der Bauer, hinter den Ohren krauend, „das dauert lange, bis der wieder zu sich kommt. Nahe an vierzehn Tage wird es her sein, daß ich ihn heimgeschafft, und jetzt müssen wir ihn eben behalten."

Der Sprechende stand vor dem Bette und warf einen nachdenklichen Blick auf den regungslos Daliegenden.

„Freilich müssen wir ihn behalten, Vater", sagte Katharina mit freundlichem Lächeln, das ihre frischen Züge angenehm verschönte. „Was wollen wir denn anders machen? Wer einmal A gesagt hat, der muß auch B sagen."

„Ja, aber", wollte der Bauer bedächtig einwenden, doch seine Tochter fiel ihm rasch in die Rede:

„Wir hätten wohl den armen Kerl im Walde liegen lassen sollen, wohin ihn die Unholde geschleppt, damit er in den nächsten Stunden eines elendigen Todes verstorben wäre? Nein, nein, Vater", fuhr sie, lebhafter werdend, fort, „das kann Dein Ernst nicht sein. Es war einfach Christenpflicht, daß wir uns um den Halberschlagenen angenommen, ihn auf den Wagen geladen und hierher gefahren haben."

„Ja, was soll aber geschehen, wenn später einmal Nachfragen gehalten werden?" meinte der Bauer, dem immer wieder neue Bedenken aufstiegen.

„Ich hätte vielleicht doch besser gethan, wenn ich vergangene Woche, als ich in der Stadt gewesen bin, Anzeige gemacht von dem Fremden, den wir beherbergen. Was meinst Du, Kathrin?"

„Vielleicht war es doch besser, Vater", antwortete die Gefragte, „daß Du die Anzeige beim Amt unterlassen hast. Wir wissen über den Mann ja eigentlich gar nichts Näheres."

„Eben deshalb", schaltete der Bauer ein, „kann uns sein Verbleiben im Hause schweres Ungemach bereiten."

„Das fürchte ich nicht, Vater. Man kann doch daraus kein Unrecht machen, daß wir einem Unglücklichen, den wir auf der Straße gefunden, verpflegt."

„Du hast Recht, Kathrin, wie immer. Du bist mein kluges Kind", sagte der Bauer, nunmehr so ziemlich überzeugt. Aber wissen möchte ich doch, ob der Fremde nicht am Ende gar ein französischer Spion ist, dem dann eigentlich nur sein gutes Recht widerfahren."

„Für uns", sagte Katharina einfach, „braucht er nur ein Unglücklicher zu sein."

„Ja, ja, schon", stimmte der Bauer ein. „Ein Soldat ist er ja in gar keinem Falle gewesen, und ich glaube auch ganz gewiß, daß die Franzosen ihn selber ausgeraubt. Es sind und bleiben doch Malefizspitzbuben. Wie lange wir die Kerle nur noch im Lande dulden müssen?"

„Still, Vater, er regt sich. Horch, er spricht."

In der That machte der Kranke Anstrengungen, sich auf seinem Lager aufzurichten. Dann stammelte er in heftig erregter Rede vor sich hin: „Laßt mich, haltet mich nicht auf. Alles sollt ihr haben, was ich bei mir trage, aber ich muß noch heute nach Nürnberg. Jede Stunde Verzögerung kann Gefahr bringen."

Nachdem er mühsam diese Worte ausgesprochen, sank er kraftlos in die Kissen zurück.

Mit leichter Hand strich das Mädchen über die Binde, die des Kranken Stirn verhüllte, dann wandte sie sich an den Vater.

„Hast Du verstanden, was er eben gesagt? Er hat noch immer starkes Fieber, was sich auch noch nicht verlieren wird in den nächsten Tagen, wie die Base gesagt. Und sie hat ja doch große Erfahrung und ist klüger als mancher Doktor."

„Das macht", schaltete der Bauer ein, „weil sie so lange in Bamberg war und dort im fürstbischöflichen Spital eine so gute Lehrzeit durchgemacht hat. Ja", fuhr er dann sinnend fort, „sie ist wirklich ein wahrer Segen für mein Haus, und ich wüßte kaum, wie zurecht kommen, wenn ich sie nicht hätte. Denn wie lange dauert's und dann gehst auch Du."

„Ach, Vater", rief nun das Mädchen hastig, und ein lebhaftes Rot färbte ihre Wangen. „Das eilt wahrlich nicht so, und mein Peter geduldet sich ganz genau so lange, bis ich ihm folge auf seinen Hof.

* * *

Für die Familie Palm waren schwere, trübe Tage angebrochen, und nur der aufopfernden rastlosen Thätigkeit des treuen Buchhalters hatten die Hinterbliebenen es zu danken, daß die größte Not und Bedrängnis wenigstens ihnen fern blieb.

Auf Anregung des Kriegs- und Domänenrates v. Cölln, der auch als politischer Schriftsteller sich einen Namen gemacht, ward von deutschen Buchhändlern eine Sammlung veranstaltet zum Besten der Witwe und der drei Waisen, wie denn das tragische Geschick des deutschen Bürgers, der so mannhaft in den Tod gegangen, weit über Deutschlands Grenzen hinaus der herzlichsten Anteilnahme begegnete, und Napoleons brutaler Gewaltakt einmütige herbe Verurteilung fand.

An einem späten Sonntagnachmittag saßen der Buchhalter Pech, Graf Soden und Emma Mendorf in einem Zimmer des Palmschen Hauses zu ernster Beratung vereinigt. Wer der fürstbischöflichen Baumeisterswitwe einzige Tochter vor Wochen noch gesehen, hätte Mühe gehabt, sie jetzt wieder zu erkennen. Das frische Rot der Wangen hatte einer schier krankhaften Blässe Platz gemacht, die nur deshalb weniger sichtbar hervortrat, weil die Züge des immer noch ansprechend hübschen Gesichtes von Sonne und Wind stark gebräunt erschienen, was im Zusammenhalt mit dem kurz geschnittenen Haupthaar dem kecken Mädchenkopfe ein nahezu männliches Aussehen verlieh.

Sie hatte eben ihre lange Erzählung über die letzten Lebensstunden des unglücklichen Palm beendet, vor ihr lagen auf dem Tisch ausgebreitet verschiedene Gegenstände: eine silberne Uhr, eine Tabakpfeife, einige Ringe, ein Geldbeutel und

ein weißes Tuch, die Hinterlassenschaft des so schmachvoll Gemordeten an seine Frau und seine Kinder.

„Ach“, seufzte der Buchhalter, und schwere Thränen standen ihm in den Augen, „noch weiß ich nicht, wann ich den Mut finden werde, der Frau Palm Mitteilung von dem Geschehenen zu machen und ihr diesen Brief hier, den letzten, den unser guter Herr geschrieben, zu übergeben. Noch ist die Ärmste völlig ahnungslos über das Geschehene, sie glaubt ihren Gatten noch in Untersuchungshaft und liegt ob der ausgestandenen Sorge und Angst schwer erkrankt danieder. Wenn die Nachricht von dem gräßlichen Ereignis ihr unvorbereitet mitgeteilt wird, kann es ihr Tod sein. Aber ich habe Sorge getragen, daß niemand zu ihr kommt, und auf die alte Christel, unsern treuen Dienstboten, kann ich mich fest verlassen.“

„Wie gedenken Sie es aber mit dem Geschäfte zu machen, lieber Pech?“ fragte Graf Soden. Wird es fortgeführt werden können in der bisherigen Weise?“

„Je nun, Erlaucht“, lautete die Antwort des Buchhalters, „aufgeben dürfen wir's nicht, denn wovon sollten denn Frau und Kinder leben? Aber schwer genug wird es halten, in diesen unsicheren Zeiten einen Buchhandel zu treiben, der etwas, auch nur etwas Geld einbringt. Ich muß dabei stark auf Mithilfe unserer Kollegen rechnen, die sich freilich zum voraus schon dazu bereit erklärten.“

„Was ich thun kann, lieber Pech, die Familie in dem schweren Kampf gegen des Lebens Not zu unterstützen, wird gern geschehen“, sagte Graf Soden mit Wärme. „Nicht verhehlen will ich Ihnen, daß Bayerns hochherziger Kronprinz Ludwig den wärmsten Anteil an des unglücklichen Palms Geschick genommen; ihn zu retten war ja leider unmöglich, denn noch ist ja die Reichsstadt Nürnberg nicht in den Besitz der Krone übergegangen. Aber Kronprinz Ludwig hat sich in den allerstärksten Ausdrücken über Napoleons Tyrannei ergangen[1]), so zwar, daß seine Umgebung für die persönliche Sicherheit des jungen Herrn zitterte. Ohne Zweifel hat Marschall Berthier und auch andere von solchen Urteilen gehört, und es wird nicht ausbleiben, daß Napoleon selbst davon erfährt.“

„Man sagte mir“, wandte Emma ein, „in München, daß eine Verlobung des Marschalls mit der ältesten Tochter des Herzogs Wilhelm geplant sei. Ist dem wirklich so, Erlaucht?“

„Ganz recht, mein Fräulein“, bestätigte Graf Soden, „und der Kaiser soll mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit bei der Werbung für seinen Günstling eintreten.“

„O, warum ist Berthier nicht schon vordem des Herzogs Eidam gewesen? Palm hätte begnadigt werden müssen, der Herzog hätte bei dem Marschall es durchsetzen können“, klagte Emma.

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein“, tröstete Graf Soden. „Was zur Rettung Palms geschehen konnte, ist doch wahrlich geschehen, und nichts, gar nichts ist versäumt worden. Ihrer Thatkraft und Ihrem Mute zollen wir beide, unser lieber Pech und ich, das allerhöchste Lob. Lassen wir den Ärmsten in Frieden ruhen.“

„O, er war ein großer Charakter“, sagte nun Pech, „ein ganzer Mann. Vielleicht hätte er sein Leben retten können, wenn er den Schergen den Namen des Verfassers der Schrift ‚Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung‘ hätte angeben wollen. Er hat es nicht gethan, er ist mannhaft in den Tod gegangen. Sein Blut komme über Napoleon und seinen Henkersknecht Berthier“, setzte der alte Mann mit bebender Stimme hinzu. „Möge die Erinnerung an diesen feigen Mord noch des Marschalls letzte Stunden trüben.“[1])

„Ei, ei, mein lieber Pech“, sagte Graf Soden in leicht verweisendem Tone, „das ist kein ganz christlicher Wunsch. Sie hörten doch soeben, daß Palm vor seinem Hingang all seinen Feinden aus Herzensgrund vergeben hat, was sie ihm Schlimmes angethan. Aber sagen Sie doch, Fräulein, was ist aus Ihrem Verlobten geworden?“

Die Angeredete schrak bei dieser Frage aus tiefem Sinnen auf, ihre Rechte griff nach der hohen Stirn, wie wenn sie dem Kampfe widerstreitender Gefühle und Gedanken ein Ziel setzen wollte, dann aber antwortete sie rasch gefaßt:

„Seit Wochen habe ich, trotz des eifrigsten Nachforschens, nichts mehr gehört über sein Schicksal; seitdem er sich von mir in Bamberg verabschiedet, um sich hierher zu begeben, will niemand ihn gesehen haben. Auch die Franzosen suchten ihn, vor mehr als zwei Wochen belästigte ein Offizier meine arme Mama mit den peinlichsten Fragen über den mutmaßlichen Aufenthalt ihres zukünftigen Schwiegersohnes, wie er sagte. Aber es handelte sich, wie ich hinterher erfahren, nur um eine Zeugenvernehmung, auch ist der Kutscher, der ihn damals gefahren, unterdes wieder freigelassen worden. Ob die Soldaten, welche er des Raubes beschuldigt hatte, bestraft worden sind, weiß ich nicht. Sicher aber ist das eine, daß man meinem Bräutigam alles abgenommen, was er bei sich getragen. Diese Gegenstände, Uhr, Ringe, Brieftasche, wurden uns wieder zurückgestellt, wie Erlaucht ja wissen. Aber von ihm selbst fehlt jede Spur, und ich muß meinen Bräutigam als unwiderbringlich verloren betrachten. Wie schrecklich ist mir der Gedanke, daß er unter Mörderhand sein Leben verhaucht. Ach! bliebe mir wenigstens der Trost, an seinem Grabe beten zu dürfen.“

Die Sprechende barg das Gesicht in ihre beiden Hände und weinte bitterlich. Gerührt blickten die beiden anderen auf sie, und keiner wagte es, den heiligen Schmerz des Mädchens auch nur durch ein einziges Wort zu stören.

Da vernahm man schwere Männertritte, es erstieg jemand die steile Treppe, die zu den Gelassen des zweiten Stockes führte. Dann klopfte es, der Gehilfe trat ein, dem Buchhalter einen Brief zu übergeben, worauf er sich mit der Meldung, daß der Überbringer unten warte, diskret zurückzog.

„Erlaucht entschuldigen“, sagte Pech, „die Sache scheint Eile zu haben. Aber, was ist das?“ fuhr er dann fort, den Brief aufmerksamer betrachtend. „An den Buchhändler J. P. Palm persönlich zu übergeben, dringend.“ „Was kann das sein? Diese Handschrift ist mir nur zu genau bekannt. Ah, kein Zweifel — — nein, nein, es kann nicht sein, und doch — — es ist Herr Professor Yelin, der da schreibt.“

[1]) Bekanntlich wurde auf König Ludwigs Befehl später an Palms Hause zu Nürnberg eine Gedenktafel angebracht, die Worte enthaltend: „Er fiel ein Opfer Napoleonischer Tyrannei“.

[1]) Alexander Berthier, Herzog von Neufchatel, Fürst von Wagram, verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in völliger Geisteszerrüttung. Durch den Einmarsch russischer Truppen in Verwirrung gesetzt, stürzte er sich am 1. Juni 1815 in Bamberg, wo er bei seinem Schwiegervater, dem Herzog Wilhelm, wohnte, von einem Fenster des Schlosses auf die Straße herab; daß er aus Unvorsichtigkeit einen tödlichen Fall gethan, glaubten nur die allerwenigsten.

Und er öffnete rasch den Brief und begann zu lesen.

Mit Spannung blickten Graf Soden und Emma auf ihn.

„Wunderbar, höchst wunderbar. Hören Sie nur", begann der brave Buchhalter. „Der Herr Professor lebt, wenngleich er noch nicht reisen kann. Da steht es zu lesen, daß er damals, im Begriff nach Nürnberg zu fahren, aus dem Wagen geschleudert, bewußtlos und schwer verwundet liegen geblieben, dann wahrscheinlich ausgeraubt wurde, bis später ein des Weges kommender Bauer ihn aufgeladen und nach seinem Einödhof bei Poppenreut gefahren, wo die Tochter ihn, der wochenlang am Rande des Grabes geschwebt, aufs sorgsamste verpflegt. Er weiß noch kein Wörtchen von dem traurigen Geschick unseres guten Herrn Palm, denn er verlangt dringend von ihm einen Bericht über die letzten Vorkommnisse. Gleichzeitig mit diesem Brief hat er einen andern nach Bamberg geschickt, an Sie, Fräulein Emma. Eher zu schreiben, war ihm durchaus nicht möglich. Herr Palm soll dem Boten, der unten wartet, Antwort mitgeben."

„Er lebt, mein Geliebter lebt", jubelte jetzt das Mädchen, „auf der Stelle eile ich zu ihm, um ihm alles Unrecht abzubitten, das ich ihm im stillen gänzlich unberechtigt und grundlos zugefügt. Aber noch eines habe ich mir von Ihnen, Erlaucht, und auch von Ihnen, lieber Pech zu erbitten. Nur wir drei allein wissen um den Namen des Urhebers jenes verfemten Büchleins, das für den Verleger so verhängnisvoll werden sollte. Fortan muß der Name des Verfassers unter uns dreien ein streng zu hütendes Geheimnis bleiben. Wollen Sie mir das versprechen, ja?" und die Sprecherin reichte jedem der beiden eine ihrer Hände. Dann gaben Graf Soden und der Buchhalter das feierliche Versprechen ab, jederzeit und gegen jedermann zu schweigen, worauf Emma fortfuhr: „In fleckenloser Reinheit steht meines Erwählten Charakter vor uns und vor der richtenden Nachwelt da. Auf dem Wege, dem armen Palm Rettung zu bringen, ereilte ihn das Geschick, denn ein Höherer hatte es anders beschlossen. Mein Verlobter war nie willens, sich feige zu verstecken, damit ein anderer sein Vergehen an seiner Statt büße. Der arme Palm hat getreulich sein Wort gehalten, den Namen des Verfassers niemals über die Lippen zu bringen, und ist erhobenen Hauptes in den Tod gegangen, und genau so, ich wage es kühn zu behaupten, hätte Professor Konrad Yelin gehandelt, denn so und nicht anders handelt in solchem Falle jeder deutsche Mann."

Wie Anno 1538 eine fürstliche, köstliche Hochzeit zu Weißenhorn gehalten wurde.

Von Joseph Hall, Stadtpfarrer in Weißenhorn.

Bis 1342 regierten über Stadt und Herrschaft Weißenhorn die Edlen v. Neuffen (auch Neifen, Neysen, Nyffen). Sie waren auch Grafen der bislang in historisches Dunkel gehüllten Grafschaft Marstetten. Der letzte dieses Stammes, Berthold, war mit Kaiser Ludwig dem Bayer eng verbündet und als Feldhauptmann in seinen Diensten, weshalb er von ihm auch die erledigten Herrschaften Graisbach und Lechsgemünde erhielt. Er starb 1342 ohne erbberechtigte männliche Nachkommen. Seine Erbtochter Anna war mit Friedrich von Landshut († 1393), einem Sohne Stephans II. und Enkel des Kaisers Ludwig vermählt, und durch diese Heirat kam Weißenhorn mit Buch und Zugehör an die Wittelsbacher, welche auch die Herrschaft Kirchberg kauften und anderes dazu erwarben. Dies dauerte bis zum Tode Georg des Reichen († 1503). Nach dem traurigen Landshuter Erbfolgekriege beanspruchte Kaiser Max I. für seine keineswegs uneigennützigen Dienste diese Gebiete. So wurde das vorher bayerische Weißenhorn um 1507 österreichisch. Doch standen die Herrschaften nicht lange unter direkter österreichischer Regierung. Kaiser Max I., der um 1513 hier das neue Schloß bauen ließ, hatte bei dem reichen Fugger in Augsburg viel Geld entlehnt. Für diese Schulden verpfändete er schon am 30. Dezember 1508 die Herrschaften Kirchberg und Weißenhorn an Jakob Fugger. Dieser starb am 30. Dezember 1526, und danach kamen die Herrschaften an die Brüder Raimund und Anton Fugger und ihren Vetter Hieronymus. Wie nun die zierliche Tochter des Raimund Fugger Anno 1538 hier feierliche Hochzeit hielt, soll erzählt werden. Ein hiesiger Kaplan, Nikolaus Thoman, jetzt heißt man's Benefiziat, der von 1480 bis nach 1540 hier angestellt war, hat es getreulich aufgeschrieben. Der Leser findet den Urtext gedruckt in Baumanns Quellen des Bauernkriegs in Oberschwaben, S. 217 ff. Der Bericht aber lautet also:

Im Jahre des Herrn 1538 ist eine Heirat verabredet worden zwischen dem Wohlgeborenen Herrn Johann Jakob Freiherrn v. Mörsberg und zwischen Herrn Antoni Fugger. Sie betraf seines sel. Bruders Raimundus Fugger Tochter Regina. Die Vollendung der Heirat ist verordnet worden her gen Weißenhorn auf den 8. Tag des hl. Pfingsttags; das war Montag der 17. Tag des Monats Juni [1]). Da ist die Hochzeit gehalten worden. Mit großen Kosten, viel Zier und Arbeit ist es zugegangen. Das mag der Leser nach der Wahrheit ohne Schmeichelworte vernehmen, wie denn die Suppenesser und Federklauberthun. Solche sind sonst nur zu viele dagewesen, daher bedarf es an diesem Orte gar nicht zu übertreiben.

Vor dem Kastenhaus wurde eine lange große Küche aufgeschlagen mit drei Aus- und drei Eingängen. Etliche Köche kamen schon zehn Tage vorher und noch früher und rüsteten sich zu aller Notdurft mit allen Dingen. Alle Notdurft war zweifach und dreifach vorhanden.

In folgendem sind die Namen aufgezeichnet der Grafen, Freiherren, Ritter, Edlen und Gesandten, die bei der Hochzeit zugegen waren. Herr Johann Jakob, Freiherr v. Mörsberg als Bräutigam. Graf Wolf von Montfort, Graf Friedrich von Fürstenberg, Graf Jörg von Helfenstein, Herr Franz v. Mörsberg, Herr Hans Jakob v. Königsegg, Wilhelm Truchseß, Herr Alexius Turso, Freiherr, hat seine Botschaft da gehabt und eine schöne goldene Kredenz geschenkt und 100 Dukaten darin, Christoph Turso, Bernhard Turso, Freiherren, Melchior v. Reinach, Herr Hans Adam vom Stein, Herr Hans Baumgarter, Eberhart v. Freyberg, Georg Besserer, Bürgermeister von Ulm, Jakob Truchseß, die Gesandten von Roggenburg,

[1]) Im Text steht wohl der 7., aber das war Freitag vor Pfingsten, das auf den 9. Juni fiel. Es kann also nur der 17. sein.

Georg v. Rechberg, Hans Truchseß, Hermann v. Schwoppach, Walter v. Wendelsdorf, der Großkellner von Weiblingen, Konrad v. Thierberg, Hans Philipp Schad, Sigmund v. Altersdorf, Georg Hermann, Hans v. Hainwil, Hieronymus Rem, Georg Zend, Walter Echinger, Hans v. Rechberg, Hans Christoph Schad, Hans Jakob Fugger, Konrad Kornbeck, Hans Echinger, Hans Renz, Ludwig Honold, die Gesandten von Weißenhorn.

Die Braut (Regina) war ein schönes Frauenzimmer, fast trefflich von Leibesgestalt, von Gestein, Gold, Silber, und Kleidung. Etliche Landsaber (Goldschmied), die sich auf solche Zierung, Edelgestein und anderes mehr verstehen als der gemeine Mann, haben gesagt, daß sie keine solche Kleinhat (Kleinodien) je gesehen hätten. Dabei ist auch gewesen eine köstliche Musika. Die haben geschickt Pfalzgraf Friedrich und Herzog Ottheinrich einen Posauner. Desgleichen schickten die von Augsburg drei ihrer Stadtpfeifer, die in aller Musika die berühmtesten gewesen sind, als sie in deutschen Landen hätten gefunden werden mögen. So ist auch männiglich von Herren und Knechten mit Essen und Trinken überflüssig geleistet worden.

An Fischen hatte man Aale, Forellen, Selmling, Welinen, Hechte, Brexmen und Krebse. An Forellen wurden 6 Zentner und etliche Pfund, je ein Pfund zu 12 Kreuzer hergebracht, und hat sie Utz Wundener von Augsburg geführt. An Selmlingen hat der Wundener 3 Zentner von Füssen herabgebracht. Aale hat der Wundener 2 Zentner aus dem Algäu gebracht. Welinen 1½ Zentner sind in der Stadt Biberach gekauft worden, eine ist darunter gewesen, die wog 60 Pfund, die hatte ein großes Maul! — 5 Zentner Hechte hat der Abt von Wiblingen gegeben. Barmen 2½ Zentner sind zu Ulm gekauft worden, Krebse 11½ Zentner (!) je ein Pfund Krebs um 10 Kreuzer hat Utz, Vogt von Donauwörth, von der Altmühl heraufgebracht.

An Wildbret hatte man 16 Stück, darunter neun jagdbare Hirsche. Ein Stück Wild, das bei Illerzell gefangen wurde, hatte hinten ein (besonderes) Zeichen, aber an Kopf und Hals ist es wie ein Gewild, auch an der Spur ist es ein Hirsch gewesen. Auf dem Kopf hatte es einen Kolben, 3 Zoll lang.

Kapaunen brachte man 608; der Kastner ließ den größeren Teil im Ries kaufen. Hennen brachte man 250; Hühner 1800. Den Mehrerteil hat ein Hennenhändler von Erfingen gekauft; für das Stück bezahlte man 3 Kreuzer, die übrigen sind in dem „Amt“ (Herrschaft) genommen worden.

Es waren zwei Küchen thätig, die eine im Schloß und die andere beim Kastenhaus. Aus der einen speiste man im Schloß, aus der andern im neuen Haus am Markt. Da viele Tische besetzt waren, hat man zwei Tage morgens und abends mit vielem Essen gespeist. Zuletzt beim Essen kamen Krebse auf alle Tische, desgleichen seltsame Pasteten, von Wildbret und Fisch gemacht. Ich habe nicht ganz erforschen können, wie köstlich und fürstlich es zugegangen ist. Etliche Grafen speisten mit großer Zier in ihrer Herberge. Desgleichen nahmen sie am Morgen guten Wein mit Zugehör und abends einen Schlaftrunk, der bei etlichen mit großem Pomp bis nach Mitternacht währte, mit Fischen, Pasteten und seltsamem Beiessen, aus fernen Landen hergebracht.

Der Trank ist gewesen Rheinfall, Malvasier, roter und weißer Rheinwein, Rosatzer, Neckarwein und Eimbeckisch Weißbier. Die Herren tranken am meisten Rosatzer und weißen Neckarwein und das Bier. Für die Knechte hat man Rosatzer und weißen Rheinwein gegeben oder, was ein jeglicher begehrt hat und zwar einen guten langen Zug, wie die Fuhrleute den Rossen zusprechen an den hohen Bergen und Steigen, damit sie fast ziehen. Es sind auch große hölzerne Kannen, darin man den Wein aufgetragen hat, gebraucht worden. Die sind Tag und Nacht hin und her gejagt worden, wie im Herbst die Lerchen streichen. Es müßte ein Emsiger gewesen, der die „Retzen“ (dienstbaren Geister?) bei der Nacht zusammengebracht hätte, sie hatten alle Dienst, und zwar weit von einander, und bekamen wenig Ruhe.

An Haber wurde während dieser Hochzeit 344 Ime verfüttert. An Vensen hat man 106 Ime abgebacken. Es hat männiglich genug bekommen, und ist bei aller Speisung viel übrig geblieben, besonders Pasteten von Wildbret und Fischen. Auch ist kein Mensch mit dem andern uneins geworden. Noch wär' eins, und zwar fast das beste und liebste dahinten geblieben; rate, was ist das? — Der Tanz! Der war alle Nacht „auf das Haus“ (?) bis um 10, 11 oder 12 Uhr.

Am Aftermontag (18. Juni) zog der mehrere Teil ab, insonderheit die von Augsburg und die aus der Nachbarschaft. Etliche Grafen blieben bis an Donnerstag corporis Christi, Fronleichnamsfest (20. Juni), Graf Wolf von Montfort und der Bräutigam, Herr Hans Jakob, führten den Priester mit dem Sakrament bei der Prozession.

Etliche Tage nach dieser Hochzeit entstand hier ein großes Geschrei, nämlich die von Ulm hätten Weißenhorn gekauft, und würde Weißenhorn mit Zugehör in kurzem zu deren Händen kommen. Man hat darauf große Verwettung gethan; einer sagte dem andern zu, er wolle einen Gulden von ihm nehmen, wenn nicht, wolle er ihm 10 Gulden geben; für und für geschah dies um großes Geld. Die Handwerksleute als „Karterer“ und andere kamen heraus nach Weißenhorn und baten die Weber, daß sie wiederum bei ihnen ihre Tücher „karteten“. Seit einiger Zeit geschah es beim Fugger dahier. Das ist eine Wahrheit, die nicht verneint werden mag. —

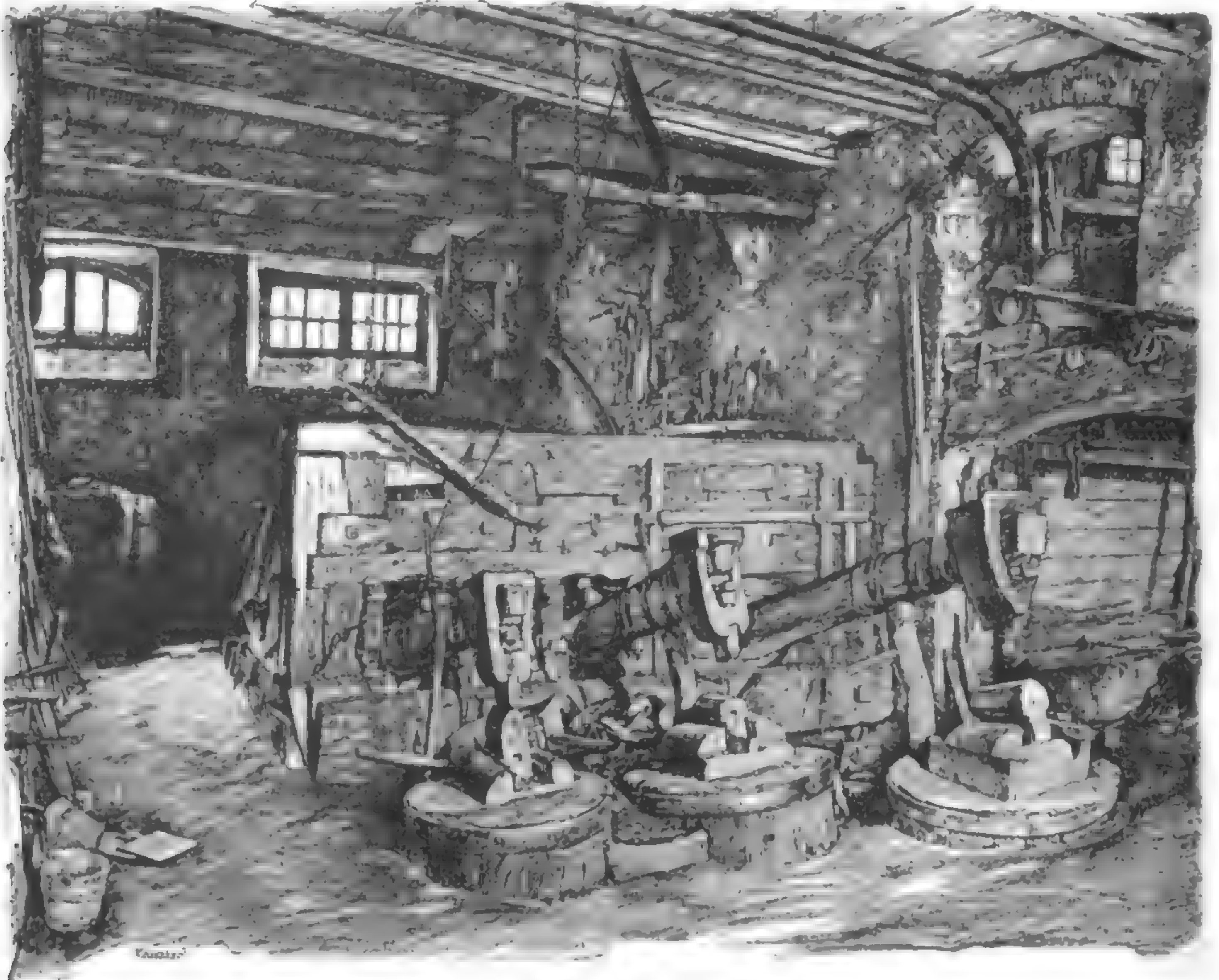
So weit unser Chronist über diese fürstliche, köstliche Hochzeit. Ob einer der hohen Herren etwa im Weinhumor das letzterwähnte Gerücht als Hochzeitsbären ausgehen ließ, oder, ob es anderweitig entstand, läßt sich nicht feststellen. Der greise Thoman ist in seinen Angaben sehr zuverlässig, mit dem Eifer eines modernen Reporters machte er ausfindig, was er seiner Chronik einverleibte. Wie es mit der kirchlichen Feier ging, hat er leider verschwiegen, gleich, als wäre sie über Pomp und Gasterei schon damals in den Hintergrund getreten. Ich kann es dem neugierigen Leser auch nicht sagen, da die hiesigen Matrikeln erst 150 Jahre später beginnen. Ebenso wenig weiß ich, ob Herr Hans Jakob Freiherr v. Mörsberg mit seiner edlen Gemahlin Regina Fugger ein langes, glückliches Familienleben geführt hat. Die Meinung, Weißenhorn komme zur Reichsstadt Ulm, hat sich nie bewahrheitet. Es blieb ein vorderösterreichisches Landstädtchen bis 1806, wo es wieder bayerisch wurde, wie es vor 1504 war. Die Herrschaften Weißenhorn mit Buch, Pfaffenhofen und Kirchberg mit Wullenstetten blieben als österreichische Pfandschaft in der gräflich Fuggerschen Familie bis 1735, wo sie für die genannte Familie zum erblichen Lehen wurden.

Schmiede im Hochland.

Von Arthur Achleitner.

Unter den Dorfhandwerkern des Gebirges ist der Schneider der letzte und der Schmied der erste. Nach dem Schmied, den jeder braucht, der Roß und Wagen besitzt, rangiert der Schuster, der infolge des großen Schuhverbrauches troß massiver und derb genagelter Sohlen selten allein, oft mit mehreren Gesellen arbeitet. Wenn es anginge, würde der Gebirgsbauer jeden Handwerker ignorieren, er pfuscht in jedes Handwerk ein wenig und hilft sich selber, so lange es geht, und dazu zwingt ihn meist die einschichtige Lage seines Besitztums. Wenn aber die Gäule frisch beschlagen und an den Wagen Reparaturen vorgenommen werden sollen, dann muß eben doch die Schmiede aufgesucht werden, deren es an schier allen Straßen gibt.

Je lebhafter der Verkehr an den Straßen, desto größer die Schmiede am rauschenden Bergbach, der im Frondienst die schweren Hämmer heben muß. Es sind die Bergschmieden meist malerisch gelegene Gebäude, teils massiv aus Stein gebaut mit breitem Eingangsthor oder ganz aus Holz, die braun verwitterten Balken roh gefügt, Gebäude, die den Eindruck hervorrufen, als müßte bei dem nächsten Hammerschlag auf das rotglühende Eisen die morsche Hütte zerfallen oder in Flammen aufgehen. Aber selten hört man vom Brand einer Schmiede. Die Hammerschmiede, deren Inneres unser Bild zeigt, ist bei aller einfachen Einrichtung schon ein größeres Industrieunternehmen, denn wir sehen drei Hämmer bereit zum wuchtigen kurzen Schlag auf den primitiven, aber fest in den Boden gerammten Amboß. Dieser Schmied hat also sicher einen Gesellen und wahrscheinlich auch einen Lehrling. Fast jeder Schmied ist zugleich Ökonom, weil der Handwerksverdienst zu unregelmäßig, bald viel, bald gar nichts zu thun ist. Daß der Schmied als Doctor bestialis, ja auch als Menschenarzt auftritt, sagt der Name „Kurschmied“. Bei der Bedeutung der Hufeisen im Volksglauben begreift sich das Ansehen der Schmiedezunft im Landvolk. Man opfert dem Patron der Rosse, dem hl. Leonhard, die Hufeisen gefallener Pferde und erbittet seinen Schutz und seine Fürbitte für künftige Zeiten. Das Leonhardskirchlein auf dem Tölzer Kalvarienberg umspannt eine Kette von 460 ineinander geschmiedeten Hufeisen. Um die Latscher Leonhardskirche bei Brixen hängt gleichfalls eine Kette, deren



Hammerschmiede im Gebirge. Von Viktor Sieger.

jedes Glied einen Fuß lang ist. Die Kette geht 2 1/4 mal herum. Jedes Jahr wird ein neues Glied, der Jahrring, angeschmiedet, reicht die Kette dreimal herum, dann geht die Welt unter. (Sepp, Alt-bayer. Sagenschatz.)

Ex voto Hufeisen findet man in Bayern sehr häufig. In Irland nagelt man das Hufeisen als heilbringend an die Hausthür und schwört beim „heiligen Eisen". An der Domkirche zu Wexio in Schweden hängt das Hufeisen vom Rosse Odins. An der Kirchthür zu Heilsberg in Thüringen haftet ein großes Hufeisen, angeblich vom Pferde des Bonifacius, der an Stelle Baldrs (Phol), des Patrons der Fohlen, substituiert worden ist. In Niederbayern nennt man die Fohlen „Heiße", die bei den Kelten dem Hesus empfohlen waren. Jemand die „Eisen herabreißen", heißt im Isarwinkel, ihm Mut und Kraft nehmen.

Kleine Mitteilungen.

Max Emanuel vor Carmagnola. Wir haben bereits mehrfach der einst in den Schulen des Landes eingeführten trefflichen bayerischen Fürstenbilder (München, Verlag von Braun & Schneider) gedacht. Die Blätter sind nicht allein durch ihre historische Bedeutung, sondern auch durch ihren Kunstwert hervorragend. Mit Erlaubnis des Verlegers geben wir eines derselben in Nachbildung, da das dargestellte Ereignis just in diesen Tagen sein 200jähriges Jubiläum feiert. Es behandelt eine Episode aus dem Feldzuge, welchen Max Emanuel als Verbündeter des Kaisers gegen die Franzosen 1691 in Piemont führte. Catinat, einer der berühmtesten Heerführer Louis' XIV. kommandierte die französische Armee, neben dem bayerischen Kurfürsten befehligte Prinz Eugen von Savoyen. Wir folgen bei der Darstellung der Ereignisse unserem geschätzten Mitarbeiter, Herrn Hauptmann Leonhard Winkler, durch auszugsweise Mitteilung aus seinem vortrefflichen Werke: „Der Anteil der bayerischen Armee an den Feldzügen in Piemont 1691 bis 1696". — „Durch die Eroberung der Festung Carmagnola glaubte man, Turin und die ganze Umgebung von der unbequemen Nachbarschaft dieser feindlichen Garnison zu befreien, ferner hoffte man, es könnte diese Belagerung Catinat möglicherweise zu einer Aktion veranlassen, wenn er es unternähme, der Stadt zu Hilfe zu eilen. Die Alliierten marschierten nun am linken Po-Ufer abwärts. Prinz Eugen an der Spitze der Avantgarde wurde mit der Einschließung beauftragt, und am 27. September war dieselbe mit ca. 2000 Mann Kavallerie vollzogen. Max Emanuel führte die Armee am 26. bei Carde und Moretta über den Po und schritt zur förmlichen Belagerung. Am 28. September beginnt die Cernierung.



Max Emanuel vor Carmagnola.

Carmagnola war von den Franzosen durch Verbesserung der vorhandenen Fortifikationen zu einer starken Festung umgeschaffen worden. Es besaß eine mit Türmen versehene steinerne Ringmauer und eine bastionierte Umfassung nach italienischer Manier, mit einem Kastell. Die vorhandenen sieben Bastione waren sowohl in- als außerhalb mit doppelten Wassergräben und Palissaden verstärkt, und da, wo keine Moräste sich befanden, halbe Monde und Ravelins angelegt. Die Franzosen hatten einen bedeckten Weg mit Brustwehr gebaut und alle Bäume um die Stadt rasiert. Nach vorgenommener Rekognoszierung wurden am 1. Oktober in Gegenwart des Kurfürsten von Bayern sämtlichen Regimentern die Lagerplätze angewiesen. Bei dieser Gelegenheit schickte M. du Plessis, Kommandant der Festung, einen Tambour zu Max Emanuel und ließ fragen, „wo Se. kurfürstliche Durchlaucht Dero Quartier hätten, damit er befehlen könne, daß man Sie nicht mit Stücken inkommodiere." Max Emanuel gab höchst ritterlich zur Antwort, daß Sie dem Kommandanten Dank sagen und ihm zu wissen thun ließen, daß sein Quartier aller Orten im Lager wäre.

Als Pendant hierzu und als Beispiel der damals auch im Kriege allgemein gültigen höfischen Formen sei hier erwähnt, daß Max Emanuel am Namensfest des Königs Ludwig XIV. dem zu jener Zeit bei der französischen Armee in Piemont befindlichen Dauphin durch zwei Trompeter ein herrliches Blumenbouquet überbringen ließ.

Am 8. Oktober begann das Bombardement aus 40 Stücken. Aber der Donner der Kanonen verstummte bald, denn schon mittags schlugen die Belagerten Chamade und schickten Geiseln, um zu kapitulieren. Am nächsten Tage war die Kapitulation bereits unterzeichnet, derzufolge die französische Garnison am 9. Oktober mit Sack und Pack nach Pignerol abmarschieren durfte. Die Stipulationen fanden aber schlechte Erfüllung, denn die Franzosen wurden auf dem Marsche von den französischen Refugiés und deutschen Truppen überfallen und alles Gepäckes beraubt. Beim Ausmarsch aus der Festung sind von dem französischen Regiment „Elsaß" (Alsacienne) — jenes Regiment, von welchem die Herzöge von Zweibrücken und zuletzt auch noch Herzog Max, der spätere König Max I. von Bayern, Inhaber waren — mehrere deutsche Soldaten zur kurfürstlichen Infanterie übergelaufen. Festungskommandant wurde Graf von Moretto, welcher schon früher in gleicher Eigenschaft fungiert hatte.

Am 11. Oktober feierte man die glückliche Eroberung durch ein solennes „Te deum laudamus", und der Kurfürst erließ am 10. Oktober auch an den geheimen Rat zu München ein Befehlschreiben des Inhalts, daß in der Lieben Frauenkirche wegen der mit Accord eroberten Festung Carmagnola das Te deum laudamus zu halten sei. Die Eroberung von Carmagnola hatte im ganzen nur 86 Tote und 150 Blessierte gekostet. Zwanzig Kanonen, einige Mörser und eine große Menge von Munition und sonstigem Kriegsmaterial wurden die Beute der Sieger.

Der Klosterfisch. An der Nordwand der Kirche in Weiterskirchen, B.-A. Ebersberg, ist auf der äußeren vorderen Seite in einer Höhe von ca. 4 m, ein schwarzer Fisch in der Größe eines normalen Spiegelkarpfens, in Reliefarbeit angebracht. Die Kirche in Weiterskirchen, welche vom Kloster Beiharting aus pastoriert wurde, ward während einer Schwedeninvasion zerstört und laut eines über der Eingangsthür angebrachten Gedenksteines 1642 wieder aufgebaut. Beim Bau sollen die Arbeiter, da die Gegend ziemlich ausgefressen war, keine andere Kost bekommen haben als Fische, und auf jede Vorstellung über diese einförmige kraftlose Ernährung, so erzählt eine Sage, hat Propst Johann III. von Beyharting, Fische und immer wieder Fische aus dem Klosterweiher geschickt, was den Baumeister veranlaßt haben mag, durch oben beschriebenes Wahrzeichen die Erinnerung daran der Nachwelt zu erhalten. W. A.

Ein Gedenkstein im Brunnen. Im Garten des Bauernanwesens „Zum Gerz" in Hohenthan, B.-A. Rosenheim, befindet sich ein alter Brunnen mit einem eigentümlichen Erinnerungszeichen. In dem Brunnen, der mit großen behauenen Tuffquadern herausgemauert ist, ist im oberen Dritteile dieser Auskleidung ein Stein mit eingemeißeltem Totenkopf, einem Kreuz und Jahrzahl 1631 eingesetzt. Die Volkssage schließt aus diesen Zeichen, daß beim Bau des Brunnens ein Menschenleben zu Grunde gegangen ist, eine Vermutung, welche nichts Unwahrscheinliches hat, weil wir wissen, daß unsere Vorfahren für gewisse Ereignisse häufig gleich an Ort und Stelle Andenken schufen. A. W.

Aus der Türkenzeit. In einem Tagebuch des fürstlich Würzburgischen Oberamtmanns Friedrich Hermann v. Mauchenheim, genannt Bechtolsheim findet sich nachstehender Vermerk: „Statt Kitzingen. Ao. 1688 19. Aprilis haben wir einen Jungen Türcken Joseph genant, welchen Hr. Lieutenant Schell In eroberung Offen in Ungarn bekommen und mir geschenckt, eines alters ohngefehr 11 Jahr in dahiesiger Pfarr Kirchen durch den Statt Pfarr H. Johann Seyfert s. s. theologiae Dr. tauffen und ihn Frantz Adam nennen lassen. Sein patten seint gewesen Johann Frantz Undt Johann Adam Gebrüder Zobell Von Gibelstat meiner fr. Schwester Kinder. weilen aber obbenante beyde Brüder nicht erscheinen können, indeme der Hans Adam als Domherr zu Würzburg seine erste residentz gethan, so ist für diesen Hr. Johann georg Meyer Ursulinarum Director, für den andern aber Hr. Philipp Antoni Roshirt hochf. Würtzb. Statt Vogt dahier zu Gevatter gestanden. Des getaufften Zunahm heißt Christ welchen er sich selbst auserwehlt. Crescat Deo sibi et patriae."

Kann vielleicht eine Familie Christ sich auf diesen getauften Türkenknaben zurückleiten? F. v. B.

An unsere Leser.

Das „Bayerland" vollendet mit dieser Nummer seinen zweiten Jahrgang. Wir legen uns die Frage vor, ob wir uns die Zufriedenheit unserer Leser erworben haben, und wir erhalten sofort das beistimmende Ja durch die Thatsache, daß die Zahl der Freunde des „Bayerland" sich stets gemehrt hat. Die Zahl der Abonnenten ist in erfreulichem Wachstume begriffen, der Kreis der Mitarbeiter erweitert sich von Tag zu Tag. Auch in diesem Jahre ist dem „Bayerland" das hohe Glück beschieden gewesen, sich der Gnade Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten zu erfreuen, dessen huldvolles Wohlwollen thatsächlichen Ausdruck in einer Allerhöchsten Ordre fand, welche das Abonnement von 100 Exemplaren für den königlichen Hof befahl, eine Unterstützung, für welche hier unser ehrfurchtsvollster Dank dargebracht sei. Nachdem schon im ersten Jahre das königliche Kriegsministerium durch eine höchste Ministerialentschließung das „Bayerland" den sämtlichen Truppenteilen der Armee zur Anschaffung empfohlen, haben wir im zweiten Jahre die erfreuliche Thatsache zu melden, daß das königliche Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten in einer höchsten Ministerialentschließung vom 9. November 1890 dem „Bayerland" Worte lobendster Anerkennung widmete, die Anschaffung desselben den Schulen und Lehranstalten des Landes gestattete und wärmstens empfahl. Wir sind hochbeglückt, daß unser ehrliches unermüdetes Streben solche Anerkennung von solcher Stelle gefunden hat. Unser Dankgefühl äußert sich am besten, indem wir unablässig und mit allen Kräften unser Ziel verfolgen, die Kenntnis des Heimatlandes, heimischen Wesens, heimischer Sitte und Geschichte durch fesselnde Darstellung in Wort und Bild zu fördern. Das „Bayerland" wird und muß das Lieblingsblatt jeder bayerischen Familie werden. Wir haben im verflossenen Jahre vor keinem Opfer zurückgescheut, das „Bayerland" sowohl durch seinen innern Gehalt als durch äußere Ausstattung und illustrativen Schmuck auf einer Höhe zu erhalten, welche ihm ermöglicht, die Konkurrenz mit den übrigen illustrierten Journalen zu bestehen. Wir haben die Zahl der Illustrationen um mehr als die Hälfte vermehrt, wir haben durch Vergrößerung des Blattes Raum geschaffen, um die unumgänglich notwendige Verbindung mit der unmittelbaren Gegenwart herzustellen, ohne dadurch das Bayerland in seiner besondern Eigenart zu schädigen, ohne es mit politischen oder religiösen Tagesfragen in Berührung zu bringen. Wir haben von allen Seiten rückhaltlose Anerkennung gefunden, daß wir in der heutigen Zeit schroffer Gegensätze den richtigen Weg zu wandeln wußten, ohne zu verletzen, ohne anzustoßen. Wir können nicht umhin, darauf hinzuweisen, welche Fürsorge wir der Hebung des für Bayern so wichtigen Fremdenverkehrs gewidmet haben. Unsere Thätigkeit in dieser Beziehung hat lebhaften Beifall gefunden.

Wir wissen uns an der Schwelle des neuen Jahrganges so einig mit unsern Lesern, als daß wir nicht überzeugt wären, daß sie uns alle getreulich in den neuen Jahrgang herübergeleiten werden. Ihr Wirken sei jedoch nicht darauf beschränkt; möge jeder einzelne einen neuen Freund gewinnen, dann hat auch er für „sein Blatt", für sein „Bayerland" gearbeitet.

Wir haben bei Beginn des ersten Jahrganges darauf hingewiesen, daß der Name „Bayerland" unser Werk schirmen solle. Was wir seither schufen, zeigte, daß wir würdig seien, ihn an unsere Spitze zu stellen. Auch heute rufen und laden wir mit diesem Namen und wir sind gewiß, freudigen Wiederhall zu finden.

Verlag und Redaktion des „Bayerland".

Verantwortlicher Redakteur H. Leher, München, Rumfordstraße 44. — Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München.





